This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,776

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

MITTHEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDACTIONS-COMITÉ:

HOFRATH PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRATH FRANZ HEGER, SECTIONSCHEF ARTHUR FRH. v. HOHENBRUCK, CUSTOS JOSEF SZOMBATHY (BIS OCTOBER 1901), HOFRATH PROF. DR. EMIL ZUCKERKANDL, DR. L. BOUCHAL (SEIT NOVEMBER 1901).

REDACTEUR: DR. WILHELM HEIN.

XXXI. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE I. BAND.)

MIT 4 TAFELN UND 235 TEXT-ABBILDUNGEN.

WIEN.

IN COMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1901.

GV
2
.A7
v.1

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Holl, Dr. M.: Mozarts Ohr. Eine anatomische Studie. (Mit 3 Abbildungen) 1
Lasch, Dr. Richard: Die Verstümmelung der Zähne in Amerika und Bemerkungen zur Zahndeformierung im Allgemeinen 13
Yamasaki, Dr. N.: Ein Besuch in den Kopfjägerdörfern auf Formosa. (Mit 24 Originalabbildungen) . 23
Herman, Otto: Die Fängigkeit der Fischzäune und Fischreusen. (Mit 23 Abbildungen) 38
Preen, Hugo von: Opferung aus Thonkopfurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach. (Mit 30 Abbildungen) 52
Kretschmer, Dr. Paul: Das Märchen vom Blaubart 62
Seler, Dr. Eduard: Die Ausgrabungen am Orte des Haupttempels in Mexico. (Mit 20 Abbildungen) . 113
— Die Huichol-Indianer des Staates Jalisco in Mexico. (Mit 22 Abbildungen) 1
Gorjanović-Kramberger, Dr. K.: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. (Mit 4 Tafeln und 13 Textabbildungen) 164
Andrian-Werburg, Freiherr von: Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker 225
Fuchs, Karl: Der Burzenländer-Hof. (Mit 28 Abbildungen) 275
Winternitz, Dr. M.: Die Flutsagen des Alterthums und der Naturvölker 305
Fuchs, Karl: Über das Székler Haus. (Mit 12 Textabbildungen) 334
Reinecke, Dr. P.: Die La Tène-Funde vom Gräberfelde von Reichenhall. (Mit 1 Textabbildung) . . . 340

LITERATUR-BERICHTE.

A. ANTHROPOLOGIE.

Beck G.: Der Urmensch 348
Jankó, Dr. Johann: Magyarische Typen 350
Kraitschek, Dr. Gustav: Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasial-Jugend . . . 201
— Europäische Menschenrassen 349
Mahoudeau, Pierre G., et Capitan: La question de l'homme tertiaire à Thenay 206
Martin, Rudolf: Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach 88
Mayet, Lucien: Documents d'Anthropologie criminelle 201
Onnis, Dr. E. Ardu: Contributo all' antropologia della Sardegna 349
Pittard, Eugène: Étude de diverses séries de crânes anciens de la Vallée du Rhône 348
The Journal of the Anthropological Society of Tokyo 217
Trojanović, Prof. Dr. Sima: Die Trepanation bei den Serben 374

B. URGESCHICHTE.

Déchelette, Joseph: Le Hradischt de Stradonic en Bohème et les fouilles de Bibracte 353
Étude d'Archéologie comparée 354
Evans, Arthur J.: The Palace of Knossos 209
Forrer R.: Zur Ur- und Frühgeschichte Elsass-Lothringens 352
Heierli, Jakob: Urgeschichte der Schweiz 205
Köhler, Dr. K.: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogthumes Posen 205
Luschan, Felix von: Die Karl Knorr'sche Sammlung von Benin-Alterthümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart 220

Seite

Mariani, Lucio: Aufidena. Ricerche archeologiche e storiche nel Sannio settentrionale 207
Milani, Luigi Adriano: Studi e Materiali di Archeologia e Numismatica 211
Mortillet, Gabriel et Adrien de: Le Préhistorique. Origine et antiquité de l'homme 112
Müllner A.: Typische Formen aus den archäologischen Sammlungen des krainischen Landesmuseums »Rudolphinum« in Laibach in photographischen Reproductionen 108
Schliz, Dr. A.: Das steinzeitliche Dorf Großgartach 202
— Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend 351
Szombathy Josef: Das Grabfeld zu Idria bei Bača in der Grafschaft Görz 109
Vjesnik hrvatskoga archeološkoga društva 111
Woldřich, J. N.: Lagerplatz des diluvialen Menschen und seine Culturstufe in der Generalka bei Prag 355

C. ETHNOLOGIE.

1. Allgemeines; Zeitschriften, Sammelwerke.

Bastian, A.: Die Probleme humanistischer Fragestellungen und deren Beantwortungsweisen unter den Zeichen der Zeit 357
Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient. Première année 366
Chamberlain, Alexander Francis: The Child 89
Colozza, G. A.: Psychologie und Pädagogik des Kinderspieles 360
Etnografičnij zbirnik 93
Lasch, Richard: Besitzen die Naturvölker ein persönliches Ehrgefühl? Ein Beitrag zur Ethik der Naturvölker 299
»Lud« (Das Volk) VI. Jahrgang. Lemberg 190 92
Müller, Dr. Josef: Das sexuelle Leben der Naturvölker 213
Pischel, Richard: Die Heimat des Puppenspieles 359
»Prawda« (Die Wahrheit) 364
Schlosser, Julius von: Zur Genesis der mittelalterlichen Kunstanschauung 212
Winternitz, Dr. M.: Völkerkunde, Volkskunde und Philologie 89
Wisła (Die Weichsel) XIV. Jahrgang 1900 361
Woermann Karl: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. I. Band. Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker 358

2. Specielle Ethnographie und Volkskunde.

Andrée, Richard: Braunschweiger Volkskunde 368
Bartels, Adolf: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit 369
Beauquier Ch.: Les mois en Franche-Comté 214
Bion von Smyrna: Adonis. Deutsch und griechisch von Ulrich von Willamowitz 373
Boesch, Hans: Kinderleben in der deutschen Vergangenheit 369
Caland W.: Altindisches Zauberritual. Probe einer Übersetzung der wichtigsten Theile des Kâuçika-Sûtra 97
Fewkes, J. Walter: A theatrical performance at Walpi 106
— The New-Fire Ceremony at Walpi 107
Foy W.: Schwerter von der Celébes-See 98
— Zur Frage nach der Herkunft einiger alter Jagdhörner aus Elfenbein: Portugal oder Benin? . . 221
— Muschelschamdeckel von Broome, Roebuck Bay, Nordwest-Australien 223
Geyer M.: Osterlandsagen. Sagen, Bilder und Geschichten aus dem Altenburger Ostkreise 371
Grisanti C.: Usi, credenze, proverbi e racconti popolari di Isnello 372
Hock, Stephan: Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur 370
Jong, Karl Hendrik Eduard de: De Apuleio Isiacorum mysteriorum teste 90
Jühling, Johannes: Die Thiere in der deutschen Volksmedicin alter und neuer Zeit 368
Koudelka, Florian: Lidové léčeni dobytka. (Über die volksübliche Behandlung von krankem Vieh) . 214
Melodje Ludowe Litewskie. (Litauische Volksweisen) 374
Meltzer, Hans: Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode 373
Meyer, A. B., und Richter O.: Die Helme aus Messingblech von Celébes und den Molukken 375

Seite

Much, Dr. Rudolf: Deutsche Stammeskunde 91
Preuss, Dr. K. Th.: I. Die Hieroglyphe des Krieges. II. Kosmische Hieroglyphen der Mexicaner . . 300
Roth, Walter E.: Ethnological Studies among the North-West-Central Queensland Aborigines 223
Rouffaer G. P.: Oost-Indische Weefsels, Javaansche Batik's en Oud-Indische Meubelen 219
Sébillot Paul: Contes des landes et des grèves 94
Seler, Dr. Eduard: Das Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung. Eine altmexicanis he Bilderhandschrift der Bibliothek Nationale in Paris 100
Spencer, Baldwin M. A., und Gillen F. I.: The Native Tribes of Central Australia 222
Stoll, Otto: Die Erhebungen über Volksmedicin in der Schweiz 367
Stratz C. H.: Die Frauenkleidung 299
Wilda Johannes: Von Hongkong nach Moskau, ostasiatische Reisen 376
Zdekauer, Dr. A.: Über die Sundainseln nach Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel 220

NEKROLOGE.

Gustav Bancalari 71
F. Max Müller 80
Arthur Hazelius 198
Karl Weinhold 297
Wilhelm Tomaschek 345

F. Weber: Zur Abwehr 224

Autoren- und Sachregister . . . . . [I]

DRUCKFEHLER UND VERBESSERUNGEN.

Seite	16,	Zeile 22:	»anzizi«	soll heißen	»anzisi«.
»	36,	» 22 von unten:	»*kūdǐ*«	» »	»*kūdi*«.
»	36,	» 19 » »	»*pōkān*«	» »	»*pōkan*«.
»	125,	» 19 » »	»*Conatl*«	» »	»*Couatl*«.
»	166,	» 7:	»antiquitatis«	» »	»Merckii«.
»	166,	» 7:	»tichorhinus«	» »	»megarhinus«.
»	166,	» 10: nach »Moustérien« einzufügen: ‚ja dem tiefsten »Chelléen«'.			
»	166,	» 13:	»antiquitatis«	soll heißen	»Merckii«.
»	167,	» 13:	»	» »	»
»	176,	» 12:	»	» »	»
»	179,	» 20:	»	» »	»
»	179,	» 20:	»tichorhinus) Blumb.«	» »	»megarhinus) Christ.«.
»	180,	» 7 von unten:	»antiquitatis«	» »	»Merckii«.
»	242,	» 18:	»Molukken«	» »	»Malakka«.

» 284 Abbildung 138 ist verkehrt gestellt.

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Mozarts Ohr.

Eine anatomische Studie.

Von **Prof. Dr. M. Holl** in Graz.

(Mit 3 Abbildungen.)

Das Mozart-Museum in Salzburg bewahrt ein Aquarell (Abb. 1), in welchem zwei Ohren (jedes ein linkes) dargestellt werden; unter dem einen Ohr steht geschrieben: »Mozarts Ohr«, unter dem anderen: »Ein gewöhnliches Ohr«.

Der Katalog[1]) führt an, dass das Aquarell ein Geschenk von Herrn Arthur Gaye sei, und erläutert dasselbe wie folgt: »Nach dem Ohr von Mozarts Sohne Wolfgang, der des Vaters feines Gehör hatte und von dem Mozart scherzend prophezeite, ‚es werde dieses Kind ein echter Mozart werden', weil der Kleine einst weinend in den Ton einstimmte, aus dem der Vater eben auf dem Clavier spielte. Selbst die Gesichtszüge waren denen des Vaters sehr ähnlich, wie dies allgemein von jenen behauptet wurde, die letzteren kannten.«

Eine Reproduction (Abb. 2) des Aquarells jedoch in lithographischer Ausführung (Kreide) bringt die von G. N. v. Nissen herausgegebene Biographie W. A. Mozarts.[2]) Eine Besprechung dieser Zeichnung gibt Nissen jedoch nur bei der Schilderung von Mozarts Sohne Wolfgang; sie lautet: »Die Gesichtszüge und Ohren des Sohnes Wolfgang sind denen des Vaters ähnlich; was außerordentlich merkwürdig zu sein scheint, ist der Bau an Mozarts Ohren, ganz verschieden von den gewöhnlichen und die, im Vorbeigehen gesagt, nur sein jüngster Sohn von ihm geerbt hat. Aus dieser beiliegenden Abbildung ist ersichtlich, worin der Unterschied besteht.«

Bild und Schrift machen also auf eine besondere und gleichartige Bildung der Ohren bei W. A. Mozart und seinem Sohne Wolfgang aufmerksam.

Ein anderer Hinweis auf Mozarts Ohren findet sich im Kataloge[3]) des Mozart-Museums gelegentlich der Erläuterung einer im »Geburtszimmer« hängenden Photographie: »W. A. Mozart als Knabe am Clavier«, nach dem im Besitze des Consuls Herrn F. Bamberg in Messina befindlichen Originale, nämlich einer, wahrscheinlich von Streicher angefertigten, minierten Bleistiftzeichnung, welche Mozart linksgewendet im Profil zeigt. Der Katalog gibt folgende Notiz: »Geschmeichelt ist dem Originale gewiss nicht, hiefür bürgt so manches Detail, wie die schroffe Form der Augenbrauen und des Ohres, welches bekanntlich bei Mozart abnorm war, wie uns Nissen versichert. Jedenfalls dürfte diese Zeichnung, ohne den höheren Anforderungen eines vollendeten Porträts entsprochen zu haben, seinerzeit dem Originale sehr ähnlich gewesen sein.«[4])

[1]) Herausgegeben von Joh. Ev. Engl. 2. Aufl., Salzburg, im Juni 1898, S 13, Nr. 38.

[2]) Biographie W. A. Mozarts von G. N. v. Nissen; nach dessen Tode herausgegeben von Constanze, Witwe v. Nissen, früher Witwe Mozart. Leipzig 1828, S. 586.

[3]) a. a. O. 12, Nr. 29.

[4]) An dieser Stelle möge die Aussage Hyrtls »Mozart hatte bekanntlich große Ohren« Erwähnung finden. In dem 12. Jahresberichte der internationalen Stiftung »Mozarteum« in Salzburg (Salzburg 1892, S. 36) wird von Joh. Ev. Engl in dem Aufsatze: »W. A. Mozarts Schädel« unter anderem folgendes berichtet: L. A. Frankl bringt am 8. Jänner in der »Neuen Freien Presse« die folgende Beschreibung des Schädels, wie sie Hofrath Hyrtl ihm 1868 in die Feder dictierte: »... Mozart starb im 34. (richtig im 36. Lebensjahre)

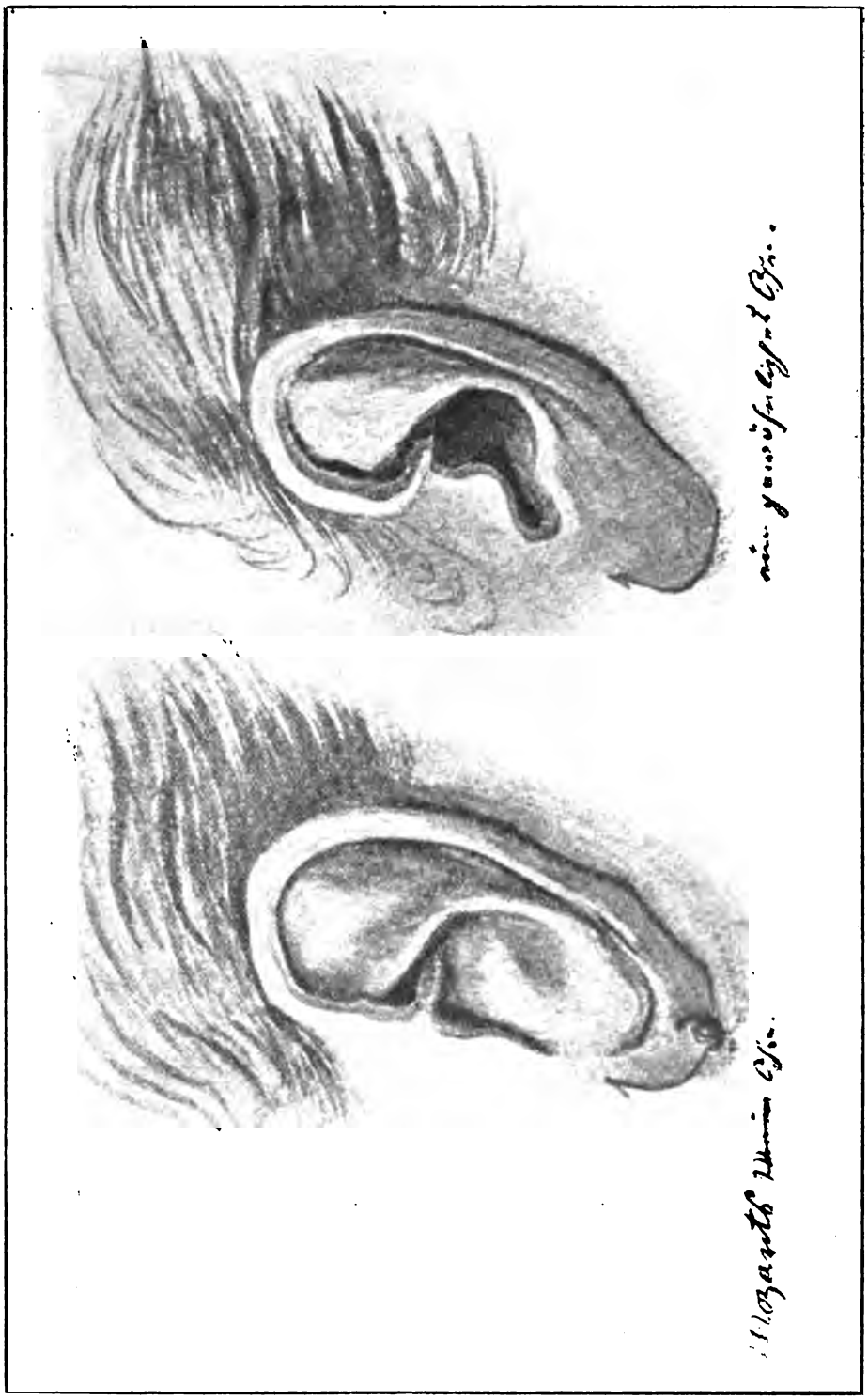


Abb. 1. Copie des im Mozart-Museum in Salzburg befindlichen Aquarelles.

Mit Bewilligung der internationalen Stiftung »Mozarteum« in Salzburg reproduciert. Nachdruck verboten.

In der Nummer 22 vom 2. Juni 1898 der »Deutschen medicinischen Wochenschrift« veröffentlichte Dr. P. H. Gerber (Privatdocent in Königsberg) eine anatomische Studie: »Mozarts Ohr«; Verfasser stützt sich in seinen Ausführungen auf das im Mozart-Museum befindliche Aquarell, von welchem er eine Abbildung (Abb. 3) gibt, wie er sie nach dem Aquarelle an Ort und Stelle angefertigt hat.

Gerber, der, wie es scheint, annimmt, dass das im Aquarell dargestellte Ohr W. A. Mozarts, des Vaters, Ohr betrifft, kommt nach seinen Darlegungen zu folgendem Ergebnisse:

»Nach alledem also haben wir es in Mozarts Ohr mit einer Missbildung zu thun, die nicht nur sehr unschön — nach Massgabe der Anpassung unseres ästhetischen

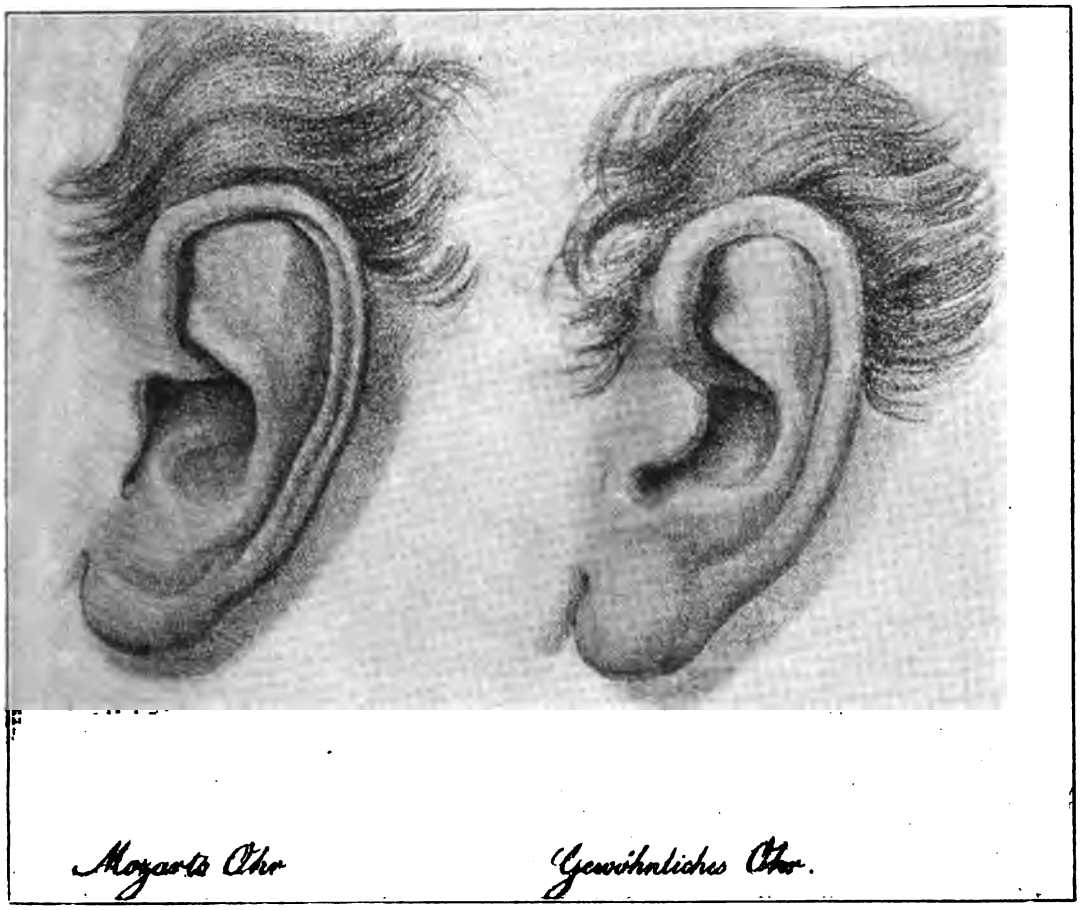


Abb. 2. Reproduction des Aquarelles in Nissens Biographie »W. A. Mozart«.

Empfindens an das gegebene Normale — sondern auch auf einer tieferen Entwicklungsstufe stehen geblieben ist. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals hat dem Manne, dessen

Er hatte bekanntlich große Ohren, solche hängen mit großen Gehörgängen zusammen. Diese sind an dem vorliegenden Schädel absolut weit. . .« Engl bemerkt hierzu: »Dass von einem ‚großen Ohr' (wenn darunter die äußere Ohrmuschel gemeint sein soll) von den Mitlebenden nie etwas erwähnt wurde.« Alle Biographen schildern nach Mittheilungen der nächsten Angehörigen Mozarts und übereinstimmend: »Er war von auffallend kleiner, unansehnlicher Figur, sein Kopf zwar dick, für seinen Körper verhältnismässig zu groß; Ohren, Mund, Hände, Füße waren diesem gut proportioniert, nur die Nase war in ihrer Größe in gleicher Körperschmalheit, wie nach der Verheiratung, auffallend, und im »Morgenblatt« wird er einmal der ‚enorm benaste Mozart' genannt.« Hyrtls Mittheilung erscheint belanglos, da ja einerseits große Ohren häufig genug beobachtet werden und anderseits aus einem »großen« Gehörgange nicht mit Sicherheit auf ein großes Ohr geschlossen

innerliches Ohr sozusagen die höchste menschliche Entwicklung erreicht hat, ein zurückgebliebenes und missbildetes äußeres Ohr gegeben.«

Diese Gerber'sche Mittheilung über Mozarts Ohr wird, eben weil es sich um Mozart handelt, besonderes Interesse erregen, und dies umsomehr, da dieselbe als Ergebnis einer eingehenden anatomischen Untersuchung des Mozart'schen Ohres erscheint. Es wird nicht nur die Nissen'sche Angabe bestätigt, sondern auch in anatomischer Weise erläutert, worin das Besondere und Auffallende an Mozarts Ohr bestanden habe.

Wegen der Bedeutung, die die Gerber'sche Mittheilung für sich in Anspruch nimmt, seien aus derselben folgende Einzelheiten hervorgehoben: Ein Ohr wie dasjenige Mozarts fällt auch dem Laien auf durch die Anzahl und den Grad seiner Abweichungen: 1. Während bei einem gewöhnlichen Ohr der Verlauf des äußeren Randes der Muschel, die ganze Helix (Abb. 3, *a b c*) einer schön geschwungenen Bogenlinie folgt, deren auf- und absteigender

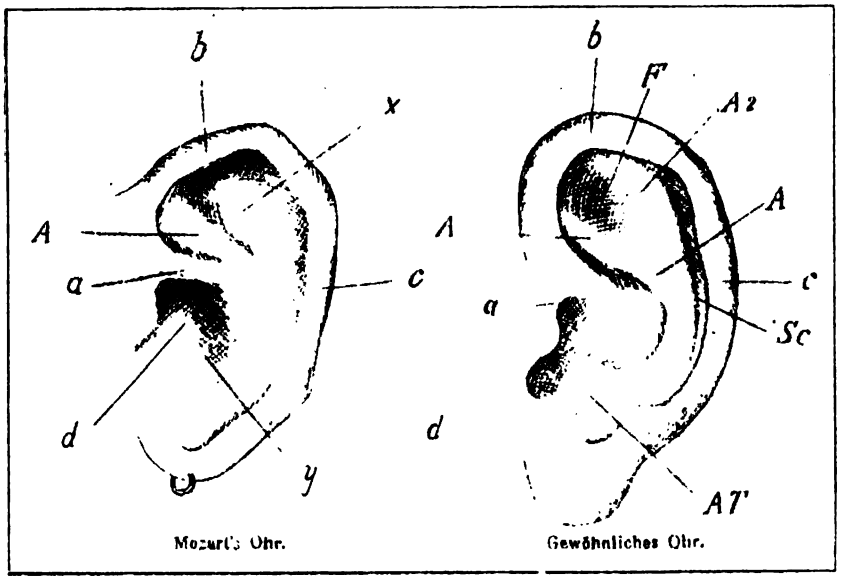


Abb. 3. Gerbers Reproduction des im Mozart-Museum in Salzburg befindlichen Aquarelles. (Abb. 1.)

Theil ein untrennbares Ganze bildet, etwa den Anfang einer Spirale, verläuft bei Mozarts Ohr die Wurzel (Abb. 3, *a*) der Helix annähernd horizontal und setzt sich dann mit einem deutlichen, nur noch wenig stumpfen Winkel gegen den aufsteigenden Schenkel (*b*) ab, und dieser wiederum geht mit einem scharfen, fast rechtwinkeligen Knick in den absteigenden Schenkel (*c*) über. Dadurch erhält der obere Theil der Ohrmuschel statt der gewöhnlichen Richtung nach vorne scheinbar eine nach hinten geneigte. Da, wo der absteigende Schenkel sich in den Ansatz des Ohrläppchens verlieren soll, bildet der äußere Rand der Helix — hier aber

werden kann und endlich darum, weil es fraglich ist, ob der in Hyrtls Besitz gewesene Schädel wirklich der Mozarts war. (Engl berichtet in dem oben angeführten Kataloge S. 16, dass nach Hyrtls Tode Mozarts Schädel wieder auf eine mysteriöse Weise verschwunden ist, wie er seinerzeit gefunden wurde. Eine nach Hyrtls Tode von Bürgermeister Zeller in Salzburg am 1. August 1894 an Hyrtls Freund und Testamentsvollstrecker Herrn V. Schöffel in Mödling gerichtete Anfrage bezüglich Mozarts Schädel wurde von diesem am 11. August dahin beantwortet: »1. dass das Testament über den mysteriösen Schädel [Mozarts] nicht die leiseste Andeutung enthält, und 2. dass weder im Thurmzimmer, wo Dr. Hyrtl seine Präparate, Schädel und Skelette in Perchtoldsdorf aufbewahrte, noch in den übrigen Räumlichkeiten dieser fragliche Schädel vorgefunden wurde, da Dr. Hyrtl seines Wissens alle daselbst aufbewahrten Gegenstände dieser Art bei Lebzeiten verschenkte«.)

nur dieser — wieder einen deutlichen Winkel durch einen kleinen Vorsprung. 2. Von der Gegenleiste (Antihelix) ist an Mozarts Ohr fast nichts mehr vorhanden als eine schmale, verkümmerte Leiste, deren oberer Theil dem unteren Schenkel der Antihelix (Abb 3, *A*) entspricht, während ein dem oberen Schenkel entsprechender Theil überhaupt nicht existiert. Anstatt einer Fossa intercruralis oder triangularis (Abb. 3, *F*) besteht eine glatte, gar nicht weiter modellierte Ebene (Abb. 3, *x*), die diesem Theil der Muschel ein dürftiges, charakterloses Aussehen gibt. 3. Der obere Theil der Concha (Cymba conchae) ist an Mozarts Ohr ganz verlegt, da der obere Theil (Abb. 3, *A*) der Antihelix sich dicht über die Wurzel (Abb. 3. *a*) der Helix legt. 4. Es ist kein Antitragus vorhanden. 5. Die Concha ist abnorm groß, sieht glatt und charakterlos aus, einerseits weil der Antitragus fehlt und anderseits das Rudiment der Antihelix direct am Helix endet. 6. Das Ohrläppchen fehlt vollkommen; das Rudiment, das vorhanden ist, erscheint nur eben als eine Fortsetzung der Helix. 7. Die rudimentäre Entwicklung der Antihelix und des Antitragus kommt meist zusammen und besonders bei einer bestimmten Kategorie von Ohren: den Breitohren, vor. 8. Das Mozart'sche Ohr wird durch einen Index von etwa 64·5 unter die Breitohren rubriciert. Da das Breitohr anthropologisch tiefer steht als das Langohr, steht Mozarts Ohr auf einer tieferen Entwicklungsstufe. Dafür spricht noch 9. das Fehlen des Ohrläppchens, welches bei niederen Menschenrassen entschieden geringer entwickelt ist, als bei den höheren.

Die im Auszuge mitgetheilten Angaben Gerbers über Mozarts Ohr stimmen wohl mit den Befunden, wie sie an der von ihm selbst im Mozart-Museum an Ort und Stelle nach dem Aquarelle angefertigten Zeichnung (Abb. 3) wahrzunehmen sind, vollständig überein, aber nur zum geringsten Theile stimmen sie mit den Befunden, welche das Mozart'sche Ohr im Aquarell (Abb. 1) aufweist; ja gerade in den wichtigsten Punkten ist hier zwischen Beschreibung und Befund kein Einklang zu finden.

Vergleicht man die Gerber'sche Reproduction (Abb. 3) mit dem Originale (Aquarell) (Abb. 1), so zeigt sich, dass die erstere gerade in den wesentlichsten Theilen andere Verhältnisse als das Original aufweist. Die Zeichnung ist derart ungenau gehalten, dass man unmöglich von einer wirklichen Reproduction des Mozart'schen Ohres nach dem Aquarelle sprechen kann. Das von Gerber dargestellte angebliche Ohr Mozarts trägt in der That alle jene Gebrechen an sich, welche Gerber anführt.

Da nun Gerbers Beschreibung des Mozart'schen Ohres sich nicht auf das Original (Aquarell), sondern auf die von ihm selbst hergestellte, unrichtige Zeichnung bezieht, so geht hervor, dass Gerbers anatomische Darstellung des Mozart'schen Ohres hinfällig ist; ebenso hinfällig wird natürlich seine Schlussfolgerung, dass Mozart ein in der Entwicklung zurückgebliebenes und mißbildetes äusseres Ohr besessen hat.

Aus den folgenden Mittheilungen wird sich ergeben, in welchen wichtigen Punkten Gerber bei der Herstellung der Zeichnung und bei der Beschreibung sich geirrt hat.

Aus dem bisher Angeführten geht hervor, dass eine anatomische Untersuchung der Originalabbildung (Aquarell) des Mozart'schen Ohres noch aussteht, wie auch ferners die Angabe Nissens, dass Mozart von den gewöhnlichen Ohren ganz verschiedene hatte (»was außerordentlich merkwürdig zu sein scheint«, Nissen), eingehend zu erörtern ist; es ist dann schließlich darzulegen, worin denn die eigenthümliche Beschaffenheit des Mozart'schen Ohres bestanden hat. Zunächst sei bemerkt, dass es sich bei der zu gebenden Erörterung nicht um beide Ohren, wie Nissen meint, sondern nur um den Befund des einen, und zwar des linken Ohres handeln kann; denn im Aquarelle ist nur das linke Ohr Mozarts abgebildet; aus der Gestaltung dieses ist man nicht berechtigt, auf eine gleiche des rechten Ohres mit Sicherheit zu schließen.

Bevor auf die anatomische Darstellung des Mozart'schen Ohres nach dem Aquarelle eingegangen wird, muss bemerkt werden, dass als Ergänzung für die Untersuchung auch die Nissen'sche Abbildung (Lithographie) (Abb. 2) herangezogen werden kann und muss.

Einer gütigen, brieflichen Mittheilung des Vorstandes des Mozart-Museums in Salzburg, Herrn Joh. Ev. Engl, entnehme ich, dass das Aquarell als das Original anzusehen ist und dass Nissen die lithographische Abbildung (Kreide) anfertigen liess, welche letztere, wie schon früher erwähnt wurde, der Nissen'schen Biographie Mozarts beigegeben ist.

Vergleicht man Original (Abb. 1) und Copie (Abb. 2), so zeigt sich, dass die letztere keine absolut genaue genannt werden kann. Die Copie weist Abweichungen auf, welche wohl als sogenannte Freiheiten des Zeichners aufzufassen sind; so z. B. eine längs des hinteren Helixantheiles verlaufende Rinne, die im Originale nicht zu sehen ist und auch sonst nicht beobachtet wird; der Sulcus supralobularis ist am Aquarelle viel deutlicher als in der Lithographie ausgeprägt; die übrigen Abweichungen der Copie sind kaum hervorhebenswert (so fehlt u. a. in der Copie der im Originale dargestellte Ohrring). Wenn man von der Darstellung der erwähnten Rinne absieht, so muss man sagen, dass die Lithographie das Aquarell mit großer Naturtreue wiedergibt; die einzelnen Theile des Ohres sind in ersterer mit sicherer Hand kräftig und prägnant hervorgehoben, und es kann die lithographische Darstellung eine viel bessere als die mittels des Aquarells hergestellte genannt werden. Der Zeichner hat die Einzelheiten des Ohres, wie sie das Aquarell zeigt, klar und deutlich und, was die Hauptsache ist, mit großem Verständnisse wiedergegeben.

Ein Blick auf das Aquarell und die Lithographie genügt, um zu erkennen, dass das Mozart'sche Ohr sich von einem gewöhnlichen Ohr wirklich auffallend unterscheidet, und zwar in der Gegend der äußeren Ohröffnung und der sogenannten Muschel (Concha). Alle anderen vorhandenen Abweichungen, so z. B. die Form und der Verlauf der Helix, die undeutliche Ausprägung des oberen Schenkels der Antihelix und damit einhergehend die geringe Modellierung der Fossa triangularis, der Übergang der Fossa scaphoidea in den Sulcus supralobularis u. s. w., sind so geringfügiger Natur und werden so häufig beobachtet, dass sie als besondere Eigenthümlichkeiten des Mozart'schen Ohres nicht angeführt werden können.

Das von den gewöhnlichen Verhältnissen abweichende Verhalten an Mozarts Ohre besteht darin, dass 1. der Zugang zur äußeren Gehöröffnung als eine steile, enge Spalte und 2. die Muschel (Concha) eingeengt, fast ganz fehlend erscheint.[1]) Beides ist bedingt durch einen Wulst, der beim Antitragus und mit diesem verschmolzen beginnt, längs des hinteren Randes der Gehöröffnung aufsteigt und sich dann nach hinten, oben wendet, um in dem hinteren oberen Antheile der Muschel (Concha), in der Nähe des hinteren Endes des Wurzelstückes der Leiste (Crus helicis) sich zu verlieren. Dadurch, dass der Wulst knapp bei der Gehöröffnung, hinter dem Tragus aufsteigt, wird der Zugang zur äußeren Gehöröffnung steil und spaltförmig, und dadurch, dass er durch den vorderen und oberen hinteren Theil der Muschel zieht, bleibt von der meist so geräumigen, muschelförmigen Vertiefung des Ohres nur eine kleine Grube übrig, welche eben von dem Wulste, dem Antitragus und dem Stamme der Antihelix begrenzt wird.[2]) Dadurch, dass das untere

[1]) Hiermit finden die Angaben Gerbers ihre Erledigung. Es mag noch angeführt werden, dass am Mozart'schen Ohre weder der Antitragus, noch der Lobulus auriculae fehlt, wie Gerber meint. Die Concha ist nicht weit und flach, sondern im Gegentheile eingeengt. Mozarts Ohr ist auch kein Breitohr.

[2]) Ein kleiner Rest der Muschel (Concha) ist auch noch zwischen dem Wulste, dem Crus helicis vorhanden.

Ende (des Stammes) der Antihelix, wie es ja häufig der Fall ist, in den Antitragus unmerklich ausläuft (Schwalbe), dieser aber mit dem Beginne des Wulstes im Zusammenhange ist, erscheint der Antitragus unscharf modelliert, und anderseits erscheint das untere Ende (Stamm) der Antihelix, Antitragus und Wulst als eine einzige, spiralförmig verlaufende, gewulstete Leiste. Ob der Wulst mit seinem oberen Ende mit dem Wurzelstücke der Helix (dem Crus helicis) im Zusammenhange ist oder nicht, lässt sich weder aus dem Aquarelle, noch aus der Lithographie ermitteln.

Das Auftreten eines Wulstes in der Muschel (Concha) ist also die besondere Eigenthümlichkeit und das eigentlich Abnorme an Mozarts Ohr. Der Wulst ist es, der die eigenthümliche Plastik und das Auffällige an Mozarts Ohr bedingt.

Die Abnormität, welche Mozarts Ohr zeigt, ist in der anatomischen Literatur bekannt und wird mit dem nicht ganz zweckmäßigen (Schwalbe) Namen »fehlende Concha« bezeichnet. Frl. Petrona Eyle[1]) hat derartige Anomalien der Ohrmuschel zuerst abgebildet und für sie den Ausdruck »fehlende Concha« angewendet.

Das Vorkommen einer derartigen Anomalie hält das Mittel zwischen Seltenheit und Häufigkeit ein. Die Bildung ist mit Schwalbe[2]) und Gradenigo[3]) als Varietät, bedingt durch entwicklungsgeschichtliche Verhältnisse, aufzufassen; hervorhebenswert ist, dass sie sich vererben kann.

Betreffs der entwicklungsgeschichtlichen Zustände der Ohrmuschel wäre, mit Rücksicht auf den in Rede stehenden Fall, auf Folgendes aufmerksam zu machen:

His[4]) gibt an, dass etwa in der Mitte der Schwangerschaftszeit die verschiedenen secundären Verbindungen der Ohrmuschel vollzogen und alle später vorhandenen Theile scharf unterscheidbar sind. In einem Punkte jedoch weicht die Ohrmuschel zu der Zeit noch erheblich von ihrer späteren Form ab: sie besitzt noch keine irgendwie ausgedehnte Concha; sowohl die Cymba als die Cavitas conchae sind nur durch schmale Spalten repräsentiert, die Reste der früheren Fossa angularis, ebenso ist die Incisura intertragica ein sehr enger Schlitz.

Es ist nicht zu verkennen, dass diese von His gegebene Beschreibung des Entwicklungszustandes der Ohrmuschel große Ähnlichkeit mit dem Befunde der Anomalie aufweist; ja, Rohrer[5]) weist geradezu hin, »dass diese Schilderung ein vollkommen zutreffendes Bild der in der Arbeit Eyles als fehlende Concha und spaltförmige Incisura intertragica beschriebenen Bildungsanomalie gibt«. (Hierselbst auch die Bemerkung, dass diese Abnormität sich vererben kann.) Schwalbe[6]) und Gradenigo[7]) gehen auf den entwicklungsgeschichtlichen Befund und seine Beziehung zu der Abnormität näher ein; ersterer handelt den Gegenstand in dem Abschnitt »Crus helicis«, letzterer unter »Concha« ab.

Nach Schwalbe kann das Crus helicis einen sehr verschiedenen Grad der Entwicklung zeigen, unter vollständiger Trennung der Cymba und Cavitas conchae sich nach hinten mit dem Stamme der Antihelix verbinden (Féré und Séglas), eine Bildung, die sich im embryonalen Leben constant findet. Eine weitere Besonderheit kann darin bestehen, dass vom unteren Umfange des Crus helicis sich hinter dem hinteren Rande

[1]) Über Bildungsanomalien der Ohrmuschel. Zürich 1891, Fig. 2, 8, 12 und 13.

[2]) Handbuch der Anatomie des Menschen, herausgegeben von K. v. Bardeleben. 6. Lief. Sinnesorgane; das äußere Ohr, von G. Schwalbe. Jena 1898, S. 136.

[3]) Über die Formanomalie der Ohrmuschel. Archiv für Ohrenheilkunde. Leipzig 1892, Bd. XXXIII, S. 25.

[4]) Anatomie menschlicher Embryonen. Leipzig 1885, Bd. III.

[5]) Über Bildungsanomalien der Ohrmuschel. Wiener medicinische Wochenschrift. Nr. 1, 1894, S.-A. S. 2.

[6]) a. a. O. 126.

[7]) a. a. O. 25 und 26.

der Gehörgangsöffnung eine Leiste herabzieht. Dies ist embryonal die Regel, beim Erwachsenen selten. Eyle bezeichnet diese Varietät nicht ganz zweckmäßig als »Mangel der Concha«.

Nach Gradenigo kann die Concha folgende bemerkenswerte Varietäten darbieten: 1. Eine vorspringende Leiste in der Verlängerungsrichtung des Crus helicis nach der Antihelix hin (Processus inferior helicis hyoidalis Gradenigo[1]); sie wurde exact von Féré und Séglas beschrieben, ihre Existenz wurde von His[2]) bei menschlichen Embryonen bestätigt. Beim Menschen kommt diese Leiste regelmäßig während des embryonalen Lebens vor; sie wurde mit Unrecht als eine Verlängerung des Crus helicis gegen die Antihelix betrachtet, gleichsam als ein Processus cruris helicis ad antihelicem; vom embryologischen Standpunkte aus muss sie als ein Derivat der Helix hyoidalis angesehen werden. 2. Eine vorspringende Leiste, welche sich vom Crus helicis nach unten und hinten, längs der hinteren Umrandung des Gehörganges gegen den Antitragus hin fortsetzt. Diese beim Fötus regelmäßig vorkommende Leiste erhält sich beim Erwachsenen viel seltener als die vorhin erwähnte. Eyle stellte diese Anomalie in sehr demonstrativen Figuren dar und bezeichnet sie als Mangel der Concha. Obgleich es nun richtig ist, dass, wenn die in Rede stehende Leiste gut markiert ist, der untere Abschnitt der Concha von derselben fast ausgefüllt wird, so glaubt Gradenigo doch, dass obige Benennung zu Missverständnissen Anlass geben kann, und er möchte deshalb vorschlagen, das Leistchen Processus antitragi ad crus helicis zu nennen, da es sich seines Erachtens um eine Verlängerung des Tragus handelt, eine Verlängerung, die morphologisch zu dem von ihm beschriebenen System der longitudinalen und transversalen Streifen der Helix hyoidalis gehört.

Im Wesen deckt sich der Inhalt der Angaben Schwalbes und Gradenigos; und diese, mit den Befunden an Mozarts Ohr verglichen, ergeben, dass die Varietät an demselben durch Ausbildung einer beim Fötus regelmäßig vorkommenden, hinter dem hinteren Rande der Gehörgangsöffnung herabziehenden, die Concha durchsetzenden Leiste bedingt ist, welche nach Schwalbe vom unteren Umfange des Crus helicis herabsteigt, oder, wie Gradenigo meint, vom Antitragus zum Crus helicis zieht.

Ein, wenn auch geringer, Unterschied zwischen der Bildung am Mozart'schen Ohr und den Fällen der »fehlenden Concha« (Processus antitragi ad crus helicis Gradenigo, Processus cruris helicis Schwalbe) bleibt doch bestehen, der nämlich, dass beim Mozart'schen Ohr die Leiste mit dem Crus helicis keinen Zusammenhang aufweist, während in den bekannten Fällen die Verbindung besteht. Diesem Unterschied braucht jedoch keine besondere Bedeutung beigelegt zu werden, da ja der obere Theil der Leiste im Laufe der Entwicklung geschwunden sein kann; schwindet ja in der Regel die ganze Leiste.

Aus dem Mitgetheilten geht also hervor, dass Mozarts Ohr in der Gegend des äußeren Gehörganges und der Muschel (Concha) eine eigenthümliche Modellierung aufweist, welche in entwicklungsgeschichtlichen Vorgängen begründet ist und in der anatomischen Literatur als »fehlende Concha« bezeichnet wird. Es handelt sich um keine Missbildung, um keine niedere Entwicklung des Ohres, sondern um eine Varietätbildung, eine individuelle Variation der Ohrmuschel, welche besondere Formeigenthümlichkeit statt »fehlende Concha« mit dem Namen Mozart'sches Ohr bezeichnet werden könnte.[3])

[1]) Die Formentwicklung der Ohrmuschel. Centralblatt für die medicin. Wissenschaft. 1883.

[2]) Comptes rendus du Congrès Otologique intern. de Bâle 1884.

[3]) Rohrer (a. a. O.), welcher zwei Fälle von fehlender Concha (Crus helicis zum Antitragus sich herabwindend) in den Fig. 7 und 8 abbildet, ist der Meinung, dass in den Eyle'schen Fig. 2, 8, 12 und 13,

Es muss schliesslich auch die Frage, ob die Varietätbildung das Ohr W. A. Mozarts oder seines Sohnes oder das beider betrifft, zur Erörterung und Beantwortung gelangen.

Wie früher angegeben wurde, ist es Nissen, der von der auffallenden Bildung des Ohres bei Mozart Erörterung macht und eine Abbildung (Lithographie) nach dem Aquarelle beifügt. Die Erwähnung der besonderen Bildung des Ohres geschieht aber von Nissen bei der Beschreibung der Gesichtszüge und Ohren des Sohnes Wolfgang. Bei der Beschreibung »Mozart als Künstler und Mensch« wird von Nissen des ganzen Wuchses seines Körpers, seines Kopfes, seines Antlitzes, seiner Augen, seiner Nase, seiner Hände gedacht, seiner Ohren jedoch mit keinem Worte Erwähnung gethan. Es muss daher angenommen werden, dass sich Nissens Angabe und auch die von ihm gegebene lithographische Abbildung (und damit das Aquarell, welches das Original für die Lithographie abgab) auf die Ohren Mozarts, nicht die Ohren des Vaters, sondern seines Sohnes »Wolfgang« beziehen; weiters dass Nissen aber aus diesen einen Schluss auf die Bildung der Ohren W. A. Mozarts senior gezogen wissen wollte, indem er angibt, dass den Bau seiner Ohren nur sein jüngster Sohn Wolfgang von ihm geerbt hat.

Der Vorstand des Mozart-Museums in Salzburg, Herr Joh. Ev. Engl, ein genauer Kenner der Mozart-Literatur, hatte die Güte, mir brieflich auf eine Anfrage hin mitzutheilen, dass die Nissen'sche Abbildung sich auf W. A. Mozart junior und nicht senior beziehe; ebenso die Hinweise auf die Ohren. Nissen kannte nämlich Mozart senior nicht persönlich; er trat erst sechs Jahre nach Mozarts Tode als Wohnungsnachbar mit der Witwe Constanze in Beziehungen und schloss mit ihr 1809 seine Ehe. Die Lithographie ist auf eine Darstellung nach dem Aquarelle zurückzuführen, welches im Besitze Mozarts junior war, der darauf geschrieben hatte: »Mein Ohr« und »Ein gewöhnliches Ohr«. Nissen, der das Aquarell von Mozart junior erhalten hat, durchstrich darauf das »Mein« und schrieb mit seiner Hand: »Mozarts« und ließ es lithographieren. Der Verfertiger des Aquarells ist unbekannt; aber Veranlassung zur Herstellung desselben

---

sämmtliche von Eyle als »fehlende Concha« bezeichnet, es sich nicht um ganz gleiche Fälle handelt. In Fig. 8 sei die Ursache in einem Processus inferior helicis hyoidalis Gradenigo (s. oben) gelegen; in den Fig. 2, 12 und 13 handle es sich nicht um die von Gradenigo als Processus antitragi oder Crus helicis beschriebene, beim Fötus regelmäßig vorkommende Leiste, sondern um eine förmliche Infraction des Knorpels der Concha, so dass an Stelle der craniellen Convexität desselben beim normalen Ohr in diesen Fällen eine deutliche Concavität zu constatieren ist Nach Rohrer könne also die »fehlende Concha« auch durch eine Infraction des Knorpels bedingt sein. Ich hatte Gelegenheit, an zwei Lebenden (Medicinern) je einen Fall »von fehlender Concha« zu beobachten; wie Gradenigo angibt, zieht sich am Antitragus gegen das Crus helicis, durch die Concha hindurch eine Leiste. Eine nähere Untersuchung ergab, dass die Leiste durch eine Biegung des Knorpels der Concha, vom Antitragus bis zum Crus helicis hin, bedingt sei; entsprechend dem Leistenwulste fand sich an der medialen Seite der Concha ein tiefer, enger, von Haut überbrückter Spalt. Dieser Fall würde die Angabe Rohrers stützen, dass als Ursache einer »fehlenden Concha« auch eine Infraction des Knorpels statt einer Leistenbildung herangezogen werden kann. Es scheint dann nahezuliegen, die Bildung der Infraction auf mechanische Vorgänge (Verbiegungen des Ohres durch eigenthümliche Lagerung des Fötus, der Abbiegung der Ohrmuschel während des Geburtsprocesses u. s. w.) zurückzuführen. Es muss jedoch erinnert werden, dass auch die sogenannten »Infractionsfälle« sich vererben können. Die oben erwähnten, von mir beobachteten Fälle sind sicher im Sinne Rohrers Fälle von »Infraction«; und es besitzt in einem Falle der Onkel des jungen Mannes, in dem anderen der Vater genau dieselbe Varietät.

Die Gradenigo'sche Leiste, Processus antitragi oder Crus helicis, ist wahrscheinlich keine wirkliche Leistenbildung des Knorpels; wahrscheinlich wird auch sie durch eine Knickung (Infraction Rohrer) des Knorpels zustande gebracht, wie ja auch die Antihelix keine wirkliche Leiste ist, sondern auf einer Abbiegung des Knorpels beruht. Die Helix stellt auch nichts anderes als die freie Kante des umgebogenen Randtheiles der Ohrmuschel dar; das Crus helicis eine Biegung des Knorpels oberhalb der Concha. Es sind also keine eigentlichen Leisten, sondern in ganz gesetzmäßiger Weise erfolgende Abbiegungen des Knorpels, welche die eigenthümliche und individuell so verschiedene Plastik des äußeren Ohres bedingen.

dürfte Nissen gegeben haben. Da Nissen W. A. Mozart senior nicht kannte, von dem Bau der Ohren desselben, wie ihn nur der jüngste Sohn vererbt erhielt, jedenfalls Constanze erzählt haben wird, nachdem Nissen dieser Bau beim Sohne aufgefallen ist, so kam er offenbar auf den Gedanken, diesen Unterschied im Bilde zu bringen, zu welchem aber nur der Sohn, Mozart junior, sitzen konnte.

Nissens bildliche und schriftliche Angaben über W. A. Mozarts Ohr beziehen sich dem Gesagten zufolge auf Mozarts Sohn, daher die oben gegebene anatomische Darstellung sich auch nur auf das Ohr des letzteren beziehen kann. Insoferne aber, als Nissen angibt, dass W. A. Mozart junior den Bau des Ohres von seinem Vater vererbt erhielt und für die Möglichkeit einer solchen Vererbung die Erfahrung nicht widerspricht, ja, im Gegentheil dafür spricht, ist es gestattet, sich der Meinung hinzugeben, dass auch das Ohr des großen Künstlers W. A. Mozart dieselbe Varietätbildung, wie sie das Ohr seines Sohnes zeigt, aufwies.

Wie schon früher hervorgehoben wurde, kann sich die anatomische Darstellung der eigenthümlichen Bildung der Ohrmuschel nur auf das linke Ohr Mozarts Sohnes beziehen; denn nur dieses ist im Aquarelle dargestellt. Obwohl Nissen nicht von einem bestimmten Ohre, sondern von »Ohren« spricht, kann doch nicht mit Sicherheit ausgesagt werden, ob der anatomische Befund auch auf das rechte Ohr übertragen werden darf. Ja, nach einem im Mozart-Museum in Salzburg befindlichen Ölgemälde zu schließen, welches Karl und Wolfgang Amade Mozart (W. A. Mozarts Söhne) darstellt[1]) und des letzteren rechtes Ohr in seiner Modellierung ziemlich deutlich erkennen lässt, ist es sehr wahrscheinlich, dass das rechte Ohr Mozarts junior die eigenthümliche Bildung nicht aufwies.

Es kann noch die Frage aufgeworfen werden, ob an den vorhandenen Bildwerken W. A. Mozarts senior die eigenthümliche Ohrbildung wahrzunehmen ist oder nicht. Es sind mir vier Bilderwerke bekannt, welche in Betracht gezogen werden können. Das erste Bild: »W. A. Mozart im Galakleide an einem Clavier stehend« (Ölgemälde, Kniestück, Katalog Nr. 4), stellt den 7jährigen Mozart mit fast ganz en face gehaltenem Gesichte dar. Das zweite Bild: »W. A. Mozart als Knabe am Clavier« (Katalog Nr. 29), Photographie nach dem im Besitze des Consuls Herrn F. Bamberg in Messina befindlichen Original, nämlich einer minierten Bleistiftzeichnung, welches Mozart, im $^3/_4$ Profil von der linken Seite her, darstellt.[2]) Das dritte Bild (ein großes Ölgemälde): »Familie Mozart« (Katalog Nr. 3), zeigt den beiläufig 24jährigen Mozart im $^3/_4$ Profil von der rechten Seite her. Das vierte Bild endlich: »W. A. Mozart« (Katalog Nr. 40), Photographie nach dem Originalgemälde (Brustbild) von Fr. Aug. Tischbein, zeigt den 35jährigen Mozart im $^3/_4$ Profil von der rechten Seite her. Der Katalog erwähnt: »Das Ölbild ist nicht nur dem Verlebten (Mozart) ähnlich, sondern durch treffliche Auffassung auch äußerst sprechend zu nennen. Treue und Kunstwert zeichnen dasselbe gleichmäßig aus.« (Eine Reproduction dieses Bildes findet sich auch bei O. Jahns: W. A. Mozart. Leipzig 1867, 2. Theil.)

[1]) Nr. 12 des Kataloges. Eine Lithographie dieses Bildes ohne Angabe des Zeichners und Lithographen findet sich auch in Nissens Biographie Mozarts. »Die Witwe Constanze Mozart bezeichnet dieses Originalölgemälde in ihrem Testamente »Gemälde brüderlicher Liebe«, vom Maler Hansen aus Kopenhagen gemalt.«

[2]) Die Zeichnung dürfte, wie der Katalog des Museums erläutert, von dem Maler Franz Streicher herrühren. »Es wird die weniger künstlerische Aufnahme als sorgfältige, ja ängstliche Beschreibung des Profils der Charakteristik des Darzustellenden ziemlich realistisch nahegekommen sein. Eben weil der Künstler das Relief des Kopfes wenig zu fördern verstand, folgte er umso strenger der Silhouette. Geschmeichelt ist dem Originale gewiss nicht, hiefür bürgt so manches Detail, wie die schroffe Form der Augenbrauen und des Ohres, welches bekanntlich bei Mozart abnorm war, wie uns Nissen versichert. Jedenfalls dürfte diese Zeichnung, ohne den Anforderungen eines vollendeten Porträts entsprochen zu haben, seinerzeit dem Originale ähnlich gewesen sein.«

Das erste, zweite und vierte Bild lassen einen größeren oder geringeren Theil des unteren Abschnittes des rechten, das dritte Bild den unteren Theil des linken Ohres erkennen. Das erste und dritte Bild zeigen den unteren Antheil des Ohres einschliesslich »fast« der ganzen äußeren Gehöröffnung. Auf beiden Bildern sind die Ohren ganz verschieden dargestellt; bei Bild 1 dürfte es sich um ein sehr breites, wegstehendes, bei Bild 2 um ein schmales Ohr handeln; das erstere Ohr zeigt keinerlei Andeutung eines Ohrläppchens; das andere Ohr weist einen ziemlich langen Lappen auf. Auf beiden Bildern erscheint die äußere Ohröffnung (Concha) ziemlich weit und rundlich, namentlich am Bilde 1. Von jener eigenthümlichen Bildung des Ohres, die früher als »Mozarts Ohr« hingestellt wurde, ist sohin nichts zu bemerken. Das Gleiche gilt für das im Bilde 4 dargestellte rechte Ohr Mozarts. An diesem Bilde ist mit voller Deutlichkeit der untere Abschnitt des rechten Ohres, einschliesslich der ganzen äußeren Gehöröffnung, zu sehen (Concha sehr groß).

Das dritte Bild zeigt etwas mehr als die untere Hälfte des linken Ohres. Obwohl die Darstellung desselben eine undeutliche, die Plastik der einzelnen Theile unscharf ist, so lässt sich doch mit Sicherheit ermitteln, dass das Ohr keine normalen Verhältnisse aufweist. Die äußere Gehöröffnung (Concha?) ist als eine kleine, dunkle, rundliche Stelle dargestellt; nach hinten von derselben ist vielleicht eine flache Grube Concha (??) angedeutet, der hintere und abwärts von ihr gelegene Theil der Ohrmuschel ist ungemein wulstig, plump und sehr vorspringend gehalten; eine eingehendere Modellierung fehlt. Der Antitragus ist in dem Wulste nicht zu bemerken. Der untere Theil des Wulstes geht in das hohe angewachsene Ohrläppchen über. Wie schon erwähnt, handelt es sich um keine normalen Verhältnisse am dargestellten Ohre; die Darstellung erinnert an die eigenthümliche Bildung des Mozart'schen Ohres am Aquarelle; mit Sicherheit jedoch lässt sich dieselbe am Ölgemälde nicht nachweisen, wohl aber darf nach dem Befunde am Ölgemälde der Meinung Raum gegeben werden, dass W. A. Mozart wirklich jene Bildung des Ohres zeigte, wie sie das Aquarell an dem Ohre seines Sohnes nachweist.

Auffällig ist, dass, wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht, von den vier vorhandenen Bildern drei Bilder, welche das rechte Ohr Mozarts darstellen, eine abnorme Bildung der Ohrmuschel nicht beobachten lassen, während das vierte Bild, welches das linke Ohr Mozarts zur Anschauung bringt, die Ohrmuschel ganz deutlich als abnorm gebildet aufweist. Auch das rechte Ohr des Bildes von Mozarts Sohne zeigt keine Abnormität. Das rechte Ohr ist also an allen Bildern Mozarts und seines Sohnes ohne jene eigenthümliche Bildung zur Darstellung gebracht, und nur das linke Ohr Mozarts (senior) weist diese Bildung auf. Da das »Aquarell« ebenfalls nur ein linkes Ohr zur Anschauung bringt, so ist die Ansicht gerechtfertigt, dass die eigenthümliche Bildung der Ohrmuschel nur am linken Ohr, sowohl bei W. A. Mozart senior als junior vorhanden war.

Schliesslich wäre noch zu bemerken, dass an jedem der früher erwähnten Bilder Mozarts (senior) der sichtbare Theil des rechten Ohres nicht in gleicher Weise dargestellt erscheint; es ist dies deshalb hervorhebenswert, da es sich ja um Porträts handelt. Anstatt das Ohr naturgetreu wiederzugeben, haben die Künstler dasselbe in schematischer Weise zur Darstellung gebracht. Eine schematische Behandlung des Ohres durch die Künstler ist hinlänglich bekannt. Langer[1]) erwähnt, dass an Porträts die Ohren nicht immer naturgetreu wiedergegeben, oft genug corrigiert auf einen allgemeinen Typus bezogen erscheinen. Begreiflich daher auch, dass sich das so wenig beachtete Ohr in Compositionen sehr häufig unter der Hand der Künstler nur schematisch entworfen gestaltet,

[1]) Über Form und Lageverhältnis des Ohres. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XII. Band, 1882.

und begreiflich daher auch, wie es kommt, dass auch die Darstellungsweise des Ohres charakteristisch werden kann für die Malweise der einzelnen Künstler, wie dies J. Lermolieff (recte Morelli) in seinem Werke über die italienischen Künstler 1880 dargethan hat. Unter diesen Umständen darf es auch nicht überraschen, gelegentlich ganz fehlerhafte Zeichnungen des Ohres, selbst auf ganz guten Bildern, anzutreffen. So sitzt z. B. die Öffnung des äußeren Gehörganges an dem Cupido, der den Bogen schnitzt, von F. Cammazola (gen. il Parmigianino) gerade inmitten der Concha.

Die Künstler schematisierten nicht nur die Ohren, sondern auch die Augen und die Hände. Betreffs der schematischen Darstellungsweise des Auges verweise ich auf eine Stelle des oft citierten Kataloges des Mozart-Museums. Bei Besprechung eines Ölgemäldes »W. A. Mozart im elften Lebensjahre« (Katalog Nr. 30), gemalt von dem nicht unberühmten Dominicus van der Schmissen (Schüler des bekannten, schon im 24. Lebensjahre vielgenannten Porträtmalers Balthasar Denner), heißt es: »Auffallend und ganz abweichend von der Überlieferung sind nur die rehbraunen Augen, da doch Mozart blaue Augen hatte.« Bezüglich der Darstellung der Hände sei eine Angabe Brückes[1]) erwähnt: »Man erzählt von van Dyck, dass er auf seiner Reise nach England Modelle mit besonders schönen Händen mit sich geführt habe, um nach ihnen die Hände seiner Porträts zu malen, und ich habe nie gelesen, dass über die Unähnlichkeit der Hände auf diesen Porträts geklagt worden wäre.«

[1]) Schönheit und Fehler menschlicher Gestalt. Wien 1891, S. 56.

Die Verstümmlung der Zähne in Amerika und Bemerkungen zur Zahndeformierung im Allgemeinen.

Von **Dr. Richard Lasch** in Horn (N.-Ö.).

Hermann v. Ihering hat in seiner bekannten Arbeit: »Die künstliche Deformierung der Zähne«[1]) das Wenige, welches er über die künstliche Bearbeitung des Gebisses in der Literatur über die Ureinwohner Amerikas ausfindig machen konnte, zusammengestellt. Er erwähnt Spitzfeilung in Mittel-Amerika, sowie Ausschlagen von Zähnen bei verschiedenen Stämmen. Ich beabsichtige, in den folgenden Zeilen das von ihm zusammengebrachte Material durch eine Anzahl von mir gesammelter Belege zu erweitern und über die Beziehungen zwischen der amerikanischen Zahndeformation zu den Erscheinungsweisen, in welchen der Brauch in anderen Verbreitungsgebieten (Afrika und Indonesien) auftritt, einige Bemerkungen zu machen.

1. Zahnfeilung. Eine eigenthümliche Befeilung der Zähne, welche sehr an die von unseren Dentisten geübte Abschleifung cariöser Zahnpartien erinnert, findet sich bei den amerikanischen Eskimo. Petitot sagt von einer Eskimofrau im Mackenzie-Flussgebiet: »Cette créature était la hideur même avec ses yeux sauvages bordés de rouge, son rictus sardonique aux dents limées, d'où sortait une voix..«[2]). An anderer Stelle beschreibt er vier Tschiglit-Eskimo vom Anderson-Fluss: »... bouche large et béante à lévre pendante, garnie de petites dents serrées, limées jusqu'aux gencives«[3]). Es handelt sich hier jedenfalls um Abfeilung der durch starke Abnützung uneben gewordenen Zahnkrone. Auffallenderweise thut Murdoch in seiner höchst eingehenden Beschreibung der Point Barrow-Eskimo[4]) dieser Art von Zahnfeilung keine Erwähnung, hebt aber die bereits im mittleren Lebensalter vorhandene hochgradige Abnützung der Zähne zu Stümpfen mit flacher Krone, als unter Eskimo allgemein, hervor[5]).

Jene eigenthümliche Abfeilung der Kauflächen bei den Tschiglit-Eskimo wird uns von einer anderen amerikanischen Autorität bestätigt[6]), obwohl der Wohnsitz der betreffenden Stämme nicht genau angegeben wird. Daselbst heisst es: »All have good teeth, but they are subjected to severe usage, being used for pinchers, vises and fluting-machines. The teeth are employed in drawing bolts, untying knots, holding the mouth-piece of a drill, shaping boot-soles, stretching and tanning skins. When they become uneven from hard usage, they are levelled off with a file or whetstone. A woman at the age of forty, who has done her share of the house-work generally has her front teeth worn down so low that they are useless for mechanical purposes«[7]).

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XIV, 1882, S. 260—262.

[2]) É. Petitot, Les Grands Esquimaux. Paris 1887, S. 78.

[3]) É. Petitot, a. a. O. 23.

[4]) J. Murdoch, Ethnological Results of the Point Barrow Expedition. Ninth Annual Report of the Bureau of Ethnology. Washington 1892.

[5]) a. a. O. 36.

[6]) J. W. Kelly, Ethnographical memoranda concerning the Arctic Eskimos in Alaska and Siberia, in: Welts and Kelly, English-Eskimo and Eskimo-English Vocabularies. Washington, Bureau of Education. Circul. of Information. 2, 1890.

[7]) a. a. O. 15.

Eine Zahnfeilung aus gleicher Ursache scheint auch bei den den Eskimo benachbart wohnenden Tlinkit-Indianern im vorigen Jahrhundert geübt worden zu sein; wenigstens lässt sich La Perouses Angabe von den Eingebornen am Port des Français, »dass sie die Zähne bis ans Zahnfleisch abfeilen und sich dabei eines abgerundeten Sandsteines bedienen, welcher die Form einer Zunge hat«,[1]) kaum anders deuten. Doch kann ich an dieser Stelle die Bemerkung nicht unterdrücken, dass La Perouses Angabe überhaupt vollkommen isoliert dasteht; ein genauer Kenner der Tlinkiten, wie Aurel Krause, betont sogar ausdrücklich, dass die von La Perouse beschriebene Verunstaltung sonst nirgends unter den Tlinkit beobachtet worden sei.[2]) Stellen wir die Zahnfeilung der letzteren auf die gleiche Stufe, wie die der Eskimo, so verliert die Nachricht La Perouses etwas von ihrer Unglaubwürdigkeit; — ist doch die Feilung der Zähne bei den Eskimo doch fast der Mehrzahl der Beobachter ebenfalls entgangen!

Ratzel nimmt auch bei den Moundbuilders in Nord-Amerika Zahnfeilung an. Die angebliche Abnützung der Zähne bis auf die Zahnfleischränder, welche Sozinsky bei Schädeln aus Mounds in Missouri nachgewiesen hat, dürfte auf Verstümmlung zurückzuführen sein.[3]) Jedenfalls haben wir es auch hier nur mit einer Abfeilung der abgenützten Kauflächen zu thun.

Eigentlicher Zahnfeilung, d. i. gewöhnlich auf die Vorderzähne beschränkter Zuspitzung, beziehungsweise Einkerbung des freien Randes, begegnen wir erst in Mittel-Amerika. In einem Grabe eines alten Tarasca (in der Provinz Michoacan des heutigen Mexico) wurde im Jahre 1886 von Francisco Plancarte ein solcher Schädel ausgegraben und von N. Leon abgebildet.[4]) Die vier oberen und der erste untere Schneidezahn rechts, sowie die Eckzähne dieses Schädels zeigten eine Einkerbung oder Vertiefung in Längsrichtung, längs des freien Randes, von, wie bereits der Auffinder richtig bemerkte, schwalbenschwanzförmiger Form.

Schon im Jahre 1883 hat übrigens Hamy in einer besonderen Schrift[5]) auf das Vorkommen der Zahnfeilung bei Mexikanern, Huasteken und Maya auf Grund der Gräberfunde und Nachrichten älterer Schriftsteller hingewiesen. Neuere Ausgrabungen haben seine Angaben bestätigt, und es scheinen die hiebei gemachten Beobachtungen darauf hinzudeuten, dass die Feilung mit einer Ausfüllung der durch die Feilung geschaffenen Höhlung (Kerbe) durch Metall oder Erz verknüpft wurde. Diese Sitte erinnert sehr an den Brauch, der früher auch auf den Philippinen vorkam und von Borneo und Celebes nachgewiesen ist: nämlich vorne in die Fläche des Schneidezahnes ein Loch zu bohren, das dann von denen, die es erschwingen konnten, mit Gold, von Unvermögenden aber mit unedlem Metall ausgefüllt wurde.[6]) Südlich von Oaxaca, in der Nähe des Dorfes Xoxocotlan, findet sich eine Gruppe von zapotekischen »Mounds«, die »Mogotes von Xoxo« genannt. In einem derselben fand Dr. Sologüren 1886 eine Anzahl menschlicher Zähne, von denen mehrere durch die Einsetzung eines kreisförmigen Stückes Hämatit (etwa $^3/_{16}$" im Durchmesser) verziert waren; einige darunter waren auch gefeilt.

[1]) La Perouse, Reise um die Welt. Aus dem Französischen. Berlin und Hamburg 1800, I, 308.

[2]) A. Krause, Die Tlinkit-Indianer. Jena 1885, S. 144.

[3]) F. Ratzel, Völkerkunde[1], II, 569.

[4]) N. Leon, Anomalies et mutilations ethniques du système dentaire chez les Tarasques Pré-Colombiens. Note presentée à la 8[ième] session du Congrès internat. des Americanistes. Morelia 1890, S. 6—7, Tafel 2 und 3.

[5]) E.-T. Hamy, Les mutilations dentaires au Mexique et dans le Yucatan. Paris 1883.

[6]) H. v. Ihering, Die künstliche Deformierung der Zähne. Zeitschrift für Ethnologie. Band XIV, 1882, S. 260. — Vgl. G. A. Wilken, Jets over de mutilatie der tanden bij de volken van den Indischen Archipel. Bijdragen tot te Taal- Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. 5. Volgr., D. III, S. 498 ff., wo noch mehr Beispiele, auch aus anderen Theilen des Malayischen Archipels, erwähnt werden.

Diese verzierten Zähne sind die ersten derartigen, welche in Oaxaca gefunden wurden; aber viele von den Gräberurnen zeigen gefeilte Zähne, ob sie nun menschliche Köpfe oder Schlangenmasken vorstellen. Eine Kriegerstatue, welche Marschall H. Saville im Mound Nr. 8 in Xoxocotlan ausgrub, zeigte, wie die Graburnen, die Zähne weiß bemalt und gefeilt. Derselbe amerikanische Archäologe sagt: »The custom of filing and inlaying the teeth was practiced, and the use of hematite as an inlay was found for the first time. This ancient custom can now be traced from the Pueblo region of Arizona to southern Central America.« [1]) Leider unterlässt Saville, Beweise für diese weite Verbreitung der Sitte beizubringen.

Von den Maya wird nur die Sitte der Zahnfeilung, nicht aber die der Ausfüllung der gefeilten Höhlungen berichtet. Landa sagt: Sie (die Indianerinnen von Yucatan) hatten die Gepflogenheit, sich die Zähne in Form einer Säge abzufeilen, was sie dann als ein Zeichen besonderer Schönheit ansahen. Gewisse alte Weiber beschäftigten sich besonders damit, diese Operation auszuführen, wobei sie sich zur Zahnfeilung eines besonderen Steines und des Wassers bedienten. [2])

Dass die Sitte vieler Indianer von Panama, die Schneidezähne keilförmig spitz zuzufeilen, [3]) mit dem oben erwähnten Brauche der Mayavölker gemeinsamen Ursprung hat, lässt sich nicht mit Sicherheit behaupten; doch halte ich es für wahrscheinlicher, als die Annahme, dass wir es mit einer Entlehnung aus den Sitten der als Sclaven in das Land gebrachten, die Zahnfeilung übenden Neger zu thun haben. Der reinrassige Indianer verachtet den Neger zu tief, als dass er dessen Sitten und Gewohnheiten sich aneignen würde. Außerdem ist die Sitte der Zahnfeilung in Amerika, wie bereits die Beispiele von den Tarasca und Maya beweisen, schon vor der Conquista einheimisch gewesen und ganz sicher nicht erst aus Afrika importiert worden.

Tschudi bemerkt im Anschlusse an die eben citierte Stelle: »Diese Sitte (die Zahnfeilung) theilen sie (die Indianer von Panama) mit mehreren Horden peruanischer Indianer und mit einigen Negerstämmen.« Welche Horden peruanischer Indianer damit gemeint sind, ist uns unbekannt. Unsere Quellen sprechen wohl vom Zahnausbrechen unter verschiedenen Völkern des Inkareiches; der Zahnfeilung wird jedoch nirgends nur mit einem Worte erwähnt. Vermuthlich liegt hier eine Verwechslung zwischen den beiden gewöhnlichsten Formen der Zahndeformierung vor.

Mit Sicherheit nachgewiesen ist die Zahnfeilung in Süd-Amerika nur von den Mbaya am Paraguay. Dieselben feilen sich die Zähne der oberen Reihe von einem Eckzahn zum anderen und machen sie dreieckig wie die Zacken einer Säge. Der Berichterstatter meint, dass es sich nur um eine Verzierung handelt. [4]) Endlich berichtet Martius von den Miranha, die am oberen Jçá und Yapurá im Amazonengebiet hausen, dass das Zuspitzen der Eckzähne bei ihnen vorkomme. [5]) Möglicherweise jedoch ist aber die Sitte hier von der portugiesischen Mischlingsbevölkerung entlehnt, in deren Adern viel Negerblut fließt und von welcher Poeppig bereits das Spitzigfeilen oder richtiger Spitzigbrechen der Schneidezähne, dem »sich aus thörichter Gefallsucht selbst die halbweißen Frauen am Amazonas

[1]) H. Saville, Exploration of Zapotecan tombs in Southern Mexico. American Anthropologist. N. Ser. Bd. I, 1899, S. 354, 357, 361—362.

[2]) Diego de Landa, Relation des choses du Yucatan. Ed. par Brasseur de Bourbourg. Paris et London 1864, S. 182.

[3]) J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1869, V, 402 (nach Dr. Kratochwill).

[4]) G. Boggiani, I Caduvei. Viaggi d'un artista nell' America meridionale. Roma 1895, S. 105.

[5]) K. F. Ph. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas. Leipzig 1867, I, 536.

unterwerfen«, Erwähnung macht.[1]) An der brasilianischen Küste ist die Zahnfeilung, von den Negersclaven übernommen, eine Zeit lang sehr in Mode gewesen. Namentlich die aus Pernambuco stammenden Brasilianer weisen häufig gefeilte Zähne auf. »Der muss aus Pernambuco sein«, heißt es gelegentlich; denn er hat gefeilte Zähne. Dies ist wohl auch der einzige Fall, wo die Zahnfeilung auf eine Nachahmung der bei den als Sclaven importierten Negern verbreiteten Sitte der Zahnfeilung zurückzuführen ist.[2]) In den anderen Fällen jedoch ist die Sitte wohl als einheimisch zu betrachten.

2. Ausbrechen der Zähne. Einige Stämme der Eingebornen von Central-Amerika pflegten den Kriegsgefangenen einen Vorderzahn auszubrechen, um sie so als Sclaven zu kennzeichnen.[3]) Nach Gomara war dies besonders unter den Indianern von Darien üblich, welche sich selbst auch das Gesicht vom Munde abwärts, ihren Sclaven aber von da aufwärts mit Farbe anstreichen ließen.[4]) Nach Garcilasso[5]) ließ der Inka Huayna Capac den Caziken einer rebellischen Nation die Zähne ausnehmen und befahl, dass diese Strafe auch auf die Nachkommen übergehen solle. Nach Martius scheint das Ausziehen der Zähne bei den alten Peruanern eine nicht seltene Strafe gewesen zu sein.[6]) Möglicherweise erklären sich dadurch auch die Zahndefecte an einem Chanka- und einem Aymaraschädel, von welchen Ihering spricht.[7])

Einem anderen Motive entsprang das Ausbrechen der Zähne bei den Guancavilca zur Zeit des Inkareiches (im heutigen Gouvernement Guayaquil). »Gl'Indiani usavano cavarsi tre denti di sopra tre di sotto di bocca, si come ho detto altre uolta, i padri li cauano à i figliuoli quando erano piccoli, non credendo di commettere in questi alcun peccato, anzizi dauano à credere di fare grato sacrificio à i lor Dei.«[8]) Hier finden wir also einen wichtigen Beleg für die bekannte Hypothese von Wilken, wonach die Zahndeformation ursprünglich eine Opferhandlung war und später erst zu einer Trauerceremonie sich herausbildete.

Hermann v. Ihering erwähnt eine nicht näher belegte Mittheilung, wonach Skyring gefunden habe, dass den Patagoniern der obere Schneidezahn fehlte.[9]) Die Richtigkeit dieser Angabe lässt sich nicht feststellen; Musters, der die Tehueltschen[10]) und Poeppig, welcher die Moluche und Pehuenchen[11]) ausführlich schildert, wissen über das Ausbrechen der Schneidezähne nichts zu berichten. Iherings Annahme, dass als Motiv wohl Trauerverstümmlung zu Grunde liegen dürfte, findet durch die bekannte Preuß'sche Monographie über die letztere Sitte und ihre Verbreitung in Amerika[12]) keine Bestätigung.

3. Zahnfärbung. Zum Schlusse will ich noch der Sitte des Färbens der Zähne kurz gedenken. Schon die ältesten Berichte über Amerika theilen mit, dass die alten Cumanesen mit gewissen Pflanzensäften und Ätzkalk die Zähne schwarz zu färben

[1]) E. Poeppig, Reise in Chile, Peru, und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827 — 32. Leipzig 1835, I, 466.

[2]) H. v. Ihering, Die künstliche Deformierung der Zähne. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XIV, 1882, S. 215.

[3]) H. H. Bancroft, The Native races of the Pacific States of North America. Leipzig 1875, I, 764.

[4]) F. L. de Gomara, La Historia general de las Indias. Anvers 1554, Cap. 68.

[5]) Garcilasso de la Vega, Comentarios Reales. Lissabon 1609. La Prima Parte, Lib. IX, Cap. 3.

[6]) K. F. Ph. v. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas. I, 72.

[7]) H. v. Ihering, a. a. O. 261.

[8]) Pedro de Cieza de Leon, La prima Parte dell'Istorie del Peru. Venezia 1556, S. 99 und 105b.

[9]) Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XIV, 1882, S. 260.

[10]) G. Ch. Musters, Unter den Patagoniern. Aus dem Englischen von J. C. A. Martin. Jena 1873.

[11]) E. Poeppig, Reise in Chile, Peru, und auf dem Amazonenstrom. Leipzig 1835, I, 466 ff.

[12]) K. Th. Preuß, Menschenopfer und Selbstverstümmlung bei der Todtentrauer in Amerika. Berlin 1896. (Sonderabdruck aus der Festschrift für Adolf Bastian zu seinem 70. Geburtstag.)

pflegten. Nach Gomara übten diesen Brauch namentlich die Frauen, und zwar beim Tode ihres Gatten[1]); es handelte sich also um eine Trauerceremonie. Der Brauch soll sich auch bei den Arawaken oder Aruak Guayanas finden[2]); dagegen wissen die Chayma-Indianer, die Nachkommen der alten Einwohner Cumanas, nichts mehr davon und erhalten ihre Zähne schön und weiß.[3])

Von den Miranha am Yapurá berichtet Martius, dass sie bisweilen alle Zähne schwärzen[4]); leider ist nicht gesagt, ob ein besonderer Anlass (etwa der Tod eines Stammesgenossen) hiefür erforderlich ist. Die Piros oder Chontaquiro am Ucayali haben den letzteren Namen von ihrer Gewohnheit, die Zähne mit der Wurzel der Chontapalme schwarz zu färben (*chonta* = Palme, *quiru* = der Zahn, beides Kechua-Wörter).[5])

Endlich wird noch berichtet, dass die Goajiro vom Rio Hacha die Zähne durch das Kauen von Reizmitteln schwärzen[6]), obwohl in neueren Nachrichten über die Goajiro sich eine Bestätigung für das Vorkommen dieser Sitte nicht ausfindig machen lässt.[7]) Vielleicht ist der Brauch, wie so viele andere, durch den sogenannten civilisatorischen Einfluss der benachbarten Hispano-Amerikaner in der neueren Zeit gänzlich abgekommen.

Hiemit wäre dasjenige, was ich über das Vorkommen der Deformation der Zähne in Amerika an Thatsachen und Belegstellen sammeln konnte, erschöpft. Versuchen wir, nachzuforschen, ob und in welcher Richtung sie zu der Kenntnis der Entstehnng und Verbreitung der Zahnverstümmlung im allgemeinen einen Beitrag liefern können.

Als Motive der Zahnfeilung finden wir 1. hygienische Momente, welche zur Abschleifung der abgenützten Kauflächen bei Eskimo, Tlinkiten, vielleicht auch bei den Moundbuilders, Veranlassung gaben. Wenn die Zähne, wie der oben angeführte Bericht Kellys lehrt, nicht bloß zum Kauen, sondern auch als technische Werkzeuge (zum Ausziehen von Nägeln, Halten von Bohrern u. dgl.) verwendet werden, so ist es leicht denkbar, dass frühzeitig die Krone abgenützt wird und dass namentlich Stücke der Krone ausbrechen. Der also auf traumatische Weise beschädigte Zahn ragt mit den scharfen Kanten ins Zahnfleisch hinein und verursacht dadurch Schmerzen und entzündliche Schwellung der Gingiva. Das Verfahren der Abfeilung der Kanten, beziehungsweise der Randfläche erscheint daher als ein vollkommen sachgemäßes, um die angeführten üblen Folgen zu beseitigen. Meines Erachtens liegt hier eine vom medicinisch-hygienischen Standpunkte interessante Erfindung von Naturvölkern vor, welche jedoch zu der aus anderen Gründen unternommenen Zahnfeilung in keinerlei Beziehung steht.

Die Feilung der Zähne bei den alten Mexikanern (Zapoteken), welche mit Ausfüllung der gemachten Kerben durch Hämatit verbunden ist, scheint wohl, wie die ähnliche Sitte in Malayisch-Indien, einen kosmetischen Charakter zu besitzen; möglicherweise ist aber die Ausfüllung der Höhlen secundären Ursprungs und verdankt ihre Übung der Beobachtung, dass die durch Feilung geschaffenen Höhlen sehr leicht cariös erkranken und dadurch Anlass zur raschen Zerstörung des Zahnes geben. Durch die Ausfüllung der

---

[1]) F. L. de Gomara, La Historia general de las Indias. Anvers 1554, Cap. 73. — Rochefort, Histoire naturelle et morale des Iles Antilles². Amsterdam 1716, S. 440.

[2]) K. F. Ph. v. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas. I, 691.

[3]) Alexander v. Humboldts Reise in die Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. Deutsch von H. Hauff. Stuttgart 1859, II, 12.

[4]) K. F. Ph. v. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas. I, 536.

[5]) A. Raimondy, Apuntes sobre la provincia litoral di Loreto. Lima 1862, S. 116.

[6]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. III, 373.

[7]) Vgl. die Berichte von W. Sievers, H. Candelier, de Brettes, Polko u. a.

Höhle (Kerbe) mit Metall, ein Verfahren, das unserer Plombierung entspricht, wird der Gefahr nun vorgebeugt.

Für die Ursache der Zahnfeilung bei den Maya gibt die Angabe Landas, die Feilung geschehe zu Schönheitszwecken, hinreichenden Aufschluss, und es trägt diese Angabe bei, meine am Schlusse dieser Arbeit aufgestellte Theorie über die Entstehung der Zahndeformierungen zu stützen. Auffallend jedoch ist, dass im Bereiche des Gebietes, wo in Amerika Zahnfeilung vorkommt, wir nicht das Geringste über gleichzeitige oder frühere Ausbrechung der Zähne vermeldet finden.

Das Ausbrechen der Zähne ist in Amerika mit Sicherheit nur von den Stämmen in Darien, im alten Peru und bei den Guancavilca (im heutigen Ecuador) mit Sicherheit nachgewiesen. Während in Darien und in Peru das Ausbrechen der Zähne symbolisch zum Zeichen der Unterwerfung des betreffenden Individuums erfolgte, scheint die Sitte in Peru auch eine Strafe (ähnlich wie Nasen- und Ohrenabschneiden und andere Verstümmlungen) gebildet zu haben. Bei den Guancavilca erfolgte das Ausbrechen angeblich zu Opferzwecken, war wahrscheinlich aber eine Pubertätsceremonie. Zahnfeilung lässt sich in den Gebieten, wo Zähne ausgebrochen wurden. nicht nachweisen.

Die Zahndeformation in Amerika bereichert die Zahl der Motive, aus welchen Manipulationen am Gebisse vorgenommen werden, um zwei, nämlich die Abfeilung der Kauflächen und Kanten aus hygienischen Gründen und die Extraction der Zähne als Strafe. Beide sind bisher in den anderen Gebieten, wo die Zahndeformierung vorkommt· nicht beobachtet worden. Dagegen fehlt die Form des Ausbrechens der Zähne als Zeichen der Trauer in Amerika gänzlich, und es ist Ausbrechen der Zähne als Pubertätsceremonie nur einmal angegeben, Zahnfeilung als solche nur einmal, und zwar da nur vermuthet (in Yucatan).

Es stimmt dies nicht recht mit der Hypothese Uhles, »wonach die rohere Form des Ausbrechens der Zähne allenthalben der gemilderten Form der Zahnfeilung vorangegangen sein muss«.[1]) In Amerika bestehen beide Formen selbständig und vollkommen getrennt von- und nebeneinander; es ist auch gar nicht einzusehen, warum Zahnfeilung nicht primär bei einem Volke geübt werden könnte. Die Abfeilung der abgenützten Zähne im späteren Lebensalter beweist, dass die Zahnfeilung in der Chirurgie der primitiven Völker bereits eine große Rolle spielt und ganz gut später zu anderen, nicht ärztlichen Zwecken angewendet werden konnte.

Von diesen wäre die Verschönerung des eigenen Körpers, das Bedürfnis nach Schmuck, in erster Linie zu nennen. Dass die Zahnfeilung ebenso wie die Durchbohrung der Ohrmuscheln, die verschiedenen Arten des Lippenschmuckes, Narbenzeichnungen, und vor allem die Tätowierung wohl einen eminent kosmetischen Charakter besitzt, darüber kann bei genauer Betrachtung der Anschauungen, welche von den die Zahnfeilung übenden Völkern darüber gehegt werden, kein Zweifel obwalten. Es sind daher Uhle, welcher die malayische Zahnfeilung im Pubertätsalter als einen ursprünglichen Kasteiungsgebrauch auffasst[2]), und Wilken, welcher sie ebenso wie das Zahnausbrechen als eine Opferhandlung deutet, deren gottesdienstliche Bedeutung in späterer Zeit jedoch verloren gegangen ist[3]), bei den Erklärungsversuchen der Zahnfeilung irrige Wege gewandelt. Die vor

[1]) M. Uhle, Über die ethnologische Bedeutung der malayischen Zahnfeilung. Berlin 1887, S. 17.

[2]) M. Uhle, a. a. O. 17.

[3]) G. A. Wilken, Jets over de mutilatie der tanden bij de volken van den Indischen Archipel. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 5° Volgreeks, Deel III, S. 488. — Uhle scheint übrigens später (Veröffentlichungen aus dem kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin 1889, I, 29) die Theorie Wilkens zu acceptieren.

15 Jahren von Ratzel ausgesprochene Anschauung, dass der Zahnfeilung im malayischen Archipel vorwiegend ein kosmetischer Charakter zukomme[1]), steht auch gut im Einklange mit dem, was wir über das Vorkommen der Sitte bei den Afrikanern wissen.

Auch die Zahnfärbung, welche Wilken als eine Milderung der Sitte der Zahnfeilung und des Zahnausbrechens auffasste und ihr den Zweck zu Grunde legte, die Zähne, welche ausgebrochen oder gefeilt hätten werden sollen, so viel als möglich dem Auge zu entrücken, unkennbar zu machen[2]), wird von Ratzel jedenfalls richtiger als ebenso kosmetischer Natur erklärt, aber ursprünglich aus dem Wunsche hervorgegangen, durch Auftragen eines dauerhaften Harzes die Verderbnis der angefeilten Zähne aufzuhalten.[3]) Meines Dafürhaltens verwechselt jedoch Ratzel das primäre mit dem secundären Motiv, da doch der kosmetische Zweck wahrscheinlicher früher beabsichtigt wurde und hygienische Momente erst später sich geltend machen konnten. Auch spricht das Vorkommen der Zahnfärbung in Gebieten, wo Zahnfeilung erwiesenermaßen niemals geübt wurde, dafür, dass das von Ratzel als primär angesehene Motiv secundär ist und überhaupt nur dort, wo gleichzeitig Zahnfeilung geübt wird, aufkommen konnte. Ich will zur Begründung des Gesagten auf das Vorkommen der Zahnschwärzung in Japan, wo die Sitte erst im Jahre 1870 den Männern verboten wurde und unter den Frauen erst durch den Einfluss der jetzigen Kaiserin abkam[4]), hinweisen. Auch die Birmanen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, pflegten am Anfange des XIX. Jahrhunderts noch ihre Zähne, Augenwimpern und Augenbrauen schwarz zu färben.[5]) Die Nicobaresen schwärzen ihre Zähne vom Pubertätsalter an, und diese Entstellung wird vom weiblichen Geschlechte mit so günstigen Blicken betrachtet, dass ein Weib sich verächtlich machen würde, wenn es die Huldigungen eines Mannes, der weiße Zähne wie ein Schwein oder Hund besitzt, annimmt.[6]) Roepstorff beschreibt die Zähne der Schombeng, der Bewohner des Innern von Groß-Nicobar, ebenfalls als schwarz gefärbt.[7]) Die Singhalesen sehen weiße Zähne als unschicklich und für eine Verunstaltung des menschlichen Gebisses an.[8]) Die Inder haben einen Abscheu vor weißen Zähnen. Auf den Sulu-Inseln ist die Sitte bemerkenswert, die Zähne schwarz zu färben.[9]) Die Tinguianen auf Luzon[10]) und die alten Bewohner der Visayas-Inseln bräunten oder färbten ihre Zähne schwarz.[11]) Bei den Eingebornen von Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Lauenburg (Bismarck-Archipel) lieben es die Weiber, besonders ihre Zähne zu färben. »Im allgemeinen ist eine gründliche Schwärzung der Zähne ganz chic, hat indessen eine Kanakenschönheit den unab-

---

[1]) F. Ratzel, Völkerkunde[1], II, 395—396.

[2]) G. A. Wilken, a. a. O. 497—498.

[3]) F. Ratzel, a. a. O. 396.

[4]) v. Kudriaffsky, Japan. Vier Vorträge. Wien 1874, S. 47. — B. H. Chamberlain, Things Japanese. London 1898, S. 58.

[5]) M. Symes, Gesandtschaftsreise nach dem Königreiche Ava im Jahre 1795. Aus dem Englischen von Dr. Hager. Hamburg 1800, S. 291 und 340. — Malcom, Travels in the Burman Empire. Edinburgh 1840, S. 57.

[6]) E. H. Man, A brief account of the Nicobar Islanders. Journal of the Anthrop. Inst. of Great Britain. Vol. XV, S. 441.

[7]) F. A. de Roepstorff, Über die Bewohner der Nicobaren. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XIV, 1882, S. 53 und 55.

[8]) R. Percival, Reisen auf der Insel Ceylon. Übersetzt von Bergk. Wien 1804, S. 207. — Pridham, Historical and polit. account of Ceylon. London 1849, I, 261.

[9]) F. Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen. Dr. A. Petermanns Mittheilungen. Ergänzungsband XV, Nr. 67. Gotha 1882, S. 52.

[10]) F. Blumentritt, Die Tinguianen (Luzón). Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXX, 1887, S. 12.

[11]) J. de los Reyes, Las Islas Visayas en la epoca de la Conquista. Manila 1889, S. 15.

weislichen Drang, höchst modern zu sein, so färbt sie die Zähne der rechten Hälfte des Oberkiefers und der linken des Unterkiefers, oder umgekehrt, schwarz, während die anderen Hälften weiß bleiben ... Knaben färben ihre Zähne um die Zeit der Pubertät, das einmal vollendete Verfahren bedarf keiner Erneuerung, da die Zähne ihre schwarze Farbe dauernd behalten.« Männer färben ihre Zähne nicht, da diese durch das fortgesetzte Betelkauen einen unangenehmen, röthlichen Schimmer erhalten.[1]) Hockin erwähnt die Sitte des Zahnschwärzens bei beiden Geschlechtern auf den Palau-Inseln[2]), Hernsheim das Schwarzbeizen der Zähne bei den Mädchen auf Yap (Karolinen) beim Eintritte der Pubertät.[3]) Auf Vanikoro fanden die Gelehrten des »Vincennas« die Zähne der Eingebornen wahrscheinlich durch den Gebrauch von Beizmitteln schwarz gefärbt.[4]) Die Jabim-Leute in Finschhafen (Deutsch-Neu-Guinea) färben mit einer schwarzen Erde ihre Zähne schwarz.[5]) Diese Sitte scheint nach einer anderen Quelle fast über ganz Deutsch-Neu-Guinea sich zu erstrecken, mit Ausnahme der Salomo-Inseln. »Bloß die Mädchen, sowie einige jüngere und ärmere Frauen, die weder die Kosten des Schwarzfärbens noch auch des ebenfalls entstellenden Betelkauens erschwingen können, haben hübsche weiße Zähne.«[6]) Die Tanálastämme auf Madagaskar benützen eine schwarze, *laingo* genannte Pasta zur Verschönerung der Zähne; gewöhnlich bestreichen sie nur die hinteren Zähne damit und lassen die vorderen weiß; doch kommt es auch nicht selten vor, dass sie die Zähne der ganzen unteren Reihe abwechselnd schwarz und weiß halten.[7]) In Adamaua in Afrika kommt Röthlichfärbung der Zähne bei den Weibern mittelst einer unechten Art der Kolanuss, welche *hanurua* oder *hanerua* genannt wird[8]), und mit Tabaksblüten (*furé* in der Haussasprache[9]) vor.

Alle angeführten Beispiele sind durchwegs Gebieten entnommen, wo die Zahndeformation sowohl als Feilung, als auch als Ausbrechen der Zähne, gar nicht, oder nur vereinzelt vorkommt. Der kosmetische Charakter der Zahnfärbung ist in fast allen Fällen deutlich zu Tage tretend, und es lässt sich wohl kaum ein Moment ausfindig machen, welches darauf hindeutet, dass ursprünglich ein anderes Motiv der Sitte zu Grunde lag.

Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, dass die ursprüngliche, rein kosmetische Bedeutung der Zahnfeilung und der Zahnfärbung manchenorts in den Hintergrund gedrängt wurde, in Vergessenheit gerieth, und dass secundäre Momente im Volksbewusstsein die Erklärung des Brauches nunmehr bilden. Da die Operation der Zahnfeilung ebenso wie der Zahnfärbung aus praktischen Gründen erst nach beendetem Zahnwechsel vollzogen wird, ferner das Bedürfnis nach Schaffung kosmetischer Anziehungsmittel und körperlicher Reize für das andere Geschlecht sich naturgemäß beim Eintritte der Geschlechtsreife am ersten und meisten fühlbar macht, erscheint es ganz begreiflich, dass man die Operation erst mit dem Eintritte der Pubertät vornahm. Im Laufe der Zeit konnte es sogar so weit kommen, dass durch die Ausführung der Operation absichtlich ein sichtbares Zeichen des Eintretens der Mannbarkeit nach außen hin geschaffen wurde und dass die bekannte Form der Pubertätsweihe durch Zahnfeilung oder -Färbung sich heranbildete und im Volksbrauch befestigte. Aber ein Kasteiungsritus ist in dieser Pubertätsceremonie nicht

[1]) J. Graf Pfeil, Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Braunschweig 1899, S. 50.

[2]) Hockin, Bericht von den neuesten Reisen nach den Palau-Inseln. Weimar 1805, S. 50.

[3]) F. Hernsheim, Südsee-Erinnerungen (1875—1880). Berlin, S. 26.

[4]) Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk. Deutsch von W. Heine. Jena 1858, I, 23.

[5]) O. Schellong, Beiträge zur Anthropologie der Papuas. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XXIII, 1891, S. 165.

[6]) H. Zöller, Deutsch-Neu-Guinea. Stuttgart 1891, S. 235—236.

[7]) J. Sibree, Madagaskar. Leipzig 1881, S. 235.

[8]) P. Staudinger, Im Herzen der Haussaländer. Berlin 1889, S. 653.

[9]) P. Staudinger, a. a. O. 654. — S. Passarge, Adamaua. Berlin 1895, S. 433.

zu erblicken, und auch der Gedanke an ein durch Ausführung des Brauches an ein göttliches Wesen gebrachtes Opfer war niemals vorhanden.

Mit Bezug auf die Sitte des Zahnausbrechens jedoch ist ein Zurückführen aller Fälle, wo Zähne ausgebrochen werden, auf eine gemeinsame Ursache nicht denkbar. Zunächst müssen wir die Form des Zahnausbrechens als Zeichen der Trauer ausscheiden, welche bekanntlich im malayischen Archipel und in Polynesien vielfach vorkam. Wilkens Erklärung dieses Brauches als eine Art Opfer an die Seele des Verstorbenen (ähnlich dem Haaropfer, Opfer von Fingergliedern u. s. w.) ist im allgemeinen plausibel, obwohl auch hiegegen Preuß[1]) auf Grund der von den amerikanischen Völkern gewonnenen Ergebnisse seine Stimme erhoben hat, und in der äußerlichen Trauerbezeugung durch Ableguug oder Vernachlässigung eines Schmuckgegenstandes (als solcher wird ja das Haar angesehen) oder Verstümmlung des eigenen Körpers behufs Besänftigung des zuschauenden und rachebegierigen Todten, und in der Beruhigung des eigenen Gewissens die wahren tiefsten Gründe und Zwecke der Sitte erblicken will. Ich kann dem nicht ganz beipflichten und glaube, dass äußere Motive, wie die Günstigstimmung des Geistes des Dahingeschiedenen, bei Naturvölkern stets das Übergewicht über die inneren (wozu Preuß die Beruhigung des Gewissens rechnet) erlangen müssen. Es wird daher sich empfehlen, für das Zahnausbrechen zur Trauer auch weiterhin bei der Wilken'schen Erklärung zu verbleiben.

Anders jedoch steht es mit dem Zahnausbrechen im Pubertätsalter. Ratzel[2]) und Wilken behaupten, dass die bekannte, oft beschriebene Ceremonie der Australier beim Eintritte der Mannbarkeit ein Opfer vom eigenen Körper ist. Hartland erblickt in dem Ausbrechen der Schneidezähne, sowie der Deponierung derselben in der Gabelung des obersten Zweiges eines Eucalyptusbaumes, der sodann *tabu* wird, die Absicht, ein Lebenszeichen für den Knaben in dem Baum zu schaffen, dessen Schicksal auf diese Weise mit dem Wohle des Knaben eng verknüpft wird.[3])

Meines Erachtens liegt jedoch mehr als eine Opferhandlung vor. Der Brauch war von verschiedenen anderen eigenthümlichen Handlungen begleitet.[4]) Ich weise ferner darauf hin, dass alle Berichterstatter einstimmig die besonders schmerzhafte Weise, in welcher das Ausschlagen der Zähne erfolgt, hervorheben. Man betrachte es als einen Beweis von dem Muthe des betreffenden Jünglings, wenn er diese schmerzliche Probe mit unerschütterter Standhaftigkeit bestand.[5]) Es ist daher nicht unmöglich, dass wir es mit einem Kasteiungsritus zu thun haben, und dass die Idee der Opferhandlung secundären Ursprunges ist. Schmerzhafte Einweihungs-Ceremonien bei der Pubertätsfeier sind ja auch bei vielen anderen Völkern, namentlich bei den Indianern Süd-Amerikas[6]), in Übung Jedenfalls ist das Zahnausbrechen viel eher eine Prüfung der Mannesreife, als die harmlose Zahnbefeilung.

Aber auch die Sitte des Ausbrechens der Zähne kann an vielen Orten ihren kosmetischen Charakter nicht verleugnen. Die große Zahl der afrikanischen Völker, wo der Brauch zu Hause ist, übt ihn sicher nur aus dem erwähnten Grunde, während der Gedanke an ein Opfer oder an einen Kasteiungsritus sich kaum wo nachweisen lässt. Die häufige Combinierung mit der Feilung, welche für eine große Zahl der nilotischen Rasse angehörigen Völker geradezu charakteristisch ist, deutet ebenfalls darauf hin, dass es Schönheitszwecke

---

[1]) K. Th. Preuß, Menschenopfer und Selbstverstümmlung bei der Todtentrauer in Amerika, S. 30.

[2]) F. Ratzel, Völkerkunde[1]. II, 83.

[3]) Hartland, Legend of Perseus. II, 39.

[4]) Siehe darüber Näheres bei: H. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker[2]. Leipzig 1884, 413 ff.

[5]) J. Turnbull, Reise um die Welt in den Jahren 1800—1804. Hamburg 1806, I, 72.

[6]) H. Ploß, a. a. O. II, 426 ff.

sind, welche der Neger bei der Zahndeformation zu erfüllen beabsichtigt. »Die bei den Oromó (Galla) beliebten und absichtlich erzeugten breiten Zahnlücken dienen nicht sacralen Zwecken, sondern zur Befriedigung der Eitelkeit«.[1]) Bei den Ovaherero soll das Individuum ohne die dreieckige Zahnlücke sogar des sexuellen Reizes entbehren.[2]) Pure Eitelkeit ist auch die Ursache des Ausbrechens der vorderen Schneidezähne bei den Makalaka und Matonga am Sambesi.[3]) Begreiflicherweise konnte das Zahnausschlagen, sowie die Zahnfeilung erst dann vorgenommen werden, nachdem die Milchzähne durch das Dauergebiss ersetzt waren; so fiel dann die Vornahme der Operation gewöhnlich mit dem Eintritte der Pubertät zusammen. Nichtsdestoweniger finden wir den Charakter einer eigentlichen Pubertätsceremonie dem Brauche nur bei wenigen Völkern in Afrika aufgedrückt, und bei denselben ist es häufig der Einfluss der benachbarten, die Beschneidung als Mannbarkeitsceremonie κατ' ἐξοχήν übenden Mohammedaner, welcher der Ausführung der Zahndeformierung eine besonders den mohammedanischen Riten nachgeahmte Feierlichkeit verleiht.

Ich glaube daher nicht fehl zu gehen, wenn ich die Zahnverstümmlung, also Zahnausbrechen, Zahnfeilung und Zahnfärbung, als ursprünglich rein kosmetische Bräuche der Völker, bestimmt, Anziehungsmittel für das andere Geschlecht zu schaffen, erkläre. Die anfänglich dem Belieben des Individuums überlassene Ausführung der Sitte wurde nach und nach bei vielen (nicht bei allen) Völkern ein mit dem Eintritte der Pubertät zusammenfallender und deshalb oft ceremoniös gefeierter Ritus. In seiner weiteren Ausgestaltung wurde er bei den Australiern auch zu einer Kasteiungssitte. Die Zahnverstümmlung als Zeichen der Trauer ist ein Volksbrauch, welcher mit der ersten Form nichts zu thun hat, und religiösen, beziehungsweise animistischen Beweggründen entsprungen ist. Dass die Zahnverstümmlung in Afrika stellenweise ein Stammesmerkmal geworden ist, lässt sich durch die Möglichkeit der verschiedensten Combinationen, welcher die Sitte fähig ist, ausreichend erklären. Die als am schönsten befundenen und von den momentan die Herrschaft besitzenden Völkern ausgeführten Muster wurden von den unterworfenen Stämmen häufig nachgeahmt; auch durch die Wanderzüge der afrikanischen Völker wurden die verschiedenen Typen und Moden der Zahndeformierung fast im ganzen Erdtheil verbreitet, ohne dass ihnen jedoch jene Bedeutung als Rassenmerkmal zukommt, welche Hermann v. Ihering ihnen zugeschrieben hat.[4]) Zahllose Übergänge von einer Form zur anderen kommen vor, und der Laune des einzelnen sind oft in der Art der Ausführung der Operation keine Schranken gesetzt. Jedenfalls gehört — es sei mir diese Wiederholung zum Schlusse noch gestattet — die Zahndeformierung zu jenen Volkssitten, deren Erklärung bisher, aber mit Unrecht, mit Vorliebe durch mythologische und sociale Momente versucht worden ist, während die zunächst liegende Ursache, als zu einfach, bei Seite geschoben oder höchstens als ein secundäres, somit bedeutungsloses Motiv angesehen worden ist. Dabei wurde übersehen, dass die menschliche Eitelkeit die Triebfeder zu ganz ähnlichen Verunstaltungen des eigenen Körpers auch bei Culturvölkern abgab und noch abgibt (es sei nur an die Verstümmlung der Füsse der Chinesinnen errinnert) und dass daher der gleiche Grund auch bei den primitiven Völkern zur Erklärung der in diesem Aufsatze behandelten Sitte vollkommen genügen konnte.

---

[1]) Ph. Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas. Bd. II. Die geistige Cultur der Danâkil, Galla und Somâl. Leipzig 1896, S. 54.

[2]) P. H. Brincker, Heidnisch-religiöse Sitten der Bantu, speciell der Ovahérero und Ovámbo. Globus, Bd. LXVII, 1895, S. 289.

[3]) E. Holub, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1881, II, 294.

[4]) Hermann v. Ihering, Die künstliche Deformierung der Zähne. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XIV, 1882, S. 239.

Ein Besuch in den Kopfjägerdörfern auf Formosa.

Von **Dr. N. Yamasaki** (aus Japan).

(Mit 24 Originalabbildungen.)

Vor drei Jahren machte ich mit Prof. Kotō (von Tokio) eine geologische Forschungsreise auf der Insel Formosa (Taiwan), die uns rund um die Insel durch verschiedene Landschaften führte und mit manchen Stämmen der Eingebornen bekannt machte, namentlich mit den tätowierten Kopfjägern, die unser besonderes Interesse erweckten.

Die Insel wird von Malayen und Chinesen bewohnt. Die ersteren, welche die Ureinwohner sind, wurden von den Chinesen nach den Berggebieten getrieben, während diese selbst sich nach und nach in der fruchtbaren westlichen Ebene sesshaft machten und dort viele Niederlassungen gründeten.

Die Malayen zerfallen in verschiedene Stämme. Diejenigen, welche die nördliche Hälfte des Centralgebirges der Insel bewohnen, nennen sich selbst meistens Taiyal, werden aber von den Chinesen als Seiban oder rohe Barbaren bezeichnet. Sie sind blutdürstig, und die Chinesen, welche ihre Erbfeinde sind, fallen ihnen oft zum Opfer. Ein Charakteristikon der Taiyal ist die Tätowierung ihres Gesichtes, und daher nennt man sie häufig Yūgei-ban oder tätowierte Eingeborne. Es ist auffallend, dass diese Tätowierten zum Theil gegen die Japaner freundlich sind; doch liegt der Grund darin, dass die letzteren ihre Feinde überwunden haben. Wir besuchten mehrere Dörfer derselben, haben sogar in ihren Hütten geschlafen und an ihren Mahlzeiten theilgenommen.

Am 2. December 1896 hatten wir Taichū — chinesisch Tai-wan-fu — eine kleine, von zerstörten Mauern umgebene Stadt, verlassen. Wir giengen südlich durch die Meierei und durch Felder, welche mit Zuckerrohr, Bataten und Reis bepflanzt waren. Das Frühstück nahmen wir in einem Dorfe, Adamu, ein, wo sich prachtvolle Wohnungen und ein parkartiger Garten befinden, die einem reichen Landwirt namens Lin gehören. Wir giengen noch weiter durch die Ebene, und nach einer Reise von ungefähr fünfundzwanzig Kilometern kamen wir am Abend in ein kleines Dorf, Kiautau, am Eingange des Berggebietes, wo wir ein schmutziges Gasthaus fanden.

Am nächsten Morgen marschierten wir in Begleitung des Postboten und einiger Soldaten längs eines Flusses, Hokkō-kei oder Pakan-kei, und zwischen Bergen hin, welche dicht mit verschiedenen tropischen Pflanzen bewachsen sind. Einige chinesische Hausierer, welche auch nach derselben Richtung gehen wollten und sich vor den Eingebornen fürchteten, warteten auf uns an der Seite des Weges, um sich uns anzuschließen. So bestand unser Zug aus ungefähr dreißig Personen; außerdem begleiteten uns zwei Hunde. Als wir uns zwischen dem chinesischen und dem unabhängigen Gebiete befanden, bemerkten wir viele kleine Hütten der eingebornen Soldaten, welche ungefähr dreihundert Meter auseinander lagen. Diese Soldaten sind im Privatdienste der Landwirte, um sie gegen die Kopfjäger zu schützen. Wenn eine Wache irgend eine Person in der Entfernung erblickt, gibt sie ein Signal mit ununterbrochenen Schlägen auf eine Bambustrommel, welches von den anderen Posten wiederholt wird. Man sagt, dass die Trommel für die Bezeichnung von Eingebornen, Chinesen oder Japanern in verschiedener Weise geschlagen wird.

Nach der ermüdenden Reise durch die Wälder und über den steilen Bergpass Hachiman-tōge kamen wir am Abend in die kleine Stadt Polisha in einer von Bergen umgebenen beckenförmigen kleinen Ebene, welche ehemals ein See bedeckte.

Es ist sehr schwer und gefährlich in das Gebiet der Eingebornen zu kommen, wenn man nicht einen Führer aus ihrer Mitte hat. Der Director des Colonisationsamtes zu Polisha hat es verstanden, sich die Eingebornen geneigt zu machen, und alle, welche unter seiner Verwaltung stehen, sind damals sehr freundlich gegen uns gewesen. Als wir dort waren, sandte er eine mündliche Botschaft an den Häuptling durch einen Eingebornen, der damals in die Stadt gekommen war. Er beanspruchte, dass seine Brüder in das Gebirge gehen dürften, um Quarz zu suchen, und ließ fragen, an welchem Tage es ihm passen würde. Am nächsten Morgen schon erhielten wir seine gefällige Antwort. Wir unterließen nicht, den Eingebornen viele Geschenke mitzubringen, wie *pekie* (rothes Tuch), Nähnadeln, Scheren, Messer, Glasknöpfe u. s. w. Am festgesetzten Tage verließen wir am frühen Morgen, von einem Officier des Amtes begleitet, die Stadt und kamen nach einer Wanderung von ungefähr fünf Kilometern in das Dorf Gyakalun, wo wir eine große Hütte fanden; diese bildet einen Tauschplatz für die Eingebornen, welche aus den Bergen kommen und nicht weiter gehen dürfen. Sie vertauschen dort Pelze, Nesselfaser (Bast der Boehmeria nivea) und vielerlei sonstige Erzeugnisse gegen Salz, Tuch und andere nützliche Gegenstände.

Dort sahen wir viele Eingeborne, alte und junge, Männer und Frauen. Ihr Körper ist nicht größer als derjenige der Chinesen. Sie haben ein dunkelbraunes Gesicht, welches tätowiert ist, und glattes, schwarzes Haar, welches oft hinter dem Kopfe zusammengebunden ist. Ihre Kleidung ist sehr einfach, und die Füße sind ganz nackt. Viele Männer waren stark betrunken von dem chinesischen Brantwein, und die anderen waren noch bei ihrem Frühstück, welches aus Schweinefleisch und Reis bestand und für sie außerordentlich wohlschmeckend ist. Als die Mahlzeit beendigt war, verließen wir mit ungefähr dreißig Eingebornen die Hütte. Die Männer und Kinder tragen auf ihrem Rücken ein Netz mit verschiedenen Sachen, welche sie in der Hütte gegen andere Gegenstände eingetauscht haben, während die Frauen dieselben in ein Tuch legen, welches von ihrer Stirn herab bis auf den Rücken fällt. Die männlichen Eingebornen sind außerdem mit allerlei Waffen, wie z. B. Gewehren, Speeren, Säbeln und dergleichen mehr, ausgerüstet. Ihre Gewehre sind gegen viele kostbare Sachen eingetauscht oder auch den Chinesen geraubt worden. Der Schaft jener Gewehre ist sehr schmal und halbmondförmig gebogen. Der Lauf ist ganz poliert und mit Messingdraht umwunden, und es ist sehr auffallend, dass sie alle Visire abgenommen haben. Ihre Säbel sind kurz und flach, und eine Seite der Scheide ist durchbrochen und mit Eisendraht bezogen. Die Speere bestehen aus langen, blattähnlichen Eisenspitzen an Bambusschäften und sind stumpf und etwas rostig.

Wir giengen in dem Thal Baikei durch viele mit Gras bewachsene Sümpfe und waren gezwungen, einigemale den Strom zu überschreiten, dessen Wasser oft so tief war, dass es bis zu unseren Knien reichte. Auf dem Wege lagen manchmal große Felsstücke, über welche die Eingebornen gleichgiltig hinwegschritten, wobei sie ihre Gesänge mit lauter Stimme ertönen ließen. Sie sind an steile Wege und an Gefahren gewöhnt und so geschickt wie Affen; auch sind sie so unschuldig wie Kinder und waren immer sehr freundlich, als sie mit uns zusammen giengen.

Das Thal war lang, eng und sehr einsam. Wir trafen nur eine einzige Hütte an. Nach einer nordöstlichen Wanderung von ungefähr drei Stunden kamen wir an eine mit Gras bedeckte Klippe, auf welcher wir unser Frühstück verzehrten, während die Eingebornen auch ihre Bataten und Hirseklöße aßen. Das Thal zweigt sich dort in

zwei Schluchten ab. Einige Personen trennten sich von uns und wandten sich nach links; wir dagegen bogen in die rechte Schlucht ein, deren Eingang uns schon als eine »verbotene Grenzwache« bezeichnet worden war. Die Schlucht wurde plötzlich ganz eng; die Felswände von paläozoischem Thonschiefer ragten viele hundert Meter hoch über uns empor. Es wurde allmählich dunkel und kühl, und nur das Brausen des schäumenden Wassers und die Gesänge der Eingebornen unterbrachen die Stille. Nach einem halbstündigen Marsch in dieser Schlucht befanden wir uns wieder in einem etwas weiteren Thal, welches wir in nordöstlicher Richtung durchschritten, wobei wir die ersten Dörfer der Eingebornen auf den hohen Bergabhängen erblickten.

Nach einiger Zeit stiegen wir die rechte, sehr steile Klippe hinan und waren sehr überrascht, auf der Anhöhe Felder der Eingebornen vorzufinden. Sie sind wirklich nicht so uncivilisiert, wie man immer glaubt. Einige Bäuerinnen waren dabei, die Bataten in ihren Korb zu sammeln, und außerdem gab es noch andere Ernten, wie z. B. Hirse, Reis, Erdnüsse (Arachis hypogaea) und einige Arten von Bohnen, Erbsen und Kartoffeln. Apfel-

Abb. 4. Hütte und Vorrathshaus in Hōgō.

sinen, Pompelnüsse und Dattelpflaumen waren zu der Zeit ganz reif, und blühender Hahnenkamm, welcher nicht wild wächst, diente als Schmuck eines kleinen Gartens an dem Rande des Ackerfeldes. Als wir den Rücken der Bergkette noch weiter entlang giengen, erblickten wir unter uns die ganze Ausdehnung des großen Thales, durch das der Oberlauf des Dakusui-kei, eines großen, rauschenden Stromes, fließt. Darüber, am jenseitigen Ufer des Flusses, erheben sich hintereinander die riesenförmigen und felsigen Gipfel der Centralkette über 3000 *m* hoch.

Um vier Uhr nachmittags kamen wir in dem Dorfe Hōgō an, wo wir vom Häuptling und vielen Eingebornen herzlichst empfangen wurden.

Es gibt ungefähr dreißig oder vierzig Hütten in diesem Dorfe, welche sich auf dem ziemlich sanften Abhang gruppieren. Um das ganze Dorf zieht sich eine grobe Umzäunung *naran* von Bambus und Holz hin, damit die Hausthiere, besonders die Schweine, nicht weglaufen können. Einen großen Unterschied in dem Aussehen und in der Bauart der Hütten zwischen denjenigen des Häuptlings und der anderen Eingebornen findet man in solchen Dörfern nicht; sie sind alle äußerst einfach (Abb. 4). Um eine Hütte *shappa* zu bauen, zieht man in rechteckiger Form einen Graben von 10 *m* Länge, 3 *m* Breite und 1 *m* Tiefe

und richtet darin, dicht am Rande desselben, hölzerne Pfosten *uruts* auf, welche 1 *m* von einander entfernt stehen. Die Zwischenräume dieser Pfosten werden mit übereinanderliegenden, kleinen Balken aus Holz oder Bambus ausgefüllt, welche die Wände bilden. Die unteren Theile dieser Hütte werden von außen mit einer Art von Steinmauer umgeben. Der Dachstuhl ist auch aus langen Holz- und Bambusstangen verfertigt und hauptsächlich mit Schilfblättern bedeckt; eben so oft werden Thonschieferplatten als Ziegel zu dem Dachvorsprung verwendet. Vor jeder Wohnung sieht man neben dem Eingang ein kleines Hühnerhaus *kadurodzu* von ähnlicher Gestalt und Bauart wie die Haupthütte, dessen hohe Pfosten bis zur Höhe des Hüttendaches hinaufreichen. Die Wohnungen haben weder Fenster noch Oberlicht, nur einen Eingang in der Mitte der Längsseite, und daher ist es darin sehr dunkel. Der Boden liegt etwas tiefer als der Eingang und wird von diesem über eine Treppe erreicht. Als wir dieselbe hinuntergegangen waren, haben wir weder Teppich noch Matte auf dem Boden gefunden, sondern nur vier lange Bambusstühle, von denen in jeder Ecke einer befestigt war; auf diesen sitzen, schlafen und essen die Eingebornen (Abb. 5). Zwischen den zwei Stühlen der Schmalseite findet man einen Ofen, welcher aus nur drei gutgeformten Steinblöcken besteht und zu gleicher Zeit zum Heizen, Erleuchten und Kochen dient (vgl. Abb. 6). In der Mitte der Hütte unter der Decke hängt ein großer unten offener Hohl-Cylinder, dessen Mantelfläche zahlreiche, lose an einem Reifen hängende Schnüre bilden, an welchen der ganzen Länge nach kleine Scheiben der Aralia papyrifera H. dicht aufgereiht sind; unten an den Schnüren hängen ausgeschnitzte Menschen-, Thier- und andere Figuren. Dieser in Abb. 5 flüchtig skizzierte Hohl-Cylinder scheint als Schmuck des Wohnraumes zu dienen. Die Eingebornen nennen diese Aralia *riūjin* und den Cylinder *kanna*. An der Wand sieht man einige Gestelle, auf welchen verschiedene Waffen, wie Gewehre und Säbel, liegen und an denen Netze hängen. An anderen Stellen sind auch lange schmale Bretter angebracht, auf denen viele Werkzeuge, Geschirr und Esswaren sich finden, darunter einige große und kleine Thontöpfe, welche mit Wasser, Brantwein und manchmal mit gepökeltem Fleisch gefüllt sind.

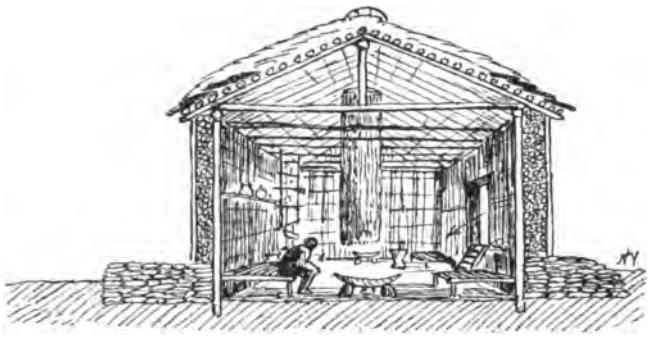


Abb. 5. Inneres eines Wohnhauses in Hōgō.

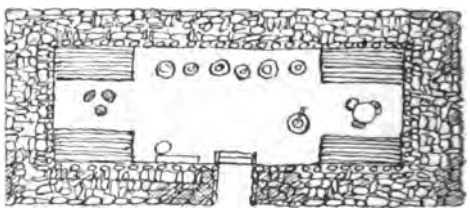


Abb. 6. Grundriss eines Wohnhauses in Hōgō.

Außer diesen Hütten gibt es auch ein Vorrathshaus *reppum*, ganz in der Nähe derselben. Es ist aus Holz gebaut und mit Schilfblättern bedeckt wie die Hütten, jedoch hat es eine besondere Bauart. Der Fußboden ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ *m* hoch über der Erde, und der untere Raum bleibt offen und leer; daher sind Getreide und alle Waren in dem Speicher ganz frei von Feuchtigkeit. Zwischen den Fußboden und die Pfosten legt man tellerförmige Platten von $\frac{1}{2}$ *m* Durchmesser mit der concaven Seite nach unten, damit die Mäuse oder Schlangen, welche an den Pfosten hinaufkriechen, nicht weiter können (Abb. 8 und 4 links). Nicht nur in Polynesien, sondern auch in Japan kann man noch heutzutage solche primitive

Gebäude finden, wie z. B. auf der Inselgruppe Schitsitō oder in den Dörfern der Aïnu[1]) in Hokkaidō. Um das Vorrathshaus wird manchmal von einer kleinen Steineinfassung ein Hof gebildet, in welchem sich die Schweine aufhalten.

Die größte Sehenswürdigkeit in diesem Dorfe bildet die öffentliche Ausstellung der den Feinden, vorzüglich den Chinesen, abgeschlagenen Köpfe. Die sogenannte Kopfjagd können die Eingebornen nicht ganz aufgeben. Wenigstens zweimal im Jahre, zur Hochzeitsfeier im Frühling und zur Erntefeier im Herbst, brauchen sie einige Köpfe und gehen daher auf die Jagd. Sie kommen von den Bergen herunter und lauern auf die Chinesen in dem hohen Gras. Der Kopf des armen Opfers wird dann in ihr Netz eingepackt und mit Siegesgeschrei nach ihrem Dorfe getragen. In jedem Dorfe gibt es immer ein hohes Gestell aus Bambus- oder Holzstangen, in dessen Mitte ein Bambusrohr steht, das die andern weit überragt und durch daran regelmäßig befestigte Blätter geschmückt ist. Dieses Bambusrohr heißt *shimbaru*. Zwischen den Stangen liegt ein Brett, auf welchem wenigstens fünfzehn Todtenköpfe als Jagdbeute in einer Reihe stehen (Abb. 7). Einige davon sind noch frisch und mit Fleisch und Haaren bedeckt, während andere schon sehr alte ausgetrocknete Schädel sind. Die neueste Beute liegt in der Mitte des Brettes, mit einem kleinen Grasdeckel bedeckt, und davor eine gekochte Batate, welche diesem Todtenkopf als Nahrung angeboten wird. Man kann auch noch viele andere alte Schädel finden, welche früher auf dem Brett gelegen waren und später an den Wänden des Vorrathshauses außen aufgehängt wurden (vgl. Abb. 8).

Abb. 7. Schädelgerüst in Hōgō.

Als wir in die Hütte des Häuptlings, namens Chili, gekommen waren und uns auf die langen Bambusstühle gesetzt hatten, kamen viele Eingeborne, wahrscheinlich der größte Theil der Bewohner im ganzen Dorfe, zu uns, um die seltenen Gäste anzusehen. Einige von ihnen befühlten unsere Anzüge und zogen an den Knöpfen, während die anderen unser Gepäck untersuchten. Es war wirklich ziemlich lästig, aber es gab uns auch die beste Gelegenheit zur Beobachtung ihrer Sitten.

[1]) Aïnu ist die allein richtige Schreibung; die bisher übliche Schreibung Aïno ist eine irrthümliche.

Am meisten fiel uns die Tätowierung ihres Gesichtes auf. Alle männlichen Mitglieder dieses Volkes tätowieren Stirn und Kinn. Die Figuren bestehen aus vielen kurzen Linien, welche treppenartig übereinander liegen (Abb. 9 *a*). Natürlich haben die Kinder weniger Linien, während wir auf der Stirn eines alten Mannes außer diesen genannten Linien noch sechs symmetrisch angebrachte Ringe bemerkten (Abb. 9 *b*). Die Tätowierung der Frauen ist noch verwickelter als die der Männer, und der größte Theil ihres Gesichtes erscheint ganz wie mit dunkelblauer Farbe bemalt. Sie haben viele treppenförmige Figuren auf der Stirne, und wenn sie erwachsen sind, tätowieren sie den unteren Theil ihres Gesichtes von einem Ohr bis zum anderen (Abb. 9 *c*). In Abb. 10 gebe ich zum Vergleiche die Gesichtstätowierung einer Frau, die ich in Taikokan (Nord-Formosa) aufgenommen habe. Die Augenbrauen dieser Frau, die zu Tauschzwecken in die Stadt gekommen war, sind bis auf eine ganz schmale Linie abrasiert. Das Muster der Mittelgesichts-Tätowierung besteht, wie die Abbildung zeigt, aus zwei kreuzweise gestreiften Bändern, welche von drei Systemen von je vier gestrichelten Linien begrenzt werden. In Hōgō nennt man die Tätowiermuster, sowie jedes andere Muster und jede Zeichnung *pātāsh*. In der Entfernung macht es den Eindruck, als ob die Frauen einen Schleier trügen, der den Mund verhüllt. Nicht nur in dem Gesichte, sondern auch an ihren Armen und Beinen befindet sich manchmal eine Tätowierung. Außerdem kann man noch eine andere Eigenthümlichkeit in ihrem Gesichte finden. Die meisten Eingebornen, vorzüglich alle Frauen, ziehen immer ihren zweiten Eckzahn aus.

Abb. 8. Vorrathshaus in Hogo mit Schädeln.

Viele Männer tragen auf dem Kopf einen harten, halbkugelförmigen Hut, welcher aus dem Calamus gemacht ist (Abb. 9 *b*). Die Haare aller Frauen sind glatt gekämmt und hinter dem Kopf zusammengebunden. Sie tragen gewöhnlich eine Kopfschnur *shinunuf*, welche aus längsdurchbohrten Muschelschalenplatten und Glasknöpfen besteht; auch lieben die beiden Geschlechter Ohrgehänge *berikku*, welche

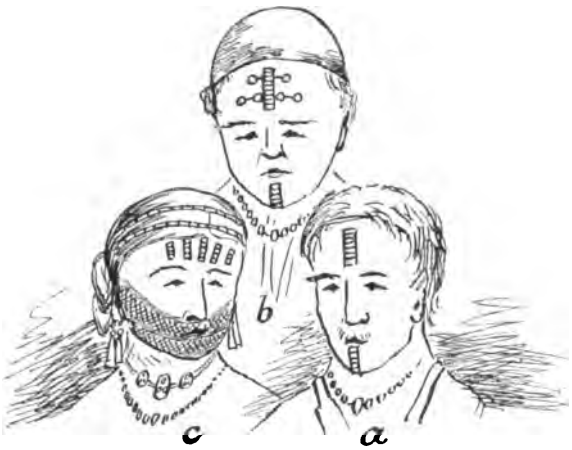


Abb. 9. Einwohner von Hōgo. *a*, *b* Männer, *c* ein Weib.

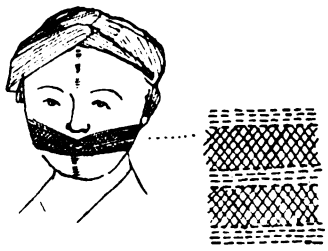


Abb. 10. Gesichtstätowierung einer Frau aus der Umgebung von Taikokan (Nord-Formosa).

meistens aus einigen langen Muschelplatten und Glasperlen gemacht sind. Manchmal jedoch nehmen die Knaben anstatt der Ringe nur Hölzchen, Bambusstücke oder Tuch. Alle schmücken sich mit Halsketten *beyu*, die gewöhnlich aus verschiedenen Sachen, wie z. B.

Muschelschalen, Münzchen, Glas- und Porzellanknöpfen, bestehen. Außerdem haben wir auch solche gesehen, welche aus Zähnen und Paternostererbsen (Abrus precatorius *L.*) verfertigt waren.

Ihre Kleidung ist dem tropischen Klima entsprechend ganz einfach. Der Rock der Männer ist etwas ähnlich der europäischen Jacke, hat jedoch keine Knöpfe. Um die Lenden winden die Männer nur ein schmales Tuch, welches vorne gebunden wird und etwas herunterhängt. Außerdem binden sie vorne noch ein dickes Tuch vor den Körper, was ihnen besonders nützlich bei dem Durchschreiten der hohen, schilfbewachsenen Felder ist. Sie haben weder Beinkleider noch Strümpfe, und ihre Füße sind ganz nackt. Die Kleidung der Frauen ist nicht so einfach als die der Männer. Ihre Brust ist nicht so offen, und die Ärmel sind noch länger als diejenigen der männlichen Kleidung. Um den unteren Theil des Körpers wickeln sie ein großes Tuch. Sie tragen auch Beinschienen, aber ihre Füße sind ganz nackt.

Das Material für die Kleidung besteht haupsächlich aus Nesseltuch, japanisch *karamushi*, chinesisch *tschou-ma* (Boehmeria nevia). Sie säen, bleichen und spinnen den Nessel-

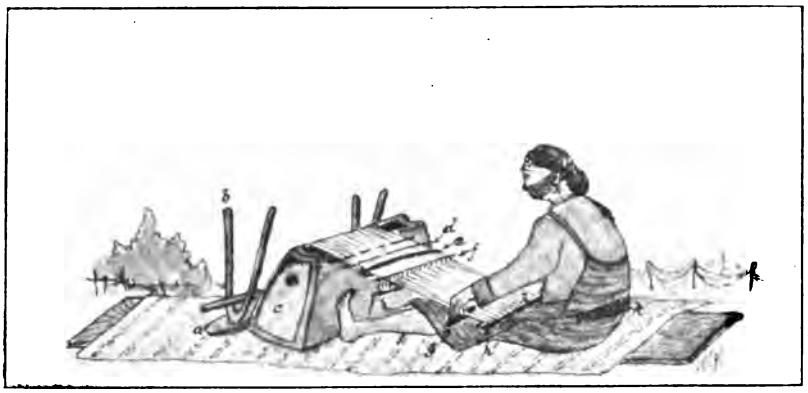


Abb. 11. Webstuhl in Hógo.

a resei, b reshaen, c ubun, d bunnuru, e breffun, f regasshai, g bueda, h kekt, k wahau.

hanf selbst. Bei schönem Wetter errichten die Frauen ihren Webstuhl auf dem Boden vor den Hütten. Er ist natürlich sehr einfach, wie die Abbildung 11 zeigt. Es gibt gewöhnlich zwei Arten von Leinwand, die eine ist sehr dick und grob, während die andere dünn und fein ist. Sie verstehen es recht gut sie zu färben. Die Wurzelknollen einer mir unbekannten Pflanze kochen sie mit Wasser und verfertigen so aus ihnen einen braunen Farbstoff. Außer der Nesselleinwand haben sie auch Baumwollzeug und *pekie*, eine Art von rothem Kamlot, welches sie auf dem Tauschplatz erworben haben. Sie machen ihre Kleidung aus diesem Tuche ohne jede Veränderung, aber es ist sehr sonderbar und auffallend, dass sie gewöhnlich zuerst alle Fäden dieses rothen Kamlots ausziehen und sie dann wieder in ihre Leinwand einweben. Das Muster des Gewebes erinnert an das auf den Philippinen gebräuchliche. Manchmal kann man eine wunderbare Geschicklichkeit in der Handarbeit finden, welche niemand diesem Volke zutrauen würde. Gewöhnlich verzieren sie den Ärmelaufschlag und den unteren Theil der Jacke mit schönen Mustern, während die kostbare Kleidung des Häuptlings und einiger anderer Personen ganz mit diesen rothen Fäden durchwebt ist. Die Farbe der weiblichen Kleidung ist meistens schwarz; doch ist diese auch aus rothem Tuch zusammengesetzt. Im allgemeinen tragen die Eingebornen prachtvolle Kleidung, und es ist wirklich eine Sehenswürdigkeit, einen ganzen

Zug solcher Menschen zu erblicken. Da sie keine Utensilien für die Schneiderei machen können, nahmen sie die Scheren und Nadeln, welche wir ihnen als Geschenk mitbrachten, mit großer Freude entgegen.

Am Abend, als wir unsere Mahlzeit einnehmen wollten, schickte der Häuptling uns freundlicherweise einen Hahn und viele Bataten. In diesem Dorfe gibt es keinen Brunnen. Das Trinkwasser wird durch Bambusrohre von einer entfernt liegenden Quelle in einen vor der Hütte stehenden Trog geleitet (Abb. 4). Später haben wir in einem anderen Dorfe, wo man keine solche Quelle findet, die Leute mit großen Bambuskrügen die steilen Klippen heruntersteigen gesehen, um Wasser zu schöpfen. Sie machen ihre Füllkelle aus Flaschenkürbissen, welche der Länge nach halb durchgeschnitten werden. Wir kochten den Reis, welchen wir mitgebracht hatten, und den Rest davon ließen unsere Wirte sich gut schmecken. Ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Bataten und Hirse, und außerdem haben sie noch einige Arten von Erbsen und Gemüsen. Sie pökeln auch ihre Jagdbeute ein; aber niemand von uns hätte ein Stückchen Hirschfleisch, welches der Häuptling uns liebenswürdigerweise anbot, seines schlechten Geruches wegen essen können. Ihre Speisen werden in einem großen, eisernen Kessel gekocht. Sie benutzen weder Teller, noch Gabel und Messer zum Essen, und die ganze Familie, die um den Kessel sitzt, isst mit den Fingern. Da sie sehr gern rauchen, so säen sie Tabak in dem Garten. Ihre Pfeifen sind aus Bambus gemacht und haben manchmal einige grobe Schnitzereien. Einige Eingeborne brachten uns Apfelsinen und Dattelpflaumen (Diospyros Kaki *L.*), während die Frau des Häuptlings Erdnüsse röstete, um ihre seltenen Gäste damit zu bewirten. Wir haben mit vielen der Leute an dem Feuer sehr lustig geplaudert; natürlich konnten wir ihre Sprache nicht verstehen, und unsere ganze Conversation bestand daher nur aus Geberden. Ich habe einige Vocabeln von ihnen gelernt, welche ich später am Ende dieser Schrift zusammenstellen werde.

Außerdem habe ich viele Skizzen in mein Heft gemacht, welche die Eingebornen mit großer Aufmerksamkeit betrachteten. Sie wollten auch mit dem ihnen ganz seltsamen Bleistift etwas schreiben, was ich ihnen mit Vergnügen erlaubte. Ich bat sie auch, einige Bilder zu machen, irgend etwas, was sie wollten. Sie zeichneten darauf Menschen, Thiere und Muster, einige davon füge ich diesem Berichte bei. Es ist sehr interessant, ihre Geschicklichkeit und ihren Geschmack zu beobachten; beide sind ganz einfach und kindlich. Auch wir können an den Straßenmauern unserer Städte ähnliche Kritzeleien von Kindern erblicken. Diese Bilder sind gewöhnlich sehr komisch. Einige Figuren haben sehr große Köpfe und Gesichter, während ihre Körper und ihre Glieder ganz klein, kurz und vielfach vernachlässigt sind. Unsere Kinder malen besonders immer die Theile des menschlichen Körpers und der Kleidung, welche sie sehr genau beobachten, wie z. B. Augen und Bart, oder die Decoration der Soldatenmütze und der Galauniform. Die Bilder der erwachsenen Eingebornen sind ganz ebenso gemacht wie diejenigen unserer Kinder. Die Abbildungen 12—17 stellen Menschen dar. Die sechs Punkte des oberen Theiles in Abbildung 12 und 13 bedeuten Ohren, Augen und Nasenlöcher. Hände und Füße werden nie ausgelassen, obschon die Zahl und Anordnung der Finger nicht immer richtig ist. Der Mann in Abbildung 12 trägt einen Hut, während der in Abbildung 13 ein Gewehr in der Hand hat und von einem Knaben begleitet ist. In Abbildung 15, welche ziemlich gut gezeichnet ist, kann man einen Säbel und eine Tätowierung an der Stirn finden. Es gibt noch eine übertriebene Tätowierung in Abbildung 16. Abbildung 17 ist am interessantesten und ganz eigenthümlich. Man kann leicht zwei Hände, Füße, Augen, Nasenlöcher, einen Mund mit Zähnen und die Tätowierung an der Stirn erkennen, aber über die verwickelten Muster zu beiden Seiten des Körpers konnte uns niemand eine Erklärung geben. Natürlich haben

wir sie auch nicht verstanden, bis die Künstler uns erzählten, dass sie die Tätowierungen in dem Gesicht ihrer weiblichen Genossen (Abb. 9 *c*) bedeuten, welche mit der größten Übertreibung und Genauigkeit gezeichnet sind. Es gibt auch zwei Hunde in den Abbil-

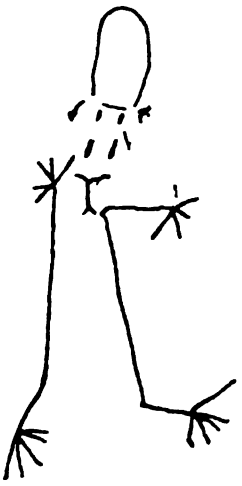


Abb. 12.

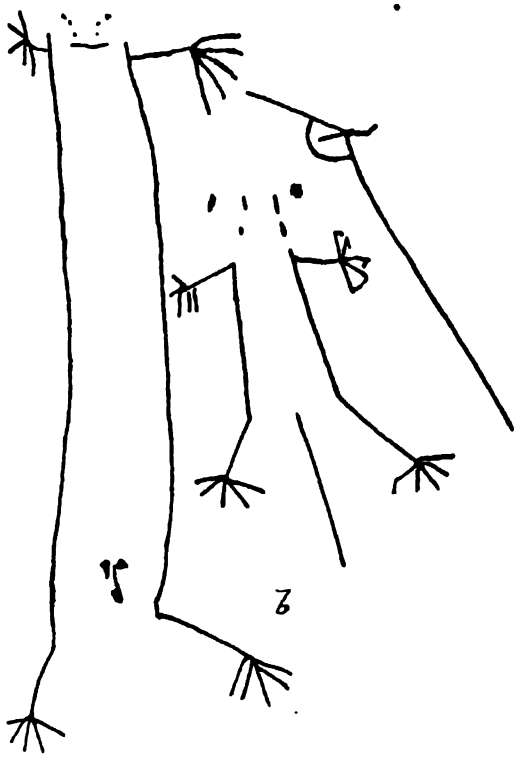


Abb. 13.

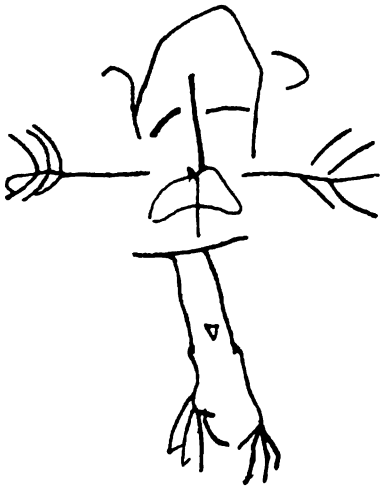


Abb. 14.

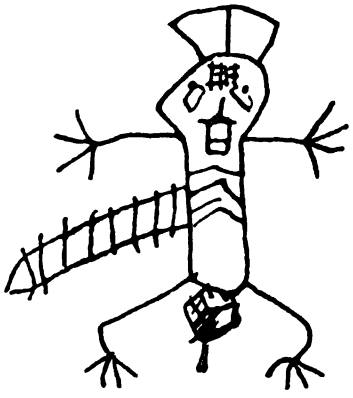


Abb. 15.

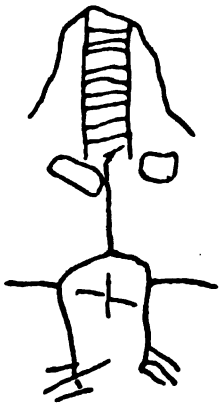


Abb. 16.

Abb. 12—16 Zeichnungen der Eingebornen.

12. Mann mit Hut. — 13. Mann mit Gewehr, von einem Knaben begleitet. — 14. Eine Frau. — 15. Mann mit Schwert. — 16. Mann mit übertriebener Tätowierung.

dungen 18 und 19, die von zwei verschiedenen Männern gezeichnet sind. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Bilder dieses Volkes, dass dieselben die Gegenstände, wie von oben gesehen, darstellen. Der Hund in Abbildung 18 ist ziemlich mager, seine Rippen sind auch

gezeichnet. Es ist äußerst auffallend, dass diese Eingebornen, wenn sie Augen, Ohren, Nasenlöcher u. s. w. zeichnen, immer mit dem Bleistift eine Vertiefung in das Papier

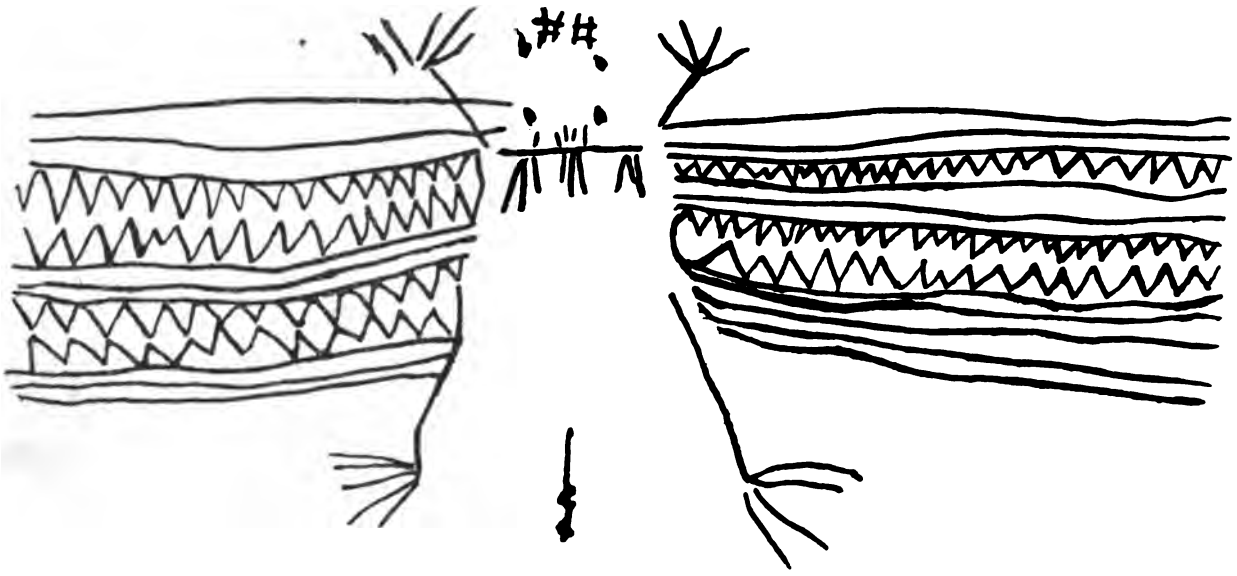


Abb. 17.

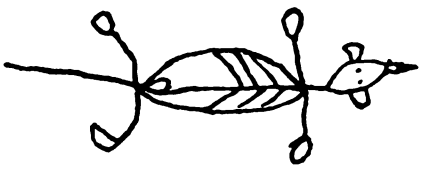


Abb. 18.

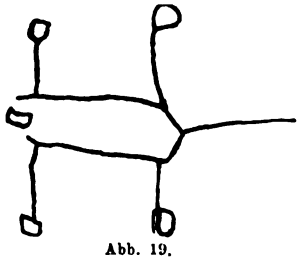


Abb. 19.

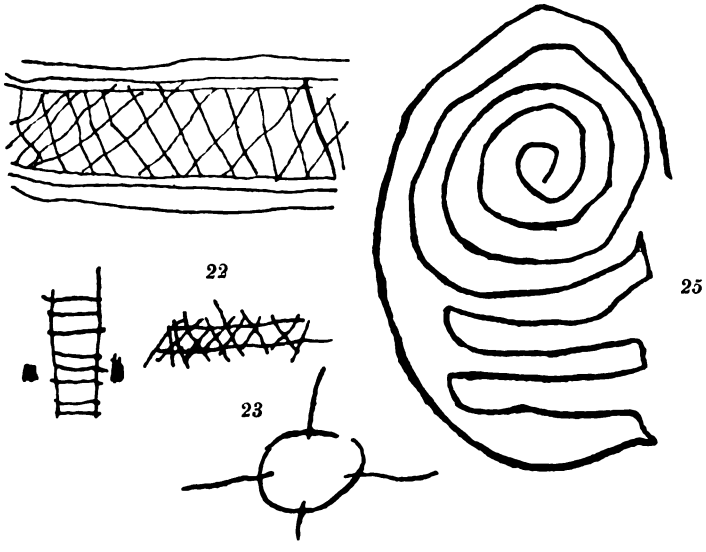


Abb. 17—25. Zeichnungen von Eingebornen.
17. Tätowierte Frau. — 18. Ein Hund. — 19. Ein Hund. — 20—22. Tätowiermuster. — 23—25. Zeichnungen von Eingebornen.

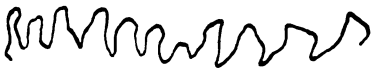


Abb. 24.

machen. Die Muster in den Abbildungen 23—25 sind von einem Knaben gezeichnet. Die Muster in Abbildung 26 sind keine Bleistiftzeichnungen der Eingebornen, sondern Stoffmuster, die ich in dem schwarzen Anzug eines Mädchens gesehen habe, in welchen sie mit weißen Fäden eingearbeitet waren.

Unsere Freunde plauderten mit uns bis Mitternacht, wo sie allmählich anfiengen sich zurückzuziehen. Einige Mädchen steckten unterwegs ein Stückchen Kiefernholz anstatt einer Laterne an.

Am nächsten Morgen, als ich fortgieng, um frische Luft zu schöpfen, sah ich einige Knaben, welche sich mit einer eigenthümlichen Schaukel vergnügten. Diese bestand aus einem starken spanischen Rohr statt eines Seils. Am oberen Ende war dasselbe an einem Ast befestigt, während es unten mit einem Ring endete. Der Schaukelnde stellte sich mit den Füßen in den Ring und hielt sich mit den Händen am Seil. Das Schaukeln ist hierbei viel schwieriger als bei uns; aber die kleinen Naturmenschen sind sehr geschickt und können sich hoch in die Luft schwingen

In Abbildung 27 gebe ich in Seiten- und in Vollansicht eine Maultrommel *tubu*. wie ich solche in Hōgō spielen sah. Sie besteht aus Bambus und hat auf der convexen Seite zwei Zungen aus Messing aufgelegt. Man hält sie horizontal mit der concaven Seite nach innen an die Zähne und zieht während des Spielens an der Schnur.

Als das Frühstück beendigt war, giengen wir noch weiter durch das Thal, um eine heiße Quelle in dem Orte Kaiden zu besuchen. Wir wurden von einigen Männern und Knaben begleitet. Einer von ihnen sammelte unterwegs die Stengel einer Pflanze und nahm sie mit; zu welchem Zweck, sollten wir später erfahren. Der Weg führte an einem Abhang entlang, und nach ungefähr einer Stunde Marsches fiengen wir an, den Abhang hinunter zu steigen. Wir kamen jetzt an das Ufer des großen, rauschenden Stromes, dessen Wasser ganz klar und so tief war, dass es bis an unsere Lenden reichte. Es war ziemlich schwer ihn zu durchschreiten, aber unser Gefolge kannte diesen Weg ganz genau. Die warme Quelle, welche aus den Felsspalten des Thonschiefers am anderen Ufer des Flusses sprudelt, hat eine sehr hohe Temperatur und einen salzigen Geschmack. Alle Steinstückchen in deren Umgebung sind mit einer weißen, salzigen Masse überzogen. Man hat schon ein Bad in die Felsen gegraben, und die Eingebornen, die es benutzen, sehen dabei sehr fröhlich aus. Einer derselben zerschlug die Pflanzenstengel mit einem Stein und wusch mit dem herausquellenden, schäumenden Saft seinen Kopf. Obgleich sie keine Seife haben, lieben sie die Reinlichkeit doch mehr als die Chinesen.

Abb. 27. Seiten- und Vollansicht einer Maultrommel *tubu* von Hōgō.

Mittags kamen wir nach Hōgō zurück, und nach dem Essen giengen wir nach dem Dorfe Pāran. Unterwegs passierten wir ein kleines Dorf, wo gerade eine Feier stattfand. Viele der Theilnehmenden tranken und tanzten und sahen sehr vergnügt aus. Die Art und Weise des Trinkens ist ganz sonderbar. Als Zeichen der Freundschaft trinken zwei Personen den Brantwein zu gleicher Zeit aus einem großen Becher, der aus einem Flaschenkürbis besteht. Als wir in dem Dorfe Pāran angekommen waren, trafen wir den Häuptling, namens Piposabo, der zugleich auch der Chef der Häuptlinge aller Dörfer jenes Gebietes ist, nicht zu Hause an. Aber wir sahen seinen Bruder, der mit einem rothen Anzuge bekleidet war und einen Hut trug, welcher aus dem Halsstück eines Bärenfelles gemacht war; an diesem hieng hinten ein Zopf, welchen man einem Chinesen abgeschnitten hatte. Abends kam der Häuptling zurück. Sein Körper war groß und kräftig, und er sah sehr ehrwürdig aus. Von seinem Betragen, welches uns sehr angenehm berührt hat, möchte ich hier nur ein Beispiel geben. Als wir ihm nämlich unsere Geschenke gegeben hatten, theilte er dieselben zuerst unter seine Unterthanen, welche dort gruppiert

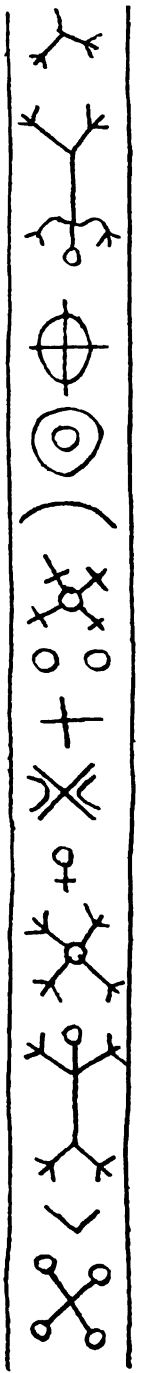


Abb. 26. Stoffmuster.

waren, aus, und dann nahm er den Rest für sich und stellte die Sachen auf ein Wandbrett. Die Sitten dieses Dorfes gleichen denjenigen von Hōgō, welche ich schon beschrieben habe.

Den nächsten Morgen reisten wir, von vielen der Eingebornen begleitet, von dort ab und erreichten auf demselben interessanten Marsch wie auf dem Hinwege unsere Station in Polisha wieder.

Wörterverzeichnis der in Hōgō gesprochenen Mundart.

(*j* ähnlich dem mal. *dj* oder dem jap. *s* in *Fusiyama*; *ch* = tsch; *sh* = sch; *z* = ß; *dz* = dß; *ai* = a + i; *ei* = e + i; *ou* = o + u.)

Hauptwörter.

Deutsch	Taiyalisch
Mensch	*wewa*
älterer Bruder od. ältere Schwester	*basoran*
jüngerer Bruder oder jüngere Schwester	*soadai*
Säugling	*rakkei*
Büffel	*rappa*
Hund	*ūruk*
Hündchen	*hōjin*
Schwein	*babui*
Huhn	*roudoho*
wilde Gans	*tabuk*
Schwalbe	*pirawai*
Eidechse	*chirū*
Ameise	*tachai*
Floh	*makkoi*
Grille	*shioshi*
Wasserjungfer	*ptaushi*
Krebs	*borun*
Schmetterling	*prarai*
Baum	*honni*
Aralia papyrifera H.	*riūjin*
Kiefer	*kwairun*
Namen v. Bäumen, deren Species dem Verfasser unbekannt blieb	*shūdō*, *rabin*, *tsanmai*
Gras	*ruppi*
Bambus	*btakkan*
Stengel	*tsuggukko*
Wurzel	*gammi*
Zweig	*moro*
Ast	*shida*
Blatt	*washau*
Blume	*heppuha*
Frucht	*heppana*
Zapfen	*harum*
Farn	*wirri*
Schilf	*behengeri*
Hirse	*iddao*
Erbse	*piryak*
Batate	*bungwa*
Kürbis	*karian*
Ingwer	*uttik*
Dattelfeige	*rukkun*
Apfelsine	*muddo*
Kopf	*tsununuf*
Schädel	*pūti*
Wirbel	*wau*
Gesicht	*dōrak*
Auge	*doryak*
Augenbraue	*ūbal*
Mund	*pdankwak*
Zahn	*ruppum*
Zunge	*hemma*
Nase	*mofhen*
Ohr	*byuräts*
Schläfe	*kwerri*
Genick	*peiru*
Hals	*rudden*
Achselhöhle	*baren*
Arm	*hekkor*, *bara*
Oberarm	*hekkori*
Unterarm	*kuryo*
Finger	*baga*, *kethihi*
Daumen	*bakke*
Zeigefinger	*tiyu*
kleiner Finger	*waiwa*
Nagel	*kukkoho*
Oberschenkel	*buterak*
Unterschenkel	*pūpak*
Knie	*pumu*
Fuß	*parparkka*
Leib	*buzassi*
Brust	*terau*
Brustwarze	*nonno*
Haar	*nunuf*
weißes Haar	*kūdi*
Rücken	*bukui*
Tätowierung	*pūtash*
Wunde	*rokka*
Schwanz	*gnungo*
Flügel	*ubari*
Feder	*parrit*
Schnabel	*oakka*
Geweih	*ūrun*
Hütte	*shappa*
Dach	*karaga*
Dachfirst	*kunura*
Feuerherd	*rakaida*
Umgebung, der freie Platz um das Haus	*muro*
Brett	*paga*
Vorrathshaus	*reppum*
Hühnerhaus	*kadurodzu*
Umzäunung	*naran*
Hauspfosten	*uruts*
Bambusstange beim Schädelgerüst	*shimbaru*
Wasserleitungsrohr	*shiya*
Schaukel	*dodai*
Ziercylinder, von der Wohnungsdecke herabhängend (vgl. Abbildung 5)	*kanna*
Säbel	*madat*
Speer	*sprang*, *putshi*
Bogen	*buddi*
Gewehr	*tsumebu*
Netz	*tokan*
Löffel	*tak*
Kessel	*ribbo*
Brennholz	*tahat*
Tabakpfeife	*pōkan*
Maultrommel	*tubu*
Münze	*bangan*
Hacke	*daun*
Theetasse	*pagyara*
Mütze	*bunnoch*
Hemd	*rukoshi*
Umlegetuch	*panna*
rothes Tuch	*pekie*

Deutsch	Taiyalisch
Hanf	*nokka*
Kamm	*tiyupuni*
Kopfschnur	*shinunuf*
Nadel	*kommi*
Webstuhl	*tminum*
Einzelne Webstuhltheile (vgl. Abb. 9)	*resei*
	reshaen
	ubun
	bunnuru
	breffun
	regasshai
	bueda
	kekt
	wahau
Beinschiene	*ragitti*
Lendengurt	*tawok*
Halskette	*maron, beyu*
Ohrring	*tarrau*
Ohrgehänge	*berikku*
Armband	*komurū*
Ring	*kaitun*
Strohsandale	*tsappit*
Stein	*tunnuf*
Flint	*putton*
Gebirge	*hōni, rigidak*
Weg	*elū*
Salz	*temo*
Himmel	*kārat*
Sonne	*robyon, hido*
Wasser	*kashiya*
Nebel	*rabu*
Wolke	*ruddum*
Rauch	*karengun*
Hitze	*meterufa*
Abend	*ita*
Feuer	*puonyak*
Zeitwörter.	
trinken	*mimmo*
essen	*mukkan*
gehen	*tsumadan*
dahinkommen	*mahadaya*
fortgehen	*musha*
vorrücken	*tonno*
laufen	*meshōtari*
schlafen	*pokkui*
anstarren	*remekkan, shirun*
fangen	*bukayan*
ziehen	*mangan*
beten	*mokko*
wachsen	*kirun*
liegen	*uttakkai*
schreiben, zeichnen	*pūtash*
gähnen	*mushowakka*
bitte!	*ishū-ishū*
Eigenschaftswörter.	
blind	*buru*
dumm	*saikun*
müde	*bushukan*
kalt	*shekkui*
Zahlwörter.	
eins	*uni, kiyan*
zwei	*dahha, sajin*
drei	*terū*
vier	*sepatchi*
fünf	*rimma*
sechs	*materu*
sieben	*pitū*
acht	*mesepat*
neun	*magari*
zehn	*mahari*
Andere Wörter.	
was?	*manno*
nicht	*okke*
Zahlwörter aus der Umgebung von Taikokan.	
eins	*koto*
zwei	*sajin*
drei	*tuga*
vier	*kutok*
fünf	*mangar*
sechs	*pieju*
sieben	*pitū*
acht	*shipat*
neun	*taisio*
zehn	*waipo*
zwanzig	*sajin-po*
dreißig	*tuga-po*
hundert	*koto kamhol*
Zahlwörter aus der Umgebung von Taiko, südlich von Taikokan.	
eins	*udo*
zwei	*saiin*
drei	*paiye*
vier	*teuan*
fünf	*magan*
sechs	*pie*
sieben	*to*
acht	*pa*
neun	*su*
zehn	*pon*
Zahlwörter aus der Umgebung von Tōseikaku, südl. von Taiko.	
eins	*oto*
zwei	*sajin*
drei	*tsuwan*
vier	*pajat*
fünf	*magara*
sechs	*tayu*
sieben	*pitò*
acht	*sapatta*
neun	*ishura*
zehn	*pun*

Taiyalisch-deutsches Wörterverzeichnis der Mundart von Hōgō.[1])

babui — Schwein
baga — Finger
bakke — Daumen
bangan — Münze
bara — Arm
baren — Achselhöhle
basora — älterer Bruder oder ältere Schwester
behengeri — Schilf
berikku — Ohrgehänge
beyu — Halskette
borun — Krebs
breffun — Webstuhlbestandtheil
btakkan — Bambus
buddi — Bogen
bueda — Webstuhlbestandtheil
bukayan — fangen
bukui — Rücken
bungwa — Batate
bunnoch — Mütze
bunnuru — Webstuhlbestandtheil
buru — blind
bushukan — müde
buterak — Oberschenkel
buzassi — Leib
byuräts — Ohr
chirū — Eidechse
dahha — zwei
daun — Hacke
dodai — Schaukel

[1]) Bei den Zahlwörtern aus anderen Mundarten ist die Localangabe in Klammern beigesetzt.

dōrak — Gesicht
doryak — Auge
ebū — Weg
gammi — Wurzel
gnungo — Schwanz
harum — Fruchtzapfen
hekkor — Arm
hekkori — Oberarm
hemma — Zunge
heppaha — Blume
heppana — Frucht
hido — Sonne
hūjin — Hündchen
hōni — Gebirge
honni — Baum
iddao — Hirse
ishū-ishū — bitte!
ishura — neun (Tōseikaku)
ita — Abend
kadurodzu — Hühnerhaus
kaitun — Ring
kanna — Ziercylinder (vgl. Abb. 5)
karaga — Dach
kārat — Himmel
karengun — Rauch
karian — Kürbis
kashiya — Wasser
kekt — Webstuhlbestandtheil
kethihi — Finger
kiyan — eins
kirun — wachsen
kommi — Nadel
komurū — Armband
koto — eins (Taikokan)
koto kamhol — hundert (Taikokan)
kūdž — weißes Haar
kukkoho — Fingernagel
kunura — Dachfirst
kuryo — Unterarm
kutok — vier (Taikokan)
kwairun — Kieferbaum
kwerri — Schläfe
madat — Säbel
magan — fünf (Taiko)
magara — fünf (Tōseikaku)
magari — neun
mahadaya — dahinkommen
mahari — zehn
makkoi — Floh
mangan — ziehen
mangar — fünf (Taikokan)
manno — was?
maron — Halskette
materu — sechs
mesepat — acht
meshūtari — laufen
meteruſa — Hitze
mimmo — trinken
mofhen — Nase
mokko — beten
moro — Zweig
muddo — Apfelsine
mukkan — essen
muro — Umgebung, der freie Platz um das Haus
musha — fortgehen
mushowakka — gähnen
naran — Umzäunung
nokka — Hanf
nonno — Brustwarze
nunuf — Haar
oakka — Schnabel
okke — nicht
oto — eins (Tōseikaku)
pa — acht (Taiko)
paga — Brett
pagyara — Theetasse
paiye — drei (Taiko)
pajat — vier (Tōseikaku)
panna — Umlegetuch
pūpak — Unterschenkel
parparkka — Fuß
parrit — Vogelfeder
pātāsh — schreiben, zeichnen, Tätowierung
pāti — Schädel
pdankwak — Mund
peiru — Genick
pekie — rothes Tuch
pie — sechs (Taiko)
pieju — sechs (Taikokan)
pirawai — Schwalbe
piryak — Erbse
pitō — sieben (Tōseikaku)
pitū — sieben
pōkūn — Tabakpfeife
pokkui — schlafen
pon — zehn (Taiko)
prarai — Schmetterling
ptaushi — Wasserjungfer
pumu — Knie
pun — zehn (Tōseikaku)
puonyak — Feuer
putshi — Speer
putton — Flintstein
rabin — eine Baumart
rabu — Nebel
ragitti — Beinschiene
rakaida — Feuerherd
rakkei — Säugling
rappa — Büffel
regasshai — Webstuhlbestandtheil
remekkan — anstarren
reppum — Vorrathshaus
resei — Webstuhlbestandtheil
reshaen — Webstuhlbestandtheil
ribbo — Kessel
rigidak — Gebirge
rimma — fünf
riūjin — Aralia papyrifera H.
robyon — Sonne
rokka — Wunde
roudoho — Huhn
rudden — Hals
ruddum — Wolke
rukkun — Dattelfeige
rukoshi — Hemd
ruppi — Gras
ruppum — Zahn
saiin — zwei (Taiko)
saikun — dumm
sajin — zwei
sajin-po — zwanzig (Taikokan)
sapatta — acht (Tōseikaku)
sepatchi — vier
shappa — Hütte
shekkui — kalt
shida — Ast
shimbaru — Bambusstange beim Schädelgerüst
shinunuf — Kopfschnur
shioshi — Grille
shipat — acht (Taikokan)
shirun — anstarren
shiya — Wasserleitungsrohr
shūdō — eine Baumart
soadai — jüngerer Bruder oder jüngere Schwester
sprang — Speer
su — neun (Taiko)
tabuk — wilde Gans
tachai — Ameise
tahat — Brennholz
taisio — neun (Taikokan)
tak — Löffel
tarrau — Ohrring
tawok — Lendengurt
tayu — sechs (Tōseikaku)
temo — Salz
terau — Brust
terū — drei
teuan — vier (Taiko)
tiyu — Zeigefinger
tiyupuni — Kamm
tminum — Webstuhl
to — sieben (Taiko)
tokan — Netz
tonno — vorrücken
tsanmai — eine Baumart
tsappit — Strohsandale
tsuggukko — Stengel

tsumadan — gehen
tsumebu — Gewehr
tsunnuf — Kopf
tsuwan — drei (Tōseikaku)
tubu — Maultrommel
tuga — drei (Taikokan)
tuga-po — dreißig (Taikokan)
tunnuf — Stein
ūbal — Augenbraue

ubari — Flügel
ubun — Webstuhlbestandtheil
udo — eins (Taiko)
uni — eins
ūruk — Hund
ūrun — Geweih
uruts — Hauspfosten
uttakkai — liegen
uttik — Ingwer

wahau — Webstuhlbestandtheil
waipo — zehn (Taikokan)
washau — Blatt
wau — Wirbel, Scheitel
wawa — kleiner Finger
weiwa — Mensch
wirri — Farn

Die Fängigkeit der Fischzäune und Fischreusen.

Von **Otto Herman.**

Mit 23 Abbildungen.[1])

In einer ebenso objectiven, ausführlichen als scharfsinnigen Besprechung, welche Fischereigeräthe nebst daran geknüpften genetischen und etymologischen Fragen kritisch erörtert, hat Hofrath Prof. Dr. Hugo Schuchardt in den »Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien« (Bd. XXX, 1900, S. 158—167) den sehr berechtigten Wunsch ausgedrückt, es möge doch seitens der Fischereikundigen für jene, die in der Praxis nicht bewandert sind, aber für ihre etymologischen und genetischen Arbeiten das Wesentlichste doch kennen müssen, Auskunft gegeben werden:

1. Worin die Fängigkeit, also das Wesentlichste eines gegebenen Fischereigeräthes, besteht?

2. Welches der Weg des Fisches ist, um in den fängisch[2]) gestellten Theil des Geräthes zu gelangen und dort gefangen zu werden?

Aufgeworfen sind diese zwei Fragen besonders hinsichtlich des Fischzaunes und der Fischreuse.

Schuchardt hat nun sowohl in seinen »Romanischen Etymologieen II«[3]), als auch in der angeführten Besprechung mein Buch über ungarische Fischerei[4]) einer sehr ehrenden Aufmerksamkeit für würdig erachtet, was für mich umso wertvoller ist, als er die magyarische Sprache vollkommen beherrscht; er hat mich aber gerade hiedurch auch gewissermaßen verpflichtet, das Wesen der Fängigkeit, soweit ich es vermag, zu erörtern und klarzulegen.

Es ist dies auch höchst nothwendig und wirklich im Interesse der Wissenschaft gelegen, weil sonst die Gefahr entsteht, dass die an die irrige Form geknüpften genetischen Deductionen zu großen Irrthümern führen.

Eine ganz besondere Beachtung muss den Fischzäunen gewidmet werden, weil diese durchgehends aus Ruthen oder Rohr, also aus sehr handlichem Materiale bestehen, ungemein einfach beginnen und gewiss mit vollem Rechte der Urfischerei zugezählt

[1]) Die Zinkstöcke zu den Abbildungen wurden freundlichst vom Herrn Verfasser zur Verfügung gestellt. Die Red.

[2]) Dieser deutsche Kunstausdruck, welchen ich in den deutschen Texten über Fischerei angewendet habe, wurde in Frage gestellt, weil er weder bei Grimm noch bei Sanders zu finden ist; er kommt aber, und zwar ganz in meinem Sinne, in Riesenthals »Jagdlexikon« (Leipzig 1882) vor. Ich verdanke die Andeutung Herrn Conservator E. Büchner in St. Petersburg. Ferner machte mich Prof. Schuchardt darauf aufmerksam, dass dieses Wort in einem Aufsatze G. v. Almásys über Fischereiverhältnisse in der Dobrudscha (Mittheilungen des österreichischen Fischereivereines, XVIII. Jahrg., Nr. 5, 1898) vorkomme; in dieser mir vom Verfasser freundlichst zugesendeten Abhandlung heißt es auf S. 96: »die fängisch gestellten Reusen«; überdies theilt mir v. Almásy mit, das Wort sei als Kunstausdruck der lingua venatoria seit jeher adoptiert, es sei gewiss schon bei Dietrich aus dem Winckell, sicher in Dietzls, Dombrowszkys u. A. Arbeiten enthalten.

[3]) Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Phil. Hist. Classe. Bd. CXLI, III, 1899.

[4]) »A magyar halászat könyve.« Bd. I und II, 1887. (Königlich ungarische naturhistorische Gesellschaft.)

werden müssen. Sie sind umso wichtiger, als sie mit Absperrungen, Leitungen und Irrgängen verknüpft sind und sich als geeignet erweisen, uns einen guten Begriff über das Thun und Lassen des Urmenschen zu geben, der ja schon aus der Configuration der Zwischenräume der Rohrbestände, oder der Bülten u. dgl. angeleitet wurde, derartige Fischfänge aufzurichten, sobald er den Fisch als Nahrungsmittel erkannte und sein Treiben zu beobachten begann.

Aber auch die Reuse verdient volle Aufmerksamkeit, weil sie ja — nach Schuchardts scharfsinniger Bemerkung — in letzter Consequenz mit dem Fischzaune analog und in ihren primitiven Formen ebenfalls aus Ruthen geflochten ist, mithin auch eine Urform bildet.

Den Gebrauch des Wortes »Urform« versuche ich, wie folgt, zu begründen. Die Alterthumskunde liebt es auch heute noch, die Zeitalter menschlicher Cultur als Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu bezeichnen, wobei noch zwischen Stein und Bronze eine Kupferperiode eingeschaltet wird. Das scheint mir aber doch gewiss, dass die Behandlung des Steines, seine Bearbeitung selbst in die roheste paläolithische Form, eine größere Erfahrung und Befähigung bedingte, als sie der Urmensch auf der niedersten Stufe überhaupt besitzen konnte.

Dagegen scheint es sehr natürlich, dass der Urmensch die Eigenschaften der Pflanzen inmitten der Urnatur sehr bald und an sich selbst erfahren konnte. Das Emporwinden der Schlingpflanzen, die Greiforgane derselben, die Hindernisse, welche sie dem Urmenschen in den Weg stellten, mussten viel früher und intensiver seine Aufmerksamkeit erregen, auf seine Fassungskraft früher einwirken, als eine gewisse Steinart — Flint oder Feuerstein — und deren besondere Eigenschaft sich durch genaue, abgewogene und angewendete Schläge formen zu lassen.

Die Fischerei mit zaunartigen Absperrungen gehört mithin annehmbar zu den ältesten Methoden; man könnte sagen, sie entstamme der Holzperiode, von welcher uns aber aus sehr natürlichen Gründen keine Urdenkmäler blieben, wie wir solche aus der Stein- und Metallperiode besitzen. Da nun aber der Fisch und das Fischen stets in allerengster Beziehung zum Menschen standen, weil es sich ja um die Nahrung handelte, so kann die Möglichkeit nicht absolut ausgeschlossen werden, dass sich die Urformen durch continuirliche Überlieferung oder Vererbung im wesentlichen doch bis auf unsere Tage erhalten haben, dass uns also Fischzaun und Ruthenreuse einen annehmbaren Begriff von einem Theile der Urfischerei zu geben geeignet sind.

Es ist hier nicht der Ort, die Beziehungen der Geräthe der Urfischerei zum menschlichen Leibe und seinen Theilen des Näheren zu beleuchten, wie z. B. dass bei gewissen primitiven Völkern eine Art von Kesseltreiben besteht, wobei der Leib der Treiber schließlich einen, durch vorgehaltene Palmblätter verdichteten, geschlossenen Kreis bildet und wo die in den Kreis eingeschlossenen Fische auf das Trockene »herausgetrippelt« werden, welcher Vorgang sämmtliche wesentliche Momente des Fanges mittelst Einkreisnetzes vereinigt; ferner, wie in einigen Gegenden Ungarns noch in unseren Tagen eine Treibfischerei bestand, wobei sich die Weiber in den Bach setzten, ihre Füße in eine ⋀⋀⋀-Linie ordneten und die zugetriebenen Fische im Schoße ergriffen, was ja wieder den Leitwänden und den Fischkammern der Fischzäune, aber auch den Flügelreusen und der Wade entspricht; ich lasse diese Erörterungen für jenes Werk, womit ich meine Thätigkeit abzuschließen gedenke. Ich musste aber dies hier doch berühren, um den Beweis zu erbringen, dass die überkommenen Urformen der Fischerei von allergrößter Wichtigkeit sind, weil sie von großem Einfluss auf die Entwicklung jener Wissenszweige, wie Urgeschichte, Anthropologie, Ethnologie — im tiefsten Sinne des Wortes — sind, welche

ihre Beweise und Sätze auf positiver Grundlage, auf genetischem Wege zu erbringen und aufzustellen bestrebt sind.

Weil ich mich aber in den folgenden Erörterungen hauptsächlich auf ungarisches Materiale zu stützen habe, so will ich auch ganz kurz die historischen Beziehungen der beiden Geräthe und ihrer Formen hier berühren.

Der Fischzaun, magyarisch *vejsze*, war Gegenstand königlicher Schenkungen — donationes — und wird im lateinischen Texte der betreffenden königlichen Urkunden meistens *laqueus*, auch *clausura* genannt, begrifflich jedoch stets durch Anfügung des ungarischen, volksthümlichen Namens präcisiert, und zwar dem orthographischen Usus der verschiedenen Perioden gemäß als: *weiz*, *weyz*, *wyz*[1]); in Verbindung mit dem Orte, als: *weizhel*; endlich in Verbindung mit Personen, als: *coneweyzi*, *jacoweyzi*, d. i. Kónyis Fischzaun, Jakobs Fischzaun; und schließlich nach der Art der Einrichtung, als: *ikerweyzi*, d. i. Zwillingsfischzaun. Die Wichtigkeit der Fischzäune geht z. B. daraus hervor, dass König Béla IV. im Jahre 1268 in einer einzigen Localität sechzehn Fischzäune verschenkt hat.

Die Fischreuse ist geschichtlich eben so alt; sie wird als Henkelreuse *ansa* genannt, kommt geschichtlich als solche schon im Jahre 1001 vor und wird gelegentlich der Erneuerung des Statutes im Jahre 1380 des näheren als »*ansa*, *Worsa* plena piscibus« angeführt. Als Henkelreuse *ansa* lebt die Form auch heute unter dem Namen *vorsa* (spr. warscha) fort.

Und nun möge die ganz sachliche Erörterung folgen.

Der Fischzaun.

Zunächst werde ich den Begriff »Fischzaun« feststellen, dann seine Einrichtung entwickeln und schließlich die Hauptbedingung der Fängigkeit darstellen.

Der Fischzaun ist eine fixe, nicht transportable Vorrichtung zum Fange der Fische, welche aus Rohr- oder Ruthenwänden gebildet, meist durch Pflöcke gefestigt wird und das Fischwasser oder dessen Theile zweckmäßig absperrt. Die Absperrung bewirkt die zaunartige Leitwand, deren Aufgabe eine doppelte ist: sie theilt das Gewässer in Theile oder Abschnitte und zwingt dadurch den ziehenden Fisch, einen Durchgang zu suchen oder umzukehren; zweitens hat sie den Fisch in einer gewissen Richtung zu leiten. Hierauf ist die Fängigkeit des Fischzaunes gegründet. Zu letzterem Behufe werden meist in gleichen Distanzen Durchgänge freigelassen, welche jedoch nicht in das Wasser jenseits der Leitwand, sondern in den eigentlichen Fangapparat führen, worin der Fisch mit Rücksicht auf die Eigenheit seiner Bewegung gefangen bleibt. Dieser Fangapparat besteht im einfachsten Falle aus der Fischkammer, in deren Inneres eine fängisch gestellte Kehle führt.

In Abb. 28 sehen wir den Grundriss eines einfachen Fischzaunes — der »raitzischen« Form — mit wechselständigen Kammern, richtiger Kehlen, mit einem Theil der Leitwand zum Absperren, beziehungsweise Theilen des Gewässers — *L* links — und zwei Theilen zum Absperren und Leiten der Fische zur Kehle *V* und in die Busen *Ö*, *Ö*, *Ö*, *Ö* der Kammern *F*, *F*. Die zwei geflügelten Pfeile zeigen die Richtung der ziehenden Fische an. Diese Fischzäune sind in stehenden Gewässern gebräuchlich. Der Durchmesser der Kammern aller ungarischen Formen beträgt gewöhnlich 1 *m* oder etwas darüber.

Wir sehen also, dass der Zaun das zum Fischen geeignete Gewässer entweder in gerader Linie oder im Zickzack absperrt oder abtheilt und es ermöglicht, die Kehlen der

[1]) »*Laqueos* piscium, qui vulgo *weizhel* vocantur«, z. B. 1303; aber abwechselnd auch *clausura*, das letztere jedoch meist als Fischwehre.

Fischkammern nach verschiedenen Richtungen fängisch zu stellen, so dass der ziehende Fisch unbedingt gefangen wird, wenn er seine Richtung beibehält.

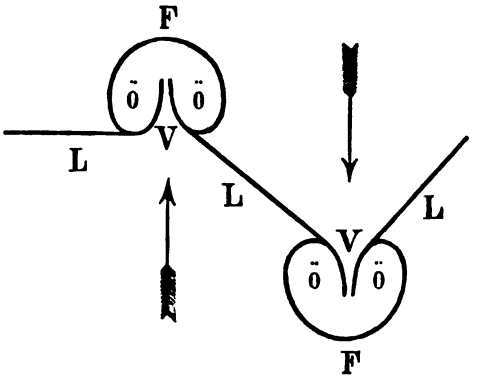


Abb. 28. Grundriss eines Fischzaunes. »Raitzische« Form.

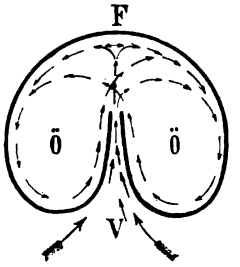


Abb. 29. Rundliche Fischkammer.

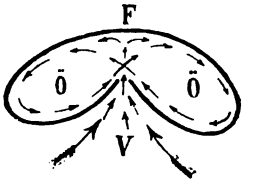


Abb. 30. Nierenförmige Fischkammer.

Wir wollen nun untersuchen, worin eigentlich die Fängigkeit besteht. Sie gründet sich auf die Eigenschaft der meisten Fische, dass sie scharfen Wendungen abgeneigt sind und im ganzen die Richtung auch dann noch verfolgen, wenn die richtunggebende Wand zu Ende ist. Abb. 29 und Abb. 30 zeigen nun ganz deutlich die Art, wie der Sperrfischer diese Eigenschaften der Fische zu seinem Vortheile ausnützt. Vor allem sehen wir, dass es zwei Kammerformen gibt: die mehr rundliche (Abb. 29) und die mehr nierenförmige Form (Abb. 30). In beiden Abbildungen sind *F*, *F* die Fischkammern, *V*, *V* die Kehlen, *Ö*, *Ö* und *Ö*, *Ö* die Busen; die geflügelten Pfeile zeigen die Ziehungsrichtung der Fische; die kleinen Pfeile den Eintritt der Fische in die Fischkammer und die Bewegungsrichtungen derselben innerhalb der Kammer. Damit jedoch jede Möglichkeit eines Missverständnisses ganz ausgeschlossen werde, dazu dienen Abb. 31 und Abb. 32.

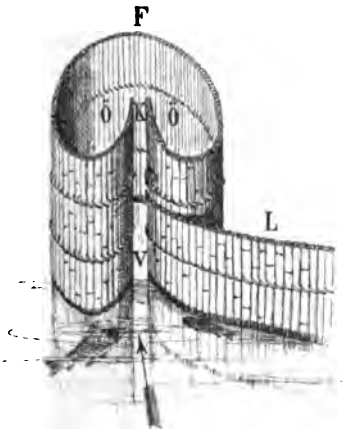


Abb. 31. Fischkammer und halbseitige Leitwand.

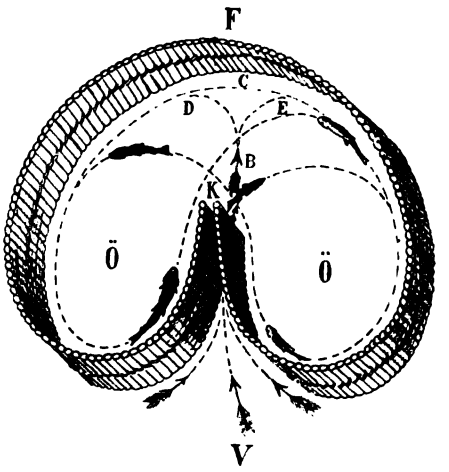


Abb. 32. Fischkammer mit kreisenden Fischen.

Abb. 31 zeigt uns deutlich, wie sich das Verhältnis zwischen Fischkammern und Leitwand gestaltet und wie sich zu beiden das Ziehen der Fische verhält. Die Bezeichnungen bleiben wie vor: *F* = Fischkammer, *V* = Kehle, *L* = Leitwand, *Ö*, *Ö* = Busen.

Abb. 32 hat zu erläutern, wie sich das Kreisen der durch die Kehle *V* eintretenden Fische in der Kammer gestaltet.

Der geflügelte Pfeil *B* zeigt die Richtung des eingetretenen Fisches, welcher nach *C* schwimmt, dort die Kammerwand erreicht, um dann nach *D* oder *E* abzuweichen, worauf er, längs der Wand ziehend, schließlich aus dem einen Busen *Ö* in den anderen *Ö* geräth und fortan eine ∞-Figur beschreibt, was besonders deutlich in Abb. 30 ersichtlich ist.

Man könnte fragen, wie es denn kommt, dass der Fisch den Punkt des Eintrittes *K* nicht sucht und nicht findet? Die Sache ist ganz einfach die, dass der Fisch der fortwährenden Leitung der Wand folgend seiner natürlichen Neigung nachgibt und stets in die ∞-Bewegung geräth; trifft es sich aber zufälligerweise doch, dass der Fisch zum Eintritt *K* in Stich zu stehen kommt, so bleibt er, besonders ein größerer, dennoch gefangen, weil das Auseinandertreiben der Kehle nur von außen leicht möglich ist, wo der Kopf des durchschlüpfenden Fisches als Keil wirkt. Und nun sind wir beim letzten Moment angelangt.

Abb. 33. Herausheben der Fische aus der Fischkammer.

Es fragt sich: Wie wird der in die Kammer gerathene Fisch herausgenommen?

Die Bezeichnungen in Abb. 33 entsprechen jenen in den vorhergehenden Abbildungen, nur kommt das Schöpfnetz *S* hinzu. Der Kopf oder Rahmen *A* des Schöpfnetzes entspricht der Rundung der Busen *Ö*, *Ö*. Mit dem in Abb. 33 deutlich ersichtlichen Griff schöpft der Fischer den einen Busen aus, wendet das Schöpfnetz unter Wasser scharf um und übergreift in den anderen Busen.

Schon hieraus können wir entnehmen, dass die Entstehung der Fischkammer aus zwei durch eine lange Leitwand verbundenen Hälften nicht gedacht werden kann, weil die Hälften für sich nicht fängisch wären, mithin keinen Zweck hätten. Demnach sind Schuchardts Worte — a. a. O. 160 —: »Aber das« — nämlich die Zusammenziehung zweier Kammerhälften und der Ausfall der Verbindungswand, wie dies vorausgesetzt wurde — »ist eine reine Hypothese; und zwar erscheinen mir der Wegfall der langen Verbindungswand und die Herstellung eines einzigen Einganges« — der Kehle *V* — »an Stelle zweier nur auf dem Papier als sehr einfache Vorgänge«, vollkommen zutreffend.

Damit ist das Wesentlichste der Fängigkeit in den mehr rundlichen und mehr nierenförmigen Fischkammern (Abb. 29 und Abb. 30) abgehandelt, und es kann die Erörterung an bestehenden Fischzaunformen folgen, wobei ich bemerke, dass ich den Abbildungen eine ausgeglichenere Form gab, weil ja die nur formalen[1]) Unterschiede zwischen rundlich und nierenförmig die Fängigkeit nicht berühren.

Schon in Abb. 28 haben wir gesehen, dass die Leitwand bald absperrend, bald auch leitend wirken kann und dass durch abwechselnde Einstellung der Kehlen die von verschiedenen Seiten heranziehenden Fische unfehlbar in die Fischkammer gerathen. Sobald sich jedoch die Verhältnisse der Fischgewässer derart gestalten, dass die Fische am

[1]) Ich glaube, man soll die Morphologie der Zootomie oder höheren Biologie überlassen und dieselbe auf Fischzäune und Netzsteine nicht anwenden, und zwar schon lege prioritatis nicht.

Zaune auch vorbeiziehen könnten, schaltet der Fischer, von der Kehle ausgehend, eine dritte Leitwand (Abb. 34, L_{III}) ein, wodurch der folgende Vorgang bewirkt wird: Die Fische werden durch die eingeschaltete Leitwand (L_{III}) von rechts und links am Vorbeischwimmen gehindert, vielmehr zur Kehle der Kammer (F) geleitet, wie dies die geflügelten und kleinen ungeflügelten Pfeile anzeigen. Die Leitwände L_I und L_{II} sperren das Gewässer nach jenseits der Kehle, also nach A, B ab, von woher also der Zuzug nicht stattfinden kann; es sei denn zur benachbarten Kehle, beziehungsweise Fischkammer, falls ihre Kehle gegen A, B offen steht.

Wenn aber die Verhältnisse des Fischwassers derartige sind, dass die abwechselnde Stellung der Kehlen nicht möglich oder nicht zweckmäßig ist, so lässt der findige Fischer zwischen Kammer und Leitwand einen Durchgang offen (Abb. 35), wodurch der Zuzug nicht nur von beiden Seiten der eingeschalteten Leitwand (L_{III}), sondern auch von jenseits der Leitwände L_I und L_{II}, also von A, B der Abb. 34 erfolgen kann, wie dies durch die Pfeile klar gemacht wird. Das ist der Fischzaun aus den Riedresten unterhalb Geszt im Comitate Bihar, wobei ich bemerke, dass bei dieser Form die Fischkammern gewöhnlich sehr nierenförmig sind.

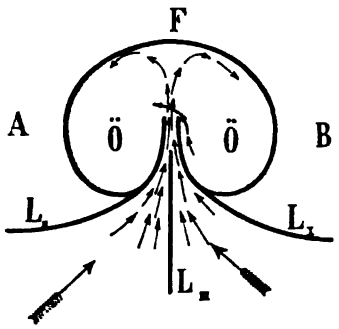


Abb. 34. Fischzaun mit eingeschalteter dritter Leitwand L_{III}.

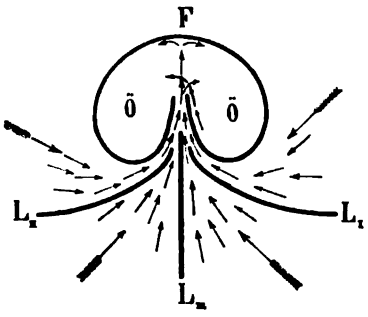


Abb. 35. Fischzaun mit vier Zugängen.

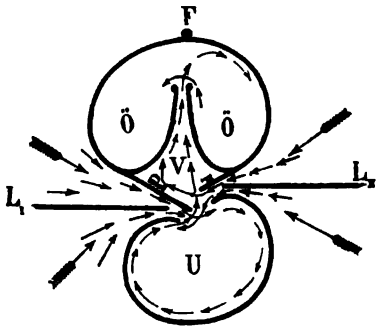


Abb. 36. Magyarischer Fischzaun mit Vorhof.

Damit sind diejenigen ungarischen Fischzäune abgehandelt, welche keine Vorhöfe besitzen. Ehe ich jedoch weiterschreite, habe ich zu bemerken, dass manche Fischer der Kehle auch nach innen eine gewisse Ausweitung geben, wodurch sie es erreichen, dass die gefangenen Fische in den Busen $Ö$, $Ö$ fortwährend kreisen und nur seltener die ∞-Form einhalten, aber aus oben angedeuteten Ursachen auch leichter entschlüpfen können.

Der primitivste Fischzaun ist der sogenannte »raitzische« — magyarisch *rácz-vejsze* — (Abb. 28), welchen jedoch auch Magyaren und Rumänen bauen.

Ich gehe nun zur Form mit Vorhof über und beginne mit jener, die man als »magyarischer Fischzaun« — magyarisch *magyar vejsze* — bezeichnet. Obzwar auch dieser Fischzaun von vier Seiten fängisch ist und in dieser Beziehung dem vorgehenden (Abb. 35) entsprechen würde, ist er doch sehr wesentlich anders eingerichtet, und nur die Fischkammer bleibt dieselbe (Abb. 36, F, $Ö$, $Ö$ und V).

Die Leitwände (L_I und L_{II}) sind gegen das Gewässer absperrend und führen zu zwei Kehlen, welche theils durch Einschaltungen vom Äußeren der Busen $Ö$, $Ö$ abzweigend, theils durch neue Elemente gebildet werden; davon ist die größere Einschaltung P länger, die kleinere p kürzer: zur Kehle werden aber die Einschaltungen nebst Leitwand erst durch den Hof U, das neue Element, welches den Abschnitt einer Spirale bildet. Wir

sehen nun, wenn wir die ungeflügelten Pfeile verfolgen, dass die von L einschwimmenden Fische zumeist in den Vorhof gelangen, dort eine Tour machen, um dann durch die freiere Öffnung zwischen P, p in die Kehle V und schließlich in die Fischkammer F selbst zu gelangen. Die von L_{II} kommenden Fische gerathen zumeist sofort in den Raum P, p und weiter durch V in die Kammer.

Aus allem, was bis jetzt entwickelt wurde, geht der Natur der Sache gemäß unzweifelhaft hervor, dass der Verlauf der Leitwände gegen die Kehle glatt zu geschehen hat, keine Knickungen und noch weniger tiefe Winkel bilden darf.

Um dieses noch des näheren zu beweisen, führe ich hier vor allem in Abb. 37 eine Fischkammer F mit angeschlossener Leitwand L, L aus Gmelins Werk[1]) an, auf welche Schuchardt seinen Wunsch basierte: man möge die Sache doch auch durch Einzeichnen von Fischen klar machen.

Die Fischkammer der *zabojka* — Gmelin schreibt mit deutscher Orthographie *sabojka* — entspricht vollkommen jenen, welche ich bis jetzt als Hauptbestandtheil der Fischzäune entwickelt habe; der Anschluss der Leitwände jedoch ist offenbar verfehlt, weil dadurch die tiefen Winkel D, D entstehen.

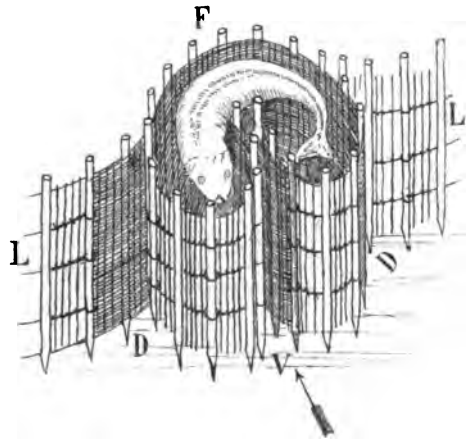


Abb. 37. Russische *zabojka* nach Gmelin.

Die Fischkammer der *zabojka* hatte nach Gmelin einen Umfang von 6 wahrscheinlich russischen Faden *sašen*, etwa 12·8 *m*, mithin einen beiläufigen Durchmesser von 4 *m*, worin 7—12 Spannen, also 2—3 *m* lange Hausen oder Störe gut unterkommen konnten, nicht ganz so, wie in Abb. 37, welche lebhaft an die bekannte Anekdote von der russischen Biene und dem engen Flugloche erinnert.

Ein Missverständnis, welches hinsichtlich der *zabojka* entstanden ist, entsprang dem Umstande, dass Gmelin bei der Fischkammer die Busen (in den Abbildungen 28—36 immer *Ö*) mit dem Worte Winkel bezeichnet. Gmelins Text lautet wörtlich:

»Wann dann also die Fische den Strom heraufkommen, wann sie sich in den Eingang der Kammern (also in die Kehlen *V*) begeben und ferner entweder auf der rechten oder linken Seite **die Winkel** erreichen (mithin links und rechts den Busen und nicht die äußeren Winkel D, D der Abb. 37), so ist es wegen dem schmalen Raum der letzteren (d. i. der Busen) nicht möglich, dass sie sich wieder dahin zurückwenden könnten, wo sie hergekommen (nämlich zum Innern der Kehle), vielmehr sind sie gezwungen in demjenigen Zustand zu verbleiben, in den sie durch die Beschaffenheit der Seiten-Theile und Winkel ihres Gefängnisses (also unzweifelhaft der Kammerwand und der Busen, wie in Abb. 37!) versetzt worden sind, wenigstens versteht sich dieses von den großen Fischen« (wie die Gmelin'sche Abb. 37 dieses auch ad oculos demonstriert).

Gmelins Text entspricht also genau meiner Definition der Fängigkeit. Jedoch, wie gesagt, das Wort »Winkel« gab zu Missverständnissen Anlass, und ich wünsche diesbezüglich jeden, auch den geringsten Zweifel zu beseitigen, und zwar durch den Grundriss (Abb. 38) und die Darlegung der übrigen Verhältnisse der *zabojka*.

[1]) S. G. Gmelin, Reise durch Russland, 1774, Bd. II, S. 199 ff., Tab. 35.

Die Abb. 38 erklärt sich auf Grund der bisherigen Ausführungen so ziemlich von selbst; doch füge ich noch das Folgende aufklärend bei. Die geflügelten Pfeile zeigen die Zugrichtung der Fische an, die kleinen Pfeile die möglichen Bewegungen derselben; der quergestrichene, kolbige Pfeil zeigt die Strömung an. Hiernach ist die volle Linie *A F B F C* der Verlauf der Leitwand nach Gmelins Zeichnung (Abb. 37); dadurch würden aber die tiefen, spitzen Winkel *D*, *D*, *D*, *D* entstehen und es bewirken, dass die bei *A*, *B*, *C* die Leitwand erreichenden Fische nach den Winkeln *D*, *D*, *D*, *D* ablenken, mithin den Durchgang dort suchen würden; ja, wenn sie den Versuch aufgeben und sich rechts (oder links) wenden, gerathen sie unbedingt in den nächstbenachbarten Winkel! In die Kehlen *V*, *V* würden nur jene Fische gerathen, welche zufälligerweise — wie auf Gmelins Bild — die Richtung dahin genommen haben, mithin nicht dahin geleitet wurden. So etwas kann man aber von einem par excellence Fischervolk, wie die Russen, nicht voraussetzen.

Es unterliegt, auch piscatorisch genommen, gar keinem Zweifel, dass die Leitwand der *zabojka* in der – – – – Linie (Abb. 38) *E V G V H* verlief, wodurch alle an-

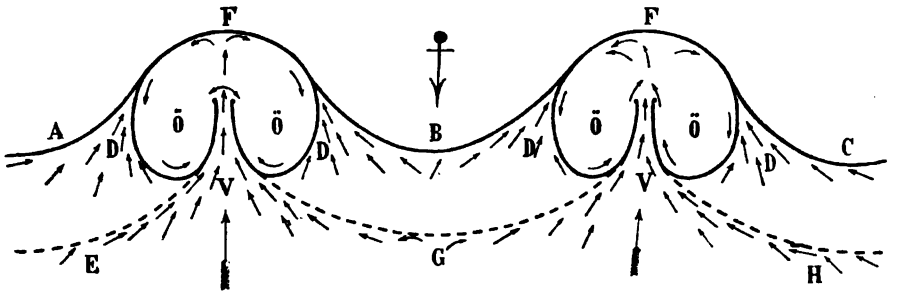


Abb. 38. Grundriss der *zabojka*.

langenden Fische, sie mögen die Leitwand wo immer erreicht haben, unbedingt zu einer der Kehlen geleitet wurden, wie dies die kleinen Pfeile auch klar andeuten.

Wir können nun getrost zur Darstellung typisch abweichender und zum Theile auch complicierterer Formen übergehen.

Es ist eine große Merkwürdigkeit, dass sich am südwestlichsten Ende des Plattensees (Balaton), nächst Keszthely, und sozusagen im Schatten eines der herrlichsten Herrenschlösser, jenes des Oberstmundschenks des Königs von Ungarn, Grafen Tassilo Festetics[1]), ein Stück Urfischerei bis auf unsere Tage erhalten hat, welche heute aber freilich schon im vollsten Niedergange begriffen ist. Einbäume bis zu 8 *m* Länge, zum Theil durch Feuer ausgehöhlt, von birnförmigem Querschnitt und mit hoch aufgeworfenem, spitzem Schnabel gab es noch im Jahre 1897 neun Stück. Der Doyen der letzten noch vegetierenden Fischer, der alte Böröczy, zeichnete, von mir nach Fischzäunen befragt, in mein Tagebuch zwei Fischzaungrundrisse aus älterer Zeit, welche nicht nur nach Finnland, sondern — wie wir sehen werden — noch viel weiter verweisen.

Abb. 39 ist die einfachere Form; sie besteht aus der Kammer *F*, dem Hofe *U*, dem »Stückhofe« *darabudvar D* und der Kehle zu den Höfen, mit eingeschalteter Leitwand *T*. Die Pfeile erklären den Zuzug und Einfall der Fische bis in die Fischkammer.

[1]) Ich sage Sr. Excellenz Dank für die mir geliehene Unterstützung und die Erlaubnis zu Untersuchungen; ich danke auch den Herren Professoren Georg v. Vutskits und v. Varga, endlich Herrn Stuhlrichter v. Csák für alle Vorkehrungen, welche die Lösung meiner Aufgabe wesentlich erleichterten.

Abb. 40 ist im wesentlichen dieselbe wie Abb. 39, jedoch schon eine complicierte Form, mit abgetrenntem Stückhof *D*, Hof *U*, Kammer *F*; jedoch schon mit zwei Zugangskehlen, mit eingeschalteten Leitwänden *T*, *T*. Wir sehen, dass auch hier der Hauptbestandtheil: die Fischkammer *F*, unverrückbar die nämliche Form, die wir schon seit Abb. 28 kennen, beibehält; ja, dass auch die Höfe nebst Zugängen auf Grund des nämlichen Principes theilweise fängisch werden!

Was nun das finnische Analogon anbelangt, so fand ich im finnischen Pavillon der Weltausstellung von Paris vom Jahre 1900 ein gutes Modell eines Fischzaunes »*katsa* von Tavastland«, dessen Grundriss die Abb. 41 darstellt. Wir sehen hier die zwei Fischkammern *F*, *F* durch einen symmetrischen Vorhof *U* verbunden, in letzteren führt eine Zugangskehle mit eingeschalteter Leitwand *L-T*. Die Pfeile deuten, wie in den bisherigen Abbildungen den Zuzug und Einfall der Fische an. Wenn wir nun die tavastländer *katsa*, wie dies die ..... Punkte anzeigen, asymmetrisch machen, so erhalten wir die einfachere Form des Fischzaunes von Keszthely (vgl. Abb. 39).

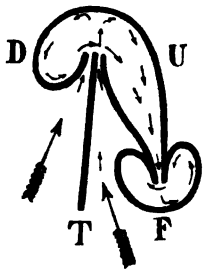


Abb. 39. Fischzaun der Urfischer von Keszthely.

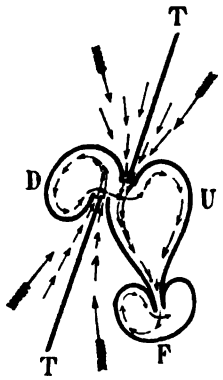


Abb. 40. Fischzaun der Urfischer von Keszthely.

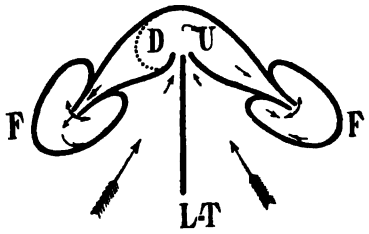


Abb. 41. Finnische *katsa* von Tavastland.

Und diese Formen sind es, welche uns zu den zum Theile höchst complicierten Formen des Neusiedler Sees (Fertő) leiten.

Abb. 42 zeigt uns den Fischzaun *kürtő* der Magyaren, *kerté* der Deutschen. Der Name stammt gewiss vom griechischen κόρτος = Reuse und ist genetisch höchst wichtig, und zwar für den Rauchfang der Magyaren, welche die aus Ruthen geflochtene primitive Form desselben ebenfalls *kürtő* nennen, offenbar wegen der Ähnlichkeit mit der, gewöhnlich höher hervorragenden Fischkammer der Fischzäune des Neusiedler Sees und anderer, woraus folgt, dass der Fischzaun älter als der Gebrauch des primitivsten Schornsteines ist, selbst dann, wenn der magyarische Fischer das griechische Wort im Mittelalter von Mönchen irgend einer Abtei, welcher er tributär war, erhielt.

Auch ist es erwiesen, dass die Fischzäune des Sees stets von Magyaren gebaut wurden, weil das Fischen für den Deutschen meist Nebensache ist und war, die Landwirtschaft aber Hauptsache. Wir sehen nun in Abb. 42 alle Elemente der Abb. 39, 40 und 41 vereinigt und auch entwickelt; unwandelbar ist nur die Fischkammer *F*.

Wir sehen den hier schon symmetrischen Stückhof *N*, einen zweiten Stückhof *K K*. Als neues Element treten jedoch die Abzweigungen *P*, *P* der Leitwände *L*, *L* hinzu, welche das Thor zu dem Hofe, eigentlich dem Vorhofe *U* bilden. Den Zuzug, Einfall und das Kreisen der Fische erklären die Pfeile genügend; ich muss jedoch bemerken, dass das Ausheben der Fische mittelst Schöpfnetzes bei dieser Form auch aus den Stück-

höfen *K*, *K* (magyarisch *kiskotrócza*), *N* (magyarisch *nagykotrócza*) möglich wird, weil der Zugang eine Kehle ist und auch Busen gebildet werden. Unter Beibehaltung der Elemente, die ich mit Abb. 39 zu erörtern begonnen habe, erreicht diese Form ihre höchste Complication im Fischzaun vom Neusiedler See, wie derselbe speciell für Karpfen durch den alten Fischer Kertész für die Millenniumsausstellung 1896 erbaut wurde, und in Abb. 43, worin auch die Varianten vereinigt sind. Der typischste Theil, mit Rücksicht auf den misstrauischen, verschlagenen Karpfen gebaut, ist der rechtsstehende, wo *S* zeigt, wie unvermeidliche Winkel »geglättet« werden müssen, damit der Fisch kein Unheil wittert und sich glatt hineintastet. Auf der entgegengesetzten Seite ist die Glättung nicht nothwendig, weil die Winkelung dem Zuge des Fisches in den Hof und weiter nicht entgegengesetzt ist. Indem ich beifüge, dass in Abb. 43 *K* das Thor, *U* den Hof — eigent-

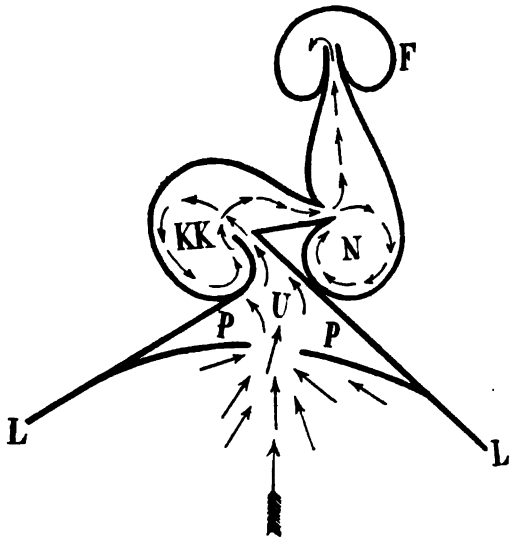


Abb. 42. Fischzaun *kürtö* (deutsch *kertä*) vom Neusiedler See.

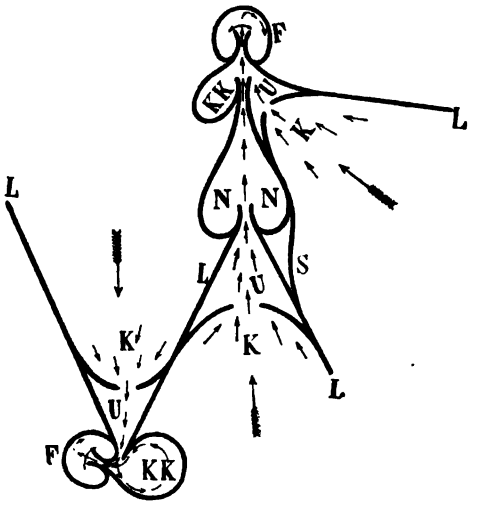


Abb. 43. Karpfen-Fischzaun vom Neusiedler See.

lich Vorhof — bedeutet, wird alles übrige durch Bezeichnung und Erklärung der seit Abb. 39 vorgeführten Formen klargemacht.

Diese Formenreihe beschließt endlich der vielfach strittige japanische Fischzaun *yeri*, welchen ich in Abb. 44 vorführe, und zwar nach einem aus dem Museum für Völkerkunde in Berlin stammenden Grundrisse, den ich hier nur in piscatorischer Beziehung correcter wiedergebe, und zwar hauptsächlich hinsichtlich der Einmündung der Vorhöfe *K V* in die Fischkammern *F*.[1])

Der *yeri* zeigt nebst vollkommenster Dichotomie in allen Theilen (*AB*—*CD*) sämmtliche Elemente der Abb. 39—43 durch einen gemeinsamen Vorhof *GV* vereinigt. Dieser große Vorhof ist ebenfalls dichotom-symmetrisch, mit Einfallsöffnung und eingeschalteter Leitwand *L*. Den Einfall der Fische und ihre Circulation zeigen die Pfeile an. Das mittlere Thor, *MV* gegenüber, erinnert an den Neusiedler *kürtö*; die acht Fischkammern *F* nebst kleinen Vorhöfen *KV* entsprechen der finnischen *katsa* (vgl. Abb. 41), beziehungsweise der Plattenseeform, und auch der Typus des Ganzen entspricht den vorhergehenden, soeben genannten Formen.

[1]) In der Berliner Zeichnung bilden die kleinen Vorhöfe *KV* zur Wand der Kammer einen stumpfen Winkel, was bei weniger gewiegten Fischern oft vorkommt. Tiefe Winkel sind durch die Natur der Sache ausgeschlossen.

Was nun aber den *yeri* für die Geschichte der ungarischen Fischerei ganz besonders wert erscheinen lässt, das ist der Umstand, dass wir durch denselben zum mindesten einen Begriff davon erhalten, was denn die Geschichte der ungarischen historischen

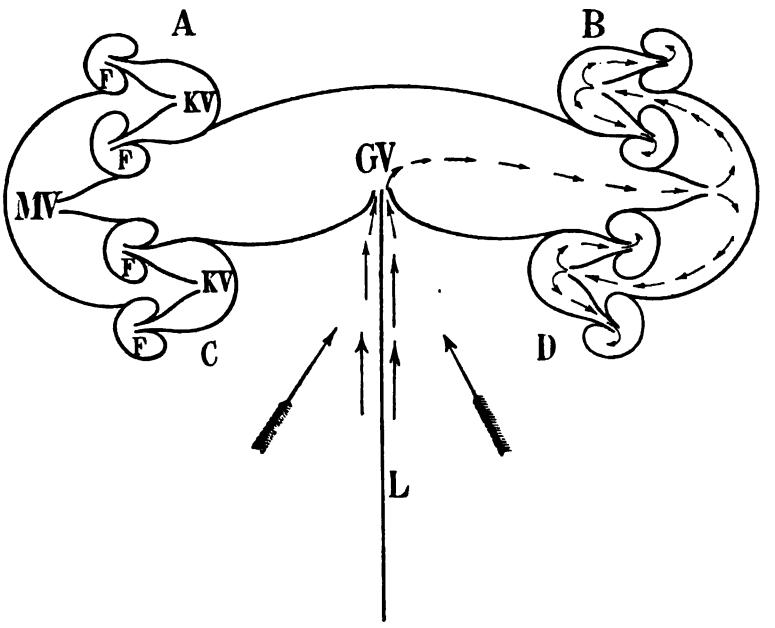


Abb. 44. Japanischer Fischzaun *yeri*.

Fischerei unter *ikerweizy* (Zwillingsfischzaun) verstanden haben mochte. Die Form und, wie es scheint, auch die Benennung ist im Kreise der recenten Volksfischerei Ungarns ausgestorben oder scheint es zu sein.

Den Beschluss hinsichtlich des Fischzaunes und seiner Formen, soweit ich diese geben konnte, mögen hier entsprechende Theile der formal sehr abstechenden Fischzäune der Chinesen bilden, wie sie der ungarische Chinaforscher Eugen v. Cholnoky dargestellt hat.

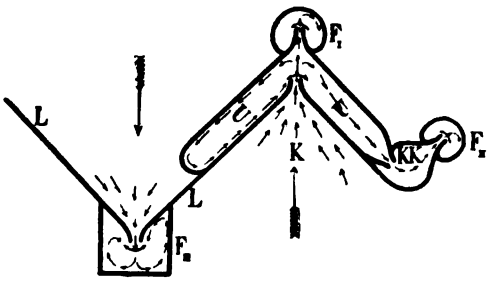


Abb. 45. Fischzaun von China. Zusammengesetzt.

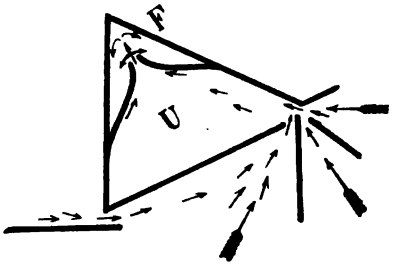


Abb. 46. Theil eines Labyrinthes von China.

Abb. 45[1]) ist der Grundriss eines zusammengesetzten chinesischen Fischzaunes, und es sagt uns schon der erste Blick, dass die Fischkammern F_I und F_{II}, ferner an letzterer der Vorhof *KK* sich von unseren Fischzäunen, richtiger deren Kammern nicht unterscheiden; auch die Höfe *U*, *U* sind nur anders geformt, d. i. mit parallel laufenden

[1]) Ich habe in dieser Abbildung verschiedene Formen zusammengesetzt, um verschiedene Fischkammern vorzuführen.

Wänden, wesentlich aber nicht verschieden. Wir finden auch die zickzackförmige Anordnung der Leitwände nebst abwechselnd gestellten Kehlen bei chinesischen Fischzäunen vor. Dagegen ist die Fischkammer F_{III} ein typisch ganz neues Element, weil sie zwar eine regelrechte Kehle hat, im übrigen aber recht- und spitzwinkelig ist.

Abb. 46 zeigt die eine Ecke eines chinesischen Labyrinthes, worin nur die Kehle mit jenen unserer Fischkammern übereinstimmt, die Kammer selbst aber der Form einer, mit zwei Widerhaken versehenen Pfeilspitze entspricht.

Ich glaube, es wird auf Grund dieser Erörterungen nicht schwer sein, auftauchende Formen richtig aufzufassen.

Die Fischreuse.

Nach Schuchardt beruht, wie schon angedeutet, die Fängigkeit des Fischzaunes und der Fischreuse auf ein und demselben Principe und kann präcis wie folgt ausgedrückt werden: »Der Fischzaun ist eine fixe, im Senkrechten kehlig-schlitzartig geöffnete Reuse, die Reuse ist ein transportabler, trichterförmig vertiefter, mit kreisrunder Öffnung versehener Fischzaun.«

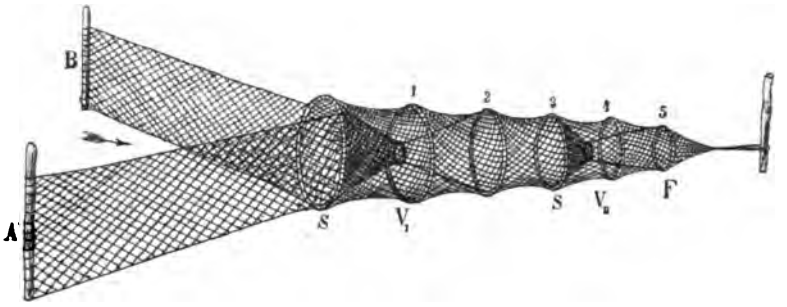


Abb. 47. Geflügelte, mit zwei Kehlen ausgestattete Netzreuse.

Das ist auch richtig. Die geknüpfte, mit mehreren Abtheilungen ausgestattete, doppelkehlige Flügelreuse (Abb. 47) ist ganz geeignet, die Richtigkeit dieser Definition zu beweisen. Die Flügel *A*, *B* entsprechen der Leitwand des Fischzaunes, und zwar der Form und der Bestimmung nach; die hintereinander stehenden beiden Kehlen V_I, V_{II} entsprechen den mit fängischen Vorhöfen ausgestatteten Fischzäunen, und die Analogie wird selbst durch die aus Ruthen geflochtenen Bisgurn (Cobitis fossilis)-Reusen, welche keine Flügel haben, nicht alteriert, weil bei diesen der aufgeworfene Damm (magyarisch *lábó*), worin sie eingestellt werden, die Leitwand bildet.

Die Fängigkeit ist leicht erklärt; die Flügel, beziehungsweise der Erddamm, leiten die Fische in der Richtung des Pfeiles (Abb. 47) zur Kehle V_I und weiter zu V_{II}. Die Fische trachten seitlich zu entkommen, was aber nicht möglich ist; und findet auch ein Fisch aus der eigentlichen Kammer *F* durch den Kehlring[1]) V_{II} den Rückweg, so bleibt er zwischen V_I und *S* (gegen V_{II} gemeint) wieder gefangen. Die Herausnahme ist ganz einfach. Der Fischer löst die Spannfäden der Kehle bei 2 und 5 ab, hebt die Reuse heraus, wodurch sie schlaff zusammenfällt, kehrt sie mit der Mündung gegen den Boden, worauf die Kehlen herausgestülpt werden und die Fische durch den Ring herausfallen.

[1]) Die Kehlringe sind hier betont; in Wahrheit sind es meist nur Öffnungen, welche durch Spannfäden offen gehalten werden. Diese gestatten es dann auch dem größeren Fisch sich einzudrängen.

Abb. 48 stellt den Durchschnitt der aus Ruthen geflochtenen Bisgurn (Cobitis fossilis)-Reuse, auch Korb (magyarisch *kas*) genannt, dar, welche mit der Kehle abwechselnd in den Erddamm *lábó* eingestellt wird. Die Pfeile deuten die Richtung des Zuzuges und die Bewegung der eingefallenen Fische deutlich an, und ich habe hier nur zu bemerken, dass die Herausnahme anders als bei der geknüpften Flügelreuse erfolgt. Die Ruthenreuse wird mit der Spitze gegen den Boden gekehrt, dann der Pfropf *D* herausgezogen, worauf die Fische herausfallen. In Abb. 48 bedeutet *S* die Mündung, *V* die Kehle, eigentlich den Kehlring, *F* die Kammer.

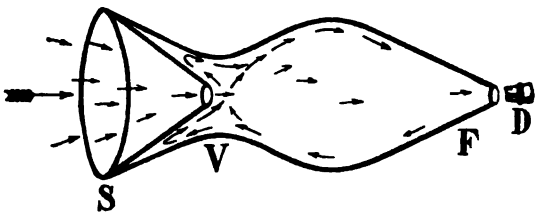


Abb. 48. Durchschnitt einer aus Ruthen geflochtenen Bisgurn-Reuse.

Es ist nun ganz gleich, ob wir eine geknüpfte Reuse von fünf und mehr Abtheilungen, eine Trommelreuse mit Eingang von beiden Enden, oder gar eine norwegische Holzreuse mit allen möglichen Eingängen vor uns haben: wir werden nach diesen Erörterungen hinsichtlich der Fängigkeit nicht in Verlegenheit gerathen und auch alles jenes sofort unterscheiden können, was auf einem anderen Principe beruht.

Ich habe schon bemerkt, dass ich die Ruthenreuse als zur Urfischerei gehörend betrachte.

Ich glaube hiemit dem sehr berechtigten Wunsche Schuchardts und gewiss auch jener, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen oder demselben Interesse entgegenbringen, entsprochen zu haben. Ehe ich jedoch schließe, will ich noch eine kleine Beigabe

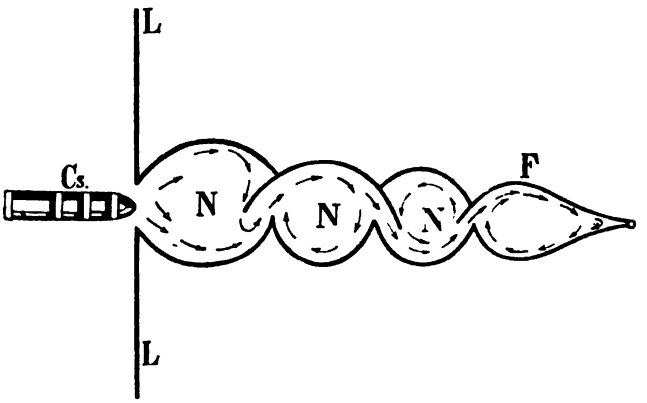


Abb. 49. Grundriss des Fischzaunes der virginischen Indianer.

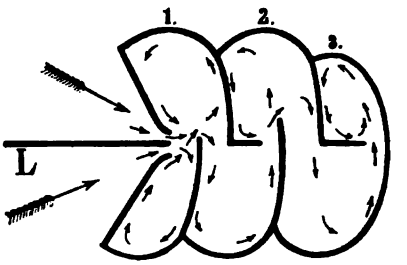


Abb. 50. Der Grundriss des *corral* nach Otto Herman.

erledigen, welche uns einen Begriff von der Vielseitigkeit zu geben geeignet ist, und zwar handelt es sich um amerikanische Formen.

Schurtz führt in seinem Buche »Die Urgeschichte der Cultur«[1]) nach Hariot einen Fischzaun der virginischen Indianer an, dessen Grundriss ich hier in Abb. 49, so gut als es die Schurtz'sche kleine Abbildung gestattet, gebe.

Der erste Blick lehrt uns sofort, dass dieser Fischzaun hinsichtlich der Fängigkeit auf einem anderen Princip beruht. Statt der Kehlen unserer Fischzäune ist hier ein System von Engen und Busen herrschend, welches auch durch Ineinanderschieben der

[1]) Dr. H. Schurtz, Die Urgeschichte der Cultur. Leipzig 1900, S. 217. Den Nachweis dieser Stelle verdanke ich Herrn Professor Schuchardt.

Wände gebildet wird. In Abb. 49 sind *L*, *L* die Leitwände, welche jedoch nicht leitend, sondern absperrend sind. Die drei Busen *N*, *N*, *N* verjüngen sich, und der letzte *F* endigt als Fischkammer spitz. Beim Ausschöpfen der Fische verstellt der Kahn *Cs* den Eingang zum ersten Busen, wodurch die Fische gescheucht werden und, wie die Pfeile andeuten, zu wirbeln beginnen.

Es ist natürlich, dass die erschreckten Fische die engen Durchgänge umsoweniger finden, weil sie ja seitwärts zu entkommen trachten müssen; so werden sie dann durch die Form der Wandungen zum Wirbeln gezwungen, und dieses benützt der Fischer.

Sehr interessant ist der Umstand, dass das Ausschöpfen mit einem Schöpfnetze geschieht, welches dem unsrigen vollkommen zu entsprechen scheint, wenigstens nach der Abbildung, die Schurtz gegeben hat.

Der Form nach abweichend, aber im Princip mit dem Indianer-Fischzaun übereinstimmend, ist der südamerikanische *corral*, welchen ich in Abb. 50 gebe.[1])

Der *corral* besitzt sechs Buchten, welche paarig angeordnet (1, 2, 3) durch die Zwischenwände ineinander greifen. Von den Zwischenwänden sind zwei (1, 2) winkelig umgebogen, offenbar zu dem Zwecke, um die Fische in Wirbel zu versetzen; der Eingang wird durch eine Kehlenleitwand *L* in zwei Theile getheilt; alles übrige erklären die Pfeile.

Der Text im amtlichen Berichte belehrt uns, dass der *corral* an jenen Stellen des Meeresstrandes erbaut wird, welche der Flut und Ebbe besonders ausgesetzt und auch sonst geeignet sind. Während der Flut dringen die Fische in die Buchten des *corral*; da aber die Ebbe sehr rapid verläuft, finden die hineingerathenen Fische den zickzackförmigen Ausweg nicht, werden durch die winkeligen Umbiegungen noch mehr daran gehindert und verwirrt, bleiben also nach Ablauf der Gewässer im *corral* auf dem Trockenen.

Das bleibt für mich eine sogenannte offene Frage, ob die mit Kehlen versehenen Fischzäune für die östliche, die mit Buchten und Engen ausgestatteten dagegen für die westliche Hemisphäre charakteristisch sind.

Soviel glaube ich aber doch erreicht zu haben, dass in Hinkunft der Fängigkeit der Geräthe die ihr gewiss gebürende Aufmerksamkeit zugewendet werden wird.

[1]) Amtlicher Bericht der internationalen Fischerei-Ausstellung zu Berlin 1880. Berlin 1881, Bd. II, S. 241. Der Grundriss ist nicht ganz genau zu entnehmen.

Opferung aus Thonkopfurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach.

Von **H. v. Preen.**

Mit 30 Abbildungen.

Schon längst war mir die Opferung aus Thonköpfen in Haselbach, einem kleinen Wallfahrtsorte unweit von Braunau am Inn, bekannt; allein ich konnte mich nicht entschließen, eine Beschreibung dieses Cultes zu liefern, weil mir das erkundbare Material zu geringfügig vorkam. Doch will ich im Hinblick auf das rasche Schwinden dieses Brauches in Folgendem das Wenige, was ich erkunden konnte, zusammenstellen, um für eine weitere Bearbeitung dieses Gegenstandes einen kleinen Beitrag zu liefern.

Ehe ich auf die Sache selbst eingehe, schicke ich eine kleine Beschreibung der Kirche und ihrer Lage voraus.

Von Weiden umschlossen, die den Stadtbach zieren, inmitten von Obstgärten und malerischen Bauernhäusern erhebt sich die alte, mit spitzem Thurm versehene Wallfahrtskirche.

Die vielen forellenreichen Gewässer, die der Gegend etwas Lebendiges geben, theilen sich in unmittelbarer Nähe der Kirche. Während der Stadtbach Braunau zufließt, wendet sich ein anderer Quellbach, der Pfaffenbach, der nahen Mattig zu, mit der er vereint in kurzer Zeit bei Höft den Inn erreicht.

Man könnte fast sagen, dass der Bau auf einem grünen Eiland sich erhebt, von so viel Gewässern ist er umgeben. Während die Außenseite der Kirche einen altersgrauen, verwetterten Eindruck macht, ist das Innere das reine Gegentheil. Heiterer Barockstil tritt uns hier allenthalben an Altären und Deckengemälden, welche das Leben des Schutzpatrons St. Valentin verherrlichen, entgegen. Hier geht die Sage, dass der heilige Valentin die erste Kapelle erbaut hat, und von ihm soll auch die auf der Westseite der Kirche gelegene, mit Tuffsteinen gefasste Quelle herrühren.[1]) Dass der heilige Valentin wiederholt nach Passau kam, ist gewiss, nicht minder, dass er seine Wanderung durch die ringsum dicht bewaldete Gegend auf der römischen Heerstraße machen musste, welche an Haselbach vorüberführte; dort bestand nämlich eine römische Niederlassung, wie der einst daselbst der nun zu Ranshofen aufbewahrte Votivstein bewies. Es ist daher möglich, dass sich im Munde des Volkes durch Jahrhunderte die Tradition von der einstigen Anwesenheit des heiligen Valentin in Haselbach erhalten hat, was vielleicht auch die Ursache von der späteren Errichtung der St. Valentinskapelle war. Leider ist es mir bisher nicht gelungen, in Haselbach eine Römerstraße aufzufinden; es unterliegt aber keinem Zweifel, dass, den Straßen- und Gewannamen nach zu schließen, dieser Ort an einem Verbindungsweg Altheim-Braunau-Ranshofen gelegen war.

Ich halte es hier für empfehlenswert, ehe ich zur Beschreibung des für diesen Ort charakteristischen Cultes übergehe, einen Rundgang zu unternehmen, der uns eine Vorstellung von der verschiedenartigen Gestaltung des hier herrschenden Wallfahrtsgebrauches geben soll. Durch das Südthor betreten wir die Kirche, wo gleich über dem Weihbrunnkessel ein kleines Bild St. Valentins aus dem vorigen Jahrhundert gleichsam als Ein-

[1]) C. Meindl, Geschichte der Stadt Braunau.

leitung für das Ganze angebracht ist. Von hier wenden wir uns zur Nordseite der Kirche, wo in einer Fensternische auf einem Wandgestell ein Mariahilfbild in einem Glaskasten, flankiert von Papierblumen, zu sehen ist. Als Opfer finden wir die bekannten Formen aus Wachs: ein Kind, eine Frau und ein Augenpaar. Unter dem Bild hängt die bei jedem Wallfahrtsbild vorkommende Gebettafel, die für uns kein weiteres Interesse bietet. In unmittelbarer Nähe steht der linke Seitenaltar, dessen Bild leider durch eine Marienstatue verdeckt ist. Das Gegenstück, der rechte Seitenaltar, Magdalenenaltar genannt, ist nur zum kleinen Theil durch ein St. Leonhardsbild verdeckt. Dieses steht auf einem Glaskasten, in dem ein Wickelkind untergebracht ist. Auf diesem Glaskasten findet eine Anzahl von aus weißem Wachs gegossenen Kühen mit Kälbern ihren Platz. Weiter auf der linken Kirchenseite hängt am ersten Presbyteriumspfeiler gegenüber der Kanzel ein Crucifix, und unter der Kanzel steht der in jeder Kirche vorkommende eiserne Kerzenständer. Am zweiten Pfeiler der linken Seite finden wir wieder eine Marienstatue und ihr gegenüber eine solche des heiligen Nepomuk. Die letzten Pfeiler rechts und links vom Hauptaltar werden durch schmiedeeiserne Wandleuchter, die mit Wachskerzen besteckt sind, geziert. Das Bild des Hauptaltars stellt den heiligen Valentin dar, wie er die verschiedensten, aus weiter Ferne herbeigeeilten Kranken jeden Standes heilt. Rechts vom Altar über der Sakristei hängen unter einem vergitterten Fenster große und kleine, zum Theil reich verzierte alte und neuere Wachskerzen.

Links vom Hauptaltar, fast anschließend an die Rückwand der Kirche, ist eine plastische Arbeit zu bemerken, die den heiligen Valentin in Wolken von Engeln gehalten darstellt, auf beiden Seiten von Reliquien in Glaskasten abgeschlossen. Das Ganze ist höchstens einen Meter hoch und zwei Meter breit und steht auf einem schreinartigen Gestell.

Unter den Reliquien ist auch ein Stück mit »St. Valentin« beschrieben. Vor dem Bilde sind Wachsgegenstände postiert, wie Männer, Arme und Füße, auch eine Kuh. Der eiserne Opferkasten, der in die Wand eingelassen ist, trägt die Aufschrift »Opfer zum heiligen Valentin«. Hier ist auch die Gebettafel angebracht, wo man mit Hinweglassung der unwesentlichen Sätze Folgendes lesen kann: »— — alle ersten Sonntag eines jeden Monats ein heil Lob und Bittamt zur Ehrung des Heil. Valentin und der allerseligsten Jungfrau Maria des guten Rathes um Abwendung aller bösen Krankheiten, Krieg, Hungersnoth und aller schädlichen Ungewitter, auch um Erlangung einer glücklichen Sterbestunde halten zu lassen und Gott dem Herrn aufopfern.«

Die Wände des Presbyteriums zwischen den Pfeilern und hinter dem Hauptaltar schmücken sechs große Ölgemälde, die den Inhalt des Lebens St. Valentini in Wort und Bild behandeln. Von den Versen will ich nur einige wiedergeben:

4. Vers: Sanct Valentin nach Passau wallt
Von Rom sein Heerd zu weiden.
Zierd mit bischöflicher Gewalt;
Der Satan wollt's nicht leiden.
Von Menschen treibt er Teufel aus,
Den Götzendienst abschaffet,
Sein Lehr den Bösen ist ein Grauß,
Mit Fraiß Gott Spötter strafet.

9. Vers: Es ist ein Ort, genannt Haselbach,
Nächst Braunau und Ranshofen
Sanct Valentin hat Brunn, Zell und Dach
Vor Zeit da, Gott zu loben.

Nun steht ein würdig Gotteshaus hie
Sanct Valentin zu Ehren:
Viel Kranke biegen ihre Knie,
Erhalten was begehren.

Die obengenannten Bilder und Altäre stammen aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts, während die Deckengemälde später entstanden sein mögen.

Hinter dem Hauptaltar an seiner Rückseite, sowie ihr gegenüber concentriert sich der für diese Kirche charakteristische Cult der Opferung aus Thonköpfen oder Kopf-

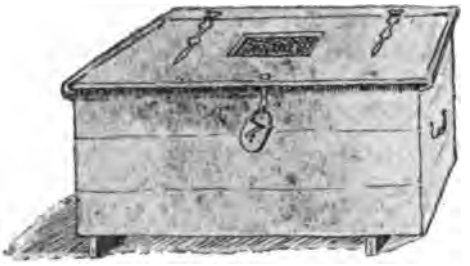


Abb. 51. Opfertruhe von Haselbach.

Abb. 52 u. 53. Vorder- und Seitenansicht einer Kopfurne von Haselbach.

urnen. An der Rückwand der Kirche, unterhalb der Nische, bemerken wir eine Holztruhe (Abb. 51), auf der die zur Opferung bestimmten Thongefäße ihren Platz haben. Der Holzkasten ist $^3/_4\,m$ hoch, $^1/_2\,m$ breit und $1\,m$ lang, mit Beschläg und Schloss versehen und enthält die geopferte Getreidefrucht, welche der Messner durch das auf dem Deckel angebrachte Drahtgitter hineinschüttet. Leider haben sich nicht viele Gefäße bis auf unsere Tage erhalten; aber die wenigen, die noch den Kasten zieren, verdienen ent-

Abb. 54—56. Vorder-, Seiten- und Rückenansicht einer Kopfurne von Haselbach.

schieden einem größeren Kreis nicht vorenthalten zu werden. Es sind nur mehr die hier abgebildeten sechs Urnen vorhanden.

Abb. 52 und 53: Kopfurne, aus lichtem Thon hergestellt; sie misst in der Höhe 27 *cm* und am oberen Rand 24 *cm*. Dieses Stück ist meiner Ansicht nach das interessanteste und einzige Exemplar, das oben ganz offen ist und mit Recht den Namen Kopfurne verdient.

Ein ähnliches Exemplar habe ich im benachbarten bayrischen Wallfahrtsort Taubenbach, das reich an derartigen Gefäßen ist, nicht entdecken können.

Abb. 54—56: Kopfurne, von röthlicher Farbe, ähnlich jener der Blumengeschirre, stellt einen Mädchenkopf dar, ist 27 *cm* hoch und mit sehr kleiner, höchstens 4 *cm* breiten Kopföffnung versehen. Dieser Kopf mit reichem Flechtenschmuck ist gut modelliert bis auf die Nase, die dem Bildner doch etwas zu stumpf gerathen ist. Das Alter dieses Gefäßes ist schwer anzugeben; ich glaube aber, dass es nicht über den Beginn des XIX. Jahrhunderts hinausreicht, also jedenfalls viel jünger ist, als die vorbeschriebene Urne. Trotz alledem steht dieser Frauenkopf als Original einzig da.

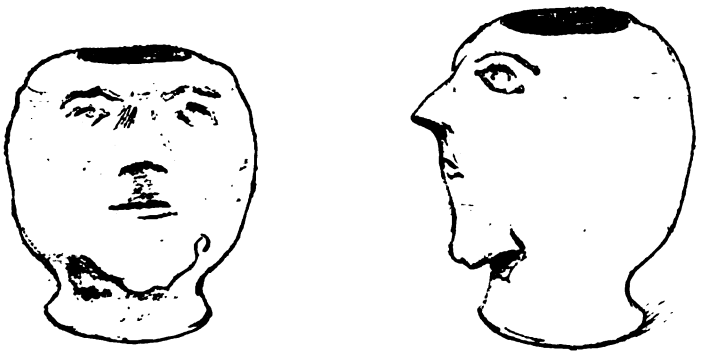


Abb. 57 u. 58. Vorder- und Seitenansicht einer Kopfurne von Haselbach.

Abb. 57 und 58: Kopfurne, aus lichtem Thon geformt, ist 26 *cm* hoch und hat eine 8 *cm* breite Kopföffnung.

Abb. 59—61: Kopfurne, aus demselben Material, ist 12 *cm* hoch und hat eine 3 *cm* breite Kopföffnung. Das Profil ist anders als bei den bisherigen Urnen, und am Hinterkopf, sowie auf der schmalen Stirne sind durch große Striche Haare angedeutet.

Abb. 62: Kopfurne, aus demselben Material geformt, ist 13 *cm* hoch und hat eine 3 *cm* breite Kopföffnung. Dieses Exemplar zeichnet sich, sowie das folgende von den anderen durch etwas flottere Behandlung aus; man sieht, dass der Fabrikant schon einige Übung erlangt und sich ein eigenes Schema gebildet hatte.

Abb. 59—61. Vorder-, Seiten- und Rückenansicht einer Kopfurne von Haselbach.

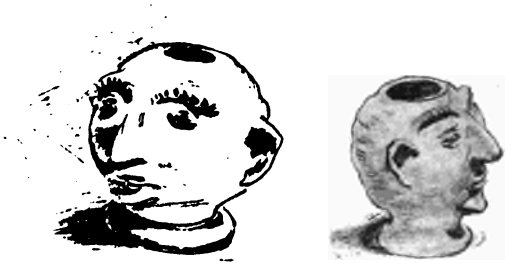


Abb. 62 u. 63. Kopfurnen von Haselbach.

Abb. 63: Kopfurne, aus demselben Material, ist 12 *cm* hoch und hat eine Kopföffnung von 5 *cm* Durchmesser. Sie unterscheidet sich von den anderen darin, dass am Hinterkopf horizontale, parallel laufende kleine Wülste sichtbar sind. Die beiden letzten Kopfurnen dürften gewiss über 100 Jahre alt sein.

Es war nicht leicht, aus dem Gewirre der Aussagen, welche die verschiedensten Personen über die Wunderkraft des heiligen Valentin zum besten gaben, klug zu werden. Die einen behaupteten, dass die Thonköpfe nicht in Verbindung mit dem heiligen Valentin stehen, und die anderen sagten wieder das Gegentheil. Jedenfalls ist nicht leicht an-

zunehmen, dass in unserer Zeit, denn um diese handelt es sich vorderhand, die Thonkopfopferung ohne Anrufung irgend eines Heiligen vor sich geht. Im Gegentheil glaube ich, dass die vielen Votivtafeln hinter dem Altar des heiligen Valentin, also in unmittelbarer Nähe des Getreidekastens, mit diesem Cult zusammenhängen.

Man sieht an der Rückseite des Altars die verschiedenartigsten Votivbilder (vgl. Abb. 64), circa 50 an der Zahl; alle haben in der Mitte einen Nagel, an dem die Zeugen von durch die Fürbitte Valentins glücklich überstandenen Krankheiten oder Operationen hängen, wie hohle Zähne, Wurzeln abgefressener Zahnkronen, Kinderzöpfe, Kinderhäubchen (vgl. Abb. 65); sogar aus Holz geschnitzte Nachbildungen von Lunge, Leber und Herz (vgl. Abb. 66) hängen über die Bilder herab. Es unterscheidet sich das Gesammtbild dieser Rückwand in nichts von jenem in anderen Wallfahrtsorten. Dessen ungeachtet lasse ich doch noch einige Charakteristika folgen, die zur Illustration des ganzen beitragen. In den meisten Votivbildern schwebt St. Valentin vom Himmelsstrahl

Abb. 64. Votivbild von Haselbach.

Abb. 65. Votivbildchen mit aufgehängtem Kinderhäubchen von Haselbach.

Abb. 66. Hölzerne Votivlunge von Haselbach.

beleuchtet, unter ihm knien Eltern mit einem Kind. Nur vereinzelt variiert dieses Thema, wie z. B. bei einem aus dem Jahre 1863, wo Valentin mit Christus und dem heiligen Sebastian im Himmel thront; unter ihnen betet eine Frau und rechts von ihr ist »ex voto 1863« zu lesen. Wieder ein anderes zeigt Christus mit dem Kreuz und St. Valentin, unter der Gruppe kniet ein Bauer, daneben steht die Jahreszahl 1815. Von den Inschriften hebe ich nur folgende hervor, die zu den längsten gehören; sonst begnügt man sich mit dem einfachen »Ex voto«:

»Zwei gewisse Eheleute haben sich allhierher verlobt wegen ihren Sohn der hinfallenden Fraiß durch Fürbitt des Hl. Valentin bei Gott geholfen.« Eine andere Inschrift sagt kurz: »Thekla Brammel danket Maria. 1863.«

Bevor ich zu dem Schwesterwallfahrtsorte Taubenbach in Niederbayern übergehe, schildere ich den Cult, aus Thonköpfen zu opfern, wie er in Haselbach sich äußert. Vor allem betone ich, dass hauptsächlich die Opferung von Getreide, das von neunerlei Orten zusammengebettelt sein muss, gegen Kopfweh hilft. Auch ist mir gesagt worden, dass zur Getreideopferung gerne noch drei Eier gegeben werden. Natürlich kann dies nur bei den offenen Kopfurnen der Fall gewesen sein; denn in den kleinen wäre wohl für ein, geschweige drei Eier kein Platz gewesen.

Dies ist das Einzige, was ich über die Köpfe in Erfahrung brachte. Niemand konnte mir mehr sagen.

Bei der anderen Krankheit, dem Zahnweh, ist Folgendes zu beobachten: Der mit Schmerz Behaftete geht zum heiligen Quell unweit der Kirche, taucht die Hand ins Wasser und bestreicht die Wange, wo der schmerzende Zahn ist, vom Ohr angefangen abwärts, ja nicht umgekehrt, mehreremal mit der nassen Hand; dann wird er gesund, aber nur, wenn er den festen Glauben hat, dass St. Valentin ihm helfen wird. Merkwürdig bei dieser Sache ist, dass hier der heilige Valentin eigentlich die Heilung verrichtet, die der Zahnheiligen, der Apollonia, zugehört. Ein zweites Beispiel von Vielseitigkeit des Heiligen ist auch der Fall, dass eine Wachskuh dem heiligen Valentin geopfert ward, obgleich der heilige Leonhard einen Specialaltar in dieser Kirche zur Verfügung hat. Der schon besprochene heilige Quell außerhalb der Kirche dient auch zum Augenwaschen. In diesem Falle verspricht man sich der heiligen Maria, und die geopferten Wachsaugen legen Zeugnis von dem Gesagten ab.

Um noch einen Beweis zu liefern, wie sehr die einzelnen Heiligen keine streng gesonderte Wunderkraft besitzen, sei noch erwähnt, dass in der Kapelle »zum Herrgott im Thal« bei Braunau meist Votivbilder zu finden sind, die geheilte Thiere darstellen. Es geht aus all dem Gesagten hervor, dass im Laufe der Jahrhunderte die Wunderkräfte der einzelnen Heiligen sich immer mehr vermischten.

Über die Wallfahrtszeiten in Haselbach ist Folgendes mir zur Kenntnis gekommen: Ganz selbstverständlich spielt der Valentinstag eine Hauptrolle, wo aus der ganzen Umgegend, besonders aus Bayern, die Leute in Haselbach zusammenströmen. An diesem Tage lassen die Bauern mit ihrem Fuhrwerk ihre Dienstboten dorthin fahren. Außer diesem Tage ist noch an allen ersten Sonntagen der Monate und am Kirchweihtag ein größerer Besuck dieses Ortes zu bemerken.

Thonkopfopferung in Taubenbach.

Von Braunau kommt man über Simbach, an dem Wallfahrtskirchlein Stadelegg vorbei, dann über den Leonhardiwallfahrtsort Julbach und über Buch nach Taubenbach. Das schöne reizende Thälchen des Taubenbachs währt nicht lange, und nach zweistündiger Wanderung kann man schon die alte gothische, mit herrlichem, gut erhaltenem Kirchthurm versehene Kirche von Taubenbach erblicken. Der kleine Ort und die an den Berghang gelehnte Kirche gewähren einen malerischen Anblick. Rings um die Kirche dehnt sich, von einer alten Mauer umsäumt, der Friedhof aus, in dem auch die durch einen Gang mit der Kirche verbundene alte Albanuskapelle liegt. Ein Stück weiter, an die Friedhofmauer angeschlossen, erblicken wir den alten Zehentkasten, der jetzt Pfarrhaus ist. Alle diese Gebäude scheinen im Mittelalter befestigt gewesen zu sein, wenigstens bemerkt man noch gegen das Thal hin künstliche Erdaufhäufungen. Kaum fünfzig Schritte gegen das Thal stößt man nächst dem Pfarrgarten auf den heiligen Quell in Gestalt eines Brunnens, der im vorigen Jahrhundert durch einen kapellenartigen Bau geschützt wurde. Der Brunnen hat eine Weite von 50 *cm*, ist rund gemauert und mit einem Ziegelsteinkranz versehen. In der Kapelle ist weiter nichts zu bemerken, als ein Bild des heiligen Alban, unter dem zu lesen ist: »Durch Albans Fürbitte wird geheilt Fraiß, Kopfweh und Gliedersucht.«

Beim Betreten der Albankapelle fallen dem Besucher sofort die auf einem Tische in großer Anzahl aufgehäuften Thonköpfe auf und an den Wänden die Ex voto-Bilder, ganz wie in Haselbach. Unweit des Tisches steht die Truhe mit der vergitterten Öffnung,

in die das Getreide geschüttet wird. An der Ostseite der Kapelle ist natürlich der Albanusaltar angebracht. Der kleine Raum ist mit allerlei ausgefüllt, was nicht direct mit dem Cult in Verbindung steht, überhaupt scheint die Benützung der Albankapelle, wie mir auch der Pfarrer bemerkte, keine große mehr zu sein, nur ab und zu wird Getreide geopfert; dessenungeachtet aber sieht der Herr Pfarrer darauf, dass kein Thongefäß fortgeschleppt wird.

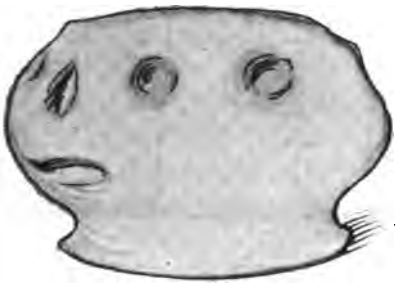


Abb. 67.

Abb. 68.

Abb. 69.

Abb. 70.

Abb. 71.

Abb. 72.

Abb. 73.

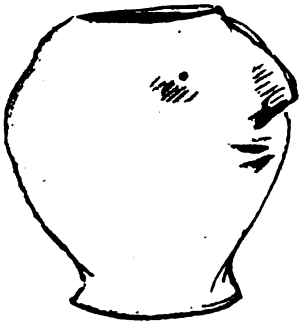


Abb. 74.

Abb. 75.

Kopfurnen von Taubenbach.

Ehe ich die Wirksamkeit und die Legende des heiligen Alban einer Betrachtung unterziehe, versuche ich in Kürze die meiner Meinung nach bezeichnendsten Formen unter den 40 Köpfen hier vorzuführen.

Alle diese Gefäße sind aus gewöhnlichem Thon, der etwas ins röthliche spielt, gefertigt, und zwar sind die Fabrikanten dieser Dinge gar nicht so weit von Taubenbach entfernt gewesen.

Abb. 67: Ein ganz originelles Gefäß, 10 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 12 *cm*, das neben den eingedrückten Augen noch je zwei solcher Eindrücke aufweist.

Abb. 68: Kopfurne, 12 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 8 *cm*.

Abb. 69: Kopfurne, 12 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 10 *cm*, gelb glasiert; die Augen sind gleich geformt, wie in Abb. 67. Die Urne unterscheidet sich von den anderen durch den fehlenden Sockel.

Abb. 70: Kopfurne, 12 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 3 *cm*, ohne Ohren.

Abb. 71: Kopfurne, 10 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 3 *cm*.

Abb. 72: Kopfurne, 14 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 8 *cm*. Dieses ebenfalls ohrenlose Stück ist entschieden eine Abnormität.

Abb. 73: Kopfurne, 10 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 4 *cm*.

Abb. 74: Kopfurne, 12 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 5 *cm*, gleichfalls ohne Ohren.

Abb. 75: Kopfurne, 10 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 6 *cm*. Dieser Kopf, wohl einer der kleinsten, mit Geschick gemacht, ähnelt in seiner Mache dem in Abb. 62 dargestellten aus Haselbach.

Mein erster Gang in Taubenbach galt dem dortigen Pfarrer, der viel Interesse für mein Vorhaben zeigte, aber leider nur noch weniger sagen konnte, als ich über Haselbach bereits erfahren hatte. Von ihm, wie von verschiedenen anderen Leuten konnte festgestellt werden, dass gleichwie in Haselbach neunerlei Getreide geopfert wird gegen diejenigen Leiden, die auch St. Valentin in Haselbach heilt. Von Opferung dreier Eier ist hier gar nicht die Rede. Der Pfarrer war zuerst der Meinung, dass die Opferung aus Thonköpfen, die man schlechtweg »Köpfe« nennt (das Wort »kedere Köpfl«[1]) ist hier wie in Haselbach nicht bekannt), deshalb dem heiligen Alban zugeschrieben wird, weil die Legende von ihm erzählt, dass er nach seiner Enthauptung den Kopf noch eine halbe Stunde weit trug. Diese Meinung ist aber schon durch das über Haselbach Gesagte entkräftet. Zudem gibt es noch zwei Heilige, den heiligen Dionysius und den heiligen Eusebius, von welch letzterem mir Folgendes aus Tirol geschrieben ward: »Der heilige Eusebius, ein Schottländer, Conventuale des Stifts St. Gallen, lebte um das Jahr 850, war ein Freund Kaiser Karls des Dicken und erlitt in der Brederis bei Rankweil durch heidnische Landleute den Martertod. Nach der Sage trug er sein Haupt auf den Victorsberg hinauf, was Anlass zur Gründung des dortigen, 1782 aufgelassenen Klosters gab.« Von einer Opferung aus Thonköpfen bei den obengenannten Heiligen war nie die Rede.

Beim Verlassen der Kapelle fiel mir noch eine Abnormität auf. Man sieht auf einem Votivbilde des heiligen Alban einen Mann mit drei Gesichtern, unter welchem Bild zu lesen ist, dass er von dieser höchst eigenthümlichen Krankheit geheilt wurde. Weiter ist nichts Bemerkenswertes über die Tafeln zu berichten. Auch hier hängen in der Mitte Zähne und Zöpfe an Seidenfäden über die Bilder herunter.

Ich bin mit der Beschreibung dieses Cultes und aller Umstände, die mit demselben in Zusammenhang stehen, zu Ende. Es drängt sich dem Leser jetzt natürlich die Frage auf, welchen Ursprung diese Opferung hat und wie weit ins Alterthum sich dieser Gebrauch verfolgen lässt. Selbstverständlich ist es nicht meine Aufgabe, hierin ein endgiltiges Urtheil zu fällen; aber es möge mir gestattet sein, das, was ich ausfindig machen konnte über die Provenienz oben besprochener Gefäße, hier niederzulegen.

Ungefähr vor 20 Jahren hatte ich eine Haselbacher Kopfurne als Decorationsstück in meinem Münchener Atelier aufgestellt. Der Sohn des bekannten Malers Hausmann, welch letzterer mit dem Archäologen Lindenschmit befreundet war, sah das Gefäß und

[1]) Ich verweise auf eine Abhandlung über kedere Köpfl in Österreich, welche Marie Eysn in Weinholds Zeitschrift des Vereines für Volkskunde (in Berlin) demnächst veröffentlichen wird.

fragte mich, wo ich es ausgegraben hätte; es interessiere ihn, da sein Vater auch eines aus einem Römergrab aus der Mainzer Gegend besäße. Dieser Umstand, dass mein Freund den Haselbacher Thonkopf für römisch hielt, ließ mich schließen, dass zwischen beiden eine auffallende Ähnlichkeit bestehe.

Meine Vermuthungen in dieser Hinsicht wurden durch eine Unterredung mit Dr. W. M. Schmid am Nationalmuseum in München bestätigt und dadurch präcisiert, dass er kurzweg die Opferung aus Thonköpfen für phallischen Cult erklärte.

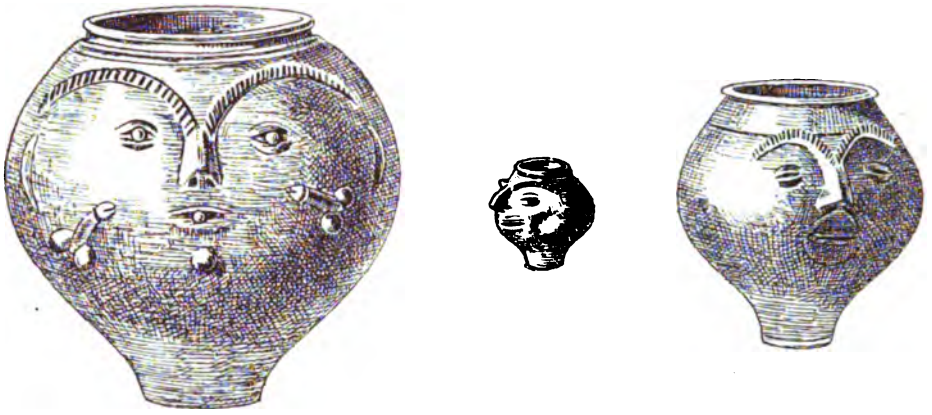


Abb. 76—78. Kopfurnen aus Lindenschmits Werk.

Herrn Regierungsrath Dr. M. Much verdanke ich den Hinweis auf die von Lindenschmit publicierten Kopfurnen,[1]) deren Abbildungen ich hier wiedergebe; bemerkenswert ist, dass bei einem Stück (Abb. 76) auf jeder Seite der Backe ein Phallus abgebildet ist. Ich wiederhole hier zu den Abbildungen Lindenschmits Angaben:

Abb. 76: Gelbrother Thon mit der phantastischen Darstellung eines menschlichen Kopfes, auf dessen beiden Wangen zwei Phallen, gegen Mund und Nase gerichtet, angebracht sind. Fundort ungenannt. — Museum der Universität Bonn (bei Lindenschmit Nr. 7).

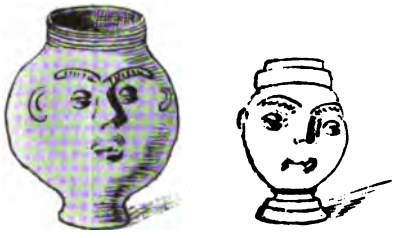


Abb. 79 u. 80. Kopfurnen aus dem Museum zu Karlsruhe.

Abb. 77: Braungefärbter Thon wie Nr. 7, verzerrte Darstellung eines menschlichen Kopfes. Fundort: Umgegend von Mainz. — Museum daselbst (bei Lindenschmit Nr. 10).

Abb. 78: Braungefärbter Thon wie Nr. 7 und Nr. 10. Aus einem Grabe bei Castel, Mainz gegenüber. — Museum zu Wiesbaden (bei Lindenschmit Nr. 13).

Auch Glasköpfe sollen von dieser Art gefunden worden sein. Auch in Tulln, Niederösterreich, wurden solche Gefäße, wie mir Regierungsrath Dr. M. Much mittheilte, ausgegraben.

Im Jänner dieses Jahres (1901) fand ich im Museum zu Karlsruhe zwei Kopfurnen, die als eine Ergänzung zu den von Lindenschmit abgebildeten gelten können.

Die eine Kopfurne (Abb. 79) ist $20^1/_2$ *cm* hoch, aus gelblich-röthlichem Thon. Sie wurde im Jahre 1898 von Prof. Schuchmacher im römischen Zwischencastell zu

[1]) L. Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Mainz 1858, VI. Heft, Tafel 6, Nr. 7, 10, 13.

Rinschheim, Amt Buchen, in Baden gefunden. Herrn Geheimrath E. Wagner danke ich für die gütige Erlaubnis, diese Urne für die vorliegende Publication abbilden zu dürfen. Die andere Kopfurne (Abb. 80) gehört zum älteren Bestand der großherzoglichen Sammlung. Ihre Herkunft ist unbekannt. Das kleine, 12 *cm* hohe Gefäß, hat bemerkenswerterweise einen Zinnrand und einen Zinnfuß. Die Farbe ist ein starkes Kasseler Braun. Beide Gefäße zeigen dieselbe Mache. Was nun das erstere Gefäß anbelangt, so kam ich auf den Gedanken, ob nicht in der Gegend, wo es gefunden wurde, ein Wallfahrtsort ist, wo ebensolche Opferungen wie in Haselbach vorkommen. Die nächste Wallfahrt ist das bekannte uralte Waldüren; ich konnte aber bis jetzt nichts von derartigen Opferungen dort erfahren.

Nach dem oben Gesagten unterliegt es keinem Zweifel, dass wir in beiden Orten, in Haselbach und in Taubenbach, die Fortsetzung eines alten Cultes finden, von dem nur die äußere Form bis auf unsere Tage sich erhalten hat.

Das Märchen von Blaubart.

Vortrag, am 13. November 1900 in der Anthropologischen Gesellschaft gehalten
von **Paul Kretschmer.**

Das Märchen von Blaubart gehört zu dem nicht sehr großen Kreise von Märchen, welche jedem Gebildeten geläufig sind. Diese Berühmtheit verdankt es in erster Linie dem Umstande, dass es zu den acht von Charles Perrault im Jahre 1697 herausgegebenen Märchen zählte. Diese kleine Sammlung, betitelt »Contes de ma mère l'oye«, ist bekanntlich die erste eigentliche Märchensammlung und erfreute sich schon im vorigen Jahrhundert großer Beliebtheit. Der Gang der Erzählung ist kurz folgender:

Ein reicher Schlossherr, von seinem unheimlichen blauen Bart *La barbe bleue* genannt, bewirbt sich um eine der beiden schönen Töchter einer Dame. Erst lehnen beide seinen Antrag ab, weil Blaubart schon mehrere Frauen gehabt hat, ohne dass man wusste, was aus ihnen geworden. Endlich willigt die Jüngste ein und wird seine Frau. Nach einem Monat muss Blaubart verreisen und händigt ihr beim Abschied alle seine Schlüssel ein, damit sie seine Schätze betrachten könne. Nur einen kleinen Schlüssel, der zu einer Kammer führt, verbietet er ihr auf das Strengste zu benützen. Als Blaubart weg ist, ladet seine Frau ihre Schwester zu sich ein, um mit ihr all die Herrlichkeiten zu bewundern. Sie selbst aber kann sich nicht enthalten, das verbotene Gemach zu öffnen: zu ihrem Schrecken erblickt sie darin die Leichen der früheren Frauen Blaubarts ermordet und den ganzen Fußboden mit Blut bedeckt. Der Schlüssel entfällt ihr, sie hebt ihn auf, und als sie das Zimmer wieder geschlossen, bemerkt sie, dass er einen Blutfleck hat, der sich durch kein Mittel wieder abwaschen lässt. Abends kommt Blaubart vor der Zeit von der Reise zurück, fordert seiner Frau die Schlüssel ab, bemerkt an dem einen den Blutfleck und erklärt ihr in furchtbarem Zorne, dass sie sterben müsse. Sie bittet ihn, ihr nur Zeit zum Beten zu lassen und steigt mit ihrer Schwester auf den Thurm des Schlosses, um auszuschauen, ob ihre Brüder, die sie auch eingeladen hatte, noch nicht kämen. Während sie oben angstvoll harrt, schreit Blaubart ihr wiederholt zu, sie solle endlich herabkommen. Als ihre Schwester die Brüder heransprengen sieht, steigt sie endlich herab und überliefert sich dem Blaubart; aber in dem Augenblick, wo er ihr den Todesstreich versetzen will, sind ihre Brüder da, stürzen sich auf den Wütherich und durchbohren ihn mit ihren Schwertern.

In anderen französischen Fassungen wird die letzte Scene noch viel dramatischer als bei Perrault erzählt. Während die Frau mit der Zofe auf dem Thurm ist, steht Blaubart unten im Hof und schleift sein Messer, indem er beständig singt:

J'aiguise, j'aiguise mon couteau,
Pour tuer ma femme qu'est en haut.

Währenddem fragt die Frau angstvoll ihre Dienerin, die auf der Spitze des Thurmes ausschaut: »Bergerette, liebe Bergerette, was siehst du von der Spitze des Thurmes?«

»Madame, von der Spitze des Thurmes sehe ich die strahlende Sonne. Ich sehe das Meer. Ich sehe die Berge und die Thäler.«

Da steigt die Frau bebend noch sieben Stufen höher. Unten singt wieder Blaubart sein grausiges Lied, und die Frau richtet wieder dieselbe Frage an Bergerette. Dies

wiederholt sich, bis die Brüder herannahen, und Blaubart, der inzwischen mit dem Schleifen fertig geworden, mit donnernder Stimme zu ihr emporruft:

»Komm herab, Canaille, oder ich komme hinauf.«

»Liebe Bergerette,« ruft wieder die Frau, »was siehst du von der Spitze des Thurmes?«

»Madame, Ihre Brüder sind schon ganz nah, ganz nah. Retten Sie Ihr Leben, wenn Sie können!«

Endlich stürmt Blaubart, sein Messer schwingend, die Treppe herauf mit seinen drei Doggen, die so groß und stark wie Stiere sind. Im selben Augenblick sind auch die Brüder auf der Plattform des Thurmes, und nun entspinnt sich ein heißer Kampf zwischen ihnen und Blaubart mit seinen Doggen, in welchem der Wütherich unterliegt.

So wirkungsvoll und abgerundet die Erzählung in diesen Fassungen ist, so zeigt sie doch eine gewisse Ungereimtheit, welche nicht ursprünglich sein kann. Die Handlungsweise Blaubarts ist im Grunde unverständlich. Tödtete er die Frauen aus reiner Mordlust, so war die Gehorsamsprobe überflüssig. Tödtete er sie dagegen, weil sie sein furchtbares Geheimnis geschaut hatten und ihn hätten verrathen können, so versteht man nicht, warum er ihnen dann überhaupt den Schlüssel zu der Mordkammer anvertraut hatte. Dass er sie aber bloß wegen des Ungehorsams bestraft, nachdem er erst ihre Neugier gereizt und sie so zur Übertretung seines Verbots verleitet hat, wirkt unwahrscheinlich. Wer so mordgierig ist, bedarf gar keines Vorwandes.

Solche Unebenheiten sind nun allerdings in den Märchen sehr häufig, aber es zeigt sich auch bei genauerer Untersuchung fast immer, dass sie auf Entstellung der ursprünglichen Fassung beruhen. Um die Urform eines Märchens festzustellen, ist die Vergleichung aller seiner Versionen das wichtigste Mittel. Das Märchen von Blaubart ist in mehr oder weniger abweichender Fassung über ganz Europa verbreitet, über Frankreich, England, Spanien, Italien, Griechenland und die nördliche Balkanhalbinsel, Russland, Skandinavien, Deutschland und Österreich. Die Unterschiede dieser einzelnen Versionen bestehen hauptsächlich in drei Punkten:

1. In der Gestalt der Hauptfigur, die bald ein dämonisches Wesen, der Teufel, ein Orco, oder dergleichen, bald ein Ritter, ein Räuber oder ein Hexenmeister ist;

2. in der Gehorsamsprobe, und

3. im Schlusse der Erzählung, die nicht immer so endet wie das Perrault'sche Märchen.

Nach dem zweiten Motiv, also der Gehorsamsprobe, zerfallen die Versionen in zwei Classen. Die eine Classe hat gleich der Perrault'schen Fassung das Motiv von der verbotenen Kammer. Die andere Classe, aus Griechenland, Rumänien, Sicilien und Tirol belegt, will ich zunächst in der sicilianischen Fassung vorlegen (Gonzenbach n. 23).

Ein armer Holzhacker, der drei sehr schöne Enkeltöchter hatte, musste sich sehr plagen, weil er gar keinen Verdienst hatte. Als er einst im Walde Holz sammelte, ward er so müde, dass er sich auf einen Stein setzte und aufseufzte: »Oh weh!« oder, wie es im Sicilianischen heißt: »*Ohimè!*« Sofort stand ein großer Mann vor ihm, der ihn fragte: »Warum rufst du mich?« »Ich habe Euch nicht gerufen,« sagte der Holzhacker ganz erschrocken. »Hast du nicht *Ohimè* gerufen? Das ist mein Name,« sprach der große Mann. Er verspricht sodann dem Holzhacker, ihm zu helfen und ihn reich zu beschenken, wenn er ihm seine älteste Enkeltochter senden wolle, damit sie seiner Frau als Magd diene. Der Arme geht darauf ein und trifft sammt seiner Enkelin im Walde mit Ohimè zusammen. Dieser geht mit dem Mädchen davon und führt es vor einen Felsen, der sich alsbald öffnet. Drinnen waren prachtvolle Säle mit den herrlichsten Schätzen, und Ohimè zeigte ihm alles.

»Aber wo ist die Patrona?« fragte das Mädchen. »Die Patrona bist du,« erwiederte Ohimè, »denn wenn du mir gehorchst, sollst du meine Frau werden.« Zuletzt kamen sie in einen Saal: da lagen viele ermordete Mädchen. »Siehst du,« sprach Ohimè, »alle diese haben mir nicht gehorcht und deshalb ihre Strafe bekommen; lass dich dadurch warnen!« Nachdem das Mädchen einige Tage bei Ohimè gewesen war und es gut gehabt hatte, erklärte dieser, er müsse auf drei Tage verreisen. Beim Abschied gab er ihr ein Todtenbein und sagte: »Das musst du essen, und wenn du meinen Befehl nicht erfüllst, so geht es dir schlimm.« Das Mädchen kann sich natürlich nicht entschließen, die grausige Speise zu verzehren, sondern wirft das Todtenbein zum Fenster hinaus. Als Ohimè nach Hause kommt, fragt er sie sofort, ob sie ihm gehorcht habe, und als sie es bejaht, ruft er laut: »Bein, wo bist du?« Da antwortete das Bein: »Hier bin ich,« und kam herbeigelaufen. Da schleppte Ohimè das ungehorsame Mädchen in den Saal mit den Leichen und ermordete es. Dann gieng er wieder in den Wald, traf dort den Holzhacker und erklärte, er wolle auch seine zweite Enkelin in Dienst nehmen. Dieser ergeht es nun ebenso wie der Ältesten: und Ohimè nimmt schließlich auch die dritte, die schöne Maruzza, in Dienst. Diese entgeht aber dem Schicksal ihrer Schwestern, indem sie den Todtenarm, den ihr Ohimè zu essen gegeben hat, zu Kohle verbrennt, die Kohle zu Pulver zerstößt und dieses in einem Läppchen um den Leib bindet. Als Ohimè dann fragt: »Arm, wo bist du?« antwortet der Arm: »Ich bin in Maruzzas Leib.« Da ist er zufriedengestellt und macht die Maruzza zu seiner Gemahlin. Den Schluss des Märchens kann ich übergehen.

Wie ist diese sonderbar grausige Erzählung zu verstehen, namentlich das schreckliche Motiv des Leichenverzehrens, und wer ist vor allem der Ohimè selbst? Die Antwort hierauf gibt uns eine griechische Version, die von der Insel Milo stammt. Sie trägt den Titel: *Τοῦ κάτω κόσμου ὁ ἀφέντης*, d. h. der Herr der Unterwelt. Der Oweh oder Ohimè ist also der Dämon des Todes, der Herr der Todtenwelt. Der Name ist eine volksthümliche Bezeichnung des Todes, so wie man bei uns den Teufel als den Gottseibeiuns bezeichnet. Also der Dämon der Unterwelt und des Todes holt sich eine Braut nach der anderen — denn vor den drei Schwestern hat Ohimè ja schon viele Mädchen zu sich geholt — und tödtet sie, bis er eine findet, die ihm Gehorsam leistet und die ekle Leichenspeise, die er ihr vorsetzt — wenigstens scheinbar — verzehrt.

Es sind echtgriechische Vorstellungen, aus denen sich diese Erzählungsmotive erklären und verstehen. Griechisch ist zunächst die Vorstellung, dass auch der Tod eine Gemahlin hat. Dem *Charos*, wie bekanntlich der Todesdämon bei den heutigen Griechen heißt, steht eine *Charóndissa* zur Seite, wie schon dem antiken Unterweltsgotte Hades die Persephone. Griechisch ist aber auch die grausige und abstoßende Vorstellung, dass beide sich mit den Leichen der Opfer, die Charos geraubt hat, sättigen. Ein neugriechisches Volkslied von der Insel Ithaka (B. Schmidt n. 26) beginnt:

»Nie lass bei Sonnenuntergang ein Klagelied erschallen!
Denn Charos mit seiner Charóndissa, die speisen dann zu Abend.
Die Teller stehn umgekehrt, schwarz sind die Servietten,
Und seine Tafel ist besetzt mit Köpfen kleiner Kinder,
Der Tapf'ren Hände dienen ihm als Messer und als Gabel.«

Auch diese Anschauung ist bereits antik. Auf dem Unterweltsbilde des Polygnot zu Delphi war nach Pausanias X, 28, 7 ein Dämon des Hades, *Eurynomos*, dargestellt, wie er das Fleisch der Leichen verzehrt und nur die Knochen übrig lässt. Eurynomos ist aber, wie sein Name »der Weithinherrschende« zeigt, nur eine Hypostase des Hades, des Herrschers der Unterwelt selbst. Es ist begreiflich, dass man, sobald man sich Hades

als einen König der Schatten dachte und verehrte, die hässliche Vorstellung des Leichenverzehrens von ihm abtrennte und auf einen niederen Höllendämon übertrug. Doch heißt es bei Sophokles einmal noch vom Hades, er habe wohl begehrt, der Klytaimnestra Kinder zu schmausen (Elektr. 542 f.). In einem späteren Grabepigramm (Kaibel n. 647, 16) steht schon Charon an seiner Stelle: der Todte wird da »ein grausiges Mahl für Charon« genannt. Auch die Todesgöttin Hekate wird bluttrinkend (αἱμοπότις) und leichenverzehrend (σαρκοφάγος, ἀωροβόρος) gedacht — eine Vorstellung von Todesdämonen, die übrigens nicht auf die Hellenen beschränkt ist.

Damit haben wir alle Elemente beisammen, aus denen unsere Erzählung sich entwickeln konnte. Es ist eine weit verbreitete Metapher, ein früh, vor der Hochzeit dahingeschiedenes Mädchen als »dem Tode vermählt«, als »Braut des Todes« zu bezeichnen. Dass Hades sich seine Gemahlin von der Erde raubt, ist bekanntlich eine antike, auf Sicilien localisierte Sage. Nun sterben ja aber unzählige Mädchen: warum holt sich der Tod eine Braut nach der anderen und wird nie zufriedengestellt? Unsere Erzählung antwortet auf diese Frage: »Weil keine seine Gemahlin werden und sein trauriges Mahl mit ihm theilen will.« Darum mordet er erbarmungslos eine nach der anderen hin.

Nachdem wir so die Wurzel, oder richtiger eine der Wurzeln des Blaubartmärchens gefunden haben, müssen wir nun zu ermitteln suchen, wie sich daraus die ziemlich abweichende Version bei Perrault und die damit verwandten Fassungen entwickeln konnten. Namentlich die Verschiedenheit der Gehorsamsproben, hier das Gebot des Leichenessens, dort das Verbot des Zimmeröffnens, bleibt zu erklären. Eine rumänische Variante und eine griechische von der Insel Kypros bilden hier den Übergang, indem sie die beiden Motive der Gehorsamsproben vereinigen. In dem rumänischen Märchen (Ausland, 1856, 473) steht an der Stelle des griechischen Unterweltsdämons der christliche Teufel. Im Anfang gleicht die Erzählung der sicilianischen Fassung. Als dann die dritte Schwester durch die bekannte List ihrem Gatten, dem Teufel, den Glauben beigebracht hat, dass sie die Leichentheile verzehrt habe, vertraut ihr dieser die Schlüssel zu allen seinen Kammern an und verbietet ihr nur, eine gewisse Kammer zu öffnen, denn sonst sei ihr Leben zu Ende. Sie öffnet natürlich dennoch diese Kammer, in der die Seelen der Todten eingeschlossen sind, und — so heißt es in dem Märchen — da schwebten die Seelen wie Nebel aus der Kammer und dankten ihr für ihre Befreiung — eine ganz antike Anschauung; denn die christliche Lehre stellt sich ja die Sünder in der Hölle mit Fleisch und Bein vor, nicht als Rauch, wie die Seelen im griechischen Hades.

Anders erscheinen in der kyprischen Version die beiden Motive verbunden. Der blutdürstige Gatte, Trimatos genannt, verbietet seiner Frau ein gewisses Zimmer zu öffnen. Sie thut es dennoch, betritt das fast ganz leere Zimmer und schaut durch das Fenster auf die Straße. Da erblickt sie einen Leichenzug und sieht der Bestattung der Leiche zu. Als die Leute sich entfernt haben, sieht sie ihren Mann kommen und in das Grab steigen; sein Kopf vergrößerte sich und bekam drei Augen, und seine Hände wuchsen, als wollten sie die ganze Welt umfassen, und er begann die Leiche mit den Nägeln auszugraben und zu verzehren. Die arme Frau, die den grausigen Vorgang mit ansieht, fällt in Ohnmacht. Und als ihr Gemahl nach Hause kommt, wieder in seiner früheren Gestalt, merkt er sofort, dass sie ihm ungehorsam gewesen, und schickt sich an sie zu tödten. — Die Fortsetzung der Erzählung, wie sie seinem Zorn entrinnt, geht uns hier nicht weiter an.

Diese Versionen zeigen uns, wie die spätere Perrault'sche Fassung aus der älteren entstehen konnte. Das abstoßende und unverstandene Motiv des Leichenverzehrens wurde schließlich fallen gelassen, und nur das Motiv von der verbotenen Kammer, das übrigens

in verschiedenen anderen Märchen wiederkehrt, blieb übrig. Auch die Gestalt des alten Unterweltsdämons, die der Märchenpoesie anderer Länder fremd ist, wurde entweder in andere dämonische Gestalten, wie den Teufel verwandelt oder vermenschlicht.

Immerhin ist der Abstand zwischen der alten chthonischen Erzählung und dem modernen Rittermärchen ein ziemlich bedeutender. In der That zeigt sich, wenn wir die weiteren Parallelen des Blaubartmärchens heranziehen, dass diese Umwandlung nicht spontan erfolgt ist, sondern eine von Haus aus verschiedene Erzählung in die vom Todesdämon eingemischt worden ist. Diese zweite Erzählung ist in sehr vielen von einander abweichenden Fassungen überliefert, und zwar theils in Märchen und Sagen, theils in Volksliedern. Ihr wesentlicher Unterschied von der ersten Erzählung besteht in dem völligen Fehlen der Gehorsamsprobe, die dort das Motiv für die Ermordung der Frauen bildet. Wir haben es daher im zweiten Falle mit einer einfachen Mordgeschichte zu thun, in der der Frauenmord sich aus gewöhnlichen verbrecherischen Motiven erklärt.

Am einfachsten liegt diese Geschichte in den Volksliedern vor. Es gibt eine über ganz Europa verbreitete Volksballade von einem Ritter, der ein Mädchen nach dem andern in einen Wald lockt und dort dem Tode weiht, bis ihm endlich das Handwerk gelegt wird. Ich führe als Beispiel ein steirisches Volkslied an (Erk-Böhme, Liederhort, I, S. 129, n. 41*g*):

1. Es war einmal ein Rittersmann,
Der ritt wohl in ein schönes Land;
Er ritt über grünende Auen,
Da thät er ein Fräulein schauen.

2. Er nahm es wohl in seinen Schoß
Und schwang es auf sein hohes Ross,
Sie ritten so schnell und so balde
Wohl in einem finstern Walde.

3. Sie ritten vor ein Holderstaud'n;
Da schauten heraus zwei Turteltaub'n,
Sie thaten so wunderlich girren:
»Jungfräulein, lass dich nicht verführen!«

4. Sie stiegen herab vom hohen Ross
Und setzten sich ins weiche Moos.
»Jungfräulein, thu du mich lausen,
Mein goldfarben Haar aufkrausen.«

5. Und als sie's Haar auseinander that,
Da fieng sie gleich zu weinen an.
Er schaut ihr unter die Augen:
»Jungfräulein, was thust du bedauern?

6. Bedauert dich dein stolzer Muth,
Bedauert dich deines Vaters Gut,
Bedauert dich dein Treu und Ehr,
Jungfräulein, dein Treu und Ehr?«

7. »Ich bedaure nit den stolzen Muth,
Ich bedaure nit meines Vaters Gut,
Ich bedaure die selben Tannen,
Wo elf Jungfrauen hangen.«

8. »Jungfräulein, o liebes Jungfräulein,
Das darf dir gar nicht seltsam sein;
Die zwölfte, die musst du heut werden,
Im Wald dahier musst du heut sterben.«

9. »O Ritter, liebster Ritter mein,
Drei Schrei erlaube mir zu schrei'n!«
»Drei Schrei, die erlaub ich dir gerne,
Ist niemand im Wald, der dich höret.«

10. Den ersten Schrei, ja den sie schreit,
Den schreit sie ihrer Mutter zu:
»Mutter, komm eilends und balde,
Sonst muss ich sterben im Walde!«

11. Den zweiten Schrei, ja den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Vater zu:
»Vater, geh eilends gekommen,
Sonst wird mir mein Leben genommen!«

12. Den dritten Schrei, ja den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Bruder zu:
»Bruder, komm eilends zu wenden,
Sonst muss ich mein Leben jetzt enden!«

13. Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Thierlein schießen kann;
Sein Schwesterlein hörte er schreien,
Sein Hündchen hieß er schweigen.

14. Er kam und spannte seinen Hahn
Und schoß den schönen Ritter zusamm':
»Hast wollen mein Schwesterlein hangen,
Jetzt hast du den Lohn schon empfangen.«

15. Dann nahm er sie bei ihrer Hand
Und führte sie ins Vaterland:
»Jetzt Schwester, thu hausen und bauen,
Keim Ritter darfst du nit mehr trauen!«

Wie populär dieses Volkslied ist, geht daraus hervor, dass es auch als Kinderspiel, als eine Art Reigenspiel, gleichsam aufgeführt wird. Ein Kind setzt sich in die Mitte, die andern bilden einen Reigen und singen dabei:

»Lieb Anna saß auf einem Stein,
Sie lockte sich ihr goldenes Haar« u. s. w.

In Schwaben ist dieses Kinderspiel noch dramatischer gestaltet. Das Mädchen, das hier *Bertha* heißt, läuft hin und her: es hat sich im Walde verirrt. Zur Seite steht ein Kind, das den Räuber darstellt. *Bertha* redet den Räuber an: »Weißt du nicht, wer in diesem Wald ist?« — *Der Räuber:* »Nein.« — *Bertha:* »Sieh, es steht mit blutigen Buchstaben an deiner Stirn geschrieben.« — *Der Räuber:* »Besinne dich! Auf Tod oder Leben?« — *Bertha:* »Auf Tod! Darf ich noch drei Schreie thun?« — *Der Räuber:* »Ja!« Die Bertha kniet nun und sagt:

»Den ersten Schrei, den ich nun thu,
Den thu ich meinem Vater zu« u. s. w.

Zuletzt ergreift sie der Räuber und ersticht sie.

Die Ballade ist, wie gesagt, über fast alle Länder Europas verbreitet. Ihr Held führt die verschiedensten Namen. In Frankreich heißt er *Renauld* oder *Dion*, bei den Wenden in der Lausitz *Hołdrašk*, bei den Tschechen *Indriasch*, in Serbien *Thomas* u. s. w. In englischen Versionen ist der Mörder kein Mensch, sondern ein Elfenritter, in den niederländischen ein Zauberer *Heer Halewijn*. Auf diese Abart will ich hier nur hinweisen, aber nicht weiter eingehen. In Deutschland ist das Volkslied schon aus dem XVI. Jahrhundert belegt. Der Ritter heißt in diesen alten Fassungen *Ulinger* oder *Adelger*, in den modernen oft *Schön Ulrich*.

In der vorgetragenen steirischen Version steht das Lied dem Blaubartmärchen noch am nächsten. Daneben bestehen noch zwei andere, besonders im Schluss abweichende Formen: in der einen rettet sich das Mädchen selbst durch eine List und tödtet den Ritter; in der anderen wird es umgebracht und von dem zu spät kommenden Bruder gerächt oder der Ritter findet seinen Tod durch den Henker (Erk-Böhme, I, S. 137):

Schön Ännelein kriegte ein schönes Grab,
Schön Heinrich, der kam aufs höchste Rad.
Schön Ännelein klangen die Glocken nach,
Schön Heinrich schrien die Raben nach.

In diesen Fassungen weicht das Volkslied vom Blaubartmärchen so bedeutend ab, dass man zweifeln könnte, ob es mit diesem überhaupt etwas zu thun hat — wenn es nicht eben viele Versionen gäbe, die die Vermittlung zwischen beiden Erzählungen bilden. In einer magyarischen Fassung der Ballade (Child, I, S. 45 f.) wird die Frau, die hier *Molnár Anna*, d. i. Anna Müller heißt und verheiratet gedacht ist, von dem Verführer in einen grünen Wald geführt in den Schatten eines vielästigen Baumes. Er legt sein Haupt in ihren Schoß, warnt sie aber, in den Baum empor zu blicken. Als er schläft, thut sie es doch und sieht in den Zweigen des Baumes sechs schöne Mädchen hängen. Da denkt sie: er will mich zur siebenten machen; und eine Thräne von ihr fällt auf das Antlitz des schlafenden Ritters und weckt ihn auf. Er herrscht sie an: »Du hast in den Baum hinauf geschaut.« »Nein,« antwortet sie, »drei Waisen giengen vorüber: da dachte ich meines Kindes.« Er fordert sie auf, auf den Baum zu steigen. Sie bittet ihn voranzugehen und schlägt ihm dabei hinterrücks mit seinem eigenen Schwert das Haupt ab. Wie man sieht, erinnert das Verbot schon etwas an die Gehorsamsprobe des Blaubartmärchens. In anderen Versionen fehlt das Verbot, und das Mädchen sieht nur die Leichen an den Bäumen hängen und ahnt, welches Schicksal ihm zugedacht ist.

Sehr viel näher kommen nun dem Blaubartmärchen die dem Volksliede verwandten Sagen und Märchenversionen. So gibt es in der Auvergne eine Sage, deren Held direct »*Barbe-Bleue*«, Blaubart, heißt (Sébillot, Litt. or. de l'Auv., S. 50). Es ist ein allgemein gefürchteter Ritter, der auf einem einsamen Schlosse haust. Er heiratet nicht die Frauen, wie der Perrault'sche Blaubart, sondern er raubt sie, wenn er sie allein antrifft, und ermordet sie, wenn er ihrer überdrüssig ist. Die letzte entflieht ihm, wobei ihr die Seelen der früheren Frauen behilflich sind. Blaubart selbst findet seinen Tod drei Monate nachher durch einen Werwolf. Man sieht, dieser Blaubart ist ein einfacher Lustmörder, der Frauen raubt, verführt und dann ermordet. Die charakteristische Gehorsamsprobe fehlt ganz.

Dasselbe gilt von einer norwegischen Variante (Asbjørnsen n. 35). Hier gerathen drei Schwestern nach einander in die Gewalt eines »Bergmannes«, der den ältesten beiden, weil sie sich weigern, seine Liebsten zu werden, den Kopf abschlägt und sie in den Keller wirft. Wie im Volksliede, bemerkt die dritte Schwester die Leichen ihrer Schwestern und

entkommt dem Unhold, indem sie eine Strohpuppe zurücklässt, die der zurückkehrende Bergmann für sie selbst hält. Ihre Schwestern hat sie vorher durch eine Wundersalbe ins Leben zurückgerufen und in Säcken versteckt durch den Bergmann selbst nach Hause tragen lassen. Damit sind wir bei der Erzählung angelangt, die unter dem Titel »Fitchers Vogel« jedem aus Grimms Märchen bekannt ist. In »Fitchers Vogel« ist nur noch die Gehorsamsprobe hinzugefügt, d. h. das Motiv vom verbotenen Zimmer, zu dem die Mädchen den Schlüssel erhalten und in dem ihre Leichen nachher im Blute liegen. Hiermit ist die Anähnlichung an das Perrault'sche Märchen vollendet.

Wir sehen also, man kann das Blaubartmärchen weder von dem Ulingerliede, noch von dem alten Mythus vom Unterweltsdämon trennen, und anderseits kann man doch nicht gut den Stoff der Ballade aus dem Mythus ableiten oder gar umgekehrt diesen aus jener. Wir müssen vielmehr zwei von Haus aus verschiedene Stoffe zugrunde legen, einen Mythus und eine gewöhnliche Mordgeschichte. Der Stoff der Ballade ist einfach ein Lustmord, wie er recht wohl wirklich vorkommen konnte und leider überall und zu allen Zeiten vorgekommen ist. Der Schluss von der Hinrichtung des Bösewichts in manchen Liedern legt die Annahme nahe, dass das Lied auf Grund einer wirklichen Mordthat und der Hinrichtung des Übelthäters entstanden ist. Dass gerade auf diese Weise Volkslieder entstehen konnten, lässt sich ja aus den sogenannten »Fliegenden Blättern« ersehen, in denen erst in Prosa über ein Verbrechen und die Bestrafung des Mörders berichtet wird und darauf ein Lied über die eben geschilderte Unthat folgt. Der Ulinger des deutschen Volksliedes kann also sehr wohl eine historische Persönlichkeit gewesen sein und ebenso *Comorre,* von dem eine bretonische Volkssage ähnliches erzählt. Solche schaurige Mordthaten leben eben allenthalben lange in der Erinnerung des Volkes fort, wobei mit ihrer Gestalt immer mehr sagenhafte Züge verwoben werden.

Ein derartiger historisch bezeugter Unmensch war *Gilles de Laval,* ein bretonischer Edelmann, genannt Marschall de Rais, der im XV. Jahrhundert unter Karl VII. bei Orléans gegen die Engländer focht. Er stand im Bunde mit einem italienischen Arzt, der sich für einen Hexenmeister ausgab, und lockte angeblich hunderte von Mädchen zu sich und schlachtete sie ab, um ihr Blut zu abergläubischen Zwecken zu benützen. 1440 wurde er bei Nantes gehenkt. An den Ruinen seines Schlosses Chantocé haftet noch heute im Volke die Erinnerung an seine Mordthaten. Ich erwähne dies nur deshalb, weil der Abbé Bossard gerade auf diese historische Persönlichkeit, den Marschall Gilles de Rais, das Blaubartmärchen zurückgeführt hat. Das ist in dieser Form eine durchaus unerwiesene und haltlose Annahme. Das Blaubartmärchen ist, wie wir gesehen haben, nicht bloß französisch, sondern in ganz Europa verbreitet, und Mörder wie den Marschall de Rais hat es viele und überall gegeben. Es liegt gar kein triftiger Grund vor, gerade diese historische Persönlichkeit aus der Masse derartiger Übelthäter herauszugreifen. Der Stoff des Volksliedes ist ein so allgemein menschlicher, dass er sich nicht local fixieren lässt.

Das Perrault'sche Blaubartmärchen — zu diesem Resultat kommen wir also — ist aus der Verschmelzung, der Contamination zweier verschiedener Erzählungen entstanden, eines Mythus vom Unterweltsdämon und einer in Volksliedern und Sagen lebenden Mordgeschichte. Beide Erzählungen zogen sich gegenseitig an und assimilierten sich, weil sie zufällig ein Motiv mit einander gemein hatten, den Frauenmord.

In der Perrault'schen Version stammt die Gehorsamsprobe aus dem Mythus, der Anfang und der Schluss des Märchens dagegen, d. h. die Gestalt des Ritters Blaubart und nachher die Scene auf dem Thurm, die an die drei Hilfeschreie im Volkslied erinnert, und der Tod Blaubarts durch die Brüder stammen aus der Mordsage. Ohne die Ge-

horsamsprobe wäre die ganze Erzählung kein Märchen, sondern eine einfache Mordgeschichte; aber andererseits ist auch dadurch, wie ich anfangs hervorgehoben habe, eine gewisse Unebenheit in den Gang der Erzählung hineingekommen.

Zum Schluss nur noch eine Bemerkung über den Namen »Blaubart«, der wohl richtig von K. Hofmann (Rom. Forsch. I, S. 434) erklärt worden ist. Er weist darauf hin, dass in den Sprichwörtersammlungen des XVI. Jahrhunderts *Blaubart* einen Mann mit bläulich schimmerndem schwarzen Bart bedeutet und ein solcher Schwarzbart für einen Don Juan und Mädchenverführer galt. Schon Perrault hat aber den blauen Bart so verstanden, wie wir dies in der Regel thun, d. h. ihn für etwas Abnormes und Unheimliches angesehen. Er schreibt: » . . . . par malheur, cet homme avait la barbe bleue; cela le rendait si laid et si terrible qu'il n'était ni femme ni fille qui ne s'enfuît de devant lui«. Ein ostpreußisches Märchen (Lemcke, Volksthümliches in Ostpreußen, II, 52 ff.) hat gar aus dem Blaubart einen *Grünbart* gemacht.

NEKROLOGE.

Gustav Bancalari.

Am 13. Mai v. J. ist Gustav Bancalari, k. u. k. Oberst im Ruhestande, in seinem Domicil in Linz, wohin er sich seit seiner Pensionierung (1889) zurückgezogen hatte, plötzlich aus dem Leben geschieden. Mit ihm verliert die österreichische Hausforschung einen der eifrigsten und geistvollsten Vertreter, und es ist wohl hier am Platze, seine verdienstvolle Thätigkeit auf diesem Gebiete eingehender zu besprechen. Was er als Soldat geleistet, besonders aber seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit auf militärischem Gebiete, wurde an anderer Stelle geschildert.[1]) Uns obliegt es hier, von diesem seltenen Manne nur eine kurze Lebensskizze zu geben und auf seine Bedeutung als seine der Bahnbrecher der österreichischen Hausforschung hinzuweisen.

Bancalari wurde als der Sohn eines Gubernialrathes im Jahre 1842 in Linz geboren. Vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1859 unterbrach er seine Gymnasialstudien und trat in die österreichische Armee ein, in welcher er bald zum Lieutenant befördert wurde. Er hatte jedoch damals keine Gelegenheit, diesen Krieg mitzumachen, da er nach Mainz in Garnison kam. Im Mai 1866 zum Oberlieutenant im Regiment König der Belgier ernannt, machte er die Schlacht bei Königgrätz und das Treffen bei Blumenau mit und erhielt nach Beendigung des Krieges für hervorragende Tapferkeit und vorzügliche Leistungen das Militär-Verdienstkreuz mit der Kriegsdecoration. Später besuchte er die Kriegsschule und wurde nach der Absolvierung derselben dem Generalstabe zugetheilt, wo er hauptsächlich kriegsgeschichtlichen Studien oblag. Während des deutsch-französischen Krieges begab er sich als Kriegscorrespondent der Wehrzeitung ins französische Lager, wurde im belagerten Paris eingeschlossen und verweilte dann bei der deutschen Armee. Seine damaligen Erfahrungen legte er in einer vielbesprochenen Schrift unter dem Titel »Kriegsberichte eines Unbefangenen« von Karl Albani nieder.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wurde er zum Hauptmann im Generalstabe befördert, kam dann nach Prag und Pilsen, wurde 1878 Major, 1880 Generalstabschef in Kaschau und kam von da 1882 als Oberstlieutenant nach Sarajevo und 1885 als Oberst und Commandant des 94. Infanterie-Regiments nach Josefstadt. Im Jahre 1889 trat Bancalari in den Ruhestand, bei welcher Gelegenheit er mit dem Orden der eisernen Krone III. Classe ausgezeichnet wurde, und verlegte seinen ständigen Wohnsitz nach Linz.

Von da an beginnen seine jährlichen Fußwanderungen, die oft monatelang dauerten, und auf welchen Bancalari den größten Theil der östlichen Alpenländer bis zur Poebene im Süden, dann auch die Schweiz und die französischen und italienischen Alpen kennen lernte. Mit Vorliebe wandte er sich dann nach seinem Lieblingslande Italien. Durch seinen Aufenthalt als österreichischer Officier in Venetien der italienischen Sprache vollkommen mächtig, war ihm der Verkehr mit dem Volke, das er kannte, wie wenige, ein förmliches Bedürfnis. Mit Vorliebe hielt er sich dann längere Zeit in Florenz und Rom auf, wo er kunstgeschichtliche Studien trieb. Seine Tagebücher sind voll der treffendsten Bemerkungen über Land und Leute; namentlich interessierten ihn aber in Italien die Kirchenbauten. In Rom studierte er mit größtem Eifer sämmtliche Kirchen, über deren Bauweise und Ausstattung er ein umfangreiches Memoire zurückgelassen hat. Deutschland besuchte er auf einer längeren Tour im Jahre 1893; der Thüringerwald, Franken, die Rheingebiete und Schwaben waren damals die Hauptgegenden seiner Studien.

Schon auf seiner ersten Reise im Jahre 1889 wendete er dem Bauernhause seine Aufmerksamkeit zu. Mit einem scharfen Blicke für das Volksthümliche begabt, mit offenen Augen die praktische Seite der Wohnungsanlagen des Landbewohners verfolgend, verfiel er dabei nie in theoretische Speculationen, sondern wusste immer gleich das Typische von dem Localen herauszufinden. Namentlich hatte er ein glückliches Auge für die oft localen Zweckmäßigkeitsgründe einer baulichen Anlage, und ließ sich durch oft über große Gebiete verbreitete Einrichtungen nicht über ihren wahren Wert für die Forschung täuschen. Dieser sichere Blick für alles Typische machte ihn gerade für die Hausforschung ganz besonders geeignet. Dazu kam noch eine große Sicherheit in der Handhabung des Zeichenstiftes, welche ihm gestattete, in wenigen Minuten den

[1]) Siehe eine der Nummern der »Vedette« vom Mai 1900, der wir einige der biographischen Daten entnehmen.

Grundplan und Aufriss eines Hauses anschaulich und correct zu Papier zu bringen. Rechnen wir dazu noch seine eminente Fähigkeit, mit der Bauernbevölkerung umzugehen, die Fragen an die Leute in der klaren, denselben sofort verständlichen Form zu stellen, das Allgemeine nicht mit dem Detail zu vermengen, so begreift man, wenn er, wie kaum ein Zweiter, geeignet war, die wichtigsten Daten an Ort und Stelle zusammenzusammeln und mit den richtigen allgemeinen Bemerkungen seinem Tagebuche einzuverleiben.

In den Wintermonaten gieng er dann in Linz mit Eifer an die Ausarbeitung seiner im Sommer gemachten Beobachtungen. Ehe ich die wichtigsten seiner wissenschaftlichen Schriften, die alle in einem selten klaren Stil abgefasst sind, anführe, ist es für das Verständnis derselben nicht unwichtig, zuerst die Reiserouten kennen zu lernen, welche er in den Jahren 1889—1897 zurückgelegt hat. Es werden sich dann etwaige Lücken von späteren Forschern leicht ausfüllen lassen.[1])

1889. Vom 13. September bis 22. December.

Fußtour: Radstadt, Tweng, St. Michael, Gmünd, Millstatt, Sachsenburg, Weißensee, Hermagor, Bleiberg, Villach (Klagenfurt), Stiel, Tarvis, Flitsch, Tolmein, Görz. Diese Fußreise dauerte vom 13. September bis zum 4. October. Dann folgt: bis 12. October Görz, Fahrt nach Fiume (bis 22. October), Fahrt über Triest, Nabresina nach Bologna (bis 26. October), Florenz (bis 29. October), Rom (bis 7. December), Neapel (bis 18. December). Zurück über Ala, Salzburg.

1890. 14. Juni bis 24. October.

Jenbach, Achensee, Pertisau, Reutte, Innsbruck, Bregenz, Überlingen, Chur, Bellinzona, Locarno, Como, Bergamo, Mailand, Pavia, Brescia, Riva, Verona, Ala, Rovereto, Trient, Asiago, Vicenza, Venedig, Bassano, Primolano, Feltre, Belluno, Longarone, Pieve di Cadore, Cortina d'Ampezzo, Landro, Toblach, Bruneck, Franzensfeste, Gossensass, Brenner, Matrei, Hall, Rattenberg, Wörgl, Kitzbühel, Saalfelden.

1891. I. Vom 8. bis 18. August.

Weitersfeld, Liebenau, Rosenau, Zwettl, Waidhofen a. d. Thaya, Heidenreichstein, Groß-Eberhards, Gmünd, Weitra, Walterschlag, Gerungs, Arbesbach, Gr.-Perthenschlag, Isperthal, Dorf Isper, Marbach, Linz.

II. Vom 11. bis 23. September.

Klaus, Hinterstoder, Windischgarsten, Spital am Pyhrn, Liezen, Admont, Gesäuse, Hieflau (Eisenerz), Palfau, Wildalpen, Weichselboden, Höll, Mariazell, Lilienfeld.

III. Vom 26. bis 29. September.

Zwettl (im Mühlviertel), Leonfelden, Helfenberg, Haslach, Rohrbach, Neufelden, Ottensheim.

IV. Vom 8. bis 9. October.

Altenberg, Gallneukirchen, Kefermarkt, Freistadt.

V. Vom 19. bis 23. October.

Lambach, Gmunden, Ebensee, Weißenbach, Mondsee, Salzburg.

1892. Vom 26. Juni bis 1. October.

Salzburg, Groß-Gmain, Unken, Reichenhall, Ober-Rain, Unken über Lofer nach Waidring, Erpfendorf, Kitzbühel, Kirchberg, Hopfgarten, Wörgl, Kufstein, Kirchbichl, Breitenbach, Brixlegg, Kohlsass, Hall, Innsbruck, Zirl, Stams, Silz, Brennbichl, Landeck, Ried, Tschuppach, Nauders, Mals, Glurns, Trafoi, Franzenshöhe, Bormio, Tirano, Edolo, Ponte di Legno, Fucine, Cles, Mendel, Kaltern. Tramin, Margreid, Mezzo-Lombardo, Trient, Alla Sarche, Alle Archi, Tione (Mad. di Campiglio), Storo, Riva, Gardasee, Rovereto, Gisbente, Vallarsa, Schio, Asiago, S. Giacomo di Lusiana, Demonella, Tiene, Fahrt nach Vicenza, Padua, Rovigo, Venedig (21. bis 27. August), Triest, Pola, Lussin grande (28. August bis 13. September), Triest, Adelsberg, weiter zu Fuß nach Präwald, Wippach, Schwarzenberg, Idria, Sairach, Bischoflack, Krainburg, Kanker, Seeland, Völkermarkt. St. Andrä, Wolfsberg, St. Gertraud, Preblau, St. Leonhard, Reichenfels, Judenburg, Zeltweg, Leoben, Mautern, Trieben, Lietzen, Unter-Grimming, Aussee, Hallstatt, Linz.

1893. Vom 2. Juli bis 17. September (Deutsche Reise).

Aigen, Holzschlag, Bayrisch-Häusel bei Kuschwarda, Außergefild, Innergefild, Bergreichenstein, Eisenstein, Neuern, Furth, Taus, Eger, Hof, Lobenstein, Schleitz, Saalfeld, Rudolstadt, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach, Sonneberg, Lauscha, Gehren, Neustadt, Schmiedefelde, Suhl, Tambach, Rennsteig, Inselsberg, Ruhla, Eisenach, Markt Suhl, Vacha, Zella, Theobalds-Hof, Tanna, Fulda, Gersfeld, Kissingen, Schweinfurth. Würzburg (Rothenburg a. d. Tauber), Frankfurt am Main, Mainz, Rheinfahrt Köln, Andernach, Heidelberg, Stuttgart, Donaueschingen, Tuttlingen, Sigmaringen, Ertingen, Riedlingen, Munderskingen, Dettingen, Ulm, Lauingen, Donauwörth, Ingolsheim, Solnhofen, Eichstädt, Hienheim, Kehlheim, Regensburg.

[1]) Verfasser ist der Witwe des Verstorbenen, Frau Josefine Bancalari in Linz, für die Überlassung der Tagebücher über diese Reisen zu bestem Danke verpflichtet. Aus denselben sind auch die im Folgenden angeführten Routen zusammengestellt. Die meisten der 18 kleinen Bände sind deutlich mit Tinte geschrieben und wurden immer am Schlusse eines jeden Tages ausgeführt. Die Durchsicht derselben war für den Berichterstatter ein hoher Genuss, da er Schritt für Schritt den voll feiner Aperçus und treffenden Bemerkungen steckenden Aufzeichnungen des geistvollen Mannes folgen konnte.

1894 I. Vom 12. bis 18. Juli.

Aigen, Ober-Plan, Höritz, Wallern, Eleonorenhain, Kubany, Zablat, Prachatitz, Linz.

II. Admont, Windischgarsten, Klaus.

III. Vom 7. August bis über Mitte October.

Engelhartszell, Braunau, Uttendorf, Gmunden, Haberau, Admont, Bregenz, Innsbruck (Anthropologen-Versammlung), Meran, Bozen, Waidbruck,[1]) Kastelruth, Seiseralm, Campitello, Vigo di Fassa, Predazzo, Paneveggio, San Martino di Castrozza, Fiera di Primiero, Feltre, Belluno, Serravalle, Treviso, Venedig (8. bis 17. September), Ravenna, Bologna, Florenz.

1895. Vom 8. August bis 13. October.

Kammer, Weyregg, Unterach, St. Georgen, Schafberg, Ischl, Weißenbach, Weyregg, Seewalchen, Goisern, Hermagor, Kötschach, Menke, Plecken, St. Jacob, St. Lorenzen, Karfitsch, Innichen, Bruneck, Bozen, Waidbruck, St. Christina (Gröden), Wolkenstein, Corvara, Pedratsches, Bruneck, St. Vigil, Corvara, Buchenstein, Pieve, Andraz, Caprile, Alleghe-See, Fedajapass, Caprile, Nuvolao, Ampezzo, Auronzo, Pieve di Cadore, Suppada, Comeliano, Udine, Cividale, Resia, Chiusaforte, Pontebba, Tarvis, Luschari, Raibl, Flitsch, Caporetto, Tolmein, Canale, Görz, Grado, Triest, St. Kanzian, Windisch-Feistritz, Fiume, Monte Maggiore, Lupaglava, Mitterburg (Pisino), Rovigno, Parenzo, Pirano, Capodistria, Triest (über Laibach zurück).

1896. Vom 1. April bis 5. Mai.

Linz, Salzburg, Innsbruck, Trient, Bologna (Ferrara), Pistoja, Lucca, Pisa, Viareggio, Carrara, Sarzana, Spezzia, Chiavari, Genua, Mailand, Riva, Innsbruck, Linz.

1897. Vom 12. Juli bis 1. October.

Salzburg, Landeck, Finstermünz, Nauders, Schuls, Süs, Fluela, Davos, Chur, Schaufigg, Strelapass, Davos, Zugenstraße nach Tiefenkastl, Albula, Bergün, Chur, Thusis, Schynpass, Julier, Silvaplana, Pontresina, Casaccia, Chiavenna, Splügen, Vals, Peidenbad, Ilanz, Dissentis, St. Gotthard-Hospiz, Andermatt, Wasen, Altdorf, Rigi, Luzern, Göschenen, Furkapass, Meiringen, Lauterbrunnen (Thun), Fruttigen, Schwarzenbach, Meiringen, Brieg, Simplon, Turin, Ivrea, Aosta, Bussoleno, Modane, Genf, Cuneo, Col di Tenda, Ventimiglia, Nizza, Villafranca, Turbia, Bordighera, Mentone, S. Remo, Diano Marino, Cervo, Marina di Andorra, Genua, Voghera, Piacenza, Parma, Guastalla, Ala, Verona.

Ich will nun im Folgenden sämmtliche Schriften Bancalaris in der Reihenfolge, in welcher dieselben erschienen sind, anführen und einzelne erläuternde Bemerkungen an dieselben knüpfen. Sie geben uns ja im Zusammenhange mit den oben angeführten Reiserouten ein gutes Bild von dem Entwicklungsgange der Forschungen dieses Mannes, wie nicht sobald einer wieder kommen wird.

1. Die umfangreichste Arbeit erschien in den Jahren 1890—1893 in der seither aufgelassenen Zeitschrift »Ausland« in 24 Capiteln unter dem Titel: Forschungen über das deutsche Wohnhaus, in 20 Aufsätzen.

63. Jahrgang (1890), S. 467 ff. I. Beschreibung des kärntnerschen Haustypus (11 Textbilder). S. 485 ff. II. Modificationen und Verbreitung des Kärntnerhauses. *a)* Eigene Beobachtung (9 Textbilder), *b)* Fremde Beobachtung (2 Textbilder). — Beschreibung eines küstenländischen Haustypus (2 Textbilder). S. 528 ff. III. Bedenken gegen die volksthümliche Entstehung und Entwickelung des Halbwalmdachtypus (2 Textbilder). IV. Schlussfolgerungen.

Charakteristisch für die Art und Weise, wie Bancalari seine Beobachtungen wiedergab und seine Haustypen aufgefasst wissen wollte, ist gleich die Einleitung zu dem ersten dieser Aufsätze. Es heißt da (S. 467): »Vor allem sei betont, dass ich mit dem Namen ‚Kärntnerhaus' keinen Gesammtbegriff verbinden, sondern nur sagen will, dass ich den von mir zu schildernden Haustypus eben im nordwestlichen Kärnten zum erstenmal erblickt habe. Es wäre möglich, dass ich einen anderen, etwas modificierten Typus als Grundlage meiner Studien gewählt hätte, wenn ich, anstatt von Radstadt, etwa von Agram oder Graz ausgehend, das Kärntnerland betreten hätte.«

In einer Fußnote bemerkt Bancalari, dass Meitzens lichtvolle und höchst anregende Schrift »Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen«, Berlin 1882, ihn zu seinen Forschungen angeregt hat.

Dieses Kärntnerhaus charakterisiert nun Bancalari als ein Haus, in dem die Wohnräume, Ställe und Vorrathsräume unter einem Dache vereint sind. Dieses Dach ist ein steiles, genageltes Satteldach aus Brettern und Schindeln, vorne, über dem »Söller« oder »Balkon«, mit einem halben oder Drittelwalm; es wird von den Eingebornen »Tschopf« genannt. Die Wohnräume und der Stallraum haben gesonderte Eingänge, der Stall trägt die Bezeichnung »Hof«. Aus der Flur kommt man in das Wohn-, Koch- und Esszimmer mit dem offenen Herd, über den sich der sogenannte »Kogel« wölbt, der die Funken abhält. Der Rauch entweicht

[1]) Die Fußtour von Waidbruck bis Feltre war es dem Berichterstatter gegönnt, mit Bancalari zusammen zu machen. Unvergessen bleiben diese schönen Tage, an denen unterwegs fortwährend Hausforschung getrieben wurde.

durch die Thür; es ist daher ein richtiges Rauchhaus. Hinter dem Wohnzimmer liegt das Schlafzimmer. Der Söller oder Balkon dient nur zum Trocknen des Getreides und der Wäsche. Der hohe Dachraum dient als Vorrathskammer für das Heu und die Frucht. Die Häuser bestehen entweder ganz aus Holz, oder der vordere Theil ist untermauert. Es wird ferner eine Alpenhütte, ebenfalls mit Walmdach, vorgeführt, sowie die höchst eigenthümlichen Fludermühlen zum Mahlen des Getreides.

Der Begriff des Hofes fehlt bei diesem Einheitshaus und ist auf den Stall übertragen. Charakteristisch ist das steile Walmdach und das Fehlen des Rauchfanges (richtiger Schornsteines); daher Rauchhaus. Südlich von Flitsch verkümmert dieser Typus; der Stall ebenerdig, die Wohnräume und der Vorrathsraum darüber. Das Haus bleibt aber Rauchhaus mit Schopfdach. Der Hausflur wird zur Küche. Bancalari glaubt die niedrigen, ebenerdigen Häuser den Slawen zuschreiben zu sollen; das deutsche Haus in den Alpen ist immer höher.

Die Stallräume liegen an der Bergseite; der Söller gegen Süden. In Gegenden mit Maisbau dient derselbe zum Trocknen der Kolben. Beschreibung der »Harpfe« oder »Heugeige«, eines Gerüstes mit Schindeldach zur Aufnahme der Fruchtvorräthe. Bancalari hält dieselbe für slawisch und vergleicht sie mit dem bosnischen Fruchtwerkmagazin.

In dem Capitel: »Fremde Beobachtung« ist ein oberösterreichisches Bauernhaus, ein slovenisches Bauernhaus in Südsteiermark und ein Haus mit getrenntem Wirtschaftsgebäude aus dem Lungau aus dem Kronprinzenwerke besprochen und abgebildet. Alle drei Beispiele haben schon Rauchfänge.

Im Isonzothal und Küstenland ist der Walm vorne abgeändert; der Dachfirst springt weit vor und schützt den oberen Haustheil vor Regen.

In dem Capitel »Bedenken« u. s. w. kommt Bancalari zu dem Schlusse, dass das Tschopfhaus einen sehr alten Typus repräsentiert.

In den »Schlussfolgerungen« kommt Bancalari zu dem Resultate, dass sein Kärntnertypus dem fränkischen Typus beizugesellen sei. Er schlägt dafür den Namen »Schopfhaus« als den am wenigsten verfänglichen und treffendsten vor. Seine Ausführungen über die Benennung der verschiedenen Haustypen sind so bezeichnend und treffend, dass sie hier unverändert Platz finden mögen (»Ausland«, 1890, S. 532).

»Wenn man bei einem Typus ein ausnahmslos erscheinendes Merkmal technischer oder anderer Natur entdeckt, so scheint mir dies zu den Typennamen zu gehören.

Landschaftliche Namen sind nicht immer, aber meistens unbrauchbar; denn wenige Landschaften haben eine eigene, ungemischte, mit der Landschaft verwachsene Hausform. Das ‚Salzburgerhaus' sagt z. B. nichts als: ‚die verschiedenen im Salzburgischen auffindbaren Typen und ihre Varietäten'.

Nationalnamen sind gut, aber erst dann, wenn die Resultate der Forschung abgeschlossen sind. Die Wohnungsforschung hat unter anderem das Ziel, jedem Typus seine nationale Zugehörigkeit zu ermitteln. Die Nomenclatur soll der Forschung nicht voreilen, weil sie sonst vorgefasste Meinungen verschuldet.

Technisch beschreibende Namen verdienen dem oben Gesagten nach den Vorzug. Hallenhaus für das sächsische, Vorhallenhaus für das nordische, Hoftypus für das neufränkische und Halbwalmhaus für das Kärntner und für Meitzens ‚alemannisches', also nach meiner Meinung für das altfränkische Haus, würde die Typen bezeichnen, ohne irgendwie die Begriffe zu binden und zu verwirren.«

64. Jahrgang (1891).

V. Alpine Typen im allgemeinen. S. 607 f.

VI. Alpine Typen in Südbayern, Nordtirol, Vorarlberg, Liechtenstein. S. 608 ff., S. 623 ff. (19 Textbilder).

VII. Alpine Typen in Graubünden und Tirol. S. 646 ff. (23 Textbilder).

VIII. Was ist an einem Haustypus national? Über Erfahrungseinrichtungen und ihre Correlationen im allgemeinen. S. 670 f.

IX. Die Erfahrungseinrichtungen des Daches und ihre Correlationen. S. 671 ff.

X. Erfahrungseinrichtungen bezüglich der Zusammenstellung der Hauselemente und ihrer Verbindung. S. 697 ff. (4 Textbilder).

XI. Einflüsse des Baumaterials. S. 709 ff. (11 Textbilder).

XII. Die Anordnung der eigentlichen Wohnräume. S. 721 ff.

XIII. Die Zusammengehörigkeit sämmtlicher oberdeutschen Haustypen und ihre Ableitung. S. 723 ff.

Das fünfte Capitel enthält eine Erläuterung der verschiedenen Alpenhaustypen nach Henning, Meitzen, Hunziker und Virchow. Es bringt dann die Erfahrungen des Forschers auf seiner 1011 *km* langen Fußtour quer durch die Alpen im Jahre 1890 (siehe Routenverzeichnis).

Capitel VI zeigt zuerst ein Haus vom Achenseetypus, der auch weiter westlich und nordwestlich, ferner im ganzen Unterinnthal und hinauf bis zum Arlberg vorherrscht. Es stimmt auch mit Prinzingers »altbayrischem Gebirgshause« der flachen und gebirgigen Gegenden Salzburgs überein und entspricht auch dem »Tegernseehaus« Virchows. Vom Arlberg an beginnt das Vorarlbergerhaus. Alle diese Häuser gehören noch zum Einheitshaus.

Capitel VII. Vollkommene Änderung des Haustypus in den welschen Theilen von Graubünden. Kein Einheitshaus mehr, dagegen große Holzscheuern mit Steinunterbau, die sogenannten *Clavaos*. Beginn einer Hofbildung. Im deutschen Gebiet (Ansiedler) des Oberrheins wieder eine Änderung des Charakters der Haus- und Dorfanlage, System der detachierten Ställe und Scheuern (sogenannte Stallscheuern). Holzarmut, daher zum Theile Steinbau und Dächer aus Schieferplatten. Vermauerte Typen mit städtischem Comfort in der Hauseinrichtung. Hinter dem Bernardinopass, welcher die deutsche Zunge strenge von der italienischen scheidet, beginnt die Welt der Tessiner Bergställe. »Wir sehen hier eine merkwürdige Wirtschaft, welche gewiss anderwärts vielen ständigen Besiedelungen vorangegangen ist« (S. 649). Aus Almen oder »Malghen« wurden durch die fortschreitende Cultur im Laufe der Zeit Städtchen (siehe Asiago). Im Sommer weilt die Bevölkerung in den Almwirtschaften hoch oben, die dann belebt erscheinen, während die eigentlichen Orte unten wie ausgestorben sind. Viele dieser Bergställe sind schon gemauert. Der Charakter des Schweizerhauses reicht nach Süden bis Bellinzona. Von Misocco an herrscht auch der italienische Kamin, d. h. ein offener niederer Herd mit darüber angebrachtem richtigen Rauchfang, auf italienisch: *Nappa* oder *Cappa del Camino*. Die Häuser am Luganersee bestehen zwar schon ganz aus Mauerwerk. Bancalari konnte aber beim Anblicke derselben nie den Eindruck des »Alpinen« loswerden, ohne sich darüber eine genauere Rechenschaft geben zu können.

Die folgenden Capitel erörtern eine Reihe theoretischer Fragen. Zur Beantwortung der Frage, was an einem Haustypus national sei, muss man von demselben 1. alles Untypische, 2. alles auf den Erfahrungseinrichtungen basierende ausscheiden. Bancalari erörtert dann diesen Weg an dem Beispiel des oberdeutschen Hauses, das die fränkisch-oberdeutsche Bauart Hennings zusammenfasst, also das fränkische, bayrische, alemannische, Schweizer-, Tiroler-, Kärntner- und Engadinerhaus.

Bei den weiteren Detailausführungen kommt Bancalari zuerst auf das Dach zu sprechen, als »das auffallendste, ursprünglichste, das eigentlich hauserzeugende Bauelement«. Das Flachdach scheint ihm die ältere, ursprünglichere Form zu sein. Dass es gewissen localen Eigenthümlichkeiten entspricht, steht außer Zweifel. »Wenn ein Volk, welches bloß den Gebrauch von Steildächern kennte, etwa in Carlopago oder Zengg, am kahlen Ostufer des Quarnero sich ansiedelte, so würde es nach dem ersten ernsthaften Anfalle der Bora die Trümmer der zerschmetterten und weit hinausgeschleuderten hohen Steildächer in Flachdächer umarbeiten und diese mit Steinen beschweren.« Dagegen ist das Steildach weit dauerhafter und gibt einen weit größeren Bodenraum. Da das Strohdach gewiss sehr alt ist, muss es auch das Steildach sein; es erfordert aber kein Holz, darum ist es die uralte Bedeckung des Bauernhauses in holzarmen Gegenden. Die Form des Daches ist daher im wesentlichen eine Erfahrungseinrichtung.

Diese Erfahrungseinrichtungen haben wieder gewisse Correlationen im Gefolge. Ein Steildach führt zu schmalen Häusern mit seitlichem Eingang und Querflur, ein Flachdach zu breiteren Häusern mit Zugang von der Giebelseite und Längsflur. Die Richtung der Tenne, ob in der Firstachse oder der Quere nach hängt auch von verschiedenen Verhältnissen ab.

Bei der Besprechung der Erfahrungseinrichtungen bezüglich der Zusammenstellung der Hauselemente meint Bancalari, dass im primitiven Hause eine Vergrößerung nicht einen Umbau, sondern stets einen Anbau bedeutete.

In dem Capitel über die Einflüsse des Baumaterials führt Bancalari manche bisherige Annahmen auf ihr richtiges Maß zurück. So z. B. Hunzikers Ausspruch: »Der Romane baue, soweit man weiß, bloß in Stein, der Deutsche ursprünglich bloß in Holz und wesentlich in Blockbau.« Ebenso bekämpft er die Anschauung, die Römer hätten den Steinbau, das gemauerte Haus, in Rhätien, Noricum und sonstwo importiert. Dort, wo sich leicht verwendbare Steine, Platten u. dgl. fanden, hat man sie eben auch beim Hausbau verwendet. S. 710 steht dann auch zu lesen: »Ich glaube, dass die Vermauerung der Holzhäuser hauptsächlich mit der Waldlichtung zusammenhängt; dass sie daher nicht mit nationalen Eigenthümlichkeiten, auch nicht mit dem Culturzustande zusammengebracht werden darf.«

Auf dem Wege von Bassano nach Ampezzo wurde ihm die Einheit des »alpinen« und des »oberitalienischen« Hauses klar; der Unterschied ist bloß jener zwischen Holz- und Steintechnik.

XII. Capitel (S. 721). »Während sich in der Anordnung der Hauselemente die Beziehung zur Wirtschaft ausdrückt, so kann man im Grundrisse des Wohntractes die Beziehung der Familienglieder zu einander und zu den Dienstboten als maßgebend annehmen«; und weiter unten: »Wenn in den meisten anderen Stücken äußere, natürliche Verhältnisse entscheiden, so drückt sich im Wohntracte die Volkssitte, das Maß der Cultur, die Art des Familienlebens, das Verhältnis zu Knecht und Magd, die Beschäftigungsweise u. s. w. aus.« In der Ausgestaltung des Wohntracts betritt die Hausforschung das Feld der Culturgeschichte.

Weiters wird über den Herd, die Fenster und den Söller gehandelt.

Besonders lehrreich ist Capitel XIII, in welchem die Zusammengehörigkeit sämmtlicher oberdeutscher Haustypen trotz ihres oft so verschiedenartigen Aussehens unter Berücksichtigung der obigen Verhältnisse

nachgewiesen wird. »Ein gemeinsamer Zug geht durch das gesammte Gebiet, durch die geschlossene Masse desselben Grundtypus vom Apennin bis an die niedersächsische, friesische und ostgermanische Stilgrenze, eine Masse, welche in der Gegenwart strahlenartig hinausgreift auch in die nordslavische Welt, und zwar die eigenartige Ausgestaltung des Wohntracts, welcher aus dem Herdraum (im deutschen Gebiete meist zur Flur, zum ‚Vorhaus' verkümmert, in Italien zum Familiencentrum entwickelt) und den ein- oder zweiseitig angegliederten Stuben und Kammern besteht und stets vom Wirtschaftstracte (welcher im abtrennbaren Hinterhause oder in abgetrennten Hofgebäuden oder im entfernten Vorwerke) auftritt, organisch getrennt ist.«

»So steht das oberdeutsche Haus mit allen anderen deutschen Typen in unlösbarem Gegensatze.«

Der bestimmte Einfluss der Römer auf diesen Haustypus scheint Bancalari unverkennbar.

65. Jahrgang (1892).

XIV. Haustypen Österreichs ob der Enns und angrenzender Typenbereiche nördlich der Donau. S. 246 ff., S. 294 ff. (28 Textbilder).

XV. Haustypen im westlichen Theile Oberösterreichs, nördlich der Donau im oberen Mühlkreise. S. 297 ff. (9 Textbilder).

XVI. Haustypen Österreichs ob der Enns südlich der Donau, gegen die bayerische Grenze. S. 311 ff. (11 Textbilder).

XVII. Haustypen im südlichen Theile Oberösterreichs und jenseits der Grenze von Obersteiermark. S. 313 ff., S. 328 ff. (16 Textbilder).

XVIII. Haustypen im südwestlichen Oberösterreich. Das Mondseer Einheitshaus. S. 344 f. (2 Textbilder).

XIX. Übersicht der ermittelten Benennungen im oberösterreichischen, im Waldviertler- und im obersteirischen Hause. S. 345 ff.

Das Ganze bildet eine einheitliche, zusammenfassende Studie über das Bauernhaus Oberösterreichs, das eigentliche Specialgebiet Bancalaris. Zur endgiltigen Feststellung der einzelnen Typen wurde von ihm im Jahre 1891 noch eine Anzahl von Excursionen unternommen (siehe Verzeichnis der Marschrouten).

Ein kleines Musterstück ist vor allem die Schilderung der Verhältnisse im Waldviertel, wo der Bauer in unaufhörlicher emsiger Arbeit dem harten Granitboden einen nicht immer reichen Ertrag abtrotzt. So vermag nur jemand in knapper Form zu schildern, der Land und Leute vom Grund auf versteht und mit nüchternem, aber doch liebevollem Blick betrachtet.

Hier fand Bancalari jene Hausform, die er als den Vogelweidertypus bezeichnete (nach einem Hause, dem Vogelweiderhof benannt). Dieses Gehöft ähnelt jenem Typus, welchen Meitzen mit »fränkischer Hof« bezeichnet. Er steht zu dem bekannten oberösterreichischen Vierkant in keinem Gegensatz, da sich letzterer aus ersterem in jüngerer Zeit entwickelt hat. Diese beiden oberösterreichischen Haustypen werden nun im XIV. Capitel ausführlich besprochen und die Ableitung des Vierkants aus dem ersteren dargethan. Die Darstellung ist klar und lichtvoll; sie zeigt, wie dieser oft so spröde Stoff behandelt werden soll. Von besonderem Interesse ist das über den so vielbesprochenen Vierkant Gesagte. Derselbe kommt immer nur in den reicheren Gegenden vor; er ist der Ausdruck des bäuerlichen Protzenthums, das in folgendem Satze seinen richtigen Ausdruck findet: »Das Grundgesetz des ausgebildeten Vierkants ist Raumverschwendung.« Die Charakteristik dieser Hausform findet ihre treffende Beschreibung durch folgende Worte: »In der Geschlossenheit und Einheit des Daches, dessen vier Firste meistens in derselben Horizontalebene liegen, in der quadratischen Geschlossenheit des ganzen Hofgebäudes, dessen vier Tracte nicht wie verschiedene individuelle Hauselemente, sondern kasernartig auftreten, liegt die Charakteristik des reinen Vierkants.« Diese Vierkante erreichen oft eine enorme Größe.

Eine besondere Besprechung erfahren die Giebelaufsätze, meist von Kelchform, in einigen versteckten Gegenden aber auch die uralten Pferdeköpfe. Mitunter kommen beide auf einem und demselben Hause nebeneinander vor. Daran schließt sich noch die Schilderung einiger einfacher Rauchhäuser aus Holz in Obersteiermark.

In Capitel XV wird die östliche Grenze des Flachdachbezirkes, welche der bayrischen Grenze in einem breiten Streifen vorliegt, genauer ermittelt. Es kommt hier auch der charakteristische Getreidekasten des westlichen Mühlviertels zur Besprechung, der anscheinend von dem Vogelweider und Vierkant stellenweise verdrängt wurde und an der Schwelle der Alpen (bei Windischgarsten) wieder auftaucht. Im obersteirischen Ennsthale ist derselbe ein gewöhnlicher Bestandtheil der dortigen Haufenhöfe.

Capitel XVI bespricht die Häuser im südwestlichen Niederösterreich, welche zu dem reinen Vogelweider des Wald- und östlichen Mühlviertels in einem Gegensatze stehen.

Capitel XVII behandelt die im südöstlichen Oberösterreich beginnende Loslösung der einzelnen Bestandtheile der Gehöfte aus dem engeren Verband, welche in dem genauer geschilderten Sturmhoftypus (auch Haufenhoftypus) ihren Ausdruck findet, als einem ausgesprochenen Gruppen- oder Haufenhof. In Obersteier fehlt das Einheitshaus. Die Stellung der Gehöftelemente ist ganz ohne System. Einen slawischen Charakter

vermag Bancalari im Haufenhofe nicht zu erblicken; dagegen weist er den vorhin aus Kärnten beschriebenen Fludermühlen einen slawischen Ursprung zu.

Capitel XVIII bringt eine Schilderung des Mondseer Einheitshauses, dem einzigen Vertreter dieser Art in Oberösterreich. Es ist mit dem südbayrischen Einheitshause, zu dem auch der Achenseetypus und das Nordtirolerhaus gehört, identisch. Seine Verbreitung in Oberösterreich erstreckt sich vom Attersee westwärts bis zur salzburgischen Grenze.

Capitel XIX bringt eine Anzahl Benennungen, welche im oberösterreichischen, Waldviertler und obersteirischen Hause gebräuchlich sind.

Das letzte Capitel (XX) bringt endlich eine Übersicht der ermittelten sechs Haustypen Oberösterreichs nebst einigen Bemerkungen über deren gegenseitige Beziehungen.

66. Jahrgang (1893).

XXI. Gegenwärtiger Stand der Hausforschung und ihrer Ergebnisse in den Ostalpen. S. 677 ff.

XXII. Salzburg, Reichenhall, Lofer, Kitzbüchl, Wörgl, Innsbruck (15 Textbilder).

XXIII. Oberinnthal, Vintschgau, Valtelin, Val Camonica, Tonalepass (18 Textbilder).

XXIV. Südtirol westlich der Etsch (23 Textbilder).

Das XXI. Capitel gibt eine zusammenfassende Darstellung. Es wurden in den Ostalpen fünf Typen unterschieden: 1. Das Achenseehaus, auch südbayrisches, bajuvarisches Haus oder »eigentliches Tirolerhaus« genannt; 2. das Ostschweizer und Westtiroler Haus; 3. das Vorarlberger Haus; 4. das Colonistenhaus Innerösterreichs; 5. der Bereich verwelkter Typen in Südtirol, Oberitalien, Istrien, Küstenland, Dalmatien und in mehreren Theilen der Südschweiz, das, was Meitzen »städtische Formen« nennt. Bezüglich der Gehöftanlage gilt, dass der Haufenhof das eigentliche Gehöfte der Alpen ist. Schon hier wirft Bancalari die Frage auf, was denn eigentlich »Nationales« am Hause sei. Bei Berücksichtigung der Erfahrungseinrichtungen, der Einflüsse des Baumaterials und ihren Correlationen kommt man zu einer unerwarteten Einförmigkeit der ostalpinen Haustypen.

Die folgenden Capitel geben die Resultate der Fußreise im Jahre 1892 (siehe Marschroute).

Capitel XXII handelt über das sogenannte »eigentliche Tirolerhaus«. Auf S. 695 findet sich der folgende fundamentale Satz: »Je älter und primitiver, je näher also dem anzunehmenden Urtypus eine Hausform, desto größer wird jedesmal der Kreis der vergleichungsfähigen Nachbartypen. Dies deutet auf die gleichartige Urform aller betreffenden Typen hin. Die meisten Unterschiede sind später erworben.«

Im Bereiche des Oberinnthals (Capitel XXIII) wechselt der Haustypus, aber in schwer fassbaren Unterschieden. Excurs über die aus der Hauswand hervorragenden Backöfen.

Capitel XXIV. Die Bergställe heißen in Südtirol Masi. »Das System der Futterbewahrung oberhalb des Stalles, wodurch eine einmalige Arbeit des Hinaufschaffens das bequeme Herabwerfen durch die Lucken während der ganzen übrigen Zeit ermöglicht und noch dazu eine warmhaltende Decke des Stalles gewonnen wird, scheint allen älteren, typischen, landwirtschaftlichen Bauten gemeinsam zu sein im ganzen Bereiche der Alpen.«

In den verwahrlosten Rauchlöchern der Häuser Südtirols glaubt Bancalari die unterste Entwicklungsstufe des Kamins zu sehen.

Die Wanderungen in Südtirol im Jahre 1892 brachten Bancalari zu folgender Erkenntnis: »Das ‚italienische Haus' der Alpenthäler und ausgedehnter oberitalienischer Gegenden ist in den letzten 50 bis 80 Jahren von einer Bauform mit meist einem Stockwerk und sehr hohem, steilem Strohdache zur heutigen Form übergegangen. Die Reste der verdrängten Bauweise existieren noch.«

Verdrängung des Strohdaches aus diesen Gebieten. »Die Strohdächer sind aber an den Getreidebau gebunden.«

2. Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Wien 1893. Mit 102 Abbildungen.

Diese zusammenfassende Arbeit erschien zuerst in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und bildet eigentlich einen geordneten Auszug aus den vorerwähnten grundlegenden Aufsätzen. Die Abbildungen sind auf fünf Tafeln vertheilt; davon ist Tafel I (Abb. 1—14) neu und gibt eine Darstellung der Haustypen Europas. Dazu gehört das Textcapitel auf S. 7 ff.: »Das deutsche Haus im allgemeinen Umrisse«, sowie S. 13 f.: »das Gehöfte im allgemeinen Umrisse«. Die Tafeln II—IV zeigen das oberdeutsche oder Flurhallenhaus der Ostalpen im besonderen (Text S. 14—46), mit den aus dem »Ausland« bekannten Abbildungen; Tafel V zeigt in Abb. 79—102 die bereits bekannten sechs Haustypen Oberösterreichs. Das ganze Werk ist als eine abgerundete Studie wie auch zur Orientierung über den Gegenstand von großem Werte.

3. Vorgang bei der Hausforschung. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXII (1892), Sitzungsberichte S. [57]—[66]. (Auch als Separatabdruck in Kl. 8° auf 30 Seiten erschienen.)

Gibt in Kürze eine treffliche Anleitung zur Hausforschung. Gerade diese kleine Arbeit, welche von der Anthropologischen Gesellschaft in hunderten von Exemplaren unentgeltlich vertheilt wurde, dürfte der Hausforschung manchen Freund zugeführt haben.

4. Ausflug, veranstaltet von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung am 5. und 6. Juni 1892. (Mit 4 Textbildern.) Ebenda S. [85]—[89].

Dieser Ausflug fand von Salzburg aus statt und gieng über Mattsee nach Weng. Die Abbildungen sind vom Franzlbauerhaus in Seeham, einem Einheitshaus mit altem Herd und später eingefügtem hölzernen Rauchfang, der aber innerhalb des Daches endet.

5. Über seine Hausforschungsfußreise in Tirol, Oberitalien und Innerösterreich. Ebenda S. [89] f.

Eine Ausführung der Marschroute mit Bemerkungen über die wichtigsten Beobachtungen.

6. Die Hausforschung in Österreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele. Vortrag, gehalten auf der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck am 28. August 1894. Publiciert in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XXIV (1894). Sitzungsberichte S. [170] ff., sowie im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1894.

7. Das ländliche Wohnhaus in den Südalpen. »Globus«, Bd. LXV (1894), S. 137 ff. (Mit 12 Textbildern.)

Bringt namentlich Haustypen aus dem südöstlichen Tirol und den angrenzenden Theilen Oberitaliens, darunter auch Abbildungen der merkwürdigen Casoné aus der Gegend von Padua mit dem riesig hohen steilen Strohdache.

8. Das ländliche Wohnhaus in Krain, Ostkärnten und Nordsteiermark. Ebenda S. 349 ff. (Mit 12 Textbildern.) Eine Ergänzung zu den Aufsätzen im »Ausland« mit einer guten Einleitung über die Abstammung der Bewohner dieser Gebiete Innerösterreichs und einem zusammenfassenden Überblick über die dort vorkommenden Hausformen.

9. Das süddeutsche Wohnhaus »fränkischer« Form. Ebenda Bd. LXVII (1895), S. 201 ff. (Mit 15 Textbildern.)

10. Thüringer Haustypen. Ebenda S. 350 ff. (Mit 14 Textbildern.)

11. Das ländliche Wohnhaus der Schwaben und Bayern zwischen Donaueschingen und Regensburg. Ebenda Bd. LXVIII (1895), S. 152 ff. (Mit 14 Textbildern.)

Die drei Aufsätze bringen die Resultate einer längeren Fußreise zur Darstellung, welche Bancalari im Jahre 1893 nach Mittel- und Süddeutschland unternommen hat. Aus dem zweiten Aufsatze ist der folgende Satz (über die Hausformen in Thüringen) bemerkenswert: »Auch hier decken sich nicht Stammesgrenze und Haustypengrenze.«

12. Forschungen und Studien über das Haus.

1. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin. Mit 55 Textbildern.

Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXVI (1896), S. 93—128.

2. Gegensätze des »oberdeutschen« Typus und der ländlichen Häuser Frankreichs. (Mit 19 Textbildern.) Ebenda Bd. XXVII (1897), S. 193—209.

3. Volksmäßige Benennungen von Gegenständen der Landwirtschaft. Ebenda Bd. XXVIII (1898), S. 35—44.

4. Nachtrag zu 3. Ebenda Bd. XIX (1899), S. 138—139.

5. Volksmäßige Benennungen an und im Haus. Ebenda S. 139—168.

6. Volksmäßige Benennungen der Geräthe. Ebenda Bd. XXX (1900), S. 1—23.

Diese Studien, welche gewissermaßen Bancalaris Schwanengesang auf dem Gebiete der Hausforschung bedeuten, gehören zu dem Besten, was er geschrieben. In den letzten Jahren war ihm der frühere Glaube, die nationalen Eigenthümlichkeiten des Wohnhauses herauszufinden, dasselbe mit den ethnographischen Grenzen in Einklang zu bringen, immer mehr geschwunden. Die Macht der Thatsachen hat hier wieder einmal über alte Vorurtheile gesiegt. Bancalari war nun einer der ersten Vertreter dieses, ich möchte sagen, negativen Resultates, das die Hausforschung in Österreich ergeben hat. Und dieses negative Resultat ist auch ein Resultat, und zwar ein sehr wichtiges, weil eben in der Wissenschaft alles wichtig ist, was der Wahrheit entspricht. Man wollte ehedem das bäuerliche Wohnhaus nationalisieren, mit den ethnographischen Eigenthümlichkeiten einzelner Volksstämme in Einklang bringen, alles selbstverständlich in dem guten Glauben, dass der so eingeschlagene Weg der richtige sei. Wohin kam man aber damit? Zu einem Wirrsal von Typus und Namen, die weder mit den bekannten geschichtlichen Daten, noch mit den heutigen Völkerverhältnissen übereinstimmten. Bancalari hat noch mit seinem scharfen Blick und seiner vorurtheilslosen Kritik das dichte Gestrüpp der bereits hoch aufgeschossenen Urwaldmasse wie mit einer schneidigen Axt

kraftvoll durchschlagen und uns hiemit den Weg zu einer neuen Erkenntnis gebahnt. Der frühere Glaube an das nationale Haus ist geschwunden, und dies bewirkt zu haben ist nicht zum Geringsten sein Verdienst gewesen. Er hat aber damit das Haus auf eine viel höhere culturgeschichtliche Stufe gehoben; es ist vom ethnographischen Element zu einem Factor der allgemeinen Menschencultur geworden. Wieder einmal ist der von dem Referenten schon seit lange verfochtene Satz, dass man ethnographische Fragen und Culturfragen nie vermengen darf, da beide aus verschiedenen Wurzeln entspringen, siegreich geblieben.

Diese letzten Aufsätze Bancalaris zeigen uns nun schon ganz deutlich diesen seinen veränderten Standpunkt. Er wendet jetzt den Details des Hauses seine Aufmerksamkeit zu. Da waren es vor allem die Feuerungsanlagen, die ihn interessierten und die ja einen der wichtigsten Bestandtheile des Hauses bilden. Die Studie darüber ist von außerordentlicher Einfachheit und Klarheit, ebenso wie die zweite, welche die Gegensätze des ihm so wohlbekannten »oberdeutschen Typus« mit den Bauernhäusern Frankreichs auf Grund des großen, vom französischen Unterrichtsministerium herausgegebenen Werkes: »Enquête sur les conditions de l'habitation en France, les maison-types, avec une introduction de M. A. de Foville, Paris 1894,« in lichtvoller Weise zur Darstellung bringt. Nur jemand, der den Stoff so beherrschte wie er, konnte auf wenigen Seiten eine so übersichtliche Darstellung eines so großen Materiales geben.

Die letzten Abschnitte über die volksmäßigen Benennungen alles dessen, was mit dem Bauernhause zusammenhängt, bringen ein überreiches, auf langen Reisen gesammeltes und mit Sorgfalt erkundetes Material, das unsere Sprach- und Dialectforscher noch wiederholt beschäftigen wird. Der Schluss dieser Arbeit erschien erst kurz vor seinem Tode.

Außerdem finden sich in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien mehrere Literaturberichte Bancalaris über einschlägige Werke.

Von 1898 an bleiben die großen Fußreisen aus. Ein heftiges Herzleiden hatte sich bei ihm herausgebildet, das ihn nöthigte, die so liebgewordenen Fußreisen aufzugeben und statt derselben Badereisen zu unternehmen. Von Nauheim kam er kränker zurück, als er hingegangen; ein langer Winteraufenthalt auf Lussin piccolo befriedigte ihn ebensowenig. So entschloss er sich den Winter 1899/1900 in seinem geliebten Linz zuzubringen, wo er zahlreiche Freunde besaß, in deren Kreise er geistige Anregung fand. Ein großer Schmerz war es für ihn, wenige Wochen vor seinem Tode seinen Schwiegersohn, Oberstlieutenant von Schuschnigg im 38. Lebensjahre zu verlieren, einen überaus talentierten Officier, der zu großen Hoffnungen berechtigte, der Mann seiner einzigen Tochter. Mit unerschütterlicher Ruhe fügte er sich ins Unvermeidliche, dadurch sein starkes Gehirn bekundend. Sein tiefer Schmerz drückte sich aber in den wenigen Worten aus, welche er als Antwort auf einige Condolenzworte des Schreibers dieser Zeilen gab: »Musste doch der Tod dieses junge, thatendurstige Leben dahinraffen, während er mich alte baufällige Ruine verschont!« Lange sollte diese Schonung nicht dauern; wenige Wochen später machte ein heftiger Herzanfall seinem thatenreichen Leben ein Ende. Mit ihm gieng einer der besten Menschen dahin, ein allseitig gebildeter, hochbegabter Mann, ein edler, hingebungsvoller Freund und, was namentlich zu beklagen ist, einer jener echten »Ritter vom Geiste«, welche heute so selten mehr anzutreffen sind. Die Anthropologische Gesellschaft wird ihm, als einem ihrer treuesten Anhänger, immer ein ehrendes Angedenken bewahren.

Franz Heger.

F. Max Müller †.

Am 28. October 1900 um 12·35 mittags verschied in Oxford F. Max Müller, Professor der vergleichenden Sprachforschung an der Oxforder Universität. Er erlag einem Leberleiden, welches schon seit längerer Zeit seine Gesundheit erschüttert hatte, ohne seine unermüdliche Schaffenslust und Arbeitskraft zu lähmen.

Unmittelbar unter dem Eindruck der Todesnachricht schrieb ich die folgenden Zeilen[1]): »So nachdrücklich es auch betont werden muss, dass Max Müller auch ein emsiger Forscher, ein genialer und origineller Denker und scharfsinniger Gelehrter war, so ist doch nicht zu leugnen, dass es nicht diese seine Gelehrtenthätigkeit war, welche seinen Namen zu einem der bekanntesten in der ganzen gebildeten Welt gemacht hat. Dass der Name Max Müller zu jenen gehört, deren Kenntnis geradezu ein Erfordernis der allgemeinen Bildung ist, hat er nur durch seine rastlose Thätigkeit als populär-wissenschaftlicher Schriftsteller bewirkt. Vom dem, was Max Müller als Forscher geleistet hat, wird manches bleiben und eine dauernde Bereicherung der Wissenschaft bilden, noch mehr wird als unrichtig verworfen oder berichtigt werden. Aber unbestritten für alle Zeit bleibt sein Verdienst, dass er wie kein Zweiter daran gearbeitet hat, weite Kreise für Wissenschaften zu interessieren, welche bis dahin selbst den Gebildeten nur ein mitleidiges Achselzucken abnöthigten, weil sie sich nicht denken konnten, dass dieselben irgend etwas Wertvolles von allgemein menschlichem Interesse zu verkünden haben könnten. Wer hatte vor Max Müller eine Ahnung von einer Wissenschaft der Sprache, welche irgend jemand außer den Grammatiker und Philologen von Fach interessieren könnte! Wer hatte eine Ahnung, dass in den Werken der Sanskritliteratur, dass in dem Schriftthum der alten Inder Gedanken verborgen liegen, welche auch für uns in Europa von Bedeutung sind! Wer hatte eine Ahnung, dass in den Religionen der Völker des Orients, in all dem, was man mit dem einen Wort ‚Heidenthum' genügend gekennzeichnet glaubte, etwas stecken könne, was für jeden Gebildeten von vitalem Interesse sein muss! Erst Max Müller hat gezeigt, und zwar auch dem gebildeten Laien, dass es mit Hilfe der Sprachwissenschaft, der Religionswissenschaft und der orientalischen Philologie möglich sei, in die fernste Urgeschichte der Menschheit, in das Dunkel der Geschichte unseres eigenen Geschlechtes hineinzuleuchten. Tausende von Gebildeten aller Länder wurden erst durch Max Müller auf jene Wissenschaften aufmerksam, und mehr als Einer, der später als Fachgelehrter sich um Sprachwissenschaft oder orientalische Philologie verdient gemacht hat, wurde zuerst durch Max Müllers ‚Essays' (4 Bände, Leipzig 1869—1876) angeregt.«

Ich schicke diese Worte voraus, weil man dem Schaffen Max Müllers unmöglich gerecht werden kann, wenn man sich nicht auf jenen höheren Standpunkt stellt, von dem aus betrachtet die Wissenschaft nicht bloß Sache von ein paar Fachgelehrten, sondern eines der höchsten Güter der ringenden Menschheit ist, an dem möglichst vielen reichlicher Antheil gewährt werden sollte. Und wer ein Menschenalter hindurch daran gearbeitet hat, die Resultate der Forschung den breiten Schichten der Gebildeten aller Länder zugänglich zu machen und für die mühevollen Forschungen der Fachgelehrten das Interesse weiterer Kreise zu erwecken, verdient schon darum den Dank auch der Fachgelehrten, was immer seine sonstigen Verdienste um die Forschung gewesen sein mögen.

Als Fachgelehrter war nun Max Müller auf drei Gebieten thätig: auf den Gebieten der Indologie, der allgemeinen Sprachwissenschaft und der Religionsforschung. Und wenn wir »Anthropologie« im weitesten Sinne des Wortes als die Wissenschaft vom Menschen fassen, so war Max Müller vor allem »Anthropolog«; denn die drei Wissensgebiete der Indologie, Sprachwissenschaft und Religionsforschung waren ihm stets nur drei Wege zu einem und demselben Ziele, der Wissenschaft vom Menschen. Sagte er doch selbst in einem zu Dresden im Jahre 1877 gehaltenen Vortrag »Über alte Zeiten und alte Menschen«: »Jeder Mensch macht sich seinen Lebensplan, jeder Gelehrte muss zu einer Armee gehören und einen Schlachtplan im Kopfe führen, der ihn bei der Wahl seines eigenen Marsches bestimmt und leitet. Ich gehöre zu denen, die mit Pope sagen: „The proper study of mankind is man" (der Menschheit wahres Studium ist der Mensch)«. Und das Wort von Pope ist ja schließlich das Motto jedes Anthropologen.

---

[1]) Beilage zur Bohemia, Nr. 301. Prag, 31. October 1900.

So würde denn eigentlich das ganze Schaffen Max Müllers nicht aus dem Rahmen unserer »Mittheilungen« fallen; dennoch dürfte es sich empfehlen, uns hier auf Max Müllers Beziehungen zu den anthropologischen Disciplinen im engeren Sinne zu beschränken.

Als im Jahre 1891 die »British Association« in Cardiff tagte, wurde Max Müller zum Präsidenten der Anthropologischen Section gewählt. In der Rede, mit welcher er die Verhandlungen der Section eröffnete[1]), setzte er selbst in den Hauptpunkten sein Verhältnis zu den anthropologischen Wissenschaften auseinander.

Er berührt hier zuerst die Frage nach dem Ursprung des Menschen, eine Frage, welche eigentlich in das Gebiet der physischen Anthropologie gehört, der er aber vom sprachphilosophischen Standpunkt aus näher trat. Schon viele Jahre vorher hatte er in seinen berühmten »Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache« den Satz aufgestellt, dass die Sprache eine unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Thier bilde, eine Kluft, über welche uns alle somatologischen Argumente der Evolutionstheoretiker, welche den Stammbaum des Menschen auf den Affen zurückzuführen suchen, nicht hinweghelfen könnten. »Worin liegt nun aber,« fragte er[2]), »der Unterschied zwischen dem Thiere und dem Menschen? Was kann der Mensch thun, wovon wir keine Zeichen, keine rudimentären Ansätze in der ganzen Thierwelt finden? Ich antworte ohne Zögern: die einzige hohe Schranke zwischen dem Thiere und dem Menschen ist die Sprache. Der Mensch spricht, aber kein Thier hat je ein Wort hervorgebracht. Die Sprache ist unser Rubikon, und kein Thier wird wagen, ihn zu überschreiten. Dies ist unsere auf den Thatsachen beruhende Antwort, die wir denen ertheilen, welche von Entwicklung reden, welche wenigstens die Rudimente aller menschlichen Fähigkeiten im Affen zu entdecken vermeinen, und welche gern die Möglichkeit offen halten möchten, dass der Mensch nur ein begünstigteres Thier, der triumphierende Sieger in dem uranfänglichen Kampfe ums Dasein sei. Die Sprache ist etwas Handgreiflicheres als eine Falte des Gehirns oder ein Winkel des Schädels. Sie lässt keine Spitzfindigkeiten zu, und kein Process natürlicher Auswahl wird jemals aus dem Vogelgesang oder dem Thiergeschrei bedeutungsvolle Wörter entwickeln.« Diese Auffassung, die er sein Leben lang festhielt, brachte ihn in Gegensatz zu Darwin und noch mehr zu den Darwinianern. Mit Charles Darwin selbst hat er sich sowohl mündlich als schriftlich auseinandergesetzt, und die Polemik zwischen den Beiden, welche seinerzeit in England nicht geringes Aufsehen machte, wurde stets in vornehmem Tone geführt. In überaus bescheidener oder — wie Max Müller glaubt — mehr launiger Weise schrieb ihm Darwin einmal: »In Bezug auf unsere Differenzen muss ich sagen, dass ich mich von Ihren Bemerkungen, die zum Theil trotz ihrer anmuthigen Form sehr tief gehen, berührt fühle, wie der Mann in der Fabel, der sich rühmte, von einem Herzog ausgepeitscht worden zu sein.« Dass Max Müller für Darwin die größte Verehrung hegte und mehr den Darwinismus als Darwin selbst bekämpfte, beweisen auch die Worte, mit denen er in seinen »Lebenserinnerungen«[3]) des großen Naturforschers gedenkt. Übrigens verwahrte sich Max Müller immer dagegen, dass er ein Gegner der Entwicklungstheorie sei; nur will er von einer Evolution, welche einen Schöpfer ausschließt, nichts wissen. Das wird man Max Müller jedenfalls zugeben müssen, dass bis jetzt die Brücke noch nicht entdeckt worden ist, welche von den lautlichen Äußerungen der Thiere zur vernunftgemäßen menschlichen Sprache hinüberführt. Aber wer möchte behaupten, dass in dieser Frage schon das letzte Wort gesprochen ist?

Auch die zweite Frage, welche Max Müller in der erwähnten Rede vor der »British Association« berührt[4]) und über welche er sich auch sonst oft und oft geäußert hat, bringt ihn mit den Evolutionstheoretikern in Conflict, und nicht nur mit diesen, sondern mit der weitaus größten Mehrzahl der Ethnologen. Das ist die Frage, ob die Culturzustände der heutigen Wilden uns etwas über die früheste Cultur der Menschheit lehren können, oder — mit anderen Worten — ob die noch lebenden oder vor kurzem ausgestorbenen Naturvölker in der Culturentwicklung zurückgebliebene Menschen und daher Vertreter älterer Culturstufen, oder aber herabgekommene, degenerierte Menschen sind. Es ist bekannt, dass Max Müller immer die letztere Ansicht vertreten hat. Wir wissen ja nicht, sagt Max Müller, ob diese Völker sich »im ersten Stadium der Entwilderung oder im letzten Stadium der Verwilderung« befinden. Der Wilde als eine lebende Species, sagt er, ist ja aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um Einen Tag jünger als wir selbst.[5]) Er glaubt in den Sprachen, Mythologien und Religionen der Naturvölker »Überreste höchster Kunst und Künstlichkeit« und selbst Bruchstücke von erhabeneren religiösen Anschauungen zu entdecken, welche auf eine lange Vergangenheit hinweisen. Der Fehler Max Müllers ist, dass er gerade jene Culturelemente zum Ausgangspunkt seiner

[1]) Abgedruckt im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Bd. XXI (1892), S. 172—192.

[2]) Die Wissenschaft der Sprache. Neue Bearbeitung der in den Jahren 1861 und 1863 am königlichen Institut zu London gehaltenen Vorlesungen. Deutsche Ausgabe (Leipzig 1892), Bd. I, S. 465 f.

[3]) Alte Zeiten, alte Freunde. Lebenserinnerungen von F. Max Müller. Autorisierte Übersetzung von H. Groschke. Gotha 1901, S. 153—161.

[4]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 176.

[5]) Hibbert, Lectures on the Origin and Growth of Religion. London 1878, S. 66.

Untersuchungen nimmt, bei denen es am schwierigsten ist, über die Entwicklungsfragen einig zu werden. Wenn er z. B. den Worten Bunsens, dass die Sprachen der Wilden »degraded and decaying fragments of nobler formations«[1]) seien, emphatisch beistimmt, so ist es doch klar, dass jeder Sprachforscher darüber, was »nobler formations« sind, seine eigene Meinung haben kann. Und wenn nach Max Müller der Fetischismus »die allerletzte Stufe in der abwärts schreitenden Entwicklung der Religionen« ist, so lässt sich a priori ebenso wenig oder ebenso viel für diese Behauptung sagen, wie für die Behauptung von Th. Achelis, wenn er uns sagt:[2]) »Es bedarf wohl kaum der Versicherung, dass re vera sich die Sache gerade umgekehrt verhält, und dass wir im Fetischismus insbesondere eine so universelle Durchgangsstufe des religiösen Bewusstseins vor uns haben, dass er sich mit leichter Mühe unter sehr durchsichtiger Verhüllung z. B. noch in unserer Religion in sehr bedeutsamen Rudimenten nachweisen lässt.« Hier haben wir einfach eine Behauptung gegen eine andere; denn über den Gang der Entwicklung in der Religion, wie in der Sprache, lässt sich kräftig streiten, und wo der Eine einen Fortschritt sieht, kann der Andere einen Rückschritt sehen, und was dem Einen als ein Überlebsel aus längst vergangener Zeit erscheint, kann für den Anderen ein deutlicher Fall von Entartung sein. Das, wovon wir ausgehen müssen, wenn wir beweisen wollen, dass die Naturvölker in der That Vertreter einer frühen Culturepoche sind, kann nur die sogenannte »materielle Cultur« sein. Wenn wir bei den sogenannten Naturvölkern die Verehrung von Bäumen, Thieren, Steinen und Klötzen finden, so wäre es a priori nicht unmöglich, dass diese Culte die letzten Stufen der Entartung eines ursprünglichen reinen Gottesglaubens darstellen. Wenn wir aber bei einem heute lebenden Naturvolk rohe Steinwerkzeuge finden, wie der Prähistoriker sie in den frühesten geologischen Schichten der Erde nachweist, oder einfache Feuerapparate, wie sie nach literarischen Urkunden bei den Völkern des grauesten Alterthums im Gebrauche waren, so haben wir denn doch ein Recht anzunehmen, dass dieses Naturvolk denselben Culturzustand repräsentiert, wie jene prähistorischen oder jene alten Völker. Es ist denkbar, dass ein Volk eine ethisch höher stehende Religion gehabt hat und zu roheren Glaubens- und Cultformen herabgesunken ist, es ist möglich, dass Völker im Verlaufe ihrer Geschichte so herunterkommen, dass rohe und schlechte sociale Einrichtungen an die Stelle von besseren, einer höheren Culturstufe angehörigen treten; aber es scheint nicht gut denkbar, dass Völker, welche sich einmal des Eisenhammers bedient haben, davon abgekommen und wieder zum Gebrauch des rohen, ungeglätteten Kiesels zurückgekehrt seien; oder dass Völker, welche heute in Felsenhöhlen und Pfahlbauten wohnen, früher einmal in gemauerten Häusern und Palästen gewohnt hätten; oder dass Menschen, die einmal mit Kanonen und Schießgewehren bewaffnet waren, wieder zum Blasrohr, zum Tomahawk und zu Bogen und Pfeil zurückgekehrt sein sollten. Wenn aber die Naturvölker in Bezug auf die sogenannte »materielle Cultur«, die ja doch nur immer ein Erzeugnis des menschlichen Geistes ist, unstreitig einen früheren Culturzustand repräsentieren, so werden wir auch im allgemeinen berechtigt sein, die Religionsformen, die Sitten und Bräuche und socialen Einrichtungen, die wir bei den Naturvölkern finden, als einer frühen Culturstufe angehörig zu bezeichnen. Es ist merkwürdig, dass Max Müller auf diese Argumente nie näher eingegangen ist.

Wenn aber Max Müller theoretisch den Standpunkt der meisten Ethnologen in Bezug auf die Naturvölker nicht theilt, so hat er doch praktisch sein Interesse an der »Agriologie«, wie er das Studium der wilden Völker (mit einem nicht gerade zu empfehlenden Terminus) bezeichnet, oft genug bekundet. Er war es, der zuerst die Aufmerksamkeit eines größeren Publicums auf die Forschungen E. B. Tylors, des größten englischen Ethnologen, hingelenkt hat[3]); und ich weiß, dass ihm Tylor dafür stets dankbar gewesen ist. Er war es auch, der sich ungemein für die wirklich wissenschaftlichen und nicht bloß dilettantischen Arbeiten von Missionären wie Bischof Callaway u. A. interessierte. Er unterhielt eine lebhafte Correspondenz mit Missionären in allen Weltgegenden, und seine Bibliothek ist reich an kostbaren und seltenen ethnographischen Werken. »Ich habe den Vortheil gehabt,« schreibt er in einem seiner letzten Werke[4]), »Männern wie Bischof Callaway, Dr. Codrington, Rev. W. W. Gill, Dr. Hahn und anderen zuzuhören, mit ihnen zu arbeiten und mit ihnen zu correspondieren, so oft ich Auskunft wünschte. Ich habe mein Interesse an ihren Studien dadurch bewiesen, dass ich bei der Veröffentlichung von Dr. Hahns ‚Tsuni-Goam, the Supreme Being of the Khoi-Khoi' (1881) eifrig mithalf und eine Vorrede zu W. W. Gills ‚Myths and Songs from the South Pacific' (1876) schrieb. Dies zeigt jedenfalls, dass ich nicht der Verächter der Ethnologie bin, zu dem einige Ethnologen mich so gern machen möchten.«

Im Grunde war Max Müller nie ein Gegner der anthropologisch-ethnologischen Methoden in der Erforschung der frühesten Geschichte der Menschheit, sondern nur ein Gegner der falschen und missbräuch-

---

[1]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 176.
[2]) Ausland, 1891, S. 523.
[3]) Essays. II, 223—254.
[4]) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Aus dem Englischen übersetzt von H. Lüders. Leipzig 1898, Bd. I, S. 31.

lichen Anwendung dieser Methoden. So befürwortete er — und gewiss mit Recht — eine »reinliche Scheidung« zwischen Anthropologie und Sprachwissenschaft, zwischen Rasse und Sprache. »Die Wissenschaft der Sprache,« sagt er[1]), »und die Wissenschaft der Ethnologie[2]) haben beide sehr darunter zu leiden gehabt, dass man sie mit einander vermengt hat. Die Classification der Rassen und die der Sprachen sollten gänzlich von einander unabhängig sein. Rassen können ihre Sprachen verändern, und die Geschichte bietet uns verschiedene Beispiele, in denen eine Rasse die Sprache einer anderen angenommen hat. Verschiedene Sprachen können daher von ein und derselben Rasse, und dieselbe Sprache kann von verschiedenen Rassen gesprochen werden, so dass jeder Versuch, die Classification der Rassen und der Sprachen in Übereinstimmung zu bringen, nothwendiger Weise fehlschlagen muss.« Etwas vorsichtiger drückt er sich in seiner Rede vor der »British Association« aus[3]), indem er es nicht für ausgeschlossen hält, dass es mit dem Fortschritt der Wissenschaften einmal möglich sein werde, die beiden Classificationen der Menschheit — die somatologische und die linguistische — in Einklang zu bringen. Aber bei dem jetzigen Stand unseres Wissens müssen die beiden streng auseinandergehalten werden. »Von einem arischen Schädel zu sprechen, ist eine ebenso große Ungeheuerlichkeit, als von einer dolichocephalen Sprache.« Dass wir überhaupt sprechen, kann mit Recht als eine Natursache bezeichnet werden, aber dass wir diese oder jene Sprache reden, ist Sache unseres eigenen Beliebens. Wenn man daher sagt, dolichocephale Schädel hätten irgend etwas mit arischer Sprache, mesocephale Schädel mit semitischer oder brachycephale mit turanischer Sprache zu thun, so ist das der reine Unsinn (»the wildest random thought«). »Wer würde es wagen, einen Schädel herzunehmen und zu sagen: Dieser Schädel muss eine arische Sprache gesprochen haben, oder eine Sprache herzunehmen und zu sagen: Diese Sprache muss von einem Langschädel gesprochen worden sein?«[4]) Das mögen sich jene Herren gesagt sein lassen, welche in neuerer Zeit so gerne mit dem »blonden Arier« hantieren und schließlich Alles — Intelligenz, Moral, Religion, ja sogar politische Gesinnung[5]) — von der Rasse, von Schädelform und Haut- und Haarfarbe abhängig machen wollen. Als ob wir auch nur die geringste Berechtigung zu der Annahme hätten, dass die Vorfahren der heutigen »arischen« d. h. indogermanische Sprachen redenden Völker blonde Langköpfe gewesen sein müssen!

Die vielumstrittene Frage nach der Urheimat der Arier (Indogermanen) wird von Max Müller mit Recht genauer formuliert als die Frage nach der Urheimat »der Sprecher arischer Sprachen«. Woraus folgt, dass nur die Sprache über diese Frage Aufschluss geben kann. Die Frage nach der Urheimat einer blauäugigen, blondhaarigen, langköpfigen und hellfarbigen Rasse kann nur vom Naturforscher, die nach der Urheimat der arische Sprachen redenden Völker kann nur vom Sprachforscher beantwortet werden. Ein Compromiss zwischen den beiden ist ausgeschlossen. »In Bezug auf die Urheimat der Arier« — so fasst Max Müller seine Ansicht über die von ihm schon 1887 in seinem Buch »Biographies of Words and the Home of the Aryas« eingehend behandelte Frage in seiner Präsidentenrede[6]) kurz zusammen — »wird kein ehrlicher Sprachforscher nur einen Schritt über die Behauptung hinaus zu gehen wagen, dass die unbekannten Völker, welche arische Sprachen redeten, zu irgend einer Zeit vor ihrer endgiltigen Trennung irgendwo in Asien wohnten. Das mag ein schwacher Trost scheinen, aber vorläufig ist das Alles, was wir zu sagen berechtigt sind. Selbst dies kann nur mit Einschränkungen gesagt werden, die ja, wie jeder wahre Forscher weiß, für Speculationen über Dinge, die vor etwa fünf- bis zehntausend Jahren gewesen sind, gelten müssen. In Bezug auf Hautfarbe, Haar und Augen dieser unbekannten Sprecher arischer Sprachen sagt der Forscher nichts; und wenn er von ihrem ‚Blute' spricht, so weiß er, dass er das Wort nur im metaphorischen Sinne gebraucht. Treten wir aber einmal aus dem engen Bereiche der Wissenschaft in die endlose Wildnis bloßer Behauptungen hinaus, dann kommt nichts darauf an, was wir behaupten. Wir können mit Penka sagen, dass alle Arier dolichocephal, blauäugig und blond sind, oder wir können mit Piétrement sagen, dass alle Arier brachycephal, braunäugig und schwarzhaarig sind. Es ist kein Unterschied zwischen den beiden Behauptungen. Sie sind beide ganz und gar nichtssagend. Sie sind vox et praeterea nihil.« Für die Behauptung, dass die Arier »irgendwo in Asien« ansässig waren, beruft sich Max Müller darauf, dass nur der nordwestliche Zweig der Indogermanen ein gemeinsames Wort für »Meer« hat, während dem südöstlichen Zweig ein solches Wort fehlt; ferner dass es kein gemeinsames indogermanisches Wort für »Fisch«, aber zwei für »Schlange« gibt; dass im allgemeinen nichts gegen die asiatische, manches aber gegen die skandinavische Herkunft der Arier spreche. Über Schraders Hypothese von der Urheimat der Indogermanen in Süd-Russland hat sich Max Müller nicht mehr geäußert. Das Eine aber wird man zugeben müssen, dass man sich in einer so schwierigen Frage kaum vorsichtiger und umsichtiger ausdrücken kann, als es Max Müller gethan hat.

---

[1]) Die Wissenschaft der Sprache. I, 434 f.

[2]) Max Müller gebraucht hier den Ausdruck »Ethnologie« im Sinne von »physischer Anthropologie«.

[3]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 185.

[4]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 180—183.

[5]) So behauptet ein Herr Hansen, dass in Norwegen die Langköpfe immer liberal, die Kurzköpfe conservativ wählen! Siehe Beilage zur Allgem. Zeitung, Nr. 30, 7. Februar 1901.

[6]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 184 f.

Was Max Müller zu einem scheinbaren Gegner der Ethnologie machte, ist der Umstand, dass er seiner innersten Neigung nach und seiner in deutscher Schule gewonnenen philologischen Bildung entsprechend vor allem andern Alterthumsforscher war. Ihm schien es, dass die Durchforschung der ältesten literarischen Denkmäler der Menschheit »die fruchtbarste Methode des Menschenstudiums« sei. Nur die Resultate schienen ihm sicher, die sich aus philologisch durchgearbeiteten Texten nach streng philologischen Grundsätzen und Methoden gewinnen ließen. Darum verschmähte er aber auch nie die Wege der ethnologischen Forschung. Nur bestand er darauf, dass die ethnographischen »Texte«, auf welche die Ethnologen ihre Schlussfolgerungen aufbauen, die Reisebeschreibungen, Missionsberichte und Völkerschilderungen auf ihre Zuverlässigkeit eben so strenge geprüft und untersucht werden sollten, wie die literarischen Texte von den Philologen. Er wusste, wie schwer es oft für den geschultesten classischen Philologen oder Orientalisten ist, eine richtige Anschauung von den religiösen Meinungen alter Schriftsteller oder gar alter Völker zu gewinnen; wie viel gar oft von der richtigen Lesung einer einzigen Stelle im Homer oder Pindar, im Veda oder Avesta abhängt; und wie schwer es oft für den besten Kenner der alten Sprachen ist, einen Vers im Homer oder im Mahābhārata, in der Bibel, im Koran oder im Veda richtig zu übersetzen und zu verstehen. Da wollte es ihm denn nicht in den Sinn, dass er in Bezug auf die Religionen oder Bräuche von Völkern, welche zufällig keine Literatur hinterlassen haben, sich auf die Berichte des ersten besten Reisenden verlassen sollte, der nicht einmal die Sprache der Menschen, über welche er berichtet, versteht, der vielleicht nur ein paar Wochen oder gar nur ein paar Tage mit den Leuten verkehrt hat, deren Culturzustände er uns schildert. Darum ist er wiederholt gegen die Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit ethnographischer Zeugnisse zu Felde gezogen.[1]) Er stellte daher die Forderung auf, gegen die sich (wie ich glaube) schlechterdings nichts einwenden lässt, »dass künftighin Niemand als Autorität über die Sitten, Traditionen und namentlich über die religiösen Ideen uncivilisierter Völker citiert werden sollte, der nicht mit der Sprache derselben hinlänglich vertraut ist, um sich mit ihnen über diese schwierigen Gegenstände ungezwungen unterhalten zu können.« So wie man, wenn es sich um die Sitten und Gebräuche und Religionen der Griechen, Römer, Inder, Araber, Chinesen u. s. w. handelt, nur zu demjenigen Vertrauen hat, der die Sprachen dieser Völker kennt, so sollte man sich auch auf keinen Ethnographen verlassen, der nicht die Sprache des von ihm geschilderten Volkes kennt. Wie leicht Ethnographen, die keine Sprachkenntnisse besitzen, irre gehen können, illustriert Max Müller treffend in folgender Weise: »Nehmen wir an, ein Reisender wäre durch eine Wüste gekommen und hätte dort ein Volk von Wilden völlig nackt um ein in Erz gegossenes Bild, das sie ihren Gott nannten, tanzen gesehen. Gesetzt, diese Wilden wären nach einiger Zeit mit einander in Streit gerathen, und der Reisende hätte mit angesehen, wie ihre Orgien mit einem Gemetzel endeten von etwa dreitausend Mann, deren Leichen sich in ihrem Blute wälzten. Was für einen Bericht hätte er von jenem Volke gegeben? Würde er es nicht als ärger als die Neger von Dahomey beschrieben haben? Und doch waren diese Wilden das Volk Gottes, das Bild war das goldene Kalb, der Priester war Aaron, und der Häuptling, der das Gemetzel anbefahl, war Moses. Wir lesen freilich das 32. Capitel des Exodus in ganz anderem Sinne. Der gelegentliche Reisende aber, falls er nicht mit Moses und Aaron hätte sprechen können, hätte nur das beschreiben können, was er gesehen, und der Ethnologe, der seine Autorität als zuverlässig kannte, würde natürlich die Israeliten unter die Niedrigsten aller wilden Völker gestellt haben.«[2]) An dem Beispiele der Tasmanier und der Mincopie zeigte Max Müller, wie widerspruchsvoll und unzuverlässig die Berichte von Ethnographen sind, denen es an den nöthigen Sprachkenntnissen fehlt. »Ich glaube,« sagt Max Müller[3]), »die Zeit wird kommen, wo kein Anthropologe es wagen wird, über irgend etwas das innere Leben des Menschen betreffend zu schreiben, ohne selbst eine Kenntnis der Sprache, in welcher dieses innere Leben seinen wahrsten Ausdruck findet, zu besitzen.« Und ferner: »Wenn die Anthropologie ihre hohe Stellung als eine wirkliche Wissenschaft bewahren und nicht eine bloße Sammlung von unterhaltenden Anekdoten sein soll, so kann ihre Verbindung mit linguistischen Studien nicht enge genug sein. Ihre schwächsten Punkte sind immer da gewesen, wo sie sich auf die Angaben von mit der Sprache und der Sprachwissenschaft nicht vertrauten Autoritäten verließ. Ihre größten Triumphe sind errungen worden von Männern wie Dr. Hahn, Bischof Callaway, Bischof Colenso, Dr. W. W. Gill und Mr. Man, welche die Genauigkeit des Philologen mit dem Weitblick des Anthropologen verbanden und so imstande waren, den Schlüssel der Sprache zu gebrauchen, um die Schwierigkeiten der Gebräuche, der Gesetze, der Legenden und insbesondere der Religionen und Mythologien der Wilden aufzuschließen.«[4])

Wenn man aber auch nicht behaupten kann, dass Max Müller sich um die Forschungen der Ethnologen nicht gekümmert habe, noch dass er denselben feindlich gegenübergestanden, so ist er doch zuweilen —

[1]) Vgl. besonders Anthropologische Religion. Gifford-Vorlesungen. Aus dem Englischen übersetzt von M. Winternitz. Leipzig 1894, S. 142—176, 413—433. — Journal Anthr. Inst. XXI, 186—192.

[2]) Anthropologische Religion, 147 f.

[3]) Journal Anthr. Inst. XXI, 187.

[4]) a. a. O. 191 f.

namentlich in seinen mythologischen Forschungen — den ethnologischen Methoden nicht immer gerecht geworden. Er hat z. B. die vergleichende Methode der Ethnologie durchaus unterschätzt. So lange er jener Art von vergleichender Ethnologie entgegentritt, welche von dem Geist zügelloser Vergleichung beseelt, »indem sie alles vergleicht, alles verwirrt,« [1]) wird man ihm gewiss Recht geben. Wenn er aber manchmal von der Vergleichung wie von einer Art ganz interessanten, aber wenig lehrreichen Spielerei redet, wenn er meint, die Vergleichung müsse sich vor allem auf die miteinander verwandten Völker beschränken, und erst, wenn dies uns nicht zu einer Erklärung helfe, sei es an der Zeit, »einen liebevollen Blick auf das Folklore unverwandter und uncivilisierter Rassen zu werfen« [2]), so übersieht er, dass die Vergleichung für die Ethnologie ebenso wichtig ist, wie das Experiment für die Naturwissenschaft; denn die Vergleichung ist ja nichts anderes, als das Zusammenbringen möglichst vieler gleichartiger Thatsachen des Völkerlebens, um deren psychologische Gründe und die Gesetze ihrer Entwicklung zu erforschen. Dabei geht der Ethnologe von der bewiesenen Thatsache der Einheit des Menschengeschlechtes aus, welche ihm gestattet, für dieselben Erscheinungen bei den verschiedensten Völkern der Erde einen psychologischen Grund zu suchen. Wenn daher Max Müller sagt, wir dürfen nicht glauben, »dass die alten Opfer in Indien dasselbe waren wie die Opfer, die wir bei den Juden, Griechen und Römern finden, oder vielleicht gar den Opfern und Orgien uncivilisierter und wilder Völker glichen« [3]), oder wenn er behauptet, dass der Schlangencult Afrikas und Amerikas uns für die Erklärung des arischen Schlangencultes nichts helfen könne [4]), so weicht er allerdings toto coelo von dem modernen Ethnologen ab; denn dieser glaubt, dass keine Theorie über den Ursprung und die Grundbedeutung des Opfers einen Wert hat, wenn sie nicht zur Erklärung der Opfer bei allen Völkern dienen kann. Der Ethnologe hofft, durch Vergleichung des Schlangencultes bei allen Völkern die psychologischen Motive für diesen Cult ergründen zu können. Max Müller sagt [5]): »So lange wir die Vergangenheit oder die Gründe oder den Zweck eines Gebrauches oder eines Glaubens nicht kennen, sind alle Vergleichungen und selbst Zusammenstellungen vergeblich und können sogar Unheil anrichten.« Die moderne Ethnologie sieht im Gegentheil in der Vergleichung und Zusammenstellung den ersten und wichtigsten Schritt zur Erforschung der Motive eines Gebrauches oder Glaubens, ja die Vergleichung schließt oft schon die Hälfte der Erklärung in sich. Wenn sich Opfer bloß bei den Indern fänden, so wäre das eine interessante Thatsache für die Eigenart des indischen Volkscharakters, und wir müssten dieselbe vom rein indischen Standpunkt aus beurtheilen und zu erklären suchen. Wenn wir aber Opfer in den Religionen aller Völker finden, so werden wir allerdings Max Müller zuzugeben haben, dass sich das Opfer in Indien der indischen Eigenart entsprechend anders entwickelt hat, als bei anderen Völkern, aber das wird uns nicht hindern, denselben Ursprung des Opfers für die Inder wie für die Griechen und Römer, die Semiten und die nichtcivilisierten Völker anzunehmen.

Wenn aber Max Müller in diesem Punkte der modernen ethnologischen Forschung nicht gerecht geworden ist, so haben sich die Ethnologen ihrerseits noch weniger bemüht, den mythologischen Forschungen Max Müllers gegenüber Gerechtigkeit walten zu lassen. Dem Umstand ist es wohl zuzuschreiben, dass Max Müller sich manchmal in einen Eifer gegen die Ethnologen hineingeredet hat, welcher nicht ganz mit seinen sonstigen Äußerungen übereinstimmt. Es ist zur landläufigen Phrase geworden, dass Max Müllers mythologische Forschungen »veraltet« seien, dass sie einer »alten Schule« angehören, mit welcher die neueren Ethnologen nichts zu thun haben wollen. Und man hat dabei das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Von dem, was Max Müller als die leitenden Grundsätze der vergleichenden Mythologie, wie sie von ihm und von Männern, wie Adalbert Kuhn, Jakob Grimm u. A., getrieben wurde, hinstellt, sind zwei Sätze jedenfalls heute noch ebenso giltig, wie vor vierzig Jahren, nämlich: 1. dass die verschiedenen Zweige der arischen Sprachenfamilie vor ihrer Trennung nicht nur gemeinsame Wörter, sondern ebenso gemeinsame Mythen besaßen, und 2. dass das, was wir Götter der Mythologie nennen, hauptsächlich die Mächte waren, die man sich als hinter den großen Erscheinungen der Natur wirkend dachte. Nur wenn Max Müller weiter behauptet, dass die Namen der arischen Götter und Helden den wichtigsten Arbeitsstoff für Forscher in der Mythologie bilden, und »dass die beste Lösung der alten Räthsel der Mythologie in einer etymologischen Analyse der Namen von Göttern und Göttinnen, Helden und Heldinnen zu suchen ist« [6]), so wird man darin eine Übertreibung der Wichtigkeit der etymologischen Forschung und eine Überschätzung ihrer wirklichen und möglichen Resultate sehen dürfen. Die Etymologie ist gewiss nicht der einzige Schlüssel zur Mythologie, aber auch die Ethnologie gibt uns diesen Schlüssel nicht in die Hand. Die Festung der alten

---

[1]) James Darmesteter in Sacred Books of the East. Bd. IV, S. XXVI.
[2]) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. II, 23.
[3]) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. II, 27.
[4]) a. a. O. II, 166.
[5]) a. a. O.
[6]) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. I, 19 ff.

Gedankenwelt ist eben mit vielen Schlössern verschlossen, und ein Schlüssel wird nie genügen, sie alle zu öffnen.

Sowohl Max Müller als auch seine Gegner unter den Ethnologen haben oft Eines übersehen. Den Hauptgegenstand von Max Müllers Untersuchungen bildeten immer die mythologischen Vorstellungen der indogermanischen Völker. Diese Gebilde der Mythologie gehören aber einer Culturstufe an, welche weit abliegt von der der rohesten Naturvölker, bei denen die Erscheinungen des Animismus, des Fetischismus und des Totemismus überwiegen und nur erst schwache Ansätze zu einer Mythologie vorhanden sind. Die Ethnologen beriefen sich auf die Naturvölker, um auch in den Religionen und Mythologien der indogermanischen Culturvölker des Alterthums die Spuren von Animismus, Fetischismus und Totemismus zu entdecken, während Max Müller vom Standpunkte der indogermanischen Mythologie die Ursprünglichkeit dieser Religionsformen nicht anerkennen wollte. Eine Einigung war da nicht zu erzielen. Aber ein Verdienst wird man Max Müller, glaube ich, in Bezug auf diese Grundfragen der Religionswissenschaft nicht absprechen können. Er hat so oft und so heftig gegen die missbräuchliche und unklare Anwendung der Begriffe Animismus, Fetischismus und Totemismus in ethnologischen Werken geeifert, dass er zur Klärung dieser Begriffe nicht wenig beigetragen hat. Man braucht sich wahrlich nicht zu den Max Müller'schen Theorien über den Ursprung der Religion zu bekennen und kann doch wünschen, dass seine Ausführungen namentlich über den Fetischismus und den Totemismus auch von den Ethnologen mehr berücksichtigt würden; denn darin hat er gewiss Recht, wenn er sich immer wieder dagegen auflehnt, dass man alles Mögliche und Unmögliche als »Fetisch« oder als »Totem« bezeichnet, ohne von diesen Begriffen je eine klare Definition zu geben, und dass man dann mit den verschwommenen und undefinierten Schlagwörtern »Fetischismus« und »Totemismus« ohneweiters die Anfänge der Religion erklärt zu haben glaubt.

Wenn wir aber fragen, was ein Mann Positives geleistet hat, so denken wir nicht an die Hypothesen, welche er aufgestellt, an die Anschauungen, welche er vertreten hat. Diese wechseln im Strome der Zeiten fortwährend; — das, was besteht, sind die Impulse, welche er gegeben, die Thatsachen, welche er gesammelt, die Interessen, welche er erweckt, die Anregungen zur Weiterentwicklung der Wissenschaft, welche er gegeben hat. Und von diesen Gesichtspunkten aus ist das Verdienst Max Müllers um die Religionswissenschaft nicht hoch genug anzuschlagen. Man denke nur an die Sacred Books of the East, jene herrliche Serie von Übersetzungen der wichtigsten religiösen Schriften des Orients, für welche Max Müller die besten Orientalisten aller Länder als Mitarbeiter und die materielle Unterstützung der Oxforder Universität und der indischen Regierung gewann, und der er als Herausgeber und zum Theil auch Übersetzer viele Jahre seines Lebens gewidmet hat. Niemand kann heute über Religionswissenschaft schreiben, ohne diese großartige Sammlung der heiligen Bücher der Inder, Perser, Chinesen und Araber zu benützen. Und nicht nur für die Religionswissenschaft, sondern für die gesammte orientalische Alterthumskunde sind diese 49 Bände[1]) ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Auf dem Gebiete der Sanskritforschung und Indologie hat Max Müller nicht minder sich dauernde Verdienste erworben. Seine Ausgabe des Rigveda mit dem Commentar des Sâyaṇa, 1849 begonnen und 1875 beendet, 1888—1892 in neuer, verbesserter Auflage erschienen, ist ein Werk, welches nie veralten wird. Es war mir beschieden, an der Herausgabe der zweiten Auflage dieses Werkes in den Jahren 1888—1892 mitzuarbeiten. Und als sein Assistent kam ich in jenen Jahren fast täglich mit ihm in Berührung und hatte manche rein philologische Fragen mit ihm zu besprechen. Da hatte ich vielfach Gelegenheit zu beobachten, wie sehr ihm die philologische Kleinarbeit von der Hand gieng, wenn er sich auch viel lieber mit den großen literarischen und historischen Fragen der Indologie beschäftigte. Er konnte oft lange über eine Lesart oder über die Interpretation einer schwierigen Stelle sich den Kopf zerbrechen und debattieren, freilich — nicht allzu lange. »So weit und nicht weiter,« pflegte er zu sagen; »wir müssen uns ein bestimmtes Zeitmaß festsetzen, um eine textkritische oder sonstige philologische Detailfrage zu entscheiden; kommen wir innerhalb dieser Frist zu keinem Resultat, so müssen wir eben die Facta geben und uns bescheiden. Vielleicht werden andere herausbringen, woraus wir nicht klug werden konnten. Es gibt ja noch wichtigeres zu thun.« Sein Sinn war eben immer auf die großen und allgemeinen Fragen gerichtet. Schon im Jahre 1859, als nur erst wenige Werke der altindischen Literatur gedruckt und allgemein zugänglich waren, gelang es ihm, mit wahrhaft genialem Blick das Chaos der altindischen Literaturgeschichte zu entwirren, eine gewisse Ordnung in dieselbe hineinzubringen und in großen Zügen eine Geschichte der altindischen Literatur zu entwerfen. Diese »History of Ancient Sanskrit Literatur«, obwohl vor vierzig Jahren erschienen, ist noch heute ein von Fachgelehrten viel benütztes und geschätztes Werk.

---

[1]) Der 48. Band ist noch nicht erschienen. Band 50 und 51, die die Serie vervollständigen sollen, werden einen von mir bearbeiteten Gesammtindex enthalten.

Max Müllers »Lectures on the Origin and Growth of Religion as illustrated by the Religions of India« (Hibbert Lectures 1878), seine »Gifford Lectures«[1]) und seine zahlreichen Essays über indische Religion und Philosophie haben das Interesse für die alten Religionen Indiens in England und Amerika, in Indien selbst, ja auch in Japan mächtig angeregt. Max Müller, der nie im Orient gewesen ist, war doch wie wenige Europäer von den Orientalen gekannt, geliebt und verehrt. Mehrere seiner religionswissenschaftlichen Werke sind in indische Volkssprachen übersetzt, und die indischen Pandits betrachteten ihn als Einen der Ihren. Mit Stolz zeigte er mir einmal die prachtvollen Śrāddha-Geschenke, die man ihm aus Indien geschickt hatte. Nach uralter indischer Sitte beschenken nämlich reiche Hindus, welche ein Todtenopfer *śrāddha* darbringen, fromme Brahmanen, welche Kenner des Veda sind. Da Max Müller den Rigveda herausgegeben hatte, galt er den Indern als ein Veda-Kenner, der beim *śrāddha* beschenkt zu werden verdiente. Wenn ein Inder, ob Raja oder Brahmane, ob Hindu oder Mohammedaner, Buddhist oder Parsi, nach England kam, so war es selbstverständlich, dass er nach Oxford zu Max Müller wallfahrtete, bei dem jeder Orientale stets der liebenswürdigsten Aufnahme sicher war. Merkwürdig ist es, dass er, der es in seinen Schriften nie versäumte, sein Christenthum stark zu betonen, von Anhängern aller nichtchristlichen Bekenntnisse wie ein Freund und Vertheidiger angesehen wurde. Man hat es ihm im Orient eben nie vergessen, dass er stets mit wahrer Liebe und seltener Unparteilichkeit in den verschiedenen Religionen der Inder, Perser und Chinesen das gute und sittlich Erhabene hervorzuheben bemüht war.

Weder in England und Amerika noch in Indien und Japan wird Max Müllers Andenken so bald vergessen sein. Während der schweren Krankheit, welche dem Leben des seltenen Mannes ein Ende machen sollte, versammelte sich das Britische Comité des Indian National Congress und fasste folgende Resolution:[2]) »That this Committee desires to record its deep concern on account of the illness of Professor Max Müller, the revered friend of India, and while expressing its admiration and gratitude, earnestly trusts that he will soon be restored to health.« In Oxford, der Stätte seines langjährigen Wirkens, hat sich bald nach seinem Ableben ein Comité aus Vertretern der Universität gebildet, um das Andenken des Verstorbenen durch Aufstellung einer Büste oder eines Porträts und Stiftung eines Fonds, welcher der Förderung indischer Studien gewidmet sein soll, zu ehren.[3]) Aus Amerika kommt die Nachricht, dass anlässlich des Hinscheidens Max Müllers im Festsaale der Columbia University eine Trauerversammlung abgehalten wurde, in welcher hervorragende Gelehrte dem Verstorbenen ehrende Nachrufe widmeten.[4]) Und aus Japan schreibt mir mein Freund und ehemaliger Schüler Dr. Jyun Takakusu, Professor des Sanskrit und der Sprachvergleichung an der Universität Tokio, dass sich daselbst zum Andenken an Max Müller eine Gesellschaft zur Förderung indischer Studien gebildet habe, die sich die Aufgabe gestellt hat, alle in China, Japan und Korea vorhandenen buddhistischen Bücher zu durchforschen.

Ebenso wenig, wie in England, Amerika, Indien und Japan, wird der Name Max Müllers in seiner alten Heimat vergessen werden. Deutsche Wissenschaft war es, welche Max Müller nach England trug und durch alle Länder verbreitete, wo die englische Sprache verstanden wird, und in der Geschichte der deutschen Wissenschaft gebürt seinem Namen ein Ehrenplatz für alle Zeit.

M. Winternitz.

---

[1]) Natural Religion. London 1889. — Physical Religion. London 1890. — Anthropological Religion. London 1892. — Theosophy or Psychological Religion. London 1893. — Alle auch in deutscher Übersetzung bei Engelmann in Leipzig erschienen.

[2]) The Times. October 23, 1900.

[3]) The Times. December 19, 1900.

[4]) The Athenaeum. December 8, 1900.

LITERATURBERICHTE.

1.

Martin, Dr. Rudolf: Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach. Eine akademische Antrittsrede. Jena 1901. 8°, 30 S.

Der Verfasser, welcher vor Jahresfrist zum a. o. Professor für Anthropologie an der Universität Zürich ernannt wurde, hat einfach, klar und übersichtlich Wesen und Ziele der Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach gekennzeichnet. Er unterscheidet die physische und psychische Anthropologie; die eine betrachtet den Menschen als Individuum der zoologischen Species Homo, während sich die andere mit dem geistigen Leben und seinen Producten der einzelnen menschlichen Gruppen beschäftigt und als Ethnologie oder Völkerkunde bezeichnet wird. In den Rahmen dieses Zweiges der Anthropologie gehört, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, auch die Prähistorie, welche die primitive Culturentwicklung des vorgeschichtlichen Menschen untersucht und sich von der Ethnologie nur dadurch unterscheidet, dass sie die Frage nach der Volkszugehörigkeit der von ihr behandelten Gegenstände unbeantwortet lassen muss, sonst aber nach Inhalt und Methode die gleichen Wege wandelt, wie die Ethnologie. Die Ethnographie (Völkerbeschreibung) gehört nach des Verfassers Meinung, je nachdem sie die physischen oder psychischen Merkmale einer menschlichen Gruppe behandelt, dem einen oder anderen Zweige der Anthropologie zu. Wollte man sie bloß auf die psychische Anthropologie beschränken, so müsste man folgerichtig nach E. Schmidt auch von einer Somatographie als des rein beschreibenden Theiles der physischen Anthropologie sprechen.

Mit vollem Nachdruck bekämpft der Verfasser die schon von englischen Forschern widersprochene Meinung, dass Rasse und Volk synonym wären. Rasse ist der Ausdruck eines physischen Typus, während Volk (als Sprachfamilie) den ergologischen Typus darstellt. Es wäre demnach ebenso thöricht, von einem arischen Schädel zu sprechen, wie von einer kurzköpfigen Sprache. Es hat übrigens Friedrich Müller bereits in seiner »Allgemeinen Ethnographie« (S. 5) betont, dass Rasse ein streng anthropologischer (im physischen Sinne), Volk dagegen ein streng ethnographischer Begriff sei. Doch hat er in seiner bekannten Eintheilung der Menschheit nach der Beschaffenheit des Haares in vier Hauptrassen, in büschel-, vlies-, straff- und lockenhaarige Rassen, denen er bestimmte Sprachgruppen (d. h. Völker) zuweist, einen missglückten Versuch gemacht, Rassen und Völker miteinander in Einklang zu bringen. Dadurch hat er seinem eigenen System von vorneherein den Todesstoß versetzt. Es liegt auf der Hand, dass die Menschheit nach verschiedenen physischen Merkmalen in verschiedene Rassenreihen, die sich ganz und gar nicht decken, eingetheilt werden kann; es ließen sich sonach Rassen nach der Schädelform, nach der Beschaffenheit der Haare, der Augen u. s. w. feststellen, die durchaus zu einander in keinem bestimmten Verhältnis stehen. Es kann daher irgend ein Volksangehöriger mehreren verschiedenen Rassen angehören, und es kann andererseits eine bestimmte Rassenreihe (z. B. die nach der Schädelform festgestellte) vollständig bei einem Volke erscheinen. Es ist freilich auch sehr misslich, den Begriff »Volk« durch »Sprachgruppe« decken zu wollen. Damit allein findet man nicht das Auskommen. Man muss wohl oder übel, wenn man auch die Sprache als Haupteintheilungsprincip festhält, die Gesammtheit der ergologischen Erscheinungen ins Auge fassen, um eine einigermaßen erträgliche Classificierung der Menschheit in Völkergruppen vorzunehmen. Es lassen sich eben scharfe Grenzen nicht ziehen, weil sie thatsächlich auch nicht bestehen.

Die Methode, welche bisher in der physischen Anthropologie befolgt wurde und noch für lange hinaus voraussichtlich befolgt werden wird, ist allerdings dieselbe wie in allen Naturwissenschaften; doch hat die Messung der einfachen Beschreibung gegenüber die Oberhand gewonnen, weil eben feinere Rassenunterscheidungen ohne sie nicht durchführbar sind. Doch hält der Verfasser dafür, dass eine Unsumme von Maßzahlen, die sich nicht mehr bildlich vor- oder darstellen lassen, ein wertloser Ballast ist. Es war ein sich selbst aufdrängendes Bedürfnis, in den vorzunehmenden Messungen, um sie miteinander vergleichbar zu machen, eine gewisse Einheitlichkeit durchzuführen, die im Jahre 1882 in der sogenannten »Frankfurter Verständigung« zum Ausdruck kam; sie sollte freilich nur provisorisch sein, »aber aus dem Provisorium ist de facto ein Definitivum geworden, woraus eine unerfreuliche Starrheit der Methodik resul-

tierte«. Der Verfasser redet mit Recht einer freien Weiterentwicklung der Messmethoden das Wort und meint, dass die nothwendige Einheit in den principiellen Punkten der Technik von selbst kommen wird, »wenn wir erst einmal an allen unseren Hochschulen einen systematischen anthropologischen Unterricht haben und wenn in fachmännisch geleiteten Laboratorien sich jeder diejenige technische Fertigkeit aneignen kann, die er bis jetzt meist als Autodidact sich aus Büchern erwerben musste«.

W. Hein.

2.

Winternitz, Dr. M.: Völkerkunde, Volkskunde und Philologie. (Globus, Bd. LXXVIII, 1900, S. 345—350, 370—377.)

Der Verfasser zeigt unter Vorführung der Aussprüche anerkannter Autoritäten, wie eines Theodor Waitz, Oskar Peschel, Edward B. Tylor, Adolf Bastian, Friedrich Ratzel und anderer, wie verschieden der Begriff der Ethnologie oder Völkerkunde aufgefasst wurde. Er selbst versucht es, eine scharfe Umgrenzung und Bestimmung desselben zu geben und definiert ihn als die Wissenschaft vom psychischen und socialen Menschen. Die Ethnologie beschäftigt sich daher mit dem Menschen als einem geistigen und zu einem gesellschaftlichen Verbande gehörenden Individuum und mit diesen Verbänden selbst. Dieser gesellschaftliche Verband ist das, was wir Volk nennen. »Da aber das, was ein Volk ausmacht, hauptsächlich Gemeinsamkeit der Sprache, der Religion, der Sitten und Gebräuche, der socialen Verhältnisse, der Künste und Wissenschaften, überhaupt Gemeinsamkeit des Kulturbesitzes ist, — da ferner das geistige Leben der Menschheit wesentlich in der Schaffung und Entwickelung derjenigen Güter besteht, welche wir mit dem Namen ‚Kultur' bezeichnen, so betrachte ich es als die eigentliche Aufgabe der Völkerkunde, die Völker der Erde mit Bezug auf ihren Kulturbesitz und ihre Kulturentwickelung zu erforschen.«

Als unentbehrliche Hilfswissenschaften der Völkerkunde betrachtet er die Ethnographie, welche den Culturbesitz der lebenden Natur- und Halbculturvölker erforscht und schildert, die Volkskunde, welche die Reste älterer Cultur und die volksthümlichen Culturelemente bei den modernen Culturvölkern erforscht, und die Philologie und Alterthumskunde, insofern sie uns mit den Culturen der Völker des Alterthums bekannt macht.

Jedenfalls verdienen die eingehenden Erörterungen, welche Winternitz den namentlich in neuerer Zeit sich unabweisbar aufdrängenden Fragen über das Wesen der Völkerkunde angedeihen lässt, aufmerksame Beachtung, umsomehr als diese jüngste aller Wissenschaften sich bereits endgiltig einen Platz als Lehrfach an mehreren Universitäten erobert hat und gebieterisch eine Klarstellung ihrer Disciplin fordert.

In manchen Dingen wird man dem Verfasser nicht beipflichten können, besonders wenn er vom Aberglauben und abergläubischen Meinungen spricht. Der Begriff des Aberglaubens ist ein rein theologischer. Der Ethnologe darf ihn nicht anwenden, außer er stellt sich auf den Standpunkt eines bestimmten Glaubensbekenntnisses, was wohl im Interesse einer objectiven Forschung nicht wünschenswert ist.

W. Hein.

3.

Chamberlain, Alexander Francis: The Child. A Study in the evolution of Man. London 1900, 8°, XII, 498 S.

A. F. Chamberlain, Docent für Anthropologie an der Clark-University in Worcester (Mass., Nordamerika), veröffentlichte bereits im Jahre 1896: »The Child and Childhood in Folkthought«. Während er in diesem Buche, welches dem bekannten Werke von Ploß (Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. 2. Aufl. 1884) inhaltlich sehr verwandt ist, dasselbe auch mancherorts ergänzt, das Kind und das äußere Kindesleben vom ethnographischen und volkskundlichen Standpunkte aus behandelt, ist sein neuestes Werk[1]) der Darstellung des physischen und psychischen Lebens des Kindes mit besonderer Berücksichtigung der evolutionistischen Lehre gewidmet. Die Anlage des Buches ist eine compilatorische, doch besitzt letzteres wegen der umfassenden Literaturkenntnis des Verfassers (das am Schlusse angefügte Verzeichnis der benützten Werke und Aufsätze umfasst 696 Nummern!), sowie wegen der im Buche enthaltenen gesunden Kritik der Anschauungen und Theorien der verschiedenen Forscher einen nicht unbedeutenden Wert. Vereinzelt finden sich

[1]) Es bildet einen Band der von Havelock Ellis im Verlage von W. Scott in London herausgegebenen »Contemporary Science Series«. In dieser wissenschaftlichen Bibliothek ist noch eine Reihe von für den Ethnologen und Anthropologen höchst interessanten und hierzulande wenig bekannten Werken erschienen, auf die ich hier kurz aufmerksam machen will. Es sind dies Bd. III (The Origin of the Aryans, by Dr. J. Taylor), Bd. VI (The Village Community, by G. L. Gomme), Bd. XII (Primitive Folk, by El. Reclus), Bd. XXVIII (The Origins of Invention, by O. T. Mason) und Bd. XXX (Evolution in Art, by A. C. Haddon).

auch ethnographische Beobachtungen, welche von einem längeren Aufenthalt des Verfassers unter den Kutani-Indianern in Britisch-Columbia herstammen. Im allgemeinen wendet sich das vorliegende Werk weniger an die Anthropologen als an die zünftigen Vertreter der Philosophie, insbesondere der experimentellen Psychologie und Pädagogik. Die von Chamberlain über die Entstehung der Sprache vorgetragenen Anschauungen (Cap. 5) erscheinen durch die neuesten scharfsinnigen Lehren Wundts[1]) überholt.

Dr. Rich. Lasch, Horn (N.-Ö.).

4.

de Jong, Karl Hendrik Eduard: De Apuleio Isiacorum mysteriorum teste. Lugduni Batavorum, MDCCCC. 8°, 152 S.

de Jong hatte sich in vorliegender Studie ein sehr originelles Thema gewählt und es — man kann es getrost zugestehen — in gründlicher und durchaus wissenschaftlicher Form behandelt.

Der Verfasser geht von der bekannten Stelle des Apuleius (Metamorphoseon libri XI, 23) aus: »Accessi confinium mortis et calcato Proserpinae limine vectus per omnia elementa remeavi. Nocte media vidi solem candido coruscontem lumine. Deos inferos et deos superos accessi coram et adoravi proxumo.«

Auf Grund einer umfangreichen und erschöpfend benützten Quellenliteratur wird in dem ersten Theil (bis S. 98), dem kritischen Theil, das Wesen der isischen Mysterien sowohl nach den Zeugnissen der Alten, der Kirchenschriftsteller und den Ansichten der Neueren erläutert und untersucht.

Der Wert dieses Buches ist für alle, die sich mit dem interessanten Studium der Mysterien befassen, nicht zu unterschätzen; denn es enthält eine fast vollständige Literaturangabe über diesen Gegenstand. Mit großem Fleiß und ebensolchem Geschick bringt der Verfasser eine Menge von beweiskräftigen Stellen, wodurch es ihm auch gelingt, von den isischen Mysterien ein der Wahrheit ziemlich nahestehendes Bild zu entwerfen, sie vor allem von den eleusinischen Mysterien zu unterscheiden und sich eine feste wissenschaftliche Basis zur richtigen Interpretierung der classischen Stelle zu schaffen.

Letzteres bildet den Gegenstand des zweiten Theiles der Studie. Hier folgt der Verfasser im wesentlichen der Auffassung des geistreichen du Prel:[2])

»Ich gieng bis zur Grenzscheide zwischen Leben und Tod — somnambule Ekstase; ich betrat die Schwelle der Proserpina, und nachdem ich durch alle Elemente gefahren — Wasserprobe, Feuerfestigkeit, Erheben in die Luft — kehrte ich wiederum zurück. Zur Zeit der tiefsten Mitternacht sah ich die Sonne in ihrem hellsten Lichte leuchten — mystische Lichtphänomene. Ich schaute die unteren und die oberen Götter von Angesicht zu Angesicht — Materialisationen — und betete sie in der Nähe an.« Diese für einen Spiritisten wie du Prel nicht näher zu beweisende Interpretation sucht de Jong durch philologische Gründe zu stützen, was ihm nach meiner Ansicht auch vollkommen gelingt. Nur in der Interpretation des letzten Satzes (deos inferos et deos superos accessi coram et adoravi proxumo) weicht de Jong von du Prel ab, indem er die »Materialisationen« der Spiritisten nicht gelten lässt und einfach Visionen annimmt.

Der Versuch de Jongs, dem Spiritisten du Prel zu folgen, war kühn, so kühn, dass er gewiss das Missfallen der Philologen, Schulmeister und Zeitungsphilister erregen wird, die alles, was über ihren engen Gesichtskreis hinausgeht, für Gaukeleien und Schwindel halten oder mit irgendeiner hausbackenen oder trivialen Auslegung bei der Hand sind.

Unter du Prels und de Jongs Lupe erweitert sich der Einblick in die classische Stelle des Apuleius und in das Leben und Denken der Alten! Es ist ja gewiss bequem, alle wunderbaren, mysteriösen Ereignisse als plumpe Täuschung einer kritiklosen Menge hinzustellen; aber war die »Menge« wirklich so »kritiklos«, hat unser großstädtischer Vermögens- und Geistesproletarier mehr Intelligenz als der athenische Bürger? Oder konnten nicht einige Priester wirklich höhere Kenntnis der Naturkräfte gehabt haben als wir? Sollten die Erfinder und Entdecker wirklich erst seit dem XV. Jahrhundert vom Himmel herabgeregnet worden sein? Gerade das Gegentheil ist wahrscheinlicher. Mit dem Fortschreiten der Naturwissenschaften, deren erste Vertreter ja alle »Gaukler« waren — nämlich in den Augen jener Skeptiker —, Astrologen, Alchymisten, Medicinmänner, Wahrsager und Priester, wird uns so manche Stelle in den Religions- und Geschichtsbüchern der Alten klarer werden.

Nur wurden früher die Entdeckungen und Erfindungen nicht durch Zeitungen und Bücher ausposaunt, die Wissenschaft war geistlich und esoterisch, während sie jetzt profan und exoterisch ist; mit jedem

---

[1]) W. Wundt, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Mythus, Sprache und Sitte. Bd. I: Die Sprache. Leipzig 1900.

[2]) Die Mystik der Griechen, S. 105.

Vorstoß der Naturwissenschaften in das große Wunder der Natur bröckelt ein Stück der Wunder der Religion ab! Aber andererseits, wie oft erwiesen sich die Berichte der Religions- und Geschichtsbücher durch Ausgrabungen als wahre Berichte, allen Skeptikern zum Trotz, ja sogar die Drachen und Lindwürmer der Märchen haben wir in den Sauriern wieder gefunden!

Um auf vorliegenden Gegenstand zurückzukommen, so wissen wir heute schon mehr über Somnambulismus, wenn auch noch vieles dunkel ist, doch die alles leugnenden Skeptiker haben auf diesem Gebiet eine entschiedene Niederlage erlitten. Wasserprobe und Feuerprobe sind auch bereits erklärte Phänomene. Was die mystischen Lichtphänomene anbelangt — sie sind geradezu typisch für alle »Wundererscheinungen« (brennender Dornbusch, Lichtwolke, Feuersäule des Moses, die Lichterscheinung bei Pauli Bekehrung u. s. w.) —, so scheinen mir gerade unsere Kenntnisse in der Optik sehr rudimentär zu sein; erst in allerneuester Zeit gelang es Maxwell durch seine geniale Hypothese hier ein ganz neues und unabsehbares Gebiet zu eröffnen. Hertz und Tesla haben den Vorhang von einem Heiligthum der Natur weggerissen!

Ihre Entdeckungen werden der Leitfaden für die Zukunft sein, nicht der Weg des verflossenen Jahrhunderts, den Faraday erschloss, der Elektromagnetismus und der darauf basierende Wunderbau der Elektrotechnik war der große Hauptpfad zu dem Allerheiligsten der Natur, er war ein Seitenpfad, der abbricht; unsere ganze Elektricitätslehre und unsere Elektrotechnik mit ihren schweren massiven Motoren war ein — Provisorium! Im leichten, unwägbaren, unmessbaren Äther sitzt die Kraft, Maxwells und Teslas Versuche sind die Markierungen des Hauptweges, auf allen Gebieten des Wissens wird das starre Princip der Statik gebrochen, und das fließende Princip der Dynamik und Energetik bricht sich Bahn, »alles fließt«, es fließen die Farben unserer modernen Maler, die Töne unserer modernen Musik, die Zahlen und Größen unserer Mathematik, überall der Fluss der Entwicklung, überall Kraft sowohl beim Einzelindividuum wie bei den Arten, bei den einzelnen Thier- und Pflanzengattungen, ebenso wie bei den gewaltigen Himmelskörpern, überall sehen wir die Urlinie, die Kreis- und Wellenlinie, in den Bewegungen unserer Erde, des Äthers und — der Geschichte des Denkens; keine gerade aufsteigende Linie, wie es die Skeptiker wollen, keine gerade absteigende, wie es die Dogmatiker wollen. Sie sehen nur die Componenten der einen richtigen Resultierenden!

de Jong ist in seiner bescheidenen und durchaus nicht anspruchsvollen Art dem hohen, für unsere heutige Auffassung vielleicht noch zu hohen Flug du Prels bis zur — Materialisation gefolgt! Soweit ihm die Werkzeuge unserer heutigen Wissenschaft zu Gebote standen, folgte er ihm, bei der Materialisation aber bleibt er stehen und sagt: »atque de hisce miraculis (i. e. Materialisation) reverane fiant, inter viros doctos **nondum** convenit«! Ja, haben wir denn schon alles gelernt? Kann vielleicht doch noch die Zeit kommen, wo wir auch das begreifen lernen werden? Gewiss wird sie kommen, Tesla betrat bereits den Pfad. Wir müssen alle statischen Begriffe über Bord werfen, die Materie, den Glauben, wir müssen dynamisch denken lernen, dann werden die »Wunder« zur Naturkraft werden. Aber täuschen wir uns nicht, der Mikrokosmus wird doch immer »stilla in situla« bleiben; denn wenn wir alle »Wunder« auf die Natur reduciert haben werden, die Natur, der Makrokosmus, wird uns dann erst recht als das größte und einzige — Wunder erscheinen!

J. Lanz-Liebenfels.

5.

Much, Dr. Rudolf: Deutsche Stammeskunde. (Nr. 126 der Sammlung Göschen.) Leipzig 1900. 8°, 146 S. Mit 2 Karten und 2 Tafeln.

In sehr übersichtlicher und knapper Form gibt der Verfasser ein getreues Bild von den Germanen im allgemeinen und ihren vielen Stämmen im besonderen. In allem und jedem spricht aus dem Werkchen der ausgezeichnete Sprachforscher, der es aber nicht verschmäht, dort, wo es keine sprachlichen Zeugnisse mehr gibt, die von der Urgeschichte gelieferten Behelfe heranzuziehen. Diese sind unter Umständen, wie der Verfasser selbst zugibt, ergebnisreicher und auch aussichtsvoller, namentlich, wo es sich um die Frage der Urheimat der Indogermanen handelt, die man »am ehesten innerhalb des Stromgebietes der Donau einschließlich der diesem gegen Norden vorgelagerten Länder suchen müssen« wird.

Der Name *Germāni* ist wahrscheinlich keltisch. »Gewiss aber ist, dass sich die Germanen selbst nicht mit diesem Namen benannten, und wahrscheinlich hat es überhaupt eine für ihre Gesammtheit geltende Bezeichnung in ihrer Sprache nicht gegeben. Dies muss allerdings auf den ersten Blick auffallen gegenüber den für die Nachbarvölker bei ihnen üblichen Namen, wie Finnen, Walchen, Wenden, Aisten. Doch erklärt sich dieser Unterschied daraus, dass dem außerhalb einer zusammengehörigen Stammgruppe Stehenden viel mehr die Hauptzüge, also das für sie Kennzeichnende, ihr Gemeinsame, auffallen, so dass er leicht, wie dies in so vielen Fällen geschehen ist, den Namen der ihm zunächst liegenden kleineren Völkerschaft auf alle ihre Sprachgenossen überträgt, während anderen Zweigen seines eigenen Volksstammes gegenüber sein Blick für

das sie von ihm selbst Trennende, wenn auch oft Nebensächliche, geschärft ist.« Dies ist eine ganz allgemein giltige Regel, die sich wohl auf alle Völker der Erde anwenden lässt. Die Gesammtbezeichnung für ein Volk wird zumeist von dessen Nachbarn erfunden und angewendet. Besonders tritt diese Erscheinung bei den sogenannten Naturvölkern zutage, die sich selbst als die »Menschen« im wahrsten Sinne des Wortes zu bezeichnen pflegen und oft für ihre nächsten Stammverwandten Benennungen anwenden, die diesen zunächst unbekannt sind, aber später häufig übernommen werden. So ist z. B. manches von den Europäern für die Indianer aufgebrachtes Schimpfwort heute zu einem von ihnen selbst gebrauchten Volksnamen geworden. Auch entwickelt sich manchmal ein Stammesname zur Bezeichnung des ganzen Volkes, manchmal auch überträgt sich der Name eines fremden Stammes auf ein Volk. In ganz irrthümlicher Weise geschah dies mit dem Namen der Teutonen, die gar keine Germanen waren, sondern einen kleinen keltischen Stamm im Maingebiete bildeten.

Auf die vielen verschiedenen germanischen Stämme, welche der Verfasser in dankenswerter Übersichtlichkeit behandelt, brauche ich hier nicht des näheren einzugehen, wohl aber möchte ich wünschen, dass der Verfasser die Bezeichnung »Rasse« nicht im selben Sinne wie »Volk« gebrauche. Wenn er z. B. sagt: »Rasse und Sprache stehen ja nicht nothwendigerweise miteinander in Beziehung« oder »Eine Sprachgenossenschaft kann sich zu verschiedenen Zeiten ihres Bestandes aus verschiedenen Rassenelementen zusammensetzen«, so sind dies zwei Sätze, die freilich ganz unanfechtbar sind, weil sich die Richtigkeit für den vom Verfasser gemeinten Begriff »Volk« sowohl, wie für den physischen Begriff »Rasse« in gleicher Weise ergibt. Wenn er aber sagt: »Je weiter wir zurückgreifen, desto mehr dürfen wir hoffen, eine bestimmte Sprache mit bestimmten Rassenmerkmalen verbunden zu finden, wie dies ja auch heute noch bei Naturvölkern meistens der Fall ist«, so irrt sich der Verfasser sicherlich; denn dies würde, um die Sache recht augenfällig zu machen, bedeuten, dass alle Kurzköpfe eine Sprache gesprochen hätten. Es liegt jedenfalls der Wahrheit näher, wenn wir sagen, dass sich eine bestimmte Sprache desto mehr mit einer bestimmten Gruppierung von Volksmerkmalen verbunden findet, je weiter wir in der Geschichte des betreffenden Volkes zurückgehen. Es ist auch der Ausdruck »indogermanische Rasse«, den der Verfasser gebraucht, entschieden abzulehnen; wir können nur von einer indogermanischen Völkergruppe oder im besten Falle von einem indogermanischen Urvolk sprechen; in diesem Sinne lässt es sich auch gut verstehen, dass dieses selbst schon das Ergebnis einer Mischung gewesen sein kann. Übrigens bleibt uns der Verfasser die Antwort auf die Frage, welches die Merkmale des indogermanischen Urvolkes gewesen sein mögen, schuldig. Sie lässt sich auch gar nicht entscheiden, weil uns dazu so ziemlich alle Behelfe fehlen.

Wilh. Hein.

6.

»Lud« (Das Volk). VI. Jahrgang. Lemberg 1900.

Mit dem ersten Bande, den ich seinerzeit in diesen »Mittheilungen« besprochen habe, verglichen, bewährt sich der sechste Band des »Lud« als viel reichhaltiger. Es hat sich demnach meine Hoffnung verwirklicht, dass die junge Zeitschrift schließlich per aspera ad astra gelangen wird.

Die weitaus größte Mehrzahl der Artikel besteht aus Materialien. Es gibt darunter einige, die sehr gut aufgefasst und geordnet sind. Insbesondere kann dies von den Arbeiten Gustawicz' (»Das Volk aus der Umgegend von Dukla«), Schnaiders (»Aus dem Huzulenlande«) und Kryczyńskis (»Osterlieder aus Podhajce«) gesagt werden. Auch eine Anzahl kleiner Beiträge (Magiera: »Die Schmiede in Sułkowice«, Rybowski: »Aus dem polnischen Volksglauben«, Mazur: »Krutyło, ein Volksspiel«, Zdziarski: »Ein Himmelsbrief«) sind recht interessant.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter haben die Arbeiten Dr. F. Krčeks. Krček ist sozusagen der Anreger der Leser und Mitarbeiter des »Lud«. Er publiciert Fragebogen auf Fragebogen, er sammelt Antworten ein und streut in alle Nummern Bemerkungen oder Anregungen bezüglich dieser oder jener folkloristischen Frage. Vor einigen Jahren hat er an mehr als hundert Mitglieder des »Towarzystwo ludoznawcze« (»Ethnographische Gesellschaft«), dessen Organ »Lud« ist, Fragen über die Ostereier versendet, und die Antworten, die ihm zugekommen sind und die er in einer besonderen Abhandlung bearbeitet hat, verdienen Beachtung. Hübsche Resultate hat er auch mit seinem Fragebogen über Johannisfeuer in Westgalizien erzielt. Im sechsten Bande veröffentlicht Krček Fragen über Kinderreime, Thierrufe, Gestirne, die Nomenclatur der Wirtschaftsgeräthe. Ich brauche kaum zu betonen, wie dankenswert eine derartige Arbeit ist.

Einen guten Weg scheinen mir Pazdro und Dr. Semkowicz betreten zu haben. Sie geben aus alten Actenstücken Beiträge zur Geschichte des Volksglaubens in Polen heraus. J. Witort bringt hie und da manches neue aus slavischem und nordasiatischem Folklore in seinem Aufsatze über Animismus.

Interessant ist auch die Übersicht der Geschichte des »Towarzystwo ludoznawcze«, die Dr. Kalina, Professor an der Lemberger Universität und zugleich einer der Gründer der Gesellschaft, liefert. Am

9. Februar 1895 wurde die Gesellschaft gegründet, sie zählte anfangs 64 Mitglieder. Am Schlusse des Jahres war die Zahl der letzteren schon auf 194 gestiegen. Anfangs 1900 aber gehörten dem »Towarzystwo ludoznawcze« über 400 Personen an. Die Bibliothek wuchs zu 1000 Bänden heran, und in sechs Provinzialstädten, nämlich in Buczacz, Wieliczka, Krakau, Tarnów, Tatarów und Chrzanów (l. Chschanuw) wurden Filialen der Gesellschaft gegründet. Dieselben halten alle Monate ihre Versammlungen und wirken sehr anregend.

Als ein besonderes Verdienst ist der »Ethnographischen Gesellschaft« die Bildung der volkskundlichen Section auf dem dritten Congress der polnischen Geschichtsschreiber (1900, Krakau) anzurechnen. Dreißig ethnographisch-folkloristische Vorträge wurden bei dieser Gelegenheit angemeldet, und wenn nicht alle wegen Zeitmangels stattgefunden haben, so sind auch die vorgelesenen doch sehr nennenswert. Die wichtigsten theile ich nach dem Bericht Dr. Kalinas, S. 372—385, kurz mit:

S. Zdziarski, ein junger, hoffnungsvoller Forscher, las »über den bisherigen Zustand der ethnographischen Forschungen in Polen und über die Richtung, die sie künftighin einschlagen sollen«. Der Referent räth, man möge sich den Volksbräuchen, dem Volksglauben und der Trachtenkunde, die im Verschwinden begriffen sind, besonders eifrig zuwenden. Auch drückt er den Wunsch aus, die Universitäten mögen der Volkskunde mehr Aufmerksamkeit widmen.

J. Świętek, von dessen vorzüglicher Monographie über die Rechtsbräuche des polnischen Volkes an der Raba ich in den »Mittheilungen« gesprochen habe, las »von den bisherigen, den polnischen Volksglauben betreffenden Forschungen und von den diesbezüglichen Postulaten für die Zukunft«. R. Zawiliński handelte über die Nothwendigkeit einer ethnographischen Karte Polens, Alfons J. Parczewski über die Erforschung des polnischen Volksthums an den Grenzgebieten. Dr. Krček wies darauf hin, wie nöthig ein Atlas der polnischen Dialecte wäre. Professor Kalina behandelte ebenfalls diese Frage vom linguistischen Standpunkt. Seweryn Udziela verfocht die Sache der Volksornamentik und ihrer Bedeutung für die Kunst und die Landesindustrie.

Professor Dr. Polivka las über die Bedeutung der Erforschung der Volkserzählungen. N. Sikorski widmete seinen Vortrag den Familiennamen des Tarnower Volkes, Dr. Michael Żmigrodzki theilte die Ergebnisse seiner langjährigen, sorgfältigen Studien über das Swastika mit.

Mit Ausnahme der zwei letzten Vorträge bezogen sich alle anderen auf die volkskundliche Methodik. Es ist dies eine charakteristische Thatsache, sie entspricht übrigens völlig dem Zustande der Volkskunde in Polen. Eine reiche Fülle Volksmaterialien wurde dort schon angesammelt, es handelt sich nun erstens um die Ausfüllung der hie und da durchscheinenden Lücken, zweitens um die Verarbeitung des schon Herbeigeschafften. Dies letztere kann die volkskundlichen Forschungen noch eingreifender fördern.

Paris.

W. Bugiel.

7.

Etnografičnij zbirnik. Herausgegeben von der ethnographischen Commission der wissenschaftlichen Gesellschaft »Ševčenko« in Lemberg. 8°.

Diese strebsame ruthenische Gesellschaft veröffentlicht seit acht Jahren sehr brauchbare und für die slavische Ethnologie und Philologie überaus wichtige Beiträge, meist mit vergleichenden, alle indoeuropäischen Völker umfassenden Bemerkungen. Im ersten Theile beschreibt M. Kramarenko die Bräuche in den Weihnachtsfeiertagen am Schwarzen Meer, J. Rozdolskij veröffentlicht galizische Volkserzählungen aus Berlin im Bezirke Brody und O. Šimčenko ukrainische Volksräthsel. Im zweiten Theile erörtert W. Gnatjuk in einer gründlichen Abhandlung die *lyrniki* (singende Musikanten, welche auf der Lyra spielen und singen), ihre Gesänge, Gebete, Wörter u. s. w., aus dem Bezirke Buczacz; Georg Žartkovič bringt Bemerkungen über die ungarischen Ruthenen und Mitrofan Dikariv Volkserzählungen und Anekdoten vom Schwarzen Meere. Der dritte und der vierte Theil enthalten von W. Gnatjuk gesammelte ethnographische Materialien aus den von den Ruthenen besiedelten Gegenden in Ungarn (Legenden, Erzählungen, historische Geschichten, Novellen, Fabeln und Anekdoten). Im fünften Theile veröffentlicht M. Dikariv Volkstraditionen von den Königskrönungen, F. Kolessa behandelt den Volksglauben an den *pidgirja* im Dorfe Chodowice im Bezirke Stryj, wozu der unermüdliche Dr. Ivan Franko einige Ergänzungen anfügt, und P. Kaindl veröffentlicht einige Materialien und Bemerkungen aus der ruthenischen Folkloristik. Im sechsten Theile publiciert W. Gnatjuk galizisch-ruthenische Anekdoten. Im siebenten Bande befindet sich die Fortsetzung (Nr. 26—77) der galizischen Volksmärchen, welche Josef Rozdolskij gesammelt hat. Derselbe Autor hat auch die galizischen Novellen im achten Bande gesammelt und im Jahre 1900 veröffentlicht. Wladimir Gnatjuk bringt im neunten Theile (1900) die dritte Abtheilung seiner ethnologischen Forschungen in den von Ruthenen besiedelten Comitaten Ungarns: Traditionen von der Zips und anderen westlichen, zum Theile ruthenischen Comitaten und mit Parallelen versehene Materialien vom Bács-Bodroger Comitat.

Außerdem veröffentlicht die Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg »Etnografični Materiali« mit Illustrationen. Der erste Theil enthält die Beschreibung der paläolithischen Funde in der Kyrillsgasse zu Kiew in Russland und die Schilderung des Lebens der ukrainischen Fischer in der Dobrudscha von Chv. Vovk, dann jenes der Töpfer im Dorfe Olešni bei Černigiwščina; W. Gnatjuk schildert die Speisen der Ruthenen, O. Griša die Heiratsbräuche bei Poltawa und Maksimovič bringt die bei solchen Gelegenheiten in Soromiki üblichen Gesänge, Vovk beschreibt die Ostereier vom galizischen Wolhynien. Im zweiten Theile beschreibt und illustriert Wladimir Šuchevič das Leben der Huzulen in den Karpaten.

Klim. Čermák.

8.

Paul Sébillot: Contes des landes et des grèves. Rennes 1900. 308 S.

Es ist dies der zweiundzwanzigste Band der Volksmärchen und der Volksmaterialien, die Paul Sébillot, Redacteur der »Revue des traditions populaires« und zugleich einer der regsten französischen Folkloristen, veröffentlicht. Wie die Mehrzahl seiner Publicationen, bezieht sich auch die letztere auf die Bretagne.

Die Sammlung besteht aus 41 Nummern; zwei Drittel gehören zur Kategorie der Märchen, ein Drittel zu jener der Schwänke. Beinahe alle wurden in den Departements Côte du Nord und Ille-et-Vilaine niedergeschrieben.

Selbstverständlich begegnen wir hier vor allem den alten Bekannten. So ist das erste Märchen »Le père Décampe« (Vater Machdichfort) dem Märchen »Von einem, der auszog das Fürchten zu lernen« in vielen Beziehungen ähnlich. Ich sage »in vielen Beziehungen«; denn andererseits flechten sich hier neue Episoden ein. »Le petit oiseau« ist eine Fassung des Märchens vom Vogel, der goldene Eier legt. Im bretonischen Texte begegnen wir gleichfalls sehr interessanten Zuthaten und Veränderungen; hervorzuheben ist darunter der sonst in Märchen so seltene tragische Schluss. »La fille du Sarrazin« (Die Tochter des Zauberers) erzählt die weitverbreitete Geschichte von der Tochter des Zauberers, die sich in den (meist unwillkürlichen) Gast ihres Vaters verliebt, ihm die ihm auferlegten Arbeiten zu vollbringen hilft und dann mit ihm entflieht. »Le renard doré« (Der vergoldete Fuchs) bildet eine Variante des »Gestiefelten Katers«, »La fiancée du lion« (Die Braut des Löwen) gehört zum Cyclus von verwunschenen Prinzen. »La petite toute belle« hat manches mit »Frau Holle« (Grimm Nr. 24), manches aber mit »Sneewittchen« gemein. Im »Le filou de Paris et le filou de Madrid« finden wir neben mehreren sehr interessanten Diebsstreichen die Geschichte vom Rhampsinitschatze wieder. Die Polyphemsage führt hier den Titel »Le géant qui n'avait qu'un oeil« (Der Riese, der nur ein Auge hatte), die Geschichte von dem armen und dem reichen Bruder heißt hier »Les deux soldats«. »Gevatter Tod« erscheint im »Le compère de la mort« wieder, schließlich erinnert »La princesse délivrée« (Die entzauberte Prinzessin) an das schaudervolle Märchen, welches den Hintergrund des Gogolschen »Königs der Erdgeister« (Wij) bildet.

Abgesehen vom Interesse, welches diese Fassungen für die vergleichende Märchenforschung bieten, kann man hier noch sehr schätzbaren Beiträgen zum Volksglauben begegnen. So z. B. in der »Tochter des Zauberers«. Am Vorabend der Flucht lässt das Mädchen auf ihr Bett drei Tropfen ihres Blutes fallen. Morgen Früh werden sie es sein, die der Zauberin anstatt ihrer Tochter antworten. »Johanna, steh auf,« spricht die Alte. »Ja, ja,« entgegnet der erste Blutstropfen. Bald darauf ruft die Mutter wieder: »Johanna, steh auf!« »Ich thue es,« erwidert der zweite Tropfen. In demselben Augenblick spricht das flüchtende Mädchen zum Prinzen: Es bleibt nur ein einziger Blutstropfen; mein Vater und meine Mutter werden uns bald nachsetzen. Einen Augenblick später sagt die Mutter: »Johanna, willst du nicht aufstehen?« »Ich bin schon auf,« antwortet der dritte Blutstropfen. Aber da die Mutter die Tochter nicht sieht, geht sie zu ihrem Bett und, als sie hier dieselbe nicht findet, heißt sie ihren Mann aufsitzen und ihr Kind verfolgen.

Es tritt hier ganz deutlich der hie und da verzeichnete Volksglaube auf, nach welchem die Seele im Blut ihren Sitz hat. Ich meine nicht die Seele nach dem christlichen Begriff, wohl aber die Seele als Lebensfunke. Paracelsus, welcher die Lebenskraft im Blute localisierte, fußte hierin völlig auf dem Volksglauben.

Ein anderer verwandter Charakterzug: In vielen Ländern Europas glaubt das Volk, dass die Thiere nicht bloß einen Verstand wie Menschen besitzen, sondern dass sie hierin dieselben in mancher Beziehung übertreffen. Ein prophetischer Sinn wohnt ihnen häufig inne. So z. B. ahnt ein Pferd (bei den Ruthenen des Gouvernements Tschernigow) »12 Tage vorher eine Hochzeit oder das Frühjahr, es ahnt auch sein Unheil und arbeitet dann ganz schlecht«.[1]) Dieser Volksglaube tritt im bretonischen Märchen »Petits yeux voient clair« (Kleine Augen sehen hell) ganz deutlich zutage. Die Feenkönigin hält einen Knaben zur Taufe; nachdem er größer geworden ist, lehrt sie ihn die Sprache der Thiere und der Vögel verstehen. Der Knabe zieht

[1]) Hrinczenko, Etnograficzeskije Matierialy. Tschernigow 1896, Bd. II, S. 6.

in die Welt, und die Mehrzahl seiner Erfolge verdankt er dieser Sprachkenntnis; denn überall ahnen die Thiere die Ereignisse vorher und künden sie an. In einem Schlosse bellen und brüllen die Thiere schon seit drei Tagen. Warum? Weil in kurzem das Schloss von Räubern geplündert werden soll. Der Held des Märchens zieht durch einen Wald. Er möchte noch heute abend in der benachbarten Stadt sein, aber die Thiere warnen ihn: »Übernachte im Walde; denn die Räuber haben den Waldausgang mit Wachen bestellt, um dich zu tödten.« »Petits-Yeux« kommt dann nach einem Schloss, wo der Prinz, sowie seine Mutter und seine Schwester krank darniederliegen. Niemand weiß aber sie zu heilen. Der junge Abenteurer kümmert sich darum nicht. »Gibt es im Schlosse irgendwo Vögel oder sonstige Thiere?« fragt er. Man führt ihn in den Hühnerstall; da ergreift er einen Hahn und spricht zu ihm: »Schöner Hahn, sag mir, warum es Kranke im Schlosse gibt.« »Du weißt es nicht?« antwortet der Hahn krähend. »Es gibt da eine Unke unter dem Bett, die macht alle drei krank.« Die Heilung geht nun ganz leicht vonstatten.

Im Märchen »La petite toute belle« begegnen wir dem alten Begräbnisbrauche, für welchen Liebrecht in seiner Ausgabe der »Otia imperialia« von Gervasius v. Tilbury mehrere historische Parallelen mitgetheilt hat. Es handelt sich, den Sarg mit der Leiche den Wellen anzuvertrauen. Die kleine Allerhübsch verfällt in den scheinbaren Todesschlaf, die drei Dragoner, welche ein brüderliches Gefühl für sie nähren, wissen nicht, dass sie erwachen könnte, wenn man ihr bloß das ihr von ihrer Feindin geschenkte Kleid abnähme. Sie verfertigen einen Sarg, thun das Mädchen hinein und legen hierauf den Sarg am Meerestrand nieder. »Während der Flut wurde der Sarg von den Wellen emporgehoben, und er begann auf dem Wasser einem Nachen gleich zu wogen. Solange die Dragoner ihn sahen, blieben sie auf dem Strand und weinten. Bald verschwand er ihnen aus dem Gesicht.« Diese Schilderung erinnert lebhaft an die Beschreibung diesbezüglicher primitiver Begräbnisbräuche.

Alter medicinischer Aberglaube (damit der König genese, müsse er das Gehirn eines frisch getödteten Menschen verspeisen) kommt im »Filou de Paris et filou de Madrid« vor; ein Abderitenschwank (ein dummes Volk kauft Sonnenlicht ein) befindet sich im »Renard doré«.

Noch interessanter scheint mir die zweite Gruppe. Hier sind die Märchen eigentlich Ortssagen oder besser, sie fußen auf localem Volksglauben. Die Bretagne ist ein Land der Seeleute, so lebt dann dort der Glaube an Seegeister. Der Meeresstrand ist außerdem an Höhlen und Grotten *houles* überreich. Diese bevölkert der bretonische Landmann mit männlichen und weiblichen Feen *fée, féetaud.* Sie greifen gar oft in sein alltägliches Leben ein, und allerliebste Volkserzählungen entsprießen dieser Weltanschauung.

Sehr interessant ist in dieser Beziehung das Märchen »Die Fische und der Fischer«. Ein kleiner goldiger Fisch, welcher Fischkönig ist, geräth ins Netz. Um die Freiheit wiederzuerlangen, verspricht er dem Eigenthümer des Netzes einen immer reichen Fang, wird nach der Gewährung der Bitte sein Freund und ladet ihn einmal während des Seesturmes in seine Hauptstadt. Die Beschreibung dieser Hauptstadt, volksthümlich und naiv, möchte ich (obwohl sie gewiss ganz unabhängig ist) in künstlerischer Beziehung mit der verwandten Schilderung Somadevas in dem stofflich ganz verschiedenen »Sattvaçilas Lohn« [1]) vergleichen.

Die Seefeen treten auch im »Wunderschiff« auf. Ein vom Sturme überraschter Fischer wird von der Bemannung eines versinkenden Schiffes um Rettung angegangen. Selbst in Verlegenheit, leistet der brave Mann Gewähr, nimmt die mit dem Tode Bedrohten auf sein Boot und wird hierauf von ihnen — denn es waren lauter *fées* und *féetauds* — reichlich belohnt.

Die Feen halten Menschenkinder zur Taufe (Petits yeux voient clair. Filleul de la fée) und beschenken sie mit Wundergaben. Im allgemeinen sind sie dem Menschengeschlecht nicht abhold, nur fordern sie für sich Ehrerbietigkeit. Charakteristisch in dieser Beziehung ist eine Episode der Erzählung »La fée de la Corbière«: Landleute arbeiten in der Nähe der Corbièregrotte, da hören sie eine Stimme: »Teig in den Ofen, Mägdlein, er ist schon glühend heiß!« Es sprachen dies augenscheinlich die Feen. Ein Ackersmann rief nun: »Backet auch mir einen Kuchen.« Zehn Minuten nachher erblickte er vor sich einen frischen, goldigen Kuchen. Als er aber ihn aufschnitt, fand er drinnen lauter — Borsten. Es kam hierauf ein armer Fischer, Mignette, und nachdem er erfahren hatte, wie die Bitte des andern gelautet hatte, hub er an zu rufen: »Verehrte Frauen, schicken Sie uns gefälligst einen Kuchen!« Der Kuchen erschien sogleich, frisch, goldig und diesmal schmackhaft über alle Maßen.

Die Fülle an interessanten Motiven ist in den »Contes des landes et des grèves« so bedeutend, dass ich des Raumes wegen nur die wichtigsten und dies in aller Kürze angeben will. In dem Märchen »La couleuvre« (Die Schlange) begegnen wir dem Volksglauben, dass auch eine Fee verzaubert werden kann. »La souris grise« zeigt uns eine rachsüchtige Fee, die sich in eine graue Maus verwandelt, um in dieser Gestalt einem Menschen, welcher ihren Feind vom Bisse einer von ihr gesandten Schlange gerettet hatte, zu schaden. Sie sieht es hauptsächlich auf seine Tochter ab, und interessant ist, dass ihre Macht für dieselbe gefährlich zu sein, am Tage, wo das Mädchen achtzehn Jahre alt wird, endigt.

[1]) Friedrich von der Leyen, Indische Märchen. Halle a. d. S. 1897, S. 53—65.

Schwungvoll und phantastisch ist das Märchen »Le vaisseau noir« (Das schwarze Schiff). Ein bretonischer Schiffer hört von einer mit Gold bedeckten Insel und unternimmt eine Reise dahin. Die Beschreibung der Insel, welche »wie eine Feuersbrunst über dem Meer glüht« und von Schiffen bewacht wird, die jeden, der sich ihr nähern möchte, zugrunde zu bohren bereit sind, ist knapp, wie alle Schilderungen der echten Volksmärchen. »Le rat marin« (Die Seeratte) verdient Beachtung wegen der Modernisierung des Stoffes. Ein zwölfjähriger Junge wurde von einem *féetaud* in eine Ratte verwandelt; diese Gestalt muss er zehn Jahre lang bewahren. Er ist aber ein geborner Schiffer, und auch seine Metamorphose hat ihn auf einem Schiffe ereilt. Er hatte nämlich beim *féetaud* als Schiffsjunge gedient, und nur weil er die Misshandlungen des überirdischen Vorgesetzten nicht ertragen wollte, entfloh er und zog sich dessen Rache zu. Ein Schiffscapitän, welcher nach China geht, begegnet nun auf einer Straße der Stadt Nantes der armen Ratte und wird von ihr gebeten, er möchte sie als Schiffsjungen an Bord nehmen. Der Vorschlag wird angenommen, das Schiff lichtet den Anker, und die Ratte erntet bald wegen ihrer Flinkheit und Behendigkeit reiches Lob. Darauf folgt der Aufenthalt des Schiffes in China, wobei der chinesische Charakter und die chinesischen Verhältnisse treffend geschildert werden. Dieses Hineinflechten der ganz modernen Umstände in ein Märchen, dessen Grundmotive so alterthümlich sind, sticht sehr eigenthümlich ab. Dank glücklicher Umstände wird die Ratte noch vor der Rückkehr nach Frankreich entzaubert und heiratet die Tochter des Capitäns.

Das uns schon bekannte Märchen »La fée de la Corbière« enthält eine beachtenswerte Verjüngungsperiode. Der höfliche Mignette gefällt so sehr einer Fee, dass sie ihn fragt, ob er sie heiraten möchte. »Gewiss«, antwortet Mignette. Weil er aber schon alt ist, so heizen die Feen einen Ofen glühend roth und werfen Mignette hinein. Nachdem er zur Asche geworden ist, nimmt eine der Feen dieselbe heraus, macht sie zum Teig ein, formt aus dem Teig einen jungen Mann, legt ihn ins Bett, und eine halbe Stunde später erwacht Mignette als schöner Jüngling. Weil er diesmal nicht getauft wurde, so kann er mit der Fee die Ehe eingehen und lebt fortan glücklich.

Im »L'homme et la couleuvre« bildet das Grundmotiv der Glaube, dass die Verspeisung des Schlangenfleisches die Gabe verleiht, die Sprache der Vögel zu verstehen. Im »L'homme qui vendit sa peau au diable« zeigt sich der Teufel auf die Menschenhaut lüstern und spendet Schätze einem Bauer, welcher ihm seine Haut verschreibt. Natürlich wird der Teufel nach des Bauern Tode gefoppt.

Die Bretagne gehört zu denjenigen französischen Provinzen, welche von den auswärtigen Culturverhältnissen am wenigsten beeinflusst wurde. So wundert es uns nicht, wenn wir dort einer Volkserzählung begegnen, welche einen ausgesprochen mittelalterlichen Charakter hat. Es ist dies die Geschichte von drei Ärzten (Les trois docteurs). Drei Ärzte sind eifersüchtig aufeinander und wollen Beweise ihres Wissens liefern. Sie beschließen also, sich selbst den schwierigsten Operationen zu unterwerfen. Sie kommen in einem Zimmer zusammen, und hier nimmt sich der eine das Auge, der andere das Herz aus, der dritte schneidet sich den Arm ab. Hierauf gehen alle spazieren Nach ihrer Rückkehr wollen sie alles wieder anheilen. Während ihrer Abwesenheit schleicht sich die Katze in das Zimmer, wo sie sich ihrer Körpertheile beraubt hatten, und verzehrt alles. Als die Magd dies bemerkt, tödtet sie die Katze und legt ihr Auge auf den Platz des verzehrten. Sie erwirbt sich hierauf einen Arm, den man einem auf dem Diebstahl ertappten Diebe just abgeschnitten hat. Schließlich sticht sie ein Schwein ab und ersetzt mit seinem Herzen das verzehrte. Die Ärzte kommen zurück und vollführen ihr Meisterstück. Ihre Gesundheit bleibt unerschüttert; aber als sie einander etwas später begegnen, erfahren sie, dass der eine immer Lust hat, Unsauberkeiten zu essen, dass beim anderen der angeheftete Arm alles wegstibitzt, und dass der dritte mit seinem einst herausgenommenen Auge nichts bei Tage sehe, bei Nacht aber die Mauern durchdringe. Sie entdecken schließlich, dass die Magd daran schuld ist. Sie schneiden ihr also den Arm ab, nehmen das Auge und das Herz heraus und ersetzen sie durch den Diebesarm, das Katzenauge und das Schweinsherz. Dafür eignen sie sich die genannten Körpertheile der Magd an. Da ändern sich die Dinge: der diesmal angeheftete Arm des einen der Ärzte stiehlt nicht, das neu eingelegte Auge des andern sieht bei Tage, doch der Arzt, welcher das Herz der Magd in seine Brust eingebettet hatte, ist auch diesmal nicht sehr gut bedacht. Er wird »neugierig und geschwätzig wie eine Frau«. Dieses wunderbare dreimalige Umwechseln der Körpertheile, die Macht, welche das Volk den Ärzten zuschreibt, das Localisieren der Eigenthümlichkeiten des Menschen in einzelnen Gliedmaßen, alles dies wirkt unheimlich. Man begreift, dass das mittelalterliche Volk, wenn es solches von Ärzten glaubte, sich gegen die Ärzte empörte und ihnen die Schuld beimaß, wenn eine Seuche ausbrach. Darum fanden in Frankreich noch im Jahre 1848 während der Cholera derartige Unruhen statt.

Einem genauen Beobachter wird auch der demokratische Hauch, der aus mehreren Märchen der Sébillot'schen Sammlung weht, nicht entgehen. Im »Wunderbaren Schiff« schenkt der vom Teufel verfolgte Prinz dem Boten des Belzebub zwei Matrosen, um nur selbst glücklich zu entgehen. Hierauf kehrt er nach Frankreich zurück. Aber die Matrosen kommen beinahe zu derselben Zeit heim; denn »sie trugen gebenedeite Gegenstände bei sich, und jedesmal, wenn der Teufel sie anrührte, verbrannte er sich daran, so dass er sie

schließlich nach Frankreich bringen musste«. Der Volkssinn stattet demnach die schlichten Leute mit genügender Wehr gegen den Teufel aus; den Prinzen lässt er unbewaffnet. Aber hier schließt die Geschichte nicht ab. Am Strande angekommen, erheben die Matrosen ein wüthendes Geschrei; sie erzählen das Geschehene, der Prinz wird festgenommen und bald darauf — erschossen. Von demselben Demokratismus sind im »Schwarzen Schiff« die Worte des Capitäns Jean durchdrungen. »Ich muss,« sagt er, »das Abenteuer unternehmen; ich werde mein Schiff mit Gold beladen und dann meine Matrosen damit beschenken, so dass sie bis ans Ende ihrer Tage wie große Herren leben werden.«

Die liebenswürdige Naivetät, welche uns in den Märchen so oft entzückt, kommt hier gleichfalls vor. Einer der Helden des »Petit oiseau« erblickt ein wunderhübsches Vöglein. Er ist schon alt, dreier Kinder Vater, dessenungeachtet verbringt er einen halben Tag damit, das Vöglein anzuschauen. Ein anderer geht seinen Bruder suchen, welcher König von Spanien geworden ist. Er zieht an vielen Schlössern vorüber, kein einziges aber schien ihm »schön genug zu sein, um einem König von Spanien anzugehören«. Die Riesen, welche in mehreren Märchen vorkommen, sind mit köstlicher Naivetät geschildert. Und auch die Märchenschlüsse gehören in dieselbe Kategorie. Gab's irgendwo ein Fest ohnegleichen (womit gewöhnlich die Märchen abschließen), so heißt es: »Die Spanferkel liefen in den Gassen herum, ganz gebraten, eine Gabel im Rücken. Wer nur da wollte, schnitt sich davon ein Stück ab. Der König aß an diesem Tage soviel Fleischgerichte, trank soviel Wein und Liqueur, dass er an verdorbenem Magen starb.« Gewiss handelt es sich hier nicht um die Lobsprüche eines der Gefräßigkeit huldigenden Menschen, sondern um eine witzige und schlichte Darstellung eines Gelages.

Ich bedaure sehr, den ebenfalls interessanten und reichhaltigen Theil, welcher Schwänke und Thiermärchen enthält, beiseite lassen zu müssen. Er ist, wie überhaupt das ganze Buch, in volksthümlichem und zugleich literarischem Ton gehalten, dessen glänzendstes Beispiel die Brüder Grimm gegeben haben.

W. Bugiel.

9.

Caland W.: Altindisches Zauberritual. Probe einer Übersetzung der wichtigsten Theile des Kâuçika-Sûtra. (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel III, No. 2.) Amsterdam, Johannes Müller, 1900.

Ein ausgezeichneter holländischer Indologe und specieller Kenner des altindischen Rituals, W. Caland, bietet hier in deutscher Übersetzung einen ungemein reichhaltigen, mit interessanten, vergleichenden Anmerkungen ausgestatteten vedischen Text, welcher für die Kreise der Ethnologen, insbesondere für alle, die sich mit dem primitiven Zauberwesen, dem sogenannten Schamanismus, beschäftigen, von unschätzbarem Wert ist. Was die altindische, speciell die vedische Literatur für einen Reichthum des Materials in dieser Hinsicht besitzt, ist wohl noch nicht hinreichend bekannt, so wichtig und wertvoll auch die bezüglichen Darlegungen von Oldenberg, Hubert und Mauss ohne Zweifel sind. Caland eröffnet nun in dem vorliegenden Buche allen Forschern, die sich für diese Fragen interessieren, die Möglichkeit, direct an der Quelle zu schöpfen. Er hat von dem sogenannten *Kâuçika-Sûtra* den größeren, mit dem Zauberritual sich beschäftigenden Theil (Cap. 7—52) in sorgfältiger Übersetzung mit Einleitung, Anmerkungen und Indices dem Publicum vorgelegt. Das wird gerade heutzutage, wo das vergleichende Studium der Sitten und Bräuche, die comparative Ethologie, immer mehr Interesse und Beachtung findet, sicherlich in weiten Kreisen willkommen sein.

»Wer sich daran gewöhnt hat« — sagt Caland mit Recht — »die alten Inder als ein hochgebildetes Culturvolk zu betrachten, berühmt durch seine philosophischen Systeme, durch seine dramatische Poesie, durch seine epischen Gedichte, wird überrascht sein, wenn er mit ihrem Zauberritual Bekanntschaft macht, und er wird einsehen, dass er das altindische Volk nur von einer Seite kennen gelernt hatte. Er wird finden, dass er hier auf die untersten Strata der vedischen Cultur stößt, und betroffen sein durch die Übereinstimmung des altvedischen Zauberrituals mit dem Schamanismus der sogenannten wilden Völker. Lässt man die eigenthümlich indischen Ausdrücke und Termini technici weg und denkt man sich an der Stelle des ‚Brahman' einen Schamanen, so könnte man fast meinen, das Zauberbuch des einen oder anderen nordamerikanischen Rothhautstammes vor sich zu sehen.« (a. a. O. IX.)

Speciell hat Caland neben den Sitten und Bräuchen indogermanischer Völker namentlich die von James Mooney im Jahre 1891 beschriebenen »Sacred formulas of the Cherokees« ausgiebig zum Vergleich herangezogen. Und er hat dies mit gutem Bedacht gethan, weil ihm nichts gefährlicher scheint, als ein Versuch, jetzt schon zu bestimmen, welche dieser Bräuche unter die Rubrik »Indogermanisch« unterzubringen sind (S. XII). Die Gefahr scheint mir jetzt, wo wir über das Allgemein-Menschliche eines starken Stratum an Sitten und Bräuchen bereits sicher orientiert sind, nicht mehr sehr groß zu sein; aber die Heranziehung

nichtindogermanischer, womöglich ganz abgelegener Völker, wie es z. B. ein Indianervolk ist, bleibt darum doch immer besonders lehrreich und instructiv. Wenn wir jetzt durch die Vergleichung gewisse Bräuche als indogermanisch wahrscheinlich machen, so werden wir uns immer schon klar darüber sein, dass damit noch nicht gesagt ist, jene Bräuche seien specifisch indogermanisch in dem Sinne, dass sie wo anders nicht vorkämen. Das »Indogermanische« nachzuweisen, ist ebenso berechtigt, wie der Nachweis des Semitischen, Finnisch-Ugrischen, Indianischen, ja des Indischen, Griechischen, Deutschen u. s. w. Wie viel von dem »Indogermanischen« auch zugleich allgemein-menschlich ist, wie viel ihm speciell und specifisch zugehört, wird die vergleichende Forschung schon ausweisen. Die Erbitterung gewisser Ethnologen, wie auch gewisser Specialisten (Indologen, Gräcisten u. s. w.) gegen das »Indogermanische« ist aus vergangenen Verhältnissen erklärlich, hat aber nicht die geringste Berechtigung. Von den Sitten und Bräuchen der Deutschen, der Griechen und der Inder ist auch sehr vieles allgemein-menschlich, darum bleibt es doch immer auch deutsch, griechisch und indisch. Und so wenig es besonders gefährlich ist, das Deutsche, Griechische und Indische feststellen zu wollen, so wenig ist es besonders gefährlich, das »Indogermanische« festzustellen. Man braucht sich da nicht von jedem Lärm gleich ins Bockshorn jagen zu lassen.

Die Menge der in dem vorliegenden Werke behandelten altindischen Zauberhandlungen ist so groß, dass ich auch von einer flüchtigen Übersicht derselben absehen und den Leser auf das Buch selbst verweisen muss. Die Anmerkungen bieten ihm außer Erläuterungen auch viel interessante Vergleichungen, die oft ungemein frappieren; z. B. S. 19 den Zauber mit den Lerchenzungen in Indien und Böhmen (um das Hersagen des Gelernten, respective das Sprechen überhaupt bei dem Kinde zu fördern); der Zauber mit dem Dachstroh zum Heilen von Krankheiten in Indien und Deutschland, respective auch bei nichtindogermanischen Völkern (S. 82, 182); das Lösen aller im Hause befindlichen Knoten zur Erleichterung der Geburt in Indien, und das Aufmachen aller Schlösser im Hause an Thüren und Kisten im Voigtlande und in Mecklenburg (S. 108); die Sturmbeschwörung in nacktem Zustande in Indien und bei den Huzulinnen (S. 128) u. dgl.

Einige Versehen im Deutschen wird man dem holländischen Gelehrten nicht zum Vorwurf machen. Er verdient unseren warmen Dank, dass er sein Buch deutsch veröffentlicht hat, und für den wesentlichen Inhalt des Werkes sind diese Dinge belanglos.

L. v. Schroeder.

10.

Foy, W.: Schwerter von der Celébes-See. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. — Anhang: Über den Namen Celébes. (Publicationen aus dem königlichen Museum zu Dresden. Bd. XII.) Dresden 1899. Fol. IV, 18 S.

In einer außerordentlich genau durchgeführten Untersuchung, die sich auf das im königlichen Museum zu Dresden und in der Literatur vorliegende Material stützt, behandelt der Verfasser den in der Gegend der Celébes-See heimischen Schwerttypus, dessen Hauptcharakteristika folgende sind: »eine sehr lange, einschneidige, nach der Spitze zu verbreiterte, dort nach der Schneidenseite abgeschrägte und ursprünglich stets mit Widerhaken versehene oder ausgezackte Klinge; ein großer Holzgriff mit einer sehr großen, im allgemeinen trapezoëderförmigen Barrière-Stange, einer längeren, mehr oder weniger gegen den Knauf abgesetzten Griffstelle und einem flachen, zumeist rachenförmigen Knaufe, der auf der Schneidenseite fast gerade ansteigt und dort mit zwei Reihen (manchmal verloren gegangener) Büschel versehen ist; eine sehr einfache Scheide.« Das Ergebnis seiner Prüfung dieser Schwerter fasst Foy dahin zusammen, dass sie in drei Gruppen zerfallen, »von denen die älteste und feinste in der Gegend von Nord-Bórneo und Sulu aus älteren Schwerttypen entwickelt und nur dort angefertigt worden ist, während die beiden anderen davon abgeleitet worden sind, die eine auf den Talaut-, die andere auf den Sangi-Inseln. Nach Nord-Celébes, woselbst keine Schwerter unseres Typus fabriciert worden zu sein scheinen, sind Exemplare aller drei Gruppen gelangt.« Im besonderen ergibt sich folgende Eintheilung der Schwerter:

»Der behandelte Schwerttypus zerfällt in zwei Hauptgruppen. Die eine *(A)* hat einen zierlicheren, zumeist auch reicher ornamentierten Griff und eine dünnere, elastischere Klinge; die andere *(B)* einen plumperen, meist auch wenig und roh ornamentierten Griff und eine dicke, unelastische Klinge.

Die erste Hauptgruppe *(A)* zerfällt wiederum in zwei Abtheilungen, von denen die eine *(Aa)* durch stumpfe kleine Widerhaken an der Klingenspitze, feinere Ornamentik und Holzscheiden, die andere *(Ab)* durch dreispitzige kleine Widerhaken, rohere Ornamentik und Bambusscheiden charakterisiert ist.

Gruppe *Aa* ist entwicklungsgeschichtlich die ursprünglichste, die Gruppen *Ab* und *B* sind davon abgeleitet.

Der Griff der Gruppe *Aa* geht auf Simhagriffe zurück; zu seiner ursprünglichsten Form gehört ein Knauf von Rachenform mit einer Art Rosette in der Mitte und mit einem bestimmten Ornamentstreifen längs der Haarbüschelseite, ferner eine 8-kantige Griffstelle.«

Zur selben Zeit als Foys Untersuchung erschien, hatte ich meine Abhandlung über »Indonesische Schwertgriffe« (Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Bd. XIV, S. 317—358) abgeschlossen, in welcher ich einige Schwerter des besprochenen Typus in Bezug auf die Griffbildung untersuchte und als deren Heimat Mindanao feststellte. Mit Foy stimme ich darin überein, dass der Griff dieser Schwerter zu den Rachengriffen gehört; doch halte ich es noch nicht für ausgemacht, dass der Griff sich aus dem Simhagriffe, wie er für Sulu und Java typisch ist, direct entwickelt hat, schon deshalb nicht, weil bei unseren Griffen der Rachen sich auf der Klingenrückenseite befindet, während die Simhaköpfe nach der Schneidenseite gewendet sind. Auf die Ähnlichkeit der Ornamentbänder möchte ich kein besonderes Gewicht legen. Das, was man auf den ersten Blick für den Rachen zu halten geneigt sein könnte, bezeichne ich als Scheinrachen, als eine ganz secundäre Bildung, die allerdings für unsere Schwertgriffe typisch ist, wenn wir die reguläre Form im Auge behalten. Ich habe Foys Buch in meinem Colleg »Ethnographische Übungen« in diesem Sommersemester ausführlich erörtert und gefunden, dass seine Eintheilung völlig einwandfrei ist; sie muss in Hinkunft als richtunggebend betrachtet werden.

Es erübrigt mir nur noch, da ich auf die Einzelheiten doch nicht eingehen kann, zur Kennzeichnung unserer beiderseitigen Meinungen, die im wesentlichen dieselben sind, hier die Bemerkungen Foys anzuführen, die er mir in einem Briefe vom 2. Februar 1901 mittheilte:

»Sie suchen die ursprüngliche Heimat des von mir behandelten Schwerttypus auf den Philippinen und fügen hinzu: ‚wiewohl Foy zu dem Ergebnisse kommt, dass diese Schwertgruppe in der Gegend von Nord-Bórneo und Sulu aus älteren Schwerttypen entstanden und nur dort verfertigt worden ist' (S. 348). Einmal ist dies insofern nicht richtig, als ich nur die älteste Gruppe meines Schwerttypus dort verfertigt sein lasse, während zwei weitere davon abgeleitete auf den Talaut- und auf den Sangi-Inseln zu Hause sind (wofür ich jetzt weitere Beweise in Händen habe). Sodann verstehe ich nicht die Adversativpartikel ‚wiewohl'; denn wenn ich die ältesten Schwerter in der Gegend von Nord-Bórneo oder Sulu-Mindanao entstanden sein lasse, so halte ich sie doch ebenso wie Sie für einen Philippinentypus; nördlicher als bei den Piratenstämmen von Sulu und Mindanao (die ich immer als einen Begriff gefasst habe, vgl. S. 2, 5[b]) können sie keinesfalls zu Hause sein, und dafür sprechen Sie selbst sich ja auch nicht aus. Sie scheinen nur spezieller Mindanao als Heimat der betreffenden Schwerter anzusehen (S. 349 oben)[1]), wofür ich aber keinen Anhalt finde: es ist immer zu bedenken, dass die Piratenstämme von Nord-Bórneo, Sulu und Mindanao eine noch unzerlegbare ethnographische Einheit bilden, wie es bei ihrem gegenseitigen Verkehre nicht anders zu erwarten ist, und daher weisen Sie selbst an anderer Stelle (S. 357) mit Recht unsern Schwerttypus einem Gebiete Sulu-Mindanao-Nord-Bórneo zu, genau so wie ich (z. B. S. 6[b] f.).

Die runden ornamentierten Holzschilde, die bei den Dusun (Sundajak) ebenso wie unsere Schwerter angetroffen worden sind, stammen ebenfalls von den Piratenstämmen Sulu-Mindanaos (vgl. Mus. Dresden Nr. 11682/3; Worcester, Philippine Islands, 1898, S. 161, 170) und sind vielleicht durch die Hände der Lanuns dahin gekommen. Die Herkunftsangabe des Wiener Stücks, ‚Moros auf Luzon', beruht wohl nur auf einem Versehen, denn da sind in letzter Zeit, soviel ich weiß, gar keine Moros mehr ansässig gewesen, und früher waren es dieselben Leute, die auf Sulu, Mindanao und Nord-Bórneo sitzen.

Zu S. 348 Ihrer Abhandlung bemerke ich, dass ich wohl auf die Entwicklung des Griffs Rücksicht genommen habe (S. 8 ff.). Ich habe nicht nur die Entwicklung des Griffs innerhalb meiner Gruppen genauer besprochen, sondern auch durch die Ornamentik erwiesen, dass der Griff auf einen Simhagriff zurückgehen muss. Der genauere Weg dieser Entwicklung lässt sich nur bei ganz intimem Eingehen in sämmtliche Schwertformen Indonesiens festlegen, doch werden Sie recht haben, wenn Sie meinen, dass die Schnitzerei auf der Klingenrückenseite auf den Rachen eines Simhagriffes zurückgeht (der scheinbare Rachen hat sich dann aus der Oberkante des Simhagriffes sammt Protuberanz entwickelt).

S. 357 Ihrer Abhandlung haben Sie übersehen, dass ich die Schwerter der Timorgruppe ausführlicher behandelt habe (S. 4 f. mit Tafel VI). Das zu unserem Schwerttypus gehörige Schwert von Timor im Berliner Museum ist wirklich dort erworben, stammt aber schon deshalb sicherlich von Sulu, weil die Klinge ebenso wie die typischen Sulu-Krisse mit pfeilspitzenförmigen Gebilden in Silber eingelegt ist. Das von Holland aus dem Dresdner Museum zum Kauf angebotene ‚Timor'-Schwert ist jetzt im Leidener Museum (vgl. Rijks Ethn. Mus. te Leiden, Verslag Jan. 1897 bis Sept. 1898, S. 9).«

---

[1]) Ich verlegte eben die eigentliche Heimat, den Ursprung dieses Schwerttypus nach Mindanao und suchte darzuthun, dass er von dort aus nach Süden gewandert sei; darauf bezog sich das Wörtlein »wiewohl«, das durch ein besseres hätte ersetzt werden können. Mindanao-Sulu-Nord-Bórneo bezeichnet doch nur das heutige Verbreitungsgebiet im allgemeinen.

Im selben Briefe gibt Foy folgende schätzenswerte Ergänzungen zu seinen und meinen Ausführungen:

»Die bei Ihnen abgebildeten Schwerter unseres Typus, Fig. 75—77, gehören zu meiner ersten Gruppe (heimisch in Sulu-Mindanao-Nord-Bórneo) wegen der Feinheit und Form der Griffschnitzerei, Fig. 77 auch wegen der Form der Klingenspitze und Fig. 76 wegen der Auszackung mit Messingeinlage an der Klingenspitze, was spezieller sogar nach Bórneo weist, ebenso wie die lose befestigte Rosette sammt Metallglocke am Griffknaufe und die Scheide. Dazu gehört auch das bei Belcher, Narrative of the voyage of H. M. S. Samarang I (1848) zu S. 266—67 abgebildete Schwert.

An weiteren Abbildungen von Schwertern des in Frage stehenden Typus notierte ich mir:

Free Museum of Science and Art., Dep. of Arch. and Paleont. Univ. Pennsylv., Bulletin II (1899), S. 98, Fig. 54: Schwert von den Moros auf Mindanao.[1])

Meyrick, Abbildung und Beschreibung von alten Waffen und Rüstungen. Aus dem Englischen von G. Fincke. 1834, Pl. CXLVII, Fig. 5 und 6 (sehr ähnlich Nr. 3 in meiner Abhandlung, also von den Moros, nur unten gezackt wie die typischen Schwerter daher).

F. H. Sawyer, The Inhabitants of the Philippines (1900), Tafel zwischen S. 362/3 (Schwerter von den Moros, undeutlich).

Wilkes, U. S. Exploring Expedition V, 306 (angeblich von Manilla, gehört aber zu meiner ersten Gruppe, vgl. die Klingenspitze). Dahin gehört auch Knight, Ann. Rep. Smiths. Inst. 1879, S. 263, Fig. 90c.

Eine erste Bestätigung meiner Vermutung, dass Schwerter unseres Typus auch auf den Molukken zu finden sein werden (S. 11[b] bei mir), kommt durch Kükenthal, Im Malayischen Archipel, Forschungsreise in den Molukken und in Bórneo (1896), S. 186: ‚Dass auch längere, eigentliche Schwerter nicht fehlen (nämlich auf den Molukken), zeigt das aus dem Distrikte Galela stammende Schwert, welches Tafel V, Fig. 34, abgebildet worden ist. Es ist gestreckt, oben (d. i. vorn) etwas breiter und auch beträchtlich schwerer, so dass der Hieb eine ganz besondere Wucht erlangt, und am Rande ist es mit einigen Löchern versehen.‘ Die Klinge des Schwertes kann nur von unserem Typus, und zwar von seiner ersten Gruppe stammen, darauf weisen schon die Löcher, während die Widerhakenpartie verstümmelt ist; der Griff ist ein Simhagriff und sekundär dazu geschnitzt (auf den Molukken? oder im Heimatslande der Klinge?).

Eine weitere Bestätigung meiner Vermutung kann man, glaube ich, darin sehen, dass in einem alten Buch von Bartholomæo Leonardo d'Argencola vom Jahre 1609, deutsch als ‚Beschreibung der Molukischen Inseln‘ 1710 erschienen, S. 31 die Rede davon ist, dass die Insulaner Säbel, ‚welche sie Campilanen nennen und schwer und schneidend genug sind‘, fabrizieren. Der Name Campilan ist typisch nur für die Schwerter unseres Typus von Sulu-Mindanao-Nord-Bórneo (vgl. in meinen ‚Schwertern‘, S. 2 f.), und so wird es sich nur um eingetauschte Schwerter von dort handeln.«

In einem weiteren Schreiben vom 28. Februar 1901 fügt Foy noch folgende Ergänzungen bei, die ich ebenfalls in vollem Wortlaut wiedergebe:

»Zwei Schwerter des Typus aus der Celébes-See sind auch abgebildet in: ‚Photographs from the collections of the British Museum, taken by S. Thompson, First Series‘, Nr. 56. Das eine gehört sicher zu meiner ersten Gruppe (wegen der Widerhakenpartie an der Klingenspitze und wegen der Grifform sammt Ornamentik), und zwar wird es spezieller von Bórneo stammen (wegen der Rosette — wie am Schwert Nr. 1 in meiner Arbeit — und wegen der gleichartigen Scheide); das andre Schwert gehört ebenso sicher zu der Sangi-Gruppe (wegen der nur roh losgerissenen Widerhaken an der Klingenspitze und wegen des roheren Griffs sammt sekundärer Ornamentik).

Auf derselben Photographie sind auch drei Schwerter aus der Timorgegend abgebildet.

Dass man erwarten darf, auf den Molukken Schwerter des von mir behandelten Typus zu finden, ergibt sich auch daraus, dass nach einer alten Urkunde der König von Siao 1677 an den König von Ternate 50 Schwerter als Buße entrichten musste (vgl. BTLV. (3) 1867, Bd. II, S. 301).«

Indem ich im vorstehenden so viel als möglich Herrn Foy selbst sprechen ließ, glaube ich der Sache mehr gedient zu haben, als wenn ich diese schätzbaren Mittheilungen in eine längere Besprechung eingeflochten hätte.

Wilh. Hein.

11.

Seler, Dr. Eduard: Das Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung. Eine altmexikanische Bilderhandschrift der Bibliothèque Nationale in Paris (Manuscrits Mexicains Nr. 18—19). Auf Kosten Seiner Excellenz des Herzogs von Loubat herausgegeben. Mit Einleitung und Erläuterungen. Berlin 1900. Querfolio, VIII, 146 S. Text.

Diese altmexikanische Bilderschrift aus der Bibliothèque Nationale in Paris ist auf Kosten des Herzogs von Loubat, des unermüdlichen Förderers altamerikanischer Studien, in Paris facsimiliert worden und, mit einer Einleitung und Erläuterungen von Dr. Eduard Seler versehen, in Berlin 1900 erschienen.

[1]) Schon von mir in meiner Abhandlung angeführt.

Schon vor vielen Jahren wurde für die »Anales del Museo Nacional de México« eine Copie hergestellt, bei der aber nur zwei Blätter coloriert waren. Eine solche Copie hat seinerzeit Seler benützt, um im Jahre 1888 auf dem Amerikanisten-Congress in Berlin eine größere Arbeit über dieses interessante Tonalamatl vorzulegen, die in dem Compte rendu jenes Congresses, S. 521—735, erschienen ist. Damals handelte es sich um ein noch wenig erforschtes Gebiet, in das Seler bahnbrechend eindrang, auf dem er freilich auch später immer vorangeblieben ist. Mancher eingeschlagene Pfad mag sich als ungangbar erwiesen haben, die von ihm eröffneten Hauptwege sind aber geblieben, nur dass sie uns heute überall geebnet erscheinen und weite und klare Ausblicke gestatten, wo früher die Fülle des zusammengetragenen Materials zuweilen behindernd wirkte.

Für die jetzige Umarbeitung war es für Seler besonders wichtig, dass ein dem Aubin'schen sehr ähnliches Tonalamatl des Palais Bourbon in Paris, der sogenannte Codex Borbonicus, im Jahre vorher ebenfalls facsimiliert erschienen war. Derselbe ist viel besser gezeichnet als der Aubin'sche und viel reichhaltiger in der Symbolik, so dass manches, das in dem Aubin'schen nur flüchtig und unvollständig hingeworfen ist, hier erst zum Verständnis kommt. Außerdem enthält derselbe einen wichtigen Anhang mit Darstellungen der 18 Monatsfeste. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass außer diesem Codex alles, was sonst noch zur Erklärung dienen kann, vergleichend herangezogen ist.

Das Aubin'sche Tonalamatl hat ehedem zu der berühmten Boturini'schen Sammlung gehört, doch fehlen ihm leider, wie auch dem Borbonicus, die ersten beiden Blätter. Seler gibt über das alles im ersten und zweiten Abschnitt der Arbeit eingehende Auskunft, während im dritten Abschnitt die Bedeutung dieser Art Bilderschriften erläutert wird, die man früher irrthümlicherweise Ritualkalender nannte und für die Seler mit Recht die Bezeichnung »Schicksalsbuch« oder »das Buch der guten und bösen Tage« vorschlägt. Die erste, kürzere Bezeichnung ist wohl annehmbarer, denn das Tonalamatl diente ja thatsächlich zu augurischen Zwecken.

Seler bringt dann im vierten und fünften Abschnitt die Erläuterung der 20 Tageszeichen und der sie begleitenden Zahlen 1—13, welche die erste Reihe im Tonalamatl bilden. Über den Ursprung des Tonalamatl von 260 Tagen und der Zahl 13 stellt Seler eine neue Hypothese auf, die ich wörtlich folgen lasse. Er geht (S. 17[1]) davon aus, dass das Sonnenjahr der Alt-Mexikaner zu 365 und der Venusumlauf zu 584 Tagen in einem Verhältnis zu einander von 8 zu 5 stehen, und fährt dann fort: »Sucht man nun in dieser größeren Periode, in der Sonnenjahr- und Venusperiode gleicherweise aufgehen, sowohl die 8, als die 5, zu sondern, so findet man, dass diese größere Periode $= 5 \times 8 \times 73$ Tagen, das Sonnenjahr $= 5 \times 73$, die Venusperiode $= 8 \times 73$ Tagen ist. Ich glaube nun, dass die alten Mexikaner — oder wem sonst die Erfindung des Tonalamatl zuzuschreiben ist — aus dem Sonnenjahr und der Venusperiode eine Einheit gemacht haben, die $5 \times 73 + 8 \times 73$ oder 13×73 Tage umfasst haben würde. Nimmt man diese Periode als Einheit an, so würde die nächst höhere Periode, gemäß dem vigesimalen Zahlensystem der Mexikaner, die Periode von $20 \times 13 \times 73$ gewesen sein. Das ist der bekannte Cyklus von 52 Jahren, die mexikanische Aera. Vergleicht man nun diese Aera mit dem Sonnenjahr und mit der Venusperiode, so sieht man, dass hier die Zahl 260 der Fünf des Sonnenjahres und der Acht der Venusperiode entspricht. In dieser Weise, durch Zusammenlegung des Sonnenjahres und der Venusperiode, sind, wie ich glaube, die Mexikaner, oder wer sonst den Kalender erfunden hat, auf die Zahl 13 und auf das Tonalamatl von 260 Tagen gekommen.«

Seler scheint hiernach anzunehmen, dass vor der Erfindung des Tonalamatl der bekannte mexikanische Kalender von 365 Tagen mit seiner Grundlage von 20 Tageszeichen und 13 Begleitzahlen noch nicht bestanden hat. Mir ist diese Annahme nicht verständlich, denn um solche rechnerische Operationen und Combinationen vornehmen zu können, wie er sie voraussetzt, mussten doch schon genaue Beobachtungen der betreffenden astronomischen Vorgänge nicht nur gemacht, sondern auch durch längere Zeiträume hindurch registriert worden sein, beziehungsweise man muss eine Zeitrechnung, einen Kalender gehabt haben. Wie ein solcher beschaffen gewesen sein kann, ohne jene Grundzahlen 20 und 13, vermag ich mir nicht recht vorzustellen, d. h. für Alt-Mexico.

Sehr ansprechend und klar erscheinen mir dagegen die in den Abschnitten 6—9 gegebenen Auseinandersetzungen über die Verwendung der 9 und 13 Gottheiten im Tonalamatl und ihr Parallelismus mit den 9 Nacht- und 13 Tagesstunden, wie es schematisch auf Seite 31 dargestellt ist. Diesem Parallelismus gesellt sich dann noch der weitere mit den 9 Unterwelten und den 13 Himmeln hinzu. Merkwürdigerweise sind die 13 Tagesherren in der reihenförmigen Anordnung des Tonalamatl nur in dem von Aubin und in dem Borbonicus vertreten, und denselben ist sogar noch eine vierte Reihe von 13 fliegenden Wesen hinzugefügt (Reihenfolge: 6 Vögel, 1 Schmetterling, 6 Vögel), die für sich allerdings auch im Codex Borgia zu finden sind. Im Aubin'schen Tonalamatl erscheinen diese geflügelten Wesen als die Verkleidung mehr weniger deutlich erkennbarer Gottheiten, deren theilweise Identificierung durch Seler gelungen ist, die aber nur theilweise Übereinstimmung mit den 13 Tagesherren darbieten, so dass ihre Bedeutung an dieser Stelle und in dieser Form noch nicht recht klar ist.

Im Abschnitte 10 kommen dann die Gottheiten zur Besprechung, welche die 20 sogenannten Wochen von je 13 Tagen regieren und die, umgeben von bezüglichen Symbolen und meist auch begleitet von einer zweiten Gottheit, das Hauptbild auf jeder Seite des Tonalamatl bilden. Diese Regenten entsprechen denen der 20 Tageszeichen, nur fällt der 11. der letzteren, *Macuil xochitl*, in der Reihenfolge aus, für den am Ende der Reihe eine andere Gottheit angefügt wird.

Bei der Reichhaltigkeit der Götterwelt der in Mexico ansässigen Stämme in der vorspanischen Zeit und bei der, besonders durch Wanderungen, theils friedlich, theils durch Eroberung erfolgten Durchmischung dieser Stämme ist es nicht zu verwundern, wenn das Bild der einzelnen Gottheit nach den Überlieferungen zuweilen etwas verworren erscheint. Die spanischen Überlieferer waren oft gar nicht in der Lage, die ihnen gewordenen Auskünfte kritisch zu prüfen, beziehungsweise zu sondern. Ich gebe nun ohne weiteres zu, dass Seler nach dieser Richtung hin schon viel Klarheit geschaffen hat, aber es liegt in der Schwierigkeit der Aufgabe, dass noch viel Unklarheit vorliegt. und dass man im Einzelfalle verschiedener Ansicht sein kann. Die Reichhaltigkeit des im Abschnitt 10 zusammengetragenen Materials für die Deutung der verschiedenen Gottheiten und ihrer Symbole kann ich nicht im einzelnen besprechen; ich will nur ein Beispiel anführen, aus dem sowohl die in Betracht kommenden Schwierigkeiten, wie auch die Möglichkeit einer verschiedenen Deutung horvorgeht. Doch ehe ich das thue, muss ich meinen Standpunkt über die Benutzung der einschlägigen Bilderschriften darlegen, weil schon darin ein Anlass zu abweichender Beurtheilung liegen kann.

Die Bilderschriften lassen sich nach ihrem ethnisch verschiedenen Ursprung, wie Seler das schon mehrfach gethan hat, ohne große Schwierigkeit in einige große Gruppen bringen, von denen hier nur die sogenannte mexikanische Gruppe in Frage kommt. Zu ihnen gehören zunächst das Tonalamatl Aubin, der Codex Borbonicus und der Telleriano-Remensis, beziehungsweise die Copie vom letzteren, der Vaticanus A. Schon diese drei zeigen unter sich, wenn auch weniger in ihrem allgemeinen Charakter, als in der Art der Ausführung Verschiedenheiten, von denen ich nicht entscheiden möchte, ob sie nur einer Verschiedenheit des Könnens ihrer Verfertiger entspringen, oder ob sie auch localen Ursprungs sind. Diesen reiht Seler nun in der vorliegenden Arbeit auch die unter einander dem Charakter, wenn auch nicht der Ausführung nach zusammengehörigen Codices Borgia und Vaticanus B an, die er als Borgia-Gruppe zusammenfasst. In seiner schönen Arbeit über »die Wandmalereien in Mitla« hat Seler in überzeugender Weise dargelegt, dass die Verfertiger des Codex Borgia zu den Naua-Völkern gehört haben müssen, aber nicht zu dem Zweige, der auf dem Hochplateau Mexicos ansässig war, sondern zu einem südlicher ansässigen Theile dieser Völker, der als Träger der sogenannten Tolteken-Cultur gekennzeichnet wird. In der vorliegenden Arbeit erklärt nun Seler (Seite 73[1]), dass die Verfertiger der Borgia-Gruppe mexikanisch redende Leute gewesen sein müssen, weil in diesen Codices das Symbol *teoatl tlachinolli* vorkommt, das einer Phrase entspricht, die nur in der mexikanischen Sprache als symbolischer Ausdruck für »Krieg« bekannt ist. Ich komme noch auf diese Beweisführung zurück, möchte aber bemerken, dass das Wort »mexikanisch« leicht zu Missverständnissen Anlass geben kann. Weil die Mexica oder Azteca zur Zeit der Eroberung die machthabende Stellung einnahmen, hat man die Sprache »mexikanisch« anstatt richtiger *nauatl* genannt. In Wirklichkeit bestand doch jener Theil der auf dem Hochplateau wohnenden Naua aus recht verschieden gearteten Völkern, und es wäre sehr verkehrt, wollte man für Fragen, wie die hier behandelten, die verschiedenen Culturcentren wie Tenochtitlan, Chalco, Tezcuco u. s. w. unter der Bezeichnung »mexikanisch« zusammenfassen. Auf die Bilderschriften zurückkommend, geht Seler beispielsweise zur Erklärung gewisser Fragen gerne von dem reichhaltigeren und besser gezeichneten Codex Borgia aus, der für mich aber ein weit höher entwickeltes, reicheres Culturleben vertritt als z. B. der in seiner Art auch besser gezeichnete Codex Borbonicus (gegenüber dem Tonalamatl Aubin). Trotz mancher Übereinstimmungen möchte ich beide doch strenge auseinanderhalten und gerade auf Grund solcher Verschiedenheiten, deren genaue Feststellung und Bedeutung im einzelnen noch aussteht, halte ich es in bestimmten Fragen für gefährlich, Beispiele aus den verschiedensten Bilderschriften heranzuziehen, sofern sie nicht absolute Übereinstimmung zeigen, wie das aus der nunmehr folgenden Besprechung hervorgehen dürfte, der ich die 9. Woche *ce couatl* zu Grunde lege.

Der Regent der 9. Woche und des 9. Tages *atl* ist *Xiuhtecutli*, der Feuergott. Wie Seler richtig bemerkt, bestehen zwischen dem Wochenzeichen »Schlange« und dem Tageszeichen »Wasser« natürliche Beziehungen. Seler sagt nun (Seite 71[1]), dass es scheine, als ob auch hier der Feuergott rein seiner Gegensätzlichkeit halber Regent dieser Zeichen geworden wäre; das sei aber nicht der Fall, weil die Mexikaner bei *atl* »Wasser« nicht bloß an das bewegliche Element gedacht hätten. Er fährt dann fort: »*Atl* ‚Wasser' selbst ist erst ein abgeleiteter bildlicher Ausdruck, der ursprünglich etwa ‚das Schießende' bedeutet. Abgeleitet von einem Zeitworte *a*, das in dem Sinne von ‚schießen, Speerwerfen' in der That gebraucht wurde.« Als Ableitungen von diesem Zeitworte werden angeführt *atlatl*, »womit man schießt«, »das Wurfbrett«, *atic mitl* »der geflügelte Pfeil«, ferner auch das Nomen *atl* »das Speerwerfen«, »das zwar in dieser Bedeutung allein, wie es scheint, nicht mehr gebraucht wurde, wohl aber in der Verbindung *atl tlachinolli* ‚Speerwerfen und Verbrennen der

Felder', einem bekannten, viel gebrauchten, symbolischen Ausdruck für Krieg«. Seler fügt noch hinzu, dass für diesen symbolischen Ausdruck auch häufig *teoatl tlachinolli* gesagt wird, dass aber die Silbe *teo* hier »echt« bedeuten soll, also das echte, das wahre Wasser, d. h. Speerwerfen. Zum Beweis dafür, dass man bei dem 9. Zeichen *atl* nur diese Bedeutung im Sinne gehabt habe, weist Seler noch darauf hin, dass der Interpret des Codex Vaticanus A (einer Copie des Telleriano-Remensis) den Feuergott ausdrücklich als »advocato della guerra« bezeichnet hat. Diese ganze Beweisführung Selers lässt sich dahin zusammenfassen, dass die Phrase *atl-* oder *teoatl tlachinolli* mit Speerwerfen und Feldbrand zu übersetzen ist, mithin Krieg bedeutet, und dass dies als Symbol bei dem Feuergotte *Xiuhtecutli*, der auch ein Kriegsgott ist, sehr wohl am Platze ist.

Da Seler die mexikanische Sprache beherrscht, so muss ich seine sprachlichen Auseinandersetzungen als richtig annehmen, nur möchte ich zu der Übersetzung der Silbe *teo* bemerken, dass mir selbst aus den von ihm angeführten Beispielen nicht die Nothwendigkeit hervorzugehen scheint, sie mit »echt« zu übersetzen, anstatt mit »göttlich« oder »kostbar«, wie es bei vielen anderen damit zusammengesetzten Wörtern geschehen muss. Doch das ist ziemlich nebensächlich, wichtiger ist mir die Deutung des Feuergottes zugleich als Kriegsgott. Die angeführte Notiz des Interpreten des Codex Vaticanus A ist für mich nicht beweiskräftig, denn meiner Ansicht nach hat ihn nur das *xiuhatlatl* (das Türkiswurfbrett) in der Hand des Gottes dazu verleitet, weil ein solches nicht nur bei echten Kriegsgöttern wie *Uitzilopochtli*, sondern auch bei anderen, wie z. B. *Quetzalcouatl*, vorkommt. Es soll doch in solchen Fällen wohl nur andeuten, dass der Gottheit auch den Menschen schädigende, verheerende Eigenschaften inne wohnen, was ja beim Feuergotte leicht verständlich ist. Außerdem glaube ich aber nachweisen zu können, dass das Symbol *atl tlachinolli* in den herangezogenen Darstellungen nicht zu *Xiuhtecutli* gehört.

Die Phrase *teoatl tlachinolli* oder *atl tlachinolli* ist nach Molinas Wörterbuch eine Metapher für Krieg oder Schlacht, und bei dem Worte *atl* steht allerdings unter anderen Bedeutungen auch das Wort »Krieg«, wodurch Selers Ableitung Bestätigung findet. Das Wort *tlachinolli* bedeutet »angebranntes Feld«, also kürzer »Feldbrand«, und seine Anwendung in der besagten Phrase ist leicht verständlich, weil man das Abbrennen der Felder nicht nur zur Vorbereitung der Aussaat, sondern auch zur Schädigung des Feindes ausübte. Die Anwendung des Wortes *atl* oder *teoatl* ist nach Selers Deutung auch ohne weiteres verständlich; es könnte nur das Bedenken auftreten, wie man denn bei der Darstellung die verschiedenen Bedeutungen des Wassers kennzeichnen konnte. Seler führt an anderer Stelle als Beweis für seine Deutung des Wortes *atl* in der Phrase *atl tlachinolli* noch an, dass dazu das Anbringen von Pfeilen oder Speeren in der Zeichnung des Wassers benützt ist. Wie aus meiner eingehenden Besprechung der Abbildungen hervorgeht, ist das da, wo das Symbol zusammenhängend dargestellt ist, nicht der Fall, sondern nur da, wo es getrennt vorkommt. Daraus ziehe ich den Schluss, dass die verbundene Darstellung von Wasser und Feldbrand ein für allemal nur für jene Metapher für »Krieg« galt, also auch keines besonderen Kennzeichens bedurfte, dass hier das Wasser Speerwerfen bedeuten soll. Da es nun für Krieg ein eigenes Wort *yaoyotl* und eine eigene Hieroglyphe »Schild mit Obsidianschwert oder Speeren« gibt, so drängt sich zunächst die Frage auf, ob nicht in der Bedeutung des eigentlichen Wortes für Krieg und der Metapher *teoatl tlachinolli* ein Unterschied liegt, eine Frage, die um so berechtigter ist, als ja die symbolischen Darstellungen durchaus verschieden sind. Ich möchte nun diese Verschiedenheit der Bedeutung wie folgt präcisieren. *Yaoyotl* ist der allgemeinere Begriff »Krieg«, während die Metapher etwas Besonderes mit dem Kriege Verknüpftes bezeichnet. Schon Preuß[1]) macht im Anfange seiner unten bezeichneten Arbeit darauf aufmerksam, dass in der Regel die Hieroglyphe für *yaoyotl* in den Codices historischen Inhalts, das Symbol *teoatl tlachinolli* in denen religiösen Inhalts vorkommt. Im besonderen meine ich nun folgendes: Abgesehen von den äußeren Veranlassungen zum Kriege und den aus demselben hervorgehenden Gebietserweiterungen, dem Auferlegen von Tributen und der allgemeinen Machterweiterung, was Alles den Krieg im allgemeinen kennzeichnet, wurde noch der besondere Zweck verfolgt, Kriegsgefangene zu machen, um den Göttern Opfer darbieten zu können, eine Gepflogenheit, die besonders von den Azteken zu einer so erschreckenden Höhe gebracht worden ist. Das war ein ausschließlich religiöser Zweck, für den man sehr wohl auf die Idee kommen konnte, in den religiösen Bilderschriften, wo es gerade angebracht war, nicht das allgemeine, sondern ein besonderes Symbol anzuwenden. Warum man dazu gerade jene Metapher, das *teoatl tlachinolli*, benützte, mag dahingestellt bleiben; die Frage hat auch weniger Bedeutung. Prüfen wir nun einmal, wie sich die von Seler herangezogenen einzigen Beispiele aus den Bilderschriften zu dieser meiner Annahme verhalten.

Zuerst hat Seler meines Wissens das betreffende Symbol in »Die Mexikanischen Bilderschriften Alexander von Humboldts«, Berlin 1893, Fragment III und IV, nachgewiesen. Diese Fragmente bilden, wie Seler daselbst nachweist, Theile einer großen Bilderschrift aus der Sammlung Boturinis, die aus Huamantla,

---

[1]) Dr. K. Th. Preuß, Die Hieroglyphe des Krieges in den mexikanischen Bilderhandschriften. Zeitschrift für Ethnologie, XXXII, 1900, Heft IV.

Provinz Tlascallan, stammen soll und eine Schlacht zwischen einheimischen Stämmen darstellt; es soll darauf auch die Ankunft von Cortez gezeichnet gewesen sein, so dass diese Bilderschrift wohl kurz nach der spanischen Eroberung oder während derselben angefertigt ist. Auf dem größeren Fragment sieht man zunächst zwei verschlungene Bänder, deren eines blau, mit den bekannten schwarzen Wirbel- und Linien-Zeichnungen des Wassers und an den Seiten und am Ende mit Ausläufern versehen ist, an denen weiße Scheiben (Tropfen?) und Schneckengehäuse hängen. Dies ist genau die in den Bilderschriften übliche Darstellung für Wasser. Das andere Band ist abwechselnd in graue und gelbe Felder getheilt, die reihenweise hufeisenförmige Figuren und Punkte in respective Schwarz und Roth enthalten. Es endet in eine blütenkelchartige, rundlich ausgezackte Figur. Das Feld oder der Acker wird ebenso dargestellt, nur pflegen dann die gelben Felder grünlich oder bräunlich zu sein. Die gelbe Farbe mit rother Zeichnung bedeutet immer »brennend« oder »mit Feuer in Verbindung stehend«, so dass die Übersetzung dieses Bandes mit »Feldbrand« wohl unantastbar ist. Ich füge noch hinzu, dass bei der Hieroglyphe Feld oder Acker die hufeisenförmigen Figuren häufig die Form eines spitzen Winkels annehmen und dass auch die Punkte zuweilen ganz fehlen oder allein vorhanden sind. Das sind Abweichungen, die wohl mit mehr weniger flüchtiger Zeichnung zusammenhängen. Dies Symbol steht auf dem betreffenden Blatte dreimal senkrecht untereinander. Rechts davon steht ebenfalls senkrecht untereinander eine Reihe Krieger in kämpfender Stellung, und Pfeile oder Speere kommen von der linken Seite des Symbols auf sie zugeflogen, so dass man annehmen muss, dass auch dort Krieger, d. h. die feindliche Partei, gestanden sind. In der That sieht man auf dem Reste des hier abgerissenen Blattes noch Spuren von nach rechts gerichteten und von rechts kommenden Pfeilen oder Speeren. Ich bemerke dazu, dass diese Pfeile oder Speere das Symbol selbst nicht berühren. Hinter den Kämpfenden sieht man noch Krieger, die Gefangene fortführen u. a., was hier nicht erörtert zu werden braucht. Die Darstellung ist so für sich selbst sprechend, dass das Hinzufügen eines Symbols, welches Krieg bedeutet, ziemlich überflüssig erscheint; es geschieht das in den historischen Codices auch sonst nicht, wo der Kampf dargestellt wird, sondern man zeichnet die Kriegshieroglyphe nur da, wo man den Krieg andeuten will. Hier ist nun das Symbol *atl tlachinolli* zwischen die Kämpfenden eingefügt, und zwar, wie ich hervorheben will, in besonders deutlich und schön ausgeführter Form, die wohl als typisch gelten kann. Es mag das bedeuten sollen, dass in diesem Kriege viele Kriegsgefangene gemacht wurden, die ja auch gezeichnet sind, und in dem begleitenden Texte Selers steht in dem Katalog, der die Boturinischen Handschriften kurz nach ihrem Inhalt beschreibt, unter anderem, dass in der completen Handschrift durch die eingezeichneten Blutströme nicht nur die Grausamkeit des Krieges, sondern auch die Opferung der Gefangenen angedeutet ist. Eine andere Deutung möchte ich noch anführen, die möglich wäre, auf die ich aber kein besonderes Gewicht legen will, denn die Beglaubigung dafür ist bestritten und bestreitbar. Ixtlilxochitl erwähnt in seiner Historia de los Chichimecas, cap. 41, und wohl nach ihm Duran in seiner Historia, cap. 28, jenes merkwürdige Abkommen der guerra sagrada oder florida, d. h. der heilige oder blühende Krieg. Der Anlass dazu war folgender: Erst war eine große Überschwemmung, verursacht durch starken Schneefall, dann folgten anhaltende Dürre und im Gefolge Hungersnoth (1450—1454), worauf ein sehr fruchtbares Jahr kam. Die mexikanischen Priester hatten, um den Zorn der Götter zu besänftigen, mehr Menschenopfer verlangt, und darauf wurde zwischen den Königen von Mexico, Tezcuco und Tlacopan einerseits und Tlascallan, Huexotzinco und Cholollan anderseits jenes Abkommen getroffen, auf vereinbartem Terrain und in bestimmten Zwischenräumen Kriege zu veranstalten. Sie sollten für den Sieger keinerlei Gebietserweiterungen oder sonstige Vortheile bringen, sondern hatten den ausgesprochenen Zweck, die Jugend für den Krieg auszubilden und frische und genügende Opfer für die Götter in den Kriegsgefangenen zu bekommen. Da keine anderen Autoren aus jener Zeit die Sache erwähnen und die bekannten historischen Codices wie der von Mendoza und der Telleriano Remensis derartiges auch nicht verzeichnen, so hat man die Sache bestritten. (Vgl. auch Orosco y Berra, Historia de Mexico, Bd. III, S. 286—289.) Wäre dieses Abkommen auch nur bedingterweise wahr, so würde das hier besprochene Blatt, das ja aus der Provinz Tlascallan stammt, vielleicht die Darstellung eines solchen Kampfes sein, und auch das Symbol *teoatl tlachinolli* könnte in seiner Bedeutung nicht unschwer darauf zurückgeführt werden. Das *atl* entspräche der Überschwemmung oder dem Regen, der in der Folge das fruchtbare Jahr hervorbrachte, während *tlachinolli* der Dürre, beziehungsweise der Hungersnoth entspräche.

Im Tonalamatl Aubin sieht man unzweifelhaft dasselbe Symbol, nur kleiner und etwas einfacher gehalten, aus dem Kopfe des Gottes der Morgendämmerung, des Morgensterns (Venus), *Tlauizcalpan tecutli* hervorkommen, der in der 9. Woche dem Feuergotte *Xiuhtecutli* gegenüber gestellt ist. Seler will, wie ich schon sagte, das Symbol auf die kriegerischen Eigenschaften des *Xiuhtecutli* beziehen, während es hier sich doch zweifelsohne auf *Tlauizcalpan tecutli* bezieht. Dieser Gott gilt unter ähnlichen Formen, wie er hier dargestellt ist, d. h. besonders gekennzeichnet durch die Sternennacht-Maske, den *Tlaskalteken* als Jagd- und Kriegsgott, so dass das *atl tlachinolli*-Symbol, wenn es nur »Krieg« bedeutet, hier ganz gut angebracht wäre. *Tlauizcalpan tecutli* soll hier aber nach Selers Ansicht der Gott der Morgendämmerung sein,

wie das Seite 80 sehr hübsch entwickelt und belegt wird. In seine Gewandung waren die geopferten Krieger gekleidet, die ja nach ihrem Tode Begleiter der Sonne bei deren Aufgang bis Mittag werden, so dass hier *Tlauizcalpan tecutli* insbesondere »Kriegertod« bedeuten soll. Diese Deutung Selers passt nun, wie mir scheint, ausgezeichnet zu meiner Annahme, dass das Symbol *atl tlachinolli* dem besonderen Zwecke des Krieges, Gefangene zu machen, beziehungsweise Opfer für die Götter zu gewinnen, entspricht.

Zwischen den beiden Gottheiten befindet sich nun außerdem unter anderen Symbolen nochmals allein das unverkennbare *tlachinolli*-Symbol, dem an einer Kante noch zur Verdeutlichung Feuer-, beziehungsweise Rauchzungen angefügt sind. Das soll meiner Ansicht nach nur das Kriegertod-Opfer dem Feuergotte näher bringen, wie das noch deutlicher aus der parallelen Darstellung im Codex Borbonicus hervorgeht, die ich nunmehr besprechen will. Das verschlungene Symbol befindet sich hier nicht am Kopfputze des *Tlauizcalpan tecutli*, sondern getrennt davon; allerdings in ungefährer Richtung, als ob es demselben entspränge, ist ein gewöhnlicher Wasserstrom gemalt, in dem nur zwei Pfeile gewissermaßen den raschen Lauf und die Richtung andeuten. Dann schließt sich dem herabhängenden Ende der Schambinde des *Tlauizcalpan tecutli* das dem Feldbrand entsprechende Band an, das, sich nach oben biegend, zwischen die beiden Gottheiten zu stehen kommt. Es ist auf beiden Seiten mit Rauch-, beziehungsweise Feuerzungen besetzt, sonst ebenso gezeichnet wie im Aubin, wird aber oben unterbrochen durch einen Thronsessel *teoicpalli*, auf dem Federballen liegen. Auf diesem Sessel steht eine Opferblutschale *quauhxicalli*, aus der Kasteiungsinstrumente und ein in den Feuerfarben gehaltener Schmetterling mit dem Kopf nach oben hervorragen. Das eigentliche Ende des Feldbrandsymbols ist meiner Ansicht nach nicht der Schmetterling, wie Seler will, sondern man sieht es deutlich an der linken Seite des *quauhxicalli* hervorragen. Dieses Ende hat in allen Darstellungen beider Codices eine weniger blütenkelchartige Form, wie die des Humboldt-Manuscriptes, sondern eine mehr flammenartige Form, weil die Zacken länger und zugespitzt sind. Seler nennt es Seite 72[2] eine stilisierte Flammen-Feuerblüte *tlexochtli* und hält auch den Schmetterling für ein Synonym. Ich meine, die Sache liegt so, dass die Zeichnung im Humboldt-Manuscript die correctere ist und für die Flamme eine Blume gibt, also »Feuerblüte«. Durch Ideenverbindung fügt man solchen Blüten auch zuweilen einen feurigen Schmetterling an, weil ja Blume und Schmetterling auch für jene Völker ein unzertrennlicher Begriff waren. Auf der hier besprochenen Darstellung ist die Sache fraglich; dagegen sieht man auf dem Bilde der 18. Woche im Codex Borbonicus am Hinterkopfe der Göttin *Chantico* oder *Quaxolotl* das *atl tlachinolli*-Symbol, bei dem das »Feldbrandband« in eine blütenkelchartige Figur endet, und erst auf dieser sitzt der Feuer-Schmetterling. (Nebenbei gesagt kommt das Symbol bei derselben Göttin auch in den Codices Aubin und Telleriano Remensis vor, und seine Bedeutung wird wohl eine verwandte sein.) Um auf die Darstellung des Symbols zurückzukommen, so ist auch hier im Codex Borbonicus dasselbe in directe Beziehung zu *Tlauizcalpan tecutli* gebracht, und die getrennte Darstellung ist eine Variante, beziehungsweise sie entspricht einer Freiheit, die sich der Künstler genommen hat. Der Thronsessel und das Opferblutgefäß mit Kasteiungsinstrumenten bedeuten wohl nur eine Vermehrung der dem Feuergotte dargebrachten Opfer.

Das von Seler herangezogene Bild der 9. Woche im Codex Borgia enthält nun nicht das vermeintliche *atl tlachinolli*-Symbol, wenigstens nicht in den bisher unverkennbaren und unter sich sehr ähnlichen Formen. Die Reproduction dieses Blattes gibt Seler auf Seite 72. *Xiuhtecutli*, der Feuergott, sitzt vorgebeugt auf seinem Thronsessel und lässt sich gewissermaßen den Geruch eines von unten schräge zu ihm emporsteigenden Gebildes in die Nase ziehen, das aus einer Doppelreihe von nach rechts und links sich kräuselnden Rauch-, beziehungsweise Feuerzungen besteht. Von diesem Gebilde zieht sich treppenförmig nach links hinauf ein Wasserstrom, der an seinen Ausläufern anstatt mit Tropfen und Schneckengehäusen mit gelben Figuren besetzt ist, die, wie Seler richtig bemerkt, dem Symbol *cuitlatl* ähnlich sehen. In der Mitte des Stromes sieht man den Scorpion, ebenfalls ein Feuersymbol, und außerdem sind zweimal, quer über den Strom liegend, Pfeile gezeichnet. Die entsprechende Darstellung im Codex Vaticanus B ist identisch. Es fehlt in dieser Darstellung ganz entschieden das *tlachinolli*-Feldbrand-Symbol, und auch das Wasser *atl* oder *teoatl* ist anders beschaffen, d. h. charakterisiert. Der äußeren Anordnung nach findet man eine dem *atl tlachinolli*-Symbol ähnlichere Figur auf Blatt 50 desselben Codex in der Hand der Göttin *Teteo innan*. Es sind zwei, an der Basis verschlungene Gebilde, von denen das eine blau und deutlich als Wasser charakterisiert ist, während das andere gelb mit weiß berandet und mit Ausläufern versehen ist, die Federdaunenballen tragen. Also auch hier fehlt der Feldbrand. Eine dementsprechende Zeichnung fehlt im Codex Vaticanus B. Bei der Göttin *Chantico* in der 18. Woche fehlt ein derartiges Symbol überhaupt in der Codex Borgia-Gruppe. Ich will dagegen noch aus dieser Gruppe die Darstellung der Symbole bei *Xiuhtecutli* als Regenten des 19. Tages anführen, die Seler auch heranzieht. Man sieht oben ein brennendes Haus, in dem ein Mensch liegt. Von der Basis des Hauses geht rechts ein Wasserstrom ab, der winkelig nach oben gebogen ist und in dem drei Figuren stehen, die wohl Rauch- und Flammenzungen bedeuten sollen. Es decken sich in der Codex Borgia-Gruppe also die Bilder und Symbole *Xiuhtecutlis* von dem 9. Tage und der 9. Woche insoferne, als Wasser und Feuer dabei vertreten sind, das

eigentliche *tlachinolli*-Symbol fehlt aber wie gesagt, und auch das Wasser ist anders charakterisiert. Darnach muss es mir fraglich erscheinen, dass den Verfertigern der Codex Borgia-Gruppe von Bilderschriften die Phrase *teoatl tlachinolli* bekannt gewesen sei, wenn ich auch sonst die Verwandtschaft mit der mexikanischen Gruppe in vielen Beziehungen anerkenne. Erwähnen will ich noch, dass *Tlauizcalpan tecutli* auch hier dem Feuergotte gegenüber sitzt, dass aber jene Zeichnung von Feuer- und Wasser-Symbolen nicht direct mit ihm in Verbindung gebracht ist, so dass es auch deshalb fraglich erscheint, ob hier das Kriegertodopfer überhaupt zum Ausdruck gebracht ist.

Wie getheilt die Ansichten über derartige Fragen sein können, das beweist die schon erwähnte, an sich sehr interessante und nach manchen Richtungen hin belehrende Arbeit von Preuß, die ja im wesentlichen auf die Vorarbeiten Selers begründet ist. Es ist hier nicht der Ort, diese Arbeit eingehender zu besprechen; ich will nur dasjenige, was hier besonders interessiert, hervorheben. Preuß übergeht die eigentliche Bedeutung des Wortes *tlachinolli* = Feldbrand, wie sie aus den herangezogenen Darstellungen unzweifelhaft ist. Er hebt vielmehr die darin vorkommenden Zeichen, die er »kleine Häkchen« nennt, hervor und führt dieselben unter Zuhilfenahme verschiedener anderer Zeichen zu Entwicklungsreihen, deren Endergebnis ein Schmetterling ist. Derselbe Schmetterling, der, wie ich gezeigt habe, nur zuweilen dem Ende des *tlachinolli*-Symbols hinzugefügt ist, und den Seler der Bedeutung »Feuerflamme« als gleichwertig zur Seite stellt. Das Feuer ist ihm also die Hauptsache, und zwar, wie es scheint, das vulcanische Feuer, so dass er am Schlusse seiner Arbeit zu folgenden Thesen kommt, die ich für nicht richtig halte.

1. *atl tlachinolli* bedeutet Wasser und — wahrscheinlich — von vulcanischem Feuer durchzogene oder getränkte Erde. Gelegentlich tritt für das zweite Element die Bedeutung »dürre Erde« ein.

2. Symbol dafür ist ein Wasserstrom und der Schmetterling in ausgeführter oder rudimentärer Gestalt (als Halbmond, Häkchen u. s. w.).

3. Das Symbol umfasst alle Seiten in der Thätigkeit der Erdgottheiten, respective Erde, sowohl Fruchtbarkeit, wie Dürre und Krieg.

Er fügt dann noch hinzu, dass jeder Theil des Symbols für sich das ganze Symbol ausdrücken kann, hält es aber für nicht sicher entschieden, wenn auch wahrscheinlich, dass in den wenigen Fällen, wo das Symbol vollständig auftritt, die Bedeutung »Krieg« vorliegt. In dem Falle müsse der Krieg als vornehmste Thätigkeit der Erde gegolten haben, die möglicherweise auf das vulcanische Feuer gegründet sei. Ich übergehe die übrigen Theile der Ergebnisse, weil sie mit der hier erörterten Frage nichts zu thun haben.

Ich muss diese etwas langathmige Besprechung der wie immer gewissenhaften und gedankenvollen Arbeit Selers hier abschließen, und wenn ich auch keinen Anspruch erhebe, mich solchem Schaffen und solchem intimen Verständnis wie das Selers zur Seite zu stellen, so weiß ich doch, dass ihm und der Sache mehr damit gedient ist, abweichende Ansichten zum Ausdruck zu bringen, als kritiklos anzuerkennen. Ich will nur noch den Wunsch aussprechen, dass es Seler gelingen möge, die im Schlusscapitel der hier besprochenen Arbeit aufgeworfene Frage zu lösen, die Frage nämlich, die ich hier nur kurz dahin zusammenfassen will: Wo der Ursprung des Kalenders zu suchen ist, ob bei den Maya, oder bei den Völkern, die Urheber der Codex Borgia-Gruppe von Bilderschriften sind?

Ende Jänner 1901. Hermann Strebel.

12.

Fewkes, J. Walter: A theatrical performance at Walpi. (Proceedings of the Washington Academy of Sciences. 1900, Bd. II, S. 605—629.) Mit 3 Tafeln.

Im Frühling 1900 war es dem unermüdlichen Erforscher des Lebens und der Bräuche der Hopi-Indianer möglich, das Schauspiel der großen Schlange zu Walpi in Arizona zu beobachten, dessen sechs Acte er in der vorliegenden Schrift ausführlich beschreibt. Fewkes bezeichnet diese Aufführung als Drama und nicht als religiöse Ceremonie, weil die Abzeichen *tiponi* der religiösen Bruderschaften fehlten, weil es keine Altäre gab, auf welchen die *tiponi* aufgestellt werden, weil keine federgeschmückten Stäbe *paho* zur Verwendung kamen und weil auch keine »Medicin« gemacht wurde. Die Darsteller waren nicht auf Mitglieder einer bestimmten Bruderschaft beschränkt, und es konnten alle Männer, Weiber und Kinder zusehen mit Ausnahme der schwangeren Frauen; allerdings durfte kein Weib irgend einen Theil der Darstellungen der großen Schlange berühren. Die bei den Aufführungen verwendeten »Paraphernalia« waren nicht alt, ja zwei neue Schlangenfiguren waren erst im Berichtsjahr gemacht worden. Dies alles entkleidet die beschriebene Aufführung des rein religiösen Charakters, obwohl ceremoniöses Wesen das ganze Leben der Hopi durchdringt und also selbstverständlich auch hier zum Ausdruck kommt. Bemerkenswert ist, dass die weiblichen Rollen mit Ausnahme eines Actes von Männern gegeben wurden.

Die große Schlange, deren Abbilder in der besprochenen Schaustellung die größte Rolle spielen, ist ein übernatürliches Wesen, das mit der Sintflutsage der Hopi in innigster Verbindung steht. In alten Zeiten,

als die Hopi noch im fernen Süden an einem Orte Palatkwabi wohnten, erhob sich einmal mitten aus dem Dorfplatze eine Schlange gegen den Himmel und zog eine große Flut hinter sich, welche die Hopi zur Auswanderung nach dem Norden zwang. Diese Begebenheit wird im sechsten Act in Erinnerung gebracht, wenn plötzlich aus zwei Kürbissen mittels feiner Schnüre zwei mächtige Schlangen emporgezogen werden.

Fewkes neigt der Ansicht zu, dass die heutige Schlangenaufführung der Hopi mit jener der alten Tolteken einen gemeinsamen Ursprung habe. Die Tolteken, welche als die Träger des Schlangencults betrachtet werden können, stammten aus dem nördlichen Mexico, wo sie an einem Orte Tlapallan, Platz des rothen Landes, wohnten. Die Hopi wohnten, wie die erwähnte Sintflutsage berichtet, im fernen Süden, also wohl im nördlichen Mexico, an dem Orte Palatkwabi, dessen Name aus *palampû* roth und dem Locativ *obi* zusammengesetzt ist. Tlapallan und Palatkwabi sind demnach Synonyme. Fewkes glaubt übrigens auch Rudimente des altmexikanischen Quetzalcoatlcults in dem Hopidrama der großen Schlange zu finden.

Dies des näheren zu untersuchen, wäre Sache der Specialisten; es lässt sich aber schon jetzt mit Sicherheit annehmen, dass die Hopi mit den alten Tolteken in einem ganz nahen Zusammenhang stehen.

Wilh. Hein.

13.

Fewkes, J. Walter: The New-Fire Ceremony at Walpi. (The American Antropologist. [Neue Serie.] New York 1900, Bd. II, S. 80—138.) Mit 5 Tafeln.

Eine der wichtigsten Ceremonien ist die alljährlich im November veranstaltete Entzündung des neuen Feuers, die alle vier Jahre mit einer größeren Reihe von religiösen Vorgängen verknüpft ist, deren bedeutendster die Aufnahme von Novizen in eine der vier an der Neufeuer-Ceremonie betheiligten Bruderschaften ist. In diesem Falle heißt sie *naacnaiya* (*c* = sch). Die vier Bruderschaften, deren jede einen Vorsitzenden hat, sind die *Tataukyamû*, *Wüwütcimtû*, *Aaltû* und *Kwakwantû*, die in besonderen Versammlungsräumen *kiva*, in die man von oben auf einer Leiter hinabsteigt, die Ceremonie feiern. Auffällig ist, dass sie in den Jahren 1892, 1893 und 1898, in welchen sie beobachtet wurde, immer an denselben Tagen stattfand, und zwar am 8. November die Rauchversammlung *tcotcoñyuñya*, am 9. die Ankündigung *tiyuñava*, am 13. die Versammlung *yuñya*, am 14. die allgemeine Ruhe *sockahimû*, am 15. das Holzsammeln *komoktotokya*, am 16. das Hauptfest *totokya* und am 17. das Puddingfest *tihuni*.

Bei der Rauchversammlung, die in einem alten Hause stattfand, zündete Anawita, der Führer der *Kwakwantû* und Repräsentant des Feuergottes, die Pfeife an, aus welcher jeder einige Züge machte und sie dann dem Nachbar weitergab. Dem Verfasser fiel dabei auf, dass sie einer mit der Anrede *inaa* »mein Vater« dem Nachbar gab, der um etwa zehn Jahre jünger war; dieser sagte zum älteren in Erwiderung *itii* »mein Sohn« und gab die Pfeife dann dem anderen Nachbar, den er mit *ikwa* »mein Großvater« ansprach. Eine Erklärung wird dafür nicht gegeben; es ist aber wohl leicht möglich, dass hier die Verwandtschaftsnamen im Sinne der Bezeichnung von Generationsreihen gebraucht werden, wo dann ein jüngerer Bruder des Vaters, der mit diesem in derselben Generationsreihe steht, ganz gut um zehn Jahre jünger sein kann, als der Sohn; gleichwohl wird er von diesem als Vater bezeichnet. Ob diese bei den Australiern fast allgemein geübte Art, Verwandte oder schlechtweg Stammesangehörige zu benennen, hier zutrifft, weiß ich freilich nicht.

Die »Ankündigung« am 9. November erfolgt durch den Nachtwächter, der am frühesten Morgen die Bewohner des Dorfes aus dem Schlafe ruft. Sein Ruf richtet sich an die Götter, damit sie Schnee, Eis und Regen zur Bewässerung der Felder senden, und endet mit der Aufforderung an die Frauen, auf die *Wüwütcimtû*, welche am 15. November ihren Tanz ausführen, Wasser zu schütten. Dies erinnert lebhaft an den auch in Europa üblichen Brauch der Weiber, bei Beginn des Pflügens die Männer mit Wasser zu begießen. Dass die *Tataukyamû* nackt, mit phallischen Symbolen bemalt und mit Vulvabildnissen in den Händen ihren Tanz aufführen, beweist eben nur zu deutlich, dass die Wasserbeschüttung, dieser Tanz, dann das gegenseitige Begießen mit Urin nur symbolische Handlungen sind, die das beginnende Jahr mit dem keimenden Wachsthum einleiten. Wir haben es hier gewiss nicht mit besonderen Religionsformen zu thun, mit Vorstellungen eines bestimmten ausgebildeten Götterkreises, sondern mit ganz allgemein menschlichen Übungen, die auf der Erkenntnis beruhen, dass die Feuchtigkeit die Vorbedingung alles Wachsthums ist. Die Ceremonie der Entzündung des neuen Feuers fand am Tage der Versammlung *yuñya* (am 13. November) in der *moñ-kiva*, dem Versammlungsraum der *Tataukyamû*, statt. Dort vereinigten sich unter Führung ihrer Vorstände alle vier Bruderschaften, und während Anawita als Feuergott den übrigen verborgen hinter einem vorgehängten Mantel saß, wurde das neue Feuer auf zwei Stellen mittelst Reibens von Hölzern erzeugt. Von diesem heiligen Feuer aus wurden dann die übrigen entzündet. Dieses Feuer muss dann während der ganzen Dauer der noch folgenden Ceremonien unterhalten werden. Ein beständiges — ewiges — Feuer scheint nicht gebrannt zu werden. Der beschriebene Vorgang erinnert lebhaft auch an europäische Vorkommnisse. So schreibt, um

nur einige Beispiele anzuführen, Fräulein Marie Eysn[1]) von der Feuerweihe in den Orten Rauris und Bucheben am Sonnwendtage: »Auf dem Friedhofe wird durch Schlagen mit Feuerstein und Stahl ein kleiner Haufen dürren Holzes entzündet, dies darf aber nicht mit einem Streichhölzchen geschehen. Von jedem Gehöfte kommen die Burschen mit an einem Stock befestigten Bündel Erlenhölzer, die durch einen Reifen zusammengehalten werden. Sobald das Feuer geweiht, brannte jeder sein Bündel an, um mit dem neugeweihten Feuer ein neues auf dem Herde seines Heims zu entzünden.« Von den Huzulen berichtet R. F. Kaindl[2]), dass am 24. December a. St. = 5. Jänner n. St. mittelst Reibens zweier Hölzer das lebendige Feuer angefacht wird, »und dieses wird bis zum heiligen Dreikönigstage ohne Unterbrechung unterhalten. An dem lebendigen Feuer darf keine Tabakspfeife angezündet werden«. Es ist dies genau ebenso wie bei den Hopi. Schließlich mag auch daran erinnert werden, dass in den römisch-katholischen Kirchen zu Ostern das ewige Licht erneuert wird. Es ist nicht nöthig, auf die weiteren Einzelheiten einzugehen, die Fewkes mit der größten Genauigkeit schildert. Er hat auch, was für die genaue Erkenntnis dieser Ceremonien von größtem Belange ist, die Bemalung des Körpers, die Symbole u. dgl. gewissenhaft aufgenommen, wofür ihm gewiss der Dank nicht ausbleiben wird. Jeder, der sich künftighin mit dem in unseren Alpenländern üblichen Perchten- und Huttlerlaufen, mit dem Schmeckostern, Aufkindeln u. dgl. beschäftigt, wird mit Erfolg die Hopi-Neufeuer-Ceremonie zum Vergleich heranziehen.

W. Hein.

14.

Müllner A.: Typische Formen aus den archäologischen Sammlungen des krainischen Landesmuseums »Rudolphinum« in Laibach in photographischen Reproductionen. Laibach 1900. 57 photographische Tafeln im Formate 17 *cm* — 23 *cm* mit begleitendem Texte. 10 Seiten, 4°.

Der um das Laibacher Museum hochverdiente Karl Deschmann hat kurz nach der Einrichtung des neuen Museumsgebäudes im Anfange der Achtzigerjahre eine Serie von 44 photographischen Octavtafeln der archäologischen Sammlung des Laibacher »Rudolphinum« herausgegeben. Diese kleine Publication, die dem Fachmanne eine vortreffliche Unterstützung beim Studium der krainischen Funde gewährte, wurde durch den starken Zuwachs der Sammlungen bald überholt und war in den letzten Jahren gar nicht mehr zu haben. Es wird daher die neue, dem gegenwärtigen Stande der Sammlungen entsprechende und in größerem Maßstabe ausgeführte Photographienserie von allen Fachmännern wärmstens begrüßt werden.

Diese Tafeln bringen mehr als 1100 Sammlungsgegenstände zur Darstellung. Den neolithischen Funden aus dem Laibacher Pfahlbau sind 8 Tafeln gewidmet, den kupfer- und bronzezeitlichen Funden aus dem Laibacher Moore und anderen Orten 3 Tafeln, den Gräberfunden der Hallstattperiode 22 Tafeln, den La Tène-Funden 8 Tafeln, den römischen Funden 15 Tafeln und jenen der Völkerwanderungszeit 1 Tafel. In gewissen Punkten, wie z. B. in der Vorführung zahlreicher Thon- und Bronzegefäße der Hallstattperiode, zeichnet sich die für das neue Werk getroffene Auswahl vortheilhaft von den Deschmann'schen Tafeln aus, wenn auch zugegeben werden muss, dass kein voller Ersatz für die letzteren geschaffen worden ist, da diese in einigen Gruppen mehr Objecte als die neuen Tafeln abbilden und den für das Fachstudium nicht unerheblichen Vorzug haben, das Material ohne Künstelei, nach den Fundorten geordnet, vorzuführen.

Wer das Laibacher Museum nicht aus eigener Anschauung kennt, wird über den aus den Tafeln entgegentretenden Reichthum an gut erhaltenen Fundstücken staunen. Es dürfte kaum eine zweite Provinzialsammlung in Mitteleuropa geben, die sich einer annähernd so großen Zahl untadeliger Objecte neben relativ wenigen schadhaften erfreut. Das ist das Resultat der eklektischen Aufsammlungsmethode, die von den jeweiligen Museumsvorständen in Laibach bis auf den heutigen Tag geübt wird. In einem Lande, welches einen so erstaunlichen Reichthum an Alterthümern beherbergt, wie Krain, ergibt diese Art zu sammeln sehr schöne Resultate, die zweifelsohne den Laien, von welchen die Verwaltung großentheils abhängt, Freude machen. Aber — einmal muss das doch gesagt werden — wissenschaftlich ist diese Methode nicht. Die Lebensaufgabe der Provinzialmuseen ist, jedes Fragmentchen zur Vorgeschichte ihrer Provinz mit archivalischer Treue vor dem Untergange zu bewahren. Und was ist in Krain nicht schon gegen diese heilige Pflicht des Landesmuseums gesündigt worden. Jedes der vielen Hunderte von Thongefäßen und Metallobjecten, die bei der landesüblichen »Forschungsmethode« schon auf den Ausgrabungsplätzen wegen stärkerer Beschädigung als »unbrauchbar« zurückgelassen wurden oder die erst im Museum weggeworfen wurden, weil sie unscheinbar oder schwer zu restaurieren waren, jedes bedeutet ein unsühnbares Vergehen gegen Pflicht und Wissenschaft. Und

---

[1]) M. Eysn, Aus vergangenen Tagen. Siebenter Jahresbericht des Sonnblickvereines für das Jahr 1898. Wien 1899, S. 7.

[2]) R. F. Kaindl, Die Huzulen. Wien 1894, S. 71.

so ist denn dieses Album, welches den Reichthum des Landes in einer solchen Fülle von durchwegs schönen Anticaglien darzustellen vermag, zugleich auch ein Monument für die Sünden der Archäologen im Lande.

Der begleitende Text beschränkt sich auf einige populäre Bemerkungen über die archäologischen Culturstufen und auf kurze Angaben über die Fundorte. Er ist jedoch ungenügend und manchmal geradezu verkehrt. So gibt er z. B. beim Magdalenenberg nichts an, als »prähistorische Eisenschmelzen«. Von diesen ist jedoch im Album nichts abgebildet und auch an Ort und Stelle eigentlich nichts zu sehen. Dagegen bleiben ganz unerwähnt der Ringwall am Magdalenenberg, die Flachgräber und die riesigen Tumuli, aus welchen die abgebildeten Funde stammen.

Die Gruppierung der ausgewählten Stücke lässt wiederholt die erforderliche Sachkenntnis vermissen. Diese lässt sich nicht ersetzen durch Willkürlichkeiten, wie z. B. die unbefugte Aufstellung neuer Termini: »Chalkeuten« für »Hallstattperiode«, »Typen von St. Michel« für die vielleicht vom Autor noch nicht sicher genug erkannten frührömischen Waffen auf Tafel XXXIV u. s. w. Hieher gehören auch Neuerungen, wie die Fundortsbezeichnung »Lukovic« bei dem Bronzehelm von Egg (im Bezirke Stein), der früher im Museum unter letzterer, genauerer Bezeichnung ausgestellt war und unter dieser auch bereits in die Literatur Eingang gefunden hat.

Übrigens scheint es nicht ausgeschlossen, dass bei einer oder der anderen Fundortsangabe thatsächlich ein Irrthum mit unterlief. Beispielsweise fiel mir beim Durchblättern auf, dass eine schlanke Certosa-Armbrustfibel mit stark gehörntem Widderkopf am Fuße, die ich mir einmal von »Slepschek bei Nassenfuß« notiert habe und die auch auf den Deschmann'schen Photographien, Blatt 27, bei dieser Nekropole abgebildet ist, bei Müllner, XXIII. 4, mit »St. Magdalena« bezeichnet ist. Oder dass bei den Helmen, Tafel XXXIII, infolge eines Druckfehlers steht: »5. Gorenje selo. 6. St. Barthelmä . . .«, während es heißen soll: »5. Gorenje selo bei St. Barthelmä. 6. und 7. Watsch . . .«. Sollten sich bei einer genauen Revision, zu der wir den Herausgeber anregen wollen, mehrere solcher Correcturen ergeben, so wären wir für eine Veröffentlichung derselben sehr erkenntlich.

Die Ausführung der Tafeln ist geradezu als eine Meisterleistung des photographischen Ateliers J. Kolar in Laibach zu bezeichnen. Die Gegenstände sind im geeigneten Maßstabe und in richtiger Beleuchtung aufgenommen, jede Aufnahme von tadelloser Schärfe, die Negativretouche, wo sie überhaupt nothwendig war, maßvoll und zweckrichtig und die Abdrücke dem Anscheine nach vollkommen dauerhaft. Wir beglückwünschen Herrn Kolar zu dieser tüchtigen Arbeit.

J. Szombathy.

15.

Szombathy Josef: Das Grabfeld zu Idria bei Bača in der Grafschaft Görz. (Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 1901. Bd. I, Nr. 5, S. 291—363, mit 231 Texfiguren.)

Keines unserer Alpenthäler hat in den letzten Jahren so viele und so reiche prähistorische Funde geliefert, als das liebliche Isonzothal mit seinen Nebenthälern. Die Reihe Hügel und sanft ansteigender Vorberge, welche nur allmählich zu den unwirtlichen Höhen der Alpenkolosse emporsteigen, gewähren eine ausgedehnte Zone fruchtbaren Landes, welche ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk mächtig anlocken musste, seinen dauernden Sitz dort aufzuschlagen. Die nur schwer zu übersteigenden Alpenpässe, welche nach Norden führten und die Thäler vor feindlichen Anfällen von Seite der Kärnten und Krain bewohnenden Völkerschaften schützten, trugen besonders zur friedlichen Entwicklung eines relativen Wohlstandes bei, so dass blühende Ortschaften nicht nur längs der Ufer des Isonzo und seiner Nebenflüsse, sondern auch auf den schwerer zugänglichen Hochebenen der Berge entstanden.

Schon am Ende der Steinzeit drangen die ersten Ankömmlinge hier ein und suchten die hie und da in das Kalkgebirge sich öffnenden Höhlen auf. Wandernde Händler durchstreiften das Land bereits in der Bronzezeit, wovon der Depotfund von Gargaro im Chiapovanothal Zeugnis ablegt. Aber der Aufschwung begann besonders in der langen Hallstattzeit mit der Ankunft der Veneter und erreichte seinen Höhepunkt gegen die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Die ausgedehnten Grabfelder von S. Lucia und Karfreit, in welchen bereits über 7500 Gräber aufgedeckt wurden, die uns ein sehr reiches und mannigfaches archäologisches Material lieferten, sind ein beredtes Zeugnis von der hohen Cultur und dem vorgeschrittenen Kunstsinn jener friedlichen Alpenbewohner. Neben den Producten der ziemlich stark entwickelten localen Industrie finden wir importierte Gegenstände, die auf mehrfache Handelsbeziehungen mit mehr oder weniger entlegenen Gegenden hinweisen.

Wenn aber die obgenannten Grabfelder uns über die Verhältnisse des Landes während der ersten Eisenzeit genügend unterrichtet hatten, herrschte über die darauffolgende La Tène-Periode noch ziemliche Dunkelheit, die durch die kleineren Nekropolen von Casarsca und Slap, sowie die wenigen in jenen von

S. Lucia und Karfreit eingestreuten späteren Gräber und die hier und dort gemachten Einzelfunde nur unvollkommen beleuchtet werden konnte. Wir müssen deshalb Herrn Custos Szombathy für die eingehende Beschreibung sehr dankbar sein, die er uns über die vor etlichen Jahren ausgegrabene Nekropole von Idria bei Baća liefert. Mit besonderem Lobe sei die wissenschaftlich systematische Gruppierung der einzelnen Gräber hervorgehoben, deren Funde durch zahlreiche in den Text eingeschaltete vorzügliche Abbildungen illustriert werden, so dass der Leser ein klares, übersichtliches Bild des gesammten Grabinventars erhält.

Das Grabfeld liegt kaum 4 *km* von S. Lucia entfernt, und obgleich es nur aus 47 Gräbern bestand, enthüllt es uns eine Fülle höchst interessanter Objecte, die verschiedenen während eines vollen Jahrtausends sich folgenden Culturen angehören. Verhältnismäßig arm zeigen sich die 14 der Hallstattzeit zugeschriebenen Gräber, welche mit Ausnahme eines einzigen, das eine Knotenfibel enthielt, in die jüngere Stufe einzureihen sind. Von der reichen Serie Gewandnadeln, die uns in S. Lucia mit ihrer Zahl und Mannigfaltigkeit überrascht, sind nur noch Certosa- und Armbrustfibeln, also die am längsten überlebenden und bis tief in die La Tène-Zeit hineinreichenden Formen vorhanden, während von sonstigen Schmucksachen die Ohrringe in relativ größerer Zahl auftreten. Bezeichnend für das späte Alter dieser Gräber ist auch das häufige Vorkommen von Eisenwaffen, die in den früheren Stufen unserer Grabfelder äußerst selten sich zeigen. Das interessanteste in diesen Gräbern gefundene Stück ist wohl eine Figur aus Bronze, über deren zeitliche Stellung jedoch ich mir einige Bedenken erlauben möchte, umsomehr da das Grab nicht durch Szombathy selbst, sondern vom Grundeigenthümer ausgebeutet wurde, so dass eine Mischung der betreffenden Beigaben leicht stattgefunden haben kann. Sie stellt einen mit einem kurzärmeligen Leibrocke gekleideten und mit einem Helmhute bedeckten Mann dar und erinnert lebhaft an jene zahlreichen Figuren, die im Fondo Baratela bei Este gefunden wurden (vgl. Ghirardini: La collezione Baratela di Este, Rom 1888). Nebenbei sei hier bemerkt, dass die Form der Kopfbedeckung ganz gleich mit einem ebenfalls in dieser Nekropole, und zwar in einem der La Tène-Zeit angehörigen Grabe gefundenen Helme ist.

Ungleich wichtiger und mannigfaltiger sind die in den 22 der zweiten Eisenzeit angehörigen Gräbern gesammelten Beigaben. Es würde mich zu weit führen, die einzelnen Objecte hier durchzugehen. Neben den Schmucksachen, unter welchen mehrere recht anmuthige reichverzierte Fibelformen hervorzuheben wären, sind besonders eiserne Waffen, wie Schwerter, Dolche, Lanzen, Beile, Helme, Schildbuckel u. s. w. reich vertreten. Noch interessanter und merkwürdiger sind die verschiedenen Ackerwerkzeuge, Messer, Hacken, Äxte, Sensen, Sicheln, Meißeln, Spitzhauen, Schaufeln, dreizinkige Gabeln, Pflugscharen u.s.w., die unter den Beigaben auftreten und uns einen sehr belehrenden Einblick in das Leben jener vorrömischen Bevölkerung gewähren. Die wenigen Thontöpfe sind bereits alle auf der Drehscheibe verfertigt. Auch fand man mehrere Bronzegefäße, und zwar cylindrische, konische und bauchige Eimer, Schalen und Näpfchen.

Nicht nur in den Grabfeldern des Isonzothales, sondern im ganzen Küstenlande vermisste man bisher jede Spur vorrömischer Inschriften, die doch in so großer Zahl in Este, Padua und selbst auf den entlegensten Höhen der karnischen Alpen gefunden wurden. Herrn Szombathy gehört das Verdienst, die ersten archaischen Inschriften in unserem Lande entdeckt und bekannt gemacht zu haben. Es sind davon zwei beinahe identische, welche auf zwei bronzenen Gefäßen, und eine dritte, die auf einer Bronzelamelle eingeritzt sind. Obzwar sie viele Analogien mit denen von Este zeigen, so sind doch einige Abweichungen in der Form einzelner Buchstaben zu erkennen, die Szombathy schwankend machen, sie den altvenetischen Inschriften einzureihen. Er wäre daher geneigt, in ihnen ein Alphabet, das zwischen dem Etruskischen und seinen griechischen Vorbildern, dem Chalkidischen und dem Boeotischen liegt, zu sehen. Ich kann natürlich in diesem kurzen Referate nicht weiter darauf eingehen und erdreiste mich auch nicht, in dieser paläographischen Frage ein Urtheil zu fällen. Bedenkt man jedoch, dass die altvenetischen Inschriften oft namhafte Unterschiede zeigen, so dass bereits mehrere Alphabete davon aufgestellt wurden (und selbst die Inschriften von Baća zeigen unter sich einige Varianten), so kann man wohl keinen zu großen Wert auf kleinere Abweichungen legen, die vielleicht auf locale Eigenthümlichkeiten in der Schreibweise, wenn nicht auf Ungeschicklichkeit oder Unwissenheit des Schreibers zurückzuführen wären. Übrigens kommt auf altvenetischen Inschriften neben der gewöhnlichen Form des h |-| auch die etruskische ⊟ vor, so auf zwei Grabstelen von Este und auf einer von Conevedo in der Nähe derselben Stadt, auf zwei Trachytsteinen und einem Thongefäße von Padua u. a. Möglicherweise ist auch das für ein t gehaltene T nur ein l, ähnlich wie auf einer Inschrift des M. Berico bei Vicenza. So wären die Hauptzweifel über den venetischen Charakter unserer Inschriften behoben; denn die anderen Buchstaben zeigen keine so namhaften Abweichungen, dass man genöthigt wäre, für sie Analogien in den Alphabeten entfernterer Gegenden zu suchen. Wenn aber auch die Deutung dieser Inschriften verschieden ausfällt, je nachdem man sich an die Methode der Lesung von Pauli oder von Cordenons hält, welch letzterer bekanntlich in den zwischen den einzelnen Buchstaben liegenden Punkten und Strichen ausgelassene Vocale sieht, so bleibt doch die Auffindung derselben von der größten Wichtigkeit als ein neuer Beweis für die ethnographische Stellung der damaligen Bevölkerung unseres Landes

Noch eine vierte Inschrift wurde daselbst auf der Krämpe eines ehernen Helmes eingeritzt gefunden, die jedoch bereits eine starke Einwirkung des lateinischen Alphabetes bekundet.

Unser Grabfeld zeigt einen allmählichen Übergang in die römische Zeit, in welcher neben den neueren mehrere alterthümliche Formen überleben. Dieses Überdauern älterer Formen, welches überhaupt in den verschiedenen La Tène-Stufen zu verzeichnen ist, macht natürlich die chronologische Anordnung der einzelnen Gräber manchmal etwas unsicher. Der aus zehn Gräbern bestehende Theil der Nekropole, welcher bereits in die geschichtliche Periode des Landes fällt, gibt uns interessante Belege für die Sitten des entlegenen Alpenthales, wohin die römische Cultur aus Aquileja nur spärlich und langsam einzudringen vermochte. Das jüngste Grab reicht bis an das Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr., wie durch eine zwischen den Zähnen eines Skelettes gefundene Münze des Valentinianus bewiesen wird.

Es ist zu wünschen, dass in unserem österreichischen Küstenlande recht viele solche Funde gemacht und über dieselben so exacte Monographien, wie die vorliegende des Herrn Szombathy publiciert werden, wodurch über eine hochwichtige Periode der Vorgeschichte unseres Landes, wo an seinen Grenzen bereits die historische Zeit aufzudämmern begann, Aufklärung gegeben würde. Sie würden gewiss ein helles Licht auf die vorgeschrittenen Verhältnisse seiner Einwohner werfen, welche am Anfange des 2. Jahrhunderts v. Chr. imstande waren, den römischen Eroberern durch mehrere Jahre tapfer zu widerstehen und ihren gewaltigen Legionen so manche blutige Niederlage beizubringen.

Dr. Marchesetti.

16.

Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva. Organ arheološkoga odjela narodnoga muzeja u Zagrebu. Redaktor Dr. Josip Brunšmid. (Neue Serie, IV. Bd. 1899—1900.) Agram 1900, gr.-8°, 238 S.

Nebst einigen ethnologischen, numismatischen, historischen und anderen Berichten begegnen wir in diesem Bande auch einigen Aufsätzen aus der Prähistorie, die zumeist aus der Feder des bewährten Fachmannes Dr. J. Brunšmid stammen.

Von hohem Interesse ist der Bericht über die bronzezeitliche Ansiedlung bei Novigrad an der Sau, von wo der Autor durch seine Forschungen in den Besitz einer ganzen Reihe von Gegenständen aus Knochen und Geweihen von Hirsch und Reh gelangte, von Werkzeugen und Verzierungen aus Bronze, nebst Gußformen für Bronzegegenstände und einer ganzen Reihe von charakteristischen Scherben oder Gefäßen u. a. Auch einige Spinnwirtel aus Thon gehören zu diesem Inventar. Von Gegenständen aus Stein wurden bei Novigrad wenige gefunden. Derselbe Autor beschreibt weiters einige prähistorische eisenzeitliche Gegenstände aus Sarengrad im Syrmier Comitate. Diese Gegenstände aus Eisen und Bronze gehören dem Ende der Hallstatt-Periode an. Aus demselben Fundorte führt der Autor auch ein Schwert aus der La Tène-Periode an und bringt auch dessen Abbildung.

Ein weiterer Aufsatz Brunšmids »Colonia telia Mursa«, der sich auf historische Belege stützt, ist ebenfalls ein sehr interessanter Beitrag zur Existenz der römischen Periode. Aus der Colonie Mursa, die einst am unteren Theile der jetzigen Stadt Essegg stand, stammt eine Reihe von wertvollen römischen Funden, so z. B. einige Marmorstatuetten des Herakles, theils vollkommen erhalten, theils nur deren Fragmente, nebst Reliefen, Grabsteinen u. dgl.

Ferner veröffentlicht Brunšmid den dritten Theil seiner archäologischen Notizen aus Dalmatia und Pannonia. Er beschreibt hier eine Reihe von Gegenständen aus der römischen Periode, die von verschiedenen Fundorten herrühren. Außerdem referiert derselbe Autor über die Ansiedlungen an der Vuka zwischen Nuštar und Gabos, von wo er ebenfalls einige Funde anführt, und endlich über einige prähistorische Alterthümer aus der Umgebung von Ruma.

Josef Purić berichtet über die Ausgrabung auf dem römischen Friedhofe in Stenjevec und setzt seinen Bericht mit der Beschreibung einer ganzen Reihe von Gräbern und deren Inventars (Gegenstände aus Glas, Bernstein, Bronze, Eisen u. a. m.) fort.

Milan Turković referiert über einige prähistorische Funde aus der Umgebung von Kutjevo.

Stjepan Osterman bringt einen Bericht über den paläolithischen Menschen und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium in Krapina in Kroatien. Dieser interessante Bericht ist auf Grundlage neuerer Erforschungen des Prof. Dr. K. Gorjanović-Kramberger geschrieben.

Vorliegender Band des »Vjesnik« des Musealvereines in Agram bringt auch eine Reihe von gelungenen Textillustrationen, die zumeist sich auf archäologische und prähistorische Fundgegenstände beziehen. Endlich enthält er verschiedene kleinere Berichte und Literaturberichte.

J. V. Želizko.

17.

Gabriel et Adrien de Mortillet: Le Préhistorique. Origine et antiquité de l'homme. (Bibliothèque des sciences contemporaines VIII.) 121 figg. dans le texte. Troisième édition entièrement refondue et mise au courant des dernières découvertes. Paris, C. Reinwald, 1900. XXII, 709 S. 8°.

Wenn es in einer jungen Wissenschaft altberühmte Bücher geben kann, so ist dieses eins; und wenn man bei Werken über Urgeschichte des Menschen den Nutzen in Anschlag bringt, den sie gestiftet haben, so ist dieses vor allen zu nennen. Nachdem die zweite Auflage (1885) der ersten (1883 — die Grundlagen seines Systems entwickelte G. de Mortillet schon 1869) rasch gefolgt war, verstrichen 15 Jahre, ehe es zur dritten kam, mit deren Vorbereitung Gabriel de Mortillet in seinen letzten Lebensjahren beschäftigt war, und die nun sein Sohn Adrien erscheinen ließ. Er überreichte sie, als würdige Erinnerung an seinen Vater, der 12. Versammlung des internationalen Congresses der Prähistoriker zu Paris 1900, jenes Congresses, dessen Gründung im Jahre 1865 ebenfalls zu den Verdiensten Gabriels de Mortillet gehört.

Nicht neue Ideen, sondern ein großer Zuwachs an Material und andere Werke, welche der Verfasser schrieb, schoben sich zwischen die zweite und dritte Auflage des »Préhistorique« ein. Der Unterschied zwischen beiden rührt daher, dass das Buch aus einem Brennpunkt anthropologischer Arbeit in Europa, aus der Beschäftigung französischer Urgeschichtsforscher mit dem Quartär ihrer Heimat hervorgegangen ist; denn diese Arbeit hat seit 15 Jahren kolossale Fortschritte gemacht, und man kann nicht einmal sagen, dass diesen Fortschritten in dem Buche überall der gebürende Platz eingeräumt worden ist.

In erster Auflage umfasste das Buch 642 Seiten, wovon etwa ein Viertel dem Hiatus und der jüngeren Steinzeit eingeräumt war. Der neue Band ist um 67 Seiten stärker und beschränkt sich ganz auf die paläolithischen Zeiträume. (Die neolithische und die Bronzezeit sollen in einem eigenen Specialwerk »La Palethnologie« vorgetragen werden, wie es der Bedeutung dieser Perioden zukommt) Als Verfasser erscheint neben Gabriel, Adrien de Mortillet. Die Zahl der Figuren ist verdoppelt, und neu ist ferner eine die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Alter der Menschheit kurz zusammenfassende Vorrede.

Der dem Tertiär gewidmete erste Theil ist, mangels größerer, neuer Entdeckungen, nicht umfangreicher geworden. Dagegen hat der den Quartärmenschen behandelnde zweite Theil um 230 Seiten zugenommen, und auch seine Gliederung ist neu. Früher standen die bekannten vier Perioden des Mortillet'schen Systems voraus; jetzt zerfällt dieser Theil in folgende Abschnitte: 1. Industrie (das Urwerkzeug, Kennzeichen der Echtheit, Entwicklung des Urwerkzeuges, jüngere Formen, Beinwerkzeuge, andere Gegenstände, Kunst, Gesammtentwicklung [zwischen Chelléen und Moustérien wird das Acheuléen, zwischen Magdalénien und Hiatus das Tourassien eingeschoben]); 2. der Mensch (Name der Urrasse, die neanderthaloiden Schädel, Unterkiefer, zweifelhafte und fälschliche Zeugnisse, die Skelette von Spy, die Neanderthalrasse [Zusammenfassung und Folgerungen], der Olmoschädel, der Mensch der oberen Quartärstufe [Rasse von Laugerie oder Chancelade], die Entwicklung der paläolithischen Menschheit); 3. Fauna (Affen, Handflügler, Insectenfresser, Raubthiere, Dickhäuter, Equiden, Wiederkäuer, Nager, Vögel, Reptilien und Fische, wirbellose Thiere, Gesammtbetrachtung); 4. Flora (Lagerstätten, Übersicht, Gesammtbetrachtung); 5. Geologie (Bodenbewegungen, Austiefung und Anfüllung der Thäler, Gletscherwirkungen, Grotten und Höhlen, Allgemeines); 6. Geographie (räumliche Vertheilung der Stufen von Chelles, St. Acheul, Moustier, Solutré, La Madeleine und La Tourasse). Den Schluss bilden chronologische und allgemeine Folgerungen. Auch ein gutes alphabetisches Register, welches früher fehlte, ist nun da.

Wie man sieht, hat sich »Le Préhistorique« in seiner dritten Auflage zu einer vollständigen naturwissenschaftlichen und archäologischen Darstellung der paläolithischen Ära entwickelt. Die Hauptideen des Buches sind so sehr Gemeingut, dass es nicht nöthig ist, ihrer bei diesem Anlass wieder zu gedenken. Alle Vorzüge, die »Le Préhistorique« früher besaß, sind ihm geblieben: die klare und kurzgefasste Darstellung, die Schärfe der Folgerungen, die umfassende Behandlung des vielseitigen Stoffes. Diese Eigenschaften haben dem Werke seinen Wert als unübertroffenes, besonders zur Einführung in den Gegenstand wie kein zweites geeignetes Lehrbuch erworben. Wer wollte dabei leugnen, dass man auch manches an dem Buche, früher und jetzt, aussetzen könne? Wenn die Darstellung zu subjectiv, die Folgerungen zu apodiktisch und oft zu kühn, wenn neben Frankreich die anderen Länder Europas zu wenig berücksichtigt sind, so hängen diese Schattenseiten mit jenen Vorzügen aufs engste zusammen und waren vielleicht unvermeidlich. Der zweite Autor und gegenwärtige Herausgeber ist von jenen Fehlern umsomehr freizusprechen, als die Pietät ihm gebot, dem Werke jenen eigenthümlichen Charakter zu erhalten, den ihm sein erster Schöpfer gegeben hatte.

M. Hoernes.

Die Ausgrabungen am Orte des Haupttempels in Mexico.

Von Professor **Dr. Eduard Seler** in Berlin.

(Mit 20 Abbildungen.)

Vor etwa einem halben Jahre erschien in der »Schlesischen Zeitung« ein Bericht von einer in der Hauptstadt Mexico lebenden deutschen Dame, augenscheinlich auf Grund von Mittheilungen, die die dortigen Tagesblätter gebracht hatten, verfasst, der von großartigen Funden Kunde gab, die am Orte des alten Tempels in Mexico gemacht worden seien. Es werden jetzt in der Hauptstadt Mexico, zum Zwecke der Entwässerung und Sanierung des Untergrundes, nach umfassenden Plänen Canalisationsarbeiten vorgenommen. Im Verlaufe dieser Arbeiten war man in der *Calle de las Escalerillas,* die an der Hinterseite der Kathedrale entlang führt, damit beschäftigt, einen tiefen Graben für eines der Hauptsammelrohre zu graben. Dabei stieß man auf Steinfiguren, auf bunte Thongeräthe, steinerne Opfermesser und — was nicht zum wenigsten Eindruck machte — auch auf Goldschmuck. Das Interesse der wissenschaftlichen Kreise und der gesammten Bevölkerung wurde durch diese Funde auf das höchste erregt. Und das hat die erfreuliche Folge gehabt, dass bei der Fortführung dieser Canalisierungsarbeiten von der Regierung beauftragte Beamte und Gelehrte zur Stelle waren, um zu verhüten, dass durch Unachtsamkeit der Arbeiter ein Fundstück verloren, oder ein etwa zutage tretendes Monument beschädigt würde, und dass man überhaupt den Entschluss gefasst hat, im weiteren Umkreise dieser wichtigen Stelle in rationeller Weise Ausgrabungen vorzunehmen. Über das, was in diesen letzten Monaten zutage gekommen ist, sind in den mexikanischen Zeitungen eine ganze Menge Berichte erschienen und zum Theil auch Abbildungen gegeben worden. Sind nun diese Arbeiten auch noch keineswegs abgeschlossen, und steht auch zu erwarten, dass vielleicht noch mancher wichtige Fund gemacht werden wird, so wird eine Mittheilung über das bisher Gefundene und über die Bedeutung der Stelle doch vielleicht von Interesse sein.

Es ist nicht gerade leicht, sich über die genaue Lage der Baulichkeiten der alten Aztekenstadt klar zu werden. Denn es hat wohl kaum je eine andere Hauptstadt eines alten Culturreichs gegeben, die so gründlich und so systematisch zerstört worden ist, wie Mexico. Die alte Stadt war inmitten der Salzwasserlagune, auf kleineren Inseln, zum Theil auf künstlichen Auffüllungen zwischen in den Boden des Sees gerammten Pfählen erbaut. Drei Dämme führten von Süden, von Westen, von Norden, durch das Wasser des Sees, von denen der eine, der an der Südseite, nach dem Festlande zu sich gabelte. Überbrückte Canäle durchbrachen an verschiedenen Stellen diese Dämme, und Canäle durchzogen auch die Stadt. Insbesondere war der nordwestliche Theil, das außerhalb der fünf Hauptquartiere der eigentlichen Stadt Mexico gelegene *Tlatelolco*, ganz von Canälen durchschnitten, »so dass beinahe jedes Haus eine Insel im Wasser war«. Einbäume vermittelten den Hauptverkehr vom Festlande zur Stadt und innerhalb der letzteren. Wo die gemauerte Wasserleitung, die das Trinkwasser zur Stadt führte, nothgedrungenerweise — da die Mexikaner den Gewölbebau nicht kannten — an einem der zahlreichen Canäle haltmachen musste, da wurde das süße Wasser in offenen hölzernen Rinnen hinüber-

geführt, und das waren die Stellen, wo das Trinkwasser der Leitung entnommen und von wo es durch Bootsleute nach den Häusern gebracht wurde. Als Cortes am Freitag nach Corpus Christi des Jahres 1521 mit seinen in *Tetzcoco* erbauten dreizehn Brigantinen vor der Stadt erschien, gelang es ihm, gleich beim ersten Ansturm auf den südlichen Damm, die *Calzada de Iztapalapa*, da wo derselbe sich nach dem Festlande zu gabelt, an einer Stelle, die von den Mexikanern *Acachinanco* [1]) genannt wurde, festen Fuß zu fassen. Von hier bis zur Mitte der Stadt hatte er drei Brücken zu überschreiten, beziehentlich zu erstürmen. Die eine in *Xoloco* [2]) an der südlichen Stadtgrenze, die zweite in *Uitzillan* in der Nähe des heutigen Hospitals Jesus Nazareno, die dritte an der Südseite der großen Plaza, an der Stelle, die man *Quauhquiauac*, die »Adlerpforte« nannte, wo in einer Art Palasthof ein Steinbild eines Adlers, *quauhtli*, zu sehen war, zwischen zwei anderen, deren eines einen Jaguar, *ocelotl*, das andere einen *cuetlachtli*, einen Wickelbär, darstellt, und wo auch bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts ein mit Einbäumen befahrener Canal bestand. Zahlreichere und breitere Durchbrüche hatte Pedro de Alvarado auf dem Damme, der auf der Westseite, in der Fortsetzung der Calle de Tacuba, die Stadt mit dem Festlande verband, zu überwinden. Und als Cortes nach tagelangen wiederholten Stürmen die Mexikaner aus dem südlichen Theil der Stadt vertrieben und, der Ungeduld seiner Leute nachgebend, von der Mitte der Stadt und der Calle de Tacuba aus auf drei Straßen in das von Wasserstraßen durchschnittene Tlatelolco einzudringen wagte, kam er zwischen den Canälen in so schwere Bedrängnis, dass ein Theil seiner Leute abgeschnitten wurde, er selbst nur unter größter eigener Lebensgefahr die Truppen wieder herausziehen konnte und das ganze vorher eroberte Stadtgebiet dem Feinde überlassen musste. Um nun ein solches Missgeschick zum zweitenmale unmöglich zu machen, gab Cortes Befehl, die Häuser in die Canäle zu werfen, in jedem Theile der Stadt, den man erobert, zunächst die Canäle zuzuschütten und die Häuser niederzureißen, die den Vertheidigern eine Deckung bieten konnten. So ist durch wochenlange systematische Arbeit vieler Tausend Hände der größte Theil der Stadt dem Erdboden gleichgemacht worden. Auf dem geebneten Boden führten nachher die Spanier ihre Stadt auf. Neue Dämme wurden durch die Lagune geführt. Das durch den tiefer eindringenden Pflug gelockerte Erdreich wurde durch die sommerlichen Regengüsse in viel größeren Massen in die Lagune gespült, so dass allmählich, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, das gesammte, die Stadt umgebende Gebiet landfest geworden ist, und nur noch der Canal de la Viga, der das Wasser des Süßwassersees von Xochimilco zur Stadt und weiter nach der Lagune führt, uns das bewegte Bild mit Stangen vorwärts bewegter beladener Einbäume vor Augen führt, wie es den Eroberern im ganzen Umkreis der Stadt und überall im Innern derselben sich darbot.

Den Mittelpunkt der alten Stadt bildete die hohe, in fünf Stufen aufsteigende Pyramide, die auf ihrer oberen Plattform die Heiligthümer des Stammgottes *Uitzilopochtli* und des Regengottes *Tlaloc* trug. Der alten Sage nach war sie an einer Stelle, oder nahe einer Stelle, errichtet worden, wo inmitten des Röhrichts des Sees eine klare Quelle süßen Wassers emporsprudelte. Diese Quelle — *Tozpalatl*, »Wasser von der Farbe gelber Schmuckfedern« genannt — spielte an den Festen und bei den Ceremonien eine große Rolle. Sie wurde von den Spaniern zugeschüttet, aber 1528 wieder aufgemacht und ist an dem heute Empedradillo genannten Plätzchen vor der Westseite der Kathedrale lange Zeit in Gebrauch gewesen, später aber wieder zugemacht worden. Auch jetzt, bei den Arbeiten in der Calle de las Escalerillas, wieder ist in 7 *m* Tiefe ein reichlich sprudelnder

[1]) Hernan Cortes. III. Carta Relacion (1522), ed. Gayangos, S. 228.

[2]) Auf Orozco y Berras Karte fälschlich *Xoloc* bezeichnet.

Quell trinkbaren klaren Wassers gefunden worden. Diese in der Mitte gelegene Pyramide war nicht die einzige, die es in der Stadt gab. Eine gleich hohe, ja vielleicht höhere,

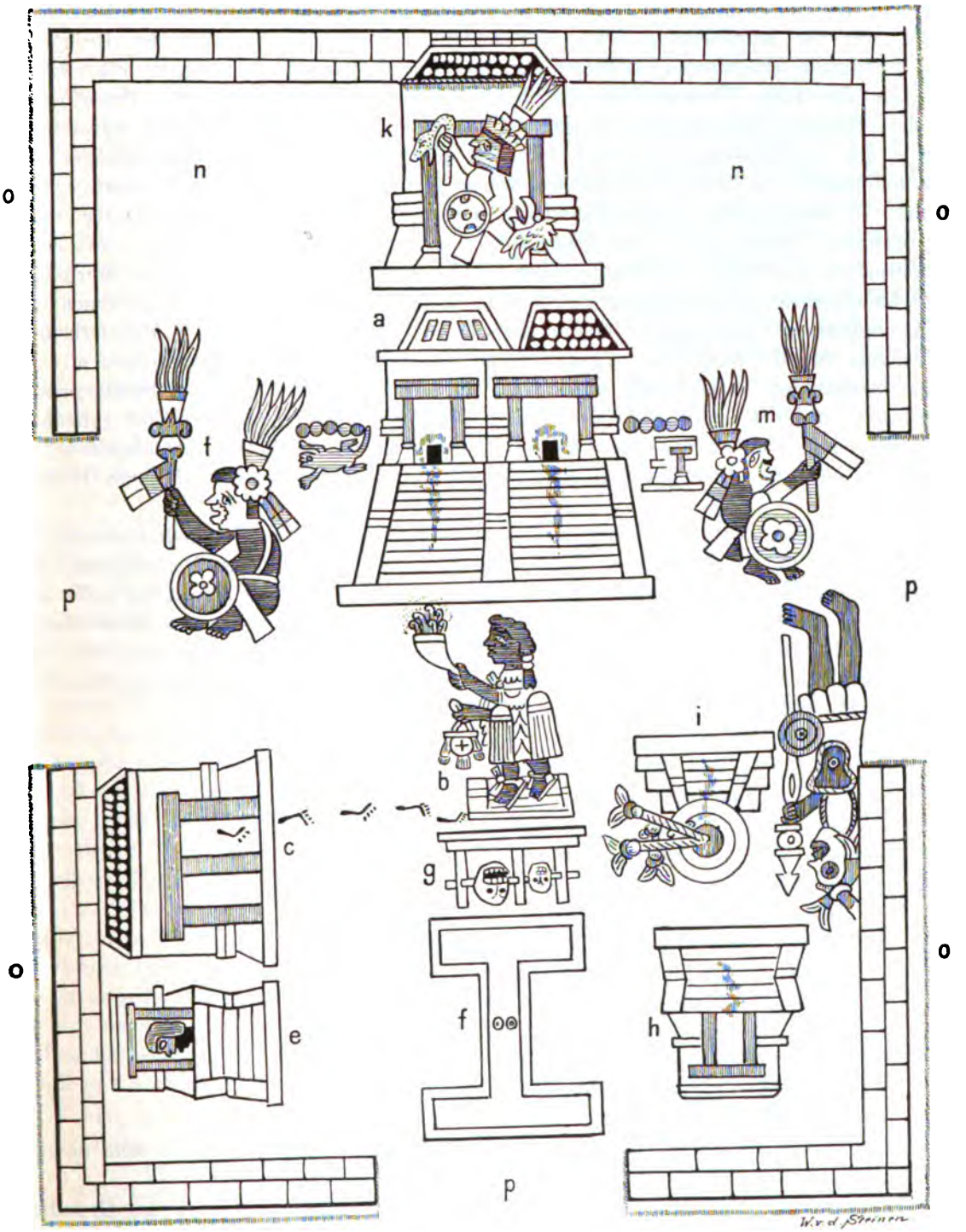


Abb. 81. Plan des Haupttempels von Mexico und seiner Baulichkeiten. (Sahagun-Manuscript der Biblioteca del Palacio in Madrid.)

stand auch in Tlatelolco. Das war die Pyramide, nach der die Spanier von Motecuhçoma vier Tage nach ihrer Ankunft in Mexico geführt wurden, und von wo aus sie die Stadt

und das Thal und den großen Marktplatz von Tlatelolco überblickten. Auch sie trug auf ihrer oberen Plattform zwei Heiligthümer, deren eines das Idol des Regengottes *Tlaloc* enthielt, das andere aber drei Idole: eines, das von Bernal Diaz als *Uitzilopochtli* bezeichnet wird, das der Beschreibung nach aber mehr an das große Steinbild der Erdgöttin, die sogenannte *Teoyaomiqui*, richtiger als *Couatlicue* zu bezeichnen, erinnert; ein zweites, das als der Page *Uitzilopochtlis* bezeichnet wird, und endlich das Idol *Tezcatlipocas*. Andere Tempelpyramiden befanden sich in den anderen Stadtgegenden. Eine Aufzählung, die in der spanischen Ausgabe des Sahagun, im dritten Paragraphen des Anfanges zum zweiten Buche von den »Baulichkeiten des großen Tempels in Mexico« gegeben wird,[1] nennt 78 verschiedene »Baulichkeiten«, darunter allein 25 Tempelpyramiden nebst 5 »oratorios«, verschiedene Fastenhäuschen, vier napfförmige Steine *(quauhxicalli)*, einen scheibenförmigen Stein *(temalacatl)*, einen großen Stufenaltar *(teccalco)*, eine Sternsäule, 7 Schädelgerüste, 2 Ballspielplätze *(tlachtli)*, 2 eingehegte Bezirke, einen Brunnen und 3 Badeplätze, 2 kellerartige Räume *(netlatiloyan)*, einen Tanzplatz, 9 Priesterhäuser, Gefängnis für die Götter der unterworfenen Nationen, Arsenale, Arbeitsstätten u. s. w. Diese Aufzählung bezieht sich aber wohl auf die verschiedenen in den Stadtgegenden zerstreuten Tempel und ihre Nebengebäude. Denn es kommen unter den dort genannten »Baulichkeiten« Namen vor, wie *Uitznauac, Acatliyacapan, Tezcacouac, Quauhquiauac*, die zweifellos besondere Stadtquartiere oder außerhalb des großen Tempels gelegene Gebäude bezeichnen.

Eine andere Aufzählung begegnet uns in dem aztekischen Originalmanuscript der Biblioteca del Palacio in Madrid. Hier werden in einem besonderen Paragraphen, der, wie es scheint, in die Reinschrift, und jedenfalls in die spanische Übersetzung nicht aufgenommen wurde, nur kurz unter der Überschrift *in tlein itotoca catca icececni tlacatecolocalco* »welches die Namen der verschiedenen Teufels-(oder Zauber-)Häuser waren«, die verschiedenen Baulichkeiten oder Gebäudetheile, die zu dem großen Tempel gehörten, aufgeführt. Es sind nur fünfzehn, und zwar die folgenden:

[a] *teucalli* [der Tempel],
[b] *quauhxicalli* [die Adlerschale],
[c] *calmecatl* [das Priesterwohnhaus],
[d] *yxmomoztli* [Vorder- oder Außenaltar],
[e] *quauhcalli* [das Adlerhaus, das Kriegerhaus],
[f] *teutlachtli* [der Ballspielplatz des Gottes],
[g] *tzumpantli* [das Schädelgerüst],
[h] *yopico teucalli* [der Tempel Yopico, der Tempel Xipes],
[i] *temalacatl* [der scheibenförmige Stein],
[k] *colhuacan teucalli* [der Tempel Colhuacan],
[l] *macuil cuetzpalli* [der Gott »Fünf Eidechse«],
[m] *macuil calli* [der Gott »Fünf Haus«],
[n] *ytvalli* [der Tanzplatz oder Tempelhof],
[o] *coatenamitl* [die Schlangenmauer],
[p] *teuquiyaoatl yc excan callacovaya* [die Gottesthür, durch sie geht man an drei Seiten hinein].

Die Lage und die Art dieser Baulichkeiten werden gleichzeitig in einer Art Grundriss

[1]) Auf diese Stelle bezieht es sich, wenn in den Beschreibungen des Tempels und jetzt auch wieder in den Fundberichten, von den 78 »Kapellen« des großen Tempels die Rede ist. Wie man aus der oben im Text gegebenen näheren Aufzählung ersieht, handelt es sich hiebei um Bauwerke sehr verschiedenen Charakters, und die Annahme, dass diese alle zum großen Tempel gehört haben sollen, ist überhaupt irrig.

zur Anschauung gebracht, die ich hier in der Abb. 81 wiedergebe, wobei ich nur die Buchstaben *a—p*, entsprechend den oben in Klammern gesetzten, hinzugefügt habe.

Hier bezeichnet [a] *teocalli* die große Stufenpyramide, die auf ihrer oberen Plattform Wand an Wand die beiden Heiligthümer des Nationalgottes *Uitzilopochtli* und des Regengottes *Tlaloc* trug. Wir sehen diese beiden Heiligthümer auch auf unserem Bilde angegeben und sehen zugleich, dass zu jedem derselben gesondert eine Stufenreihe hinaufführt. Ich kann gleich hinzufügen, dass nach den bestimmten Angaben der Crónica mexicana des Tezozomoc[1]), man zu der oberen Plattform der Pyramide auf drei Seiten hinaufstieg, und dass die Hauptfront des Tempels dem Süden, also dem Platze, der noch heute den Mittelpunkt der Stadt bildet, zugekehrt war. Dem entspricht es, dass auch der Tempelhof, wie Tezozomoc angibt, und wie sich auch aus unserer Abbildung ergibt, an drei Seiten durch Öffnungen oder Thore in der Umfassungsmauer zugänglich war. Damit erledigt sich die Angabe Durans, der in seiner Beschreibung des großen Tempels[2]) fälschlich von vier nach den vier Hauptrichtungen hinausführenden Thüren spricht.

Die Anzahl der Treppenstufen sollte, nach Tezozomoc, der Anzahl der Tage des Jahres entsprechen, d. h. 360, also auf jeder Seite 120, betragen haben. Das wird von Cortes bestätigt, der an verschiedenen Stellen seines Eroberungsberichtes[3]) erzählt, dass es »ciento y tantas gradas« bis zur Höhe des Tempels gewesen wären. Das Gleiche berichtet Motolinia.[4]) Genauer gibt der Conquistador Andrés de Tapia an[5]), dass die Zahl der Stufen 113 betragen habe, »de à mas de palmo cada una«. Auch an dem Haupttempel der Schwesterstadt Tlatelolco zählte Bernal Diaz 114 Stufen bis zur Höhe.[6]) Rechnet man die Höhe einer Stufe zu 10″ oder 25 *cm*, was etwa dem entspricht, was man an noch vorhandenen Tempelpyramiden beobachtet, so würden 120 Stufen eine Gesammthöhe von 100′ ergeben. Darauf ist vielleicht auch die räthselhafte Angabe im Tezozomoc[7]), dass der Tempel »mehr als 160 Mannslängen« hoch gewesen sei, zu reducieren, indem wir einfach 16 für 160 setzen. Die Schätzung des Cortes dagegen, dass die große Pyramide von Mexico noch höher als der Thurm der Kathedrale von Sevilla gewesen sei,[8]) ist übertrieben; denn für die Giralda werden 114 *m*, das ist 360′, angegeben. Es müsste also darnach jede der 120 Stufen 3′ oder beinahe 1 *m* hoch gewesen sein.

Auch über den Flächenraum, den die Pyramide einnahm, können wir uns nach einigen Stellen in der Chronik des Tezozomoc und den Berichten der Conquistadoren einen Begriff machen. Nach Tezozomoc[9]) hätten die Baumeister des älteren Motecuhçoma, als sie die Fundamente für den neuen Tempel legten, beschlossen, ihm eine Seitenlänge von 125 Ellen zu geben. Das ergibt, da die gewöhnliche Elle zu 3′ zu rechnen ist, ein Quadrat von 375′ Seitenlänge. Das stimmt wiederum ziemlich genau zu den Angaben, die Bernal Diaz über die Größe des Haupttempels der Schwesterstadt Tlatelolco macht, der ja in jeder Beziehung dem Haupttempel von Mexico ähnlich gewesen zu sein scheint. Er sagt nämlich, dass der Flächenraum, den diese Pyramide bedeckte, etwa sechs sehr großen Baustellen, wie man solche in der spanischen Colonie Mexico abzumessen pflegte, gleich gewesen sei. Wir wissen nun aus den Verhandlungen der Stadtverwaltung von

[1]) Cap. 30.

[2]) Historia de las Indias de Nueva España. Tratado 2⁰, cap. 2.

[3]) Cartas y Relaciones de Hernan Cortés, edid. Gayangos, S. 131, 218.

[4]) Tratado I., cap. 12.

[5]) Relacion S. 582.

[6]) Historia verdadera de la conquista etc., cap. 92.

[7]) Crónica mexicana, cap. 50.

[8]) a. a. O. 106.

[9]) Crónica mexicana, cap. 37.

Mexico, dass man als kleine Baustellen ein Quadrat von 141' Seitenlänge, als große und normale Baustellen ein Quadrat von 150' Seitenlänge zuzumessen pflegte.[1]) Sechs solcher Baustellen gegen einen Flächenraum von 135.000 Quadratfuß, das entspricht genau einem Quadrat von 367½ Fuß Seitenlänge.

Die Pyramide stieg in fünf ziemlich steil geneigten Absätzen auf, wie wir wiederum bestimmten Stellen der Briefe des Cortes[2]) und der Historia verdadera des Bernal Diaz[3]) entnehmen können. Zwischen je zwei Absätzen zog sich ein schmaler Umgang von eines Schrittes Breite um die Pyramide. Diese Absätze und diese Umgänge spielen in einer bestimmten Phase des Kampfes zwischen den Spaniern und den Mexikanern eine Rolle. Als die Mexikaner sich gegen den nach Mexico zurückgekehrten Cortes erhoben hatten und ihn in seinem Quartier bestürmten, versuchte am vierten Tage Cortes sich einen Weg zu den Thoren zu bahnen, indem er seine Spanier unter verschiebbaren Deckungen, beweglichen hölzernen Schutzdächern, vorgehen ließ. Er wurde aber zurückgeworfen, und die Mexikaner drängten bis an die Thore des befestigten, von den Spaniern bewohnten Palastes nach. Um nun auch den hinter den Mauern des Palastes geborgenen Spaniern zusetzen zu können, erstieg eine Anzahl der hervorragendsten mexikanischen Krieger, an 500, die große Tempelpyramide, der das Quartier der Spanier benachbart lag, und entsandten von dort ihre Geschosse in die von oben offenen Höfe des Palastes. Die Lage wurde kritisch. Da wandte wieder einmal Cortes durch eigene persönliche Tapferkeit das Geschick des Tages zu Gunsten der Spanier. Nachdem er sich den Schild an den verwundeten linken Arm hatte festbinden lassen, erstürmte er mit einigen beherzten Genossen die Pyramide. Nach kurzem Kampfe wurden die Mexikaner von der Plattform vertrieben und mussten über die steilen Wände der Pyramide hinab auf die schmalen Umgänge flüchten — *auh in tiacavan, nīmen ie ic valmōtepeoa in itlamamatlaioc teucalli, iuhquin tlīlazcatl valmotepeoa* — »und die Häuptlinge springen nach allen Seiten herunter auf die Stufenumgänge der Tempelpyramide; wie schwarze Ameisen klettern sie auf allen Seiten herunter« —, wie es in dem aztekischen Berichte über diese Kämpfe im zwölften Buche des Sahagun heißt. Und auf diesen schmalen Umgängen wurde, aber erst nach einer Blutarbeit von mehreren Stunden, den fünfhundert Tapferen der Garaus gemacht.

Von diesem terrassenförmigen Aufbau sehen wir in unserer Abbildung nichts, die von der ganzen Pyramide nur die beiden dicht nebeneinander angebrachten Treppenaufgänge der südlichen Hauptseite zeigt. Die beiden Sacrarien aber auf der Höhe der Plattform sind angegeben. Wir sehen die von der hölzernen Oberschwelle und den beiden hölzernen Seitenpfosten umrahmten Thüröffnungen — Schwelle und Pfosten, wie die Holztheile häufig, mit rother Farbe angegeben. Was dazwischen wie zwei kleine dunkle Eingangspforten aussieht, bezeichnet zweifelsohne die beiden Opfersteine *(techcatl)*, die oben hart am Treppenrande und vor dem Eingang zu den Sacrarien sich befanden. Die Simse der beiden Heiligthümer sind in unserer Abbildung verschieden ornamentiert. Das zur Linken vom Beschauer, das wir ohne Bedenken als das des Regengottes *Tlaloc* ansprechen können, ist mit vier senkrechten blauen Feldern, dem Symbol des aus den vier Himmelsrichtungen kommenden Regens verziert. Genau ebenso ist im Festkalender des Codex Borbonicus, wo der Regengott in seinem Tempel dargestellt ist, der Sims des Tempels mit vier breiten Rechtecken in blauer Farbe bemalt. Das zur Rechten vom Beschauer gezeichnete Sacrarium aber, das das des Stammgottes, des kriegerischen *Uitzilopochtli*, sein muss, zeigt auf schwarzem Grunde weiße Scheiben, eine Ornamentierung, die in der

[1]) Actas de Cabildo. 9. Februar 1537. (Vgl. Joaquin Garcia Icazbalceta, Obras, I, 419—421.)
[2]) a. a. O. 131.
[3]) Cap. 92.

Bildermalerei der Mexikaner als Ausdruck des gestirnten Himmels galt. Eine solche Simsverzierung scheint bei den Mexikanern sehr beliebt gewesen zu sein. Wie man an den noch heute stehenden Resten des alten Palastes von *Huexotla* bei Tezcuco sehen kann, wurde sie in einfacher Weise dadurch zustande gebracht, dass man keilförmige, am breiten Ende kugelig geformte Steine in mehreren übereinander angebrachten Reihen in Mörtel einbettete, dergestalt, dass die kugeligen Enden gleichmäßig weit aus der Mörtelmasse hervorragten. Statt dieser Steine wurden bei Cultusgebäuden auch die Schädel der Geopferten in gleicher Weise verwendet.

Die beiden Figuren [l] und [m], die in unserer Abbildung zu beiden Seiten des Haupttempels gezeichnet sind, heißen *Macuil cuetzpalli* »Fünf Eidechse« und *Macuil calli* »Fünf Haus«, wie man an den beigesetzten Hieroglyphen sieht. Das sind Namen, die eigentlich bestimmte Tage des Kalenders bezeichnen. Aber mit den Namen von Tagen wurden auch, in gewissen Gegenden ganz allgemein, die Personen bezeichnet, die an ihnen geboren waren. Und dementsprechend auch die Götter, indem auch für sie ein bestimmter Tag als Geburtstag oder ein ihrem Wesen entsprechender Tag angenommen wurde. Die fünf die Zahl *macuilli* »fünf« in ihren Namen enthaltenden Tage, *Macuil cuetzpalli* »Fünf Eidechse«, *Macuil cozcaquauhtli* »Fünf Geier«, *Macuil tochtli* »Fünf Kaninchen«, *Macuil xochitl* »Fünf Blume«, *Macuil malinalli* »Fünf Besen«, die in dem in fünfgliedrige Säulen geordneten Kalender oder Tonalamatl dem vierten Viertel, also der Himmelsrichtung des Südens, angehören, waren bezeichnend für gewisse Gottheiten, deren Prototyp *Macuil xochitl* ist, die als Gottheiten der Lustbarkeiten und Festlichkeiten, der Musik, des Tanzes und des Spiels galten. Die gemeinsame Eigenthümlichkeit dieser Gottheiten ist, dass sie in der Verkleidung des *coxcoxtli*, eines in der Morgendämmerung singenden, mit Scheitelfederkamm versehenen Vogels auftreten, dass also — nach der bei den Mexikanern üblichen Darstellung — ihr Gesicht aus dem aufgesperrten Rachen dieses mit Scheitelfederkamm versehenen Vogels hervorsieht. In dieser Art sehen wir den Gott *Macuil xochitl* in der bunt bemalten Thonfigur dargestellt, die wir in Teotitlan del camino erwerben konnten und die ich auf der letzten Tafel meiner »Wandmalereien der Paläste von Mitla« abgebildet habe. Sehr häufig ist von diesem ganzen Vogelkopf nur ein Scheitelkamm und ein Paar, die Augen und Flügel vertretende Rosetten mit herunterhängenden Bändern, oder auch nur eine Andeutung derselben, übrig geblieben. In dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum befinden sich eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Steinbilder und sogar ein Holzbild und auch ein kleines Thonfigürchen, die uns den Gott in dieser Gestalt zeigen. Und genau in gleicher Weise sind auch in unserer Abb. 81 die beiden mit den Namen *Macuil cuetzpalli* und *Macuil calli* bezeichneten Gestalten gekennzeichnet. Eine andere Eigenthümlichkeit der Gottheiten dieser Classe, eine den Mund umgebende weiße Zeichnung, die bald die Umrisse einer Schmetterlingsfigur, bald die einer menschlichen Hand wiedergibt, ist in den genannten beiden Gestalten unserer Abb. 81 nur in Andeutung vorhanden. Dagegen führt uns das Symbol, das sie in der Hand halten, erkennbar und deutlich den *Yollo-topilli*, den »Stab mit dem Herzen«, vor Augen, das auch in dem Göttertrachten-Capitel des Sahagun-Manuscriptes dem Gotte *Macuil xochitl* als Abzeichen in die Hand gegeben ist.

Die beiden Gestalten repräsentieren hier die beiden sitzenden Steinfiguren, die, wie wir aus der Beschreibung des P. Duran wissen,[1]) auf der oberen Plattform des großen Tempels, unmittelbar am Ende der Treppenwangen, aufgestellt waren, und die als Halter der Federbanner dienten, welche man an den Tagen, wo man dem Gotte ein Fest feierte,

[1]) Tratado 2°, cap. 2.

als Zeichen dieser Festfeier aufsteckte.[1]) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Steinfigur, die in Mexico unter dem Namen »*El Indio triste*« bekannt ist (Abb. 82), die gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts auf dem Terrain des Majorats der Familie Mota gefunden wurde, wonach die dort vorbeiführende Straße heutzutage den Namen »Calle del Indio triste« führt, den einen dieser beiden Bannerträger darstellt, also ehemals auf der oberen Plattform der großen Pyramide gestanden hat.

Von den anderen Gebäuden, die der Grundriss (Abb. 81) uns vor Augen führt, erwähne ich zunächst [k] das sicher mit dem im Text *Colhuacan teocalli*, »Tempel von Colhuacan« genannten Gebäude zu identificieren ist. *Colhuacan* war der Name einer kleinen Stadt am Nordwestende des Sees von Xochimilco, zwei Leguas von der Hauptstadt Mexico entfernt und zugleich der Name einer Urheimat, an dem jenseitigen Ufer des Wassers, das die Mexikaner zu überschreiten hatten, gelegen, wo der Sage nach die Mexikaner mit den ihnen sprachlich verwandten nauatlakischen Stämmen zusammentrafen, und wo sie auch ihren Gott *Uitzilopochtli* erhielten. Wenn wir nun in dem in dem Plane (Abb. 81) mit [k] bezeichneten Gebäude in der Thüröffnung das Bild des Gottes *Uitzilopochtli* sehen, mit dem *Xiuhatlatl*, dem blauen (mit Türkis incrustierten) Wurfbrett in der Hand, dessen Ende in Gestalt eines Schlangenkopfes gebildet war, und mit einem Vogelkopf hinter sich, der jedenfalls den Colibri *(uitzitzilin)*, die Verkleidung *(naualli)* dieses Gottes, darstellen soll, so werden wir nicht zweifeln dürfen, dass dieses Gebäude [k] den »Tempel *Colhuacan*«, den alten Tempel *Uitzilopochtlis*, bezeichnen soll, der erst unter dem fünften mexikanischen Könige, dem älteren Motecuhçoma, mit dem Zunamen Ilhuicamina genannt, durch den Neubau der großen Pyramide ersetzt wurde.

Auf der Vorderseite des großen Tempels sind auf unserem Plane drei Baulichkeiten in einer Linie angegeben, die zweifellos ursprünglich in dieser Reihe zwischen dem Haupteingang in den Tempelhof und der Haupttreppe zur Pyramide einander folgten. Das sind [b] *quauhxicalli*, »die Adlerschale«, [g] *tzompantli*, »das Schädelgerüst« und [f] *teotlachtli*, »der Ballspielplatz des Gottes«.

Mit dem Namen *quauhxicalli*, »Adlerschale«, wurden die Gefäße bezeichnet, in denen man das Blut der Opfer dem Gott darbrachte. Es wurden dazu mehr oder minder kostbare, aus Stein gefertigte Schalen gebraucht, die auf dem äußeren Rande mit in Relief gearbeiteten Adlerfedern verziert waren und auf der Innenseite des Bodens das Bild der Sonne, auf der Außenseite (Untenseite) ein Abbild der Erdkröte, die ein Steinmesser aus ihrem Rachen entlässt, das Symbol der aufgehenden Sonne, trugen.[2]) Für die bescheidenen Verhältnisse kleinerer Cultverbände, in denen ein Menschenopfer gewiss nur selten vorkam, genügten Schalen von kleinen Dimensionen. Und solche sind in mehreren Exemplaren erhalten. Das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt eine derartige Schale, und eine zweite ganz ähnliche ist mit der Becker'schen Sammlung in das k. k. naturhistorische Hofmuseum gekommen. Für die größeren Tempel aber mussten sie von ansehnlicherem Umfang gemacht werden. Und da damit die Möglichkeit wegfiel, sie vor das Angesicht des Idols zu tragen, so wurde ihnen ein bestimmter Platz unmittelbar vor dem Hauptaufgang zum Tempel angewiesen. Auch von diesen größeren *quauhxicalli* sind verschiedene uns erhalten. In den »Anales del Museo Nacional de Mexico«[3]) hat Jesus Sanchez zwei derselben abgebildet und beschrieben, die in dem genannten Museum aufbewahrt werden. Als *quauhxicalli* für den Haupttempel von Mexico hat wahrscheinlich der große scheibenförmige Stein gedient, den der Pater Duran noch nahe der nach

[1]) Vergleiche die Bilderschrift der Biblioteca nazionale von Florenz, Tafel 58.

[2]) Vergleiche hierüber meine Abhandlungen in »Ethnologisches Notizblatt«, Bd. II, Heft 1, S. 14.

[3]) Bd. III, S. 134 und 296.

Westen sich öffnenden Hauptthür der alten Kathedrale von Mexico gesehen hat,[1]) der später dort vergraben und am 17. December 1791 bei den auf dem großen Platze vorgenommenen Pflasterarbeiten wieder aufgefunden wurde.[2]) Er ist, wie bekannt, auf der Oberseite mit dem Bilde der Sonne und auf dem Cylindermantel mit Gruppen von Kriegern, die einen Gefangenen am Schopf halten, geschmückt. Eine kleine napfförmige Vertiefung in der Mitte des Sonnenbildes charakterisiert das Werkstück als »Schale« *(xicalli)*. Und die Krieger sind die Adler *(quauhtin)*. Durch sie wird das Stück zur »Adlerschale« *(quauhxicalli)* gemacht. Der Stein ist unter dem Namen »Stein *Tiçocs*« bekannt, weil der Führer dieser Kriegergruppen durch die beigesetzte Hieroglyphe als der König dieses Namens gekennzeichnet ist.

Dieser Stein ist nun allerdings an der Stelle [b] des Grundrisses, Abb. 81, nicht zu sehen. Wohl aber der terrassenförmige Aufbau, auf dem er stand. Und die Stelle ist außerdem durch die Figur eines Priesters im Ornat gekennzeichnet, mit der Tabaktasche *(yequachtli)* auf dem Rücken, in der linken Hand die Kopaltasche *(copal-xiquipilli)*, in der rechten die Räucherpfanne *(tlemaitl)* mit den glühenden Kohlen, auf denen der Kopal verbrannt wurde, haltend. Denn der *quauhxicalli* war die Stelle, wo die Priester dem Gotte zu räuchern pflegten.

Das *tzompantli* war ein Gerüst, aus aufrechten und durch Querstangen verbundenen Pfählen bestehend, das auf einem quergestellten, langen, schmalen Terrassenbau errichtet war. Auf ihm wurden mittels der Querstangen, die von Schläfe zu Schläfe durchgestoßen wurden, die Schädel der Geopferten aufgereiht. Man sieht, dass dieses Gerüst an der durch den Buchstaben [g] bezeichneten Stelle in dem Grundrisse, Abb. 81, dargestellt ist. Es muss übrigens innerhalb der Umfassung des großen Tempels mehrere solcher Schädelgerüste gegeben haben. Das hier dargestellte ist natürlich das *Uei tzompantli*, das große Schädelgerüst, das, wie Sahagun im Anfang zum zweiten Buche angibt, vor dem großen Tempel *Uitzilopochtlis* sich befand, an dem die Schädel der an dem Hauptfeste dieses Gottes, dem *Panquetzaliztli*, Geopferten aufgesteckt wurden. Aus der Beschreibung im Duran könnte man schließen, und der Geschichtsschreiber Veytia hat das in der That auch so verstanden, dass dieses *tzompantli* sich außerhalb der Umfassungsmauer des großen Tempels befunden habe. Dem widerspricht aber, wie man sieht, unser Plan, Abb. 81, und es ist auch aus anderen Gründen nicht recht wahrscheinlich.

An dem Hauptfeste *Uitzilopochtlis*, am *Panquetzaliztli*, wurden am Fuße dieses Pfahlgerüstes, auf der Höhe der Terrasse, die das Pfahlgerüst trug, die zum Opfer bestimmten, in Reihen aufgestellt. Und dann kam *Painal*, der »Eilige«, der Vorläufer *Uitzilopochtlis*, mit dem Idol des Gottes in den Armen, von der Höhe des Tempels herab. Unten angekommen, stieg er zuerst die Stufen in die Höhe zu dem *quauhxicalli* und auf der anderen Seite wieder hinunter und dann die Stufen hinauf zu dem *tzompantli*, wo die zum Opfer Bestimmten aufgestellt waren. Jedem einzelnen zeigte er das Idol und führte dann die Reihe der Unglücklichen hinauf zu der Stelle, wo sie geopfert werden sollten. Das erzählt der Pater Duran in dem wiederholt angeführten Capitel, das von dem großen Tempel in Mexico handelt. Die Beschreibung lässt über die gegenseitige Lage von Tempelpyramide *quauhxicalli* und *tzompantli* keinen Zweifel übrig und beweist, dass an den von mir mit den Buchstaben [b] und [g] bezeichneten Stellen des Grundrisses in der That *quauhxicalli*, und *tzompantli* zu suchen sind. Die gleiche Aufeinanderfolge *tzompantli*, *quauhxicalli* *teocalli* ist augenscheinlich auch in den Opferscenen angenommen, die in dem Sahagun-

[1]) Duran, Tratado 2°, cap. 2 und cap. 9.

[2]) Gama, Dos Piedras, II, 46.

Manuscript der Biblioteca del Palacio zur Erläuterung der achtzehn Jahresfeste abgebildet sind.

Mit *tlachtli* wurde der Ballspielplatz bezeichnet, auf dem das Spiel mit dem Kautschukball, der nicht mit den Händen, sondern mit den Hüften fortgeschnellt werden musste, gespielt wurde. Das Spiel war eine Unterhaltung der Großen. Und deshalb musste auch der Gott sein *teo-tlachtli* haben. Die Form des Ballspielplatzes ist aus den Angaben der Historiker, aus den Hieroglyphen der Städte, die die Silbe *tlach* in ihrem Namen haben, und aus den noch in verschiedenen alten Ruinenstädten erhaltenen Umfassungsmauern solcher Plätze bekannt. Und es unterliegt keinem Zweifel, dass an der Stelle [f] unseres Grundrisses das *teo-tlachtli* gezeichnet ist.

Beziehentlich der übrigen, auf dem Grundrisse, Abb. 81, dargestellten Baulichkeiten kann ich mich kürzer fassen. An der Stelle [c] ist zweifellos das im Text genannte *calmecatl,* das »Priesterhaus« zu suchen. Denn aus seiner Thür führen die Fußspuren zu dem *quauhxicalli,* wo wir den Räucherpriester in Function sehen. Die Priesterwohnungen bestanden vermuthlich aus einer Anzahl in einer Reihe nebeneinander geordneten Gemächern. Das gibt auch Cortes ausdrücklich an, der in seinem zweiten Briefe erzählt, dass längs der ganzen Umfassungsmauer auf der Innenseite sich Wohnräume hingezogen hatten, große Säle und Gänge, in denen die Priester gewohnt hätten. Und das besagt schließlich auch der Name *calmecatl,* der etwa mit »Hauslinie«, »Hausreihe« zu übersetzen ist. Darum zeigt auch unsere Abbildung in dem Gebäude [c] zwei Thüren nebeneinander.

Nicht mit gleicher Sicherheit wage ich das auf dem Plane mit [e] bezeichnete Gebäude mit dem *quauhcalli* des Textes zu intentificieren. Immerhin kann ich verschiedene Thatsachen namhaft machen, die für die Richtigkeit dieser Identification sprechen. *Quauhcalli* heißt das »Adlerhaus« oder das »Kriegerhaus«, kann aber auch das »Sonnenhaus« oder der »Sonnentempel« bedeuten. Denn die Sonne war der *Quauhtleuatl* oder *Quauhtleoanitl,* der »auffliegende Adler«. Und wir wissen aus Duran[1]), dass der Sonnentempel, in dem in einem Gemach, zu dem man 40 Stufen in die Höhe stieg, an der Wand auf eine Leinwand gemalt das Bild der Sonne zu sehen war, *Quaquauhtinchan,* »das Haus der Adler« genannt wurde. Dieser Sonnentempel aber lag nach Duran an der Stelle, wo zu der Zeit, wo er schrieb, die Kathedrale von Mexico erbaut wurde. Das war, wie wir sehen werden, die südwestliche Ecke des alten Tempelbezirkes, und gerade da ist auf unserem Plane, Abb. 81, das *quauhcalli* eingezeichnet. Ferner aber gibt Duran an, dass dieser Sonnentempel an den Hof stoße, in dem nebeneinander die beiden scheibenförmigen Steine *quauhxicalli* und *temalacatl,* jeder auf einem Unterbau, zu dem man auf vier Seiten hinaufstieg, ihre Stellen hatten, und in dessen Hintergrund das *Yopico teocalli,* der Tempel Xipes lag. Diese Beschreibung leidet an einer gewissen Unklarheit. Aber wir können uns vorstellen, dass der Gewährsmann Durans den Platz im Sinne hatte, wo der große *quauhxicalli* lag, und wo — ohne Zweifel auch nicht weit entfernt davon, wie wir sehen werden — der *temalacatl* seine Stelle hatte. Und das ist die Mitte des vorderen (südlichen) Theiles des großen Tempelhofes. Über diesem Theil des Hofes erhob sich in der That auf der einen Seite der Sonnentempel, auf der anderen Seite, wie der Plan unserer Abb. 81 zeigt, das *Yopico teocalli.*

Denn dass der an der Stelle [h] gezeichnete Tempel als *Yopico teocalli* zu bestimmen ist, ist zweifellos. Den Namen *Yopico* trug der Tempel *Xipe Totecs,* »unseres Herrn, des Geschundenen«, des Gottes, der in eine abgezogene Menschenhaut gekleidet einhergieng,

[1]) Tratado 2º, cap. 10.

und dem im ersten Frühjahre das Fest *tlacaxipeualiztli*, »das Menschenschinden«, gefeiert wurde. Und eben diesen Gott sehen wir in voller Figur, mit seinem *chicauaztli*, dem »Rasselstab«, in der Hand unter dem an der Stelle [h] gezeichneten Tempel angegeben.

Mit derselben Sicherheit ist an der Stelle [i] des Planes der *temalacatl*, der »scheibenförmige Stein« zu suchen, auf dem am *tlacaxipeualiztli* der zum Opfer bestimmte Kriegsgefangene festgebunden wurde und sich mit stumpfen Waffen gegen Angreifer mit scharfen zu vertheidigen hatte, bis er, niedergeschlagen und vertheidigungsunfähig, den Priestern zur Vollziehung des Opfers überantwortet wurde. Der runde Stein, der an der Stelle [i] auf dem terrassenförmigen Aufbau gezeichnet ist — er liegt natürlich horizontal auf diesem Aufbau und ist nur, um ihn voll zu zeigen, von dem Zeichner gewissermaßen auf die hohe Kante gestellt worden — ist durch das aus seiner Mitte hervorkommende, mit Reiherfedern verzierte Seil deutlich als der *temalacatl* gekennzeichnet. Das Seil ist eben das *aztamecatl*, »Reiherfederseil« genannte Seil, welches zum Anbinden des Gefangenen auf dem Steine diente. Der Pater Duran identificiert diesen *temalacatl*, ob mit Recht lasse ich dahingestellt, mit dem sogenannten »Kalenderstein«, dem großen runden Stein, der in seiner Mitte das Bild der Sonne, nebst den vier prähistorischen Sonnen, darum die 20 Tageszeichen und an der Peripherie zwei Jahresschlangen oder Türkisschlangen *(xiuhcouatl)* mit dem Zeichen *matlactli omei acatl*, »dreizehn Rohr«, dem Geburtsjahr der Sonne, zeigt und den der Pater Duran noch auf dem großen Platze liegend sah, nahe am Canal, der an der Südseite dieses Platzes vor dem Portal de las Flores entlang floss. Der Stein wurde später dort vergraben und am 3. December 1790 bei Pflasterungsarbeiten wieder aufgefunden.[1])

Der Tempelhof oder Tanzplatz [n], *itualli* oder *teo-itualli*, wurde von einer Mauer umgeben [o], die ganz in der Gestalt von ineinander verschlungenen steinernen Schlangen gearbeitet war und daher *coatenamitl*, »Schlangenmauer« genannt wurde. In ihr waren die drei Thore [p] *teoquiauatl*, »Gottesthüren« oder »Tempelthüren« angebracht, ein breites Hauptthor an der Südseite, zwei weniger breite in der östlichen und westlichen Mauer — *yc excan callacovaya*, »durch die man von drei Seiten hineingieng« — wie es in unserem Paragraphen heißt, oder wie an einer Stelle im zwölften Buche der Geschichte Sahaguns gesagt ist: *in izquican quixoaia calacoaia in quauhquiiavac tecpantzinco acatl yiacapan tezcacoac*, »an allen Aus- und Eingängen, wo man nach der Adlerpforte und dem Palastquartier, dem (im Nordosten gelegenen) Quartier ‚am Rohrvorsprung', dem (im Nordwesten gelegenen) Quartier ‚an der Spiegelschlange' kam«.

Was den Raum betrifft, den der ganze Tempelbezirk einnahm, so haben wir über seine Größe leider nur sehr summarische Schätzungen. Cortes gibt in seinem zweiten Briefe an, dass man in dem von der Tempelmauer umschlossenen Raum eine ganze Stadt von 500 Bürgern würde bauen können. Und in seinem dritten Briefe kommt er auf diese selbe Angabe zurück, spricht aber dabei nur von einer Stadt von 400 Bürgern. Der Pater Duran andererseits sucht einen Begriff von der Größe des Raumes zu geben, indem er erzählt, dass an dem verhängnisvollen Tage, wo Pedro de Alvarado die zur Begehung des *Toxcatl*-Festes versammelten waffenlosen Mexikaner, die Blüte der Nation, verrätherischerweise überfallen und abschlachten ließ, 8600 Mann auf dem Tempelhofe, am Tanze theilgenommen hätten und somit dem Schwerte der Spanier zum Opfer gefallen wären.

In welcher Weise die gewaltige Steinmasse, die der große Tempel darstellte, abgetragen wurde, darüber gibt es keinen genaueren Bericht. Er diente vermuthlich als

[1]) Gama, Dos Piedras, I, 10, 11.

Steinbruch bei dem Bau der neuen spanischen Stadt, denn die Bausteine, mit denen seine ganze Oberfläche bedeckt war, boten ein schon in Form gebrachtes, sofort zu verwendendes Material. Und die Massen von Erde und Steinen, die den Kern der Pyramide bildeten, werden zur Zuschüttung der Canäle und zur Erhöhung des Bodens verwendet worden sein. An der Südgrenze des alten Tempelbezirkes erbauten die Franziskaner, die im Jahre 1624 als erste Apostel herbeikamen, ihr Kloster, gaben den Grund und Boden aber schon im Jahre darauf für den Bau der Kathedrale her, der ersten christlichen Kirche, die in den neueroberten Landen errichtet wurde, anfangs als Klosterkirche dem heiligen Franciscus, später Nuestra Señora de la Asuncion geweiht. In den Grundmauern dieser Kirche wurden, das wird von verschiedenen Autoren bezeugt, eine ganze Anzahl Idole und namentlich eine Menge Bruchstücke der großen Schlangenmauer vermauert.[1] Diese erste Kirche wurde im Jahre 1626 durch eine neue größere ersetzt. Das ist die. welche noch heute steht. Der nach Westen gelegene Haupteingang der alten Kirche, die sogenannte »Puerta del perdon«, ist heute der im vorderen Theil der Kathedrale, an der Seite des Chores gelegene »Altar del perdon«.[2]

Ein anderer Theil des alten Tempelgrundes war verschiedenen Bürgern der neuen spanischen Stadt zur Bebauung überwiesen worden. Und da eine Anzahl dieser »frontero del Uchilobos«, d. h. im vorderen Theile des Tempelbezirkes oder vor der Hauptpyramide gelegenen Bauplätze unbebaut geblieben war, so wurden sie durch besonderen Beschluss der Stadtverwaltung am 8. Februar 1527 von neuem vertheilt. Auf diesem von privaten Gebäuden eingenommenen Terrain etwas nördlich und östlich der Kathedrale haben wir auch die Stelle zu suchen, wo der eigentliche Tempel, die große Pyramide mit den Sacrarien *Uitzilopochtlis* und des Regengottes *Tlaloc*, stand. Das wird von Tezozomoc ausdrücklich angegeben: »Este templo y cerro estaba punto adonde fueron las casas de Alonso de Avila y Don Luis de Castilla, hasta las casas de Antonio de Mota en cuadra.«[3] Der Name der Familie Mota ist bis in spätere Zeit dem Häuserviertel zwischen der heutigen Calle 1ª de Relox und der 2ª del Indio triste haften geblieben, so dass wir also das Centrum der alten Pyramide in der Calle de las Escalerillas und ihre äußere Begrenzung bis nahe an die Calle del Relox heran anzunehmen hätten.

Über den Verlauf der alten Schlangenmauer liegen keine directen Zeugnisse vor. Trotzdem ist nach drei Seiten ihre Begrenzung mit ziemlicher Sicherheit anzugeben. Auf der Südseite blieb der Haupttheil der heutigen Plaza mayor, der ganze Raum zwischen dem Portal de los Mercaderes und dem Palacio Nacional, außerhalb. Das geht aus den Angaben der Crónica Mexicana des Tezozomoc mit ziemlicher Bestimmtheit hervor. Und auf der westlichen und östlichen Seite ist die Begrenzung auch durch die Frontlinien des alten und des neuen Palastes Motecuhçomas gegeben, die bekannt sind, da diese beiden Paläste durch königlichen Erlass vom 6. Juli 1529 dem Cortes als Privateigenthum verliehen wurden. Der alte Palast umfasste das Häuserviereck zwischen dem heute Empedradillo, in älterer Zeit Placeta del Marques genannten kleinen Platze und den Straßen Tacuba, Don José el Real und der ersten und zweiten de Plateros. In ihm hatten in der ersten Zeit die Audiencias und die Vicekönige ihren Sitz, da die Krone diesen Palast zu erwerben beabsichtigte und schon eine Anzahlung darauf geleistet hatte. Später fand es aber die Krone passender, den neuen Palast, das Terrain des heutigen Palacio Nacional, als Regierungsgebäude zu erwerben, der in der That im Jahre 1562 gegen eine Kauf-

---

[1]) Duran, Tratado 2⁰, cap. 2 und 9. — Vetancurt, Teatro Mexicano, Pte III, Pr. III, cap. III, No. 81, 82.

[2]) Joaquin Garcia Icazbalceta, Obras, I, 422, 423.

[3]) Crónica Mexicana, cap. 70.

summe von 34.000 Castellanos in den Besitz der Regierung übergieng.[1]) Nicht mit gleicher Bestimmtheit ist im Norden die Grenze des alten Tempelbezirkes zu ziehen. Die mexikanischen Archäologen Alaman und José Fernando Ramirez haben die Calle de Cordobanes als solche angenommen. Und das wird ungefähr zutreffend sein; denn es ist wahrscheinlich, dass der ganze Tempelbezirk, wie die Pyramide, quadratische Gestalt hatte.

Die ersten Jahrhunderte der spanisch-christlichen Herrschaft hatten für die aus der altmexikanischen Zeit stammenden Denkmäler nur ein feindliches Empfinden. Man zerstörte sie, wo es nur angieng, in der Meinung mit ihnen auch die Dämonen zu vernichten, die in ihnen angebetet worden waren. Als mit der Zeit aber das Christenthum auch in der eingebornen Bevölkerung immer festere Wurzeln fasste, auch ihr immer mehr in Fleisch und Blut übergieng, schwand allmählich diese Feindseligkeit, und ein archäologisches Interesse gewann unter der gebildeten Bevölkerung und in gelehrten Kreisen immer mehr die Oberhand.

Bedeutendere Funde von Alterthümern sind in der Umgegend des alten Tempels gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts gemacht worden. Zuerst wurde, und zwar am 13. August des Jahres 1790, bei Ausschachtungen zum Zwecke der Herstellung einer gemauerten Wasserleitung auf der Südseite des Hauptplatzes, fünf Ellen nördlich des Canals, der damals noch dort vor dem Portal de las Flores entlang floss, und 37 Ellen westlich vom Regierungsgebäude das Kolossalbild der Erdgöttin gefunden, das von den mexikanischen Archäologen *Teoyaomiqui* genannt wurde, richtiger aber, wie schon Alfredo Chavero erkannte, als *Couatl icue*, »die Göttin mit dem Schlangengewand« zu bezeichnen ist. Es ist das die Sculptur, die wegen ihrer Größe und ihrer Sonderbarkeit am allermeisten Eindruck gemacht hat. In allen populären Werken über Mexico findet man sie abgebildet, und kleine Copien in Gips, in Wachs, in Kautschukmasse und anderen Materialien sind zu Hunderten angefertigt und an Liebhaber und an Sammlungen verkauft worden. Einen Abguss derselben in Originalgröße, der seinerzeit für die historisch-amerikanische Ausstellung in Madrid vom Jahre 1892 hergestellt worden war, besitzt das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. In einem kleinen Aufsatz über die großen Steinsculpturen des Museo Nacional de México[2]) habe ich auf ein anderes kleineres Steinbild der *Conatl icne*, das aus Tehuacan in das Museo Nacional de México gekommen ist,[3]) hingewiesen und bemerkt, dass dieses uns als Schlüssel für die Deutung des wunderlichen Kolossalbildes, der sogenannten *Teoyaomiqui* dienen könne. Die Erde war den Mexikanern, wie allen Völkern, die große Mutter, die alles Lebendige aus ihrem Schoße gebiert, dem Himmel als Vater gegenübergestellt. Aber sie war auch, und diese Seite ihres Wesens tritt bei den Mexikanern besonders in den Vordergrund, das Ungeheuer, das die Sonne verschlingt, das Himmelswasser versickern lässt und allem Lebendigen ein Grab bereitet, die Göttin des *Tlillan*, des Reiches des Dunkels. In dieser Auffassung wurde sie mit einem Todtenkopf dargestellt, in der Haltung eines sprungbereiten Raubthieres und mit Jaguarpranken und mit einer aus Klapperschlangen geflochtenen Enagua bekleidet. So sehen wir sie in dem Steinbild von Tehuacan, und so auch in dem Kolossalbild der sogenannten *Teoyaomiqui*. Nur ist bei letzterer der Kopf abgeschlagen gedacht, und aus der Wundfläche kommen, wie zwei Blutströme aus den Aorten, zwei Schlangen hervor, die, sich nach innen biegend, in der Mittellinie der Figur ihre Schnauzenenden zusammenstoßen. So entsteht gewissermaßen als ein neuer Kopf ein Schlangendoppelgebilde, das vorne und hinten denselben Anblick gewährt und einheitlich erscheint, weil die Augen

[1]) Joaquin Garcia Icazbalceta, Obras, VI, 285—287.

[2]) Ethnologisches Notizblatt. Bd. I, Heft 1, S. 19—31.

[3]) Vergleiche Hamy, Decades Americanae. II, 13 (Paris 1884), S. 90 ff.

und die Zähne der beiden Schlangen sich symmetrisch vertheilen und auch die Hälften der gespaltenen Zungen sich zu einer Schlangendoppelzunge zusammenschließen. Wie der Kopf, so sind auch die Hände der Kolossalfigur abgeschlagen gedacht, und aus den Stümpfen kommt in gleicher Weise eine Schlange hervor, die sich nach vorne biegt, so dass das Schnauzenende in der Vorderansicht zu sehen ist. Aus einer Notiz in der Chronik des Torquemada müssen wir entnehmen, dass in altmexikanischer Zeit an der Südseite des großen Hauptplatzes, gerade jenseits des Canals, der an der Südseite des großen Platzes floss, ein ganz schwarz angemaltes Haus sich befand, das den Namen *Tlillancalco* führte, und das wir wohl als ein Heiligthum der Erdgöttin, der *Couatl icue*, aufzufassen haben, da es als Amtslocal der Persönlichkeit, die den officiellen Titel *Ciuacouatl* — das ist ein anderer Name der Erdgöttin — führte. Denn Tezozomoc identificiert[1]) dieses *Tlillancalco* mit der »Casa de la Moneda«. Und aus dem 1554 geschriebenen lateinischen Dialog des Francisco Cervantes Salazar, den der verstorbene Joaquin Garcia Icazbalceta in spanischer Übersetzung veröffentlicht hat[2]), wissen wir, dass im Jahre 1554 in der That dort, am Portal de las Flores, zwischen dem Cabildo und dem Hause der Doña Marina sich die »Casa de la fundicion« befand. Da das Kolossalbild der sogenannten *Teoyaomiqui* nur fünf Ellen nördlich des Canals und etwa gerade vor dieser Casa de la fundicion gefunden wurde, so können wir wohl es als höchst wahrscheinlich betrachten. dass es ehemals in dem alten *Tlillancalco* gestanden ist, dass es das Idol dieses Heiligthumes war.[3])

Am 12. December dieses selben Jahres 1790 wurde bei Fortsetzung der Pflasterungsarbeiten etwa in der Mitte des großen Hauptplatzes, 37 Ellen nördlich vor dem Portal de las Flores, gerade in der Höhe des zweiten Portals des Palacio Real, 80 Ellen westlich desselben, eine zweite große Steinsculptur gefunden. Der scheibenförmige Stein, der auf seiner Oberfläche das Bild der Sonne in dem Zeichen *naui olin*, die Symbole der vier prähistorischen Sonnen auf den vier Armen des *Olin*-Zeichens, darum die 20 Tageszeichen und an der Peripherie die Bilder zweier großer Türkis- oder Jahresschlangen *(xiuhcouatl)* und das Datum *13 acatl*, das Geburtsjahr der Sonne, zeigt, und der als der »Calendario azteca« in der Literatur bekannt ist.[4]) Duran identificiert, wie ich oben schon erwähnte, diesen Stein mit dem *temalacatl*, dem »spinnwirtelartig gestalteten Stein«, auf dem beim Sacrificio gladiatorio der Gefangene festgebunden wurde, und wo er sich gegen ihn mit scharfen Waffen Angreifende zu vertheidigen hatte. Dagegen spricht aber eigentlich alles, was wir über den *temalacatl* aus Abbildungen und Beschreibungen wissen. Der *temalacatl* scheint freilich, gleich dem Calendario azteca und gleich den *quauhxicalli* mit dem Bilde der Sonne auf seiner Oberfläche geschmückt gewesen zu sein, aber er

[1]) Crónica Mexicana, cap. 56.

[2]) Obras, VI, 286.

[3]) Vor kurzem ist von meiner Collegin auf dem Gebiete der mexikanischen Archäologie, der eifrigen Forscherin und glücklichen Finderin, Frau Zelia Nuttall, in dem zweiten Bande der »Archaeological and Ethnological Papers of the Peabody Museum« eine umfangreiche Arbeit veröffentlicht worden, in der sie ihren Gedanken über die Entstehung der alt- und neuweltlichen Culturen, über den Ursprung weitverbreiteter Symbole und Vorstellungen Ausdruck gibt. In dieser Arbeit beschäftigt sie sich S. 260—262 auch mit der oben besprochenen Kolossalstatue der *Couatl icue*, die sie als »but a variation of the native philosophical theme of ‚Divine Twain' or *Quetzalcouatl*« erklärt, indem sie gleichzeitig den letzteren mit dem Herrn der Zeugung *Ometecutli Omeciuatl* zu identificieren scheint. Leider ist diese ganze von so viel Fleiß und Belesenheit zeugende Arbeit nur als ein Gewebe mehr oder minder interessanter Speculationen zu bezeichnen, denen aber überall der reale Boden fehlt. So braucht man wohl kaum in ernsthafter Weise einen Nachweis dafür zu führen, dass eine Figur mit Weiberbrüsten und Weiberrock mit dem, was die Mexikaner unter *Quetzalcouatl* verstanden, nicht gut in Einklang zu bringen ist.

[4]) Gama, Dos Piedras, I, 10, 11.

hatte, worauf ja auch sein Name hindeutet, was aber sowohl dem Calendario azteca, wie dem *quauhxicalli* vollständig fehlt, ein Loch in der Mitte, aus dem das Seil hervorkam, mit dem der Gefangene auf den Stein festgebunden wurde. Ich habe in der oben angeführten Abhandlung über diese Monumente es als möglich angenommen, dass die eigenthümliche Rinne, die auf dem Steine *Tiçocs*, das Sonnenbild auf der Oberfläche durchschneidend, genau an der Hinterseite des Steines, d. h. der Relieffigur des Königs gerade entgegengesetzt, angebracht ist, vielleicht als Führung für ein Seil zu denken ist, mit anderen Worten, dass dieser in der Regel und auch oben von mir als *quauhxicalli* gedeutete Stein der vielgenannte *temalacatl* gewesen sei. Ich bin indes von dieser Ansicht zurückgekommen und glaube jetzt, dass der *temalacatl* des großen Tempels von Mexico überhaupt nicht mehr vorhanden oder noch nicht gefunden worden ist. Für den Calendario azteca möchte ich eine andere Deutung vorschlagen, die im wesentlichen mit der von Orozco y Berra angenommenen, übereinstimmt.

Ich habe oben erwähnt, dass in der südwestlichen Ecke des Tempelbezirkes sich der Tempel der Sonne befand, für den Duran den Namen *Quaquauhtinchan* angibt, und der auf dem Plane, Abb. 81, als [e] gezeichnet und im Text als *quauhxicalli* bezeichnet zu sein scheint. Duran erzählt uns[1]), dass am Tage *naui olin*, »vier Bewegung«, das ist der der (gegenwärtigen) Sonne geweihte Tag, der Sonne ein Opfer gebracht wurde. Ein für diesen Zweck besonders erlesener Gefangener wurde mit Wanderstab und Reisebündel ausgerüstet und als Bote an die Sonne abgeordnet, indem ihm die Botschaft, die er der Sonne zu überbringen hatte, vorgesagt wurde. Er stieg dann, so heißt es, selbst die (40) Stufen zu dem Gemach empor, in dem das Bild der Sonne, auf Leinwand gemalt, sich befand. Langsam stieg er die Stufen empor, nach jeder Stufe ausruhend, wie die Sonne langsam am Himmelsgewölbe emporsteigt. Oben angekommen, stieg er, wie es heißt, auf den Stein *quauhxicalli*, der auf seiner Oberfläche das Bild der Sonne trägt. Dort sagte er, theils an das Sonnenbild an der Wand, theils an das Tagesgestirn selbst sich wendend, seine Botschaft her und wurde darauf von den Priestern ergriffen, seiner Reiseeffecten entkleidet und dort auf dem *quauhxicalli* selbst geopfert. Duran identificiert diesen *quauhxicalli* mit dem großen *quauhxicalli*, dem Steine *Tiçocs*, der vor dem Aufgange zur großen Tempelpyramide *Uitzilopochtlis* steht. Es geht aber aus der ganzen Beschreibung Durans hervor, dass dieses Opfer auf der Höhe des Sonnentempels, unmittelbar vor der Zelle mit dem gemalten Wandbild der Sonne stattfand, es muss also auch dieser *quauhxicalli* dort auf der Höhe des Sonnentempels und nicht vor dem Aufgang zu der Pyramide *Uitzilopochtlis* gestanden sein. Außerdem zeigt das Bild dieses Steins, das von Duran als Illustration zu diesem Capitel gegeben ist, eine ganz andere Zeichnung als auf dem *quauhxicalli Tiçocs* zu sehen ist. Wir sehen auf dem von Duran gegebenen Bilde des *quauhxicalli*, auf dem der Bote an die Sonne geopfert wurde, in der Mitte das Zeichen *naui olin*, »vier Bewegung«, das Symbol der gegenwärtigen Sonne, umgeben, wie es scheint von einem Ringe, in dem die zwanzig Tageszeichen eingezeichnet sind. Davon steht nichts auf dem Steine *Tiçocs*, aber es ist genau das, was auf dem großen scheibenförmigen Stein, dem Calendario azteca, der im December 1790 in der Mitte des Hauptplatzes der Stadt Mexico gefunden wurde, zu sehen ist. Man wird füglich nicht zweifeln dürfen, dass der Calendario azteca der *quauhxicalli* war, der auf der Höhe des Sonnentempels in der Südwestecke des zu dem großen Tempel gehörigen Bezirkes stand.

Das dritte große Fundstück wurde am 17. December 1791 gegenüber dem Empedradillo (früher »Placeta del Marques«) genannten Seitenplätzchen, genau an der Stelle,

[1]) Tratado 2°, cap. 10.

wo die alte Mauer des zu der Kathedrale gehörigen Friedhofs eine Ecke macht, zutage gefördert.[1]) Es ist der scheibenförmige Stein, den Duran noch nahe dem nach Westen sich öffnenden Hauptthor der alten Kathedrale von Mexico gesehen hat, der große Stein *Tiçocs*, der auf der Oberseite mit dem Bilde der Sonne, auf dem Cylindermantel mit Gruppen von Kriegern, die einen Gefangenen am Schopfe halten, geschmückt ist. Nach den Erörterungen, die Orozco y Berra in den »Anales del Museo Nacional de México« veröffentlichte[2]), können wir es wohl als festgestellt ansehen, dass dieser Stein der große *quauhxicalli* gewesen ist, der vor dem neuerbauten großen Tempel *Uitzilopochtlis* seine Stelle hatte, da dieser in der That, wie wir aus der Chronik des Tezozomoc wissen, unter König *Tiçoc* vollendet und unter dessen Nachfolger *Auitzotl* feierlichst eingeweiht worden sein muss. Ich habe oben angegeben, dass das Relief, das auf dem Cylindermantel dieses Steines zu sehen ist, in der That auch in gewisser Weise den Namen *quauhxicalli* zum Ausdruck bringt.

Abb. 82. El Indio triste.

Die drei im obigen beschriebenen Fundstücke haben wegen ihrer Größe und wegen des Interesses, das die Darstellungen auf ihnen erweckten, besonderes Aufsehen gemacht. Auch ich glaubte ihnen eine besondere Besprechung widmen zu müssen. Es sind nun aber im Laufe der Zeiten am Orte oder in der Umgebung des großen Tempels noch eine große Menge anderer Stücke gefunden worden, von denen doch die größere Zahl gerettet und dem »Museo Nacional de México« einverleibt worden ist. Leider fehlt es bisher an einer actenmäßigen Darstellung der Herkunft der verschiedenen monumentalen Stücke, die gegenwärtig das genannte Museum bilden. Ich will deshalb nur zwei hervorheben, weil sie viel genannt und abgebildet worden sind, und weil ich sie bestimmen zu können glaube.

Das ist einmal der sogenannte »*Indio triste*« (Abb. 82), die Figur eines sitzenden Indianers, der in dem an der Ostseite des alten Tempelbezirkes gelegenen Häuserquartier, das das Majorat der Familie Mota bildete, gefunden worden ist, und nach dem die dort vorbeiführende Straße noch heute »Calle del Indio triste« genannt wird. Der »Indio triste« wurde er genannt, weil er anscheinend in trübseliger Haltung dasitzt. Gama hielt ihn für ein Abbild des Pulquegottes, weil er meinte, dass die Figur eigentlich einen Becher in den Händen gehabt hat. Richtiger urtheilte Chavero, dass die Figur einen Fackel- oder Bannerträger darstelle. Ein solcher ist es ohne Zweifel, und zwar ist es, wie meiner Ansicht nach mit Bestimmtheit anzunehmen ist, eine der beiden Steinfiguren, die auf der oberen Plattform der großen Pyramide *Uitzilopochtlis* am Ende der Treppenwangen standen, in denen man am Tage des Festes die Banner aufsteckte, Figuren, die, wie ich oben angab, auf unserem Plane, Abb. 81, als Festgötter und mit dem Namen *Macuil calli*, *Macuil cuetzpalin* bezeichnet sind.

---

[1]) Gama, Dos Piedras, II, 46.

[2]) Bd. I (México 1877), S. 3.

Das zweite Stück, das ich hier noch erwähnen möchte, das ist der fein gearbeitete große Kopf, Abb. 83. Er ist auf demselben Terrain des Majorats der Familie Mota, auf einem Grundstück, das für das Kloster der Nonnen de la Concepcion gekauft worden war, gefunden und im Jahre 1829 auf Bustamantes Bitte von der Abtissin dieses Klosters dem Museo Nacional überwiesen worden. Bustamante hielt diesen Kopf für ein Abbild des *Temazcalteci*, der »Großmutter der Schwitzbäder«, einer Form der alten Göttermutter, der Erdgöttin, weil er das sonderbare Gebilde auf den beiden Backen als ein Pflaster ansah, wie solches, der Beschreibung nach, aus Kautschuk gemacht, die alte Erdgöttin auf den Backen trug. Es ist aber hier, bei diesem Kolossalkopf, kein einfaches rundes Pflaster, sondern in Relief ausgearbeitet, wie man deutlich sieht, die Hieroglyphe *teocuitlatl*, »Gold« und darunter die Figur einer Schelle *(coyolli)*. Ich glaube darnach mit Bestimmtheit annehmen zu können, dass das der Kopf der *Coyolxauhqui* sein sollte, der feindlichen älteren Schwester *Uitzilopochtlis*. Denn dieser Name *Coyolxauhqui* bedeutet: »die im Gesicht mit Schellen bemalt ist«. Nach der Legende griffen die *Centzonuitznaua*, die »vierhundert Südleute«, die Brüder *Uitzilopochtlis*, unter Führung ihrer älteren Schwester

Abb. 83. Kopf der *Coyolxauhqui*.

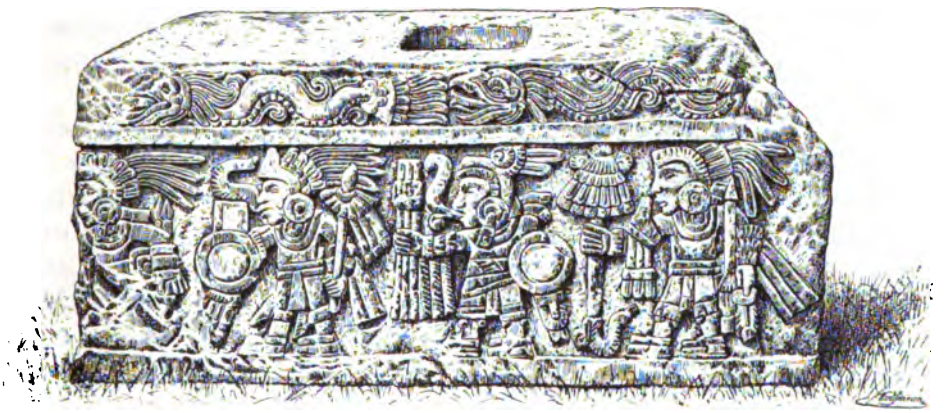


Abb. 84. Sculpierter Stein, 1897 an der Ecke des Portal de los Mercaderes gefunden.

Coyolxauhqui, den *Couatepetl*, den »Schlangenberg« an, um ihre Mutter *Couatl icue*, die unverheiratet (von einem Federball) schwanger geworden war, zu tödten. *Uitzilopochtli* aber entsteigt in Wehr und Waffen dem Leibe seiner Mutter, er schlägt mit dem *xiuhcouatl* der *Coyolxauhqui* den Kopf ab, der auf dem *Couatepetl* liegen blieb, während ihre

Glieder, einzeln, nach unten fielen, und jagt die *Centzonuitznaua* den Berg herunter und viermal um den Berg herum, viele derselben tödtend und ihre Habe an sich nehmend. Mit dem *Couatepetl*, dem »Schlangenberg«, auf dem *Uitzilopochtli* geboren wurde und auf dem er seine erste und Hauptheldenthat verübte, wurde die große Pyramide *Uitzilopochtlis* identificiert, die in der Chronik Tezozomocs wiederholt direct als *Couatepetl* bezeichnet wird. Auf dieser musste also auch der Kopf der *Coyolxauhqui* sich befunden haben, und ich glaube annehmen zu dürfen, dass der auf dem Grundstück des Klosters de la Concepcion gefundene Kolossalkopf eben dieser Kopf der *Coyolxauhqui* war.

Schließlich erwähne ich noch einen bedeutsamen Fund, der vor wenigen Jahren gemacht wurde. Als man im Frühjahr des Jahres 1897 im Südwesten des großen Hauptplatzes das Gebäude, das an der Ecke des Portal de los Mercaderes und der Calle de Tlapaleros steht, niederriss, um auf dem Grundstück ein neues großes Warenhaus zu errichten, fand man, in die Fundamente vermauert, den großen sculpierten Stein, von dem ich hier in Abb. 84 eine Seitenansicht wiedergebe. Es ist, wie man sieht, ein vierkantiger Stein, der in der Mitte seiner Oberfläche eine Vertiefung hat. Auf den übrigen Theilen der Oberseite scheinen auch Sculpturen gewesen zu sein. Sie scheinen aber gänzlich verwischt, oder in dem Abklatsch, den ich studieren konnte, nicht zum Ausdruck gekommen zu sein. Die Seitenflächen zeigen oben ein schmales Band, auf welchem Federschlangen, und zwar auf jeder Seite zwei, dargestellt sind, die auf der Hinterseite einander abgekehrt, auf der Vorderseite die offenen Mäuler und die Schlangenzungen einander zugekehrt haben. Unter diesem Bande ist auf der Vorderseite ein leider ziemlich zerstörtes Relief zu sehen, das das Bild des Feuers, darin Agave-Blattspitzen mit Blumen (d. h. Blut) an den Enden, ein Symbol der Selbstpeinigung, Kasteiung, der Blutentziehungen, die die Mexikaner zu Ehren der Götter vorzunehmen pflegten, und einige andere nicht mehr entzifferbare Zeichen dargestellt zu haben scheint. Auf den anderen Seitenflächen sind, wie die Abb. 84 zeigt, Kriegerfiguren abgebildet, die Speerbündel, Handfahnen, Wurfbrett oder einen mit Feuersteinspitze bewehrten und mit einer Federquaste geschmückten Spieß in der Hand halten. Es ist, wie man sieht, ein archaisches Stück, das an die Sculpturen, wie wir sie aus Tula und Tlaxcala kennen, erinnert. Die Vertiefung in der Mitte der Oberseite und die Kriegerfiguren auf den Seitenflächen lassen vermuthen, dass das Stück auch ein *quauhxicalli*, eine Opferblutschale, ähnlich dem oben erwähnten Stein *Tiçocs* darstellen sollte.

Ich komme nun zu dem, was eigentlich das Hauptthema der gegenwärtigen Mittheilung sein sollte, zu den Funden, die im vergangenen Herbst und Winter in der *Calle de las Escalerillas* gemacht worden sind, einer Straße, die in der Fortsetzung der Calle de Tacuba, an der Hinterseite der heutigen Kathedrale oder Iglesia mayor entlang führt und in der That den alten Tempelbezirk, ziemlich in der Mitte, in der Richtung von Westen nach Osten durchquert. Ich werde die Funde nicht nach ihrer zeitlichen Folge, sondern nach Classen von Gegenständen geordnet, aufführen und bemerke nur, dass die ersten Funde am 16. October gemacht worden sind, und dass man bei den Ausschachtungsarbeiten in der Richtung von Westen nach Osten vorschritt.

Von Resten an Bauwerken ist nicht viel zum Vorschein gekommen, aber das Wenige, was aufgedeckt worden ist, ist merkwürdig genug. Es handelt sich, abgesehen von einigen Stufen und Mauerzügen, im wesentlichen um zwei Bauwerke; einen Thurm von der Gestalt eines abgestumpften Kegels, und einen altarähnlichen Aufbau.

Der kegelförmige Thurm, auf dessen obere Fläche man am 20. October in 8 *m* Tiefe stieß, ist auf dem halben Umfang seines oberen Randes mit Zinnen umsetzt (vergleiche Abb. 85) und hat in der Mitte seiner Oberseite ein kreisrundes Loch, so dass die

Beschauer das Bauwerk zunächst für eine Cisterne erklärten. Die Wände des Thurmes sind aus Mauerwerk und mit Mörtel bekleidet. Im Innern fand man, nachdem die Erde, die die Öffnung füllte, weggeräumt war, in 1 *m* Tiefe eine Mörtelschicht und unter derselben wieder Erde, viel schwarzen Staub und darunter ein kleines Idol aus rothem Stein, außerdem Obsidianmesser und eine Menge Schädelfragmente und andere menschliche Knochenreste. Ich bin der Ansicht, dass das eines der *Netlatiloyan* genannten Baulichkeiten war, d. h. kellerartige Räume oder Höhlen, in denen man die Häute, die man an gewissen Festen den Opfern abzog, und die an dem Feste von gewissen Personen getragen wurden, schließlich niederlegte. An diesen Häuten müssen, wie man den Abbildungen entnehmen kann, die ganzen Hände mit den Handknochen, vielleicht auch die Füße mit den Fußknochen gehangen sein. So erklärt es sich, dass man in jenem Thurme außer schwarzem Staub auch eine Menge menschlicher Knochenreste fand. Und man wird, um den üblen Geruch zu beseitigen, nachdem die Häute deponiert waren, eine Mörtelschicht darüber ausgebreitet haben, wie sie in der That in jenem runden Thurm gefunden wurde. Nach den Angaben Sahaguns im Anhange zum zweiten Buch, hätte es zwei solcher *Netlatiloyan* gegeben, eines, in dem man die Häute der am *Tlacaxipeualiztli*, dem Feste *Xipes*, Geopferten und ein anderes, in dem man die Häute der am Feste der Erdgöttin, am *Ochpaniztli*, Geopferten zur Ruhe brachte. In der That will man in der Calle de las Escalerillas 18 *m* von dem ersten entfernt und von ihm durch zwei Mauern getrennt, noch die Spuren eines zweiten ähnlichen runden Thurmes gefunden haben.

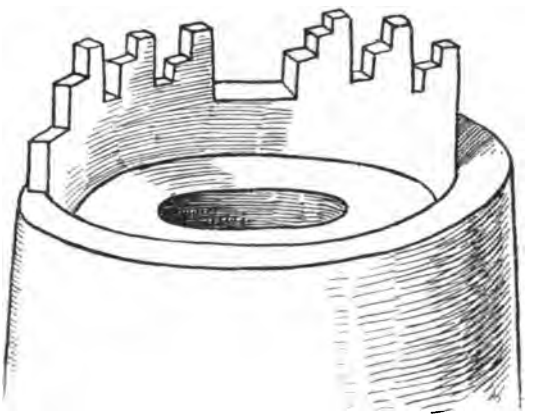


Abb. 85. *Netlatiloyan.*

Der altarähnliche Bau wurde am 20. November des vergangenen Jahres an der Nordseite des in der Calle de las Escalerillas ausgehobenen Grabens aufgefunden. Es ist ein Viereck aus Tezontle, 0·88 *m* hoch, 1·22 *m* breit, 1·95 *m* lang. An der Seite sieht man aus dem Stein sich hervorhebend zwei Reihen von fünf und zwei Reihen von sechs in Profil gestellten Schädeln, abwechselnd mit ebensovielen gekreuzten Todtenbeinen. Die Oberseite ist mit Stuck bekleidet, und darauf sind mit blauer Farbe ebenfalls Schädel und gekreuzte Todtenbeine gemalt. An der Ostseite erhebt sich über diesen vierseitigen Unterbau eine 37 *cm* hohe Mauer. In einer kleinen, aus Steinplatten gebildetn Nische fand man halb verbrannte menschliche Gebeine. Es ist nach dem ziemlich unvollständigen Fundberichte schwer, sich eine Meinung über die Natur dieses Monumentes zu machen.

Von Steinbildern sind gleich am ersten Tage einige gefunden worden, die besonderes Aufsehen machten. Das ist erstens ein Bild des Windgottes *Quetzalcouatl*, an dem man besonders auffällig fand, dass eine Bemalung des Körpers in rother, schwarzer und gelber Farbe noch wohl erhalten war. Ich gebe in der Abb. 86 dieses Bild wieder. Man sieht, es ist eine in archaischer Manier ausgeführte Figur, die in den schnabelartig verlängerten Mundtheilen die echten Merkmale des Windgottes *Quetzalcouatl* zeigt. Was aber interessanter ist, das ist die Haltung, in der der Gott hier dargestellt ist, und die die einer Karyatide ist. Wir kennen solche Karyatiden aus Tula. In der Sammlung des Herrn Perfecto Espinoza daselbst befindet sich eine Karyatide, die in Penafiels »Monumentos del Arte Mexicano Antiguo«, Bd. I, Taf. 148—150, abgebildet ist, die eine männliche Gestalt

darstellt. Der Leib ist mit einer Art Federschurz, nach Art des »Zapoteröckchens« *Xipes* umgürtet, und der Kopf sieht aus dem geöffneten Rachen einer Schlange hervor, deren Leib und Schwanzende auf der Hinterseite der Figur bis auf den Boden herabhängen. Zwei andere, die gleich dem Windgott der Calle de las Escalerillas noch eine wohlerhaltene verschiedenfarbige Bemalung tragen, erwarb der verstorbene Philipp J. J. Becker in Tlaxcala, und sie befinden sich mit dessen Sammlung in der altamerikanischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Die eine dieser beiden Figuren stellt einen männlichen Gott von rother Körper- und Gesichtsfarbe dar, der, gleich der Karyatide von Tula, mit einer Art Federschurz umgürtet ist und hinten einen mächtigen Kreuzspiegel *(cuitlatezcatl)* nach Art der Chichen itza-Figuren zeigt. Die zweite Karyatide der Becker'schen Sammlung ist eine weibliche Gestalt, gelb, mit der Farbe der Weiber gemalt, und das Gesicht aus dem Rachen eines Reptils hervorsehend, das blau gemalt ist und am Kopf und Rücken einen rothen Kamm aufweist. Eine ganze Reihe von Karyatiden endlich hat Teobert Maler in Chichen itza in einem von ihm aufgedeckten, mehrere hundert Schritt ostsüdöstlich der großen Hauptpyramide gelegenen Tempel, den er »el Templo del Dios recostado« nennt, gefunden.[1]) Es sind zweimal sieben Karyatiden, die in der ganzen Haltung der rothen männlichen Karyatide der Becker'schen Sammlung auffallend gleichen, auch wie diese rothbraun, die Zieraten in blauer oder grünblauer Farbe bemalt sind, und die zum Theil in ähnlicher Weise, wie die Becker'sche Karyatide und wie die Karyatide von Tula mit einem Federschurz, zum Theil, an Stelle dessen, mit einem Tuche umgürtet sind. Diese Chichen itza-Karyatiden dienten, in zwei Reihen, zusammen mit einer dritten hintersten Reihe kurzer Säulchen, als Träger einer viereckigen Platte von 3 *m* Länge und 1·50 *m* Breite, die an der Hinterwand der eigentlichen Tempel-Cella stand. Da die Figuren verschieden groß (zwischen 64—38 *m*) sind, so sind die Unterschiede dadurch ausgeglichen worden, dass manche tiefer im rothgeglätteten Stuckboden eingelassen waren, andere weniger. Ich habe in einer früheren Arbeit[2]) darauf hingewiesen, dass die Chichen itza-Sculpturen, wie wir sie in dem Castillo, in dem Tempel am Ballspielplatz, in dem Tempel »del Dios recostado« und anderen sehen, die deutlichen Merkmale an sich tragen, dass sie von Mexikanern und nicht von einer Maya sprechenden Bevölkerung gefertigt worden sind, dass überhaupt eine enge Beziehung zwischen diesen Sculpturen und der archaischen mexikanischen Kunst nachweisbar ist. Es wird daher vielleicht nicht zu gewagt erscheinen, wenn ich die Verwendung der Karyatiden, wie sie in Chichen itza von Teobert Maler nachgewiesen worden ist, auch zur Erklärung der Karyatiden von Tula und Tlaxcala und der neu aufgefundenen, des Windgottes der Calle de las Escalerillas heranziehe. Ich glaube, dass diese Karyatiden, die in allen Fällen Götterfiguren zu sein scheinen, als Träger des Himmels gedacht sind, wie wir solche Götterfiguren, und darunter

Abb. 86. Karyatide *Quetzalcouatl*.

[1]) Globus, LXIII, 279—281, October 1895.

[2]) »Quetzalcouatl-Kukulcan in Yucatan«, Zeitschrift für Ethnologie, XXX (1898), S. 379—416.

gerade auch *Quetzalcouatl*, als Träger des Himmelsgewölbes in den Bilderschriften — Codex Borgia 49—52 (Kingsborough 66—63) und Codex Vaticanus B. 19—22 (Kingsborough 67—70), und auch vereinzelt in der Bilderhandschrift der k. k. Hofbibliothek, Blatt 47 — abgebildet finden. Im Codex Borgia und im Vaticanus B. sind als solche Himmelsträger vier, den vier Himmelsrichtungen entsprechend, dargestellt. Es sind: 1. *Tlauizcalpan tecutli*, die Gottheit des Morgensterns; 2. eine besondere Form *Xiuhtecutlis*, des Feuergottes; 3. *Quetzalcouatl*, der Windgott, und 4. *Mictlantecutli*, der Todesgott. Und sie wechseln ab mit vier anderen, die das *chicauaztli*, das Rasselbrett, in der Hand halten und vielleicht als die Träger der Erde gedacht sind: 1. *Xipe Totec*, dem Geschundenen; 2. *Mictlantecutli*, dem Todesgott; 3. einem Gotte der Blumen, und 4. *Cinteotl*, dem Maisgott. Ich kann nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass in der Chronik des Tezozomoc, wo von dem Bau des großen Tempels die Rede ist, gesagt wird, dass zur Vollendung desselben die *Tzitzimimêc Ilhuicatzitzquique* »ángeles de aire, sostenedores del cielo«, die man auch *Petlacotzitzquique* »tenedores del tapete de caña« nenne, die sechs »tenedores y sustentadores del cielo« noch fehlen[1]), — die *Tzitzimimê* die »dioses de los aires que traian las lluvias, aguas, truenos y relámpagos y rayos, y habian de estar à la redonda de Huitzilopochtli«[2]), — und dass man nachher diese »dioses, signos y planetas«, die man *Tzitzimimê* nenne, auf die Höhe des Tempels gebracht,[3]) und sie um das Idol *Uitzilopochtlis* herum an ihre Stelle gesetzt habe. Ich bemerke ferner, dass unter diesen *Tzitzimimê* zweifellos Sterngottheiten zu verstehen sind, die nur, weil bei einer Sonnenfinsternis die Sterne am Tageshimmel sichtbar werden, zu Dämonen der Finsternis wurden, von denen man annahm, dass sie bei dem Weltuntergang vom Himmel herunterkommen würden, dass endlich an den beiden Stellen, wo der Interpret des Codex Telleriano Remensis eine Anzahl der *Tzitzimimê* mit Namen nennt, jedesmal darunter auch *Tlauizcalpan tecutli* und *Quetzalcouatl* genannt werden. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass 1. in dem Sacrarium *Uitzilopochtlis* sich Karyatiden befanden, vielleicht als Träger eines Unterbaues, über dem das Idol des Gottes sich erhob; 2. dass eine dieser Tragfiguren der Gott *Quetzalcouatl* war. Und es ist deshalb auch als wahrscheinlich zu bezeichnen, dass die gefundene Karyatide nicht aus einer »Kapelle des Windgottes«, sondern aus dem Sacrarium des Hauptgottes *Uitzilopochtli* selbst stammt.

Die in der Calle de las Escalerillas aufgefundene *Quetzalcouatl*-Figur, unsere Abb. 86, hat mich zu einigen Abschweifungen veranlasst. Ich gehe weiter zu einem zweiten, schon gleich in den ersten Tagen gefundenen Steinbild, der Figur, die ich in Abb. 87 wiedergegeben habe. Batres, der von amtswegen diese Ausgrabungen zu überwachen hatte, scheint den Berichterstattern, die ihn ausfragten, die Auskunft gegeben zu haben, dass dies eine Parallelfigur zu der oben in Abb. 82 wiedergegebenen Figur des »Indio triste« sei. Nach der oben von mir gegebenen Deutung dieser letzteren Figur muss ja in der That eine Parallelfigur zu ihr vorhanden gewesen sein. Das Steinbild Abb. 87 aber hat mit dem »Indio triste« nichts zu thun. Es ist allerdings auch eine sitzende oder vielmehr hockende Figur. Aber diese Gestalt hat die Arme einfach übereinandergelegt, während der »Indio triste« mit seinen Händen augenscheinlich einst einen Stab umspannte. Das Gesicht der Figur, Abb. 87, ist auch ein ganz anderes. Es hat die Falten und die beiden vorstehenden Zähne des alten Gottes *Ueueteotl*, des Feuergottes, wie wir diesen in den ein Feuerbecken auf dem Kopfe tragenden Steinbildern, die in Teotihuacan gefunden worden sind, abgebildet sehen. Die beiden hornartigen Aufsätze auf dem Scheitel sind wohl als Andeutung oder

[1]) Crónica Mexicana, cap. 38.

[2]) ebenda, cap. 59.

[3]) ebenda, cap. 66.

Träger der *ome quammamalitli*, oder beiden Feuerhölzer, die der Feuergott in seinem Kopfschmucke trägt, anzusehen.

Eine dritte in ähnlicher Weise sitzende Figur, von der mir bisher nur eine ziemlich rohe Zeichnung in der Tageszeitung zu Gesicht gekommen ist (Abb. 88), wird in den Zeitungen, wahrscheinlich ebenfalls auf Grund einer Identification des Herrn Batres, als Abbild *Macuclxochitls* bezeichnet. Es hat aber die Nackenschleife *(tlaquechpan)* der Regen- und Berggötter und dürfte also vielmehr in diese Verwandtschaft zu beziehen sein.

Dagegen ist die Figur Abb. 89, die am 13. December aufgefunden wurde, die 1·05 *m* hoch und roth bemalt ist, ein echtes Bild des Gottes der Lustbarkeiten, des Tanzes und Spieles, den man *Macuil xochitl*, »Fünf Blume«, oder *Auiatl*, »Lustbarkeit«, nannte. Er ist hier ganz in der Weise, wie ich das oben beschrieben habe, dargestellt. Das heißt, von der Figur des *coxcoxtli*-Vogels, der eigentlich seine Verkleidung oder seine Helmmaske darstellt,

Abb. 87. Steinbild des alten Gottes, des Feuergottes.

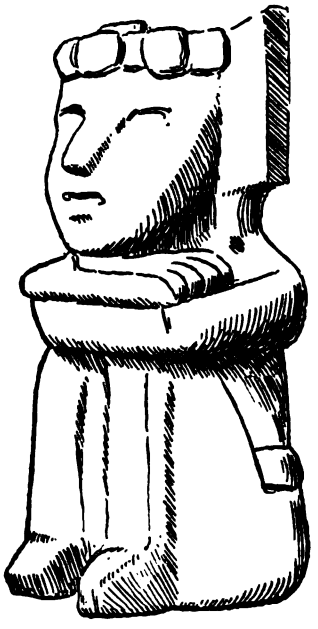


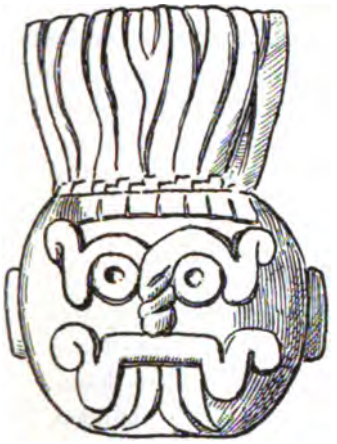
Abb. 88. Steinbild eines Berggottes?

Abb. 89. Steinbild *Macuil xochitls*, des Gottes der Spiele und der Lustbarkeiten.

ist nur der Scheitelfederkamm als hochaufragende Pyramide, eine Andeutung von Augen und Flügeln in Gestalt zweier Rosetten mit heraushängendem Band, und eine Andeutung des Schwanztheiles in Gestalt einer Hinterhauptrosette mit darunter herabhängendem, 78 *cm* langen Haarzopf erhalten, wie solcher ganz genau ebenso an verschiedenen Figuren der Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu sehen ist. *Macuil xochitl* pflegt in hockender Gestalt dargestellt zu werden, da es Brauch war, sein Bild gewissermaßen als Zuschauer, auf dem Ballspielplatz anzubringen. Wir wissen aus dem in Abb. 81 gegebenen Plan, dass innerhalb der Umfassungsmauer des großen Tempels, und zwar gerade in der Mitte vor dem Haupteingang, sich ein Ballspielplatz *(tlachtli)* befand. Es mag sein, dass das *Macuil xochitl*-Bild, Abb. 89, das bei den vorjährigen Ausgrabungen gefunden wurde, dort seinen Platz hatte.

Im übrigen erwähne ich von den in der Calle de las Escalerillas gefundenen Steinfiguren noch zwei Stücke mit dem Gesichte des Regengottes *Tlaloc* (Abb. 90 und 91), zwei

Schlangenköpfe, die aber vermuthlich nicht von der Schlangenmauer stammen, und einige Bruchstücke von Hieroglyphen. Auch buntbemalte, aus Steinen und Mörtel hergestellte Figurenbruchstücke, wie wir solche von den Mayabauwerken, insbesondere von Palenque kennen, sind gefunden worden. Ich habe aber bisher noch keine Abbildungen von solchen Bruchstücken gesehen.



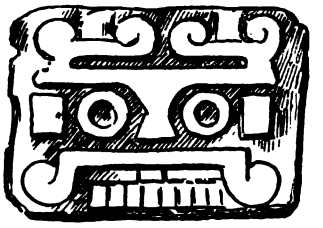


Abb. 90 und 91. Steinsculpturen mit dem Gesichte des Regengottes.

Abb. 92. Idol aus Kopalharz.

Auch kleinere Figuren aus Grünstein und anderen eine Politur annehmenden Steinen und Steinperlen sind gefunden worden, sowie Steingefäße. Unter letzteren ein viereckiges, mit Deckel versehenes, welches 17 Steinmesser verschiedener Größe, eine Menge Grünsteinperlen, Knochenreste, ein kleines Thonköpfchen und drei Steinkugeln, von denen eine blau, die anderen roth bemalt waren, enthielt.

Abb. 93 und 94. Zwei feinbemalte Thongefäße.

Merkwürdig ist eine kleine 14 *cm* hohe Figur aus Kopal (Abb. 92). Aus dem Berichte Sahaguns über das *Etzalqualiztli*-Fest wissen wir, dass man den Kautschuk, den man zu Ehren der Götter an diesem Feste verbrannte, zum Theil zu Kugeln formte, zum Theil in die Gestalt von Figuren brachte, die man *olteteô*, »Kautschukgötter«, nannte. Einem ähnlichen Brauch wird wohl auch die Kopalfigur Abb. 92 gedient haben.

Von Thongeräthen sind zunächst zwei feine buntbemalte Gefäße bemerkenswert, von denen ich leider nur die Umrisszeichnungen geben kann (Abb. 93 und 94), da die Photo-

graphien, die ich bis jetzt gesehen habe, nur eine kümmerliche Andeutung von den in bunten Farben auf ihnen dargestellten Figuren und Symbolen zeigen. Nächstdem sind zwei Räucherlöffel *(tlemaitl)* der gewöhnlichen Form, mit hohlem, rasselndem Griff zu erwähnen, dessen Ende bei dem einen in Gestalt eines Schlangenkopfes, bei dem anderen in Gestalt eines Adlerfußes gebildet ist (Abb. 95 und 96). Ferner eine glänzend schwarz polierte viereckige Urne (Abb. 97), durch einen Deckel mit einem kreisrunden Loch in der Mitte verschlossen; und eine andere kugeliger Gestalt (Abb. 98), die in ähnlicher Weise mit einem Deckel verschlossen war, und deren ganzer Oberfläche man eine warzig-höckerige Beschaffenheit gegeben hatte.

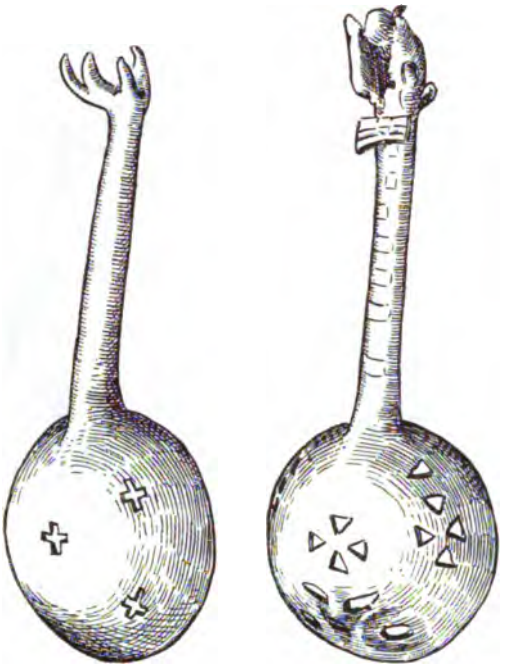


Abb. 95 und 96. Zwei thönerne Räucherpfannen (*tlemaitl*).

All diese Thonsachen sind in den ersten Tagen (16., 17. October) gefunden worden. Eine ganze Anzahl anderer, von denen ich aber keine Abbildungen geben kann, ist bei der Fortführung der Ausgrabungen Anfangs December zum Vorschein gekommen.

In denselben ersten Octobertagen ist auch eine Anzahl Metallgegenstände von den Arbeitern aus dem Erdreich aufgelesen worden: Kupferschellen, von denen nach und nach bis zu 150 zusammengekommen sind, und Goldsachen, zwei feinpolierte goldene Scheiben (Abb. 99) von 20 *cm* Durchmesser, mit kleinen Durchbohrungen für eine Schnur, vier Ohrscheiben aus Goldblech und ein Nasenschmuck, den ich in $^3/_4$ der natürlichen Größe nach der von den Zeitungen gebrachten Abbildung in Abb. 100 wiedergebe. Goldscheiben

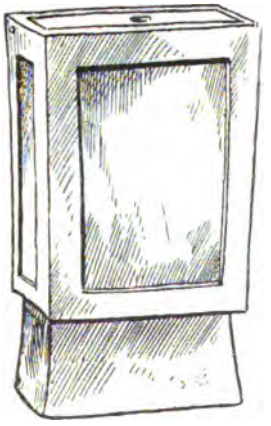


Abb. 97. Schwarze Aschenurne aus Thon.

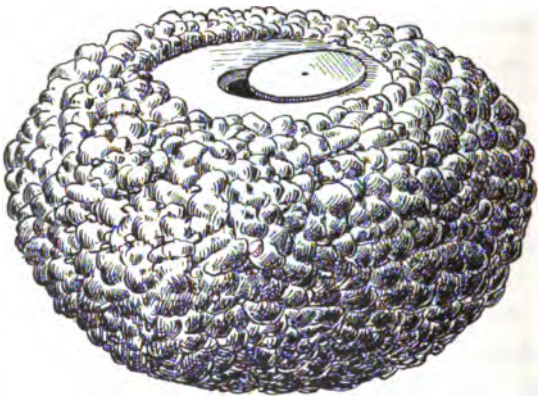


Abb. 98. Aschenurne aus Thon.

(teocuitla-comalli) wurden von den Fürsten und von den Idolen an einem breiten aus Grünsteinperlen zusammengefügten Halsband auf der Brust getragen. Nasenplatten von der Art der Abb. 100 von henkel- oder schmetterlingsartiger Gestalt, *yaca uicolli* oder

yaca papalotl genannt, waren das besondere Abzeichen des Pulquegottes, der Erdgöttinnen und der Nation der Huazteken. Gerade diese Goldfunde sind von Interesse, nicht nur der Kostbarkeit des Materials halber, sondern weil uns sonst fast nichts von der vielgerühmten Goldschmiedekunst der alten Mexikaner erhalten ist, da die Conquistadoren für den künstlerischen Wert dieser Dinge kein Verständnis hatten und fast alles in den Schmelztiegel wandern ließen.

Zahlreiche Gegenstände der Kleinkunst, geschnitzte Holztrommeln *(teponaztli)*, Muscheltrompeten, die zum alten Tempeldienst gehörten, Thonpfeifen, Masken, Muschelschmuck u. dgl. kann ich hier nur erwähnen. Interesse haben diese Dinge nur, wenn man sie im Original oder in guten Abbildungen studieren kann.

Abb. 99. Goldscheibe (*teocuitla comalli*), Brustschmuck.

Abb. 100. Goldene Nasenplatte (*teocuitla yaca papalotl*). $^3/_4$ n. Gr.

Das ist im wesentlichen alles, was bis zu Anfang dieses Jahres über diese Funde bekannt geworden ist. Für die alte Topographie des Tempels und für die mancherlei Dinge, die man in Bezug auf ihn wissen möchte, sind die Ergebnisse der Ausgrabungen bisher noch wenig von Bedeutung gewesen. Die hochgespannten Erwartungen haben sich in dieser Beziehung nicht erfüllt. Aber immerhin sind eine Menge interessanter Dinge zum Vorschein gekommen, und die Bedeutung der Funde ist durch die Stelle, an der sie gefunden worden sind, gewiss erhöht. Seither scheint in neuerer Zeit die praktische Nothwendigkeit der Durchführung der Canalisierungs- und Sanierungsarbeiten mehr in den Vordergrund getreten zu sein. Doch steht zu erwarten, dass trotzdem das einmal geweckte wissenschaftliche Interesse weiter fortwirken wird, und dass in rationeller Weise fortgeführte Ausgrabungen auch im alten Mexico eine auf sicheren Daten sich aufbauende Kenntnis vorgeschichtlicher Verhältnisse und vorgeschichtlicher Vorgänge ermöglichen werden.

Nachtrag. — Erst nachdem diese Mittheilung im Druck fertig vorlag, erhielt ich eine Anzahl vorzüglich gelungener Photographien, die Herr Dr. Walter Veit die Güte hatte, im Museo Nacional de México von den Fundstücken aus der Calle de las Escalerillas für mich aufzunehmen. Aus ihnen ergibt sich, dass außer den oben beschriebenen doch noch eine ganze Anzahl anderer Sculpturstücke bei den Ausgrabungen gefunden worden sind: — Eine Platte mit einer prächtigen Adlerfigur, ein Binsensitz mit dem rauchenden Spiegel *Tezcatlipocas* u. a. — Ferner sieht man erst an diesen Aufnahmen, dass die oben Abb. 95 und 96 abgebildeten Räucherpfannen und andere ähnliche alle fein bemalt waren, auf der Vorderseite der Unterseite das Bild des Regengottes *Tlaloc* und andere Symbole trugen.

Die Huichol-Indianer des Staates Jalisco in Mexico.

Von Professor **Dr. Eduard Seler** in Berlin.

(Mit 12 Abbildungen.)

Im nordwestlichen Theil des Staates Jalisco bildet die Sierra Madre, die den westlichen Rand des großen mexikanischen Centralplateaus darstellt, eine wilde Berglandschaft, die in verschiedenen Stufen bis zu einer durchschnittlichen Höhe von 2000—2500 *m* aufsteigt, von breiteren Thälern umsetzt ist und durch zahlreiche, zu schauerlicher Tiefe abstürzende, steilwandige Schluchten in eine Reihe theils ganz getrennter, theils durch mehr oder minder breite Streifen mit einander verbundener Bergtafeln zerschnitten wird. Diese Gebirgslandschaft, für die man wohl im weiteren Sinne, aber eigentlich unrichtig, den Namen Sierra del Nayarit anwendet, ist die Heimat des südlichsten Zweiges der großen Gruppe der sogenannten Sonorischen Stämme, die sich von da bis an die Grenzen von Californien und Arizona erstrecken.

Genauer bekannt ist schon seit längerer Zeit der als Nayarita im engeren Sinne bezeichnete Stamm, der die Cora genannte Sprache spricht. Ihnen nahe verwandt waren wahrscheinlich schon die Bewohner der westlich angrenzenden Tierra Caliente von Acaponeta, mit denen die Spanier bei ihrem ersten Eindringen in dies Land in Berührung kamen.[1]) Die Nayarita selbst wurden im Jahre 1722 durch D. Juan Flores de la Torre unterworfen. Ihr Tempel auf der hohen Mesa del Tonati wurde verbrannt, die Heiligthümer, der reichgeschmückte, eingetrocknete Leichnam eines alten Propheten und ein mit dem Bilde der Sonne geschmücktes Steingefäß, dem in jedem Monat ein Kind geopfert worden sein sollte, wurden nach Mexico geschafft und der Geistlichkeit zur Vernichtung übergeben.[2]) Die besiegten Indianer selbst wurden in den offenen Thälern in Dörfern vereinigt, die unter Leitung von Missionären der Gesellschaft Jesu standen. Ihre Sprache wurde von diesen Missionären studiert. Und einem derselben, dem P. Josef Ortega, verdanken wir ein ziemlich reichhaltiges Vocabular dieser Sprache nebst einigen kurzen Bemerkungen über Dialecte und grammatische Eigenheiten, das im Jahre 1732 in Mexico gedruckt wurde.[3])

Kaum bekannt indes war es bis vor Kurzem, dass in dem Hinterlande der Cora in dem Bergland östlich der Mesa del Tonati, d. h. östlich der Sierra del Nayarit in engerem Sinne, ein anderer verwandter Stamm seinen Wohnsitz hat, der von den spanisch redenden Mexikanern mit dem Namen Huichol bezeichnet wird. Zu ihnen waren von Osten her, von Colotlan, Franziskanermönche gekommen und hatten unter ihnen eine Anzahl Kirchdörfer gegründet. Als aber mit der Vertreibung der Jesuiten das Missionswerk in jenen Gegenden überhaupt zum Stillstand kam, waren die Huichol gleich den benachbarten Cora, offen wieder zu ihren alten Religionsgebräuchen und ihrer alten Lebensweise zurückgekehrt. Ihr Name, ihre Wohnsitze und Einiges über ihr Treiben

[1]) Vgl. den Bericht des Capitäns D. Francisco Pantecatl in Fr. Antonio Tello, Libro segundo de la Crónica Miscelanea de Jalisco, cap. III.

[2]) Vgl. »Gaceta de México«, No. 2, Februar 1722.

[3]) Vor einigen Jahren in Tepic, der Hauptstadt des Territoriums gleichen Namens, neu abgedruckt.

waren den Bewohnern der angrenzenden Districte und den Behörden des Staates bekannt. Capitän Basil Hall sah sie in Tepic. Capitän Lyon [1]) traf eine Anzahl von ihnen auf dem Markte von Bolaños, wohin sie Salz von den Salinen der pacifischen Küste zum Verkauf brachten. Ihr Äußeres wird von diesen Reisenden beschrieben und auch einiges von ihren Sitten angegeben. Aber über ihre Sprache z. B. konnte Orozco y Berra, als er seine »Geografia de las lenguas y carta etnográfica de México« schrieb, nichts erfahren. Das erste Vocabular dieser Sprache, ein paar Dutzend Wörter, wurde 1874 von Francisco Pimentel in der zweiten Auflage seines »Cuadro descriptivo y comparativo de las Lenguas Indígenas de México« veröffentlicht. Es ergab sich aber in der That, schon aus diesen wenigen Wörtern, die nahe Verwandtschaft der Huichol mit den benachbarten Cora. Auf diesen merkwürdigen Volksstamm wurde der Reisende Karl Lumholtz, der im Auftrage des American Museum of Natural History in New-York zu wiederholten Malen die Gegenden des nordwestlichen Mexico zum Zwecke von Sammlungen und Studien bereist hatte, von dem Gouverneur des Staates Jalisco aufmerksam gemacht. Es gelang Lumholtz, nachdem er zwei Monate bei den Cora auf der Sierra del Nayarit zugebracht, sich auch bei den Huichol Eingang zu verschaffen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Er hat beinahe zehn Monate an verschiedenen Orten ihres Landes gelebt und hat während dieser Zeit sehr eingehende Studien über ihre Sitten und Gebräuche und ihre Anschauungen machen und eine sehr reichhaltige Sammlung von Trachtstücken, Geräthen und insbesondere von Cultusgegenständen zusammenbringen können. Über die Ergebnisse seiner Sammlungen und Studien liegen zwei Berichte in den Veröffentlichungen des New-Yorker Museums vor.[2]) Diese Berichte sind an sich von hohem Interesse, da sie uns eine Fülle von Material über die Sitten, die Verhältnisse und die Anschauungen eines noch in ziemlich ursprünglichen Zuständen lebenden und bisher fast völlig unbekannten Volksstammes bringen. Und sie sind umsomehr von Interesse, als sich aus diesen Berichten ergibt, dass die Gebräuche und die Anschauungen dieses Volkes mancherlei Parallelen zu dem enthalten, was uns die Historien von den alten Mexikanern erzählen. Gerade mit Berücksichtigung dieses letzteren Punktes wird es vielleicht nicht unerwünscht sein, wenn ich hier das Wichtigste von den Beobachtungen Lumholtz' wiedergebe und zu besprechen und zu deuten versuche.

Die Huichol-Indianer beschreibt Lumholtz als Leute mittlerer Statur und hellröthlichbrauner Hautfarbe, das einzig abgebildete Individuum zeigt ziemlich breite, plumpe Gesichtszüge, den Typus der Gebirgsindianer. Capitän Lyon glaubte eine besondere Ähnlichkeit mit Eskimophysiognomien feststellen zu können. Das Haar wird in der einen Gegend lang herabfallend getragen, in der anderen hinten zu einem Zopf geflochten, von dem Quasten bis auf den Gürtel herabhängen. Die Männer tragen, aus käuflichem Baumwollstoff oder aus Wollgewebe gefertigt, ein Hemd, das die Mönche überall statt der Schambinde und der Decke, der alten einheimischen Kleidung, eingeführt haben. Die Weiber haben die alte mexikanische Kleidung. Um die Hüften ist, rockartig, ein Tuch, die Enagua, gewickelt. Die obere Hälfte des Leibes ist nicht mit dem Huipil, dem ärmellosen Hemd, sondern mit einem pellerinenartigen Gewand bekleidet, das die

---

[1]) Journal of a Residence and Tour in the Republic of Mexico in the year 1826.

[2]) Karl Lumholtz, The Huichol Indians of Mexico. (Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. X. Article I, New-York, January 21, 1898.) 14 S. 8°, mit einer Textabbildung und zwei Lichtdrucktafeln.

Karl Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians. (Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. III. Anthropology II, New-York, May 1900.) 228 S. Groß-4°, mit einer Karte, vier zum Theil farbigen Lichtdrucktafeln und 291 Textabbildungen.

Mexikaner *quechquemitl* nannten und das mit einem Zipfel nach vorn, dem anderen nach hinten fallend getragen wird. Nach dem Interpreten des Codex Vaticanus A war dies die besondere Tracht der huaztekischen Weiber. Doch sind in den Bilderschriften z. B. der Codex Borgia-Gruppe die Göttinnen nahezu ausnahmslos in dieser Tracht dargestellt. Die Huichol-Weiber pflegen solcher *quechquemitl* so viele übereinander zu tragen, als die Mittel des Herrn Gemahl oder seine Zärtlichkeit es gestatten. Doch ist auch diese Weiberkleidung in ihrer Vollständigkeit vielleicht erst späterer mönchischer Import; denn in dem Bericht über die Eroberung der Provinz Nayarit lesen wir, dass der Erlös aus dem Verkauf der Rinder und Maulesel, die man den Nayarita abgenommen hatte, auf Antrag des Leiters der Expedition zur Beschaffung von Kleidern für die Indianerinnen verwendet worden sei — »*por la indecencia con que andaban desnudas*«.[1]) Gürtel und Haarbänder, die von den Weibern in eigenartigen, zum Theil wohl alten Mustern aus Wolle gewebt werden, werden ebenso, wie ähnlich gemusterte Umhängetaschen, von beiden Geschlechtern getragen. Knotenschnüre, die bei ihnen in Gebrauch sind, um z. B. die Anzahl der Tagereisen zu markieren, die auf einem bestimmten Wege zurückzulegen sind, oder die ein Bote auszubleiben hat, oder die, ganz nach Art der noch heute in Peru und Bolivien gebrauchten Kipu, Register darstellen über den Bestand an Ochsen, Kühen und Kälbern, an Maulthieren und Pferden, sah Capitän Lyon bei den Männern an dem unteren Saum ihrer ledernen Kniehosen befestigt. Als Schmuck für Halsketten und Ohrgehänge werden heute fast ausnahmslos blaue und weiße Glasperlen verwendet. Die Mumie des todten Häuptlings oder Medicinmanns, die, wie ich oben angab, bei der Eroberung der Mesa del Tonati im Jahre 1722 in die Hände der Spanier fiel, war nach dem Bericht in der »Gaceta de México« vom Februar jenes Jahres mit grünen Steinperlen *(chalchihuites)*, Schneckengehäusen, Federkronen, einem silbernen Stirnband und einem drei Finger breiten silbernen Gürtel geschmückt.

Die Lebensweise der Huichol-Indianer ist die gleiche, wie die der übrigen ackerbautreibenden Stämme Mexicos und Centralamerikas. Ein Stück Buschwald oder mit Busch und hoch aufgeschossenem Unkraut bedeckten Brachfelds wird geklärt, die niedergeschlagenen Stengel und Äste verbrannt, und mit der Coa, einem an einem Ende zugespitzten, am anderen mit dreieckiger Schaufel versehenen Pfahl Löcher in den Boden gemacht, in die man die Samenkörner legt. Man nennt das *coamillar,* d. h. mit der *Coa* (wohl von mexikanisch *quauhtli*, Cora *couyet-* »Pfahl, Baum, Holz« abzuleiten)[2]) einen Acker (mexikanisch *milli*) machen. Gebaut werden Mais, Bohnen und Kürbisse. Und Mais und Bohnen bilden, wie allgemein bei den mexikanischen Indianern, und in derselben Zubereitung wie bei diesen, nahezu die ausschließliche Nahrung der Bevölkerung. Rinder und Schafe werden gehalten, und von den zahlreich in den Kieferwäldern der höheren Theile des Landes lebenden Hirschen werden viele in Schlingen gefangen. Aber das Fleisch sowohl der Hirsche, wie der Rinder, spielt nur bei Opfern und Festen eine Rolle. Von der spanisch-mexikanischen Mischbevölkerung haben die Huichol gelernt, eine Art Brantwein oder *Mezcal* aus dem fleischigen Stamme der »Sotol« genannten Agave-Art, — der zunächst zwischen heißen Steinen gebraten und dann mit Wasser zerrührt, der Gährung überlassen wird — zu brennen. Lumholtz bildet S. 12 seiner ersten Mittheilung den primitiven Apparat, der dieser Destillation dient, ab. Und aus Mais wird eine Art süßen Biers gebraut. Aber die eigentliche der Berauschung oder Narkotisierung

[1]) De la Mota Padilla, Historia de la Nueva Galicia, cap. 90, S. 479. — Augenscheinlich giengen in alter Zeit die Cora- und Huichol-Frauen und -Mädchen nur mit der Enagua bekleidet und mit entblößtem Oberkörper und entblößten Brüsten, wie das Idol der Maisgöttin, das Lumholtz abbildet.

[2]) Die eigentliche technische Bezeichnung für dieses Werkzeug ist im Mexikanischen *uictli*.

dienende Substanz ist der merkwürdige — *peyotl* von den Mexikanern, *hikuli* von den Huichol und den Tarahumara genannte — Erdcactus *Anhalonium Lewinii Hennings*, von dem schon Sahagun berichtet,[1]) — »*es comun manjar de los chichimecas, pues los mantiene y da ánimo para pelear, y no tener miedo, ni sed, ni hambre, y dicen que los guarda de todo peligro*« —, und in Bezug auf den er an einer anderen Stelle[2]) bei Beschreibung der Sitten und Gebräuche der *Teochichimeca* oder »echten Chichimeken« Folgendes erzählt: —

yehoantin in tlaiximach yn mitoa peyotl

»ihnen ist der sogenannte Peyote bekannt«

inique im ic quiqua yn peyotl octli ipan quipoa manoço nanacatl

»diejenigen, die von dem Peyote essen, gebrauchen ihn an Stelle von Pulque (des berauschenden aus der Maguey-Agave gewonnnenen Getränks) oder an Stelle des (ebenfalls von den Mexikanern zum Zwecke der Narkotisierung genossenen) giftigen Pilzes«

mocentlalia cana ixtlavacan monechicoa

»sie kommen an einem bestimmten Orte der Steppe zusammen«

vncan mitotia cuica ce yoval cem ilvitl

»tanzen dort die ganze Nacht, den ganzen Tag«

Auh in imoztlayoc occeppa mocentlalia, choca cenca choca

»und am anderen Tage kommen sie wieder dort zusammen und weinen, weinen sehr,«

quil mixpaca ic quichipava in imixtelolo

»man sagt, dass sie damit (mit den Thränen) sich die Augen auswaschen, die Augen reinigen (d. h. wieder zu Verstand kommen, wieder klar sehen).«

Unter den *Teochichimeca* sind jedenfalls Stämme verstanden, die, nicht weit von der Gegend der Huichol, in Theilen der heutigen Staaten Jalisco, Aguas Calientes und Zacatecas wohnten. Das, was hier die Gewährsmänner des P. Sahagun von diesen alten Stämmen zu berichten wissen, entspricht ziemlich genau dem, was Lumholtz heute bei den Huichol beobachtet hat.

Wie bei den alten Mexikanern das aus dem Saft der Maguey-Agave gewonnene berauschende Getränk, der Pulque, nicht zu beliebiger Consumption freigegeben war, sondern als etwas Religiöses, Heiliges, Zauberkräftiges unter dem Schutze besonderer Götter Stehendes betrachtet wurde und nur unter Beobachtung bestimmter Ceremonien und im allgemeinen nur an den großen Festen getrunken wurde, die man, wenn die Ernte eingebracht war, und Lebensmittel in Fülle vorhanden waren, feierte,[3]) so ist auch der Peyote den Huichol etwas Heiliges und wird im allgemeinen nur an dem großen Feste genossen, das — eine Art Erntefest — nach Einbringung der Ernte, nachdem auch eine genügende Menge Hirschfleisch zusammengebracht und zu Tesaje verarbeitet worden ist, nachdem endlich man auch für das neue Jahr vorgesorgt hat, indem man auf einem neuen Stück Land das Buschwerk und das Unkraut niedergeschlagen hat, im Monat December oder Jänner gefeiert wird, und das als Erntefest auch dadurch sich kundgibt, dass es in enger Verbindung mit dem Fest des gerösteten, d. h. wohl des trockenen, des reifen Maises *(raki)* steht, und selbst als *Rarikira* bezeichnet wird.

[1]) Buch 10, cap. 7, § 1.

[2]) Sahagun 10, cap. 29, § 2. Manuscript der Academia de la Historia f. 178.

[3]) Das wird von dem Interpreten der Bilderhandschrift der Biblioteca Nazionale in Florenz bei der interessanten Reihe der Pulquegötter, die diese Handschrift bringt, ausdrücklich bemerkt: — Esta fiesta es de un demonio que está aqui que se llama *papaztac* que era unos. de quatro ciento dioses. borrachos. que los yndios tenian de diversos nombres, pero en comun se llamavan todos. *totochti* que quiere dezir conejos. y quando los yndios tenian segado & coxido sus mahizes se enborrachaban y bailauan invocando a este demonjo. y a otros destos quatro cientos e ansi de las figuras que van adelante hazian lo mismo. f. 36 verso.

Der Peyote wächst nicht in der ziemlich regenreichen Bergregion des Huichol-Landes, sondern auf den weiter nach Osten gelegenen trockenen Hochsteppen des Binnenlandes. Um ihn einzusammeln, sind daher besondere Expeditionen nöthig, die mit Hin- und Rückreise einen Zeitaufwand von 43 Tagen benöthigen. Man bricht zu dieser Reise schon im September oder October auf. Die Huichol haben die Vorstellung, dass auch ihre Götter in alter Zeit in gleicher Weise frischen Peyote-Vorrath holen giengen. Die Theilnehmer an einer solchen Expedition werden daher als Abbilder dieser Götter betrachtet und sind mit Abzeichen derselben versehen. Ihr Führer mit Abzeichen des obersten, des ältesten Gottes, des Feuergottes. Alle sind außerdem, da sie auf einem heiligen Wege begriffen sind, als Priester ausstaffiert, d. h. sie tragen eine mit allerhand Abzeichen bemalte Tabakkalabasse. Wir werden weiterhin noch zu erwähnen haben, dass die Tabakkalabasse eines der wesentlichsten Trachtstücke auch der altmexikanischen Priester war. Aus gleichen Gründen haben die Peyote-Sucher auf diesem Wege sowohl, wie auch weiterhin bis zum Feste, ein strenges Fasten zu beobachten, das in seinen Besonderheiten wiederum genau mit dem altmexikanischen Fasten übereinstimmt, indem es im wesentlichen in der Enthaltung von Salz und Paprika und in der Enthaltung vom Coïtus besteht. Da der Beginn der Sitte des Peyote-Suchens jedenfalls in die Zeit zurückverlegt wird, wo die Huichol noch als Jägerstämme von den Thieren des Feldes lebten, sind die Peyote-Sucher mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, und der Peyote selbst wird mit dem Pfeil erlegt. Sobald die Peyote-Sucher auf dem Terrain angelangt sind, wo der Peyote wächst, legen sie den Pfeil auf den Bogen, spannen und zielen nach allen Himmelsrichtungen. Der Peyote ist, nach der Anschauung der Huichol, aus den Fußspuren entstanden, die ein Zauberhirsch oder eine Gottheit in Hirschgestalt hinterlassen. Dass man den Peyotepflanzen nahe ist, zeigt also der Führer der Truppe dadurch an, dass er ruft: »das ist der Hirsch«. — Und nun gehen sie in einer Reihe mit gespanntem Bogen und aufgelegtem Pfeil weiter. Sobald einer einen Peyote sieht, schießt er einen Pfeil zur Rechten und einen anderen zur Linken von der Pflanze in den Boden. Das wiederholt er fünfmal, denn fünf, die Zahl der Himmelsrichtungen, ist die heilige Zahl bei den Huichol. Darnach ersteigen sie zuerst die hohe Mesa und bringen dort Opfer dar, und dann erst kehren sie zurück und nehmen ihre Pfeile wieder auf, und nun beginnt das Peyote-Sammeln. Sind sie mit der Ladung glücklich nach Hause zurückgekehrt, und sind darnach alle übrigen Vorbereitungen so weit getroffen, so findet, wie erwähnt, im December oder Jänner das Fest selbst statt. Die getrockneten Peyote-Pflanzen werden, mit Wasser vermischt, auf dem Mahlstein zerrieben, und so ein braunes, dickliches Getränk hergestellt, das in kleinen Quantitäten, aber in häufigen Intervallen, allen Festtheilnehmern serviert wird. Männer und Weiber trinken davon. Die Wirkungen sind berauschend, die Kräfte belebend, Hallucinationen erzeugend. Im übrigen besteht das Fest in Tänzen, zu denen die Peyote-Sucher sich das Gesicht mit allerhand Emblemen in gelber Farbe bemalen; denn gelb ist alles, was auf den Peyote Bezug hat. Die Tänzer, Männer und Weiber, haben geschnitzte und mit Kohle angemalte Bambusstöcke in der Hand, die eine bestimmte Schlangenart repräsentieren sollen und haben kleine Handbesen »*escobillas*«, wie sie von den Indianern zum Kämmen des Haares gebraucht werden, am Gürtel hängen. Die männlichen Tänzer halten einen Hirschschwanz in der Hand.

Die Häuser (Huichol: *ki* oder *iki*; Cora: *chì-[ti]*) sind kreisrund, aus Steinen und Erde aufgeführt und mit Stroh gedeckt. Der Hausrath ist ärmlich: — Mahlstein, Kochtöpfe, Wasserkrug, Kürbisschalen, die als Trinkgefäße dienen, Körbe. Ein besonderes Erzeugnis ihrer Industrie sind tamburinartige Sessel oder Stühle (Huichol: *úpali*, Cora: *eupuári-[t]*) aus zwei hölzernen Reifen bestehend, die durch kreuzweis angebundene

starke Stücke gespaltenen Bambusrohrs mit einander verbunden sind. Über den oberen Reifen, der etwas größer ist als der untere, wird ein Netz von starkem Baumbast und darüber ein Geflecht von dünnen Bambusstreifen gespannt, das als Sitzfläche dient, und die Peripherie derselben noch mit einem Ringpolster aus zusammengebundenen Agave-Blattstreifen versehen. Für den Gebrauch von Häuptlingen und Priestern werden solche Sessel noch mit einer Lehne versehen. Das Gestell der Lehne wird von zwei durch Bambus-Querstücke mit einander verbundenen Gabelhölzern gebildet. Die Gabelenden berühren den Boden und dienen als Füße. Eine Flächenfüllung wird durch Anbinden von Reifen und Schleifen aus Bambus zu Stande gebracht.

Der Bogen, *tōpí* von den Huichol, *tunamoa-[ti]* von den Cora genannt, ist bei den Huichol der östlichen Hälfte des Landes aus dem hellröthlichbraunen Holz des »Tepemezquite«, d. h. also einer Akazienart, gefertigt. Bei den Leuten von San Andrés, den Bewohnern der westlichen Hälfte des Landes, aus dem dunkelmahagonifarbenen Brasilholz. Der Pfeil (*ūlú* in der Huichol-, *eurû-[ti]* in der Cora-Sprache) hat einen Schaft aus Bambusrohr, der an seinem hinteren Ende in der Regel nur eine einfache Kerbe hat, nur selten mit einem die Kerbe tragenden Pflock versehen ist. Nahe dem hinteren Ende sind zwei oder drei Federn, mit ihrer Oberseite dem Schaft anliegend, mit Sehnen festgebunden. Dem vorderen Ende des Schaftes ist eine lange Spitze aus Akazien- oder Brasilholz eingefügt, die stets nur einfach zugespitzt, niemals mit Widerhaken bildenden Einschnitten versehen ist. Die Pfeile sind in der Regel bunt bemalt. Insbesondere findet sich ganz regelmäßig an dem befiederten hinteren Ende des Schaftes ein breites farbiges Querband, das mit längsverlaufenden Zickzacklinien, abwechselnd mit längsverlaufenden schmalen geraden Linien verziert ist. Lumholtz glaubt in Erfahrung gebracht zu haben, dass die Pfeile von den Huichol als fliegende Vögel angesehen werden, und dass dieser bemalte Theil an dem hinteren Ende des Schaftes als das Herz des Pfeiles betrachtet wird. Die Zickzacklinien *(šulikia)* sollen ein Bild des Blitzes und ein Symbol für die Schnelle und Stärke des Pfeiles sein, die schmalen geraden Linien den Weg *(hâye)* des Pfeiles bedeuten.

Von Musikinstrumenten ist bei den Huichol eine Trommel oder Fellpauke *(têpo)* in Gebrauch, ganz ähnlich dem altmexikanischen *ueuetl*. Rasseln *(kaítsa)* werden aus der Frucht des Kalabassenbaums gefertigt, die man auf einen kurzen Stock steckt und mit kleinen Steinen füllt. Muscheltrompeten *(kúra)*, große Gehäuse der an den Küsten des Pacifischen Oceans lebenden Schnecke Murex (Phyllonatus) radix Gmelin, spielen bei dem Fest der sogenannten »tamales de maiz crudo« eine Rolle. Knochenrasseln *(kalatsikí)*, mit Einschnitten versehene Röhrenknochen des Hirsches, die mit einem Schulterblattknochen desselben Thieres gestrichen werden — ein Instrument, das genau dem altmexikanischen *omichicauaztli* entspricht[1]) — werden besonders in der Nacht vor dem Aufbruche zur Jagd in Thätigkeit gesetzt und sollen die Kraft haben, die Hirsche in die Schlingen zu locken. Auch das eigenthümliche Saiteninstrument, das *Gubo* der Kaffern, das unter dem Namen *Caramba, Carimba* oder *Quijongo* bei den Indianerstämmen Mittelamerikas eine weite Verbereitung hat,[2]) ist auch bei den Huichol und Cora, sowie den benachbarten Tepehuana in Gebrauch. Die Huichol nennen es einfach *topí* »Bogen«. Lumholtz will aus der Thatsache, dass er dieses Instrument bei den Huichol vorgefunden hat, schließen, dass es einheimisch amerikanischen Ursprungs ist. Aber auf denselben Wegen, auf welchen die Huichol zum Besitz von Schafen, Rindern, Mauleseln und zum

[1]) Vgl. meine Abhandlung »Altmexikanische Knochenrasseln«. Globus 74, S. 85—93.

[2]) Vgl. meine Abhandlung »Mittelamerikanische Musikinstrumente«. Globus 76, S. 109—112.

Gebrauch eines Destillierapparats gekommen sind, werden sie wohl auch dieses Musikinstrument, das zweifellos afrikanischen Ursprungs ist, erhalten haben können.

Die Tempel der Huichol, *tokipa* genannt, sind von der gleichen Form, wie die Wohnhäuser, nur größer.[1]) Der Eingang befindet sich auf der Ostseite, und darüber ist in der Mauer ein rundes Loch angebracht, *nealúka* »Gesicht (leuchtende Fläche oder Spiegel)« genannt, dem ein gleiches an der gegenüberliegenden Seite entspricht. Im Innern sieht man in der Mitte den Feuerherd *(aro)* und auf der westlichen, d. h. hinteren Seite desselben eine Scheibe aus vulcanischem Tuff *(têpali)*, die mit allerhand symbolischen Figuren bedeckt ist. Hinter ihr nimmt der Priester mit seiner Trommel Platz, wenn er in dem Tempel singt. Idole findet man in den Tempeln nicht. Lumholtz erfuhr, dass in dem Haupttempel des Landes, dem Tempel des Feuergottes in Toapuli bei Santa Catarina, unter der eben erwähnten Steinscheibe sich eine Höhlung befindet, die ein altes Idol des Gottes, auf einer Steinscheibe ähnlich der oberen stehend, und allerhand zu dem Idol gehörige Ausrüstungsstücke und Weihgaben birgt. Das Gleiche soll auch in den anderen Tempeln des Landes der Fall sein. Und in kleinen Nachbildungen des Tempels von Toapuli, die für einen bestimmten Zweck gemacht wurden, hatte man auch auf die obere Steinscheibe, die, welche den Verschluss der unterirdischen Höhlung bildet, ein Idol gestellt. Es könnte demnach scheinen, und Lumholtz nimmt das in der That auch an, dass diese Scheiben *(têpali)* eigentlich und überall als Basis eines Idols gedacht sind, und dass man nur deshalb keine Idole auf ihnen findet, weil vielleicht in der Zeit, wo die Mönche im Lande waren, und die staatliche Gewalt den Wünschen der Mönche Nachdruck verlieh, man nicht wagte, irgendwo offen ein Idol aufzustellen. Nach allem, was Lumholtz über diese Objecte anführt, glaube ich indes, dass diese Steinscheiben eine besondere Bedeutung für sich beanspruchen, dass sie vielleicht eine ähnliche Rolle spielten, wie die mexikanischen Opferblutschalen *(quauhxicalli)* und die großen scheibenförmigen Steine, welche die alten Mexikaner an Stelle von Opferblutschalen verwendeten und mit gleichem Namen *quauhxicalli* benannten, oder dass sie an Stelle eines Idols standen, ein Bild der Sonne darstellten, und dass sie nur je nach dem Tempel, in dem sie aufgestellt waren, mit besonderen der Natur des Ortes oder der Localgottheit angemessenen Symbolen versehen wurden. Es kommen in der That unter diesen Steinscheiben solche vor, für die die besondere Benennung *tanòra* angegeben wird, die gleich den mexikanischen *quauhxicalli* mit einer napfförmigen Vertiefung in der Mitte der Oberseite versehen sind, und die deshalb geradezu als *Tatévali aikútsi* »Trinkschale unseres Großvaters (des Feuergottes)« bezeichnet werden. Und Lumholtz fand bei einigen derselben, insbesondere denen, die der alten Göttermutter, der Erdgöttin, geweiht waren, dass man in diesen Höhlungen Bier oder Chocolade geopfert hatte. Das »Idolo esculpido en un vaso de marmol en forma de barril de irregular fiereza«[2]), das im Jahre 1722 in dem Heiligthum der Cora auf der Mesa del Tonati angetroffen wurde, das an einer andern Stelle desselben Berichts als »Sol en la figura que se dize arriba, esculpida en el Vaso, à quien llamaban *Tonati*« und als »idolo *Tonati*, y vaso del sacrificio« bezeichnet wird, dem nach derselben Quelle in jedem Monat ein Kind geopfert worden sein sollte, kann füglich kaum etwas anders als ein dem mexikanischen *quauhxicalli* in Form und Bedeutung ähnliches Object gewesen sein. Sind ja auch diese letzteren nahezu ausnahmslos Abbilder der Sonne oder mit dem Bilde der Sonne oder Elementen und Symbolen derselben geschmückt. Schließlich kann ich geradezu eine Parallele dazu in

[1]) Ein paar Photographien von Tempeln giebt Lumholtz in seiner zweiten größeren Mittheilung, a. a. O. Tafel I.

[2]) »Gaceta de México«, No. 2, Febrero 1722.

dem Gebiet aufweisen, das ich vor einigen Jahren archäologisch durchforschte, in der Gegend von Chaculá an den Grenzen von Chiapas und Guatemala. Auch dort fand ich selten Figuren, aber überall an oder auf den Tempeln kreisrunde Steine, von denen einige in Relief unverkennbar ein Bild der Sonne aufwiesen, die meisten allerdings gegenwärtig ohne jeglichen figürlichen Schmuck sind, das letztere aber vielleicht nur deshalb, weil die Bilder nur auf den Stein gemalt waren und längst durch den Regen abgewaschen worden sind.

Idole sowohl, wie Steinscheiben, namentlich aber letztere, werden noch heute von den Huichol nach den Angaben ihrer Priester angefertigt und mit theils eingeschnittenen, theils farbig aufgemalten Figuren versehen, um einem bestimmten Gotte, für einen bestimmten Zweck als Weihgeschenk dargebracht zu werden. Die Figuren und Symbole auf diesen Steinscheiben, von denen sich Lumholtz eine ganze Anzahl anfertigen ließ, sind sehr mannigfaltig und stellen ein wichtiges Material zur Beurtheilung dessen dar, was die Huichol sich als zu dem Wirkungsbereich einer bestimmten Gottheit gehörig vorstellten. Trotz ihrer durchgängig sehr kümmerlichen Zeichnung wird doch manchmal die Wiedergabe eines natürlichen Objects Beachtung finden. Ich erwähne z. B., dass der Adler oder ein anderer Vogel, wenn er en face gesehen werden soll, immer doppelköpfig gezeichnet wird.

Außer den Idolen und den die Stelle von Idolen vertretenden Steinscheiben spielt nun aber noch eine Anzahl anderer Objecte in dem Cultus der Huichol eine große Rolle, deren eingehender Beschreibung der größte Theil der Lumholtz'schen Mittheilung gewidmet ist. Das sind

1. Votivpfeile *(ūlú)*.

2. Runde oder viereckige Schilde, aus Stäben längs zerspaltenen Bambusrohrs bestehend, die mit bunten Baumwoll- oder Wollfäden in der Weise umsponnen sind, dass der Bambusstab gewissermaßen die Kette, der Baumwoll- oder Wollfaden den Einschlag eines Gewebes bilden. Sie werden als »Gesicht« *(nealika)*, Matte *(nama)* oder Bett *(itáli)* bezeichnet.

3. Kreuze aus Bambusstäben oder Grashalmen, die mit einem Rhombus aus bunten Fäden übersponnen sind, — Gegenstände, die man schon lange aus den peruanischen Gräbern kennt; die Huichol bezeichnen sie als Auge *(sikuli)*.

4. Votiv-Trinkschalen *(rukúli)* und einige andere.

Die hervorragendste und wichtigste Classe dieser Votivgegenstände sind die Pfeile *(ulú)*. Sie werden als eine Art Boten an die Gottheit betrachtet, und bei jeglicher Angelegenheit, die irgend von Belang ist, wendet sich in dieser Weise der Huichol mit einem Pfeil an die Gottheit, indem durch besondere Bemalung oder durch allerhand dem Pfeil angebundene Gegenstände die Natur der Gottheit und die Art des Anliegens, wegen dessen man den Schutz oder die Hilfe des Gottes anruft, zum Ausdruck gebracht werden. Der Pfeil ist in dieser Weise einfach zum Symbol des Anliegens geworden. Und so verstehen wir es, wenn bei Gelegenheit des Feldzuges vom Jahre 1722 berichtet wird, dass ein Häuptling, der seine Unterwerfung anbietet, zum Zeichen dessen dem spanischen Capitän einen Pfeil übersendet.[1]) Die Huichol stecken die Pfeile an dem Orte, wo die Gottheit anwesend gedacht wird, einfach in den Boden, oder im Innern des Tempels in das Stroh des Tempeldachs.

Die runden, aus Bambusstäben und bunten Fäden gewebten Schilde — *nealika*, »Gesicht« genannt, — sind wohl auch ursprünglich einfach als Abbilder der Sonne gedacht. In der That bemerkt Lumholtz, dass diese Schilde hauptsächlich für den

[1]) De la Mota Padilla, a. a. O., cap. 90, S. 479.

Sonnengott und für die Wassergöttin des Ostens angefertigt wurden. In Form und Art ähneln sie dem Gebilde, das Fewkes im 15. Annual Report of the Bureau of Ethnology. Taf. CVIII, an einer Katšina-Maske der Hopi abbildet (Abb. 101) und als Bild einer Kürbisblüte erklärt. Sie unterscheiden sich von dem letzteren aber dadurch, dass dieses in der Mitte der Scheibe eine knopfförmige Erhöhung hat, die *nealíka*-Schilde der Huichol dagegen in der Regel in der Mitte eine Öffnung aufweisen, die in den meisten Fällen in deutlicher Weise durch einen Ring begrenzt ist. Nach der Anschauung der Huichol ist, wie Lumholtz erfuhr, die Sonne ein Mann, der in alten Zeiten von den Priestern und Zauberern geschaffen wurde. Jedesmal, wenn sie im Osten aufgeht, sehen wir ihr *nealíka* »das durch die Votiv-*nealíka*, die man heute für sie anfertigt, repräsentiert wird«. Der mittlere, immer durch einen Ring abgegrenzte Theil eines Votiv-*nealíka*, »stellt das Loch dar, durch das der Gott sieht«. — Man ist bei dieser Beschreibung in der That genöthigt, an das bekannte Ausrüstungsstück des mexikanischen Feuergottes und des

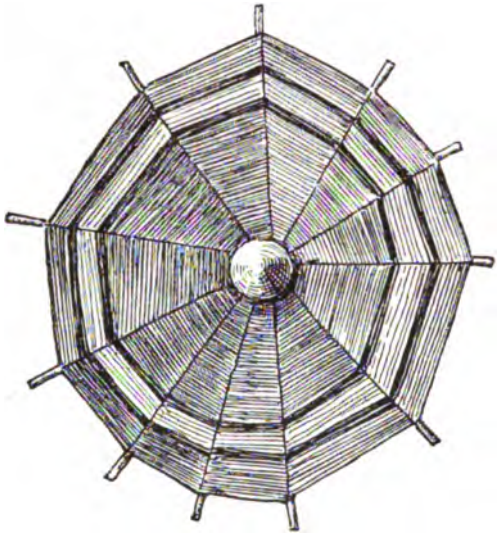


Abb. 101. Kürbisblüte an einer Katšina-Maske der Hopi. (15. Annual Report of the Bureau of Ethnology, Taf. CVIII.)

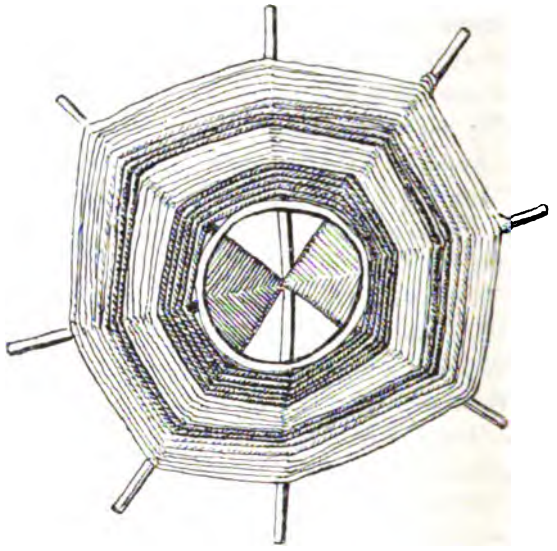


Abb. 102. *nealíka* »Gesicht« des Sonnengottes. (Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians, 123.)

mexikanischen Gottes *Tezcatlipoca* zu denken, das Sahagun unter dem Namen *tlachieloni* oder *itlachiaya* »Sehwerkzeug« beschreibt und das aus einer auf einem Stabe getragenen Scheibe mit einem Loch in der Mitte bestand. Vgl. Abb. 102 und 103. Wie die Steinscheiben haben sich auch die *nealíka* in der Weise weiter entwickelt, dass sie nicht einfach mehr Bilder der Sonne sind, sondern Scheiben oder Schilde, auf denen in bunter Farbe allerhand Figuren und Embleme, die auf den Gott oder auch auf das besondere Anliegen an den Gott Bezug haben, angebracht sind.

Ausschließlich der letzteren Art sind die in ganz gleicher Weise wie die *nealíka* verfertigten, aber viereckigen Schilde, die als »Matte« *(nama)* bezeichnet werden. Es sind gewissermaßen Bilderschriften, vergleichbar den sogenannten *teteuitl*-Papieren, die die altmexikanischen Priester in gewissen Fällen anfertigten und mit Bildern oder Emblemen der Gottheit in Kautschuk bemalten, — Briefe an die Gottheit, die freilich in den meisten Fällen nicht mehr als die Adresse enthalten. Lumholtz ist allerdings geneigt, ihnen eine andere und prägnantere Bedeutung zuzuschreiben. Da in einer bestimmten Sage, die er hörte, davon die Rede ist, dass in alter Zeit die »Mütter« sich damit gegen die Sonnenstrahlen schützten, so entwickelt er die Theorie, dass man in alter Zeit zwei

Schilde zum Schutz, ein rundes vorn und ein viereckiges hinten, getragen habe. Eher mag man an eine Matte oder ein Stück Zeug denken, das man über den Kopf nahm, und das *nama,* seinem Namen entsprechend, als »Matte« deuten.

Diese Deutung wird gestützt durch den Namen *itáli* »Bett«, »Unterlage«, mit dem eine andere, vierte Art von Votivgegenständen bezeichnet wird, die in den Formen den vorigen gleichen, aber in der Regel aus weicherem lockerem Material gefertigt werden und daher nicht in der künstlichen Weise, wie die vorigen, mit Figuren und Emblemen versehen werden können. Es werden für den gleichen Zweck indes auch beliebige Stücke Gewebe verwendet.

Die fünfte Classe von Votivgegenständen, die mit einem Rhombus von bunten Fäden überspannten Rohrkreuzchen (Abb. 104), möchte ich nur als eine einfachere Form der oben beschriebenen *nealíka* genannten Scheiben betrachten und ihnen die gleiche Bedeutung wie jenen zuschreiben. Sie sind auch bei anderen Eingebornenstämmen des westlichen Mexico in Gebrauch. Die Huichol nennen sie *síkuli* »Auge«, und Lumholtz meint, dass der Darbringende mit ihnen den Wunsch ausspricht, der Gott möge über ihm ein Auge haben (!). Ich hatte oben erwähnt, dass Gebilde, ganz ähnlich den *nealíka* genannten, aus Bambusstäben und bunten Fäden gewebten Scheiben der Huichol, auch bei den Hopi von Arizona an Tanzmasken getragen werden und dort als Kürbisblüte erklärt werden. Es ist gewiss eine auffallende Thatsache, dass auch die *síkuli* der Huichol, von denen ich annehmen muss, dass sie nur eine einfachere Form der *nealíka* genannten Scheiben darstellen, ihre Hauptverwendung an dem Fest der jungen (oder neuen) Kürbisse haben und dort ebenfalls als männliche Kürbisblüte erklärt werden.

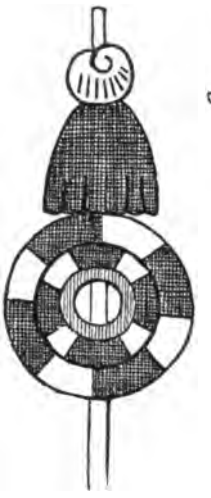


Abb. 103. *itlachiaya* »Sehwerkzeug« des Gottes *Tezcatlipoca.* (Bilderhandschrift der Biblioteca Nazionale in Florenz F. 21.)

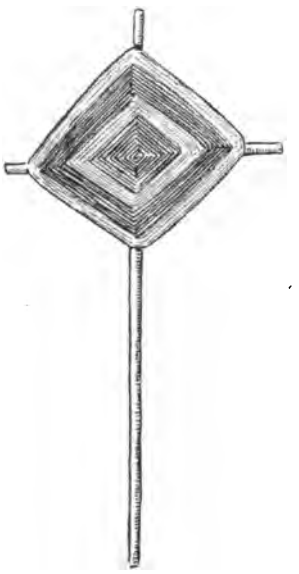


Abb. 104. *síkuli* »Auge«, am Fest der jungen oder neuen Kürbisse von den Kindern im Stirnband getragen. (Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians, 157.)

Das Fest der jungen oder neuen Kürbisse wird gefeiert, wenn es frische Kürbisse gibt. Es ist ein Fest der Kinder, und *Taté Naaliwáni,* die Göttin der jungen, d. h. der aufgehenden Sonne, die Wassergöttin des Ostens, die die Kürbisse und alle Blumen aufsprießen lässt und die besondere Schützerin der Kinder ist, ist die Gottheit dieses Festes. Zwei Dinge treten neben der Thatsache, dass sämmtliche Kinder und eigentlich nur diese an dem Feste theilnehmen, als Besonderheiten desselben hervor. Das ist erstens die Rassel *(kaítsa),* denn aus dem Kürbis wird die Rassel gemacht. Die sämmtlichen Kinder, die an dem Fest theilnehmen, haben eine Rassel in der Hand, und ebenso die beiden Priester, welche die Hüter der Kinder sind. Und wenn ein Kind zu klein ist, um die Rassel halten zu können, so hält statt seiner die Mutter die Rassel in der Hand. Der Priester, der die Ceremonie leitet, hat allein keine Rassel in der Hand, aber er macht einen Lärm wie mit der Rassel. Vom Tagesanbruch bis zum Untergang der Sonne sitzt er auf seinem Stuhl und schlägt die Trommel und singt dazu. Die zweite Besonderheit dieses Festes sind eben die *síkuli,* die »Augen«, die mit bunten Fäden übersponnenen Rohrkreuze, die männliche Kürbisblüten darstellen. Jedes Kind trägt ein

solches *sikuli* aufrecht eingesteckt in dem um die Stirn gehenden Band, mit dem die Haare festgehalten werden. Größere *sikuli* der Art werden auf den Feldern neben den Kürbissen in den Boden gesteckt.

Sonnenscheibe, Gesicht, Auge, Spiegel, geöffnete Blüte, das sind verwandte Begriffe. Die Sonnenscheibe, die über dem Horizont auftaucht, ist dem Huichol ein *nealika* »Gesicht«, und *nealika* nennt er auch die runden Spiegel, die er bei dem mexikanischen Krämer kauft. Der Mond, so hörte Lumholtz, ist ein *sikuli* »Auge«, und dieses Wort *sikuli* — so sagte derselbe Indianer, der dem Reisenden das erzählte — bedeute soviel als »Spiegel«.

Bemalte Kürbisschalen *(rukúli)*, die als Trinkgefäße dienen, werden ebenfalls häufig den Göttern als Opfer gebracht. Sie sind in diesem Falle in der Regel auch mit Figuren und Emblemen geschmückt, die auf die Gottheit, der man sie bringt, Bezug haben. Man bringt diese Verzierungen gern in der Weise an, dass die betreffende Figur mit Glasperlen ausgelegt wird, die in Wachs eingedrückt werden. Das ist augenscheinlich ein moderner Ausläufer der altmexikanischen Mosaiktechnik.

Eine besondere Art von Fetischen, deren wesentlicher Bestandtheil ein Stück Bergkrystall ist, werde ich zum Schluss noch zu erwähnen haben. Zuvörderst will ich indes von den verschiedenen Göttergestalten, die, nach den Erkundigungen Lumholtz', bei den Huichol noch heute verehrt werden, eine kurze Übersicht geben.

Als der älteste und vornehmste Gott gilt *Ta-tévali* »unser Großvater«, der Gott des Feuers, des Herdfeuers. Wie das Herdfeuer in der Mitte der Hütte brennt, so hat auch der Feuergott seine Stelle in der Mitte der Welt, das gilt für den Feuergott der Huichol[1]) ebensogut wie, bekanntermaßen, für den altmexikanischen Feuergott *Ueueteotl Ixcoçauhqui*. Und so steht auch der Tempel des Feuergottes, zugleich der Haupttempel des Landes, in *Toapuli* bei Santa Catarina auf einer allerdings der Osthälfte des Landes angehörenden, d. h. östlich vom Rio Chapalagana sich erhebenden, aber so recht eigentlich in der Mitte des Huichol-Gebietes gelegenen Mesa.

Der Feuergott ist der alte Gott, denn das Feuer war eher da als die Sonne. Darum ist er der »Großvater«. Und darum heißt er *uêuê teotl* »der alte Gott« bei den Mexikanern und genau ebenso *kúmkē wêême*, »der alte Häuptling« bei den Huichol.

Das Feuer ist das wärmende und belebende Princip. Zugleich aber auch — das tritt in der Anschauung der meisten mittelamerikanischen Völker deutlich hervor — die »Wärme, vermöge deren die Kinder im Leibe der Mutter sich erzeugen«.[2]) Darum ist er der Lebengebende. Und deshalb und wohl auch, weil er als der alte »langes Leben« bedeutet, ist er es vornehmlich, zu dem die Huichol um Leben und Gesundheit beten. Und darum ist er auch der Medicinmann, der Arzt *(saulírika)*, von dem die ganze, auch bei den Huichol zahlreiche und einflussreiche Classe der Medicinleute und Doctoren ihre Kraft hat.

Gleich dem mexikanischen Feuergott ist er aber auch der der Krieger und Jäger. Darum wird er auch von denen angerufen, die Bogen und die Schlingen und Netze — und nicht bloß Jagdnetze, sondern auch Fischnetze und Netze für den Transport von Lasten, Mais u. a. — anzufertigen beabsichtigen.

Von Thieren sind ihm die geweiht, die die Kraft und die Natur des Feuers versinnbildlichen: — der rothe Arara, der Königsadler, der Cardinalfink, der Jaguar, der Puma und das Opossum.

---

[1]) »Grandfather Fire, who is in the middle« (Lumholtz, Symbolism, 20).

[2]) Sahagun, 10, cap. 29, § 1.

Lumholtz veröffentlicht die Zeichnung eines Idols, das eine Copie des Idols sein soll, das in dem unterirdischen Raum unter dem Feuerplatz in dem Tempel von Toapuli sich befinden soll, und das ihm ein befreundeter Mann von Santa Catarina anfertigte, nebst einer Zeichnung der Steinscheibe *(têpali)*, auf der das Idol stehen soll. Das letztere zeigt auf der Oberseite in schwarzen Linien das Bild eines Adlers und darüber, klein, das Bild eines Hirsches; auf der Unterseite in rothen Linien eine Strahlensonne. Auf der Oberseite sind außerdem, nahe dem unteren Rande, 18 schwarze Punkte und, ein Stück davon entfernt von diesen, nahe dem oberen Rande, ein neunzehnter Punkt zu sehen. Es wäre nicht unmöglich, dass damit die 18×20 Tage und die 5 überflüssigen Tage, die zusammen das Jahr ausmachen, ausgedrückt sein sollen. Der Rand der Ober- und der Unterseite ist mit Kerben versehen, und auf dem schmalen Cylindermantel ist in Roth eine Zickzacklinie angegeben, die, nach der Interpretation, die Lumholtz erhielt, die Zickzacklinie der am Horizont aufragenden Bergspitzen wiedergeben soll.

Andere Steinscheiben des Feuergottes zeigen auf der Oberseite ein Kreuz von Perlschnüren und vier im Kreuz gestellte Augen, — ein Sinnbild der vier Himmelsrichtungen oder der vier Sonnen, in deren Mitte das Feuer sich befindet —; auf der Unterseite: Hirsch, Adler, Habicht, ein Bild des Erdrunds und angeblich das eines Melonencactus (vgl. Abb. 105). — Andere zeigen den Hirsch des Nordens und Südens, und wiederum andere allerhand Thiere, die dem Feuergott geweiht sind: Arara, Adler, Habichte, Blauracke (mulato real?), Jaguar, Hirsche und die giftige Eidechse Heloderma horridum.

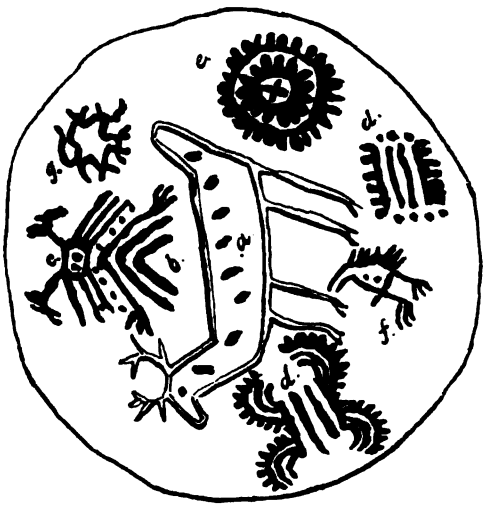


Abb. 105. Unterseite der Steinscheibe des Feuergottes im Tempel von Pochotita. (Lumholtz, Symbolism, 52.) *a*. Hirsch; — *b*. Adler (en face, daher doppelköpfig); — *c*. Herz des Adlers (en face, daher doppelt); — *d*. Adlerfedern; — *e*. Bild der Erde; — *f*. Falke; — *g*. *huénaga*, Melonencactus (?).

Eine sonderbare Gestalt ist der Gott, den Lumholtz an zweiter Stelle anführt, *Tatotsi Mára Kwári* »Unser Urgroßvater Hirschschwanz«. Lumholtz nennt ihn den zweiten Feuergott und den Haupthirschgott, und er gibt an, dass er von den Huichol als der ältere betrachtet werde. *Ta-totsi* »unser Urgroßvater« sei der Funke, der aus dem Feuerstein springe, und *Ta-tévali* »unser Großvater« das Feuer, das mit Holz genährt werde. Man wird sich erinnern, dass der amerikanische Hirsch einen schwarzen Schwanz hat, und dass diese Schwarzschwänzigkeit auch in den Sagen anderer indianischer Stämme, z. B. des Nordwestens, als verbrannte Stelle betrachtet wird. Ich habe den Eindruck, dass in diesem Gott eine ältere oder vielleicht local verschiedene Form des Feuergottes vorliegt. Er hat seinen Tempel bei San Sebastian im südöstlichen Theil des Huichol-Gebietes.

Er gilt insbesondere als der Gott des die Ceremonien leitenden Priesters, des »singing shaman« und wird daher von den Leuten angerufen, die Kürbisse aussäen, aus denen die Tabakkalabassen gemacht werden sollen. Denn die Tabakkalabasse *yákwai* ist bei den Huichol, genau ebenso wie bei den alten Mexikanern die Tabakkalabasse *(ye-tecomatl)* oder das Tabaktäschchen *(ye-quachtli)*, das nothwendige und Hauptausrüstungsstück der Priester.

Außerdem wird er in besondere Beziehung zum Peyote gesetzt, und sein Idol trägt auch die gelbe Gesichtsbemalung der Peyote-Sucher und auf der Brust als sein »Gesicht«

(*Tatotsi nealikaíya)* eine gelbe Bemalung, die, der Interpretation nach, die Peyote-Pflanze selbst darstellen soll.

Der weißschwänzige Falke (Buteo albicaudatus) ist ihm geweiht, und dieser Vogel ist deshalb auch auf seiner Steinscheibe *(tépali)* dargestellt.

Von hervorragender Bedeutung im Leben der Huichol ist ferner der Sonnengott, den die Huichol *Ta-yaí* oder *T-aí* »unser Vater« nennen, entsprechend der Cora-Bezeichnung *Ta-yao-pa* und dem mexikanischen *Totâ*. Die Mexikaner freilich wandten den Namen *Totâ* insbesondere auf den Feuergott an. Doch wird gelegentlich von ihnen auch der Sonnengott so genannt: — *in tonan, in tota, in tlaltecutli, tonatiuh,* »unsere Mutter, unser Vater, der Herr der Erde, die Sonne«.[1]) Ein anderes Huichol-Wort für den Sonnengott ist *Ta-vêrica*, das heißt jedenfalls »unser Adler«, denn *vêrica* ist zweifellos dasselbe Wort wie *vêlica* »Königsadler«.

Über die Geburt der Sonne hörte Lumholtz eine Sage, die auffällig an die von Sahagun uns überlieferte mexikanische Erzählung erinnert. Die Huichol erzählen, dass die Priester und Zauberer der alten Zeit die Sonne machten, indem sie den jungen Sohn der Maisgöttin, — oder, nach Anderen, den jungen Sohn der Adlerjungfrau, einer Göttin, die, wie wir sehen werden, die fünfte (sechste) Himmelsrichtung, den gestirnten Himmel, bezeichnet — in vollem (priesterlichen) Putz, mit Sandalen, Umhängetasche (für Räucherwerke?) und Tabakkalabasse ausgerüstet, und Pfeil und Bogen in der Hand haltend, ins Feuer warfen (— oder genauer, in einen Ofen, d. h. in ein Erdloch, in welchem die Huichol mittelst glühender Steine Fleisch und anderes zu braten pflegen). Von diesem Ofenloch aus wanderte der Knabe unter der Erde weiter und stieg dann im Osten als Sonne empor.

Ein weitberühmtes Heiligthum des Sonnengottes befindet sich in San José, nordwestlich von San Andrés Coamiata, im nordwestlichen Theile des Huichol-Landes nahe dem westlichen Rande dieser Mesa. Daher gilt das ganze Gebiet von San Andrés Coamiata als unter der Herrschaft der Sonne stehend, die Leute von San Andrés Coamiata als »Sonnenleute«. Es ist das indes vielleicht erst eine spätere Übertragung. Die Leute von San Andrés Coamiata sind eines Stammes mit denen von Guadalupe Ocotan, das im Süden des Huichol-Landes, südlich von San Sebastian, liegt.

Der Sonne geweihte Thiere sind vor allem der Truthahn und das Kaninchen, der Jaguar, der rothschwänzige Falke (Buteo borealis), die Wachtel, der (eine rothe Federhaube tragende) Riesenspecht und die drei Vögel: Schwalbe, der rothbrüstige Singvogel *taukúkoy* und der Cardinalfink. Endlich das graue Eichhörnchen, das »der Gefährte der Sonne« genannt wird, denn es vertheidigte den Sonnengott am Tage seiner Geburt gegen die vielen Thiergötter, die ihm feindlich waren. In dem ebenfalls im Süden des Huichol-Gebietes gelegenen Ratontita flicht man Thierfiguren aus Blattstreifen der Sotol genannten Agave, darunter den Truthahn und das Kaninchen, die Thiere des Sonnengottes. Im Monat Mai — das ist die Zeit, wo die Sonne auf ihrer nach Norden gerichteten Wanderung über dem Huichol-Lande im Zenith zu stehen kommt —, opfern die Huichol ihr einen Truthahn. Das entspricht dem mexikanischen *Toxcatl*-Feste, an welchem im alten Mexico das Abbild *Tezcatlipocas* geopfert wurde. Und es ist wiederum ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass bei den alten Mexikanern der Truthahn als Abbild *Tezcatlipocas* galt.

Als Abbild der Sonne wird in dem der Sonne geweihten Tempel an der heiligen Stätte in der Schlucht von Têakáta bei Santa Catarina ein kugelförmiger rother Stein verehrt.

Die Steinscheibe *tépali* der Sonne, von der Lumholtz auf Tafel II eine farbige Abbildung gibt, zeigt auf der Oberseite das Bild der Sonne mit ihren Strahlen, die als

[1]) Sahagun, Buch 3, cap. 4.

die Pfeile der Sonne erklärt werden. Punktierte Strahlen dazwischen deutet der Gewährsmann Lumholtz' als Maiskörner. An dem äußeren Rande dieser Strahlen sieht man an einer Stelle ein rothes Kreuz, das der Gewährsmann als *tomini* »Geld« erklärt, von dem er aber gleichzeitig angibt, dass es die aufgehende Sonne bedeute. Es ist deshalb wohl natürlicher, sich dieses Kreuz als Bild des Morgensterns vorzustellen. Diese Strahlensonne wird von einem rothen Ring umgeben, an dessen innerer Seite rothe Dreiecke vorspringen, während auf der äußeren ihm schwarze, mit rothen und gelben Punkten überzogene Dreiecke aufsitzen. Diese letzteren werden als mit Mais bepflanzte Hügel erklärt. So dürfte der ganze rothe Ring vielleicht die Erde vorstellen sollen. Gelbe Kreuze, die im Innern dieser Dreiecke angegeben sind, werden von dem Gewährsmanne wiederum als »Geld« gedeutet. Außerhalb dieser Zone endlich bildet den äußeren Rand ein mit dunkler Farbe gemalter und weiße runde Flecke einschließender Ring, der als *tahêima* »Himmel« erklärt wird. Seiner Innenseite aufsitzende rothe und blaue Dreiecke sollen Wolken bedeuten. Kreisrunde weiße Flecke auf schwarzem Grunde bezeichneten auch die alten Mexikaner als Sternzeichnung *(cicitlallo)*, beziehungsweise als Bild des Sternhimmels oder Nachthimmels.

Eine noch compliciertere Bemalung zeigt die Unterseite dieser Steinscheibe. Man sieht fünf durch die Arme eines Kreuzes verbundene Strahlenscheiben, die die fünf »Gesichter« der Sonne, d. h. die Sonne in den fünf Himmelsrichtungen, in der Mitte, im Osten, Norden, Westen, Süden, darstellen sollen. An einer Seite, und zwar in SW., ist ein rother Stern, der diesmal ausdrücklich als *Tonoami* »der Sänger«, d. h. der Morgen- und Abendstern erklärt wird, der aber hier auf der Unterseite der Scheibe, und da er in SW. angegeben ist, wohl den Abendstern bezeichnen soll. Zwei rothe Kreuze in NO. oder NW. wurden wiederum als Geld gedeutet, bezeichnen aber vielleicht auch Sterne. Außerdem sieht man auf dieser Seite allerhand Thiere, die der Sonne geweiht sind, den männlichen und weiblichen rothschwänzigen Falken, den männlichen und weiblichen Scorpion, die Schwalbe, den rothbrüstigen Singvogel *taukúkoy* und den Cardinalfink. Endlich rothe und blaue Linien, die Blitz und Regen bedeuten sollen und, mit bunter Farbe gemalt, die Schlange *Taté Ipou*, das ist, wie an einer anderen Stelle erklärt wird, die doppelköpfige Schlange, die die Erde umgibt, und zwischen deren beiden Köpfen die Sonne hindurchgehen muss, wenn sie untergeht. Auch das weist darauf hin, dass auf der Oberseite dieser Scheibe die aufgehende, auf der Unterseite die untergehende Sonne dargestellt sein soll. Den äußeren Rand bildet auf der Unterseite, wie auf der Oberseite, der mit dunkler Farbe gemalte und kreisrunde Flecke einschließende Ring, der den Himmel (eigentlich den Sternhimmel) bezeichnen soll.

Über die, *nealúka* »Gesicht« genannten, aus Bambusstäben und bunter Wolle in farbigen Mustern gewebten Scheiben, die hauptsächlich der Sonne gewidmet werden und die wahrscheinlich als Abbilder der Sonne gedacht sind, habe ich oben schon gesprochen. Ich bemerke hier nur noch, dass die Muster zum Theil in weiter nichts als in farbigen Ringen, farbigen Strahlen oder Wirbelarmen bestehen, zum Theil in allerhand Figuren von Thieren und anderen Dingen, die zu der Sonne in Beziehung stehend gedacht sind.

Mit der Sonne bringt Lumholtz eine vierte Gottheit in unmittelbare Verbindung, die die Huichol *Sakaimóka* oder *Tayau Sakaimóka* »unser Vater S.« nennen, die von ihnen als »der Begleiter der Sonne« bezeichnet werde, und die Lumholtz seinerseits als die untergehende Sonne erklärt. *Sakaimóka* oder *Sakaimóta* ist der Name, den die Huichol der *Sierra del Nayarit*, der *Mesa del Tonati* der Chronisten, beilegen. Und auf dieser Mesa, oberhalb des von Cora-Indianern bewohnten Dorfes, das noch heute den Namen Sierra del Nayarit oder Mesa del Tonati führt, steht das Idol dieses Gottes, mit dem

Gesicht nach Mexico, d. h. nach der Tierra Caliente, nach Westen, gekehrt. Denselben Namen *Sakaimóka* trägt auch eine dort gelegene Höhle, wo die Cora und die Huichol Votivpfeile und andere Opfergaben niederlegen.

Es ist demnach der alte Hauptgott der Cora, der von den Huichol unter dem Namen *Sakaimóka* verehrt wird. Als eigentlicher Name würde ihm der Name *Nayarit* zukommen. Was für besondere Vorstellungen die Cora mit diesem Gotte verknüpfen, ist nach den spärlichen Nachrichten, die wir über die Cora haben, schwer zu entscheiden. Der Name *Tonati*, den die Chronisten anwenden, ist das mexikanische Wort für Sonne. Nach dem P. Alegre[1]), dessen Nachrichten aus einer Zeit stammen, wo man die engste Fühlung mit den Cora hatte, hätten diese Indianer drei Gottheiten verehrt: — *Tayaopa, Taté* und *Cuanamoa*. *Tayaopa* heißt »unser Vater« und war der Cora-Name für den Sonnengott. *Taté* ist, wie das entsprechende Huichol-Wort, mit »unsere Mutter« zu übersetzen, und bezeichnet ohne Zweifel eine Göttin der Erde, des Wassers und der Feldfrüchte. *Cuanamoa* möchte ich *Cuainamoa* oder *Cuainame* lesen und mit »der Weiße« übersetzen. Ich komme auf das Wort weiterhin noch einmal zu sprechen. In einem anderen älteren Bericht, dem des Kaziken von Acaponeta, D. Francisco Pantecatl. den der Pater Tello uns erhalten hat[2]), wird gesagt, dass die Stämme dieser Gegend als Hauptgott einen Gott in der Gestalt eines Kindes *Teopiltzintli* verehrt hätten, dass sie außerdem die Vorstellung von einem obersten Himmels- und Schöpfergott gehabt hätten, sowie von einer ewig jungen Himmelsjungfrau, von der alle Menschen Fleisch (= *tonaca* »Lebensmittel«?) bekommen hätten, und endlich dass ein weiser Indianer, Namens *Cuanemeti* ihnen den Gott *Teopiltzintli* kennen gelehrt hätte. Derselbe *Cuanemeti* wird weiterhin als ein Orakelgott bezeichnet, aber wunderbarer Weise als Führer der durchziehenden Mexikaner hingestellt. Ein dritter Bericht endlich, der auf denselben Kaziken Pantecatl zurückgehen soll, der aber nur noch in der Wiedergabe in dem Geschichtswerk des Lic. De la Mota Padilla uns erhalten ist[3]), erzählt, dass die Stämme von Nueva Galicia ganz allgemein drei Idole verehrt hätten, alle drei in menschlicher Gestalt, deren Namen *Teopiltzintli, Heri* und *Nayarit* gewesen wären. Der Erste hätte die Gestalt eines Kindes gehabt, und man hätte ihn für den Gott der Stürme (dios de sus temporales) angesehen. Der zweite *(Heri)* sei der Gott der (geheimen) Wissenschaften (also der Orakelgott) gewesen, den sie bei der Entscheidung ihrer Angelegenheiten um Rath gefragt hätten, der dritte endlich, *Nayarit,* hätte Pfeil und Bogen in der Hand gehabt und sei der Gott ihrer Schlachten gewesen.

Es ist nach diesen verschiedenen Angaben wirklich schwer, sich ein Bild davon zu machen, was die Cora etwa unter ihrem Gott *Nayarit* sich vorgestellt haben. Verehrt wurde auf der Mesa del Nayarit, wie schon die Chronik des P. Tello uns erzählt[4]), die Mumie eines alten Häuptlings. Und auf einem Stein vor dem Tempel sollen, nach demselben Bericht, in jedem Monat fünf Jungfrauen geopfert worden sein. Ich habe oben schon erwähnt, dass die erobernden Spanier in dem Heiligthum auf der Mesa del Tonati in der That die reichgeschmückte Mumie eines Indianers, nebst zwei anderen Mumien, vorfanden, und dass die erstere, nebst einem mit dem Bilde der Sonne geschmückten Opferblutgefäß, das demselben Tempel entnommen wurde, von dem Vicekönig nach Mexico geschickt und dort feierlich verbrannt wurde.

---

[1]) Historia de la Compañia de Jesús, Lib. 10.

[2]) Segundo libro de la Crónica Miscelanea de Jalisco, cap. 3.

[3]) Historia de la Conquista de la Nueva Galicia, cap. 1.

[4]) a. a. O., cap. 8.

Wie es nun aber auch mit dem alten *Nayarit* sich verhalten haben mag, was die Huichol von heute sich unter dem Gotte der Sierra del Nayarit, ihrem *Sakaimóka,* sich vorstellen, scheint einfach auf einen Gott des Berges, den Wolkensammler, eine Art Regen-, Sturm- und Gewittergott, vergleichbar dem mexikanischen *Tlaloc,* hinauszugehen. Das wird meiner Ansicht nach durch die Steinscheibe *(tépali)*, die diesem Gotte gewidmet ist, deren Ober- und Unterseite Lumholtz in farbiger Wiedergabe auf der Tafel II seiner Mittheilung bringt, klar bewiesen. Denn auf dem Rand dieser Scheibe ist der Gott *Sakaimóka* selbst als blaue Schlange, mit blauen und rothen Federn auf dem Kopf dargestellt, und der Gewährsmann, der Lumholtz diese Figuren deutete, berichtet dazu, dass in früherer Zeit dieser Gott der »Pfeil der Sonne« gewesen sei. Federn von Wasservögeln, Schwimmkäfer und Trinkschalen sind auf der Oberseite dieser Scheibe; Erd-, Wasser- und Himmelsschlange, Mais, Bohnen und Kürbisranke auf der Unterseite derselben dargestellt. Und Trinkschalen, Jicaras, wurden nach demselben Gewährsmann diesem Gotte dargebracht. Ich halte demnach die Lumholtz'sche Bezeichnung »the setting Sun« für diesen Gott für durchaus irrthümlich und meine, dass die Indianer dem Reisenden diesen Gott nur als den im Westen des Huichol-Gebietes wohnenden Gott, aber nicht als den Gott des Westens, nicht als den die untergehende Sonne verkörpernden Gott bezeichnen wollten.

Eine nicht minder interessante Gestalt ist der fünfte Gott, für den die Namen *Tamáts Pálike Tamoyéke* gegeben werden, der aber auch vielfach schlechtweg *Tamáts* genannt wird. Dieser erste und Hauptname bedeutet, nach Lumholtz, »unser älterer Bruder«. Den zweiten Namen erklärt der Autor in seinen beiden Mittheilungen verschieden. In der früheren übersetzt er *Pálike* mit »walking at day break«, in der späteren mit »big peyote«. Für den vollen Namen *Tamoyéke* gibt er die Bedeutung »every where«. Der verschiedenen Deutung des zweiten Namens entsprechend erklärt Lumholtz einmal diesen Gott als »Gott der Morgenröthe«, das andere mal — man weiß eigentlich nicht recht, auf Grund welcher Thatsachen — als Wind- oder Luftgott. An beiden Stellen indes wird als für den Gott kennzeichnend angegeben, dass er die Gestalt eines Hirsches annimmt und dass er der Gott des Peyote sei, beziehungsweise dass der Peyote in Gestalt eines Kreuzes auf seinem Gesicht, seinen Händen, seinen Füßen wachse.

Ich möchte die frühere Deutung Lumholtz' für die richtigere ansehen, denn das Huichol-Wort *Tamáts* ist augenscheinlich dasselbe wie das Cora *Tabatzí*, und letzteres bezeichnet den Morgenstern. Der P. Ortega bemerkt dazu, dass man diesen Stern so genannt habe, weil man ihn für den Sohn der Sonne gehalten habe, denn die Sonne selbst habe man *Tayaohpa* »unser Vater« genannt. Aus dieser Bemerkung geht klar hervor, dass der Pater das Wort *Tabatzi* genau so übersetzt, wie Lumholtz das Huichol-Wort *Tamáts,* nämlich mit »unser älterer Bruder«. In der That wird verschiedenes von dem, was Lumholtz über den Gott *Tamáts Pálike Tamoyéke* angibt, ohne weiteres verständlich, wenn man weiß, dass dieser Gott eigentlich den Morgenstern bezeichnet, z. B. dass er im Osten wohnt, dass er der »Bote der Götter« genannt wird, der die an die Götter gerichteten Lieder und Gesänge zunächst in Empfang nimmt, und dass ihm der Haushahn geweiht ist. Der Haushahn nämlich, so hörte Lumholtz, verfolgt den Lauf der Sonne und wisse immer, wo die Sonne sei. Und jedesmal, wenn er krähe, zeige er *Tamáts* den Stand der Sonne an. Haushähne werden diesem Gotte auch öfters geopfert. Für den Morgenstern gibt Lumholtz den besonderen Namen *Tonoámi,* der »Sänger«, und erzählt von ihm, dass es ein Schamane, d. h. ein Priester, sei, der fortwährend singe, und dass er der Wächter der Sonne sei. Der Sänger, der singende Schamane, das ist

der die Ceremonie leitende Priester. Auch dies passt wieder auf *Tamáts*. Denn von ihm heißt es, dass die Häuptlinge in der alten Zeit ihn baten, den Tag über, wo sie zur Jagd auszogen, zu singen. Als Priester trägt *Tamáts* denn auch gleich *Tatotsi Mára Kwári* die Tabakkalabasse, das Abzeichen priesterlichen Standes oder priesterlicher Function. Auch das Wort *Pálike,* den zweiten Namen dieses Gottes, möchte ich mit Lumholtz in seiner ersten Mittheilung auf den Morgen beziehen. Es ist ja natürlich immer sehr gewagt, in einer Sprache, von der man so wenig Material hat, Etymologien zu versuchen. Aber ich glaube doch, dass man das Cora-Wort *parez-t* »Knabe« zur Deutung wird heranziehen können. Lumholtz erklärt in seiner zweiten Mittheilung das Wort *Pálike* oder *palí, wapalí* als großer Peyote. In der That heißt *Paliatsia* das Land, wo der Peyote wächst. Aber vielleicht doch nur deshalb, weil dieses Land, die Hochsteppen in der Nähe von San Luis Potosí, für die Huichol das im Morgen gelegene Land, das Land des Morgensterns ist. In der That berichtet Lumholtz, dass man für *Tonoámi*, den Sänger, den Morgenstern, Votivpfeile einerseits in dem Land des Peyote, andererseits in der See niedergelegt habe, d. h. im Osten und im Westen, welche beide Himmelsrichtungen diesem Gestirn, welches ja gleichzeitig der Abendstern ist, zukommen. Die besondere Beziehung zum Peyote, die *Tamáts* nachgesagt wird, erklärt sich aus diesem Sachverhalt, oder vielleicht — wie bei *Tatotsi Mára Kwári* — einfach aus seiner priesterlichen Natur. Wenn endlich *Tamáts* als der besondere Gott der Jäger bezeichnet wird und geradezu in Hirschgestalt erscheint, so scheint es, dass wir hier eine Entwicklung von Vorstellungen vor uns haben, ganz gleich derjenigen, die auch *Tlauizcalpan tecutli,* die Gottheit des Morgensterns der alten Mexikaner, in enge Verbindung mit *Mixcouatl-Camaxtli*, dem Jagdgotte der Mexikaner, und mit den Göttern des Krieges gebracht hat.

Von dem Morgenstern — so erzählten die Huichol Lumholtz — erhalten sie die Kraft, Regen zu machen. Von ihm lernen sie zaubern. Von ihm bekommen sie, wie Lumholtz das wiedergibt, ihre Wissenschaft (the star from which they gain knowledge). Und natürlich, er ist ja der Sänger, d. h. der Priester, der Schamane, der Zauberer. So erscheint denn auch *Tamáts*, der sicher in dieser Beziehung, wie in allen anderen, mit dem Morgenstern sich deckt, in den Sagen überall als der Wissende, der Erfinder, der Culturheros, eine auffällige Parallele zu dem mexikanischen Priestergott, dem Windgott *Quetzalcouatl. Tamáts* hat zuerst gelehrt, die Pfeile aus Bambus zu machen, er hat zuerst Sitze und Stühle für die Götter gemacht, und er ist auch derjenige, der von den Frauen für alle Arbeiten, die eine gewisse Kunstfertigkeit verlangen, wie Weben, Sticken und dergleichen, angerufen wird.

In diesen Culturarbeiten hat *Tamáts* übrigens einen Genossen, der auch *Tamáts* »unser älterer Bruder«, aber *Tamáts Kauyumali* »unser älterer Bruder K.«, oder auch *Tévali Kauyumali* »Großvater K.« genannt wird, der Sohn der *Naaliwámi*, der Göttin des Ostens. Er ist, nach Lumholtz, der Zauberer und der eigentlich schaffende Gott, der Erfinder und der Lehrer der Vorfahren der Huichol. Aber er repräsentiert gewissermaßen eine ältere Cultur. Er ist der Erfinder der Pfeile, aber nur einer älteren, wenig brauchbaren Art von Pfeilen. Er steigt, in Gestalt eines Hirsches, in die Unterwelt hinab, wird dort erschossen, aber von *Tamáts Pálike Tamoyeke* wieder lebendig gemacht.

Lumholtz veröffentlicht die Zeichnung eines Idols, das die Copie des Idols des Gottes *Tamáts Pálike Tamoyeke* sein soll, das in Pochotita, im Norden von Santa Catarina sich befindet. Es ist schwarz gemalt, das rechte Bein aber zur Hälfte roth, das linke zur Hälfte gelb, und rothe und gelbe Streifen sind auch im Gesicht und auf den Armen angebracht. Auf der Brust ist in gelber und rother Farbe das Bild des Falken *piwámi*, auf der linken Schulter vorn in Roth das Bild einer Eule, auf dem Rücken, ebenfalls in

rother Farbe, das Bild des Habichts *šulikwai* zu sehen. Und unter den Armen trägt er, wie *Tatotsi Mára Kwári*, auf jeder Seite eine Tabakkalabasse *(yákwai)*, das Abzeichen priesterlicher Function.

In einem anderen Tempel bei Guayavas, ebenfalls im Norden von Santa Catarina, aber auf der Westseite des Flusses gelegen, wird der Gott durch einen in Lumpen gewickelten grünen Stein repräsentiert.

Die Gegenstände, die ihm geopfert werden, haben meist Bezug auf Jagd und Fang von Thieren. Auf aus Bambusstäben und Fäden gewebten Matten sieht man in rother Farbe das Bild eines Hirsches und einer Hirschschlinge dargestellt. Pfeile, die ihm dargebracht werden, zeigen in einem Viereck von Pfeilschaftstücken eine Hirschschlinge, und Diminutivbogen und eine Schnur, wie sie für Anfertigung von Hirschschlingen dient, sind an den Schaft gebunden. Als sein »Gesicht« *(nealika)* wird ein Dreieck aus drei Bambusrohrstücken bezeichnet, die nach Art des (die Seele des Pfeiles darstellenden) hinteren, befiederten Pfeilschaftendes bemalt sind.

Unter den weiblichen Gottheiten, die bei den Huichol in Verehrung stehen, ist an erster Stelle *Takótsi Nākawé* »unsere Großmutter *Nākawé*« zu nennen. Lumholtz erklärt *Nākawé* mit »Wachsthum«. Ich kann nicht recht beurtheilen, ob er das als Übersetzung gibt, oder ob er das nur als Bezeichnung der Natur der Gottheit gelten lassen will. Es ist die alte Göttin der Erde, die Mutter der Götter, die tief im Innern der Erde lebt und die Pflanzen, die Bäume, die Sträucher und alle Lebensmittel, Mais, Bohnen, Kürbisse aus ihrem Schoße emporwachsen lässt. Die alten Pflanzen, der Bambus, der »die älteste Pflanze der Erde« ist, der Feigenbaum *piní* und der weiße Haare tragende Pochote (= Bombax sp.) sind dieser Göttin geweiht. Und ebenso die alten Thiere, die Erdthiere, das Armadill, das Peccary (mit dem faltigen Gesicht) und der Bär. Wie zu dem alten Gott, dem Feuergotte, beten auch zu ihr, der alten Göttin, die Huichol um langes Leben.

In einer Schlucht bei Santa Catarina befindet sich ihr Haus, eine Höhle, und ein Wasserpfuhl, in dem jeder Huichol einmal im Jahre baden muss. Dort steht auch ein Idol von ihr, ziemlich roh, aus dem Holze des Feigenbaumes *piní* geschnitzt, der Kopf mit weißen Haaren aus Pitahaya-Faser bedeckt. Der Leib weiß, mit schwarzen, rothen und gelben Punkten, die den schwarzen, rothen und gelben Mais bezeichnen sollen. Das Gesicht zeigt auf der einen Hälfte die Zeichnung eines Maisfeldes, auf der anderen die eines Maiskolben (?) und einer Bohnenranke. Eine Enagua aus einem Gewebe von Ixtle-Faser, mit rothen und schwarzen Längsstreifen und verschiedene *quechquemitl* übereinander, das untere aus einem schwarz und weiß gemusterten Wollgewebe, das obere aus Ixtle-Gewebe, mit Längsreihen schwarzer und weißer Pochote-Wollflocken, bilden ihre Kleidung. Das merkwürdigste aber sind vier Stäbe aus Bambus, von denen zwei ihr in die beiden Hände gegeben sind, und zwei andere in ihr Gewand, in den Brusttheil und den Rückentheil, eingesteckt sind. Die ersteren zwei sind aus den unteren Enden eines Bambusrohres in der Weise hergestellt, dass das Wurzelende mit seinen Verzweigungen zu einer Art Thierkopf mit Ohr und Schnauze umgestaltet ist. Die beiden anderen Stäbe laufen an beiden Enden spitz zu. Alle vier sind bunt, aber in verschiedener Weise bemalt, und sind jeder mit dem Namen einer bestimmten Schlange benannt. Sie sollen zu zwei und zwei den Himmelsrichtungen, dem Osten und Westen, beziehungsweise dem Norden und Süden, entsprechen (Abb. 106). Ähnliche aus den Wurzelenden eines Bambus geschnitzte, an dem einen Ende zu der Andeutung eines Thierkopfes umgestaltete Stäbe (Abb. 107) werden dieser Göttin und einer anderen verwandten Gestalt, der *Taté Tulirikita* »Unsere Mutter, das Haus der Kleinen«, die als die Göttin der

Geburten gilt, auch als Opfergaben gebracht. Sie erinnern in auffallender Weise an gewisse, mit einem Thierkopf am oberen Ende versehene Stäbe, die man in dem mexikanischen Codex Borbonicus bei den beiden alten Leuten *Oxomoco* und *Cipactonal*, den ersten Zauberern, Medicinleuten und Wahrsagern, den Erfindern des Kalenders (vgl. Abb. 108), abgebildet sieht.

Das oben beschriebene Idol der alten Huichol-Göttermutter steht auf einer Scheibe *(têpali)*, die etwas ungleich gearbeitet ist, und deren Unterseite auch etwas kleiner ist, so dass die ganze Scheibe eine etwas konische Gestalt erhält. Auf dem Kegelmantel sieht man eine rothe Zickzacklinie, mit von den Winkeln derselben ausgehenden verzweigten Gebilden. Die Zickzacklinie soll eine Bohnenranke, die verzweigten Gebilde die Blüten der Bohne darstellen. Die Oberseite der Scheibe zeigt, ebenfalls in Roth, eine Anzahl

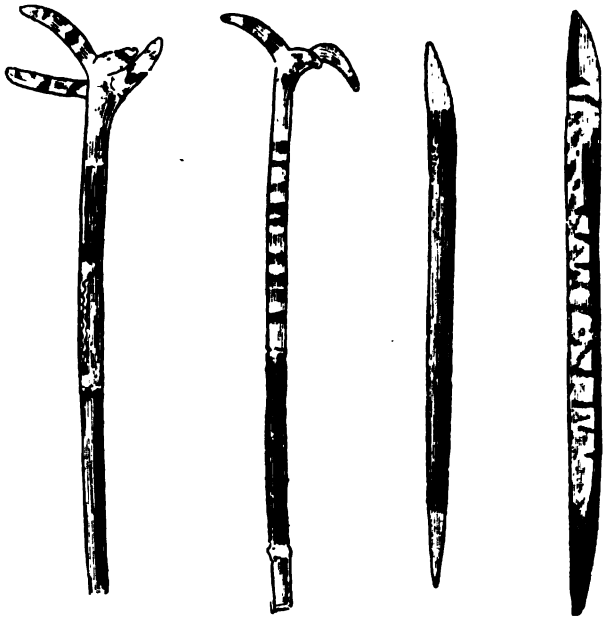


Abb. 106. *Nâkawé kwalelé*, die vier, den vier Himmelsrichtungen entsprechenden, aus Bambus geschnitzten Schlangenstäbe der alten Göttermutter. (Lumholtz, Symbolism, 44.)

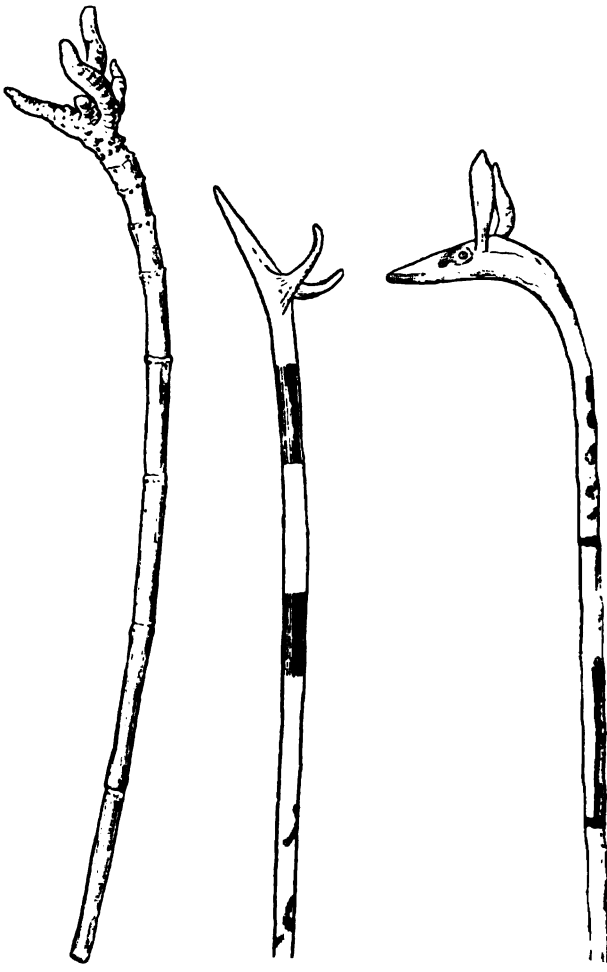


Abb 107. *Nâkawé kwalelé*, aus dem Wurzelende von Bambusrohren geschnitzte Schlangenstäbe der alten Göttermutter. (Lumholtz, Symbolism, 51.)

verschiedener Figuren. Ein Kreuz und ein Zackenring in der Mitte werden als Auge und Maisfeld gedeutet. Außerhalb derselben sieht man rechts eine menschliche Gestalt, die als »singender Schamane« bezeichnet wird. Davor drei Sterne. Sodann einen jungen Hirsch, eine Kuh, einen Truthahn, eine Kürbisranke (?) und einen Arara. Das Ganze wird umgeben von zwei Zickzacklinien, die wieder Bohnenranken darstellen sollen. Die Unterseite der Scheibe zeigt zwei Schlangen; in der Mitte, in Gelb und Roth, eine Federschlange; außen, in blauer Farbe gemalt, eine Schlange ohne Federn, die als »fliegende Schlange« (Wolke?) erklärt wird. — Lumholtz deutet die ganze Scheibe als ein Gebet um Regen und gedeihliche Ernten, ein Gebet, das durch die Thätigkeit des Schamanen und das Opfer eines Hirsches und einer Kuh unterstützt werde.

Vor dem Idol steht eine Trinkschale *(rukuli)*, die einen gezackten Rand hat und auf der Innenseite, ähnlich wie die Oberseite der oben beschriebenen Scheibe, in der Mitte mit einem Auge und einem Ring, und darum mit Figuren singender Schamanen, Hirschen, Kühen, Vögeln bemalt ist, während die Außenseite Radialstreifen in rother, blauer und gelber Farbe aufweist, die eine der Göttin geweihte Liane, deren Frucht essbar ist, darstellen sollen.

Endlich ist noch rechts und links von dem Idol je ein mit allerhand Flecken von Pochote und anderem Material versehenes Geflecht aus zerspaltenem Bambusrohr zu sehen, die als das nördliche und südliche Bett *(itáli)* der alten Göttermutter erklärt werden.

Da *Takótsi Nākawé* die alte Göttin der Erde ist, so gehören ihr auch allerhand Materialien, die aus der Erde stammen, z. B. die Malfarben, die ja fast ausschließlich verschieden gefärbte Erden sind. Lumholtz führt noch eine besondere »Earth Mother« an, die *Taté Yulianaka*, die die Herrin der verschiedenen Arten irdenen Geschirrs sei, da diese aus Erde gemacht werden. Diese Göttin dürfte aber mit der alten Göttermutter identisch sein.

Nur die alte Göttermutter wird *Takótsi* »unsere Großmutter« genannt. Alle anderen weiblichen Gottheiten führen die Bezeichnung *Taté* »unsere Mutter«. Ich nenne zunächst *Taté Oteganáka*, oder vollständiger *Taté Ikú Oteganáka*, die, wie der letzte Name besagt, die besondere Gottheit der Maisfrucht *(ikú)* ist. Im Gegensatz zur alten Göttermutter wird diese Göttermutter als junge Frau gedacht, gleich der mexikanischen *Cinteotl*. Sie ist im Osten, der Region der aufgehenden Sonne, zu Hause, und Opfer werden ihr am Morgen gebracht. Außer der Maisfrucht gehören ihr noch Kürbisse, Bohnen und das Kleinvieh (Schafe). Ferner all die Blüten und die Thiere, die im Sommer, in der Regenzeit in der Zeit des Maiswachsthums erscheinen: — Schmetterlinge, die *watóra* genannten Insecten, und die rothen Zacken *taté mátoli* (oder *taté maútuli* im Huichol, *muatet* im Cora genannt), sowie die gelben Blumen *póali*. Letzteres sind wohl die *cempoualxochitl* der Mexikaner, die Tagetes-Arten und Verwandte, die im Sommer blühen, das typische Unkraut der mexikanischen Äcker.

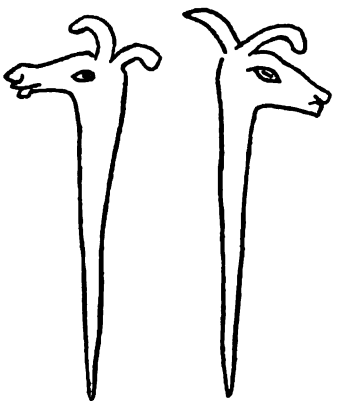


Abb. 168. Stäbe der beiden alten Medicinleute und Zauberer *Oxomoco* und *Cipactonal*. (Codex Borbonicus, 21.)

Ein Steinbild, das Lumholtz abbildet, stellt diese Göttin mit nacktem Oberkörper dar, die untere Hälfte des Leibes mit gefelderter Enagua bedeckt — die alte Frauentracht bei diesen Stämmen. Auf den Backen sind zwei sternförmige Figuren angegeben, die als *nealika* »Gesicht« (d. h. Spiegel, Wasserspiegel?) bezeichnet werden. Am Hals und auf der Brust sind ein Schmetterling und das Insect *watóra*, auf der Enagua eine Kuh, auf dem Nacken eine eingerollte Federschlange in rother Farbe gemalt.

Die Scheibe *(têpali)* der Maisgöttin zeigt auf der Oberseite allerhand Symbole, die sich auf die Regenzeit beziehen: — in der Mitte einen rothen Zackenring, der als Quelle oder Wasserpfuhl (d. h. Ursprungsstelle der Regenwolken) bezeichnet wird. Darum ein schwarzer Ring, von dem schwarze Pfeilspitzen nach innen vorspringen; das sollen die Regenschlangen, d. h. die Wolken sein, die bereit sind, als Regen niederzufallen. Außerhalb dieses Ringes eine Anzahl Regenschlangen »noch in ihren Wasserpfühlen«. Darum eine blaue Zickzacklinie, die Schlange *Hakwíaka*. Rothe Pfeilspitzen in den inneren Winkeln dieser Zickzacklinie sollen Blitze bedeuten. Das Ganze wird umgeben von einer schwarzen Schlange, das soll *Taté Oteganáka* selber sein. Nach außen davon sind in

gelber Farbe Symbole von Trinkschalen *(rukuli)* und Hakenkreuze angegeben, während vorne zwischen dem Kopf und dem Schwanzende der schwarzen Schlange ein breiter grüner Strom, mit schwarzen und rothen geschlängelten Linien erfüllt, nach unten fällt. Das soll die blitzschwangere Gewitterwolke sein. Auf der Unterseite sieht man in der Mitte einen schwarz und weiß gefleckten Fisch *(mūri yūwi)*, der sprachlich mit dem jungen Maiskolben *(ikuri)* identificiert zu werden scheint. Daneben, in rother Farbe, einen Scorpion (ein Bild des Sternbildes dieses Namens?). Das ganze wird umgeben von einer schwarzen Schlange, die wieder die Schlange *Hakwíaka*, aber in schwarzer Farbe, darstellt. Das soll eine Wasserschlange sein, die in einem Wasserpfuhl im Lande, wo der Peyote wächst, d. h. im Osten, lebt und die mit dem Mais, d. h. wohl mit der Maisgöttin, identificiert wird. Eine Menge weißer und schwarzer Linien auf ihrem Rücken sollen wieder junge Maiskolben *(ikuri)* darstellen.

Fünf andere weiblich gedachte Gottheiten wurden Lumholtz als die Vertreterinnen der fünf Himmelsrichtungen, des Ostens, Westens, Südens, Nordens und der Richtung oben genannt. Die vier ersten mit der besonderen Bezeichnung als »Wasser- und Regenschlange«, also als die in den vier Himmelsrichtungen wohnenden Gottheiten, die von dorther die Wolken und den Regen schicken.

Die erste ist *Taté Naaliwámi*, die im Osten wohnt. Es ist eine rothe Schlange. Aus Frühlingsblumen besteht ihre Enagua (vgl. mexikanisch *Xochitl icue*), und sie hält den Blitz als Stab in der Hand, wie der mexikanische Regengott *Tlaloc*, und gewisse mexikanische Berggottheiten *(Couatl icue Iztac ciuatl)*. Der Ostwind ist in dem Tropen- und Subtropengebiet des westlichen Continents der Hauptregenwind. Der Wohnsitz dieser Göttin ist in einer tiefen höhlenreichen Schlucht bei Santa Catarina. Speise, Opfergaben werden ihr in der Nacht gebracht, das bedeutet wohl (wie das mexikanische *youatzinco*), noch vor Sonnenaufgang, im Morgengrauen, in der Morgenfrühe. Sie ist die Erzeugerin der Kürbisse und aller Blumen, die Göttin des Festes der jungen oder neuen Kürbisse, und die Kinder stehen unter ihrer besonderen Obhut. Ein Tempel dieser Göttin befindet sich in der Nähe von Guayavas. Dort sieht man hunderte von Votivpfeilen, mit einem Lappen von Ixtle-Fasergewebe daran befestigt. Das sind alles Gebete um die Gesundheit von Kindern, die man an diese Göttin richtet.

Taté Kyewimóka (oder *Kyewimóta*) ist die Göttin des Westens. Es ist eine weiße Schlange und erschien in einer weißen Wolke. Sie bringt Regen vom Westen, ist aber auch der Morgennebel des Herbstes, der manchmal das Getreide durch Frost tödtet. Sie ist, wie Lumholtz sich ausdrückt, die Aphrodite der Huichol-Indianer. Das ist ein Ausdruck der Vorstellungen, denen wir auch bei den Mexikanern begegnen. Den alten Mexikanern war der Westen des *ciuatlampa*, die Gegend oder das Land der Weiber, wo die *Ciuateteo* oder *Ciuapipiltin* hausten, die gespenstigen Weiber, die Seelen der im Kindbett gestorbenen Frauen, das Gefolge der Erdgöttin, und von wo sie an bestimmten Tagen zur Erde herabkommen, die Kinder mit Epilepsie schlagend und die Männer zu Unzucht und Sünde verleitend. Der Wohnsitz und das Hauptheiligthum dieser Göttin befindet sich im Westen, jenseits des Flusses von San Juan Peyotan (des Rio Nayarit der alten Chroniken), in der Nähe des Pueblo San Francisco, in schon von Cora-Indianern bewohntem Gebiet. Speise und Opfergaben werden dieser Göttin zur Zeit des Sonnenunterganges gebracht.

Taté Rapawiyema ist die Göttin des Südens. Es ist eine blaue Schlange, und sie bringt Regen vom Süden. Sie erschien in einem See, mit dem sie auch identificiert wird. der Laguna de la Magdalena, im District Tequila, an der Straße von Guadalajara nach Tepic, vier Tagereisen südwärts des von den Huichol bewohnten Gebiets. Sie wird

auch mit einer Art Wassereidechse (*imòkoy*), die 30 *cm* lang, gefleckt und sehr glatt sein soll, identificiert und soll in besonderer Beziehung zu den Priestern stehen. Speisen und Opfergaben werden ihr zur Mittagstunde gebracht.

Taté Haútse Kūpúri »Mutter Nebel-Flocke« ist die Göttin des Nordens. Sie lebt in dem See Haulipa, in den Bergen im Norden des Huichol-Gebiets und wird mit dem gefleckten Wels (*kiátsu riêvi* oder *šiévi*) identificiert.

Die Göttin der fünften Himmelsrichtung endlich, der himmlischen Höhe, ist *Taté vêlika uimáli* »unsere Mutter die Adlerjungfrau«. Sie ist (nach dem einen Bericht) die Mutter des Sonnengottes. Sie hält die Welt in ihren Fängen und bewacht alles von oben, wo sie wohnt. Die Sterne bilden ihre Enagua, sie ist also nicht der Tag-, sondern der Nachthimmel, gleich der mexikanischen *Citlalin icue*, und aus der Nacht wird in der That auch der Sonnengott geboren. Speise und Opfergaben werden ihr in der Nacht gebracht.

Von dieser Göttin erhielt Lumholtz eine Steinscheibe *(têpali)*, die er auf S. 56—57 seiner zweiten Mittheilung in Zeichnung wiedergibt, die in höchst interessanter Weise das Wesen dieser Gottheit zur Anschauung bringt. Auf der Oberseite sieht man nämlich, groß und en face, also doppelköpfig gezeichnet, den Adler *(vêlika)* mit Flügeln, Beinen und Schwanz. Unter dem Adler, in Gelb und Roth, eine Federschlange, die als *haiku taruye* »gelbe Wolkenschlange« bezeichnet wird. Um das Ganze eine rothe Zickzacklinie, die die Erde *(kwi'e)* mit ihren Bergen und Thälern darstellen soll. In den inneren Winkeln dieser Zickzacklinie sieht man von gelben Linien gebildete, von rothen Punkten umgebene Dreiecke, das sollen die Maisfelder auf den Bergabhängen sein. In den äußeren Winkeln der rothen Zickzacklinie dagegen grüne rankenartige Gebilde. Das soll die Vegetation der Barrancas sein. Das Ganze also der Oberseite zeigt den über der Erde und der Wolkenregion seine Schwingen breitenden Adler, das obere Himmelsgewölbe.

Noch interessanter ist die Malerei auf der Unterseite dieser Scheibe. Hier sieht man nämlich in rothen und grünen Flecken und Punkten eine ganze Sternkarte. In der Mitte groß und auffallend das Sternbild des Scorpions *(tamáts têalúka)*. Ein großer Stern in der Mitte wird als Herz *(iyáli)* des Scorpions erklärt. Der Scorpion bezeichnet auf der Scheibe die Ostwestrichtung; denn an seinem Schwanzende ist der Morgenstern *(tonoámi)*, zwischen seinen Scherenspitzen der Stern *rawá* oder *rawámi* angegeben, ein großer Stern des Westens, der so groß wie der Morgenstern sein soll und mit *Tatotsi Mára Kwári*, dem Gotte »Urgroßvater Hirschschwanz« identificiert wird. Dieser Weststern ist, wie Lumholtz hörte, immer am Himmel, und zur Zeit des Monats October vereinigt sich der Morgenstern mit ihm. Das Sternbild des Scorpions, der Morgenstern und der Stern *Rawá* theilen die ganze Scheibe in zwei Hälften. Auf der Nordseite dieser Linie sind folgende Hauptsternbilder angegeben:

Die Plejaden *(semanir)*.

Neben ihnen Hirsch und Hund.

Darunter ein compliciertes Sternbild, das als »schwangere Frau« erklärt wird, im Huichol *niveli úrte* (= »Geburt der Pfeile«?).

Daneben der Hahn *(wakana)*, das ist der »carro« (Wagen) der Spanier, die Ursa major.

Darunter ein Sternbild in der Form einer winkelig gebrochenen Linie. Das wird als »Besenplatz« bezeichnet und mit dem »Arado« (Pflug) von den Spaniern genannten Sternbild identificiert.

Auf der Südhälfte der Scheibe werden als besondere Sternbilder: Bienenstock, Colibri, Süßwasserkrabbe und Waschbär genannt.

Ein großer Stern im Norden und ein großer Stern im Süden heißen der »blaue Großvater« *(tévali yoáwi)* und der »südliche Großvater« *(tévali šeliákami)*. Sie werden als die Wächter des Himmels bezeichnet.

Lumholtz ist im Recht, wenn er den Entwurf dieser Karte als sehr anerkennenswerte Leistung der Huichol-Indianer ansieht. Doch ist vermuthlich weder die Feststellung dieser Sternbilder ihre eigene Erfindung, noch die Kenntnis derselben auf die Huichol beschränkt. Das Cora-Vocabular des P. Josef Ortega vom Jahre 1732 z. B. gibt, außer dem allgemeinen Wort für »Stern« und dem oben besprochenen Namen für den Morgenstern, noch die Namen drei verschiedener Sternbilder, die sicher nicht die einzigen diesen Indianern bekannten Constellationen waren:

urcapuazt »el carro« (= Ursa major);

tzicuricat »las estrellas que llaman las tres Marias«;

neupacatzi »las estrellas que llaman ojos de Santa Lucia«.

Hier ist *tzicuricat* wohl von *tzicùri* »escorpion« abzuleiten, könnte also — vielleicht — mit dem Scorpion, dem *tamáts têaluka* der Huichol zusammenfallen.[1]) Es wäre sehr zu wünschen, dass diesen Dingen noch genauer nachgegangen würde, dann wäre vielleicht Hoffnung vorhanden, dass man auch über die altmexikanische Himmelskunde — ein Gebiet, das bisher zu den dunkelsten der mexikanischen Archäologie gehört — etwas Genaueres erführe.

Im Anschluss daran erwähne ich noch, dass, wie im alten Mexico, der Mond auch bei den Huichol nur eine unbedeutende Rolle spielt. Man nennt ihn *Takótsi Mêtsaka* »unsere Großmutter, der Mond« und betrachtet ihn als eine Göttin, die gleich dem Feuergott, sich als Leuchte in der Nacht dem Menschen nützlich macht, außerdem von gewissem Einfluss auf die Bierbrauerei sein soll — vermuthlich deshalb, weil die Trinkgelage nach Sonnenuntergang bei Mondschein stattfanden. Ein Cultus wird ihr aber nicht gewidmet, und weder Pfeile, noch andere Opfergaben ihr gebracht.

Außer den eben genannten, wohl charakterisierten Gestalten, die in bestimmten Bildern und Symbolen angeschaut, an bekannten Plätzen und unter zum Theil wechselnden Formen verehrt werden, kennen die Huichol aber noch zahllose andere mythische Wesen, Thiergötter, Ahnengötter, Localgötter und Fetische der verschiedensten Art.

Die Regenwolken, die von fernher über das Land ziehen, werden als Schlangen betrachtet. Wenn Lumholtz aber recht berichtet ist, werden auch die Rauchwolken, die aus dem Verbrennen der Felder aufsteigen, als Schlangen angesehen und mit den Regenwolken identificiert. Alle haben ihren Ursprungsort, Quelle oder Pfuhl *(kutsála)* in einer der fünf Himmelsrichtungen, der Mitte und den vier anderen, über welche der Feuergott und die oben genannten anderen Gottheiten die Herrschaft haben, und den verschiedenen Himmelsrichtungen entsprechend, haben diese Wolken oder Schlangen verschiedene Farbe. Alle aber sind mit Schwingen versehen oder als Federschlangen gedacht, da sie über das Land fliegen. Das Wort für Schlange scheint *ko, ku* oder *kou* zu sein, entsprechend dem mexikanischen *couatl*. Diese Wurzel findet man wenigstens als Element in den Namen, die für die verschiedenen Schlangen angegeben werden. Das vielfach von Lumholtz genannte Wort *haiku* bedeutet darnach einfach »Wolkenschlange« (= mexikanisch *mixcouatl*). Aber auch der Blitz und das Feuer und der Wirbelwind sind Schlangen. Die Flüsse und die Wogen sind Schlangen. Die See selbst ist eine große Schlange, die die Erde umgibt. Sie hat zwei Köpfe, zwischen deren offenen Rachen die Sonne hindurch

[1]) Die Sache ist nicht ganz zweifellos, da unter »escorpion« im nordwestlichen Mexico eigentlich das Gila monster, die giftige Krustenechse Heloderma horridum verstanden wird. Der Scorpion, spanisch »**alacran**«, ist Cora *teaxca* = Huichol *tealuka*.

muss, wenn sie im Westen versinkt. Wer wird nicht bei dieser Beschreibung an den großen sogenannten Kalenderstein in Mexico denken müssen, auf dem man das Bild der Sonne sieht, umrahmt von zwei Schlangen, die die Köpfe einander zugekehrt haben. Diese doppelköpfige Schlange wird von den Huichol *Taté Ipou* genannt und wird, nach Lumholtz, mit der buntgefärbten Pituophis pleurostictus Dum. et Bibr. identificiert. Sie soll ihr Haus in der Nähe des Dorfes San Andrés gehabt haben und von dort erst zur Küste herübergewandert sein.

Aber nicht nur die Wolken, Blitz, Feuer und die See sind Schlangen. Auch z. B. die Schlingen, die man auslegt, um Hirsche zu fangen, wurden als Schlangen betrachtet, und die Namen bestimmter Schlangen angerufen, wenn man Hirsche fangen will.

Raubvögel. Adler, Falken verschiedener Art werden auch mit den Göttern und den verschiedenen Himmelsrichtungen in Verbindung gebracht. Die Vögel, so hörte Lumholtz, besonders die Adler und Falken, fliegen im Wind umher und hören alles. Darum sind sie die Boten der Götter und die Boten an die Götter. Und nicht nur die Vögel selbst, sondern auch ihre Federn, und deshalb wohl auch die Pfeile, die als Vögel gedacht werden.

Vor allem aber sind es die Hirsche, die bald direct mit gewissen Gottheiten identificiert, bald selbständig als Gottheiten aufgeführt werden. Während aber Schlangen, und auch Raubvögel, gleichmäßig mit den verschiedenen Himmelsrichtungen in Verbindung gebracht werden, werden die Hirschgottheiten hauptächlich im Süden und im Norden wohnend gedacht. Auch hier liegen Vergleiche mit altmexikanischen Vorstellungen nahe.

Chalcedone scheinen, vielleicht wegen ihres traubigen Aussehens, als Abbilder von Wolken angesehen zu werden und gewinnen deshalb mystische Bedeutung. Es sind regenmachende Fetische. Dafür werden sie ausdrücklich von den Indianern erklärt, und darauf beruht es wohl, dass man auf Haufen solcher Chalcedone allerhand Diminutivgegenstände aus Thon, Thierfiguren und Hausgeräthe als Opfergaben findet. Auch im alten Mexico wurden die Regengötter, die Berggötter als Zwerge gedacht und ihnen allerhand Gaben, namentlich auch Teller, Schüsseln, Krüge, in Spielzeuggröße gebracht.

Schließlich berichtet Lumholtz noch, dass kleine Stücke Bergkrystall. in ein Stück Zeug gewickelt und an das das Herz des Pfeils repräsentierende Fiederende eines Pfeilschaftes gebunden, als die Seelen verstorbener Jäger gelten, mit dem Namen *tévali* »Großvater« (im Plural *tevalír*) bezeichnet und als Jagdfetische im Hause aufbewahrt werden. »Hirschjäger«, so bemerkt Lumholtz, »werden nach ihrem Tode *tevalír* und begleiten die Sonne auf ihren Wegen. Sie leben, wo die Sonne aufgeht, welcher Ort *hai tonólipa* »sich erhebende (sich loslösende) Wolken« genannt wird. In jener Gegend glaubt man, gibt es viele Wolken, die gleich Federn sich loslösen. Wolken wurden als Federn gedacht. Setzt man hier für »Hirschjäger« das Wort »Krieger« und für »Tod« das besondere Wort »Opfertod«, so haben wir in dieser Bemerkung den genauen Ausdruck altmexikanischer Vorstellungen.

Als Ergänzung zu diesen Mittheilungen über die Mythologie und den Glauben der Huichol-Indianer würde man nun noch wünschen, auch über die Feste der Huichol etwas Genaueres zu erfahren. Leider enthalten darüber die beiden oben angeführten Veröffentlichungen Lumholtz' nicht allzuviel. In dem wenigen, was er berichtet, findet man aber doch wiederum manches, was gerade im Vergleich mit dem, was wir von den alten Mexikanern wissen, von besonderem Interesse ist.

Die Mexikaner pflegten im Anfang des Jahres, bis die Regenzeit voll einsetzte, den regensendenden Gottheiten an Punkten, die als die Wohnsitze derselben galten, Bergspitzen, Höhlen, Felsen, Lagunen, Opfer darzubringen. In gewisser, im Laufe der Jahre

allmählich stehend gewordener Zahl, unter normalen Verhältnissen; in größeren Mengen, wenn der Eintritt der Regenzeit sich hinauszögerte, oder irgendwelche andere Umstände die Saaten ungünstig zu beeinflussen drohten. Die Opfer bestanden, außer den gewöhnlichen Gaben von Speisen und Räucherwerk, in Darbringung von sogenannten *teteuitl*, in Gestalt von schürzenartigen Gewändern geschnittenen Papieren, die in verschiedener Weise bemalt und mit Kautschuk betropft waren, je nach der Natur der Localität, wo man sie darbrachte. Endlich und vor allem in der Opferung von Kindern, denn die Regengötter, die Berggötter wurden als die Kleinen gedacht, die *Tepictoton*, und dementsprechend mussten auch ihre Opfer Kinder sein.

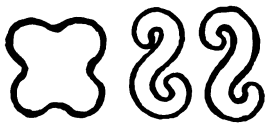


Abb. 109. *papalotlaxcalli* und *xonecuilli*, Opferkuchen für die Regen- und Berggötter (*Tepictoton*). (Bilderhandschrift der Bibl. Nazionale Florenz. F. 69.)

Genau ebenso bringen die Huichol im Ausgang der Trocken- und im Beginn der Regenzeit, und auch im Verlauf der letzteren, wenn irgendmal auch nur zwei oder drei Tage die Regen aussetzen, den regenbringenden Gottheiten Opfer dar. Die Opfer bestanden ursprünglich jedenfalls auch in Kindern; denn gerade das wird von dem P. Tello und von Berichterstattern aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts inbetreff des dem *Nayarit* auf der Mesa del Tonati gewidmeten Cults erzählt. Die christliche Nachbarschaft hat solche Opfer jetzt außer Übung kommen lassen. Statt eines Kindes wird eine Kuh geschlachtet. Aber symbolisch wenigstens werden auch bei den Huichol noch heute Kinder dargebracht. Denn bei diesen Regenbittfesten sind die eigentlichen Acteure zwei Kinder — *áikeli* oder *aíkeli* genannt, was angeblich aus dem spanischen »ángelos« sich ableiten soll — die in vollem priesterlichen Putz die Procession leiten, in Schalen Opfergaben, Chocolade und Tortillas, und oben auf der Schale das Messer tragen, mit dem der Ochse geschlachtet werden soll.

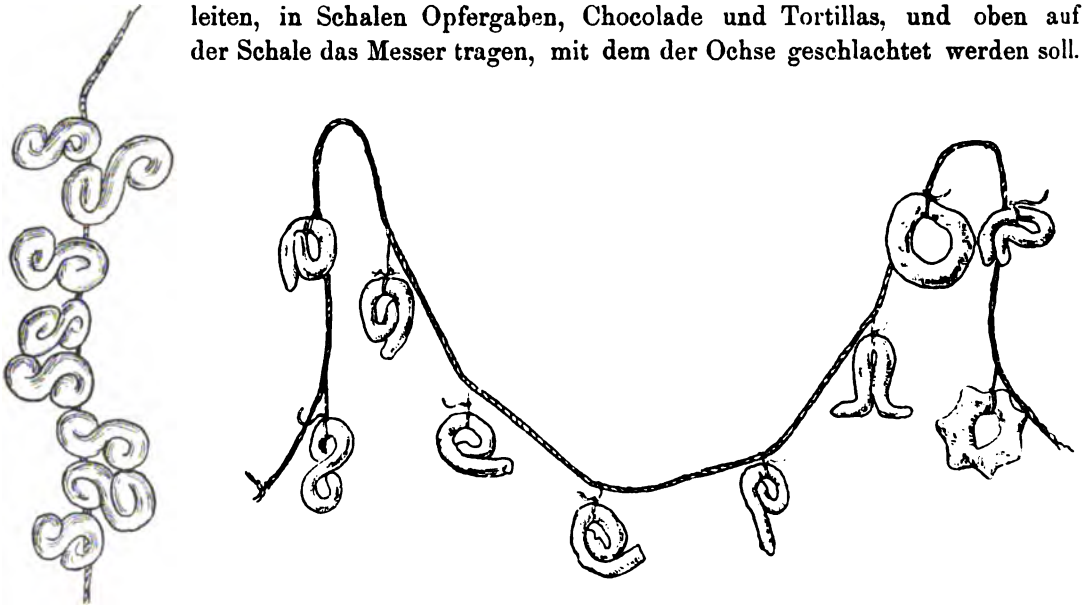


Abb. 110 und 111. *pápa tulil* »kleine Tortillas« auf Schnüre gereiht. Opferkuchen für Regenbittfeste gemacht. (Lumholtz, Symbolism, 18[illegible])

Noch in einer anderen Einzelheit tritt eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen noch heute von den Huichol beobachteten und altmexikanischen Bräuchen hervor. An allen den Regengöttern, den Berggöttern gewidmeten Festen spielten bei den alten Mexikanern gewisse hartgebackene Kuchen, in Form von Schlangen, von Kringeln, von Schmetterlingen *(papalotlaxcalli)* und insbesondere von S-förmig gekrümmten Formen *(xonecuilli)*, die die Gestalt des Blitzes imitieren sollen, eine Hauptrolle. Wir sehen solche

Gebäcke auf Blatt 69 der Bilderhandschrift der Florentiner Biblioteca Nazionale neben Binsenmatten, verschieden bemalten und mit Kautschuk betropften *teteuitl*-Papieren und einer Pulqueschale abgebildet (Abb. 109). Genau ebenso machen die Huichol aus Mais kleine hartgebackene Kuchen (*pápa tulíl* genannt) in Form von Schlangen, Schnecken, Ringen, Augen und insbesondere von der Form des mexikanischen *xonecuilli*, die, auf Schnüre gereiht, an den Regenbittfesten den Göttern dargebracht werden (vgl. Abb. 110 bis 112).

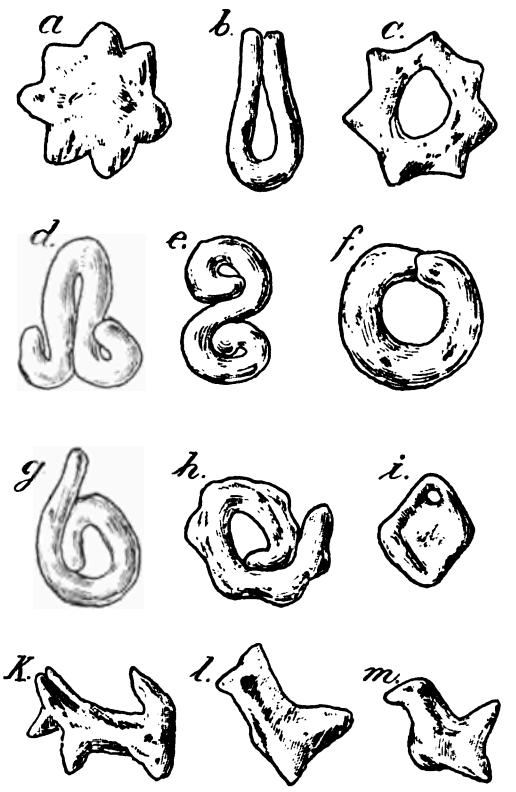


Abb. 112. *pápa tulil*, Opferkuchen für die Regengötter. *a. mdka* (»Peyote« ?); — *b. tautsu* Feuerstuhl; — *c. Kulupu* Schnecke; — *d. okototsi*. Waldblume; — *e.* vgl. mexikanisch *xonecuilli*; — *f nealika* Gesicht (»Ringscheibe«, »Schwerkzeug«, vgl. mexikanisch *tlachieloni*); — *g.* Schlange; — *h.* Federschlange; — *i. sikuli* Auge; — *k., l., m.* Hund, Hahn, Henne.

Über die Peyotefeste, beziehungsweise das Fest des gerösteten Maises, und über das Fest der neuen Kürbisse habe ich oben schon gesprochen.

Noch ein weiteres Fest scheint im Leben der Huichol bedeutsam zu sein, das Lumholtz als das »Fest der tamales de maiz crudo« bezeichnet, und das unter anderem mit einem Wettrennen der Knaben und der Mädchen verbunden ist. Lumholtz hat bisher nur wenig von seinen Beobachtungen über dieses Fest mitgetheilt. Aber schon der bloße Name dieses Festes der »tamales de maiz crudo« gibt die Vergleiche mit dem Altmexikanischen an die Hand. Denn gerade diese aus rohgemahlenen, nicht vorher mit Ätzkalk gekochten Maiskörnern hergestellten Speisen waren auch bei den Mexikanern die Signatur gewisser Feste. Das »feast for eating corncakes made from ground whole corn baked in an oven (tamales de maiz crudo)« kann geradezu mit *atamalqualiztli*, dem Namen eines der Hauptfeste der Mexikaner, übersetzt werden.

Ich habe in dem Vorstehenden das Wesentlichste von den Beobachtungen Lumholtz' über die Huichol-Indianer von dem Gesichtspunkte aus, der mir besonders wichtig erschien, wiedergegeben. Ich bin überzeugt, dass andere, die nach anderen Gesichtspunkten diese Mittheilungen durchsehen, auch ihrerseits vieles Interessante finden werden. Hoffentlich werden in nicht zu ferner Zeit und noch ehe der verhängnisvolle Wendepunkt eintritt, der in früherer oder späterer Zeit auch für diese Indianer einmal kommen wird, diese Untersuchungen von neuem und womöglich auf noch breiterer Grundlage aufgenommen. Und hoffentlich erhalten wir auch einmal von den Traditionen dieser Indianer, ihren Festliedern, Gebeten und Gesängen die Texte aufgezeichnet. Erst dann wird sich erst recht zeigen, von welcher Bedeutung dieses Fossil alten Volkslebens und alten Volksglaubens, das eine besonders glückliche Verknüpfung von Umständen in den Bergen von Jalisco uns erhalten hat, auch für die altmexikanische Forschung und alle damit verknüpften Fragen ist.

Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien.

Von **Dr. Karl Gorjanović-Kramberger,**
k. u. ö. Professor der Geologie und Paläontologie in Agram.

(Mit 4 Tafeln und 18 Textabbildungen.)

Einleitende Bemerkungen.

Die diluvialen Bildungen Kroatiens, von denen ich im allgemeinen bloß diejenigen, welche Überreste der damaligen Fauna enthalten, in Kürze in Betracht ziehen möchte, verdanken verschiedenen Agentien ihr Dasein. Hauptsächlich sind es Flussausfüllungen, die in dieser Beziehung in erster Linie in Betracht kommen, und zwar nicht so sehr wegen der Ausdehnung der entsprechenden Sedimente, als durch die Überreste fossiler Säugethiere, welche darin stellenweise in sehr reichlicher Menge anzutreffen sind. In dieser Beziehung erwähne ich die Sau-Niederung mit ihren tegelig-sandigen Gebilden, und insbesondere die Orte Alt-Gradiska, Svinjar, Brod, Županja, Mitrowitz, wo der Saufluss aus seinen Ufern fast unaufhörlich prächtig erhaltene Skelettheile von *Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Bison priscus, Cervus alces, Cervus elaphus* und *Cervus euryceros* herauswäscht, welche dann von den Fischern gelegentlich des Fischfanges mit den Netzen aus dem Flussbette herausgezogen werden. — Ähnliches geschieht an der nördlichen Grenze Kroatiens, wo der Draufluss unweit von Ferdinandsdorf (Ferdinandovac) gegenüber von Vizvár aus den dortigen Flussufern Reste der erwähnten diluvialen Thiere herausspült. — Aus den soeben besprochenen diluvialen Bildungen besitzt das geologisch-paläontologische Nationalmuseum in Agram eine prächtige Collection.

Nicht nur in den diluvialen Bildungen der erwähnten beiden, das Königreich Kroatien begrenzenden Flussläufe, sondern auch im ganzen inneren Lande finden wir petrefactenführende diluviale Bildungen. Abgesehen von dem genugsam verbreiteten Löß, in welchem bisher nur vereinzelte Funde gemacht wurden (bei Surduk ein Incisiv von *Elephas primigenius*; Angabe des Herrn Prof. Dr. Brunšmid), sind es auch ältere Bachanschwemmungen, in denen man Thierreste gefunden hat. Diesbezüglich wäre insbesondere die Fundstelle am Bache Mihovljan nordwestlich von Sutinsko hinter der Strugača zu erwähnen, an welcher der Gutsbesitzer Herr J. Golub im Jahre 1885 eine prächtig erhaltene Tibia von *Elephas primigenius* fand. Die Ufer des erwähnten Baches lassen folgendes Profil erkennen: Zu oberst ein gelblicher etwas sandiger Humus, darunter grauer Tegel mit *Limnaeus* und *Unio* und endlich hinter diesem — Schotter, als die Lagerstätte des Elephas. Bemerkt möge noch werden, dass diese Fundstelle 10·5 *km* (Luftlinie) südöstlich von Krapina liegt.

Merkwürdig ist ferner das Vorkommen diluvialer Säuger im Agramer Gebirge nördlich von Vrabče in einer absoluten Höhe von etwa 400 *m*, und zwar in einer Breccie, welche im dortigen Leithakalke, Spalten ausfüllend, vorgefunden wurde, und in welcher außer Bovidenresten (Zähne, Canon u. s. w.) auch ein kleiner Molar von *Elephas primigenius* gefunden wurde, gewiss ein merkwürdiges Vorkommen von Elephas in jenem gebirgigen Terrain!

Nicht minder bemerkenswert ist auch die Fundstelle Warasdin-Teplitz bei der Kapelle zum heiligen Geist, welch letztere auf geschichtetem Kalktuff, also auf dem Sedimente jener bekannten Therme aufgebaut ist. Gelegentlich des theilweisen Absprengens jenes Tuffes wurden Kieferstücke mit Zähnen von *Rhinoceros tichorhinus Blumb.* vorgefunden. Jene Therme inundierte seinerzeit ein ziemliches Areal, welches mit einer üppigen Sumpfflora bedeckt war (man sieht davon im Tuffe Abdrücke), die den Rhinoceroten einen ganz erwünschten Aufenthaltsort darboten.

Endlich ist wohl die wichtigste Fundstelle diejenige bei Krapina, welche eben das Materiale zu dieser Arbeit lieferte. Es war dies, wie ich es noch eingehender beschreiben will, eine durch den Krapinicabach ausgewaschene Höhle, die nachher durch das Eluvium, d. h. durch die Verwitterungsproducte der überhängenden mürben Sandsteine allmählich ausgefüllt wurde und die Überreste der jeweilig hieher einkehrenden diluvialen Säugethiere, als auch diejenigen des Menschen mit einschloss.

Die petrefactenführenden diluvialen Ablagerungen Kroatiens sind also entweder Absätze größerer Gewässer (Sau- und Drau-Niederung), Bäche (Mihovljanbach im nördlichen Kroatien) und Thermen (Warasdin-Teplitz) oder spaltenausfüllende Breccien (Agramer Gebirge), äolische Ablagerungen (Löß von Surduk) oder endlich Ablagerungen von Gesteinsverwitterungsproducten (Krapina).

Diese allgemeinen Bemerkungen über die verschiedene Bildungsweise des Diluviums in Kroatien habe ich nothwendigerweise machen müssen, weil es sonst scheinen könnte, dass der Fundort Krapina überhaupt ein ganz isoliertes Vorkommen in Kroatien wäre Da aber im ganzen mittleren Theile des Landes — insbesondere in Slavonien — diluviale Säugethiere sehr reichlich vorkommen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn hie und da irgend eine der sonst ganz gewöhnlichen Typen nicht angetroffen wird. Freilich müssen stets die localen Terrainverhältnisse mit in Betracht gezogen werden, um das Fehlen dieses oder jenes Typus in gewissen Gegenden zu erklären. So z. B. das Vorkommen des Rhinoceros im sumpfigen Gebiete von Warasdin-Teplitz und dem schmalen bewässerten Thale von Krapina bei gleichzeitigem Mangel an Mammut; dasselbe tritt dagegen in Gesellschaft mit Rhinoceros und den oben erwähnten Cerviden sehr häufig in den weiten, mit theilweise ausgedehnten Weideplätzen ausgestatteten Niederungen des Sau- und Drauflusses auf, wo wir aber kaum Spuren von *Ursus spelaeus* antreffen. Dieses Raubthier wählte zu seinem Aufenthaltsorte ein ganz anderes, und zwar waldiges, gebirgiges und an Höhlenbildungen reiches Gebiet, wie dies gerade in Krapina der Fall war, wo deshalb auch Überreste von Höhlenbären zahlreich gefunden wurden.

Nach diesen, die Entstehungsweise und die Verbreitung der diluvialen Faunen Kroatiens betreffenden kurzen Bemerkungen, gehe ich zur Fundstelle Krapina selbst über.

Der Marktflecken Krapina liegt im nördlichen Kroatien, in einem schmalen, vornehmlich von marin-miocänen Bildungen (s. darüber im geologischen Abschnitte) eingesäumten Thale, in welches der Bach Krapinica sein Bett eingeschnitten hat, und zwar so, dass er sich in seinem rechten Ufer, an welches er seinerzeit anprallte, eine Höhlung auswusch und sein grobes Gerölle, welches ganz demjenigen des heutigen Baches gleicht, am Boden jener Höhle ablagerte. Der Höhenunterschied zwischen dem Bette des heutfließenden Baches und dem damaligen beträgt bei 25 *m*, ein Unterschied, welcher uns gleichzeitig den Erosionsbetrag vom Diluvium (der Interglacialzeit) an bis auf jetzt veranschaulicht. Ober dem erwähnten Gerölle beobachtete man in besagter Höhle einen aus gelbem Sand bestehenden Schichtencomplex, dessen einzelne Schichten durch schwärzliche, graue und röthliche, verschieden dicke, mehr weniger parallele Streifen — die sogenannten Culturschichten — markiert waren. Der Inhalt des ganzen, durch Verwitterung der über-

hängenden miocänen mürben Sandsteine entstandenen Eluviums, bestehend aus thierischen Knochen, Überresten des menschlichen Skelettes, dann sehr primitiv bearbeiteten Stein- und Knochengeräthen, belehrte mich auf das unzweifelhafteste, dass wir es hier mit einer diluvialen, oder — auf den Menschen und dessen Cultur Bezug nehmend — mit einer paläolithischen Fundstelle zu thun haben. Da nun aber die paläolithische Ära aus mehreren Abtheilungen besteht, so konnte ich nach den vorgefundenen Überresten der bereits ausgestorbenen Thiere, also des *Rhinoceros antiquitatis* (oder *tichorhinus*), *Ursus spelaeus, Bos primigenius* u. s. w., und nach den primitiven Stein- und Knochengeräthen den Fundort Krapina in genannter Ära einem tieferen, beziehungsweise älteren Abschnitt, und zwar der Mortillet'schen Eintheilung entsprechend, dem sogenannten »Moustérien« zuweisen.

Die Fundstelle Krapina ist erst einige Jahre bekannt. Im Jahre 1895 erhielt ich von dort die ersten Reste von *Rhinoceros antiquitatis* und *Bos primigenius*. Im August des Jahres 1899, als ich die Fundstelle selbst in Augenschein nahm, fand ich sie ziemlich entblößt, so zwar, dass der ganze Schichtencomplex aufgedeckt war. Bei dieser Gelegenheit wurden jene Culturschichten mit Asche, Holzkohle, angebranntem Sand und Gesteinsabfällen, Geräthe und ein menschlicher Molar gefunden. Sämmtliche Culturschichten, die uns neun Zonen darstellten, lagen mehr weniger horizontal übereinander und enthielten stellenweise auch große Sandsteinblöcke, die vom Höhlengewölbe herabgestürzt und durch die Verwitterungsproducte des Sandsteines verdeckt waren. Am 2. September desselben Jahres begab ich mich in Begleitung meines Assistenten S. Osterman nach Krapina, um den Plan, nach welchem die Ausgrabungen der diluvialen Reste stattfinden sollten, festzustellen. Den ganzen Schichtencomplex theilte ich in neun Zonen, die sämmtlich mit Nummern bezeichnet wurden. Nun begann die Ausgrabung mit der höchsten Zone, wobei wir jeden aufgefundenen Gegenstand mit der Nummer der betreffenden Zone versahen, um nachher zu untersuchen, ob in dem über 8 *m* mächtigen Schichtencomplex, welcher zu seiner Bildung gewiss einen bedeutenden Zeitraum benöthigte, irgend welcher faunistische oder culturelle Wechsel zu verzeichnen wäre.

Das Ergebnis der Ausgrabung war ein sehr ausgiebiges; denn es wurden gegen 2000 verschieden erhaltene Knochenstücke und über 600 Steinabfälle mit einigen Geräthen gefunden. Von menschlichen Knochen, die bloß auf zwei Culturschichten der unteren Abtheilung des Schichtencomplexes beschränkt waren, wurde Folgendes ausgehoben: Der Körpertheil des linken Unterkiefers mit fünf Zähnen, ein solcher mit sechs Zähnen, ein Körpertheil des Oberkiefers mit vier Zähnen, ferner 80 von verschieden alten Individuen herrührende Zähne, über 50 verschieden große Gehirnschalenstücke, acht Temporalstücke mit Proc. mastoideus, fünf Fossa glenoidalis, sechs verschiedene Gelenkköpfe des Unterkiefers, zwei Radiusfragmente, Wirbel, Rippen, Finger u. s. w. Bemerkt muss werden, dass viele dieser Knochen zerbrochen und angebrannt vorgefunden wurden. Über diese meine Ausgrabung hielt ich im December des Jahres 1899 in der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien einen Vortrag, welcher in der Zeitschrift dieser Gesellschaft gedruckt wurde.[1]) Überdies veröffentlichte Herr Prof. Dr. Ranke ein offenes Schreiben, in welchem ich ihn über diese Entdeckung benachrichtigte. In diesem Schreiben ist zugleich ein schematisches Profil der Fundstätte mit den nöthigen Erläuterungen abgebildet.[2])

Im Sommer des Jahres 1900 begab ich mich in Begleitung meines Assistenten Osterman abermals nach Krapina, um den noch zurückgebliebenen Rest der einstigen Höhle nach Möglichkeit ganz auszubeuten. Hauptsächlich dachte ich dabei an die dritte

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXIX, 1889, Sitzungsberichte 65—68.

[2]) Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 3, 1900.

Zone, nämlich an die Culturschichte mit den Knochenresten des *Homo sapiens*. Die Aufgabe war diesmal sehr schwierig, weil die überhängenden mürben Sandsteinblöcke beständig herabzustürzen drohten, weshalb ich zur Absprengung derselben mittels Dynamits, schreiten musste. Nachdem die allernothwendigsten Sprengungen beendet waren, begann ich mit der Abgrabung von oben nach unten, und zwar mit der Zone des *Ursus spelaeus*, wobei ich so viel als möglich die innere Grenze der Höhle zu erreichen trachtete, welches Vorhaben zwar durch eine reichliche Ausbeute an sehr gut, ja vollständig erhaltenen Bärenknochen belohnt war, indessen uns die dadurch freigewordenen Sandsteinmassen abermals mit dem Einsturze drohten. Es gelang uns also durch wechselweises Absprengen des Sandsteines, Abtragung der in der Eluvialmasse eingebetteten Blöcke u. s. w. allmählich immer näher zur dritten Zone herabzugelangen. Dabei wurde eine größere Anzahl von Feuerherden mit theilweise ganz verbrannten Bärenknochen, dann Partien mit Resten von *Bos primigenius* und *Rhinoceros antiquitatis* u. s. w. durchfahren. Die dritte Zone selbst wurde nun gänzlich aufgedeckt, jedoch zu meinem Leidwesen als schon sehr reduciert vorgefunden. Der kleine Raum des einstigen sehr großen Feuerlagers enthielt nur noch wenige menschliche Knochen, aber dieselben erwiesen sich als äußerst wichtig. Außer einem Schulterblattstücke, Humerusfragment, Wirbelbogen, Schädeldachknochen, Zähnen, Oberkieferfragment mit zwei Zähnen u. a. wurde eine mit stark gegen die Augenränder hin ausgeschweifte Stirne und mehrere Supraorbitalränder von bedeutender Dicke und Protraction gefunden, wie ich dies bei der Beschreibung der entsprechenden Knochenstücke zeigen werde.

Und so wurde die Ausbeutung dieser höchst interessanten Fundstelle durch zusammen 64 Tage unter theilweise sehr gefährlichen Umständen durchgeführt und beschlossen. Es verblieben noch so manche schöne Bärenknochen in den obersten Schichten, jedoch in den Vertiefungen des mürben und zerklüfteten Sandsteines, wo man dieselben ohne sichere Gefährdung des Lebens nicht erreichen kann. Bei einem derartigen Versuche entkamen wir knapp der Lebensgefahr, als die überhängenden Sandsteinmassen unter Gekrach einstürzten und den ganzen Raum mit Schutt und Blöcken bedeckten. Dies war gleichsam zum Schluss der Ausgrabungen.

Die Ausbeute im Jahre 1900 war zwar quantitativ nicht so groß wie die erste des Jahres 1899, qualitativ indessen entschieden wichtiger. Außer der erwähnten Stirne und den oberen Augenrändern des Menschen waren einige thierische Überreste, die bisher in Krapina nicht bekannt waren, entdeckt worden. Wichtig ist insbesondere die Auffindung von *Arctomys marmotta* Schreb. — des Alpenmurmelthieres —, welches bisher aus Kroatien nicht bekannt war und für die annähernde Bestimmung des diluvialen Abschnittes, während welches der Mensch in Krapina lebte, von nicht geringer Wichtigkeit ist. Ferner fanden sich: einige Cervidenreste, ein Kieferstück von *Mustella*, ein solches von *Cricetus*, Schildkrötenreste, Adlerknochen und Klauen u. s. w.; insbesondere müssen hervorgehoben werden Reste des *Ursus arctos*, dann die vorzüglich erhaltenen Knochen von *Ursus spelaeus*, und zwar: ein Schädel, mehrere Unterkiefer, isolierte Eckzähne und Molaren, verschiedene Wirbel, Becken, vordere und hintere Extremitätenknochen, mehrere Os penis, dann viele Gesteinsabfälle und einige Knochengeräthe. Eine kurze Mittheilung dieser zweiten Ausgrabung wurde in der Zeitschrift der Wiener Anthropologischen Gesellschaft[1]), dann im Fachblatt der kroatischen Ärzte gemacht.

Krapina ist nicht nur der erste Fundort diluvialer, beziehungsweise paläolithischer Überreste des Menschen in Kroatien, sondern zugleich der südöstlichste bisher bekannte

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XXX, 1900. Sitzungsberichte 203.

derartige Fundort überhaupt. Dr. Bončev in Sofia beschreibt in seiner Schrift (bulgarisch mit französischem Auszug): »Materiaux pour l'âge préhistorique en Bulgarie. La grotte du village Goliama-Jeliezna (arrondissement de Troyan)« [1]) Überreste von Thieren und Menschen nebst Geräthen aus Feuerstein und anderen Gesteinen, von Knochen, Horn, Zähnen und Kupfer, dann ornamentierte Gefäße und meint (auf S. 21 des Sonderabdruckes) im Resumé: »C'est la prémière Station de l'époque paléolithique en Bulgarie«. Ich kann mich indessen dieser Meinung Dr. Bončevs nicht anschließen, da unter den thierischen Resten wenige typische Vertreter des Diluviums vorhanden sind, vielmehr die Fauna, dann die ornamentierten Gefäße auf neolithisches Alter hinweisen. Bezüglich des Menschen (siehe auf S. 15 am Schlusse des Capitels »B. Überreste des Menschen«) zweifelt Dr. Bončev selbst daran, ob die Knochen des Menschen als Überreste der Zeitgenossen der Thiere oder als solche einer nachträglich die Grotte bewohnenden Familie zu betrachten seien. Somit verbleibt Krapina — für jetzt — der südöstlichste, aber auch gleichzeitig einer der classischesten diluvialen Fundorte menschlicher Überreste, da wir es hier mit einer ganz normalen Auflagerung, also keiner nachträglichen Anschwemmung zu thun haben, wie man dies gewöhnlich bei anderen Fundorten beobachtet.

Die folgende Abhandlung enthält den geologischen Abriss der Gegend um Krapina nebst deren hydrographischen Verhältnissen; die Beschreibung (Zusammensetzung und Entstehungsweise) der Lagerstätte; die Beschreibung der thierischen und menschlichen Skeletreste; die Stein- und Knochengeräthe; die Lebensweise des diluvialen Menschen von Krapina und endlich eine chemische Analyse der diluvialen Knochen von Krapina, welche Herr Prof. Dr. S. Bošnjaković, Vorstand des chemisch-analytischen Laboratoriums in Agram, bereitwilligst durchführte.

Sehr zu Danke verpflichtet fühle ich mich Herrn Szombathy, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien, für die mir freundlichst zum Vergleiche bewilligte nähere Besichtigung der reichhaltigen craniologischen Sammlung. In gleicher Weise schulde ich Dank dem Herrn Prof. Dr. A. v. Török in Budapest, dann meinem Freunde Herrn Dr. Max Schlosser in München, welcher die Bestimmung der kleineren Säugethiere bereitwilligst übernahm. Lobend muss der Eifer meines Assistenten Herrn St. Osterman hervorgehoben werden, den er nicht nur bei der Aufsammlung der Knochen in Krapina, sondern auch bei der Präparierung derselben bekundete. Ferner habe ich auch dem Assistenten Malćević des zoologischen Nationalmuseums und insbesondere meinem Freunde Prof. F. Šandor in Agram für die photographischen Aufnahmen einiger menschlicher Knochen und Zähne zu danken.

Endlich sei hier mein innigster Dank den Behörden des Ortes Krapina und seinen biederen Einwohnern ausgedrückt, welche bei jeder Gelegenheit dieses wissenschaftliche Unternehmen förderten. Hauptsächlich sind es der Bezirksvorstand Herr V. Šmit, der Bürgermeister V. Sluga und Ingenieur Kos, sowie auch die Herren v. Simić und Ingenieur Kiepach, welch letztere dem geologischen Nationalmuseum in Agram ihre Sammlungen diluvialer Überreste von Krapina gütigst überließen.

I. Die geologischen und hydrographischen Verhältnisse um Krapina.

Der Marktflecken Krapina liegt im Erosionsthale des Baches Krapinica (kleine Krapina) (siehe Specialkarte 1:75.000, Zone 21, Col. XIV), am südlichen Abhange der Vorberge jenes Theiles des Ivanšćica-Gebirges, welcher den Namen Strahinšćica trägt. Die

[1]) Trudove na Bulg. prirodoizpitateljno družtvo, I, 1900.

Umgebung von Krapina ist wegen ihrer Oroplastik sehr romantisch; im Hintergrunde oder im Norden des Ortes erhebt sich die 847 *m* hohe Strahinšćica mit den einzelnen Punkten Gorjak, dann Sakolja (vielleicht Zakolje oder Sukulja) 740 *m* mit dem Sattel Prevaja. Der westliche Rand der Strahinšćica ist zerbrochen; der höchste Punkt dieses abgetrennten Theiles ist der Berg Brezovica mit 531 *m*. Parallel zur Strahinšćica verläuft ihr südliches Vorgebirge, und zwar in der Richtung von Westen nach Osten. Dasselbe ist von der Strahinšćica durch leicht erodierbare Ablagerungen getrennt und erreicht ganz ansehnliche Höhen, und zwar: Tri Kralji mit 415 *m*, Sušelj breg 441 *m*, Ćuk 446 *m* u. s. w. An dem Südhange des soeben besprochenen Vorgebirges lehnen wellige Hügel, besäet mit Culturen und Dörfern.

Die Ivanšćica beginnt in der Steiermark mit der sogenannten Rudenza, welche, den Fluss Sotla überschreitend, sich nach Kroatien fortsetzt, und zwar in der für dieses Gebiet als auch für die nachbarlichen Theile der Ostalpen charakteristischen Weise. Der Ivanšćica-Zug nämlich ist von der Rudenza an bis gegen Warasdin-Teplitz hin in mehrere, mit besonderen Namen belegte Stücke zerbrochen, von denen eines die Strahinšćica ist. Ihr westliches Ende ist — wie schon bemerkt — in zwei ungleich große Trümmer zerlegt, von denen ich einen, und zwar die Brezovica, bereits erwähnt habe.

Die geologische Beschaffenheit (vgl. Abb. 113) dieses Gebirgsfragmentes ist nicht einfach; die Basis, beziehungsweise die ältesten Gebilde stellen uns Sandstein und Schiefer des Carbonsystems vor, welche aber hier sehr untergeordnet auftreten. Man beobachtet sie indessen am nördlichen Abhange der Brezovica um die Cote 352. Bezeichnend ist gleichsam der Umstand, dass man neben diesen paläozoischen Bildungen fast immer auch Eruptivgesteine antrifft, ein Umstand, den wir an den Bruchrändern der Ivanšćica sehr häufig begegnen. Der übrige Stock der Strahinšćica besteht aus Dolomiten, Schiefern und dunklen Kalksteinen der Trias. Am südlichen Rande der Brezovica und des benachbarten östlichen Bruchstückes und unter dem Gorjak gibt es grüne Eruptivgesteine in Begleitung von Opalen und Jaspisen.

Südlich und bis zur Strahinšćica zieht sich in westöstlicher Richtung eine schmale, stark ausgewaschene, aus geschichteten Sanden, Mergeln und Thonen bestehende Zone des älteren Miocän, beziehungsweise des oberen Oligocän mit guter Glanzkohle, welche auch daselbst gewonnen wird. Diese Ablagerungen sind marinen Ursprunges und enthalten: *Cardium turonicum, Mytilus, Cytherea Pedemontana* u. s. w., als auch häufig Krebse. Auf diesen kohleführenden Ablagerungen ruhen die mediterranen Kalke, Sandsteine und Conglomerate, welche nun jenen langen, parallel der Strahinšćica verlaufenden Vorgebirgszug bilden, der sich bis zur Höhe von 400 *m* und darüber erhebt. Am südlichen Rande und im Thale zwischen Tri Kralji und Sušelj, also in der mediterranen Zone, liegt der Ort Krapina. Die erwähnten Ablagerungen der Vorberge sind zum größten Theil typische Meeresstrandbildungen; insbesondere gilt dies für die Conglomerate, welche man unterwegs nach Petrovsko außerordentlich entwickelt vorfindet. Auch in Krapina selbst, und zwar in der Umgebung der alten Burg sehen wir Conglomerate und groben Sandstein, welcher in dicken Bänken gesondert auftritt. Diese Bildungen streichen von Westen nach Osten und fallen nach Süden unter einem Winkel von 22° ein. Versteinerungen sind wohl selten in diesen, vornehmlich aus Geröllen (Quarz) zusammengesetzten Conglomeraten anzutreffen; doch findet man hie und da einen *Pecten* oder eine *Ostraea*. Weiter östlich, gegen die Mala gora schreitend, ist diese Strandbildung kalkig und mit zahlreichen marinen Schalthieren erfüllt.

Insbesondere mag hervorgehoben werden, dass in den Conglomeraten der Umgebung von Krapina (alte Burg) Höhlen und verschieden große ausgewaschene Vertiefungen, welch letztere insbesondere an den Schichtflächen zu beobachten sind, auftreten.

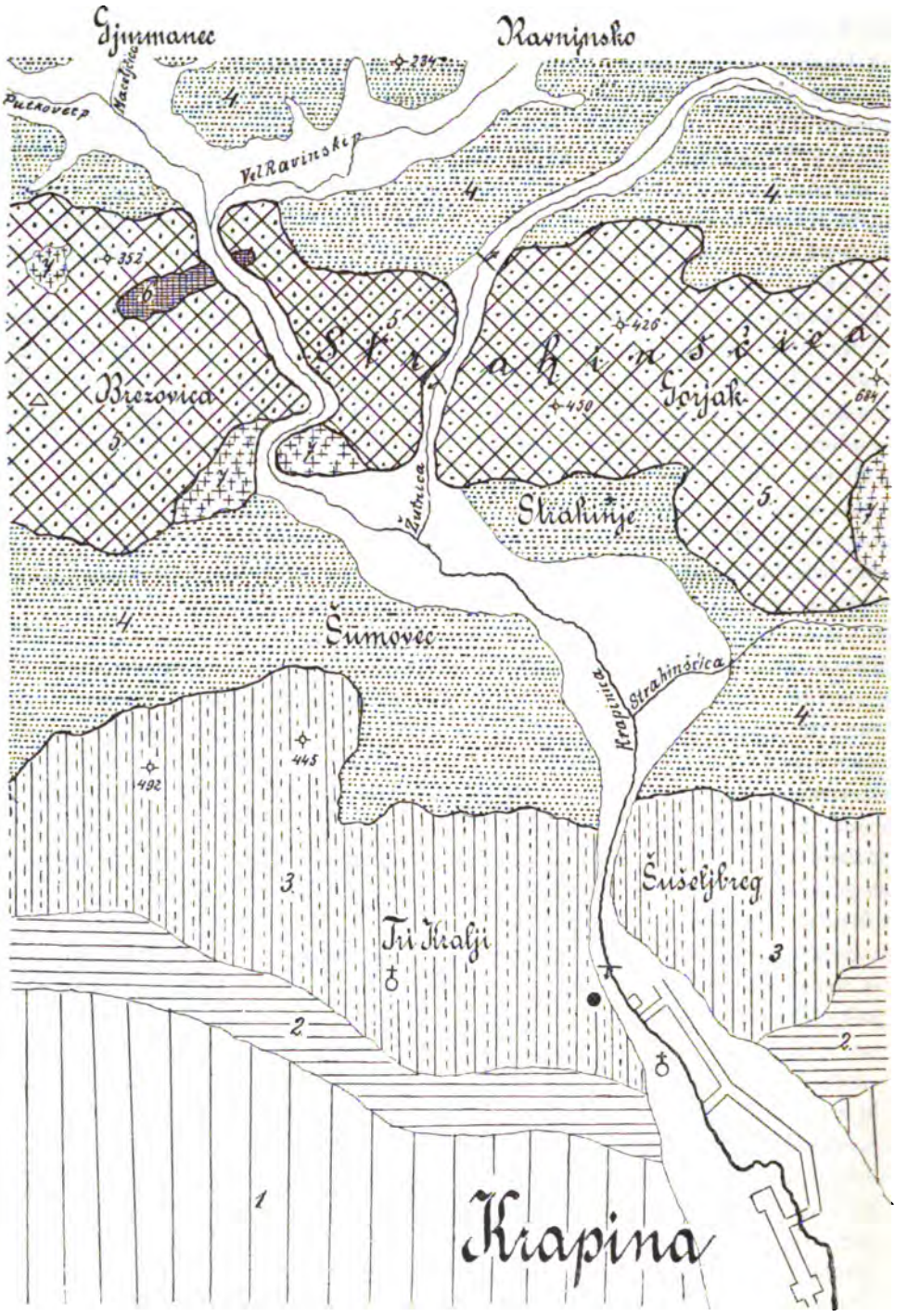


Abb. 113. Geologische Übersichtskarte der Umgebung von Krapina.

(1 : 25.000.)

Zeichenerklärung:

1 = Pontische Bildungen = Pliocän.
2 = Sarmatische Bildungen } Miocän.
3 = Marine Sandsteine und Konglomerate }
4 = Sande und Mergel = Ob. Oligocän.
5 = Triasdolomit.
6 = Carbonische Schiefer und Sandsteine.
7 = Eruptivgesteine.
= Streichen und Einfallen.
● = Diluviale Lagerstätte des Menschen u. s. w.

Diese mediterranen Ablagerungen gehen in helle, graue, zähe Mergel ohne Versteinerungen, und diese wieder in die brackisch-miocänen sogenannten sarmatischen Mergel über. Man beobachtet dieselben unterwegs nach Tržkivrh; typisch sind sie in der weltberühmten und nahe liegenden Fundstelle fossiler Fische, Insecten und Pflanzen in Radoboj entwickelt.

Auf den sarmatischen Ablagerungen liegen die pontischen (Congerienschichten), bestehend aus Mergeln und Sanden. Sie stellen gleichsam das mächtigste Sediment, welches in einigen Etagen entwickelt ist, dar. Ich erwähne davon den unterpontischen »Lyrcea-Horizont«, dann die oberpontische Etage der »Congeria rhomboidea«, endlich die gelben Sande, als Fortsetzung der vorerwähnten bloß faciell verschiedenen Etage.

Das Diluvium endlich ist hier entweder in Form von älteren Anschwemmungen des Baches, oder als Eluvium entwickelt, worüber noch ausführlicher gesprochen werden soll.

Was die tektonischen Verhältnisse betrifft, so habe ich — abgesehen von der Strahinšćica — bezüglich der älteren miocänen oder oberoligocänen Bildungen bloß zu erwähnen, dass diese zick-zack gebogen, die jüngeren mediterranen und sarmatischen Bildungen normal gegen Süden einfallen, die pontischen Ablagerungen endlich noch in weitgestreckte leichte Falten geworfen erscheinen.

Die hydrographischen Verhältnisse sind jedenfalls bemerkenswert (siehe die geologische Karte). Diesbezüglich ist an erster Stelle wohl der Bach Krapinica mit seinen Zuflüssen: Žutnica-, Maceljčica- und Putkovec-Bach zu nennen. Die Bäche Putkovec und Maceljćica vereinigen sich vor dem nördlichen Abhange der Brezovica, durchfließen dann in südöstlicher Richtung das schmale Thal des hier zerbrochenen Stockes der Strahinšćica, machen in der Eruptivpartie dieses Gebirgsstückes eine bezeichnende Biegung gegen Westen, um endlich wieder in die ursprüngliche südöstliche Richtung überzugehen. Unweit des südlichen Grundgebirgsrandes fließt der Žutnica-Bach zu, welcher ebenso das schmale Thal unter dem westlichen Ende der Strahinšćica, jedoch in südsüdwestlicher Richtung, durchfließt. Ich bemerke, dass die Richtung des Maceljčica-Baches der Streichungsrichtung der entsprechenden Triasablagerungen folgt, während die Richtung des Žutnica-Baches mehr dem Einfallen der respectiven Ablagerungen Rechnung trägt. Der Bach Strahinšćica fließt parallel mit dem Stock der Strahinšćica, und zwar in jener niederen, erodierten Zone, welche sich zwischen dem Grundgebirge und dem mediterranen Stock des Šuseljberges hinzieht. Der Krapinicabach endlich durchfließt in südsüdöstlicher Richtung auch diese miocäne Partie, um dann, sich vielfach krümmend, in das leicht erodierbare pliocäne Gebiet zu gelangen, wobei er immer bis zu seiner Mündung in den Krapinafluss seine südsüdöstliche Richtung beibehält.

Der Bach Krapinica, sowie dessen Zuflüsse Maceljčica und Žutnica durchfließen in Querthälern die zerbrochenen Theile der Ivanšćica. Obwohl die Quellen der Krapinica und ihrer Zuflüsse im tertiären Terrain liegen, so durchbrechen diese Bäche dennoch oftmals die viel älteren und festeren carbonischen und triadischen Gesteine, aber immer nur dort, wo der Bach auf bereits vorhandene, durch tektonische Verhältnisse, beziehungsweise durch die Zertrümmerung dieses alpinen Ausläufers, geöffnete Wege stieß, die er sich dann weiter erodierte. Wo es keine derartigen präexistierenden Wege gibt, dort fließen die Bäche parallel dem entsprechenden triadischen Stock. Dass aber diese Durchbrüche wirklich tektonischen Verhältnissen ihr Dasein verdanken, beweisen uns auf das unzweifelhafteste die häufig zu beobachtenden, mehr weniger horizontal gestreiften und geglätteten Verschiebungsflächen. Die respectiven Gebirgsschollen nämlich wurden an ihren Contactflächen durch außerordentlichen Druck zuerst zur Breccie zertrümmert und dann durch die wieder-

holten Querbewegungen zu »Harnischen« poliert. (In der Očura und an anderen Stellen der Ivanščica zu beobachten.)

Noch habe ich hier eines wichtigen Umstandes zu gedenken, den ich übrigens schon in Kürze betont habe, nämlich, dass wir imstande sind, den Erosionsbetrag des Baches Krapinica vom Diluvium, beziehungsweise der paläolithischen oder Interglacialzeit an bis auf heute mit 25 *m*, und zwar in den Conglomeraten und Sandsteinen des Mediterran im Orte Krapina zu bestimmen. Diese Erosion geschah und geschieht senkrecht auf die Streichungsrichtung entsprechend dem Einfallen jener marinen Strandbildungen. In jener Höhe nämlich hinterließ der Krapinicabach seine Sedimente in Gestalt von grobem Gerölle und schlammigem Sand, was ich später noch genauer besprechen werde.

II. Die Lagerstätte der diluvialen Überreste.

a) Lage, Zusammensetzung und Entstehungsweise der Lagerstätte.

Ich sagte bereits, dass das Diluvium von Krapina zweierlei Ursprunges ist: Eine Bachanschwemmung und eine Auflagerung von Verwitterungsproducten — Eluvium. Es wird in diesem Abschnitte sowohl der eine als der andere Ursprung besprochen werden; interessant ist es jedenfalls, dass wir beiden Ausbildungsformen an einer und derselben Stelle begegnen. Nur den günstigen Verhältnissen ist die Erhaltung dieser sonst mürben Gebilde zu danken. Ihr Alter bestimmten uns außer den geologischen Momenten noch die in denselben conservierten Überreste gewisser ausgestorbener Thierarten.

Gehen wir vom Krapinaer Hauptplatz in nordwestlicher Richtung bis zur St. Florians-Kapelle und wenden wir uns dann nach links, so schauen wir gerade in den einige hundert Schritte entfernt stehenden, abgedeckten, gelben, sandigen Abhang unter dem Berge Hušnjakovo, welcher gleichzeitig unsere Lagerstätte ist.

25 *m* ober dem heutigen Krapinicabache sehen wir auf dem genannten Berge eine etwas nach Südosten hängende, durch Sand ausgefüllte Vertiefung, welche sich in dem bereits erwähnten mediterranen Sandsteine, von welchem ich sagte, dass er von Westen nach Osten streichend, d. h. das Krapinicathal verquerend, unter dem Winkel von 22° nach Süden einfällt, befindet. Nachdem jener Sand zu Bauzwecken im Orte verwendet wird, hat man bereits eine größere Partie der erwähnten Sandmasse abgetragen und dadurch einen Theil des einstigen Höhlenbodens bloßgelegt. Den Boden dieser höhlenartigen Vertiefung und die übrige Ausfüllungsmasse derselben untersuchend, fand ich, dass bei ihrer Bildung zwei Factoren thätig waren. Der eine war, wie bereits erwähnt, der Krapinicabach selbst, welcher in jenen miocänen Sandsteinen und Conglomeraten, als er noch 25 *m* höher floss, die Höhle auswusch und zuerst seine groben Gerölle, bestehend aus mehr weniger abgerundeten Leithakalkstücken, Sandsteinen und Feuersteinen mit Sand vermengt, hinterließ. Als sich die Bachströmung von seinem rechten Ufer entfernte, lagerte das nunmehr ruhiger fließende, zuweilen auch stehende Wasser schlammig-sandige oder bloß schlammige Sedimente ab. Lange nachher erreichte der Bach nicht mehr den Boden der Höhle; denn wir sehen, dass die vorhin erwähnten Bachsedimente durch ein ganz anderes Gebilde, nämlich einen gelben Sand ersetzt sind. Bei stattgehabten großen Überschwemmungen indessen bespülte der Bach hie und da wieder den Boden unserer Höhle, welchen er auch abermals mit seinen charakteristischen Absätzen bedeckte. Und so zeigt unsere Höhle in ihrem ersten Stadium der Anfüllung zuerst gröbere und feinere Bachsedimente, dann eine Wechsellagerung dieser, mit Producten der Verwitterung der überhängenden Sandsteine. Dieser interessante Schichtencomplex, welcher in dem Profile (Abb. 114) mit *1* bezeichnet ist, war über 1 *m* dick und enthielt sehr bezeichnende Überreste.

welche nebst den petrographischen Charakteren auch ihrerseits die Genesis desselben erklären. Außer *Limnaeus* sp. — also einer Wasserschnecke — fanden sich darin die meisten Überreste von *Castor Fiber L.*, eines Säugethieres, welches vornehmlich neben dem Wasser lebt.

Der ganze übrige, aus gelbem Sande bestehende und die Zone *2* bis *9* enthaltende Complex ist eluvialer Herkunft und entstand, wie schon des öfteren bemerkt, durch die Verwitterung der überhängenden mediterranen Sandsteine. Die ungleich dicken Schichten des Eluviums sind untereinander eigentlich nur durch die darin eingeschlossenen Überreste von Knochen und Culturschichten getrennt. Die terrestrische Entstehungsweise beweisen uns noch übrigens die im Eluvium vorgefundenen Landschnecken: *Helix pomatia, Fruticicola, Campylaea* und *Zonites.*

Ich erwähnte bereits, dass die erste Zone der Höhle — also das tiefste, vornehmlich durch Wasser abgelagerte Sediment — nach Südost hängt; dasselbe beobachten wir auch

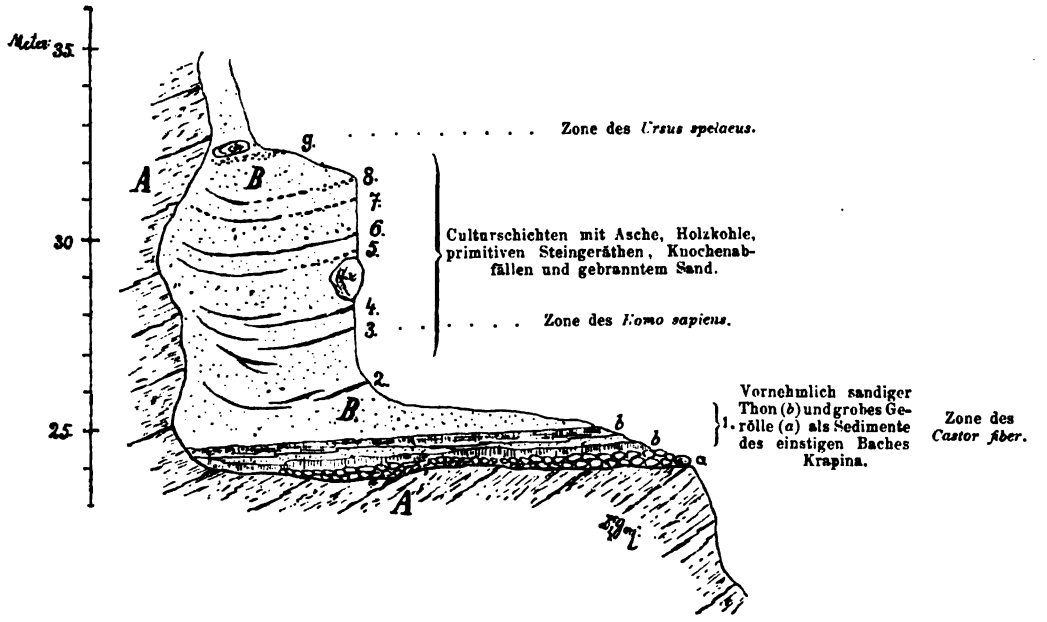


Abb. 114. Berg »Hušnjakovo« in Krapina, die Lagerstätte des diluvialen Menschen u. s. w.
A = Miocän-mariner Sandstein, *B* = Eluvium von *A*; x = abgefallene Stücke von *A*.

an den eluvialen, beziehungsweise Culturschichten, jedoch mit dem Unterschiede, dass die einzelnen Schichten gegen die Höhlenwand zu aufgebogen erscheinen; ein Umstand, welcher durch das Nachsinken der mittleren, von der Felswand — also der Anhaftstelle — entfernteren Partie erklärlich ist. Die Neigung der Sedimente der ersten Zone beträgt 12°, und es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, dass diese Strata durch nachträglich stattgehabte Bewegungen aus ihrer ursprünglich horizontalen in die genannte geneigte Lage versetzt wurden.

Die Höhle scheint nicht hoch gewesen zu sein, und ihr Boden erhöhte sich, wenn auch langsam, so doch unaufhörlich, durch die Abwitterung des überhängenden Sandsteines. Außer diesen Verwitterungsproducten fielen auf den jeweiligen Boden der Höhle auch große, losgelöste Sandsteinblöcke, die dann häufig die unter ihnen lagernden Knochen deformierten (so den Schädel des *Ursus spelaeus*, dessen Schädeldach eingedrückt und überdies noch seitwärts gequetscht erscheint). Außerdem war es oft schwierig, die Grenze zwischen Eluvium und der Höhlenwand festzustellen, weil gewöhnlich diese letztere all-

mählich in jenes übergieng. Endlich schien die Höhle keine gleichmäßige, sondern wenigstens durch eine Sandsteinsäule getrennte Vertiefung gewesen zu sein. Dessen belehrten mich die vorigjährigen Ausgrabungen zwischen der ersten und siebenten Zone, wo wir an einer Stelle eine continuierliche taube, unverwitterte, indessen vom hinteren Höhlenrande durch Petrefacten führendes Eluvium getrennte Sandsteinmasse, welche in dicke Schichten gesondert war, abräumen mussten.

b) Die Culturschichten.

Nachdem wir uns nun mit der Entstehungsweise der diluvialen Gebilde am Berge Hušnjakovo vertraut gemacht haben, bleibt uns noch übrig, einiges über die Culturschichten unseres Diluviums, die sich — wie gesagt — theils durch Färbung, theils durch Knochen und Steinabfälle verrathen, näher ins Auge zu fassen. Neben den Knochen, die wir auch zwischen den dunkler gefärbten Schichten vorfinden, sind gerade diese dunklen, stellenweise röthlichen Schichten besonders wichtig, weil sie sich bei näherer Besichtigung als von Holzkohle, Asche, angebranntem Sand mit scharfkantigen Gesteinsabfällen, zerbrochenen und vielfach angebrannten und verbrannten Knochen zusammengesetzt erwiesen. Alle diese Überreste weisen ganz bestimmt auf ein Wesen, welches Feuer legte, feuer-

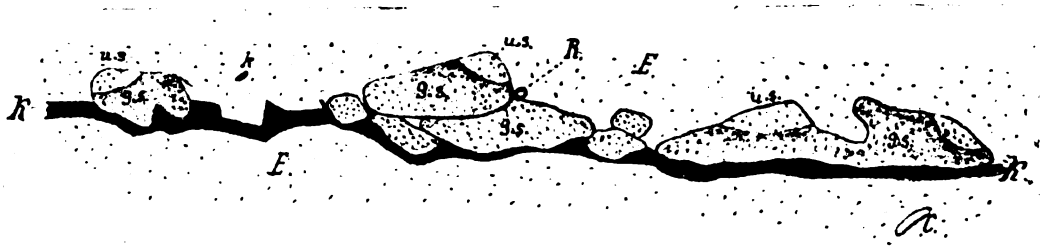


Abb. 115. Eine Feuerstätte im Eluvium von Krapina (1 *cm* = 1 *m*.
E = Eluvium (gelber Quarzsand): *K* = Holzkohlenschichte der Feuerstätte; *g s* = rothgebrannter Sandstein; *u s* = ungebrannt gebliebener Theil des Sandsteines; *R* = ein Rhinoceros-Molar; *k* = Holzkohlenstück; *C* = ein Rippenfragment.

steinartige Gesteine zerbrach u. s. w, also auf den Menschen hin. Man benannte auch derartige Schichten, in denen man Überreste der menschlichen Thätigkeit findet, »Culturschichten«.

Die einzelnen Culturschichten nun liegen entweder nebeneinander in demselben Niveau — also als gleichzeitige oder vertical übereinander — also als zeitlich getrennte Lagerstätten. Ihre Ausdehnung und Dicke ist, da von der Größe des jeweiligen Feuerherdes abhängend, eine sehr schwankende. Gewöhnlich keilen sie sich gegen ihre Ränder aus, gleichen also sehr flachen linsenartigen Einlagerungen. Die der Höhlenwand zugekehrten Ränder der Feuerlager sind jetzt zumeist aufgebogen, da sich ihr entfernterer Theil durch die aufgelagerte Sandpartie absetzte. Stellenweise — und zwar immer entfernter von der Höhlenwand — sind die Feuerlager, wo der Druck durch die überlagernden Massen stärker zum Ausdrucke kommen konnte, einem Verwerfer ähnlich abgebrochen.

Um zu zeigen, wie ein derartiges Feuerlager beschaffen war, habe ich in Abb. 115 eines davon aus der »Zone des *Ursus spelaeus*« nach der Natur aufgezeichnet. Dasselbe ist 1·37 *m* lang und die verkohlte Schichte 3·5 *cm* dick gewesen. Die Feuerstätte ist in ihrer Erstreckung im verticalen Sinne etwas verworfen. In der Stätte selbst sehen wir einige 7—21 *cm* lange und 5—8·5 *cm* dicke Sandsteinstücke liegen, die an der dem Feuer zugekehrten Seite rothgebrannt sind. Nicht alle Feuerlager waren so beschaffen. Einige bestanden bloß aus Holzkohle, rothgebranntem Sand und Asche ohne irgend welche andere Überreste.

Andere wieder enthielten scharfkantige Feuersteinbruchstücke, dann wieder beobachtete man solche, in welchen nebst Gesteinsabfällen noch ganze oder mehr weniger zerbrochene und gebrannte Knochen lagen. Oft fand ich in der »Zone des *Ursus spelaeus*« zu Spodium verbrannte Höhlenbärenknochen, darunter einige ganze Unterkiefer. Die interessanteste Feuerstätte war zweifelsohne diejenige der dritten Zone; denn dieselbe bestand aus einem einzigen großen Feuerlager, in welchem fast ausschließlich menschliche, von verschieden alten Individuen herrührende Knochen, welche mehr weniger zerbrochen und angebrannt waren, vorgefunden wurden.

III. Überreste von Thieren.

Allgemeines. Die Krapinaer Fundstelle kann als eine sehr reiche bezeichnet werden. Es wurden da einige Tausend Knochenstücke, darunter auch trefflich erhaltene Skelettheile aufgesammelt. Nur war der Erhaltungszustand der aus dem Sande ausgehobenen Knochen ein äußerst delicater; sämmtliche Knochen waren so mürbe, dass man sie nicht einmal mit einer weichen Bürste abstreifen durfte, wollte man sie nicht gleichzeitig gefährden. Die Knochen mussten vorerst an der Sonne trocknen, damit die überschüssige Feuchtigkeit verdunstete, wodurch sie etwas resistenter wurden und eine Reinigung zuließen; darauf aber mussten sie sogleich mit einer Auflösung von Schellack in Alkohol imprägniert werden, um auf die Dauer haltbar zu sein.

Die Farbe der Knochen ist verschieden, je nachdem das betreffende Thier ein Höhlenbewohner oder ein im Freien lebendes Thier war. So sind beispielsweise sämmtliche Knochen und Zähne von *Rhinoceros, Bos, Ursus arctos, Sus* und des *Homo*, die nur gelegentlich in die Höhle einkehrten, weiß, während diejenigen des *Ursus spelaeus* und *Arctomys* grau und jene des *Castor* gelb (rostfarbig) sind.

Bemerkenswert ist auch die Art und Weise, wie die Knochen angetroffen wurden. Wie schon bemerkt, wurden viele zerbrochen und angebrannt entweder in den Feuerlagern oder auch isoliert im Sande zwischen den Culturschichten angetroffen. Am zahlreichsten und am besten erhalten wurden indessen Skelettheile des Höhlenbären gefunden, wogegen von anderen Thieren, beispielsweise von *Rhinoceros* und *Bos* wohl Zähne ziemlich häufig, die übrigen Skelettheile jedoch seltener und stets fragmentär gefunden wurden. Dasselbe gilt von *Sus* und den *Cerviden*, und es scheint demnach, dass von diesen Thieren (insbesondere *Rhinoceros* und *Bos*) bloß einzelne Körpertheile des erlegten Thieres in die Höhle hineingebracht wurden. Der Höhlenbär dagegen verschied häufig in der Höhle selbst und zwar an Alter oder an Knochenkrankheiten, gelegentlich wurde er auch erlegt. Es war mir aufgefallen, dass ich außer einer zusammenhängenden Partie von fünf Lendenwirbeln sonst niemals ein ganzes Skelet des Bären antraf; vielmehr waren die zahlreichen Knochen immer zerstreut, wie absichtlich herumgeworfen. Am zahlreichsten und am besten erhalten habe ich dieselben stets knapp bei der Höhlenwand und einzelne ganze Kiefer — wie bemerkt — auch in den Feuerstätten gefunden.

Übersicht der gesammelten Thierreste.

Meinem sehr geehrten Freunde Herrn Dr. Max Schlosser in München verdanke ich die Bestimmung mehrerer kleiner Thierreste, weil ich zu diesem Zwecke kein Vergleichsmaterial besitze; auch bestimmte er mir einige Fötalknochen, welche sonst unbekannt geblieben wären. Nach alledem beläuft sich die Fauna von Krapina — mit Ausnahme des Menschen — auf 16 Säugethiere, 1 Reptil und 3 Vögel.

A. Reptilia.

1. *Emys* (oder *Testudo*), linker Humerus.

B. Aves.

1. *Gallinidae* (nicht näher bestimmbare Knochen, und zwar Coracoid, Metatarsus).
2. *Oscinidae* (?) (Coracoid).
3. ? *Aquila* (mehrere Krallen, ein Zehenglied, dann das Oberende des Radius und ein solches von der Fibula).

C. Mammalia.

Canidae:
1. Canis lupus Lin.
Ursidae:
2. Ursus arctos Lin.
3. Ursus spelaeus Blumb.
Mustelidae:
4. Mustella foina Erxl.
5. Lutra (?) vulgaris Erxl.
Felidae:
6. ? Felis.
Sciuridae:
7. Arctomys marmota Schreb.
Castoridae:
8. Castor fiber Lin.
Cricetidae:
9. Cricetus frumentarius Lin.
Equidae:
10. Equus caballus L.
Rhinocerotidae:
11. Rhinoceros antiquitatis Blumb.
Suidae:
12. Sus scrofa ferrus L.
Cervinae:
13. Cervus elaphus L.
14. Cervus capreolus L.
15. Cervus euryceros Aldr.
Bovinae:
16. Bos primigenius Boj.

Canidae:

1. Canis lupus L.

Vom Wolf liegen Kieferstücke, isolierte Zähne und Extremitätenstücke vor, und zwar: rechtes Oberkieferfragment mit zwei Prämolaren, dann ein Oberkieferfragment mit dem letzten Prämolar; ferner vorletzter und letzter Milchzahn P_3 und P_4; ein Stück des linken Oberkiefers mit P_3 und P_4, dann der M_1 der linken Seite, fünf Canine von oben und unten und endlich ein unterer, rechter Incisiv.

Von den Extremitäten wurden gefunden: ein rechter Radius, ein linker Humerus, eine rechte Tibia, zehn Stück Metacarpalia und Metatarsalia nebst sieben Phalangen der ersten und zweiten Reihe, ein Calcaneus, einige Wirbel und Rippen.

Die Reste von *Canis lupus* stammen aus den oberen Partien des Sandcomplexes; die Knochen sind zum Theile grau.

Ursidae:

2. Ursus arctos Lin.

Der braune Bär war auch in Krapina vorhanden, indessen liegen von ihm verhältnismäßig nur wenige Reste vor, welche sich auch durch ihre weiße Färbung von jenen des Höhlenbären unterscheiden lassen. Außer einem gut erhaltenen linken Unterkieferast (mit dem vorletzten stark angekauten M und den C), welcher durch das Vorhandensein der Alveole für den P_1 ausgezeichnet ist, besitze ich noch ein linkes Oberkieferfragment mit $P_4 M_1$, sehr stark abgekaut, dann $P_4 M_1$ ebenso vom linken Oberkiefer, ferner M_1 und M_2 des linken Oberkiefers; $M_1 M_2$ des linken und M_1 des rechten Unterkiefers; 3 I und 6 C. — Von Extremitäten erwähne ich neun Metacarpalia und Metatarsalia, einige Phalangen, eine Fibula, zwei distale Bruchstücke von Humerus, ein Scapholunatum, ein Hamatum, ein Sesambein, zwei Klauen, 16 Verbindungsstücke zwischen den Rippen und Sternalgliedern, die wegen des Alters des Thieres verknöchert sind. Dem *Ursus arctos* dürften noch andere Skeletfragmente angehören (Radius, oberes und unteres Gelenkende), die indessen zu mangelhaft erhalten sind, um näher bestimmt werden zu können.

3. Ursus spelaeus Blumb.

Der Höhlenbär hinterließ die zahlreichsten Skeletreste; zwar wurde ein vollständiges Skelet weder gefunden noch beobachtet, doch wurden so manche ganze Knochen gesammelt. Die schönsten davon befanden sich in den Vertiefungen der Höhlenwand; mehrere wurden — wie schon bemerkt — in den Feuerlagerstätten verbrannt angetroffen; im ganzen aber lagen sämmtliche Bärenknochen ganz regellos, wie absichtlich herumgeworfen, so zwar, dass keinmal beispielsweise bei einem Schädel auch der dazu gehörende Unterkiefer lag. Ganze Schädel aus dem Sande herauszupräparieren war fast unmöglich, da alle mehr weniger durch Druck deformiert und zersprungen waren, beim Herausheben nachgaben und in mehrere Theile zerfielen. Und dennoch gelang es uns, wenn auch nur einen einzigen Schädel ganz zu erhalten. Er ist zwar nicht normal, weil er durch den verticalen und seitlichen Druck zu leiden hatte; aber gerade deshalb ist er umso interessanter. Das Schädeldach ist, wie ich dies erwähnte, beiläufig um den Betrag eines Centimeters in die Schädelhöhle eingedrückt, und der ganze Schädel überdies noch nach links, nämlich in der Richtung der Schichtenneigung des diluvialen Sandcomplexes verschoben.

Bemerkenswert ist, dass außer alten Individuen auch Skelettheile von jugendlichen Exemplaren (Humerus, Radius, Femur 15·5 *cm* lang) gefunden wurden. Sämmtliche Höhlenbärenknochen als auch Zähne sind grau. Endlich konnte noch festgestellt werden, dass der Höhlenbär auch cariöse Zähne hatte, und dass er an Knochenüberwucherung und Knochenfraß litt. Diesbezüglich liegen einige Wirbel, ein Unterkiefer und ein Humerus vor.

Es wurden — ausgenommen eine ansehnliche, weit über 1000 Stück Fragmente zählende und weggelegte Menge Knochen — folgende, zumeist gut erhaltene Stücke zusammengebracht:

1 ganzer Schädel (deformiert) mit Zähnen,
3 Schädelhintertheile,
32 größere und kleinere Schädelstücke,
4 Paar Oberkiefer,
30 Stück Unterkiefer (13 ganze und 17 Bruchstücke)
185 Wirbel von verschiedenen Körperabschnitten,
4 Schulterblätter,
13 Stück Humerus (7 ganze und 6 Bruchstücke),
15 » Radius (11 » » 4 »),
13 » Ulna (10 » » 3 »),
39 Carpalknochen,
55 Metacarpalia,
48 Phalangen,
210 Rippen,
10 Becken (2 ganze, 8 Bruchstücke),
5 Os sacrum,
8 Os penis,
17 Femur (11 ganze und 6 Bruchstücke),
11 Tibia (6 » » 5 »),
1 Fibula,
51 Tarsalia,
80 Metatarsalia,
15 Phalangen,

11 Patella und
17 Klauen.
Im ganzen 707 Stück.

Mustelidae:

4. Mustela foina Erxl.

Von dieser Marderart besitze ich bloß den linken Unterkiefer, dessen Länge 60 *mm* bei einer Höhe (unter der Zahnreihe) von 9·6 *mm* beträgt.

5. (?) Lutra vulgaris Erxl.

Dieser Thierart dürfte eine rechte Ulna angehören, deren Länge ohne das abgebrochene Olecranon 66·5 *mm* erreicht.

Felidae:

6. (?) Felis sp.

Bloß die obere Hälfte des rechten Radius.

Sciuridae:

7. Arctomys marmotta Schreb.

Von dieser bisher aus Kroatien unbekannt gewesenen Art liegen mehrere Skelettheile vor, von denen ich vorerst zwei Unterkiefer nenne, wovon der eine mit sämmtlichen Zähnen bewaffnet ist, wogegen dem anderen leider alle Backenzähne mangeln. Ferner ist beiden der Proc. condyloideus abgebrochen. Trotzdem kann von dem bezahnten und gleichsam besser erhaltenen Unterkiefer Folgendes bestimmt werden:

Rechter Unterkiefer:

Länge des Kiefers vom unteren Rande des Angulus mandibularis bis zum Schneidezahn	61·5 *mm*
Dieselbe Kieferlänge inclusive dem Schneidezahn	72·3 »
Höhe des Kiefers zwischen M_1 und M_2	16·0 »
Länge der Molarreihe	29·5 »

Sämmtliche Zähne sind sehr gut erhalten; von dem P kann noch erwähnt werden, dass er dreiwurzelig ist, was übrigens für diese Art bezeichnend ist.

Der andere Unterkieferast ist linksseitig, etwas kürzer als der vorige, und es mangeln ihm, wie gesagt, außer dem Schneidezahn sämmtliche Mahlzähne als auch der größte Theil des Ramus mandibulae.

Von den übrigen Skelettheilen erwähne ich, und zwar von den vorderen Extremitäten: eine theilweise erhaltene rechte Scapula, drei rechte und einen linken Humerus, einen rechten Radius, eine rechte und eine linke Ulna.

Von den hinteren Extremitäten: den linken Beckentheil, ein rechtes und ein linkes Femur, dann eine rechte und eine linke Tibia, das fünfte Metatarsale des rechten Fußes, endlich einen Rückenwirbel und eine Rippe.

Castoridae:

8. Castor fiber Lin.

Von dieser noch jetzt in Europa vereinzelt vorkommenden Thierart wurden in Krapina ziemlich häufig Überreste vorgefunden, und zwar hauptsächlich in den vom Bache abgesetzten Sedimenten, die häufig durch Eisenoxyd gelb gefärbt sind und von welchem auch die Knochen des Bibers zum großen Theile imprägniert wurden. Von den Schädelknochen sind hauptsächlich die kräftigen Kieferstücke mit ihren Zähnen, dann Extremitäten und Wirbel zu erwähnen, und zwar:

1 Oberkiefer mit beiden Molarreihen,
8 linke Unterkiefer, zwei davon mit Processus condyloideus,
5 rechte » » » » » »
einige Beckenstücke,
6 linke und 1 rechtes Femur,
1 linke und 3 rechte Tibia,
1 linker und 1 rechter Humerus,
2 Ulna und 5 Wirbel; ferner
17 Incisivi, 43 Molares, 17 Kieferfragmente mit oder ohne Zähne.

Einige Biberknochen wurden auch in den höheren Schichten gefunden, wohin sie wahrscheinlich von dem Menschen verschleppt worden sind.

Cricetidae:

9. Cricetus frumentarius Lin.

Im ganzen liegt bloß der linke Unterkiefer, die obere Hälfte des linken Femur und der untere Theil des Humerus vor.

Equidae:

10. Equus caballus Lin.

Davon liegt nur der 3. Molaris des linken Unterkiefers vor.

Rhinocerotidae:

11. Rhinoceros antiquitatis (= tichorhinus) Blumb.

Das Nashorn war in der Umgebung von Krapina allem Anscheine nach ziemlich häufig. Besonders sind es Zähne verschieden alter Individuen, die durch den ganzen Sandcomplex hindurch gefunden wurden. Sämmtliche Zähne sind fast schneeweiß, aber sehr spröde. Im ganzen liegen etwa 106 isolierte Zähne, dann zwei Unterkieferfragmente mit je einem Zahn, ein Oberkieferfragment mit drei Alveolen und eine Menge Zahnbruchstücke vor. Von anderen Schädelknochen liegen bloß Fragmente des *Processus zygomaticus, Condylus occipitalis,* ein Hinterhauptfragment und der hintere Theil des Unterkiefers mit dem Gelenkkopfe vor.

Ferner wurden mit Mühe einige Gelenkstücke von Extremitäten conserviert, und zwar: zwei Femurfragmente, zwei obere Gelenkstücke der Ulna, Radius (proximales Ende), Gelenkkopf des Humerus, distale Gelenksfragmente des Humerus, Astragalus, ein Halswirbel, Wirbelapophysen, Processus styloideus, Lunatum und einige nicht näher bestimmbare Bruchstücke. Bemerkenswert ist es, dass auch Rhinocerosknochen sehr stark angebrannt gefunden wurden, und zwar Humerusgelenkköpfe.

Von besonderem Interesse dürfte die Thatsache sein, dass auch Knochen von ganz jugendlichen Thieren gesammelt wurden: so einige Metatarsalstücke, dann ein Femur, welches bloß 19·0 *cm* lang ist (ohne die mangelnden Gelenkstücke).

Die Knochen dieser unentwickelten Thiere sind äußerst zart.

Es scheint, dass die erlegten oder gefangenen Thiere stückweise von dem Menschen in die Höhle geschleppt wurden, und zwar zumeist die Extremitäten, da von den übrigen Skeletpartien nur selten Überreste gefunden wurden.

Suidae:

12. Sus scrofa ferrus Lin.

Vom Wildschwein wurden bloß ein Incisiv, zwei obere und zwei untere Canines, das vierte Metatarsale der rechten Seite und ein Cuboid (sin.) gefunden.

Cervinae:

13. Cervus elaphus Lin.

Von diesem Thiere liegt bloß der untere linke P_2 vor.

14. Cervus capreolus Lin.

Im ganzen besitze ich den vorderen Theil des rechten Unterkiefers mit dem P_2 nebst einem isolierten rechten M_1 und einen Canon des Hinterfußes.

15. Cervus euryceros Aldr.

Davon liegt bloß der linke P_4 vor.

Bovinae:

16. Bos primigenius Boj.

Sämmtliche Knochen dieses Thieres sind weiß und mit Ausnahme der gut erhaltenen Zähne zumeist in Bruchstücken vorhanden. Nie konnte ein größerer Knochen ganz aus dem Sande präpariert werden, weil sie bis zum Zerfallen mürbe waren. Bloß Gelenktheile einiger Extremitäten, dann einige wenige Phalangen sind verhältnismäßig gut erhalten geblieben. Es möge noch hervorgehoben werden, dass die Knochen von Bos häufig zerbrochen und oft angebrannt gefunden worden sind.

Von isolierten Zähnen wurden im ganzen 103 Stück, wovon 12 Incisive, 22 obere und 26 untere P, dann 23 obere und 18 untere M verschieden alter Individuen gefunden.

Von Extremitäten erwähne ich: einen angebrannten Gelenkkopf des Femur, fünf distale Gelenkstücke der Tibia, vier Fibularudimente, vier Sesambeine, einen Astragalus, ein Calcaneum, fünf proximale Radiusstücke, Humerusfragmente, einige Wirbel, Rippen, Patella u. s. w. Ferner zehn Stück Metacarpalia (3 + 4 = Canon), und zwar distale Gelenkköpfe, zwei Phalangen der ersten Reihe des vorderen Fußes, eine solche der zweiten Reihe, zwei Stück Hufe, dann ein Schulterfragment, ein Cuneiforme tarsi (sin.), Magnum trapezoid. (sin.) und ein Lunatum.

Von Schädelknochen liegen nur spärliche Überreste vor, so: der hintere Theil der rechten Mandibula mit dem Capitulum und zwei Symphysisstücke des Unterkiefers.

Die Überreste von *Bos primigenius* wurden hauptsächlich in den oberen Zonen (*8—7*) gefunden.

IV. Faunistische Schlussfolgerungen über den Charakter und das Alter der Krapinaer Reste.

Die fossile Fauna von Krapina gehört nach der soeben dargestellten Übersicht in die Kategorie der sogenannten reinen Faunen, die uns nämlich ein getreues Bild der damaligen Bewohnerschaft zeigen, eine Fauna also ohne Vermengungen mit jüngeren, etwa nachträglich hinzugekommenen oder eingeschwemmten Resten, wie man solche so häufig an Höhlenfaunen beobachtet.

Die Fauna von Krapina ist zusammengesetzt aus bereits ausgestorbenen Typen, wie *Rhinoceros antiquitatis, Ursus spelaeus, Bos primigenius* und *Cervus euryceros,* dann aus Typen, welche bisher aus Kroatien überhaupt nicht bekannt waren, wie: *Castor fiber* und *Arctomys marmotta,* welch letztere Thierart besonders wichtig ist und bloß während des Diluviums bis in unsere relativ tiefen Gegenden kam. Freilich waren es auch gewichtige physikalische Ursachen, welche das Murmelthier aus jenen hohen alpinen Regionen herabzwangen. Diese Ursache war die Eiszeit, während welcher die Gletscher an Ausdehnung gewannen, infolge dessen auch das Murmelthier seinen gewöhnlichen Standort verließ und sich in Gegenden,

welche außer dem Bereiche der Vergletscherung lagen, flüchtete. Das Murmelthier lebte demgemäß in Krapina während der Glacialzeit, da Kroatien, soviel mir bekannt ist, in keinem Theile vergletschert war.[1])

Die übrigen Thiere der Krapinaer Fauna sind gewöhnliche Repräsentanten der diluvialen Faunen, jedoch solcher, die in keiner Weise etwa auf ein kaltes Klima hinweisen würden *(Cerviden, Sus scrofa ferrus, Canis lupus, Ursus arctos, Castor fiber),* wie dies ebensowenig die mitvorkommenden Landschnecken der noch heute in Kroatien lebenden Arten der Gattungen: *Helix, Campylaea, Fruticicola* thun. Die Fauna von Krapina entspricht fast genau jener von Taubach bei Weimar, was auch mein sehr geehrter Freund Dr. M. Schlosser nach Durchsicht der ihm zugesandten Knochenreste mit folgenden Worten aussprach: »Dem Erhaltungszustande und anscheinend auch den Arten nach ist diese Fauna der von Taubach äußerst ähnlich; ich zweifle daher nicht, dass sie ein relativ sehr hohes Alter hat.« Nun aber ist die Fauna von Taubach als »interglacial« befunden (Penck) und einer Zeitperiode mit wärmerem Klima zugetheilt worden, eine Ansicht, mit welcher auch meine Ausführungen bezüglich der Krapinaer Fauna gut im Einklange stehen.

V. Reste des menschlichen Skelettes.

Wie bemerkt, rühren die vorliegenden Überreste von verschieden alten Individuen her. Es kann dies nach der Abgenütztheit der Zähne, dem Vorkommen von Milch- und Ersatzzähnen, dann den verschieden dicken Schädeldachknochen, den Supraorbitalrändern u. s. w geschlossen werden. Außer Zähnen aus der Periode des Zahnwechsels, also zwischen dem 6. und 13. Jahre, gibt es ferner nur mäßig abgenützte Zähne von Individuen zwischen 20—30 Jahren, und dann wieder stark abgekaute, von bereits alten Exemplaren herrührende Zähne. Sämmtliche Skelettheile gehörten normal entwickelten Individuen an und weisen so manche interessante Eigenthümlichkeiten auf. Diesbezüglich nenne ich jene, welche dem Gerüste der Ernährungsfunction angehören, weil sie den damaligen schwierigeren Lebensbedingungen Rechnung tragend, sich nothwendigerweise denselben anpassen mussten. Wir treffen auch demgemäß neben einem kräftigeren Kieferapparat auch die mit demselben im Zusammenhange stehenden Knochen des *Os temporale* verstärkt an. Alles dies sind indessen nur Adaptionseigenthümlichkeiten, die in keiner Weise den Krapinaer Homo von dem recenten Menschen in einer durchgreifenden Weise unterscheiden würden.

Bloß zwei Momente sind es, die einzig und allein auffallend und charakteristisch hervortreten, und diese bestehen einmal in den sehr verdickten und hervortretenden Oberaugenrändern, ein Merkmal, das wir an einigen der bisher bekannten fossilen Schädel beobachten, welche man aber als pathologisch bezeichnet, ein Vorgehen, welches gewiss theilweise seine Berechtigung haben dürfte, da man in ganz ähnlicher Weise entwickelte Schädel auch heutzutage (im Nordwesten Deutschlands, in Belgien u. s. w.) beobachtet. Das andere Moment liegt in den zahlreichen Schmelzfalten der Molaren, eine Erscheinung, welche, wie wir dies an entsprechender Stelle näher zeigen werden, von hervorragendem entwicklungsgeschichtlichen Werte ist.

---

[1]) Die seinerzeit von weiland Prof. Dr. Pilar aufgestellte Ansicht über die Vergletscherung des Agramer Gebirges (»Tragovi oledbe na podnožju zagrebačke gore.« — »Rad« jugoslavenske akademije. Zagreb [Agram]. XXXIX, 1877) kann nicht aufrecht erhalten werden, weil die vermeintlichen Gletschergeschiebe am südlichen Abhange des Agramer Gebirges keine solchen, sondern Absätze der sich langsam ganz aussüßenden pontischen Seebildungen, die allmählich in sandige Lehme des Diluviums übergehen (die Terrasse in und bei Agram), oder Absätze der einstigen Bachläufe sind. Die von der Sauebene abstoßende Vorhügelreihe ist vielmehr vornehmlich eine mehrfach erodierte diluviale Terrasse, die ihr Dasein Paraklasen verdankt.

Indem sich der Homo von Krapina von allen bisher bekannten derartigen Funden noch durch seine anders gestaltete Stirne unterscheidet, so unterlasse ich eine Vergleichung der Krapinaer Funde mit den bereits bekannten, will aber trachten, eine genaue Beschreibung derselben durchzuführen, da sich ja alle ihre Eigenheiten und Differenzen im Gegenhalt zu den bereits beschriebenen Schädelresten von selbst ergeben werden.

Die Knochen des Schädels.

Vor allem ist der Obere Augenrand in erster Reihe bemerkenswert, weil er in einer derartig kräftigen und stark hervortretenden Form kaum beobachtet wurde. Zwar sind die oberen Augenränder einiger diluvialer Schädel auch bedeutend verdickt und vorgezogen, doch nicht so sehr, wie beim Krapinaer Menschen. Selbst der *Pithecanthropus erectus Dubois* aus Java kann sich diesbezüglich nicht mit unseren Resten messen. Wichtiger noch ist ein weiterer Umstand, welcher den Homo von Krapina für jetzt ganz eigenthümlich erscheinen lässt und ihn von den bekannten diluvialen Menschenresten unterscheidet, und dies ist der Umstand, dass wir beim Krapinaer Menschen den verdickten und vorgezogenen Augenrand in Verbindung mit einer hohen Stirne beobachten, wogegen die übrigen bekannten diluvialen Schädel mit stark vorgezogenen und verdickten Supraorbitalrändern gewöhnlich eine niedere, fliehende Stirne besitzen. Stark verdickte und gleichsam rohrartig vorgezogene Augenränder kommen am prägnantesten bei den anthropoiden Affen, jedoch in Verbindung mit einer ganz anders formierten Stirne vor. Trotzdem erblicke ich in den vorgezogenen und verdickten Augenrändern des diluvialen Menschen unzweifelhafte pithecoide Merkmale, die einmal mit einer flachen, ein anderesmal mit einer hohen Stirne verbunden auftreten. Daraus folgt aber auch unzweifelhaft, dass bereits im Diluvium mehrere Menschenrassen vorhanden waren, und ferner, dass der Mensch viel früher, also bereits im Tertiär, — wie dies auch allgemein angenommen wird — existierte.

Es liegen folgende Supraorbitalränder vor:

1. Rechtsseitiger Orbitalrand vom *Processus zygomaticus* an bis über die *Incisura frontalis* (Tafel I, Abb. 2). Gesammtlänge 52·5 *mm*. An der inneren (der Orbitalseite) sieht man, und zwar vor der Incisura, einen rundlichen Höcker; die Incisura selbst ist nicht jäh eingeschnitten, sondern sanft eingebuchtet. Die gerade Entfernung vom *Processus zygomaticus* bis zur Incisura (über den Höcker) = 36·7 *mm*; die maximale Dicke des Randes beim Ende der *Linea temporalis* = 12·5 *mm*; ober der Incisura fast = 15·5 *mm*; in der Mitte = 11·6 *mm*.

2. Rechtsseitiger Orbitalrand mit einer geringen Stirnpartie. Die *Linea temporalis* ist beim *Processus zygomaticus* sehr rauh. Dicke des Randes an der *Linea temporalis* = 11·4 *mm*; mittlere Dicke = 10·1 *mm*.

3. Ebensolches Fragment mit sehr rauher *Linea temporalis*. Mittlere Dicke = 10·0 und 13·2 *mm* beim Ende der *Linea temporalis*.

4. Rechtsseitiger Orbitalrand, 10 *mm* im Mittel dick.

5. Linker Augenrand mit rauher *Linea temporalis* circa 48 *mm* lang. Maximale Dicke vor dem *Processus zygomaticus* = 11·0 *mm*; mittlere Dicke = 10·3 *mm*.

6. Linker Orbitalrand 44·2 *mm* lang, ohne *Processus zygomaticus*, mit verhältnismäßig weiter und nur sehr mäßig eingebuchteter Incisura ohne Vorsprung. Die mittlere Dicke des Randes = 11 *mm*.

7. Linkes Orbitalrandfragment mit sehr rauher *Linea temporalis*. Maximale Dicke = 11·3; mittlere Dicke = 9·5 *mm*.

8. Linker Orbitalrand ohne *Processus zygomaticus* mit noch einem Theile der sehr flach eingebuchteten *Incisura frontalis*. Mittlere Dicke = 10 *mm*.

9. Linker Orbitalrand mit rauher *Linea temporalis*. Maximale Dicke = 9·6 *mm*; mittlere Dicke = 9·1 *mm*.

10. Linker Augenrand bis zum *Processus zygomaticus* 40·3 *mm* lang; maximale Dicke = 9·4 *mm*; mittlere Dicke = 6·5 *mm*.

Außerdem liegen noch zwei Bruchstücke von Supraorbitalrändern vor.

Alle besprochenen oberen Augenränder nach ihren Dickenausmaßen zusammengestellt, und hierzu noch jene zwei Supraorbitalbruchstücke hinzugefügt, ergeben zusammen 13 Orbitalränder (eines davon mit der Stirne), die wenigstens zehn verschieden alten Individuen mit stark verdickten und vorgezogenen Augenrändern angehörten.

Rechtsseitig		Linksseitig	
maximale Dicke	mittlere Dicke	maximale Dicke	mittlere Dicke
13·2	10·0		
12·5	11·6		
12·0	11·5		
11·4	10·1		
—	10·0	11·3	9·5
		11·0	10·3
		—	11·0
		—	10·0
		9·6	9·1
		9·4	6·5

Was die Protraction des *Margo supraorbitalis* betrifft, so kann dieselbe schwer genau bestimmt werden; früher habe ich dafür die Entfernung des Randes von der concavsten Stelle gemessen. Dieses Ausmaß ist indessen zu groß und drückt uns nicht den verticalen Abstand des Augenrandes von der Stirnfläche — also die wahre Protraction — aus, da sich beide Beträge wie beiläufig 19 (oder gar 23) zu 8 *mm* verhalten, wobei uns 8 den genannten verticalen Abstand, die anderen Zahlen aber die Länge der Protraction anzeigen.

Die Stirne. Von diesem wichtigen Knochen besitze ich bloß ein größeres Stück, zu welchem der rechtsseitige *Margo supraorbitalis* mit einem Theile der Temporalseite und einem schmalen Stirnstreifen gehört. Dies ganze, aus zwei Bruchstücken bestehende Stirnstück, wurde zu zwei Malen gesammelt. Im Jahre 1899 fand ich zuerst jenes mit dem Oberaugenrande versehene Fragment, welches wegen seiner auffälligen Eigenschaften anfangs unbestimmt blieb. Im Jahre 1900 fanden wir nun in derselben Culturschichte (dritte Zone), in welcher jenes Randstück gefunden wurde, das in Rede stehende Stirnbein. Letzteres ist an seiner Innenseite angebrannt, während das mit dem Orbitalrande versehene und zur Stirne gehörende Stück vom Feuer fast unberührt blieb.

Die Gesammthöhe des Stirnfragmentes (Tafel I, Abb. 1, 1 *a*) beträgt 69·3 *mm*; die Stirne selbst ist indessen, nach dem Verlaufe der *Crista frontalis* zu urtheilen, weit höher gewesen. Die Breite des Stirnbeines beträgt 78 *mm*. Die größte Dicke des Knochens (oben) 7·3 *mm*. An der vorderen Stirnfläche ist die deutlich wahrnehmbare Stelle der einstigen *Sutura frontalis* bemerkenswert. Nach unten zu, d. h. gegen die Augenränder hin, schweift die Stirne rasch nach vorne aus, woraus man schon sicher auch ohne die Augenränder auf einen eigenthümlichen Bau dieses Knochens schließen kann.

Erst nach beendeter Ausgrabung kam ich, von der geschilderten Ausschweifung der Stirne geleitet, auf den Gedanken, den bereits erwähnten Zusammenhang derselben mit den vorliegenden Augenrändern eventuell in Einklang zu bringen. Bei dieser Gelegenheit erkannten wir nun das zur Stirne gehörende Orbitalstück.[1]) Dasselbe ist ein 64 *mm* langes Knochenstück, dessen Supraorbitalrand 39·2 *mm* lang ist. Durch die Mitte desselben zieht sich die ziemlich rauhe *Linea temporalis*, welche sich tief einbiegend gegen den *Processus zygomaticus* wendet. Beiläufig 15 *mm* vor dem erwähnten Processus sieht man knapp und rechts bei der *Linea temporalis* eine ziemlich große ovale Vertiefung. Der obere Augenrand ist stark und vorgezogen; seine maximale Dicke beim *Processus zyyomaticus* gleicht 12 *mm*, sonst variiert sie zwischen 10·6 und 11·5 *mm*. Beide Stücke zu einem Ganzen verbunden ergeben für die Stirnbreite, gemessen von der concavsten Stelle der *Linea temporalis* bis zur *Sutura frontalis*, den Betrag von 55·7 *mm*, woraus sich die Gesammtstirnbreite von 111·4 *mm* ergibt.

Außer der beschriebenen Stirne liegt noch ein angebranntes 52·3 *mm* langes Frontalstück eines jüngeren Individuums vor, an welchem ebenfalls die *Sutura frontalis* sichtbar ist.

Endlich besitze ich noch ein drittes Fragment der mittleren unteren Stirnpartie, welches auch etwas angebrannt ist. Außer der *Crista frontalis* ist noch die Ausschweifung gegen den Supraorbitalrand deutlich sichtbar.

Das linke *Os parietale* ist ein ziemlich vollständig erhaltener Knochen, an dem beide *Linea temporalis*, dann die radial zum *Margo squamosus* verlaufende, furchig gestreifte untere Partie, als auch der *Margo occipitalis* und *Margo frontalis* mit noch theilweise vorhandener Naht hervortreten, während die obere, gegen den *Margo sagittalis* gekehrte Partie abgebrochen (primärer Bruch) ist. — Die Breite des Knochens vom *Margo frontalis* zum *Margo occipitalis* gemessen beträgt 105·7 *mm*. Der Knochen ist etwas angebrannt. — Es liegen davon mehrere sowohl rechts- als linksseitige Fragmente vor, die ich nicht näher beschreiben brauche.

Schädeldach. Davon wurden zahlreiche Bruchstücke gesammelt. Ich erwähne bloß das best erhaltene Paar davon, nämlich die beiden Parietalstücke neben der *Sutura sagittalis* und bis zur *Sutura coronalis* (rechterseits). Beide Stücke wurden lose vorgefunden. — Die Gesammtbreite des Fragmentes beträgt 95 *mm*, die Länge bei 78·5 *mm*, die maximale Dicke an der *Sutura coronalis* 9·6 *mm*. An der inneren Seite dieses Knochenpaares sieht man ziemlich starke und breite *Sulci arteriosi* nebst tief eingeprägten *Foveolae granulares*. — Das Schädeldach war ziemlich flach und ist ebenfalls angebrannt.

Das Hinterhauptbein *(Os occipitale)*. Es liegen zahlreiche Fragmente von verschieden alten Individuen vor. Die innere als auch die äußere Fläche derselben ist sehr charakteristisch durch die stark ausgeprägten Sulci, Protuberantien und Nuchallinien. — Sämmtliche Fragmente sind sehr dick, mehrere davon angebrannt und primär zerbrochen. — Ich erwähne noch ein linksseitiges Occipitalstück, an welchem das entsprechende Stück des *Parietale* und der *Pars mastoidea* haftet, und welches sich insbesondere durch die tiefen Furchen und Vertiefungen der letzteren auszeichnet. Sonst zeigt der Knochen primäre Bruchränder, ist stark angebrannt und wurde nachträglich zusammengestellt, da auch dieses Schädelfragment stückweise gefunden wurde.

---

[1]) Ich habe wohl gezweifelt, ob das in Rede stehende Orbitalstück zur besprochenen Stirne gehört, und zwar gerade deshalb, weil das eine Stück theilweise, das andere aber kaum angebrannt ist. Die beiden sich deckenden vorderen Bruchränder passten indessen so gut aneinander, dass ich mich wohl überzeugen musste, dass von einem Zufalle nicht die Rede sein konnte, und dass beide Fragmente von einem und demselben Individuum herrühren. — Ich habe sie übrigens im kroatischen Ärzte- und Naturforscher-Vereine vorgewiesen.

Im ganzen besitze ich 115 Fragmente von den bisher besprochenen Schädelpartien. Ein bewanderter Anthropologe würde aus der vorliegenden Stirne, der Schädeldecke, dem linken Parietale und den Hinterhauptknochen gewiss einen ganz normalen Kopf herausfinden, an welchem bloß die dicken und vorgezogenen Supraorbitalränder befremdlich erscheinen würden.

Das *Os temporale.* Vom Schläfenbein liegen mehrere Bruchstücke vor, und zwar die wichtigsten Theile, nämlich: Die *Pars mastoidea, tympanica,* dann der *Processus zygomaticus* mit der *Fossa mandibularis.*

Von der *Pars mastoidea* liegen acht rechte größere und kleinere und fünf linksseitige Fragmente vor. An fünf rechtsseitigen Stücken ist der *Processus mastoideus* gut erhalten und zeichnet sich durch seine geringe Ausbildung aus; an einigen Exemplaren ist er kaum wahrnehmbar, da er bloß eine Knochenschwellung bildet; an anderen sieht man einen sehr reducierten Zapfen. Es kann sein, dass die geringe Ausbildung des *Processus mastoideus* mit dem individuellen Altersunterschiede im Zusammenhange steht,

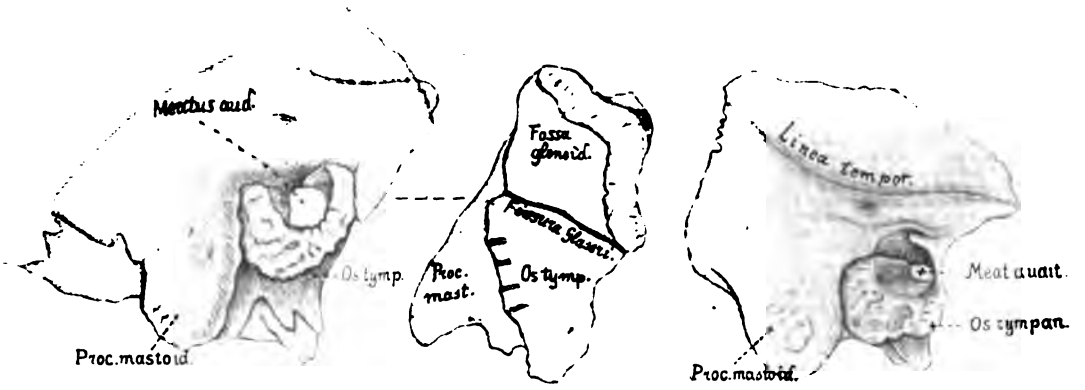


Abb. 116 (dext $^1/_1$). Abb. 117 (dext $^1/_1$).

Processus mastoideus und Os tympanicum. (Tafel I, Abb. 4—8.)

da ja dieser Knochenzapfen überhaupt ein sehr variabler Knochentheil ist; dennoch muss für die Krapinaer Reste betont werden, dass der *Processus mastoideus* sehr reduciert ist (s. Tafel I, Abb. 4 bis 8 und die Textabbildungen 116 und 117). Dem gegenüber ist die *Pars tympanica* geradezu auffallend verdickt (s. die erwähnten Textabbildungen); sie umkleidet zum größeren Theil den *Meatus auditorius* und erreicht bei der *Fissura tympano-mastoidea* eine Dicke von 7·5 *mm.* die sich bei der *Fossa glenoidalis (mandibularis)* auf 4·5 *mm* verringert. Durch diese Verdickung des *Tympanicum* ist aber der *Processus mastoideus* zurückgedrängt. — Derartige Verhältnisse beobachtet man auch an recenten Schädeln, und zwar — wie es mir scheint — häufiger an jenen von Naturvölkern. — Es möge noch bemerkt werden, dass die *Fossa mastoidea* eine gut bemerkbare Einsenkung bildet, während die *Spina supra meatum* schwach entwickelt und mit der Größe der Fossa abzunehmen scheint.

Durch die ziemlich prägnante *Fissura petro-tympanica* getrennt und in der Verlängerung der *Linea temporalis* sehen wir den Fortsatz des Schläfenbeines, nämlich den *Processus zygomaticus* mit der Gelenkfläche für den Unterkiefer, die *Fossa glenoidalis* oder *mandibularis.* Die Fossa ist etwas über die *Fissura Glaseri* erhöht und zieht sich längs dieser — wie dies an unserem abgebildeten Exemplare, Abb. 116, ersichtlich ist — ziemlich weit hin. Die abgebildete *Fossa glenoidalis* mit dem *Processus zygomaticus* (Abb. 118 und

Tafel I, Abb. 9) zeigt uns recht gut die Beschaffenheit der Gelenkfläche; sie ist quer stark verlängert, da ja der Knochen hier — von außen bis zur inneren Sutura — nicht weniger als 32·3 *mm* misst, wovon auf die Gelenkfläche selbst circa 20—21 *mm* entfallen. Demgemäß ist auch die Basis des *Processus zygomaticus* breiter und der Bogen desselben weiter, da der Processus vom *Tuberculum articulare* unter einem Winkel von über 90° abbiegt. Daraus ließe sich auf einen breiten Schädel, beziehungsweise ein solches Gesicht schließen. — Außer dem abgebildeten Exemplare besitze ich noch acht Fragmente (vier rechte und vier linke) mit theilweise erhaltener *Fossa glenoidalis*.

Das Jochbein *(Os zygomaticum)* (Abb. 119). Außer dem unteren abgebrochenen Theile dieses Knochens, der sich mit dem Oberkiefer verbindet, und dem fehlenden *Processus zygomaticus* ist derselbe sonst gut erhalten. Er zeichnet sich außer seiner Breite besonders durch die bedeutende Anzahl der Gefäßöffnungen an seiner Oberfläche aus. — Die maximale Breite des oberen Knochentheiles (und zwar ober der Biegung) beträgt 14·5 *mm*. Seine *Superficies facialis* ist bezeichnend durch ihre acht ungleich großen Gefäßöffnungen. Vor allem machen sich zwei längliche, paarige Löcher (*a*), welche nebeneinander und schräge nach abwärts liegen, bemerkbar. Sie sind durch eine bloß schmale

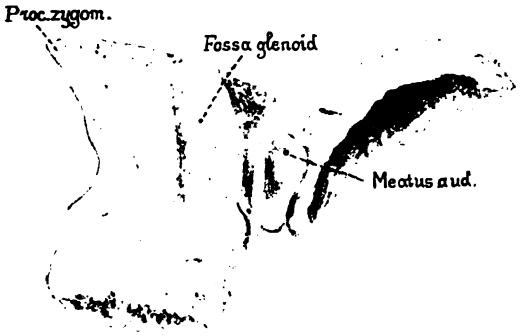


Abb. 118. Os temporale (sin. $^1/_1$).

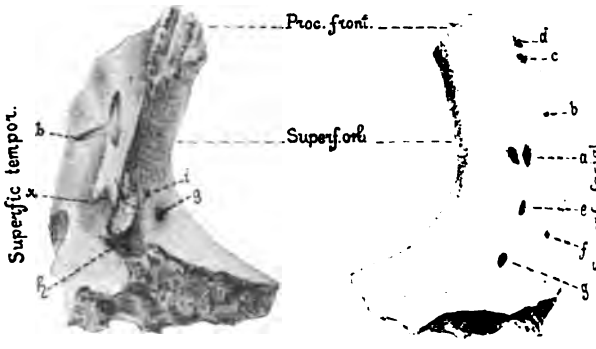


Abb. 119. Os zygomaticum (dext. $^1/_1$).

Knochenbrücke geschieden, unter welcher sich eine gemeinsame Öffnung befindet, welche links in eine kleine, unter der Brücke indessen in eine verhältnismäßig große, nach abwärts gerichtete Öffnung übergeht. Ober den erwähnten sehen wir beim hinteren Rande weitere drei Öffnungen (*b*, *c*, *d*), von denen die untere (*b*) den Rand durchbrechend in einen schräg nach aufwärts, die obere (*d*) in einen breiteren nach abwärts gerichteten Canal und Sulcus an der Temporalseite übergeht. An der Seite dieses letzteren Canals beobachtet man einen nach abwärts gerichteten hakenförmigen Fortsatz (*x*). Die mittlere von den drei Öffnungen (*c*) verliert sich in einen geschlossenen Canal der Temporalseite.

Unter jenen paarigen Öffnungen (*a*) sehen wir noch drei Löcher: Das tiefste davon (*g*) — der *Canalis zygomaticus* — welcher mit einer größeren Öffnung an der Orbitalseite endet, dann eine ebenso große Öffnung ober jener (*e*), welche schräg nach abwärts in den Knochen führt, und endlich eine kleine abseits liegende Öffnung (*f*).

An der Temporalseite wäre außer jenen sich kreuzenden Sulci noch einer größeren Gefäßöffnung unter jenem hakenförmigen Fortsatze zu erwähnen (*h*). Endlich sieht man noch an der Orbitalfläche schräge ober der Öffnung des *Canalis zygomaticus* eine kleine Öffnung (*i*).

Die Kiefer. Von diesen sehr wichtigen Skelettheilen besitze ich wohl einige zwar unvollständige, aber insoferne gut erhaltene Stücke, als sie noch mit einer theilweisen

Zahnreihe besetzt sind und überdies noch einige interessante Eigenthümlichkeiten aufweisen, die man sonst gewöhnlich nicht beobachtet.

Der Oberkiefer *(Os maxillare)* (Tafel II, Abb. 1, 2). Davon liegen drei Fragmente vor, und zwar: zwei linksseitige und ein mittleres.

a) Der linke Oberkiefer mit einem Theile des rechten Kiefers (Tafel II, Abb. 1, 1 *a*) mit sechs Zähnen, und zwar: dem *Incisiv* des rechten, den beiden *Incisivi,* dem *Canin* und den beiden *Praemolares* des linken Kiefers. Die Zähne sind nicht stark abgekaut und dürften von einem kräftigen, in den Dreißigerjahren stehenden Individuum herrühren. Bezüglich der Incisiven wären die stark entwickelten Schmelzfalten der Lingualseite hervorzuheben. Der Kiefer zeichnet sich durch seine bedeutende Höhe aus; denn er misst vom Alveolarrand bis zur *Spina nasalis* 27·7 *mm,* oder mit den Incisiven 35·0 *mm.* Bemerkenswert ist die beiderseits der besagten *Spina* und ober den Incisiven befindliche breite und starke Einbuchtung, nämlich die beiden *Fossa praenasalis.* Hinter den ersten Incisiven befindet sich das große *Foramen incisivum* ohne Septum, welches 13·5 *mm* hinter der *Spina nasalis* mit nur einer Öffnung, dem *Canalis naso-palatinus,* der sich innerhalb der *Crista nasalis* fortzieht, endet. Gewöhnlich münden die beiden, jederseits der *Crista* liegenden und gegen den Gaumen hin convergierenden Canäle in eine gemeinsame Öffnung, das *Foramen incisivum.* Die Breite des linken Gaumens von der Sutura und knapp hinter dem Foramen bis zum 2. P gleicht etwa 22 *mm,* woraus sich die Gesammtbreite des *Processus palatinus* mit 44 *mm* ergibt; oder die Krone des genannten P mit eingerechnet 32·5 *mm,* wonach die totale Breite des Oberkiefers bis zu den Rändern des 2. P 65 *mm* betragen würde. Zu bemerken hätte ich nur, dass die Zähne vollkommen gesund sind, und dass der 2. P zweiwurzelig ist, die Wurzeln indessen mittelst einer Verbindungslamelle miteinander verwachsen sind.

b) Der linke Oberkiefer bis zur *Sutura palatina mediana* mit vier Zähnen, und zwar: 2 P und 2 M in zusammenhängender Reihe (Tafel II, Abb. 2). Die Zähne sind sehr gut erhalten, da nur wenig abgekaut. Ihre Wurzeln sind fast alle untereinander verwachsen, bloß beim 1. P sind die Wurzeln frei. Die Länge der Zahnreihe beträgt 40 *mm.* Der *Processus palatinus* reicht bis zur Sutura, und in dieser sehen wir die Hälfte des *Canalis naso-palatinus.* Auch dieses Kieferstück ist hoch; denn die Länge des erwähnten Canalis beträgt 23 *mm*; er war offenbar in der Crista situiert. Die Gaumenbreite war fast dieselbe wie beim vorigen Kieferstück.

c) Das vordere Oberkieferfragment mit zwei rechten Incisiven und drei Alveolen der linken Seite. Die Zähne dieses Kieferstückes sind etwas kleiner, indessen stärker abgekaut als bei den vorigen Kiefern. Auch ist die Höhe der Maxillen etwas geringer. Vom *Processus palatinus* ist die vordere zu den Incisiven gehörende Partie vorhanden und das *Foramen incisivum,* welches gerade so beschaffen ist, wie bei den vorigen Kieferstücken.

Der Unterkiefer — Mandibula (Tafel II, Abb. 3 *a, b,* 4, 5, 6). Am Unterkiefer sind zwei Theile zu unterscheiden, nämlich das *Corpus* mit den Zähnen und die beiden Äste — *Ramus.* Ich werde diese beiden Theile beschreiben, und zwar aus dem Grunde, weil ich keinen ganzen Unterkiefer besitze, sondern bloß Stücke dieser beiden Knochenabschnitte. Im ganzen wurden gefunden: ein Körpertheil des linken Unterkiefers mit fünf Zähnen in zusammenhängender Reihe; der hintere Körpertheil des linken Kiefers mit der Alveole des letzten und einem Theile des vorletzten Molaris; ein größeres Stück des rechten Kieferastes; ein kleineres Stück des rechten Kieferastes; ein Fragment des linken Astes; ein ebensolches des rechten *Angulus mandibulae;* sechs verschiedene gut erhaltene *Capitulum* des Unterkiefers und ein Stück knapp unter dem Capitulum. Im ganzen also 13 Bruchstücke.

a) Das Corpus des linken Unterkiefers mit fünf Zähnen (Abb. 120 und Tafel II, Abb. 3 *a, b*). Das vorliegende Kieferstück stellt uns die Partie von der Symphysis bis zur zerbrochenen Alveole des zweiten Molaris vor. Von den Zähnen sehen wir eine zusammenhängende Reihe, und zwar vom 2. I bis zum 2. M, im ganzen also fünf Zähne. Dieselben sind nur mäßig abgekaut und kräftig und dürften einem Individuum von etwa 30 Jahren angehört haben. Die Höhe des Unterkiefers fällt nach rückwärts zu ab; vorne und zwar gleich hinter dem 2. I gleicht sie 30·5 *mm* (gemessen von innen, weil der äußere Alveolenrand nicht ganz ist); beim 1. M aber beträgt dieselbe 27·2 *mm*. Die größte Dicke der Mandibula beträgt vorne 13·6 *mm*, hinten 14·5 *mm*.

Das vorliegende Kieferstück besitzt kein Kinn, sondern ist etwas nach vorne gezogen, so zwar, dass die Symphysis mit der Basis des Kiefers einen Winkel von circa 94·6° einschließt (gemessen mit dem Török'schen Goniometer).

Falls wir uns über die Zahnreihe eine Ebene gelegt denken, so tangiert dieselbe bloß die zwei endstehenden Zähne, nämlich den I_2 und M_1; die Zahnreihe ist nämlich leicht concav.

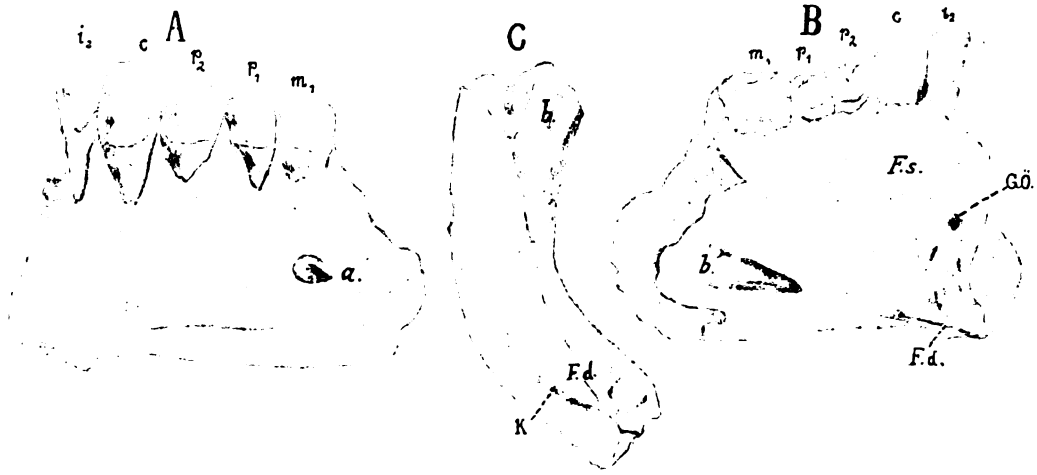


Abb. 120. Linker Unterkiefer ($^1/_1$).
A = Ansicht von außen; *B* = von innen; *C* = von unten; *a* = Foramen mentale; *b* = Fovea submaxillaris; *Fs* = Fovea sublingualis; *Fd* = Fossa digastrica.

An der äußeren Kieferseite ist besonders bemerkenswert das *Foramen mentale*, und zwar nicht nur wegen seiner Größe, sondern insbesondere seiner Lage halber. Dasselbe liegt nämlich 3·4 *cm* hinter der Symphyse oder unter dem 1. M. An der inneren Kieferseite wäre hervorzuheben die tiefe, scharf eingeprägte *Fovea submaxillaris*, welche nahe dem unteren Kieferrand liegt und sich nach vorne verschmälernd bis zum 2. P hinzieht. Die *Spina mentalis* fehlt; an ihrer Stelle sind bloß starke Rauhheiten für den *Musculus genioglossus* und *Musculus geniohyoideus* und eine Gefäßöffnung *(G. O.)*. Ferner wäre zu erwähnen die sehr flache *Fovea sublingualis*, die markante *Fossa digastrica* und neben ihr (nach außen) ein scharfer Kiel *(K)*, welcher sich nach rückwärts zu verliert.

Bemerkung: An diesem Kieferstück sind als eigenthümliche Erscheinungen das weiter rückwärts gelegene *Foramen mentale*, welches sonst beiläufig 1 *cm* weiter vorne liegt und die tief eingeprägte *Fovea submaxillaris* zu nennen.

b) Der hintere Corpustheil der linken Mandibula (Tafel II, Abb. 6). Dieser Kiefertheil enthält die Alveole des letzten und eine Partie jener des vorletzten M und ist schräge nach vor- und abwärts gebrochen, so zwar, dass noch die ganze *Fovea sub*

maxillaris der inneren Kieferseite zurückblieb. Vergleichen wir nun diesen mit dem vorher beschriebenen Kieferstück, und zwar von beiden die Gegend der genannten *Fovea*, so sehen wir, dass dieser Kiefer etwas höher (= 29·2 *mm*), seine Dicke indessen etwas geringer ist (besonders unten). Die Dicke des Kiefers beim letzten M beträgt bei 18·0 *mm*. Der Unterschied wird aber bedeutender, wenn wir die *Fovea submaxillaris* vergleichend in Betracht ziehen. Diese ist bei der vorerwähnten Mandibula tief und scharf in den Kiefer eingeprägt und liegt nahe dem unteren Rand, beim vorliegenden Stück ist die Fovea zwar auch tief, indessen nicht scharf eingedrückt, etwas breiter und liegt etwas höher.

c) Ein Stück des rechten Unterkieferastes (Tafel II, Abb. 5). Auf diesem Kieferstück sind die Hälfte des letzten Molars, der knotige *Angulus mandibularis*, das *Foramen mandibulae* und der *Sulcus mylo-hyoideus* sichtbar. Die Höhe des Kiefers beim letzten M gleicht fast 28 *mm*, die Dicke bei der Alveole 14·6 *mm*. Der *Sulcus mylo-hyoideus* ist sehr gut ausgeprägt; dies möge insbesondere für das linke Unterkieferfragment (Tafel II, Abb. 4) hervorgehoben werden, weil uns bei diesem statt des *Sulcus* ein *Canal* mit einem großen *Foramen mandibulare* entgegentritt. Im letzteren sehen wir zwei Öffnungen: eine größere des *Canalis mandibularis*, welcher mit dem *Foramen mentale* endet, und die zweite knapp unter der Oberfläche befindliche — des *Canalis mylo-hyoideus*. Dieses interessante Kieferstück ist hinter der Alveole des letzten Molars 35 *mm* hoch.

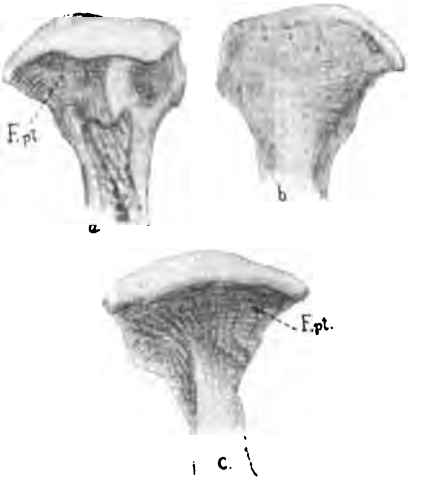


Abb. 121. (1/1). Processus condyloideus. *a* = Linker Gelenkkopf von vorne, *b* = desgleichen von rückwärts. *c* = Rechter Gelenkkopf von vorne. *F. pt.* = Fovea pterygoidea.

d) Processus condyloideus. Von diesem Kiefertheile liegen sieben Stück: vier linke und drei rechte vor (dem einen davon fehlt das Capitulum). Das *Capitulum* ist bemerkenswert durch seine Größe; der kleinste Gelenkkopf misst 22 *mm*, der größte 26·5 *mm* in der Länge. Die Breite wechselt zwischen 10—13·6 *mm*. Auf dem aufgezeichneten Exemplare (Abb. 121 *a*) tritt besonders der tiefe Muskeleindruck des *Musculus pterygoideus* hervor.

Isolierte Zähne des Menschen (Tafel II, Abb. 9; Tafel III, Abb. 1—15). Es wurden außer den erwähnten in den Kiefern stehenden Zähnen noch 115 lose Exemplare gesammelt, die verschieden alten Individuen und verschiedenen Kieferpartien entstammen. Es liegen nämlich Zähne von Kindern als auch Zähne erwachsener Personen, deren Kauflächen mehr oder weniger abgenützt sind, vor. Von besonderer Wichtigkeit sind aber Zähne von Kindern, die noch nicht functioniert haben, als auch Zähne erwachsener Individuen (Weisheitszähne), die kaum hervorgebrochen waren und nur kurz im Gebrauche standen. Außer *Incisivi* (und von diesen insbesondere die oberen, auch stark abgenützten) sind es hauptsächlich die *Molares*, welche ich näher beschreiben werde, weil sie wegen ihrer reichlichen Schmelzfalten an ihren Kauflächen (bei den Molaren) oder an ihrer Innenseite (Incisiven) in hohem Maße bemerkenswert sind.

Es liegen vor:

a) Milchzähne 13 an der Zahl, und zwar: 3 I, 2 C, 3 obere M mit drei und 4 untere M mit zwei Wurzeln. Sämmtliche Milchzähne sind bereits stark abgekaut und lassen nur theilweise eine stärkere Schmelzrunzelung erkennen.

b) Die Ersatzzähne (Tafel III, Abb. 1—6), sind besonders instructiv, da sie noch nicht aus den Kiefern hervorgebrochen waren und demzufolge ihre wurzellosen

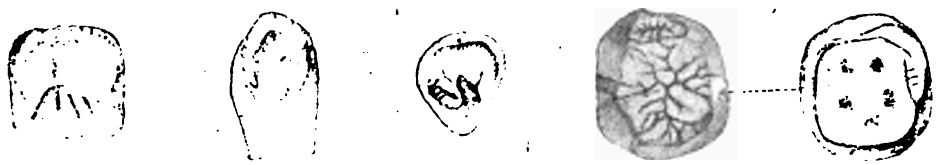
Kronen völlig intact blieben. Ich werde der Reihe nach diese Zähne bildlich vorführen und mit einigen Worten erläutern.

Im ganzen besitze ich zehn Zähne aus der zweiten Dentitionsperiode, nämlich: 4 I, 1 C, 2 P und 3 M.

α) Incisivi. Von den Schneidezähnen sollen hier bloß die oberen mittleren berücksichtigt werden, weil sie sehr markante Schmelzfalten aufweisen. An der Zahnschneide gewahrt man zunächst zwei leichte Einkerbungen (*E*) und neben dem Rande undeutliche radiale kurze Furchen (*F*) oder Vertiefungen. Von der Kronenbasis der inneren Zahnseite erheben sich 3—4 konische Schmelzfalten (*Sf*), welche nach oben in 2—3 leichte Längsfalten übergehen, die indessen vor der Zahnschneide anostomosieren und einen etwas crenierten, mit der Schneide parallel verlaufenden Wulst bilden. Die Kronenbreite des inneren Incisiven ist bei einer Höhe von 10 *mm* fast 10·4 *mm*.

β) Linker Canin (Abb. 122 und Tafel III, Abb. 2). Am Rande der lingualen Seite des Zahnes bemerkt man kurze, unregelmäßig radiär gestellte Runzeln; im übrigen bietet dieser Zahn keine weiteren bemerkenswerten Eigenthümlichkeiten.

γ) Die Prämolaren (Abb. 122 und Tafel III, Abb. 3). Davon erwähne ich den P_1 des rechten Unterkiefers, an welchem außer den zwei Grübchen, welche durch die quer



I_1 Innerer Schneidezahn. C Eckzahn. P_1 Erster unterer Prämolar. M_1 Erster unterer Molar, von oben und unten.

Abb. 122. Schmelzfalten an noch nicht hervorgebrochenen Dauerzähnen des Menschen von Krapina, in $^3/_1$facher Vergrößerung.

verlaufende, den Außen- mit dem Innenhöcker verbindende Leiste entstanden, noch zarte, radial gestellte Fältchen, welche sowohl den Kronenrand als auch die mittelständige Leiste zieren, zu bemerken sind.

δ) Die Molaren (Abb. 122 und Tafel III, Abb. 4—6) sind, was die Schmelzfalten anlangt, am besten und markantesten ausgestattet. An der Kaufläche des abgebildeten M_1 des linken Unterkiefers sieht man nebst der quergerunzelten *Fovea anterior* fünf Höcker, drei äußere und zwei innere, und zwischen diesen zur Mitte der Kaufläche radiär im Zickzack verlaufende Haupt- und mehrere secundäre Einschnitte, durch welche die Schmelzdecke der Kaufläche in ziemlich complicierte Fältchen zerlegt wird. An der unteren, concav ausgehöhlten und scharfrandigen Krone gewahrt man fünf (je nach der Zahl der Höcker) leichte Vertiefungen, welche sich an der Stelle der Höcker befinden d. h. durch die Ausbiegung derselben entstanden sind. — Der Längsdurchmesser des abgebildeten Zahnes beträgt 13·4 *mm*, der Querdurchmesser 12·3 *mm* bei einer Höhe von 9 *mm*.

Es möge noch bemerkt werden, dass an der Zahnkrone dieser jugendlichen Dauerzähne auch hie und da kleine Löcher zu beobachten sind.

Zähne erwachsener Individuen (Tafel II, Abb. 9; Tafel III, Abb. 7—15). Ich habe bereits bemerkt, dass nicht nur an ungebrauchten Zähnen jugendlicher, sondern auch an allen Zähnen erwachsener Individuen Schmelzfaltungen zu beobachten sind, so ferne dieselben nicht bereits abgekaut sind. Besonders schön sind sie an den Molaren

dann Prämolaren und Incisiven ausgeprägt. Ich werde dieselben mit einigen Abbildungen erläutern und kurz beschreiben.

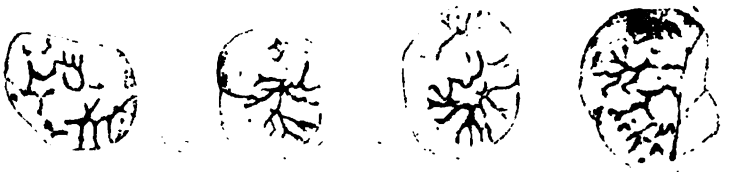
1. Zähne des Oberkiefers (Tafel II, Abb. 9; Tafel III, Abb. 7, 8, 9, 10, 13).

α) *Incisivi* (Abb. 123). Bezüglich der Schneidezähne bemerke ich, dass ich davon 22 obere und 7 untere besitze. Ich werde hauptsächlich die oberen in Betracht ziehen, weil an ihnen die Schmelzfalten sehr gut ausgeprägt sind, und zwar an der inneren Zahnseite. Doch besteht auch zwischen den oberen Schneidezähnen bezüglich der Fältelung ein Unterschied: an den I_1 sind sie reichlicher, während sie bei den I_2 reduciert (was ihre Anzahl betrifft) auftreten. Die Schmelzfalte ist anfänglich, d. h. an der Kronenbasis stark entwickelt und wird bei den I_1 gegen die Zahnschneide zu durch drei bis vier Einschnitte in vier bis fünf Falten zerlegt, die sich gegen die Schneide zu verlieren. An den I_2 sieht man eine oder auch eine getheilte Längsfalte auftreten. Bei diesen letzteren Zähnen kann sich indessen die Schmelzfalte derartig stark entwickeln, dass sie sich von dem eigentlichen Zahn theilweise loslöst und eine Art Talon bildet, der beim Kauen mithalf. Den etwas beschädigten Zahn dieser Art habe ich auf Tafel III, Abb. 10, abgebildet und bemerke, dass ich zu dieser extremen Schmelzfaltenbildung Übergänge besitze.

Ein längster I_2 misst 35·5 *mm*.

I_1 I_2 I_3

Abb. 123. Schmelzfalten an Incisiven erwachsener Individuen, in $^2/_3$facher Vergrößerung.



M_1 r o u. M_1 r. u. M_2 M_3

Abb. 124. Schmelzfalten an Molaren erwachsener Individuen in etwa $^2/_3$facher Vergrößerung.

β) *Canini*. Die Eckzähne sind ähnlich den Schneidezähnen durch eine ziemlich starke Entwicklung der inneren Schmelzfalte ausgezeichnet, weshalb auch ihr Breitenindex etwas größer als gewöhnlich wird.

γ) Die Prämolaren und Molaren liegen in einer größeren Anzahl vor (24). Bezüglich der Schmelzfalten der letzteren mögen folgende Skizzen wenig abgenützter Zähne dienen (Abb. 124 vgl. auch Tafel II, Abb. 9; Tafel III, Abb. 11—15).

Abgesehen von den einwurzeligen Incisiven und Caninen wäre in Betreff der oberen Prämolaren zu bemerken, dass die beiden Wurzeln entweder zusammengewachsen und durch eine Lamelle verbunden, oder bloß am unteren Ende getrennt, oder auch, wie dies an zwei Exemplaren sichtbar ist, bis etwas ober die Wurzelmitte getrennt sind. — Bezüglich der Wurzeln der oberen Molaren mag bemerkt werden, dass drei davon dreiwurzelig sind; diese Dreitheilung reicht indessen kaum bis zur Mitte der Wurzel hinauf. Bei den übrigen Molaren sind dieselben mehr weniger verwachsen und entweder zweitheilig, oder unten bloß gelappt; bei einem sind die Wurzeln zum großen Theile zu einem Prisma verschmolzen.

Die Kronenausmaße (außer der Kronenhöhe) sämmtlicher Oberkieferzähne erwachsener Individuen habe ich mit den entsprechenden der recenten Menschenzähne verglichen. Diese letzteren Ausmaße entnahm ich der Arbeit des Prof. Dr. Branco (S. 44 und 45), in welcher sie von Blake zusammengestellt wurden.[1])

[1]) Branco, Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz der schwäbischen Alb. Stuttgart 1898.

Diluvialer Mensch von Krapina:						Recenter Mensch nach Blake:				
		Länge	Breite			Länge	Breite			
I_1	mittel	**10·4**	**8·9**			**9·0**	**7·0**			
	größte	11·0	9·5			10·0	8·0			
	kleinste	10·0	8·1			8·0	7·0			
I_2	mittel	**8·6**	**8·9**			**6·4**	**6·0**			
	größte	9·0	11·2			7·0	7·0			
	kleinste	8·4	8·2			5·0	5·0			
C	mittel	**9·13**	**9·86**			**7·6**	**8·0**			
	größte	9·8	10·5			9·0	9·0			
	kleinste	8·4	9·3			7·0	7·0			
P_2	mittel	**8·2**	**10·36**			**7·2**	**9·1**			
	größte	8·3	11·3			8·0	10·0			
	kleinste	8·1	10·2			7·0	8·0			
P_1	mittel	**8·2**	**11·13**			**6·8**	**8·8**			
	größte	8·6	11·55			8·0	10·0			
	kleinste	8·0	10·4			6·0	7·5			
				Länge	: Breite			Länge	: Breite	
M_1	mittel	**12·26**	**10·7**	100	: 88·0	**10·7**	**11·8**	100	: 110·3	
	größte	12·6	15·0			12·0	12·0			
	kleinste	11·6	12·5			9·0	11·0			
M_2	mittel	**10·46**	**13·1**	100	: 124·3	**9·2**	**11·5**	100	: 125	
	größte	11·8	13·2			10·0	12·5			
	kleinste	9·8	12·9			7·0	10·0			

2. Zähne des Unterkiefers (Tafel III, Abb. 11, 12, 14, 15). Von Unterkieferzähnen werde ich ebenso wie früher sämmtliche mit den Blake'schen Ausmaßen vergleichen. Ich bemerke noch, dass ich, wo mir irgendwelche Zahnart fehlte (von isolierten Zähnen nämlich), die Ausmaße derselben den an den Kiefern stehenden entnommen habe. — Bezüglich der M_3 bin ich nicht ganz sicher, ob sie dem Unterkiefer entstammen; aber ihre Größe und Form machen dies wahrscheinlich.

Diluvialer Mensch von Krapina:				Recenter Mensch nach Blake:	
		Länge	Breite	Länge	Breite
I_1	mittel	**7·45**	**8·2**	**5·4**	**6·0**
	größte	7·5	8·2	6·0	6·5
	kleinste	7·4	8·2	5·0	5·5
I_2	mittel	**7·93**	**9·0**	**5·9**	**6·4**
	größte	8·6	10·0	6·5	7·5
	kleinste	6·6	7·1	5·0	6·0
C		8·2	8·2	—	—
P_2	mittel	**8·46**	**9·27**	**6·9**	**7·7**
	größte	9·2	10·0	8·0	8·0
	kleinste	7·8	8·4	6·0	7·0
P_1	mittel	**8·13**	**9·6**	**7·1**	**8·0**
	größte	9·0	10·0	8·0	9·0
	kleinste	7·0	9·2	6·5	7·0

		Diluvialer Mensch von Krapina:					Recenter Mensch nach Blake:				
				Länge	:	Breite			Länge	:	Breite
M_1	mittel	**10·73**	**11·5**	100	:	107·1	**11·2**	**10·3**	100	:	92
	größte	13·6	12·6				12·0	11·5			
	kleinste	11·2	10·5				11·0	10·0			
M_2	mittel	**12·19**	**11·3**	100	:	92·7	**10·7**	**10·1**	100	:	94·4
	größte	12·6	11·55				11·0	10·5			
	kleinste	11·3	11·0				10·0	9·5			
M_3	mittel	**11·65**	**11·2**	100	:	96·1	**10·7**	**9·8**	100	:	91·6
	größte	12·1	11·4				12·0	10·5			
	kleinste	11·2	11·0				8·0	9·0			

Die Zähne des diluvialen *Homo* aus Krapina sind im allgemeinen größer als die entsprechenden des recenten Menschen, und dabei sind — wie bereits gesagt — die *Incisivi* und *Canini* (hauptsächlich die oberen) wegen der Entwicklung der inneren Schmelzfalten etwas breiter. — Die Molaren (besonders M_3) weisen an ihrer Kaufläche stets eine deutliche *Fovea anterior*, ferner ziemlich tief eingeschnittene verästelte Furchen auf, von denen besonders eine an der Außenseite des Zahnes bis zur Hälfte der Krone herabreicht und gewöhnlich mit einem Grübchen endet. Grübchen, als auch leichte Längsfalten werden mehrfach an der Krone beobachtet. Die Falten zieren namentlich den äußeren Zahnrand, die Grübchen kommen sowohl an der Kaufläche, als auch an der Peripherie derselben vor.

Die gemachten Beobachtungen an den Zähnen des Krapinaer diluvialen *Homo* haben uns belehrt, dass er bezüglich der Schmelzfaltenbildung an Incisiven, besonders aber an Molaren jugendlicher als auch erwachsener Individuen, Analogien mit entsprechenden Zähnen der anthropomorphen Affen, insbesondere mit jenen des Orangutans und Schimpanses aufweist. Freilich sind die Zahnfaltungen dieser letzteren complicierter und anders gestaltet, deshalb auch von denen der Krapinaer diluvialen Menschen sofort unterscheidbar. Ich verweise diesbezüglich auf das Werk Prof. Dr. Selenkas »Menschenaffen«,[1]) wo auf S. 82, 83, dann 126, 127 u. s. w. diese Eigenthümlichkeiten durch vorzügliche Abbildungen verschiedener Affen- und Menschenzähne veranschaulicht sind.

Schmelzfaltungen beobachtet man ferner andeutungsweise auch an Zahnkronen des recenten Menschen. Diesbezüglich erwähne ich die Abb. 3, Tafel I, und Abb. 9 und 10, Tafel II, in der Branco'schen Arbeit »Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz«, weil insbesonders der sub Abb. 9 (M_3 von unten links) abgebildete Zahn eines Zigeuners sehr stark an unsere diluvialen Zähne erinnert. Fassen wir nun auch die Zähne der Anthropomorphen aus den Bohnerzen ins Auge, so gelangen wir etwa zu folgenden Ergebnissen:

Die Zähne des diluvialen *Homo* von Krapina (Incisiven und Molaren jugendlicher und erwachsener Individuen) weisen an ihren Kronen Schmelzfaltelungen auf, wie solche bei den Anthropomorphen (Schimpanse, Orangutan) in analoger, jedoch reichlicherer Weise zu beobachten sind. Die Schmelzfalten diluvialer Menschen entsprechen indessen jenen an Zähnen des recenten Menschen zu beobachtenden, nur sind sie dort zahlreicher. Sie erinnern ferner lebhaft an die entsprechenden Zähne aus den miocänen Bohnerzen der schwäbischen Alb *(Dryopithecus)*, weil die diluvialen Zähne (Molaren) außer einer deutlichen vorderen Querfurche (bei einem ungebrauchten Ersatzzahn M_1 auch die hintere Furche vorhanden) auch tief eingeschnittene Schmelzfurchen, wovon gewöhnlich eine an

[1]) »Menschenaffen«. Lief. 1 und 2. Wiesbaden 1898—1899.

der Außenseite weit herabreicht und oft mit einem Grübchen endet, aufweisen. Grübchen beobachtet man, wie schon bemerkt, auch an der Kronenfläche, indessen hauptsächlich an noch nicht abgekauten Zähnen.

Aus der großen Übereinstimmung im Baue der Zähne des diluvialen und dem hie und da zu beobachtenden Baue an Zähnen des recenten Menschen mit solchen des miocänen, aus den Bohnerzen herrührenden anthropomorphen Affen (Dryopithecus) ist eine sehr analoge Entwicklung zu erkennen, welche die oft ausgesprochene Vermuthung, der Mensch hätte sich bereits im Tertiär von gewissen anthropomorphen Affen abgezweigt, zu bekräftigen scheint.

Die Zähne des diluvialen Menschen besaßen — nach dem Krapinaer *Homo* zu urtheilen — gewiss noch allgemein reichlichere Schmelzfalten (besonders im Jugendstadium), eine Eigenthümlichkeit, welche ihn in unzweifelhafter Weise zu seinen Vorfahren zurückführt, und zwar zu einer Gruppe, welche jenen miocänen Anthropomorphen der schwäbischen Alb ziemlich nahe gestanden sein musste. Der Umstand, dass die Schmelzfalten des recenten Menschen nur mehr sporadische Erscheinungen sind, spricht deutlich dafür, dass diese Eigenthümlichkeit, welche in den früheren Zeitperioden eine allgemeine war, sich bereits verliert. Dass neben dem Gibbon und Gorilla, deren Zähne keine Schmelzfalten besitzen, gleichzeitig Genera wie Schimpanse und besonders Orangutan mit sehr reichlichen Falten bestehen, lässt uns vermuthen, dass auch im Miocän neben *Dryopithecus* noch andere mit reichlicheren Schmelzfalten versehene Formen existierten, die eventuell schon dem damaligen *Homo* angehörten. Der *Dryopithecus* dürfte diesbezüglich schon reducierter gewesen sein, immerhin aber dem muthmaßlichen ersten *Homo* sehr nahe gestanden sein. Da sich eine große Ähnlichkeit des *Dryopithecus* auch mit den Gibbonen nicht verkennen lässt, so könnte es wohl möglich sein, dass ersterer der Vorfahre der heutigen Gibbonen wäre.

Diverse menschliche Skeletreste.

Außer den beschriebenen Schädelknochen liegen noch Bruchstücke verschiedener Theile des Knochengerüstes jugendlicher Individuen vor. Von der Wirbelsäule sind es einige Wirbelkörper und Apophysen mit Gelenkköpfen der cervicalen Partie, dann einige vordere Rippen. Von Extremitäten erwähne ich zuerst die Clavicula (links) und eine rechte Scapula als Theile des Brustgürtels, dann zwei Humerus, wovon ein linker uns die untere Knochenhälfte, jedoch ohne Gelenkkopf, der andere (ebenfalls ein linker) den unteren Gelenkkopf darstellt. Zwei Radius (rechts), Proximalstücke, dann zwei obere Ulna-Fragmente (rechts und links), ferner das zweite Glied des ersten Fingers der linken Hand (siehe Tafel II, Abb. 8), und endlich Phal. 1 und 2 des Tarsus.

VI. Die Geräthe des Menschen.

(Tafel IV, Abb. 1—10.)

Sowohl in den Culturschichten, als auch im ganzen eluvialen Schichtencomplex von Krapina wurden Abfälle verschiedenartiger Silicatgesteine vorgefunden. Da sämmtliche Abfälle scharfkantig sind und auch betreffs ihrer Größe bedeutend von dem Korne der den Sandcomplex zusammensetzenden Elemente abweichen, so sind diese Bruchstücke zweifelsohne an Ort und Stelle gemacht worden, und zwar aus Gesteinen, die in dem anstehenden mediterranen Sandsteine und dessen Verwitterungsproducten nicht vorkommen. Derartige Gesteine finden sich indessen im Bache Krapinica, welche derselbe aus der nördlichen Gegend, und zwar aus dem Ivanščicagebirge (Strahinje) herabrollte. Man beobachtet nämlich am südlichen Rande des erwähnten Gebirges des öfteren Eruptivgesteine

und in ihrer Nähe verschiedene verkieselte Gesteine: Jaspise, unreine graue, grünliche und dunkle Feuersteine u. dgl. Aus derartigem Gerölle machte sich der Krapinaer Mensch seine sehr primitiven Geräthe. Dass dem so war, beweisen viele Abfälle, an denen man noch die äußere Geröllfläche sieht. Das Gestein war indessen nicht sehr günstig zur Anfertigung von Geräthen, demgemäß fanden sich auch unter der großen Menge von Abfällen nur sehr wenige Geräthschaften. Alle tragen genau den Typus des Mustérien und können als Schaber, Spitzen und Messer angesprochen werden. Zumeist wurden grünliche, unreine und graue Feuersteine dazu verwendet. Sehr selten Quarz, Opal, Chalcedon (bloß ein Schaber); auch von Jaspis liegen nur einige wenige Geräthe vor.

Außer Steingeräthen fand ich auch zwei Knochengeräthe, nämlich eine Axt (Tafel IV, Abb. 1), welche von einem größeren — wie es scheint — Tibiastück abgeschlagen wurde. Dasselbe ist 117·2 *mm* lang, an der Schneide 17·2 *mm* breit und am oberen, abgebrochenen Ende 61 *mm* breit und 25·5 *mm* dick. Dass diese Axt gebraucht wurde, beweisen die glatt abgerundeten Bruchränder der Schneide und der einen dünneren Seite. Ferner besitze ich noch ein spitzes Knochenwerkzeug, welches ebenfalls von einem Extremitätenknochen herrührt. Es ist 109 *mm* lang (die Spitze selbst ist abgebrochen) und dreikantig; sämmtliche Kanten sind durch Gebrauch geglättet (siehe Tafel IV, Abb. 2).

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, dass auch einige Ursusknochen, wie zum Beispiel Bruchstücke von Femur und Humerus mit Gelenkköpfen, zu irgend welchem Zwecke verwendet wurden. Es liegen nämlich zwei distale linke Humerusstücke vor (circa 22 und 26 *cm* lang), welche mehr weniger schräge abgebrochen sind, während die Bruchränder glatt sind, was nur vom Gebrauche herrühren kann. Übrigens bildete die Gelenkrolle eine sehr gute Handhabe für dieses wohl recht primitive Geräth.

Abb. 125. Schlagmarken oder Bissrisse an einem nicht näher bestimmbaren Thierknochen. In nat. Größe.

Endlich scheint es mir, dass der *Homo* von Krapina auch Scherben von Rhinocerosmolaren verwendete; denn wir haben davon eine ansehnliche Menge in den Culturschichten gefunden.

Auch möchte ich noch eines kleinen, von einem jungen Thiere stammenden Extremitätenknochens Erwähnung thun, an welchem fünf, zumeist paarig auftretende, ungleich weit stehende, quere Einschnitte zu beobachten sind, von denen man nicht bestimmt sagen kann, ob sie Schlagmarken oder Bissrisse sind. Jedenfalls sind sie verhältnismäßig scharf und primär (Abb. 125).

VII. Muthmaßliche Lebensweise des diluvialen Menschen von Krapina.

Aus manchen Anzeichen lässt sich annehmen, dass der diluviale Mensch von Krapina kräftig gebaut war. Dies lehrten uns theilweise die beschriebenen Schädelknochen, insbesondere jene, welche mit dem Kauapparate im Zusammenhange standen. Denn die breiten Gelenkköpfe des Unterkiefers verlangten — wie wir dies bereits erwähnten — jene ausgebreitete *Fossa glenoidalis*, diese wieder eine kräftigere Stütze durch das verdickte *Os tympanicum*, bei einer gleichzeitigen Reduction des *Processus mastoideus*. Mit der vergrößerten *Fossa glenoidalis* sehen wir gleichzeitig auch einen kräftigeren und weiteren *Processus zygomaticus*, ferner zahlreichere Gefäßöffnungen, stark ausgeprägte Muskelansatzstellen, alles Einrichtungen zur Bewältigung der damaligen, sehr primitiven und schwierigen Lebensbedingungen. Der diluviale Mensch war ein Jäger, bewaffnet mit den einfachsten, bloß aus Stein oder Knochen erzeugten Waffen. Er musste vielfach die Unzulänglichkeit

derselben mit seinen physischen Kräften ersetzen, um im Kampfe ums Dasein siegreich hervorzugehen, denn er hatte es ja mit Raubthieren, wie dem braunen und Höhlenbären, zu thun und dann mit Rhinocerotiden und Boviden, die er sämmtlich zur Nahrung erlegte oder einfieng. Wie er immerhin primitiv lebte, so verstand er wohl auch das Fleisch jugendlicher Individuen des Bären und des Rhinoceros zu würdigen. Zu Jagdzwecken streifte unser *Homo* in jener Gegend vielfach herum, kehrte indessen häufig in die Höhle zurück, wo er sich stets sein Feuer anlegte, sein Mahl zubereitete und seine Geräthe herstellte.

Die Knochen der älteren Höhlenbären, die in der Höhle offenbar auch selbst zugrunde giengen (es liegen bis zur Wurzel abgekaute Zähne vor, die gewiss von sehr alten Individuen herrühren; ferner krankhafte Knochen: löcherige Unterkiefer, viele mit zahlreicher Knochenwucherung versehene Wirbel, Fibula, Rippen), warf der Mensch herum, um sich Platz zu machen, denn die meisten und best erhaltenen Knochen fanden sich knapp an der Höhlenwand. Niemals wurde ein ganzes oder wenigstens eine größere Skeletpartie im Zusammenhange vorgefunden. Häufig beobachteten wir in den Feuerlagern einzelne verbrannte Skeletstücke, die der Mensch vielleicht auch zur Feuerung benützte. Außer Fleisch von jungen Bären und Rhinoceroten aß er auch solches vom *Bos primigenius,* insbesonders aber zerschlug er gerne die markführenden Knochen des letzteren, wie uns dies zahlreiche mit primären Bruchflächen versehene Knochenstücke lehren.

Sehr merkwürdig ist die Thatsache, dass in keiner der Culturschichten bis zur vierten und hauptsächlich zur dritten herab eine Spur des menschlichen Skelettes gefunden wurde. In der dritten Culturschichte indessen tritt uns eine ganz merkwürdige Erscheinung entgegen: die ganze Schichte nämlich stellt uns einen einzigen großen Feuerherd vor, in welchem fast ausschließlich Menschenknochen, die fast sämmtlich zerbrochen und mehr oder weniger angebrannt oder auch verbrannt waren, gefunden wurden. Die Knochen gehörten wenigstens zehn verschieden alten Individuen (Kindern und Erwachsenen) an. Es liegt der Gedanke sehr nahe, dass der diluviale Mensch unter Umständen Cannibalismus trieb; denn das gleichzeitige Vorkommen von zerbrochenen Knochen verschieden alter Individuen im Feuerherde kann man schwierig anders erklären, als dass diese Ansiedlung hier auf gewaltsame Art zugrunde gieng, dass man ihre Leichen verbrannte und ihre Knochen zertrümmerte, um sie auf analoge Weise, wie man dies mit Bos oder anderen Thieren that, zu verzehren.

Außer den erwähnten primitiven Stein- und den ebenso einfachen Knochengeräthen finden wir im ganzen eluvialen Schichtencomplexe, welcher zu seiner Auflagerung gewiss einen langmächtigen Zeitraum in Anspruch nahm, absolut keine Anzeichen irgend welcher Art, die auf eine höhere Cultur des Menschen, wenigstens auf eine Vervollständigung seiner nur zu primitiven Waffen, oder auf irgend welche Kunsterzeugnisse hindeuten würden. Nichts von alldem. Der diluviale Mensch von Krapina blieb während der ganzen Dauer der Ablagerung jenes Sandes auf derselben tiefen Culturstufe.

Anhang.

Die chemische Analyse der diluvialen Knochen von Krapina.

Die nachfolgende Analyse verdanke ich meinem Freunde Herrn Dr. S. Bošnjaković, Vorstande des chemisch-analytischen Landesinstitutes in Agram.

A. Carnot war es, der den Versuch machte (Comptes rendus, CXV, 337), das geologische Alter fossiler Knochen auf Grund chemischer Analysen zu ermitteln. Carnot kam nämlich zum Schlusse, dass je älter die Knochen sind, sie auch umsomehr

Fluor enthalten. Auf jene Menge der Phosphorsäure nämlich, auf die bei alten Knochen 1 Theil Fluor kommt, entfallen in tertiären Knochen 0·64, in diluvialen 0·35, in recenten Knochen endlich 0·05 bis 0·06 Theile Fluor.

J. M. van Bemmelen (Zeitschrift für anorganische Chemie. 15, 84) bestätigt, dass er in einem speciellen Falle das Carnot'sche Princip zutreffend fand, hebt indessen hervor, dass nicht allein die Zeit der ausschließliche Factor bei der Metamorphose der Knochen sei, dass also die Zusammensetzung der Knochen nicht nur vom geologischen Alter derselben, sondern auch von der Beschaffenheit der Schichten, in denen sie liegen, und von der Zusammensetzung und Circulation des Wassers, welches mit jenen in den Erdschichten in Berührung kommt, abhängt.

Die Verhältniszahlen, die Carnot anführt, erhielt er durch die Division des Verhältnisses des Fluor zur Phosphorsäure mit 0·0892. (Die letztere Zahl stellt uns das Verhältnis des Fluor zur Phosphorsäure im Apatit vor.)

Die Krapinaer Knochen enthalten (Mittelwerte zweier Analysen) in Procenten:

Glühverlust	6·38
SiO_2	0·57
$Fe_2O_3 + Al_2O_3$	0·55
MgO	0·33
CaO	49·74
P_2O_5	35·75
Fl	0·73
Cl	0 02
CO_2	4·96
K_2O	0·36
Na_2O	0·14
Zusammen	99·53.

Daraus ergibt sich das Carnot'sche Verhältnis: 0·23, welches dem oben erwähnten, den diluvialen Knochen zukommenden 0·35 sehr nahe kommt, und somit kann auch in diesem Falle das Carnot'sche Princip als bestätigt betrachtet werden.

NEKROLOGE.

Artur Hazelius.

Artur Hazelius ist todt. Freilich war es in einem kleinen Lande, weit oben im Norden, wo er lebte und wirkte, aber — in der Museumswelt haben wohl wenige Namen einen solchen Klang gehabt als der Name Artur Hazelius. Seine Bedeutung für sie ist außerordentlich und fruchttragend gewesen, nicht nur in seinem eigenen Lande, sondern auch weit außerhalb der Grenzen desselben. So haben mehrere andere Länder sein in Stockholm gegründetes »Nordiska museum« mit der Freiluftabtheilung »Skansen« zum Vorbild ähnlicher Institutionen genommen, wie z. B. das »Dansk Folkemuseum« in Kopenhagen 1879, das »Deutsche Museum für Trachten und Geräthe «in Berlin 1888, das »Norsk Folkemuseum« in Kristiania 1894, das »Tschechoslavische Museum« in Prag 1896 u. s. w. Wie dann am zweiten Pfingsttage morgens die unerwartete Todesbotschaft kam und verkündete, dass Artur Hazelius nicht mehr lebe, da wurde ganz Schweden in tiefe Trauer versenkt. Solch eine Trauer ist wohl selten einem privaten Manne zutheil geworden. Aber sein Volk fühlte, was es in ihm verloren hatte — vielleicht sah es erst in diesem Augenblicke völlig seine unermessliche Bedeutung für das Land ein; denn sein Werk war nicht nur das des Gelehrten, der für sein Museum sammelt. Doctor Hazelius hat es auch verstanden, das ganze schwedische Volk dafür zu interessieren und das Resultat seiner Arbeit für die große Menge populär und beliebt zu machen. Er hat im reichsten Maße dem Volke die Bedeutung des Wahlspruches, den er seinem Museum gegeben hat: »Kenne dich selbst«, gelehrt. Was ihm am meisten ermöglichte, so weit zu kommen, ein Werk zu vollenden, das, wie es scheinen sollte, mehr als ein Menschenalter erfordern musste, war die brennende Vaterlandsliebe, die ihn beseelte, und sein optimistischer Glaube an den Willen und die Kraft seines Volkes. Er wurde auch darin nicht betrogen; es war selten, dass man nein sagte, wenn Artur Hazelius für Museumszwecke etwas verlangte; wie hätte man ihm auch widerstehen können! Seine gewinnende Persönlichkeit machte es schwer, ihm eine Bitte abzuschlagen. Er hat in hohem Grade die Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit seines Volkes entflammt. — Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, Artur Hazelius kennen zu lernen, der bewahrt die Erinnerung an ihn als eine seiner besten und schönsten.

Artur Hazelius wurde den 30. November 1833 in Stockholm geboren. Sein Vater war der auch als Publicist bekannte General J. A. Hazelius. Im Jahre 1854 bezog er die Universität zu Upsala, wurde 1861 zum Doctor der Philosophie promoviert und zum Lehrer der schwedischen Sprache an einer Schule in Stockholm ernannt. Im Jahre 1868 gab er diese Anstellung auf, um sich literarischen Arbeiten zu widmen, in welchen er einige Jahre für die Reinheit seiner Muttersprache eintrat. Er entwickelte hierbei eine bedeutende Wirksamkeit, besonders für die Reformierung der Orthographie. — Nachdem er sein Museum gegründet hatte, gab er eine Menge für die Ethnographie sehr bedeutungsvolle Publicationen heraus, welche allen, die mit »Nordiska museet« in Verbindung stehen, wohlbekannt sind, z. B. »Minnen från Nordiska museet« 1880—1892, »Bidrag till vår odlings häfder« 1881—1892, »Samfundet för Nordiska museets främjande. Meddelanden utgifna af Artur Hazelius« 1881—1891, »Afbildningar af föremål i Nordiska museet« 1888, »Bilder från Skansen« 1896—1899, »Vinterbilder från Skansen« 1900, »Sommarbilder från Skansen« 1901 u. s. w. — Seine Wirksamkeit als Pädagog und Schriftsteller war für ihn eine gute Vorbereitung zu seinem künftigen Lebenswerke.

Das Jahr 1872 wurde ein bedeutungsvolles Jahr in seinem Leben. Im Sommer dieses Jahres machte er nämlich eine Reise in Dalekarlien, wo die Einwohner ihre alten Trachten und Sitten am treuesten bewahrt haben. Aber auch hier waren dieselben in Abnahme begriffen; schon während seiner vorigen Reisen hatte er dies mit Bedauern wahrgenommen, und jetzt erwachte in ihm der Gedanke, von den alten Trachten, Hausgeräthen, Gebräuchen u. s. w. seines Volkes zu retten, was noch zu retten sei. Er schritt sofort zur Ausführung seines Gedankens, und als Nr. 1 des Verzeichnisses von Gegenständen des »Nordiska museum« ist ein in Dalekarlien angekaufter Frauenrock angeführt, der zu einer schon längstabgelegten Tracht gehört. Das war der erste anspruchslose Anfang seiner nachher so weltberühmten Sammlungen. Am 24. October 1873 wurde die erste Abtheilung des Museums, welches zuerst »Skandinavsk etnografiska samlingen« genannt wurde, in dem

sogenannten »Südlichen Pavillon« eröffnet. Dieser Name wurde im Jahre 1880 gegen »Nordiska museet« vertauscht. — Jetzt entwickelte sich das Museum rasch, im Jahre 1874 wurde noch eine Abtheilung im »Nördlichen Pavillon« eröffnet, 1875 eine dritte und 1877 eine vierte. Das Jahr 1878, in welchem Dr. Hazelius nach unerhörten, sowohl ökonomischen, als auch vielen anderen Schwierigkeiten, an der Weltausstellung in Paris theilnahm, brachte ihm einen großen Erfolg. Die ethnographische Ausstellung des Dr. Hazelius war eine der größten Anziehungskräfte der Weltausstellung. Wer dieselbe damals besuchte, erinnert sich gewiss noch der eigenartigen Stubeninterieurs des schwedischen Bauernlebens. Hier sah man ein Museum mit Wirklichkeit und Leben und nicht allein die trockene wissenschaftliche Anordnung mit eng zusammengepferchten Gegenständen. Dies war eine praktische Weise, Ethnographie zu betreiben. Wenn man auch schon früher den Gedanken darauf gerichtet hatte, so ist es doch, so weit ich erfahren habe, das unvergängliche Verdienst Hazelius', denselben ins Werk gesetzt und ausgeführt zu haben. Er hat dadurch die Völkerkunde in eine neue Entwicklungsperiode geleitet, indem er den todten Dingen Leben gab.

Dass sein Museum auch populär geworden ist, das kann man aus einigen statistischen Aufstellungen ersehen. Von der Eröffnung am 24. October 1873 bis zum Ende des Jahres 1900 ist »Nordiska museet« von 607.726 Personen besucht worden. Die Anzahl der Personen, welche die Freiluftabtheilung »Skansen« vom 11. October 1891 bis Ende 1900 besucht haben, beläuft sich auf 2,932.214. Die Summe der Besucher aller Abtheilungen zusammen während dieser Jahre beträgt also nicht weniger als 3,529.940.

Als Hazelius aber nicht mehr mit eigenen Mitteln dem Museum die Entwicklung, die er sich dachte, geben konnte, bot er dasselbe dem schwedischen Staate als Geschenk an. Vieler Ursachen zufolge lehnte indessen der Staat dieses Anerbieten ab. Da fertigte Dr. Hazelius einen Überlassungsbrief auf das ganze Eigenthum des Museums aus, wodurch »Nordiska museet« für alle Zukunft als eine selbständige Anstalt unter eine eigene Direction gestellt wurde. Vom 28. April 1880 an war das Museum als das Eigenthum des ganzen schwedischen Volkes anzusehen. Beim Tode des Dr. Hazelius umfasste es nicht weniger als etwa 100.000 Gegenstände, worunter die Münzen- und Stichsammlungen u. dgl. nicht inbegriffen sind. Die erste Abtheilung umfasste Interieurs und Gegenstände, die den Bauernstand und dessen Lebensweise beleuchten, da das volkliche Element den Ausgangspunkt des Museums bildete. Hierzu kam ferner eine reichhaltige Handwerker- und Zunft-Abtheilung, eine Abtheilung für die höheren Stände und eine historische Abtheilung. Das Hauptziel des Museums ist, der Wissenschaft zu nützen, gleichzeitig will es aber auch die Vaterlandsliebe und das Selbstgefühl des Volkes wecken und entflammen, weshalb es Erinnerungen an hervorragende nordische Persönlichkeiten sammelt und pflegt.

Um aber einen Gegenstand genau studieren zu können, muss man denselben mit anderen, damit verwandten, vergleichen. Hazelius sah es auch ein, dass er manche Lehren bei seinen Stammverwandten zu finden hatte, und so wurden Sammlungen von Norwegen, Finnland, den Ostseeprovinzen, Dänemark, Island und Grönland mit denjenigen des Museums vereinigt. Die reichhaltige norwegische Abtheilung enthält sehr bemerkenswerte Gegenstände und ist eine wirkliche Zierde des Museums. Als Vergleichungsmaterial enthält dieses auch viele Gegenstände aus Deutschland, unter welchen man besonders die reiche Sammlung von Zunftgegenständen, namentlich die aus Bayern stammenden, zu beachten hat.

Alle diese großen Sammlungen sind bis jetzt an mehreren verschiedenen Stellen untergebracht, aber Dr. Hazelius hatte auch dafür gesorgt, ihnen ein würdiges Heim zu bereiten, und sie warten jetzt nur darauf, in dem bald fertigen großartigen Palaste auf dem von König Oskar II. geschenkten, in »Djurgården« gelegenen Gebiete »Lejonslätten« aufgestellt zu werden. Dem Gründer wurde es nicht vergönnt, diesen stolzen Augenblick zu erleben.

Doch ehe er zu der ewigen Ruhe gieng, hatte er eine Lebensthat vollenden können, welche seinen Namen für alle Zeiten bewahren wird. — Seine Arbeitskraft war erstaunlich. Im Anfang hatte er nur eine Hilfe in seiner Gemahlin, die ihm in allem treu zur Seite stand, sie war sein erster »Amanuens«. Erst nach 1886 stellte er eine größere Anzahl von Secretären an, und seinen »Amanuensen«, die meistentheils Damen waren, verstand er in ungewöhnlichem Grade Liebe und Interesse für sein Werk einzuflößen.

Was vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, seinen Namen in die Welt hinauszutragen, ist »Skansen«.

Schon früh war der Gedanke an ein Freiluftmuseum in Hazelius erwacht, und bereits 1885 hatte er ein altes kleines Haus in Dalekarlien und Einrichtungen typischer Bauernhäuser erworben. Im Jahre 1891, am 2. März, konnte er endlich seinen Plan verwirklichen, indem der erste Theil (29.493 m^2) von »Skansen« gekauft wurde, welches Gebiet ein typisches Stück skandinavischer Erde darstellt und oft mit dem Wiener Prater verglichen worden ist. Von Jahr zu Jahr wurde »Skansen« vergrößert, so dass es jetzt 278.972 und, wenn man das 1890 vom Graf v. Hallwyl geschenkte Gebiet Framnäs mitrechnet, 284.356 m^2 umfasst; hier wurde den 11. October 1891 das erste folkloristisch-culturhistorische Freiluftmuseum eingeweiht. In dieser Freiluftabtheilung hat man Gegenstände von der Art, die nicht gut innerhalb der Wände eines

Museumsgebäudes ausgestellt werden können, wie Gebäude, Ackergeräthe u. s. w., untergebracht. Der ethnographisch-culturhistorischen Abtheilung wurde nachher eine naturwissenschaftliche beigefügt, welche das Thier- und Pflanzenleben, sowie das Mineralreich umfasst. Der Zweck »Skansens« ist, ein lebendes Museum zu sein. Es will das Volksleben alter schwedischer Zeiten zeigen, und man kann dort alte Volkstänze tanzen sehen, Volkslieder und Gesänge in ihren Mundarten ausführen hören und malerische Trachten in Augenschein nehmen. Mit der typischen Natur, den Glockenthürmen und kleinen Häusern mit ihren Einwohnern in Nationalcostümen, den Lappländern mit ihren Schlitten und Renthieren hat man ein Bild vom alten Schweden in Miniatur. — Hazelius hat seinem Volke manche gute Lehre durch »Skansen« gegeben. Er zeigt dort, wie einfach seine Vorfahren lebten und wie sie den unerhörten Luxus unserer heutigen Tage entbehren konnten. Durch die auf »Skansen« angeordneten nationalen Feierlichkeiten und Zerstreuungen hat er das Volk gelehrt, edle und gesunde Vergnügen zu suchen. »Skansen« ist der Lieblingsplatz und der Stolz der Stockholmer geworden, und die Fremden, welche »Skansen« besuchen, haben nicht Worte genug, um ihre Bewunderung über das eigenartige Freiluftmuseum auszudrücken. — Hier war es, wo Artur Hazelius seinen letzten Seufzer aushauchte, und hier hat er auch seine letzte Ruhestätte erhalten.

Aus der Ehe mit seiner früh vorstorbenen Gemahlin Sofia Grafström, der Tochter eines schwedischen Dichters, hinterlässt er einen einzigen Sohn, phil. cand. Gunnar Hazelius, der sich dem Werke seines Vaters widmet und jetzt der Vorsteher »Skansens« ist. Möge das Werk des Verstorbenen blühen und gedeihen, und möge das schwedische Volk sein unschätzbares Erbe mit Liebe und Dankbarkeit hegen und pflegen!

Stockholm.

Louise Hagberg.

LITERATURBERICHTE.

18.

Kraitschek, Dr. Gustav: Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasialjugend. (Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums in Landskron, 1901.)

An 173 deutschen Schülern (ausschließlich der Juden) aus der Gegend von Landskron (Nordostböhmen), Zwittau und Mährisch-Trübau (Mähren) wurden diese Untersuchungen angestellt, welche sich auf Augen- und Haarfarbe, die größte Länge und Breite des Kopfes, Breite und Höhe des Gesichtes, Form, Länge und Breite der Nase und auf die Körperlänge beziehen.

Es ergaben sich lichte Augen 58 Procent (28 Procent blaue und 30 Procent graue), mischfärbige (graubraune und grüne) 21 Procent und braune 20 Procent; für die Haarfarbe 3 Procent rothe, 20 Procent blonde, 36 Procent hellbraune und 40 Procent braune; schwarze fehlen gänzlich.

Die Mischtypen (alle Typen nach des Referenten Eintheilung) überwiegen bei weitem (68 Procent) die reinen Typen (32 Procent), unter welch letzteren jedoch der helle Typus (19 Procent) stärker vertreten ist, als der dunkle (13 Procent).

Wie schon andererseits beobachtet, combinieren sich blonde Haare vorzüglich mit lichten (91 Procent), darunter mehr blauen (51 Procent) als grauen Augen (40 Procent), braune Haare mit braunen und mischfärbigen Augen (je 32 Procent), selten mit blauen (15 Procent), endlich hellbraune Haare wieder mit lichten Augen (70 Procent), freilich öfter mit grauen (40 Procent), als blauen (30 Procent).

Der Längenbreitenindex des Kopfes schwankt in den weiten Grenzen von 78—92, jedoch kam kein einziger dolichocephaler, bloß drei mesocephale (2 Procent), dafür aber 170 brachycephale (98 Procent) vor; demnach herrscht fast ausnahmslos Brachycephalie, sogar mit mehr hyperbrachycephalen (97 = 56 Procent) als brachycephalen Individuen (73 = 42 Procent).

Noch mehr schwankt der Gesichtsindex (Verhältnis der Jochbreite zur Gesichtshöhe, von 66—90), und es besitzt eine geringe Mehrzahl (39 Procent) Indices von 75—79, 26 Procent solche von weniger als 75 und 35 Procent solche von mehr als 80, unter welch letzteren sich 7 Procent ausgesprochene Breitgesichter mit Index über 85 finden.

Die meisten Nasen (67 Procent) haben geraden Rücken, bloß wenige (12 Procent) convexen, etwas mehr (21 Procent) concaven. Das Verhältnis zwischen Nasenlänge und Nasenbreite ist äußerst schwankend (von 50—98), wiewohl sichtlich eine Neigung zur Schmalnasigkeit vorherrscht.

Bei der Körperlänge ist leider die Anzahl der Individuen für die einzelnen Altersstufen nicht angeführt, und es sei nur hervorgehoben die auffallende Körpergröße der Jünglinge von 17 (170 *cm*), 18 (172 *cm*) und 19 Jahren (174 *cm*), wahrscheinlich verursacht durch die geringe Individuenzahl.

Obwohl nach diesen Untersuchungen die dortige deutsche, männliche Jugend brachycephal, mehr lichtäugig, dafür aber mehr braun- und hellbraunhaarig ist und nur selten den reinen Typen, überwiegend den Mischtypen angehört, so gibt es doch keinen einheitlichen Typus unter ihr, sondern nur intensive Vermischung der beiden Grundtypen, nämlich des großen, blonden, langköpfigen mit dem kleinen, braunen kurzköpfigen.

Diese recht interessante Abhandlung ist, trotzdem sie sich nur auf geringes Materiale stützt, mit lebhafter Freude zu begrüßen und möge andere Fachgenossen des Verfassers zu weiteren, ähnlichen Aufnahmen veranlassen.

Wünschenswert behufs weiterer Benützung wäre die Beigabe einer Tabelle der Einzelmessungen und die Angabe der Mittelmaße jeder Gruppe gewesen.

Dr. Weisbach.

19.

Mayet, Lucien: Documents d'Anthropologie criminelle. A. Rey et Comp. Éditeurs. Lyon 1901. — L'Indice céphalique des Épileptiques. Association typographique. Lyon 1899.

Es wird noch lange dauern, bis in der Biologie, also auch in der Psychologie, die ein Theil der Biologie ist, richtige Denkmethoden die absolute Herrschaft errungen haben werden. Das zeigt sich auch in der

Criminal-Anthropologie, zu der ohne alle innere Nöthigung zwei Schulen eine »oppositionelle« Richtung verfolgen, während eigentlich beide ganz parallel zu arbeiten bestimmt sind. Die italienische Schule beschäftigt sich vorwaltend mit jenen angeborenen Eigenschaften und Defecten, welche die Menschen für verbrecherische Thaten prädisponieren, während die französische die Entwicklung und vor allem die aus dem Milieu hervorgehenden begünstigenden Umstände berücksichtigen. Von den Juristen repräsentieren Tarde und von den Medicinern Lacassague in Lyon vorzugsweise diese französische Richtung, und aus der Schule Lacassagues ist Mayet hervorgegangen.

Ein etwas tiefer blickender Menschen- und Verbrecherkenner weiß, dass es gegen die angeborenen Eigenschaften überhaupt keine Entwicklung gibt und dass diese wieder hauptsächlich von den angeborenen Eigenschaften abhängt. Daher ist die angeborene »Anlage« der wichtigste Factor in der seelischen Gleichung, der in erster Linie zum Dichter sowohl, als zum Mörder, zum Dieb und Vagabunden macht.

Ein mächtig einwirkendes Milieu kann zu einer günstigen oder verhängnisvollen »zweiten Natur« führen, die hin und wieder zu Thaten und Leistungen führt, die der eigentlichen Natur des Menschen zuwider zu sein scheinen können. Eine mangelhaft angelegte Natur kann aber das Milieu selten zu einer halbwegs hervorragenden und nie zu einer bedeutenden Leistung anregen, und eine gutangelegte Natur wird es mit seltenen Ausnahmen verhindern, dass ein Individuum ein professioneller und unverbesserlicher Verbrecher werde.

Bei tieferer Einsicht wird man also die Unvollständigkeit der Nachweise und die übertriebenen Deutungen der italienischen Schule richtig zu beurtheilen wissen und anderseits die Ergebnisse der Franzosen richtig würdigen, ohne deren Berechtigung anzuerkennen, aus ihnen die Bedeutung des »geborenen Verbrechers« leugnen zu können.

Die erste Untersuchung von Mayet betrifft den Einfluss der Jahreszeiten auf die Criminalität. In Bezug auf die Eigenthumsverbrecher zeigt sich die Culmination im Winter, während im Sommer das größte Abnehmen stattfindet. Diese Differenz übersteigt aber nicht 5%. Die Verbrechen gegen Personen sind im Sommer am zahlreichsten und am geringsten im Winter. Hier beträgt die Differenz 7—14%. Am auffallendsten ist die Differenz speciell bei den Sittlichkeitsdelicten, die im Frühjahre am wenigsten zahlreich sind und am häufigsten im Sommer mit einer Differenz von 22%. Bedenkt man aber die verschwindend kleine Anzahl z. B. der Sittlichkeitsverbrecher zur Anzahl der Bevölkerung, so wird man sich gestehen müssen, dass die Gluthitze des Juni denn doch nur bei besonders dazu Veranlagten zur Verletzung der Sittlichkeit führt, dass also die Macht der Anlage zum Gelegenheitsreize des Verbrechens sich verhält, wie die enorme Anzahl der Geschlechtsreifen zur verschwindend kleinen Zahl der betreffenden Verbrecher, dass also der Saison ein verschwindend kleiner, absoluter ätiologischer Antheil zukommt.

Ein zweiter Abschnitt studiert den Einfluss des Alters auf die Criminalität. Die Verbrechen gegen das Eigenthum erreichen die größte Zahl ums 20. Lebensjahr, und ihre Zahl ist noch beträchtlich bis zum 30. Die Verbrechen gegen Personen sind auch in derselben Epoche am häufigsten, zeigen aber ums 50. eine neue Steigerung. Diese Steigerung hat ihren Hauptgrund darin, dass die Delicte gegen die Sittlichkeit ums 40. Lebensjahr am häufigsten vorkommen und auch ums 50. noch häufiger sind, als in jeder Epoche um das 40.

Interessant ist, dass die Sittlichkeitsverbrechen vorwaltend an Kindern verübt werden und im Greisenalter ausschließlich an Kindern. An Erwachsenen werden die relativ meisten Sittlichkeitsattentate von Verbrechern ums 20. Lebensjahr herum verübt. Da die Lebenseigenschaften der verschiedenen Alter angeborene sind und nicht das Ergebnis des Milieu, so zeugt Mayet durch diese Untersuchung des Einflusses des Alters gegen seine exclusive »Milieu-Schule«.

Die Untersuchung des Breiten-Index der Epileptiker ergibt, dass dieser nach beiden Richtungen von den Mitteln stark abweicht. Die Epileptiker sind aber die biologischen und psychologischen Vettern der Geisteskranken und Verbrecher, und für sie hat Mayet ein abnormes Verhalten nachgewiesen.

Benedikt.

20.

Schliz, Dr. A.: Das steinzeitliche Dorf Großgartach, seine Cultur und die spätere vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend. Mit 1 Karte, 12 Tafeln und 24 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1901, gr. 4°, IV, 52 S.

Hofrath Dr. A. Schliz hat in einem Seitenthale des Neckar, in Großgartach bei Heilbronn, eine an bandkeramischen Funden sehr reiche neolithische Dorfruine untersucht und selbständige Studien über die Zeitstellung dieses Wohnplatzes angestellt. Wie man weiß, bildet die chronologische Eintheilung der jüngeren Steinzeit für die Prähistoriker Deutschlands eine Art Tagesfrage, ein eifrig behandeltes Discussionsthema, und wichtiges neues Material zu dieser Frage wird momentan von allen Seiten doppelt willkommen geheißen. So kommt die stattliche Publication über Großgartach, welcher Schliz in den »Fundberichten aus

Schwaben«, VIII (1900), ein Resumé vorausgeschickt hatte, zur rechten Zeit, und wir wollen nicht unterlassen, darüber kritisch zu referieren.

Ein Friedhof mit Bandkeramik fehlte an dem neuen Fundort, wie bei sovielen bandkeramischen Stationen Deutschlands und Österreich-Ungarns. Dagegen fand sich ein Grabhügel mit einem Skelet und schnurkeramischen Beigaben: einem großen »Becher« und zwei Flachbeilen mit rechteckigem Querschnitt (S. 17, Fig. 9). Daraus folgert Schliz, dass die im allgemeinen ältere Schnurkeramik auch im Zeitalter der Bandkeramik zu sepulcralen Zwecken gedient habe, während letztere die Keramik der Wohnstätten gewesen sei. Ähnliches habe ich selbst früher geglaubt; aber die seither so stark vermehrten Gräberfunde von Worms lassen doch das Gegentheil als richtig erkennen. Ich zweifle nun nicht mehr, dass man dort, wo Erdgräber mit keramischer Ausstattung überhaupt gebräuchlich waren, in der bandkeramischen Periode auch Gefäße mit typischer Bandverzierung — nicht schnurverziert, die man noch gar nicht besaß — als Beigabe verwendete. Ebenso verfuhr man in der Periode der Schnurkeramik. Die jüngere Steinzeit ist noch nicht die Zeit einer eigenen Sepulcralkeramik, wie die Hallstattperiode.

Bekanntlich debutierte das Studium der neolithischen Keramik Mitteleuropas mit der stilistischen Unterscheidung zwischen »Bandkeramik« und »Schnurkeramik«, die nur ein erster, noch sehr unzureichender Schritt zur Entwirrung verwickelter Verhältnisse war. Aber schon die gegenseitige Zeitstellung dieser beiden Gruppen blieb controvers und erfuhr seitens namhafter deutscher Forscher die verschiedenste Auffassung. Könen, Köhl, Schumacher für das Rheingebiet, Heierli für die Schweiz, Buchtela für Böhmen erklärten die bandverzierten Gefäße für älter, die schnurverzierten für jünger. Aber Götze u. a. zuletzt Schliz, halten gerade umgekehrt diese für älter, jene für jünger. Ich selbst folgte in meiner »Urgeschichte der bildenden Kunst« der Ansicht Götzes; doch konnte mir mancher Umstand nicht entgehen, der für eine verhältnismäßig späte Zeitstellung der Schnurkeramik spricht. Ich bemerkte die Ähnlichkeit schnurkeramischer Motive nicht nur mit den Ornamenten des Dipylonstiles (a. a. O. 261), sondern auch mit solchen des Laibacher Moores (a. a. O. 306), und aus dem evidenten Zusammenhang der »Glocken«- oder »Zonenbecher«, welche von den meisten Forschern an das Ende der jüngeren Steinzeit gesetzt werden, mit der Schnurkeramik, folgerte ich (a. a. O. 275), dass auch die letztere nicht in ihrer Gänze einem älteren Abschnitt der neolithischen Zeit angehören könne. Seither sind meine Bedenken gegen jene Aufstellung immer stärker geworden, und ich halte jetzt mit Köhl, Schumacher u. s. w. das Gegentheil für richtig. An anderer Stelle werde ich mit besonderer Rücksicht auf das noch wenig behandelte österreichisch-ungarische Fundgebiet den Beweis für die Priorität der Bandkeramik erbringen und zeigen, wie man namentlich deshalb irre gieng, weil man vieles mit der echten alten Bandkeramik (der Butmirstufe Bosniens) zusammenwarf, was evident einer jüngeren Zeit angehört, wie z. B. die Pfahlbaufunde aus dem Laibacher Moor, dem Attersee und Mondsee, welche viel eher der Zeitstufe (natürlich nicht der Gruppe) der Schnurkeramik angehören. Auf alle Fälle verrathen die diametral entgegengesetzten Datierungen der beiden keramischen Hauptgruppen die Schwierigkeit der Aufgabe, die jüngere Steinzeit Mitteleuropas mit Hilfe der Thongefäße in kürzere Zeitabschnitte zu zerlegen.

Das Werk von Schliz zerfällt in drei Abschnitte: die früheren Funde aus der Steinzeit im Heilbronner Boden, das steinzeitliche Dorf Großgartach und die spätere prähistorische Besiedlung der Gegend. Der erste und der dritte Abschnitt sind verhältnismäßig kurz; unser Interesse concentriert sich auf den zweiten. Der Neckar strömt bei Heilbronn durch ein weites Thal, das von fruchtbaren Lößhügeln umsäumt ist und in prähistorischer Zeit wahrscheinlich ein Seebecken war. Rings um diese Thalfläche, dicht am Rande der Uferhügel ziehen sich die neolithischen Wohnstätten hin, während die alten Ansiedlungsplätze auf allen zurückliegenden Hügeln der Bronzezeit, La Tène- oder Römerzeit angehören. Schliz vergleicht die Ebene bei Heilbronn mit dem Sarajevskopolje bei Butmir. Während aber dort die beweglichen Funde viel reicher waren, sind hier die Wohnstätten selbst nach Grundriss (siehe Fig. 4—8) und Bau (bis auf Wandverputz und Wandmalerei, siehe Taf. IV) bedeutend interessanter, und von Knochenartefacten (Taf. V) und animalischen Nahrungsresten ist viel mehr erhalten. Die beliebtesten Hausthiere waren Rind und Schwein; unter den Jagdthieren überwiegen Ur und Hirsch. Pferd und Hund fehlen; von Sämereien, die in Butmir häufig angetroffen wurden, scheint hier nichts gefunden worden zu sein. Die Steinsachen sind gewöhnliche Typen; das Hauptinteresse unter den beweglichen Funden nehmen die Thongefäße in Anspruch.

Die Wohnstättenkeramik von Großgartach ist theils unverziert, theils verziert. Jene betrachtet Schliz mit Recht als Küchengeschirr; diese zerlegt er wieder in zwei Gruppen: 1. schwarze Gefäße mit weiß ausgefüllter Stich- und Strichreihenverzierung (vgl. Taf. I, II, VIII, XI, XII, vier Typen, darunter der »Rössener«- und der »Hinkelsteintypus«): Zier- und Luxusgefäße, die kein Abwaschen vertragen, also höchstens zur Aufbewahrung trockener Gegenstände gedient haben können;[1]) 2. Gefäße von verschiedener Farbe mit ver-

[1]) Doch dürften die neolithischen Europäer mit dem Reinigen ihrer Gefäße nicht viel Zeit und Wasser verschwendet haben. Viele Naturvölker, z. B. rinderzüchtende Negerstämme, waschen ihre Milchgefäße nie;

tiefter, nicht weiß ausgefüllter Linearverzierung (Winkel- und Bogenmustern [Spirallinien, Spiralbändern, »Mäandern« und »Arcadenbogen«] in Linien- und Punktstichtechnik, vgl. Taf. VII, IX): zur Aufnahme von Flüssigkeiten geeignet und somit wahrscheinlich Gebrauchsgeschirr für den Haushalt. Diese Gefäße sind aus blauem oder braunem Thon, hartgebrannt (klingend), dünnwandig und außen ohne Rücksicht auf das Ornament mit einer grellen Farbschicht (roth, gelb, weiß oder schwarz) überzogen. Die Decoration ist »einfache Hausmacherarbeit«, setzt aber eine lange Gewöhnung des Auges an die herkömmlich angewendeten Kunstformen voraus. Zu dieser Keramik gehören plastische Versuche (S. 34, Fig. 19), welche Schliz als »Spielerei« betrachtet. Die stichverzierten Gefäße der ersten Gruppe führt er auf ausgesprochene Kunsttöpferei zurück, auf eigentliche keramische Kunstwerkstätten, deren Erzeugnisse auch jetzt noch als hervorragende kunstgewerbliche Erzeugnisse gelten und theuer bezahlt werden würden.

Es entsteht nun die Frage: Sind diese beiden Gruppen bandverzierter Keramik gleichzeitig oder nicht, und wenn nicht, welche von ihnen ist die ältere? Schliz entscheidet sich kurzweg für die erstere Annahme. Er sagt (und die Untersuchung einer einzigen Localität scheint uns keine genügende Grundlage für diese Behauptung): »Eine Scheidung der Bandkeramik in Winkelband und Bogenband ist in keiner Weise aufrecht zu erhalten, und ich bin überzeugt, dass die Wohnstätten mit Bogenbandkeramik, welche Köhl auf der Hinkelsteiner Höhe entdeckt hat,[1]) wirklich ein Theil der zu diesem Friedhof gehörigen Niederlassung waren, wenn sich auch dort keine Ziergefäße vom Grabfeldtypus fanden. Die große Mannigfaltigkeit der Formen auf unserem Untersuchungsfeld ist dadurch zu erklären, dass hier nordische und südeuropäische Einflüsse zusammenstoßen. Die ganze Gruppe der Bandkeramik jedoch, wie sie sich bei uns darstellt, wahrscheinlich die ganze nordwestliche Provinz dieser Keramik (von Nordfrankreich und Belgien über Deutschland bis Böhmen und Mähren), ist eine einheitliche, und chronologische Scheidung der einzelnen Erscheinungen innerhalb derselben nicht zulässig.«

In so entschiedenem, für alle zukünftigen Entdeckungen absprechendem Ton möchten wir diese Folgerung nicht äußern. Die bandkeramische Stufe hat, gleichviel, ob sie der Schnurkeramik vorhergieng oder nachfolgte, jedenfalls lange gewährt, und trotzdem will ihr Schliz nur eine einzige complicierte Erscheinungsform zuschreiben. Die Unterschiede zwischen den Gruppen und Untergruppen in jenem ausgedehnten Gebiet beruhen für ihn nicht auf zeitlichen Verschiedenheiten, sondern auf einer sehr ausgedehnten Differenzierung der industriellen Arbeit und ihrer Producte. Diese Auffassung hat bis zu einem gewissen Grade zweifellos große Berechtigung und empfiehlt sich im ganzen besser, als das Extrem der entgegengesetzten Auffassung, welche nach bewährten Mustern aus jeder Varietät in Stein, Thon oder Bronze eine eigene Culturperiode — und sei's auch nur eine solche von 50 Jahren — constuiert. Aber auch jene andere Ansicht darf nicht auf die Spitze getrieben werden. Eine so weitgehende Specialisierung des Gewerbes, wie Schliz für Großgartach annimmt, lässt sich der neolithischen Periode noch kaum zuschreiben. Der Schluss aus der ornamentalen Technik auf die praktische Verwendung der Gefäßgattungen darf nicht vom Standpunkt unserer Cultur gezogen werden, wie schon oben bemerkt wurde. Wenn Schliz meint, dass den Todten bei Worms bloß »Ziergefäße« in die Gräber mitgegeben worden seien, so widerspricht dem wohl der Geist jener frühen Zeit, welche die Todten mit wirklichen Gebrauchsgegenständen ausgestattet haben wird. Eine Sepulcralkeramik, wozu nach Schliz auch das Nachleben der Schnurkeramik gehört haben soll, gab es damals wohl noch kaum, und jene vermeintlichen »Ziergefäße« charakterisieren vielleicht einen bestimmten Abschnitt der bandkeramischen Stufe. Es fragt sich dann freilich: welchen? und wir vermuthen mit Köhl, dass es eine jüngere Phase dieser Stufe war, und dass die zweite Gruppe, die der Gefäße mit krummer oder gerader Linearverzierung ohne weiße Einlagen, die ältere Phase repräsentiert. Bewährt sich diese Vermuthung, dann stimmt die Entwicklung der altneolithischen Keramik im Westen mit der Stufenfolge überein, welche für Mähren Palliardi erkannt und geschildert hat, und welche nach meiner Überzeugung bei fortgesetzten Untersuchungen für ein noch weit größeres südöstliches Culturgebiet Geltung erlangen wird. M. Hoernes.

---

sie überlassen den eintrocknenden Flüssigkeitsresten sogar die Dichtung ihrer Töpfe. Jene feine Verzierung der Außenseite spricht also an sich nicht gegen den Gebrauch als Flüssigkeitsbehälter, Trinkgeschirr u. dgl.

[1]) Köhl unterscheidet (Correspondenzblatt des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1900) für Südwestdeutschland und das mittlere Rheingebiet folgende drei Phasen der Bandkeramik, die auch für ihn die altneolithische Stufe bildet: *a)* ältere Winkelbandkeramik (»Hinkelsteintypus«) *b)* Bogenbandkeramik, *c)* jüngere Winkelbandkeramik. Man sieht aber nicht recht ein, warum sich die Bogenbandkeramik zwischen die beiden Stufen der Winkelbandkeramik, welche durch Continuität der Entwicklung verbunden sind, eingeschoben haben soll. Ihre Überreste stammen nicht aus den bekannten Skeletgräbern, sondern aus einem 1900 bei Worms entdeckten Wohnplatz, zu dem bisher noch keine Gräber aufgefunden sind, der also vielleicht einer noch nicht »erdbestattenden« Entwicklungsphase angehört. Wahrscheinlich ist also die Bogenbandkeramik vielmehr an den Anfang als in die Mitte der bandkeramischen Stufen im mittleren Rheinland zu setzen, wofern sie wirklich eine eigene Zeitstufe repräsentiert, was eben Schliz bezweifelt.

21.

Köhler, Dr. K.: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogthums Posen. Heft II. Posen 1900. 21 Tafeln und 47 Seiten Text, Folio.

Mit großem Vergnügen begrüßen wir den schlanken Folioband, der das im Jahre 1893 von Dr. Köhler und Dr. B. Erzepki begonnene Unternehmen der Veröffentlichung der reichen prähistorischen Funde Posens fortsetzt. Während im ersten Hefte neolithische und bronzezeitliche Funde zur Darstellung kamen, bringt das vorliegende zweite Heft neben einer Anzahl älterer Bronzen hauptsächlich die der Hallstattperiode im großen und ganzen zuzuzählenden Funde aus den Urnengräberfeldern, besonders von Nadziejewo im Kreise Schroda, Manieczki im Kreise Schrimm, Dobieszewko im Kreise Schubin und Palczyn im Kreise Wreschen. Die sachgemäße, einfache Art und Weise der Publication sowie der bedeutende Aufwand, welchen sich die Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften mit der Herausgabe dieses Albums auferlegt, sind gleicherweise auf das rühmendste anzuerkennen.

J. Szombathy.

22.

Heierli, Jakob: Urgeschichte der Schweiz. Mit 4 Vollbildern und 423 Textillustrationen. Verlag von Albert Müller. Zürich 1901.

Heierli erzählt in diesem Werke in schlichter Weise, doch in warmem, ansprechendem Tone das Stück menschlicher Culturentwicklung, das sich in seinem Heimatlande von der tiefsten Stufe der Gesittung, auf der wir den Menschen überhaupt kennen gelernt haben, bis zum Aufleuchten der Geschichte abgespielt hat. Es gibt wenige Länder und gewiss keines von gleich geringer Ausdehnung, wie die Schweiz, in denen sich diese Entwicklung so lückenlos und stetig und so vollinhaltlich vollzogen hat, wie hier, und so bot sich dem Verfasser, indem er es unternahm, uns diese Entwicklung in Wort und Bild vor Augen zu führen, eine zwar schwere, aber dankenswerte Aufgabe. Schwer wegen der ungewöhnlichen Fülle des Stoffes, dankenswert wegen dessen weit über die Grenzen der Schweiz hinausreichender Bedeutung. Wir werden ja stets der Thatsachen eingedenk bleiben, dass wir die eigenthümliche Sitte des Wohnens auf Pfahlbauten und eine scharf gekennzeichnete Culturperiode, die La Tène-Zeit, zuerst in der Schweiz kennen gelernt haben, und wir bringen schon deshalb dem Buche ein warmes Interesse entgegen.

Die Vollständigkeit des dem Verfasser von seiner Heimat gebotenen Materials gestattete ihm also, den Spuren des Menschen schon zur Zeit des Diluviums zu folgen; er geht sodann zu den Pfahlbauten und sonstigen Überbleibseln des jüngeren Stein- und des Bronzealters, endlich zum Eisenalter über und schließt, immer dem zeitlichen Verlaufe der Entwicklung folgend, mit dem Beginne der Römerherrschaft, die er als bereits im Glanze der Geschichte erscheinend betrachtet.

Es muss diese kurze Anzeige des behandelten Stoffes genügen, da es bei dessen Fülle unmöglich ist, auf die Einzelheiten einzugehen, und der Verfasser selbst gezwungen ist, manches nur in knapper Form zu besprechen. Dennoch beschränkt er sich nicht etwa auf eine trockene Aufzählung und Beschreibung der Funde; diese verwendet er vielmehr dazu, um aus ihnen, aus Wohnungen und Gräbern, aus Waffen, Werkzeug und sonstigem Geräth, aus Kleidung und Schmuck und aus den Gebeinen auf den jeweiligen Zustand der Cultur, auf die Höhe der Lebensführung und Lebensfürsorge, auf Handel und Verkehr, auf die geistige Cultur und die religiösen Vorstellungen, insbesondere auch auf die Anfänge der Kunst, auf die gesellschaftlichen Zustände, auf die körperliche Beschaffenheit und die Bewegungen und Verschiebungen der Rassen und Völker seine Schlüsse zu ziehen. Daraus ergibt sich der große Vorzug des Werkes, dass es die todten und an sich meist ja recht unscheinbaren Dinge nicht als den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung betrachtet, sondern nur als Quelle benützt, um aus ihnen ein warmes Lebensbild der Menschen vergangener Zeitalter zu gewinnen.

Aus der Richtung der Gesammtarbeit des Verfassers, wie sie sich aus seiner bis ins kleinste gehenden unmittelbaren Kenntnisnahme aller prähistorischen Fundorte und Funde der Schweiz und aus seiner großartig angelegten, reich mit Bildwerk und Literaturvermerken ausgestatteten, vorläufig nur im Manuscripte angelegten Topographie dieses Landes, in die ich mit Bewunderung Einsicht genommen habe, zu erkennen gibt, geht hervor, dass es ihm zunächst um ein Werk der Heimatkunde zu thun war. Aus diesem Grunde vermeidet offenbar der Verfasser, zu vielen strittigen Meinungen, z. B. über den tertiären Menschen, über den Hiatus, über die Herkunft der europäischen Rassen und Hausthiere u. a., entschieden Stellung zu nehmen, wiewohl er sie an den betreffenden Orten zur Sprache bringt.

Da sich, wie schon bemerkt wurde, die vorgeschichtliche Entwicklung der europäischen Menschheit in kaum einem anderen Lande mit solcher Stetigkeit und Klarheit vollzog, wie in der Schweiz, so ist

Heierlis Buch, abgesehen von seiner heimatkundlichen Aufgabe, zur Einführung in das urgeschichtliche Studium an der Hand thatsächlich erfolgter Erscheinungen ganz besonders geeignet; aber auch jenen, die zum besseren Verständnis der Verhältnisse ihres Landes den Blick darüber hinaus richten wollen, kann es auf das wärmste empfohlen werden.

Für ein mehr in die Tiefe und Breite gehendes Studium wird der Wert durch den gänzlichen Mangel der Literaturnachweise beeinträchtigt; denn wenngleich die reiche und vortreffliche Fachliteratur der Schweiz in der Hauptsache als bekannt vorauszusetzen ist, so ist doch auch viel einschlägiger Stoff in älteren und schwerer zugänglichen Werken und Zeitschriften zerstreut, auf die der Verfasser hätte aufmerksam machen sollen. Es fällt ferner auf, dass Heierli sein Buch mit der Zeit der Römerherrschaft abgeschlossen hat. Freilich werden die großen politischen Ereignisse schon durch zahlreiche geschichtliche Nachrichten erhellt, allein um die Culturzustände selbst dieser Zeit und ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit zu erkennen, sind wir doch noch immer an die Quellen und die Methode der Urgeschichte gewiesen. Noch mehr gilt dies von dem folgenden Zeitalter der Sesshaftmachung der deutschen Stämme in der Schweiz, über das wir uns weniger aus schriftlichen Nachrichten, als aus den sonstigen Denkmälern zu unterrichten vermögen. Zu diesen Ergänzungen und zu einer, wenigstens zum Theile unseren etwas anspruchsvoller gewordenen Wünschen, aber mit ihnen auch gewachsenem Können entsprechenderen Ausstattung mit bildlichen Beigaben wird eine zweite Ausgabe Gelegenheit geben.

M. Much.

23.

Mahoudeau, Pierre G. et **Capitan, L.: La question de l'homme tertiaire à Thenay** (Die Frage des Tertiärmenschen zu Thenay). Revue de l'École d'Anthropologie de Paris. XI, Mai 1901, S. 129—153.

Die Frage nach dem tertiären Alter des Menschengeschlechtes hat — kurz nachdem sich die Majorität der Prähistoriker über das diluviale Alter des Menschen geeinigt hatte — von Thenay ihren Ausgang genommen. Im Jahre 1867 machte Abbé Bourgeois dem Congresse für prähistorische Anthropologie und Archäologie die erste Mittheilung über seine Silexfunde in den Tertiärschichten von Thenay (Loir et Cher) und suchte aus ihnen die Existenz des Menschen zur Zeit der Ablagerung dieser Schichten zu beweisen. Seit jener Zeit haben wir uns zwar vollkommen vertraut gemacht mit dem Gedanken, dass im Tertiär vielleicht schon die Species Homo sapiens selber, jedenfalls aber ihre unmittelbaren, ganz menschenähnlichen Vorläufer gelebt haben. Die theoretische Nothwendigkeit dafür ist in der paläontologischen Entwicklung der gesammten Thierwelt gegeben. Aber die genaue Nachprüfung der einzelnen Thatsachen, welche wir dazu beibringen können, bleibt doch eine stete Pflicht der naturwissenschaftlichen Forschung, ganz besonders da, wo es sich um ein tertiäres Wesen handeln soll, welches sich bereits des Feuers und steinerner Werkzeuge bedient hat.

Den neuesten Nachprüfungen gegenüber haben die Funde von Thenay nicht Stand gehalten.

Die Fundschichten, um welche es sich handelt, bleiben unangezweifelt. Es sind an mehreren einander benachbarten Stellen gut aufgeschlossene Schichten plastischer und sandiger Thone von 50 *cm* bis 1 *m* Mächtigkeit, welche oben und unten von grauen Mergeln eingeschlossen und sammt diesen von festen Kalkbänken überlagert sind. Dieser Schichtencomplex gehört dem Oligocän (Aquitanien inférieur) an und ist nach Bourgeois' Untersuchungen wiederholt, unter anderen 1884 von d'Ault du Mesnil, genau studiert worden. Die relativ besterhaltenen Feuersteinsachen finden sich im untersten, plastischen Antheile der Lehmschichte, während in den oberen sandigen Theilen die Silexobjecte zu kleinen Splittern zerbrochen und so stark zersetzt sind, dass viele unter der Hand in kleine Theile auseinander gehen.

Die Fundumstände sind also ganz sicher. Aber die von Bourgeois herrührende Deutung der Funde wird angefochten. Es handelt sich um drei Punkte. Nämlich um mehr oder weniger unregelmäßig gebrochene Flintlamellen mit quasi Randretouchen oder mit Formen, welche sie als Schaber, Kratzer, Messer, Bohrer u. s. w. verwendbar erscheinen lassen; ferner um oberflächliche Risse u. dgl. an den Flintstücken, welche als Einwirkungen des Feuers aufgefasst wurden, und endlich um dunkle Adern in den Fundschichten, welche als Spuren von Feuerstellen galten.

Bereits d'Ault du Mesnil ist nach besonders genauen geologischen Studien zu dem Resultate gekommen, dass die Feuersteine in den oligocänen Lehmschichten von Thenay ohne Zuthun des Menschen dahin gekommen sein müssen. Mahoudeau und Capitan haben 1900 große Aufsammlungen in Thenay gemacht und sowohl Proben der Fundschichte, als auch eine Menge von Feuersteinen (bei 2500 Stück) zur Untersuchung gebracht.

Bezüglich der angeblichen Feuerspuren haben die genauen Untersuchungen Adolf Carnots, des Directors der École des Mines, ergeben, dass die schwarzen Adern im Lehm nicht von kohliger Substanz sondern von Eisen-, Mangan- und Kobalt-Oxyden herrühren, ferner, dass die Flintproben sich bei Erhitzung

ganz anders verhalten, als die Fundstücke sich repräsentieren, und dass diese nicht im Feuer gelegen waren, sondern durch andere natürliche Einflüsse ihren jetzigen Zustand erlangt haben.

Die Silex-Objecte hat Capitan genau untersucht. Unter den 2500 Stücken kam er zu einer Auslese von etwa 300 besser charakterisierten Stücken, von welchen er 30 typische zu genauerer Beschreibung auswählte, die er nun in 7 Gruppen bespricht. Er findet aber, dass es unter diesen besten Stücken, wenn man auch das eine oder andere davon mit einem bestimmten Namen belegen könnte, doch keine fest beabsichtigten Formen gibt und dass die bei verschiedenen Stücken auftretenden randlichen Absplitterungen kein Merkmal aufweisen, welches mit wissenschaftlicher Sicherheit erlauben würde, sie von solchen Absplitterungen zu unterscheiden, welche von absolut natürlichen Ursachen hervorgebracht werden. Sobald eine solche Unterscheidung sicher gemacht werden könnte, fügt Capitan hinzu, würde er der erste sein, die Thenay-Industrie anzuerkennen. Aber es würde ein aus unzureichender Beobachtung hervorgegangener Irrthum sein, wenn man beim gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse die Feuersteine von Thenay als Zeugen einer absichtlichen Bearbeitung anerkennen wollte.

Mit gleicher Gründlichkeit ist bisher noch kein Angriff gegen diesen heiß umstrittenen Fundort geführt worden. Der vieljährige Kampf, über den bei Reinach, Antiquités nationales, I, 102—105, und Mortillet, Le Préhistorique[3], 70—80, das Wichtigste zusammengefasst ist, scheint sich nun gegen die Beweiskräftigkeit der Feuersteine von Thenay zu entscheiden.

Die ganze tertiäre Époque Thenaysienne ist hauptsächlich auf den einen Fundort aufgebaut, und nach den letzten Untersuchungen müssen wir diese Fundstelle mit einem großen Fragezeichen versehen. Sie ganz definitiv aus der Tabelle wegzustreichen, ist vielleicht verfrüht; denn in einzelnen Punkten reicht die vorhandene Darstellung der natürlichen Ursachen für das Vorkommen der anscheinend bearbeiteten Feuersteine von Thenay nicht aus, um die von Mortillet erhobenen Einwendungen im einzelnen vollkommen zu beseitigen. Die Angaben Capitans sind noch zu allgemein gehalten. Es müsste an jedem wichtigeren Stücke für sich untersucht werden, warum es gerade die auf eine Benützung durch ein intelligentes Wesen deutbare Stelle ist, welche den supponierten natürlichen Angriffen ausgesetzt war, und welcher Art diese waren.

J. Szombathy.

24.

Mariani, Lucio: Aufidena. Ricerche archeologiche e storiche nel Sannio settentrionale. Rom 1901, gr. 4°, 440 Sp. mit 15 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. (Estr. Mon. ant. Acc. Linc. X.)

Ungefähr in der Längsmitte Italiens strömt der Sangro (röm. Sagrus) in einem breiten, tief eingeschnittenen Thale, das die Scheide zwischen dem mittleren und dem südlichen Appenin bildet, nach Osten zur Adria. Nördlich liegt das rauhe Kettengebirge der Abruzzen, der alte Wohnsitz der sabellischen Stämme; südlich verbreitert sich das Gebirge zu einem Plateau mit flachen Kuppen und wenigen Hochgipfeln, dem alten Samnium, dessen bäurische und kriegerische Bewohner in ihrer Mittelstellung zwischen den Küstenebenen Apuliens und Campaniens diese beiden gleichmäßig bedrohten und bedrückten, bis Rom den Kampf zwischen städtischer Cultur und ländlicher Kraft, aus der es selbst hervorgegangen war, endgiltig zu Gunsten der ersteren entschied.

Die einzige namhafte Stadt des Sagrusthales war im Alterthum Aufidena (j. Alfedena) im äußersten Nordwesten von Samnium, ungefähr mitten zwischen Adria und Tyrrhenermeer, etwa 165 *km* östlich von Rom. Diese Gegend des Hochappenin war dem antiken Verkehr, namentlich von Westen her, schwer zugänglich und theilt mit anderen Gebieten Mittel- und Ostitaliens das Schicksal langdauernder cultureller Rückständigkeit. Hier, im Schoß der Gebirge, hielt sich prähistorische Cultur noch in voller geschichtlicher Zeit. Das war auch der Eindruck, welchen man schon früher aus den kurzen Berichten über das vorclassische Gräberfeld von Aufidena (Not. Sc. 1877, 1879, 1882, 1885) empfieng. Nicht mit Unrecht meinte Helbig (Hom. Epos[2], 44), dass jene Metropole in verhältnismäßig späte Zeit herabreichen müsse, vielleicht sogar bis in das vierte oder dritte Jahrhundert v. Chr., und dass die dortige Bevölkerung, abgeschnitten von den größeren Handelswegen, mancherlei Typen, die ihr in älterer Zeit aus Tarent oder anderen griechischen Colonien zugekommen seien, viele Generationen hindurch festgehalten habe.

Jetzt sind die Alterthümer von Aufidena in der oben genannten, höchst gründlichen Bearbeitung vollkommen bekannt gemacht. Das Werk Lucio Marianis, Professors der Archäologie an der Universität zu Pisa, lässt der rigorosesten Kritik nichts zu wünschen übrig und reiht sich würdig an die in den gleichen »Monumenti« erschienenen Publicationen Barnabeis, Cozzas und Pasquis über Narce, Brizios über Novilara, an die es (namentlich an die letztere) auch sachlich anknüpft. Mit solchen Monographien über die Culturstätten einer Zeit gesonderten Stammeslebens ehrt Italien sich selbst und die Welt, welche seiner Urgeschichte ein so hohes Interesse entgegenbringt.

Aufidena war nach dem Zeugnis seiner Gräber und Befestigungen in vorrömischer Zeit ein wichtiges, wenn auch geschichtlich fast unbekanntes Centrum jener Berggegend. Es blühte im sechsten bis vierten Jahrhundert, Dank dem Einfluss des Handels zwischen Griechenland und den adriatischen Küstenländern, der auch im Sagrusthale belebend aufwärts wirkte. Gegen das dritte Jahrhundert hin verfiel und erlosch die Localcultur der samnitischen Caracener, und als die Römer das Land eroberten, war ihre Blüte längst vorbei. Das Volk romanisierte sich rasch, zunächst in der durch die Nekropole von Corfinium bezeugten Zwischenform einer aus localen und hellenistisch-römischen Elementen zusammengesetzten Mischcultur. Allein soweit reicht das Gräberfeld von Aufidena nicht; es endet mit verhältnismäßig armen Bestattungen aus der letzten Zeit der nationalen Unabhängigkeit.

Die Nekropole von Aufidena gehört also einer vorgeschrittenen Phase der vorrömischen Eisenzeit an. Die Waffen sind sämmtlich, die Schmucksachen häufig aus Eisen. Die Gräber sind »fosse« mit Skeletten, wie in ganz Italien nach der Periode der Brandschachtgräber der ersten Eisenzeit. (In manchen Theilen Italiens, z. B. in Picenum, ist allerdings die Leichenverbrennung nie durchgedrungen, weder in der Bronze- noch in der ersten Eisenzeit.) Bemalte griechische Thongefäße fehlen gänzlich, dafür erscheinen einzelne Bronzevasen des siebenten bis fünften Jahrhunderts, und die localen Thongefäße sind nach dem Muster griechischer Metall- und Thonware geformt. Auch die altitalische Villanova-Urne und die Gefäße mit halbmondförmigem Henkel fehlen. Die Verhältnisse sind also denen in unseren Ostalpen- und dinarischen Balkanländern ähnlich. Zu den negativen prähistorischen Charakterzügen des Gräberfeldes gehört auch — im Gegensatz zu Etrurien — das Fehlen von Grabinschriften, obwohl die Schrift nach dem Zeugnisse vorrömischer Inschriften öffentlichen Charakters (in einer dem oskischen Idiom verwandten Sprache) nicht unbekannt war. Aus alledem und besonders aus den relativ jungen Fibelformen schließt **Mariani**, welcher (S. 184 ff.) auch eine gründliche Kenntnis der bosnisch-herzegowinischen Parallelen bekundet, die Hauptperiode der Nekropole von Aufidena sei gleichzeitig mit den jüngeren Gräbern (Fondo Servici) von Novilara in Picenum und mit den bosnischen Gräbern aus der Übergangszeit von der rein-illyrischen (Hallstatt-) zur illyrisch-keltischen (La Tène-)Periode, d. h. sie falle zusammen mit dem sechsten bis fünften Jahrhundert v. Chr.

Die Zahl der bis jetzt untersuchten Gräber beträgt circa 1400, und wenn sie in den übrigen Theilen der Nekropole ebenso dicht liegen, kann man ihre Gesammtzahl auf 12600 schätzen. Die »fosse« sind 70 bis 200 *cm* tief, mit Steinen ausgelegt, mit Platten überdeckt, und Gruppen von Gräbern waren oft, vielleicht regelmäßig, oberflächlich mit Steinkreisen (»Cromlechs«, an den berühmten Plattenring Mykenäs erinnernd) umstellt, welche vielleicht den Ruheplatz einer blutsverwandten Gemeinschaft abgrenzten. Die Leichen lagen auf dem Rücken; sie waren von mittlerer Größe, doch fehlten auch nicht sehr hochgewachsene Personen. Die Schädel sind lang, zuweilen überlang, von constantem Typus: schöne Köpfe, manchmal von besonders elegantem Bau, nach **Sergi**, der 40 derselben untersuchte, treffliche Vertreter seines »mittelländischen Stammes«. Die langen Gesichter harmonieren mit dem langen Hirnschädel, und die schwache Prognathie stört nicht den Eindruck einer hochveredelten Menschenform. Noch heute bildet das Samnitenland ein Übergangsgebiet zwischen den alpinen Breitköpfen Oberitaliens und den mittelländischen Langköpfen Unteritaliens.

Die Beigaben sind so constant, dass man der ganzen Nekropole, die doch sehr lang in Verwendung gestanden sein muss, nur eine kurze Dauer geben möchte. Es sind hauptsächlich Thongefäße, Eisen- und Bronzesachen, seltener sind Gold, Silber, Elfenbein, Bernstein, Bein, Holz u. s. w. Die Männer haben Waffen bei sich, die Frauen Schmuck, und zwar mehr, als sie im Leben auf einmal getragen haben können. Deshalb liegt der Schmuck nicht immer an den betreffenden Körperstellen, sondern über dem Leib oder daneben aufgehäuft. Manchmal sind die Beigaben auch in eigenen, aus Steinplatten erbauten Behältern neben dem Kopf der Leiche niedergelegt. Die kleinen, etwas seichter angelegten Kindergräber sind meist sehr reich an Beigaben und enthalten auch Schmucksachen Erwachsener. Die Töpfe sind theils gröberes, locales, theils importiertes, feineres Fabrikat (unteritalisch-griechische Ware und etruskische Buccherogefäße); Bronzevasen sind selten. Die gegossenen Bronzeschmucksachen zeigen sehr charakteristische und mannigfache Formen. Die Männer trugen Goldringe, was sonst in Italien nicht so häufig ist, wie in Mitteleuropa, hier namentlich bei den Galliern, aber auch dort bei den sabellischen Stämmen und den Anwohnern der Adria ein eigenthümliches Kennzeichen archaischer Tracht in vorgeschrittener Zeit bildet. Der Armschmuck besteht gewöhnlich aus Spiralschienen an den Oberarmknochen. Fibeln fehlen nicht einmal in den ärmsten Gräbern, sind fast öfter aus Eisen, als aus Bronze und bieten nicht viele Varietäten. Neben einer vorherrschenden Localform mit rechteckig gekrümmtem Bügel erscheinen Certosafibeln und besonders häufig eine gewisse Übergangsform zwischen Certosa- und Früh-La Tène-Fibel, die auch in den Ostalpen, namentlich im dinarischen Bergland eine große Verbreitung besitzt. Im nordwestlichen Bosnien (Jezerina u. s. w.) scheinen diese Fibeln geradezu die Früh-La Tène-Stufe zu vertreten.

Das merkwürdigste und für Aufidena speciell charakteristische Schmuckstück ist eine oft vorkommende lange Kette aus kunstvoll gewundenen Bronzedrahtgliedern, welche zwischen je zwei großen Spiraldisken

Reihen 8förmiger Schlingen bilden und oben mit einem bügelförmigen Gliede abschließen, unten reich durchbrochene Zierscheiben (an La Tène- und noch jüngere Phalerä erinnernd) oder Ähnliches tragen. Mariani nennt sie »Châtelaines«; denn es waren keine Gürtel, wofür man die ohne nähere Fundangabe in verschiedenen Sammlungen (z. B. Karlsruhe) aufbewahrten Exemplare bisher gehalten hatte. Der ganze Schmuckapparat zeigt die adriatische Ausprägung des Hallstattstiles, wie sie in Ostitalien und dem Nordwesten der Balkanhalbinsel vorkommt, charakterisiert durch eine reiche, weil lange ungestörte Entwicklung alterthümlicher Motive in relativ junger Zeit. Diese Erscheinung, welche durch die parallelen Actionen auf italischem und bosnischem Boden gegenwärtig in helles Licht gerückt wird, lehrt uns die Culturbedeutung des Westens höher anschlagen, als bisher.

In den Männergräbern fanden sich nur wenige Schutzwaffen. Helme, die ja überall nicht häufig sind, fehlen ganz. Häufig sind nur Blechgürteldecken mit zuweilen sehr schönen Haken und Attachen griechischer Arbeit, darunter ein Stück mit figuralen Graffiti im Stil des vierten bis dritten Jahrhunderts. Als Panzer dienten häufig runde Brustplatten. In einem Stück sind drei derselben zu einem completen, Brust- und Nabelgegend deckenden Kürass verschmolzen, dem typisch-samnitischen Panzer, wie er aus unteritalisch-griechischen Vasenbildern bekannt ist. Die Angriffswaffen sind hauptsächlich Lanzen, seltener kurze Schwerter (35 bis 77 *cm* lang) mit geraden Parierstangen. Die Messer erinnern an bekannte Früh-La Tène-Typen der Alpenländer.

Sehr wertvoll sind die vielfach noch unedierten Analogien aus nahen und ferneren Gebieten, welche Mariani (Sp. 163—187) beibringt, um aus den Funden von Aufidena eine Geschichte der sabellischen Cultur zu gewinnen. Er erkennt ihre ursprüngliche Abstammung aus der äneolithischen Stufe Italiens und ihre specifische Entwicklung durch vorübergehenden Contact mit griechischen Einflüssen und namentlich durch lange Berührung mit dem illyrischen Gegengestade, wo dieselben Einflüsse ein seltsames Nachleben höchst alterthümlicher, zuletzt auf mykenische Grundlagen zurückführender Culturformen erzeugt haben. Es ist unmöglich, der umsichtigen Untersuchung Marianis in all ihren Theilen zu folgen. Einer derselben behandelt ausführlich die Chronologie des Gräberfeldes (Sp. 188—196), ein anderer die historisch-topographischen Probleme des Locals. Die genaue Beschreibung der einzelnen Gräber füllt beinahe 200 Spalten des Textes; Prof. Sergi beschreibt die Schädel, Prof. de Petra die Münzfunde von Aufidena. Ansichten, Pläne, Abbildungen ganzer Gräber und einzelner Objecte im Text und auf Tafeln sind in reicher Fülle gegeben. So tränkt die archäologische Forschung die blassen Schemen der geschichtlichen Überlieferung mit Blut und Leben und bringt mit Glück auch jene »dunklen« Völker zum Reden, die erst bei ihrer Berührung mit dem verzehrenden Römerthum vorübergehend aufflammten und dann erloschen.

Prof. M. Hoernes.

25.

Evans, Arthur J.: The Palace of Knossos. Summary report of the excavations for the year 1900. Reprinted from the »Annual of the British School at Athens«. 1899 bis 1900, Bd. VI, 70 S. mit 2 Tafeln, 2 Plänen und 12 Abbildungen im Text, 8°.

— — — The Mycenaean Tree and Pillar Cult and its Mediterranean relations. With illustrations from recent Cretan finds. Bd. XII, 106 S. mit 1 Farbentafel und 70 Abbildungen im Text, 8°. London, Macmillan and Co., 1901.

Diese beiden Arbeiten hängen untereinander eng zusammen. Die culturgeschichtliche Untersuchung wurzelt in der an erster Stelle genannten Ausgrabung, und beide sind in letzter Linie Früchte der neugeschaffenen politischen Ordnung auf Kreta, d. h. des beruhigenden Eingreifens europäischer Großmächte im Südosten Europas. In ähnlicher Weise verdanken wir die archäologische Erforschung Bosniens der Pacification dieses Landes durch das europäische Mandat an Österreich-Ungarn. Evans ist auf kretischem Boden der Nachfolger Schliemanns, auf dessen bahnbrechenden Arbeiten er auch sonst erfolgreich weiterbaut. Seitdem uns durch jene das gigantische Räthsel der mykenischen Cultur aufgegeben ist, sind die Blicke europäischer Forscher mehr oder weniger platonisch auf Kreta gerichtet, und man erinnert sich wohl noch an Milchhöfers Erwartungen in dessen vieldiscutiertem Buche über die Anfänge der Kunst in Griechenland. Schliemann selbst plante methodische Untersuchungen an der Ruinenstelle von Knossos, in den Trümmern der Residenz des Zeussohnes Minos, an dessen Namen die Alten ihre Berichte über die Vorherrschaft Kretas im ägäischen Meere knüpften. Aber die Zustände auf der Insel waren seinen Absichten nicht günstig. 1894 besuchte Evans zum erstenmal Knossos und sammelte vielversprechende Materialien, die er in seinen Studien über die vorphönikische Bilderschrift in Griechenland verwertete. Nach endlosen Schwierigkeiten erwarb er, da kein anderes Mittel half, das Grundeigenthum der Ruinenstätte; doch erst 1900 konnten die Ausgrabungen beginnen. Sie währten vom 23. März bis 2. Juni und lieferten ein äußerst reiches Erträgnis, über welches in Kürze schon vor Jahresfrist P. Wolters (Arch. Anz. 1900, S. 141 ff.) berichtete. Dank der geringen Tiefe der jüngeren Ablagerungen wurde ein Raum von circa 115 *m* nordsüdlicher Länge und 70 *m* westöstlicher

Breite aufgedeckt. Im zweiten Plane der erstgenannten Publication übersieht man die geleistete Arbeit und erkennt auf den ersten Blick ein höchst merkwürdiges Pendant zu den bisher untersuchten mykenischen Fürstenpalästen. Es kann hier nicht in die Details der Anlage eingegangen werden, die so compliciert ist, dass Evans nach dem Vorgange Stillmans darin das Substrat der jüngeren Sagen vom kretischen Labyrinth gefunden zu haben glaubt. In diesem Namen selbst sieht Evans (mit Mayer, Myken. Beitr., II. Jahrb., Arch. Inst., Bd. VII, S. 191) eine dialectische Form des nach der Doppelaxt »Labrys« benannten karischen Gottes Zeus Labraundos, und thatsächlich findet sich jenes Symbol häufig an Pfeilern der Ruine von Knossos eingehauen.

Aus vormykenischer Zeit stammen zahlreiche Überreste einer ausgedehnten neolithischen Ansiedlung: schwärzliche, an der Oberfläche geglättete Handtöpferei, deren geometrische Ornamente mit weißen Einlagen gefüllt sind, wie in den älteren Schichten von Hissarlik, Flachbeile und durchbohrte Äxte aus Serpentin, Jadeit, Hämatit und anderen Gesteinen, Nuclei und Messer aus Obsidian, Thonwirtel, Massen von Beingeräth, endlich auch eine primitive weibliche Thonfigur mit weiß ausgefülltem Ornament. Ein Probeschacht zeigte, dass diese vormetallische Schicht unter dem mykenischen Palast enorm in die Tiefe gieng, was auf sehr lange und starke ältere Bewohnung schließen lässt. Die jüngeren Theile dieser Schichte gehören der Kupferzeit an; die Töpferei hat abweichenden Charakter und erinnert an gewisse ägyptische Ware aus Gräbern der 12. bis 13. Dynastie.

Auffallend ist das gänzliche Fehlen der Spiraldecoration, und Evans schließt daraus, dass diese neolithische Schicht älter sei, als die Periode, in welcher sich, unter ägyptischem Einfluss, die Spiraldecoration auf Kreta und im ägäischen Meer ausbreitete. Er bemerkt den scharfen Contrast gegenüber der Keramik von Butmir, welche die Fortwirkung spiralverzierter, ägäischer Steatit- und vielleicht auch Metallreliefs auf eine noch nicht zum Metallgebrauch vorgeschrittene binnenländische Bevölkerung verräth. Einige andere Gefäße sind auf dunkelbraunem Grund weiß und bunt bemalt und zeigen directe Übertragung der eingeritzten neolithischen Decoration in Farben.

Die ferneren Capitel behandeln der Reihe nach die einzelnen, bisher aufgedeckten Räume und Raumgruppen des bronzezeitlichen Fürstensitzes. Die meisten Mauern sind aus Bruchsteinen mit Lehmmörtel erbaut, außen mit Lehm ausgeglichen und mit Kalkmörtel überzogen, welcher zuletzt bemalt wurde. Mauersockel, Bodenplatten und Unterlagen der Säulen und Pfeiler bestehen aus gesso duro; kunstreich gefügte Quadermauern, die hie und da vorkommen, stammen vielleicht aus einer etwas jüngeren Bauperiode. Doch geht kein Theil der Anlage über die mykenische Periode hinaus; ja der ganze Bau scheint ausschließlich der Blütezeit dieser Cultur (XVI.—XIV. Jahrhundert) anzugehören und nach seinem Untergang (durch eine große Feuersbrunst) nicht renoviert worden zu sein. Alle wertvollen Objecte wurden bei jener Zerstörung entführt; doch fand sich noch gerade genug, die Zeitstellung genau zu ermitteln; ein Stück von einem Bronzeschwert, und ganz wenig, bezeichnenderweise als Schmuck verwendetes Eisen. Auf die Bronzezeit deuten auch die gelb gemalten Lanzenspitzen der Krieger in den Wandgemälden. Alles jüngere fehlt, selbst die geometrisch verzierte Keramik, ja sogar die Arbeiten im jungmykenischen Stil der »Kriegervase« und der »Kriegerstele« aus der Unterstadt von Mykenä. Die zahlreich vorgefundenen Scherben bemalter Gefäße zeigen die älteren Stufen der mykenischen Firnismalerei. Evans will demnach den Zeitpunkt der Zerstörung des Palastes nicht über das XIII. Jahrhundert herabrücken. Nach der mehrfach wiederholten Ausplünderung der Ruinen blieben diese völlig ungestört liegen. Nur wenig Erde lagerte sich darüber ab; kein Baum wuchs darauf, ja stellenweise kann nicht einmal eine Pflugschar über den Grund gegangen sein, so völlig intact hatten sich Wandmalereien, Gefäße und anderes nur wenige Centimeter unter der Oberfläche erhalten.

Trotz aller Zerstörung und Plünderung zeugt aber noch jeder Fußbreit Raum von der Prachtliebe, dem Reichthum, Kunstsinn und culturellen Hochstand der Bewohner. Einige Daten müssen genügen, dies zu erhärten. Im Westen lag ein großer Hof mit angrenzendem Corridor, der mit lebensgroßen Menschenfiguren (Jünglingen, welche einer Frau Gaben darbringen) und einer Stierfigur geschmückt war. Andere Wandgemälde sind wahre Miniaturen und zeigen in colorierter Umrisszeichnung eine Versammlung zahlloser Frauen, deren Oberkörper nur mit halblangen, am Rücken zusammengefügten Ärmeln kokett bekleidet ist. Die Frauenversammlung ist von einer dichtgedrängten Männerschar umgeben, und außerdem erscheinen im Bilde religiöse Baulichkeiten, wonach vielleicht auf eine Cultscene zu schließen ist. Jedenfalls ist die Ausführung höchst eigenthümlich anziehend und manches daran von ganz unerwarteter Neuheit.

An die berühmten Darstellungen der Goldbecher von Vaphio erinnert, in einem anderen Raum, ein bemaltes Steinrelief mit Rindern und einem Baum. Die Zeichnung der lebhaft bewegten Thiere ist voll Geist und Naturtreue, und Evans findet, dass in der Thierdarstellung die ganze spätere Kunst der Griechen nicht Bedeutenderes hervorgebracht habe. Die häufige Wiederkehr von Stierbildern mahnt an das totemistische Wahrzeichen des hier verehrten kretischen Zeus, an die Urbedeutung des stiergestaltigen Minotaurus und an den tieferen Sinn der Unterwerfung jener gewaltigen Thiere durch Männer, aus denen die spätere Sage der Athener Theseus gemacht hat.

An einen großen Mittelhof schließt sich in nördlicher Richtung eine lange Gallerie mit zahlreichen, seitlich anstoßenden schmalen Magazinsräumen. Darin waren riesige Vorrathsgefäße (Pithoi) mit Cerealien in zwei Reihen aufgestellt; zwischen diesen befand sich ein schmaler Gang, in dessen Boden bleigefütterte Steinbehälter, vielleicht Schatzkisten, eingelassen waren.

Ein Raum von größter Bedeutung, mit offenem Vorraum und Hinterraum, enthielt einen steinernen Thronstuhl zwischen Steinbänken, gegenüber einem vertieften Wasserbassin, das wohl kein Bad, sondern (nach Wolters) eine Art Impluvium war.

In einzelnen Räumen lagen — ursprünglich wohl in hölzernen Truhen geborgen — Aufschreibungen, die vielleicht einst den wertvollsten Theil des ganzen Fundes bilden werden. Es sind an 2000 Thontäfelchen, zum Theile zerbrochen, im feuchten Thon mit spitzem Griffel beschrieben und durch den Brand des Palastes gehärtet, wahrscheinlich Verzeichnisse der in den betreffenden Räumen verwahrten Objecte, Abrechnungen u. dgl., die kein competenterer Forscher entdecken konnte, als gerade A. J. Evans. Andere bezeichnete Thonstücke sind Siegelabdrücke, mit Löchern für Bindfäden, nach Art unserer »Plomben« zum Verschlusse von Behältern verwendet. Außerdem lieferte die Ausgrabung viele Steingefäße, Steinschalen, Thongefäße u. s. w. und als besonders wichtigen kleinen Fund das Untertheil einer ägyptischen Figur aus der Zeit der 12. oder dem Anfang der 13. Dynastie an drei Seiten mit Hieroglyphen beschrieben.

Knossos, wo seit 1878 hin und wieder vereinzelte Funde gemacht wurden, ist nun mit einem Schlag in die allererste Reihe der mykenischen Fundplätze gerückt. Der flache Hügel hat sich als wahre Schatzkammer entpuppt, und das geplante neue Museum der Stadt »Herakleion«, wohin die Funde gebracht werden sollen, erlangt dadurch plötzlich große Bedeutung.

Mit der zweiten oben genannten Arbeit über den Baum- und Pfeilercult der Mykenäer, welche zuerst im »Journal of Hellenic Studies« erschienen ist, hat Evans gleich einen Theil der Summe wissenschaftlicher Ergebnisse gezogen, welche die Ausgrabungen in Knossos erheblich bereichert haben. Noch schwebt Dunkel über Stamm und Herkunft, Sprache, Sitte und Cult der mykenischen Bewohner Griechenlands; aber die stets sich mehrenden Bildwerke, kleinen und größeren Umfanges, reden eine eindringliche, wenn auch nicht völlig deutliche Sprache, und es gehört mehr, als bloß kaltes Blut dazu, mit den Erklärungen zurückzuhalten, die sie uns in den Mund legen wollen. Wie man sich dabei täuschen kann, zeigt das Beispiel des vortrefflichen, leider für diese Studien viel zu früh dahingeschiedenen Wolfgang Reichel, dessen geist- und gehaltvolle Arbeit über vorhellenische Götterculte von der falschen Deutung eines Cultobjectes auf einem mykenischen Goldring ausgeht. Er sah einen leeren Stuhl, wo ein vom Tabernakel umschlossener heiliger Pfeiler und die Krönung des Aufbaues durch einen hornartigen Aufsatz zu erkennen ist. Demnach glaubte er, die Mykenäer hätten sich ihre Götter als menschlich gebildete, aber unsichtbare Wesen von kolossaler Größe gedacht, die sie nicht im Bilde darzustellen unternahmen. Evans zeigt dagegen — und die polychrome Darstellung eines kleinen Heiligthums an einer Wand des Königspalastes von Knossos bildet für ihn gleichsam den Brennpunkt der gesammelten Lichtstrahlen —, dass die mykenischen Griechen zwar keine großen Cultbilder, aber an ihrer Stelle anikonische Cultobjecte, d. h. eben den heiligen Baum und den heiligen Pfosten, hatten, und dass sie in kleinen Bildern oft genug auch die Gottheit in leibhaftiger Menschlichkeit neben ihren anikonischen Äquivalenten darstellten. Hierher gehört auch der oft abgebildete mykenische Goldring mit der unter einem Baume sitzenden, von Frauen verehrten Göttin, jenes allbekannte Bildwerk, in dem man hartnäckig eine Genrescene sehen wollte, und das auch Reichel nicht mit wünschenswerter Sicherheit auf eine Cultscene beziehen zu können erklärte. Evans hat nun die zahlreichen und höchst übereinstimmenden Zeugnisse für den Baum- und Pfeilercult jener Periode gesammelt, die ja bekanntlich auch in jüngeren Zeiten viele Spuren hinterlassen hat (auf Kreta z. B. in der heiligen Platane von Gortys). Ihre Zusammenstellung aus dem reichen Material, über das der Autor verfügt, wirkt schlagend, und vieles Altbekannte, wie z. B. die mykenischen »Taubentempelchen«, tritt jetzt erst in helles Licht. Die nordischen Analogien zu den in S. 37 ff. behandelten »horns of consecration« (aus der Schweiz und Ungarn) kennt oder berücksichtigt Evans nicht; dagegen hält er im mittelländischen Culturkreis Umschau bis zur modernen Pfeilerverehrung in Macedonien. Der mykenische Olymp und das mykenische Sacralwesen erweisen sich formenreicher, gefestigter und vor allem zugänglicher, als man bisher glaubte. Noch ist vieles zweifelhaft; aber es sind doch feste Grundlagen für die Erklärung zahlreicher Einzelheiten in den Bildwerken gewonnen, und das ist mindestens ein hoffnungsreicher Ausgangspunkt für weitere Wege der Untersuchung.

M. Hoernes.

26.

Milani, Luigi Adriano: Studi e Materiali di Archeologia e Numismatica pubblicati per cura di L. A. M. Vol. I, con oltre 330 figure nel testo e VIII tavole. Firenze, Tipogr. di G. Barbèra, 1899—1901. gr. 4°. VIII, 330 S.

Zeitschriften, welche speciell der classischen Archäologie und der antiken Numismatik gewidmet sind, enthalten sonst nur ausnahmsweise Beiträge von directem Bezug auf die Urgeschichte und die vergleichende Culturgeschichte der Menschheit. In für uns erfreulicher Weise hat sich das obengenannte Organ weitere Grenzen gezogen, und namentlich der eben erschienene zweite Halbband bringt mehrere große Abhandlungen aus dem Grenzgebiet der Anthropologie und der historischen Alterthumskunde. Der rühmlichst bekannte Herausgeber Prof. L. A. Milani, Director des archäologischen Museums in Florenz, will neben der classischen namentlich der orientalischen Archäologie Raum geben und, sehr mit Recht, insbesondere die Religionswissenschaft pflegen, welche bisher von den Archäologen und Mythologen insgemein vernachlässigt wurde, jedoch bestimmt ist, die Grundlage einer neuen Hermeneutik der Denkmäler zu werden.

In eigenster Durchführung dieses Programmpunktes gab Milani schon im ersten, 1899 erschienenen Halbband u. a. zwei Studien über die Bronzen der idäischen Zeusgrotte als älteste Denkmäler hellenischer Religion und Kunst (S. 1—33 mit 2 Doppeltafeln und 30 Textbildern) und über hetitische Sculpturen (Nota esegetica sulla stele di Amrit e sul principal rilievo rupestre di Jasilikaïa. Saggio di teogonia hetea, 33 bis 52, mit 20 Textbildern). Im zweiten Halbband publiciert er (S. 161—234 mit circa 100 Abbildungen) den ersten Theil einer umfangreichen Monographie über vorhellenische Kunst und Religion im Lichte der kretischen Höhlenfunde und der hetitischen Denkmäler, sowie über hetitisch-mittelländische Ideographie. Dieser erste Theil behandelt ikonische Darstellungen, Mythogenie und Poesie, von bekannten Denkmälern besonders die figurale goldene Haarnadel aus dem III. mykenischen Schachtgrabe, das figurale Gehänge aus dem Goldschatz von Ägina, die Täfelchen von Siteia auf Kreta und das Silberdiadem von Syra, die Gemme des Kasseler Museums und andere geschnittene Steine mit Darstellungen der πότνια θηρῶν, den berühmten mykenischen Goldring mit Darstellung der Verehrung einer Frau durch andere Frauen, das Wandgemälde aus einem Hause der Akropolis von Mykenä und verwandte Bildwerke, in welchen er stets Darstellungen der Rhea und ihrer »Koren« erblickt, endlich die Figuren der sogenannten »mykenischen Astarte«, in welchen er die hetitisch-mykenische Göttin des Himmels und des Meeres sieht. Diese Untersuchung berührt sich im Gegenstande vielfach mit A. J. Evans' gleichzeitig erschienener Studie über den mykenischen Baum- und Pfeilercult, verfolgt aber andere Ziele als diese.

Von Arbeiten anderer möchte ich besonders den ersten Theil einer ebenfalls groß angelegten Untersuchung von G. Karo über die Goldarbeiten aus Vetulonia anführen (S. 235—283, mit 4 Tafeln und 50 Textbildern). Er behandelt die Fibeln, Nadeln, Schließen und Gürtel und enthält einen eigenen Abschnitt über die figurale Arbeit in lavoro granulato, die bei jenen kostbaren Schmucksachen eine so bedeutende Rolle spielt. Das von anderen Mitarbeitern beigebrachte neue etruskische und griechische Material stammt ebenfalls ausschließlich aus Italien. Sehr dankenswert ist auch der »museographische Anhang«, in welchem Milani zwei ins archäologische Museum gelangte Depotfunde von Waffen und andere Votivsachen aus Telamon und G. Pellegrini die Terracotten des Museums Chigi in Siena bespricht.

M. Hoernes.

27.

Schlosser, Julius v.: Zur Genesis der mittelalterlichen Kunstanschauung. (Sonderabdruck aus den »Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung«, Ergänzungsband VI, S. 760—791.)

Diese kleine, aber gehaltvolle Abhandlung besticht uns durch einen Zug, den wir auf dem Gebiet historischer Forschung oft mit Bedauern vermissen: durch die verständnisvolle, nicht bloß äußerliche Anknüpfung an die Ergebnisse anthropologischer Untersuchung, hier speciell an die Arbeiten über primitive Kunst. In geistreicher, hauptsächlich an Münzbildern sich fortspinnender Betrachtung zeigt der Verfasser, wie die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa bis zum Beginne der griechischen Sonderentwicklung auch für die Genesis der mittelalterlichen Kunstanschauung von größter Bedeutung ist. Die Antike ist eine reife, männliche, aber darum, wie alles Fertige, auch beschränkte Kunst, die den Völkern des Ostens und des Nordens nur äußerlich aufgedrängt wurde, ihrem inneren Wesen aber fremd, unverstanden, ja unheimlich blieb. Nach ihrem Ausleben, nachdem die »Selbstverneinung antiker Sinnesweise und Cultur, deren Anfänge bis auf Sokrates und Plato zurückgehen«, siegreich auch auf die sichtbare Welt der plastischen Form übergegriffen hatte, tauchte der alte, einst auch über die griechische Erde gebreitete »orientalisch-nordische« oder »barbarische« Untergrund der Entwicklung wieder empor und wurde das Fundament einer neuen großen Kunstperiode. Nicht einfach um »Verfall« und »Entartung« handelt es sich, sondern um etwas Positives, Neues, um einen Wechsel, eine »Veränderung in den Anschauungen, in den geistigen und psychischen Principien . . . Orientalische und barbarische Weltanschauung sind die großen, geistigen Mächte der Zukunft . . . Symbol und Inhalt haben über die Form gesiegt, der Geist über den Körper, die Gattung über

das Individuum.« Diese Verneinung der Natur findet der Autor ausgesprochen auch in dem mächtigen Zuge zum Decorativen schlechthin, wie er als volksthümliche Reaction gegen die exclusive, hoch empor gediehene mykenische Kunst schon in den geometrischen Stilarten auf griechischem Boden sich Bahn bricht. Die germanisch-keltische Welt des Nordens hat zur Zeit ihres Eintretens in die Geschichte einen eigenthümlichen Decorationsstil entwickelt, der aus den Tiefen aller Kunstanfänge, aus geometrischer Phantasie und dunkler, pictographischer Symbolik hervorgewachsen ist und das herandrängende Fremde, Höhere sich immer wieder assimiliert hat. Sehr feinsinnig verweist v. Schlosser mit einem Wort Montaignes darauf, dass die Spiele der Kinder gar keine »Spiele« sind, wofür wir sie in unserem unverständigen Hochmuth erklären, und darauf, dass die Kinder in ihrer Kunst geborene Antinaturalisten sind, die sich sträuben, direct die Natur zu copieren. Sie wollen eben mehr, als eine bloße Nachbildung. Was ist ihnen »Kunst«? Sie wollen, womöglich, das beseelte Object selbst bannen: das ist der Zweck ihrer Arbeit. »Kunst« ist Beschränkung auf Ziele, die man anfangs gar nicht sucht, weil sie dem strebenden Geist zu niedrig vorkamen. Daher vermuthet der Verfasser mit Recht in den Äußerungen kindlicher Kunst, die uns bloß »unvollkommen« erscheinen, ein Widerstreben gegen die bildmäßige Form überhaupt. Ähnliche Gedanken haben sich mir bei der Darstellung der prähistorischen »Kunstwerke« Europas auf Schritt und Tritt aufgedrängt, und ich sehe mit Freude, dass der Scharfblick des Kunsthistorikers an dem gleichen Material dieselbe Entdeckung gemacht hat.

Die classicistische Kunstanschauung unserer Archäologen und Philologen ist geneigt, in jener Grundlage das reine »Nichts« zu sehen und in der Antike das erste »Etwas« auf dem Gebiete der europäischen Kunst. Bis zu einem gewissen Grade ist dies ja richtig. Aber die Correctur einer zu weit getriebenen Unterschätzung jener Elemente, des pictographischen und des rein decorativen, verschafft uns ein Blick auf die Kunst des Mittelalters, ihren wahren Ursprung und ihre wahre Bedeutung. »Die blonden Enaksöhne des Nordens, wie die braunen Beduinen Arabiens berühren sich in der gewollten Abwendung von der realen Natur, die ihnen fremd und unheimlich und nur in der Umformung, die aus den Grundströmungen aller primitiven Kunst entspringt, erträglich ist. Auge und Hand dieser jungen Völker haben das Neue in die Kunst gebracht, weil sie unter dem Zwang elementarer Instincte handelten; sie wollten nicht anders sehen und bilden, weil sie nicht konnten.«

M. Hoernes.

28.

Müller, Dr. Josef: Das sexuelle Leben der Naturvölker. Zweite stark vermehrte Auflage. 8°. VIII, 74 S.

Das Buch, welches laut Vorrede den Anfang zu einer »umfassenden Geschichte der sexuellen Ideen und des sexuellen Lebens der Menschheit« bilden soll, bietet in gedrängter Kürze eine Darstellung der Eheformen und des Geschlechtslebens vorwiegend der Naturvölker der Gegenwart in Verbindung mit historischen Rückblicken. Der Anlage nach zerfällt es in zwei Haupttheile: Die Ehe und Geschlechtliche Disciplin vor und in der Ehe.

Im ersten Haupttheil behandelt der Verfasser die verschiedenen Formen der Ehe. Zunächst beschäftigt er sich mit der Promiscuitätshypothese, welche für die primitiven Culturstufen und Völker eine völlig gesetz- und regellose Befriedigung des Geschlechtstriebes annimmt. Diese Theorie stützt sich auf die Erzählungen antiker Schriftsteller, z. B. Herodots und Strabos, und auf die Berichte moderner Reisender. Mutterfolge, Totemismus und Gruppenehe, Rechtsinstitutionen, die sich bei den verschiedensten, oft territorial sehr getrennten Nationen finden, werden aus dieser Hypothese erklärt. Der Verfasser wendet sich sehr energisch gegen diese Theorie und lehnt sie in ihrer Gänze ab. Sehr überzeugend sind jedoch seine Gegenargumente nicht, und was speciell die Eheform bei den Australnegern anbelangt, so kann man wohl nicht umhin, aus den noch jetzt bei ihnen bestehenden Zuständen auf einen ursprünglichen promiscuen Geschlechtsverkehr zu schließen.

Nach Besprechung der Promiscuitätshypothese wendet sich der Autor einer zweiten primitiven Eheform, der Polyandrie, zu. Der Verfasser gibt zu, dass wir uns hier schon auf positiverem Boden befinden, verwahrt sich aber dagegen, dass diese Form des geschlechtlichen Zusammenlebens zur Construction irgendwelches Entwicklungsschemas verwertet werde. Er schildert eine Reihe von polyandrischen Ehezuständen aus den verschiedensten Zeiten und Zonen, darunter auch das sehr merkwürdige Eheleben der Kriegerclasse der Naïren in Malabar, wo der Mann nur der Ernährer, niemals aber der eigentliche Gatte seiner Frau ist. Am Schlusse dieses Abschnittes wird auch das Levirat besprochen, jene Rechtsinstitution, zufolge welcher die Witwe auf den Bruder ihres Mannes übergeht.

Im dritten Abschnitt, der sich Polygamie und Monogamie betitelt, kommt der Autor erst zu jenen Verhältnissen, welche mit Recht die Bezeichnung Ehe tragen. Alles bisher Besprochene war ja das gerade Gegentheil von dem, was wir unter dem Begriff Ehe verstehen. Der Verfasser behandelt nun ziemlich ausführlich die verschiedenen, bei einer festen Ehe in Betracht kommenden Fragen und Momente, wie Ehe-

cchließung, Ehescheidung, Ehebruch, Ehehindernisse. Mit der Erwähnung des bei vielen Naturvölkern vorkommenden Brauches, dass die Defloration der Braut nicht von dem neuvermählten Gatten, sondern von einem anderen, manchmal sogar gedungenen Individuum vorgenommen wird, und der Schilderung mehrerer moderner und antiker, cultlicher Orgien schließt der erste Haupttheil.

Der zweite Haupttheil betitelt sich: Geschlechtliche Disciplin vor und in der Ehe.

Die jugendliche Keuschheit genießt, wie der Autor nachweist, fast bei allen Völkern höchste Wertschätzung. Ja, bei vielen Nationen ist noch die Jungfernprobe in Gebrauch. Arge Sittenverwilderung ist in vielen Fällen auf europäische Einflüsse zurückzuführen. Einen weiteren Abschnitt widmet der Verfasser den Mannbarkeitsproben und der Ascese in der Ehe. Durch qualvolle Martern, denen sich sehr häufig sogar beide Geschlechter unterziehen, muss bei den Naturvölkern die Vollgiltigkeit innerhalb des Stammes oder der Horde erkauft werden, und mannigfaltig sind die Enthaltungsvorschriften in der Ehe. Besonders rühmt der Verfasser, dass bei vielen Naturvölkern das Verbot herrscht, den Coitus zur Zeit der Gravidität auszuführen. Überhaupt gelten die Geschlechtsfunctionen, Beischlaf, Menstruation und Geburt, bei vielen Naturvölkern als unrein und sündhaft, weswegen auch das Cölibat bei den primitiven Nationen nicht allzu selten ist.

Ein kurzes Resumé, in welchem der Verfasser nochmals seine Ansicht, dass die Monogamie die Urform der Ehe sei, betont, beschließt die Arbeit.

Die Aufstellungen des Verfassers basieren meist auf den Ansichten Westermarcks, wenn auch andere Werke herangezogen sind; selbständiges Quellenstudium scheint in vielen Fällen zu fehlen. Seltsam berührt es, dass der Herr Verfasser an mehreren Stellen mit theologischen Argumenten operiert.

Emerich Kohn.

29.

Koudelka, Florian: Lidové léčení dobytka. Vyškov 1901. (Über die volksübliche Behandlung von krankem Vieh. Vortrag, gehalten am 27. Mai 1901 in der III. Versammlung böhmischer Naturforscher und Ärzte in Prag. Wischau 1901.) 8°. 16 S., Selbstverlag des Verfassers.

Gleichwie sich gewisse abergläubische Gebräuche noch aus der heidnischen Vorzeit bis auf unsere Tage erhalten haben, ebenso herrscht noch im Volke bei Viehkrankheiten mannigfacher Aberglaube, der vielleicht ebenfalls heidnischen Ursprunges ist. Als der Mensch zu prähistorischen Zeiten die ersten Thiere zähmte und züchtete, erwuchs ihm auch schon die Sorge um ihre Gesundheit. In der damaligen Unwissenheit betrachtete der Mensch nicht nur seine eigenen, sondern auch die Krankheiten seiner Hausthiere als eine Strafe höherer, ihm feindselig gesinnter Wesen und Mächte und glaubte durch allerhand Beschwörungen und Opfer diese Mächte versöhnen und die Krankheiten hiermit verbannen zu können. Auf diese Weise entstand die Behandlung kranker Thiere mittelst Beschwörungen, magischen Formeln und Gebräuchen, sowie Gebeten. Diese Gebräuche sind nun in Mähren vielfach bis auf den heutigen Tag noch üblich, da der Glaube noch nicht ganz erloschen ist, dass gewisse geheimnisvolle Mächte durch böse Menschen, namentlich Hexen, dem Vieh Schaden zufügen können. Hierfür bringt der Verfasser Belege aus eigener Erfahrung und führt einige, sowohl in früherer Zeit, als auch noch gegenwärtig in Mähren gebräuchliche Beschwörungsformeln und sympathetische Heilmittel bei Thierkrankheiten an. Unter den mit geheimnisvollen Heilkräften ausgestatteten Fetischen nehmen die Donnersteine oder Wettersteine — prähistorische Steingeräthe — einen hervorragenden Platz ein.

Eine große Rolle in der Thierpathologie des Volkes spielt das sogenannte Verschauen oder Versehen, die Wirkung des bösen Blickes, und der Verfasser bespricht die hierüber herrschenden Anschauungen, sowie die dagegen angewendeten Volksmittel.

Koudelka.

30.

Beauquier, Ch.: Les mois en Franche-Comté. Paris 1900. Maisonneuve und Lechevalier

Das genannte, beinahe 200 Seiten zählende Buch bildet eine sehr interessante und recht gut bearbeitete Monographie. Sein Verfasser, seit lange Präsident der »Société des traditions populaires«, war völlig imstande, die von ihm unternommene Arbeit auszuführen; denn seit mehr als 15 Jahren beschäftigt er sich mit der Volksliteratur, den Volkssitten und den Volksbräuchen seiner Provinz. Man hat von ihm mehrere diesbezügliche Veröffentlichungen. Am wichtigsten sind: »Chansons populaires recueillies en Franche-Comté« »Blason populaire de Franche-Comté« und »Vocabulaire des provincialismes usités dans le département du Doubs«.

»Les mois en Franche-Comté« zeichnen sich durch eine gedrängte sachliche Darstellung, sowie durch reiche Materialienfülle aus. Natürlich bilden die Bräuche den Hauptbestandtheil des Buches. Hie und da aber

werden, gelegentlich verschiedener Festtage, Volkslieder und Volkssagen eingestreut; auch fügte Beauquier jedem Monate die auf ihn bezüglichen und in der Franche-Comté gebräulichen Redewendungen und Sprichwörter hinzu.

Das Buch beginnt mit dem in der Franche-Comté sehr feierlich begangenen Neujahrsfeste. In allen Dörfern erwartet die sämmtliche Jugend den Schlag der Mitternachtsstunde. Hierauf stimmt sie das Neujahrslied *(Chanson du bon an)* an. Es enthält vornehmlich Glückwünsche, denen nachher höfliche Bitten um Geschenke angefügt werden. Es wird unter den Fenstern der bedeutendsten Häuser des Dorfes vorgesungen und verfehlt seinen Zweck nur selten. Im großen und ganzen erinnern diese Volkslieder an die polnischen und ruthenischen *Szczedrówki*, von denen ich hier seinerzeit umständlich gesprochen habe, ihrem Gehalte nach stehen sie jedoch den letzteren wesentlich nach.

Zahlreiche Volksmeinungen knüpfen sich an diesen Tag. Auch spendet man am Neujahrsfest reichlich Almosen; denn es ziemt sich nicht, an der Schwelle des neuen Jahres knauserig zu sein. Eingedenk dieses Umstandes gehen an diesem Tage verunglückte Leute um und bitten um Unterstützungen; sie ernten immer eine kleine Summe ein. Auch im Liebesleben spielt der Neujahrstag eine Rolle. Verliebte Burschen feuern aus Pistolen und Büchsen Schüsse vor den Häusern ihrer Auserwählten ab. Jünglinge, welche im kommenden Jahre sich stellen sollen, bringen den in demselben Jahre wie sie geborenen Mädchen (die sie *nos conscrites* nennen) Zuckerwerk und werden von den Eltern derselben oftmals bewirtet.

Sechs Tage nachher kommt das Dreikönigsfest. Das traditionelle Gastmahl mit der Wahl des Königs wird in den meisten Dörfern der freien Grafschaft abgehalten, auch dem Umzug der als drei Könige vermummten und ein dem Neujahrslied im wesentlichen ähnliches Dreikönigslied singenden Dorfburschen begegnet man beinahe überall. Interessant ist, dass man in einigen Orten am Vorabend des Festes den König Herodes seine wilde Jagd in den Lüften abhalten lässt. Sichtlich handelt es sich hier um eine Translocation der sonst dem Spätherbst und insbesondere dem Allerseelentag eigenen wilden Jagd.

Am 17. Jänner (Sct. Antoniustag) werden während der Messe Hafer, Mais, Heu, Salz und sonstige Viehnahrung gesegnet und dann unter das Vieh ausgetheilt in der Meinung, dass es dann während des ganzen Jahres vor jeder Krankheit bewahrt bleibe.

Im Februar ist das Fest der Reinigung Mariä von großer Bedeutung. Da Maria den Frauenherzen, und insbesondere den jungen, gewogen ist, so wenden sich vor allem diese an sie. Während der neun Tage, welche dem Feste vorangehen, halten die Mädchen eine Novene ab; am Vorabend legen sie auf den in ihrem Zimmer befindlichen Tisch zwei Gedecke nieder, fügen Wein, geweihtes Brod und zwei geweihte Buchsbaumzweige hinzu und gehen schlafen. Nachts werden sie im Traume gewiss den künftigen Gemahl sehen.

An demselben Tage lässt man Kerzen weihen, und das Wachs, aus dem sie hergestellt wurden, leistet später bei wichtigen Gelegenheiten gute Dienste. Erkrankt z. B. ein Thier, so lässt man drei bis vier Tropfen davon in seine Nahrung fallen, dann wird es gesunden. Hat eine Hexe der Kuh ihre Milch geraubt, so bohrt man ein kleines Loch in eines der beiden Hörner und gießt einen Tropfen von diesem Wachs hinein; das Thier wird dadurch entzaubert. Will ein Waidmann einen Werwolf erlegen, so braucht er nur einen Tropfen Wachs auf den Schaft seiner Flinte fallen zu lassen. Sein Gewehr wird dann gewiss nicht (wie es sonst in diesen Fällen immer geschieht) fehlschießen.

Die Wachskerze wird bei allen feierlichen Anlässen gebraucht. Die Kinder, welche zum erstenmal zum heiligen Abendmahl gehen, halten sie in den Händen. Man gibt sie auch dem Sterbenden zu halten. Man segnet damit neuangekaufte Viehstücke, bevor sie den Stall betreten. Und im ständigen Gebrauch ist sie während des Sommers. Gibt es einen Sturm und fürchtet man Donnerschläge, so zündet man die *Chandeleur*-Kerze an und geht damit in alle Zimmer. Wer sich persönlich vor Donnerschlag schützen will, der umkreist sich dreimal mit einer angezündeten Lichtmesskerze.

Von den Februarfesten nenne ich nur die Fastnacht, den Aschermittwoch und den ersten Sonntag der Fastenzeit. Der satirische Witz des Volkes feiert an diesen Tagen Triumphe. So werden z. B. zur Fastnacht die im Dorfe neulich vorgefallenen scandalösen Ereignisse mittels Mimik und dazu eigens gereimter Lieder satirisch behandelt. Schade, dass Beauquier kein solches Liedchen angeführt hat. Am ersten Fastensonntag greifen die Bewohner einiger Dörfer des Departements Haute-Saône zu einem anderen Brauch, der *le dôner* (das Verschenken) genannt wird. Die Spottvögel des Dorfes legen eine Liste der zu verheiratenden Burschen und Mädchen an und schenken dann den ersteren Frauen, den zweiten Männer. Dabei lässt sich aber der Volkswitz ganz frei aus. Man verschenkt verheiratete Männer an junge Mädchen, Witwen an kaum herangewachsene Knaben. Oft steckt viel Ironie dahinter, und da die Verfasser der Liste sich nicht gerne bloßstellen wollen, so bedienen sie sich eines kleinen Dorfjungen. Dieser ersteigt dann einen Baum, und einer der drunten stehenden ruft ihm zu: *Jube Domine*, wen beschenkst du? Der Kleine, der seine Schenkungen auswendig weiß, ruft dann: Ich verschenke *(je dône)* den Franz X an Dorothea Y u. s. w. Ist der Genannte

mit der ihm zugewiesenen Ehehälfte zufrieden, so begibt er sich vor ihr Haus und feuert dort eine Flinte ab.

Derselbe Sonntag wird in vielen Dörfern *Dimanche des brandons* (Feuerbrandsonntag) genannt. Der Name kommt von der Sitte, abends auf den Hügeln außerhalb des Dorfes große Feuer anzuzünden. Ihre Analogie mit den Johannisfeuern ist zweifellos. Mädchen und Burschen sammeln gemeinsam Reisig zum Scheiterhaufen, tanzen ums Feuer, hüpfen darüber und laufen hierauf mit zu Ende brennenden Feuerbränden längs der Feldstücke und Gärten, wobei sie Funken auf den Erdboden schleudern. Das soll Fruchtbarkeit bringen. Je nach den Gegenden geschieht es am Neujahrsfeste, am genannten Sonntag, am Johannistage, am Weihnachtsabend. In einigen Dörfern zündet man sie bloß an einem dieser Tage, in anderen an mehreren an.

März und April sind Ostermonate. Im ersteren hat man den Palmsonntag und die Charwoche, im zweiten das Osterfest. Der Palmsonntag wird in der Franche-Comté, wie überall in Frankreich, durch das Weihen der Buchsbaumäste *(bois benit)* gekennzeichnet. Denselben schreibt man eine segensreiche Kraft zu. Man streut Bruchstücke davon in den Feldboden, um sich einer guten Ernte zu versichern, man bringt ein Ästchen im Stall unter, damit das Vieh sich wohlbefinde, man verbrennt einige Blätter davon, wenn ein Sturm losgebrochen ist und man den Donnerschlag vermeiden will.

In Broye les Pesmes, Etray und einigen anderen Dörfern gehen die Frauen nach der Messe auf den Kirchhof, beten dort an den Gräbern der Ihrigen und pflanzen auf die Grabhügel ebenfalls Buchsbaumästchen.

Im Laufe der Charwoche verreisen die Glocken (wie auch anderswo) nach Rom. Sie kehren erst Samstag zurück, zur Zeit ihrer Abwesenheit bedient man sich der *rainettes* (Ratschen).

Am Gründonnerstag beobachtet man in einigen Dörfern einen interessanten Brauch. Die Gläubigen begeben sich in die Kirche, und jeder hält einen hölzernen Hammer in der Hand. Bei einer Stelle des Evangeliums wirft der Priester das Buch zu Boden, und alle Anwesenden beginnen auf die Bänke und die Sessel mit Hämmern loszuschlagen. Das nennt man *tuer les Juifs* (die Juden tödten).

Am heiligen Freitag soll niemand die Wäsche waschen, wenn er nicht seiner Familie ein Unglück zuziehen will. Jungen Müttern empfiehlt man, die Säuglinge an diesem Tage zu entwöhnen.

Für den Ostertag bereitet man gefärbte, oft auch mit Zeichnungen geschmückte Eier. Wie in anderen Ländern, wo dieser Brauch vorkommt (z. B. in Polen), geben sie Anlass zu einem Spiel, welches hier *le taquer*, *la chiche* oder *la roque* heißt. Zwei Burschen oder Mädchen schlagen ihre Ostereier aneinander; wessen Ei zerbricht, der verliert es an den andern. Merkwürdigerweise knüpfen sich keine anderen Bräuche an das Osterfest.

Im März feiert man noch unter anderen den Sct. Josefstag. An diesem Tage zog zur Jugendzeit Beauquiers in einigen Juradörfern die »Procession der unglücklichen Ehemänner« (*la procession des cornards* [von *corne*, Horn]) umher. Ein Hornstoss rief die Dorfbewohner herbei, sie scharten sich zu einem Trupp zusammen; der, welcher vorangieng, trug eine zweizackige Heugabel. Man machte vor den Häusern der namhaftesten *cornards* Halt und zwang sie, die Mitte der Heugabel zu küssen. Bei dieser Gelegenheit ergaben die beiden Zacken einen entsprechenden Kopfschmuck. Seine Ehehälfte aber, die sich natürlich dagegen sträubte, musste sich loskaufen. Alles dies gieng selbstverständlich nicht ohne Zank und Schlägereien ab.

Im April begeht man in der Umgegend von Montbéliard das Fest der Feldglöckchen *(fête des campenottes)*. Die Dorfjugend der beiden Geschlechter strömt auf die Felder hinaus. Man sammelt die Schlüsselblumen und macht davon Kränze; dann zieht man auf die Wiesen, worauf sich die Dorfmusik einstellt und Tänze beginnen. Man kehrt abends heim, und alle Straßen ertönen von Gesängen.

In anderen Gegenden feiert man ähnliche Feste im Monat Mai. In Lors-le-Saulnier, Château Châlon, im Bressethal und im Val d'Ajol wird von den Mädchen sogar eine Maikönigin gewählt. Diese Frühlingsfeste bilden die wichtigsten Feierlichkeiten des Blumenmonats. Es ist noch hier das Pflanzen des Maibaumes, welches in der Franche-Comté ziemlich gut erhalten blieb, zu nennen.

In den Juni fallen das Frohnleichnamsfest, der Sct. Medardtag (an welchem gewöhnlich die erste Heumahd beginnt) und der Johannisabend. Der Juli hat zwei schlimme Heiligentage: am Annatag (26.) muss nach dem in Broye-les Pesmes obwaltenden Volksglauben immer ein Sturm losbrechen, zu Sct. Germanus (31.) hagelt es auf die Weinberge.

Ein hübsches Fest wurde indes in der Mitte Juli, am zweiten oder dritten Sonntag, noch ganz unlängst an der Schweizer Grenze in Saut du Doubs gefeiert. Tausende von Personen, den beiden Staaten zugehörig, stellten sich im reizenden Thale der Doubs ein. Man schlug Zelte auf, eine Unzahl von Barken erschien auf dem Flusse, und an den beiden Ufern belustigte man sich unter Musik und Gesang. In einem Augenblick ertönte die Trompete, und von beiden Flussufern ruderte je eine Flotille, die schweizerische und die französische, ab. Sie begegneten einander in der Mitte des Flusses, machten Halt, und die officiellen Reprä

sentanten der beiden Länder brachten sich gegenseitig Grüße und Beglückwünschungen dar. Auch alle an den Ufern Versammelten brachten Toaste aus, und hierauf wurden die Unterhaltungen bis in die späte Nacht fortgesetzt.

Im August begeht man das Erntefest; leider ist es jetzt im Aussterben begriffen. Am Sct. Bartholomäustag (24.) lässt man die eingeheimsten Kornfrüchte einsegnen. Im September knüpft sich mancher Volksglaube an den Geburtstag Mariä (8.), welcher sehr feierlich begangen wird. Im October begegnen wir der Weinlese, dem Sct. Dionystage (9.), an welchem die Kühe von den Bergtriften zurückkommen, dem Sct. Renoberttage, welcher von allen jenen feierlich begangen wird, welche ihr Vieh von der Seuche und allerlei Krankheiten frei zu sehen wünschen.

Das Allerheiligenfest und der Allerseelentag eröffnen die Reihe der Festtage im November. Der Abend des ersteren wird durch den im Departement Doubs sehr und im Departement Haute-Saône ziemlich verbreiteten Brauch gekennzeichnet, Hirsebrei zu bereiten. Der Sct. Katharinatag ist ein Fest der Mädchen. In vielen Dörfern vereinen sich dieselben zu einem Gelage. Zu Sct. Andreas werden von ihnen Orakel bezüglich ihrer künftigen Heirat angestellt.

Wie Sct. Katharina von der weiblichen, so wird Sct. Nicolas von der männlichen Jugend geehrt. Insbesondere von den Schulkindern wird sein Fest gefeiert. Etwa drei Wochen später kommt das Weihnachtsfest, und hier finden sich wieder viele alte Bräuche. Da begegnen wir dem großen Holzscheit *(la tronche)*, welches, bevor es völlig verbrennt, ausgelöscht und im Familienschrank sorgsam bis zum nächsten Weihnachtsfeste aufbewahrt wird. An diesem Abend spendet das Christuskind, in einigen Gegenden (Montbéliard) aber »die Tante Arie« dem Kindervolk Gaben, an diesem Abend spricht das Vieh die Sprache der Menschen, und die Franche-Comté kennt ebenfalls die Geschichte vom Landmann, der das Gespräch seiner Ochsen belauscht hat und daraus erfuhr, dass ihm ein naher Tod bevorstehe. Er starb auch bald.

Mancher an das Weihnachsfest bezügliche Glaube und Brauch ist mit dem das Neujahr betreffenden identisch. Beauquier hebt es deutlich hervor. Zum Schlusse erwähne ich noch der Weihnachtsspiele, welche ich in Besançon unter dem Namen *la crèche* (die Krippe) erhalten haben. Ihr bissiger, witziger Held Barbizier ergötzt noch immer die Landbevölkerung.

Dr. W. Bugiel (Paris).

31.

The Journal of the Anthropological Society of Tokyo. Bd. XVI, Nr. 176, 177, Tokio 1900, und Nr. 178, 1901.

Unter den verschiedenen Abhandlungen in diesen Heften möchte ich zuerst den Bericht von Prof. Tsuboi, dem Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft zu Tokio, in der 16. Jahresversammlung dieser Gesellschaft erwähnen. Geschäftlich theilt er mit, dass gegenwärtig die Gesellschaft 311 Mitglieder zählt, um 21 mehr als im vorigen Jahre. Dem internationalen anthropologischen Congress in Paris 1900 wohnte als der Vertreter unserer Gesellschaft Prof. Koganei bei, der gleichzeitig dort die japanische Regierung vertrat. Während des letzten Jahres erschienen in unserer Zeitschrift zahlreiche Abhandlungen und Mittheilungen über anthropologische, anatomische, philologische, archäologische und ethnographische Themata, von welchen die folgenden besondere Erwähnung verdienen:

1. Torii, R.: Verschiedene Berichte von der Insel Formosa (Taiwan);
2. Torii, R.: Verschiedene Berichte von den Kurileninseln (Chishima);
3. Adachi, B.: Abnormale Muskelentwicklung der Japaner;
4. Yoshiwara, S.: Tätowierung der Frauen auf den Riukiu-Inseln und auf Oshima;
5. Yokochi, J.: *Haniwa* (Thoncylinder) aus der Provinz Iyo;
6. Yagi, S.: Eine cylindrische *Haniwa*-Figur;
7. Yagi, S.: *Haniwa* einer weiblichen Figur mit Geschlechtsorgan;
8. Ono, N.: *Magatama* (alter Steinschmuck) und seine Imitation aus Thon;
9. Hayashi, G.: Ein Beweis über die Benützung der alten Gold- und Silberringe;
10. Sato, D.: Vorkommen des Augit in dem Materiale für alte Steininstrumente auf den Riukiu-Inseln.

Außerdem hat Tsuboi selbst auch eine Abhandlung über Steinhaufen (Cairn) geschrieben.

Die aufreibenden Forschungsarbeiten von Torii, die genauen Aufnahmen von Dr. Yoshiwara und die glücklichen Feststellungen von Yagi verdienen vollste Anerkennung. Eine sehr schöne Arbeit über das Becken der Aïnu und der Japaner wurde von Prof. Koganei und Osawa in der Zeitschrift der kaiserlichen Universität veröffentlicht.

Prof. Tsuboi hielt an dem anthropologischen Institut der Universität zu Tokio Vorlesungen über Anthropologie und Archäologie. Zum erstenmal trat in dieses Institut im vorigen Jahre ein Fachstudent ein. Außerdem hielt Prof. Tsuboi Vorlesungen in Shigaku-kan (Lehranstalt für Geschichte) und im historischen

Seminar von Tokio-Senmon-Gakko, und noch eine specielle Vorlesung für vorgeschrittene Hörer im anthropologischen Verein an jedem Samstag. In der Stadt Matsumoto hielt Prof. Tsuboi einen Sommercurs über die Elemente der Anthropologie ab.

Außer in Tokio findet man bisher noch sieben andere anthropologische Gesellschaften, nämlich in Sapporo, Ou, Hokuroku, Chugoku, auf Shikoku, auf den Riukiu-Inseln und auf Formosa. Im vorigen Jahre wurde eine neue Gesellschaft in Matsumoto gegründet. Es gibt also jetzt im ganzen neun anthropologische Gesellschaften im Kaiserreich Japan. Unsere Mitglieder, die Herren Yamanaka und Okumura, haben einen neuen ethnographischen Verein gegründet.

Um die anthropologischen Kenntnisse zum Gemeingut der gebildeten Kreise zu machen, beginnt man im Schulunterricht Anschauungsmaterial zu verwenden. Zu diesem Zwecke begann die Firma Tōyōsha in Hongō, Tokio, eine bekannte Lehrmittelanstalt, archäologische Schulsammlungen zu verkaufen. Diese wurden von dem Mitglied unserer Gesellschaft Herrn Nonaka wissenschaftlich bestimmt und zusammengestellt, so dass die Lehrer und Freunde der Archäologie sie mit Sicherheit benutzen können. Zum Schluss gab Prof. Tsuboi seiner Freude Ausdruck, dass auch der Adel und die Damenwelt sich an den Verhandlungen der Gesellschaft zu betheiligen beginnen, und dass somit auch in diesen Kreisen das Interesse für unsere Wissenschaft Eingang gefunden hat.

In Nr. 176 berichtet ferner Kawasumi seine ethnographischen Beobachtungen in Korea. Kusano schreibt über die Reste der Steinzeit und alte Gräber in Südhitachi, Numata über einige Funde von derselben Provinz. Der letztere hat auch zu der von K. Shimada (Shimamura?) aufgerollten Frage über die mit prähistorischen Gegenständen aufgefundenen Haifischzähne Stellung genommen. K. Shimada (Shimamura?) nämlich bestimmt die Zähne als solche von *Carcharodon Megalodon* Ag. und glaubt daher annehmen zu müssen, dass der Steinzeitmensch nicht nur in der Diluvialzeit, wie man glaubt, sondern auch am Ende der Tertiärzeit gelebt hat. Im Gegensatz zu ihm betrachtet Numata die Zähne als Fossilien, welche der Steinzeitmensch in Tertiärschichten gefunden und in Gebrauch genommen hat. Der Frage, ob der Mensch schon im Tertiär gelebt hat, geht er aus dem Wege.

G. Hayashi berichtet über einen Muschelring aus einem alten Grab bei Takenami in der Provinz Buzen (Abb. 126). Derartige Ringe, welche in anderen Ländern ziemlich häufig vorkommen, sind aber in Japan sehr selten. Hayashi vergleicht ihn mit anderen Funden und kommt zu der Vermuthung, dass er vielleicht von anderen Ländern eingeführt und als Armring gebraucht wurde.

In dieser und in den folgenden Nummern gibt Torii ein Wörterverzeichnis vom Mushastamm bei Horisha (Formosa), das er einem tätowierten Eingebornen (einem Taiyal) verdankt. Unter den verschiedenen kleinen Mittheilungen ist die Bibliographie über den bekannten Fundort Kamegaoka von Dr. D. Sato bemerkenswert.

In Nr. 177 berichtet Dr. D. Sato über die chemische Zusammensetzung eines Bronzeschwertes aus einem alten Grab in Kanamaru, Provinz Chikuzen. Nach der Analyse von Tsujimoto kennt man die folgende Zusammensetzung:

Sn	8·923
Pb	9 830
Cu	83·125
Ag	Spur
	99·878

Der Brief Yagis aus Korea ist von geringer wissenschaftlicher Bedeutung, doch ist es sehr bemerkenswert, dass nach seinen Forschungsergebnissen die großen Steinbauten *Ko-go-seki* auf der Insel Kiushiu in Japan, deren Benützung noch unklar war, alte Festungen waren. Die Bauart der alten koreanischen Festung ist mit jener der *Ko-go-seki* ganz gleich. Zweifellos ist sie schon vor 1600—1700 Jahren von Korea nach der benachbarten Insel Kiushiu eingeführt worden.

Matsumura und Hayashi geben eine Skizze ihrer eintägigen Excursion in die Umgebung von Tokio am 10. November 1900. In den Muschelhaufen von Mine-mura und Shimonumabe-mura haben sie sieben geschliffene Steinäxte, über 40 geschlagene Äxte, zwei Steinschalen und viele Thonwarenstückchen gesammelt. Unter letzteren waren auch ein Kopf und ein Bein einer Menschenfigur. Den nächsten Sonntag besuchten sie Magome-mura, und trotz des regnerischen Wetters konnten sie 21 Äxte aufsammeln. Welch großer Unterschied zwischen der Möglichkeit Funde zu machen an der Donau und am Sumida!

In den kleinen Mittheilungen schreibt Ono über Funde aus *Yoko-ana* in Namerikawa, Provinz Shimosa. Sie bestehen aus eisernen Pfeilen, Messern, Schwertern, Steigbügeln, Pferdetrensen und einigen Thonwaren und gehören selbstverständlich der alten historischen Zeit an. Über verschiedene Funde von Stein- und Thonwaren aus Iyo machten K. Hayashi und Yokochi Mittheilungen (mit Abbildungen).

In Nr. 178 beschreibt (mit Abbildungen) Prof Tsuboi eine Frauenfigur aus einem Seethierzahn (Abb. 127). Er hat schon lange eine große Ähnlichkeit in verschiedenen Punkten zwischen den Eskimo und den Bewohnern Japans der Steinzeit bemerkt. Doch gibt es noch einige Unterschiede; einen solchen glaubte er in dem Mangel an Zahnschnitzereien, welche doch sehr häufig bei den Eskimo vorkommen, zu finden. Aber durch die Entdeckung einer Frauenfigur aus einem Seethierzahn ist diese Lücke ausgefüllt. Die Figur wurde auf der Insel Riishiri bei Hokkaido gefunden, wo schon früher verschiedene Steinwerkzeuge gefunden wurden. Sie ist hellbraun, 80 *mm* hoch und zeigt mit den Eskimoarbeiten große Ähnlichkeit.

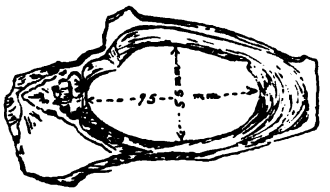


Abb. 126. Muschelring aus einem alten japanischem Grabe.

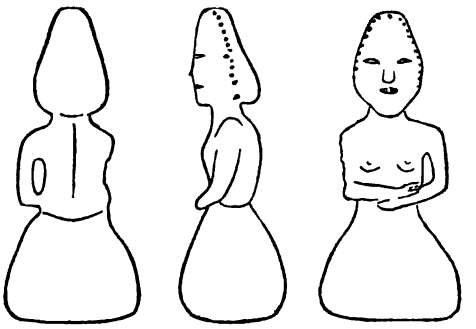


Abb. 127. Frauenfigur aus einem Seethierzahn.

Torii berichtet über die Thonwarenmanufactur einer Frau des Aristammes im Dorfe Tappan auf Formosa.

Torakichi Kawasumi hat 70 Beispiele aus dem japanischen Volksglauben gegeben. Von diesen übersetze ich die folgenden:

1. Wenn eine Schwalbe ihr Nest im Zimmer baut, folgt Glück, beim Sperling Unglück.
2. Wenn man in der Jugendzeit graue Haare hat, wird man reich.
3. Am 9. September soll man die Früchte der Eierpflanze essen, damit die Winterkälte keinen Schaden anrichtet.
4. Wenn eine kinderlose Familie die Theeblätter auf dem Boden liegen lässt, wird sie mit Kindern gesegnet.
5. Wenn ein Kind sich nicht gesund entwickelt, soll man kleine Tuchstückchen von 33 Familien sammeln, bei welchen die Kinder sehr gesund sind, und welche noch kein Kind verloren haben, und davon für das Kind ein Kleid machen.
6. Man darf nicht seine Nägel schneiden, wenn man ausgehen will, sonst wird man auswärts beschimpft.
7. Wenn man mit einem Löffel auf den Kopf geschlagen wird, lebt man keine drei Jahre.
8. Wenn man sich am 1., 15. und 28. eines Monates wäscht, wird man von niemand mehr geliebt werden.
9. Wenn es drei Tage nach einem Feuer nicht regnet, so kommt es wieder.
10. Wenn ein Wiesel den Weg kreuzt, folgt Unglück.

N. Yamasaki.

32.

Rouffaer, G. P.: Oost-Indische Weefsels, Javaansche Batik's en Oud-Indische Meubelen. (»Oost en West.« Tentoonstelling van Indische Kunstnijverheid. Groep III.) Juli 1901. 's-Gravenhage. 8°. 60*, 104 S.

Vom 24. Juli bis 1. October 1901 ist im gothischen Saal des Palastes auf dem Kneuterdijk im Haag eine Ausstellung der Erzeugnisse ostindischen Kunstfleißes eröffnet, deren dritte Gruppe Gewebe, javanische Batikstoffe und Möbel enthält. Der vorliegende Katalog, der vom besten Kenner dieses Gebietes verfasst wurde, besitzt in seiner Einleitung einen bleibenden wissenschaftlichen Wert. Besonderes Gewicht möchte ich auf die ausführliche Darlegung des »Ikatten« (von mal. *ikat*, Bindung, Umwindung; davon *meningikat*, binden, umwinden), legen, welches zum erstenmale Prof. A. R. Hein in seinem Buche »Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo« (Wien 1890) mit Anführung des terminus technicus und mit richtiger Angabe der Farbenfolge beschrieben hat. Vollständig neu ist aber die Thatsache, dass es Gewebe gibt, bei welchen zuerst die Schuss- und nicht die Kettenfäden durch vorausgehendes Ikatten gefärbt werden. Das sind die *kain patola* genannten Stoffe von Gorontalo (Nord-Celebes). Diese von G. P. Rouffaer gemachte Entdeckung verdient ausdrücklich festgestellt zu werden und sollte an Ort und Stelle zu weiteren Untersuchungen Veranlassung geben.

Selten ist wohl ein Katalog in so wissenschaftlicher Art auf Grund von umfassenden Literaturstudien bearbeitet worden, wie es von Rouffaer geschah. Das aus Anlass dieser Ausstellung im Haag zusammengebrachte Material wurde Stück für Stück eingehend untersucht und beschrieben, und so ergaben sich hie und da ganz überraschende Resultate, von denen man vorher keine Ahnung hatte. Außerdem konnte der Verfasser feststellen, wo weitere Untersuchungen einsetzen müssen, und welche Fragen noch der Lösung harren. Es ist daher sehr zu bedauern, dass entgegen der sonst in Holland herrschenden Liberalität das ethnographische Museum in Rotterdam, das einen köstlichen Schatz von Geweben und Batikstoffen besitzt, diese Ausstellung nicht beschickte, für deren wissenschaftliche Bedeutung der Name Rouffaer allein schon bürgte. Wilh. Hein.

33.

Zdekauer, Dr. A.: Über die Sundainseln nach Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel. Trautenau 1899. 91 S.

Der Verfasser beschreibt in der vorliegenden Broschüre eine Reise über Bombay, in dessen Umgebung Ausflüge gemacht wurden, und Singapur nach Java. Nach verschiedenen Kreuz- und Querfahrten auf dieser Insel (Borobudur) gieng es über Makassar, Ambon u. s. w. bis Berlinhafen, Friedrich Wilhelmshafen und Erima (Deutsch-Neuguinea). Es folgt eine kurze Beschreibung der Eingebornen von Kaiser Wilhelmsland. Von Erima gieng die Reise weiter nach Neubritannien, wo längerer Aufenthalt zur Anlegung zoologischer Sammlungen gemacht wurde, und Ausflüge nach Mioko und ins Innere Neubritanniens unternommen wurden. Der vom Verfasser in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gehaltene Vortrag über die ethnographischen Verhältnisse Neubritanniens ist auszugsweise in die Broschüre aufgenommen. Bezüglich der S. 70 erwähnten Trepanation vgl. den Aufsatz des Verfassers in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für 1900. Die Rückreise nach Europa wurde über Australien ausgeführt. Für die Eingebornen finden wir S. 37 den Ausdruck »Kanaker« gebraucht. Wenn schon »Kanakas« oder »Kanaken» eine völlig deplacierte, aber leider sehr eingerissene Bezeichnung der Eingebornen irgendeiner Insel ist, so ist vollends eine Pluralbildung »Kanaker« schon ganz zu verwerfen. Bloß dies eine möchte ich bemerkt haben. Leo Bouchal.

34.

Luschan, Felix v.: Die Karl Knorr'sche Sammlung von Benin-Alterthümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart. Im Auftrage des Vorstandes beschrieben. Mit 72 Abbildungen auf 12 Tafeln und im Text. (Sonderabdruck aus dem XVII. und XVIII. Jahresbericht des Württembergischen Vereines für Handelsgeographie.) 1901. 8°. IV, 96 S.

Hier an dieser Stelle über den Wert und die Bedeutung der Alterthümer von Benin zu sprechen, ist überflüssig. Fast jedes nur einigermaßen größere Museum besitzt einen Antheil von jenem kostbaren Schatz, der durch das beispiellos rücksichtslose Vorgehen der Engländer bei der Eroberung von Benin eine für die Wissenschaft nicht mehr gut zu machende Einbuße erlitten hat. Die herrlichen geschnitzten Elephantenzähne wurden als »schadhaftes Elfenbein« (!) verkauft, und die prachtvollen Gusswerke, Zeugen einer alten afrikanischen Kunstübung, wurden in alle Welt vertragen. So kommt es, dass Berlin, wo man für die Aufgaben der Völkerkunde das richtige Verständnis hat, heute die weitaus größte und bedeutendste Sammlung von Benin-Alterthümern besitzt, während man in London nur einen Bruchtheil für das weltberühmte Britische Museum zu retten verstand. »Das steht«, sagt Luschan in vollster Würdigung der beschämenden Verhältnisse in England, »mit der unbegreiflichen und nahezu frevelhaften Geringschätzung im Zusammenhang, welche der Völkerkunde und der ethnographischen Abtheilung des Britischen Museums gegenwärtig seitens der britischen Regierung zutheil wird. Die Mahnrufe eines so ausgezeichneten Forschers und so hochverdienten Beamten wie C. H. Read werden in den Wind geschlagen, und die oberste Leitung des Britischen Museums selbst scheint die ethnographische Abtheilung nur als ein lästiges Anhängsel zu betrachten, das in jeder Weise niedergedrückt und klein erhalten werden muss.« Wir finden dank der unbegreiflichen Verständnislosigkeit der englischen Behörden für wissenschaftliche Aufgaben, soweit es das Mutterland England selbst betrifft, mehr oder weniger größere Benin-Sammlungen in den Museen von Basel, Berlin, Dresden, Hamburg, Köln, Leipzig, München, Stuttgart und Wien, ein geschnitzter Elephantenzahn liegt in der Vorhalle des Kongo-Museums in Tervueren bei Brüssel; in England selbst scheinen nur die Museen von Liverpool, London und Oxford verhältnismäßig nennenswerte Sammlungen von Benin zu besitzen »und besonders auf englischen Landsitzen dürfte manches Wertvolle unbeachtet bleiben und allmählich zugrunde gehen«.

Das Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart verdankt seine 52 Nummern zählende Sammlung der Großherzigkeit und dem raschen Eingreifen des Herrn Kommerzienrathes Karl Knorr in Heilbronn.

Herr v. Luschan, der gegenwärtig an der Veröffentlichung des für die ganze Benin-Frage ausschlaggebenden Materials von Berlin arbeitet, hat mit der hier vorliegenden Beschreibung der Stuttgarter Sammlung den Weg gewiesen, den alle Vorstände der vorhin aufgezählten kleineren und größeren Museen hätten gehen sollen. Gerade für ein Werk, wie das von Luschan vorbereitete, das die größte Sammlung zum Gegenstand hat und das naturgemäß auf alle nur erdenklichen Fragen einzugehen gezwungen ist, läge es nur im allgemeinen Interesse, wenn es sich auf das gesammte, schon vorher publicierte Material stützen könnte. Leider liegen aber heute nur die ausgezeichneten Publicationen der Sammlungen von London und Oxford vor. In eben dieser Hinsicht hätte es sich empfohlen, wenn der Verfasser ebenso wie die beiden im Privatbesitz des Herrn Knorr befindlichen Rundfiguren auch die übrigen Benin-Gegenstände, welche das Stuttgarter Museum von anderer Seite erhalten hat, beschrieben und abgebildet hätte.

Abgesehen von der Einleitung, in welcher Luschan in wünschenswerter Übersichtlichkeit die Art der dargestellten Gegenstände, den Stil, die Technik, das Material und den Erhaltungszustand der Alterthümer behandelt, lege ich den Hauptwert der vorliegenden Veröffentlichung in die glücklich durchgeführte Beweisführung, dass die Benin-Platten von einheimischen Künstlern und nicht von Europäern modelliert wurden. Gerade an den Platten, welche Europäer darstellen, lässt sich dieser Beweis mit Leichtigkeit erbringen. Aus Anlass der Beschreibung der beiden derartigen Platten in der Knorr'schen Sammlung führt Luschan Folgendes aus:

»Es ist wohl ganz einwandfrei, dass es sich hier um eine Tracht handelt, wie sie in Europa dem Ende des XVI. und dem Anfange des XVII. Jahrhunderts angehört, die aber hier auf unserer Platte durchaus missverstanden ist — ich verweise nur auf die in Europa unmögliche Beinbekleidung und auf die Knöpfe ohne entsprechende Knopflöcher. Eine derartige Behandlung der europäischen Tracht schließt mit positiver Sicherheit die Annahme aus, dass sie von einem europäischen Künstler herrührt, und zwingt uns zu der Erkenntnis, dass es sich hier um die Schöpfung eines einheimischen Meisters handelt, dem die europäische Tracht nur oberflächlich und vom Sehen bekannt war. Ich würde auf diese Beobachtung keinen Wert legen, wenn sie vereinzelt wäre — aber ich kenne über 50 Benin-Platten mit Darstellung von Europäern, und bei jeder einzelnen kann die gleiche Beobachtung von neuem gemacht werden; Tracht und Bewaffnung sind stets völlig missverstanden, und auch das übertrieben lange und schlichte Haar und die fast stets bis zur Caricatur übertrieben große, schmale und hochrückige Nase lassen klar erkennen, dass es sich um die Arbeit von Künstlern handelt, denen der Europäer als solcher fremdartig war. Dies fällt umso schwerer ins Gewicht, als auf den Platten, auf denen Neger dargestellt sind, deren ganze Kleidung und Bewaffnung stets mit geradezu peinlicher Sorgfalt und Treue behandelt ist. Überhaupt kann in dieser Beziehung das thatsächliche Verhältnis so formuliert werden, dass auf allen bisher bekannten Kunstwerken aus Benin der Neger stets so dargestellt wird, wie er ist, der Europäuer aber stets so, wie er scheint.«

Von den vielen anderen Fragen, die von Luschan eine neue Beleuchtung erhalten, möchte ich zum Schlusse nur auf die Frage nach der Bedeutung der Köpfe verweisen, die fälschlich als »Masken« oder als Ständer für die Elephantenstoßzähne bezeichnet werden. Der Verfasser vermuthet, dass sie als Ersatz für Menschenopfer anzusprechen sein dürften. Die ausführliche Begründung behält er sich für eine spätere Gelegenheit vor. In diesem Sinne erhält der turbanartige Gegenstand (Abb. 65), zu dem nicht nur die Berliner, sondern auch die Wiener Sammlung ein Gegenstück besitzt, die sich von selbst ergebende Bedeutung eines wirklichen Turbans, der »als Ersatz für den abgeschnittenen Kopf eines Turbanträgers, also wohl eines Muhammedaners auf dem Grabe eines Benin-Königs aufgestellt« wurde.

Zum erstenmale erfahren die eigenthümlichen Köpfe mit dem hornartig aufgebogenen Kopf- oder Haarschmuck die bestimmte Deutung als Frauenköpfe, gegen die nichts eingewendet werden kann.

Es ist selbstverständlich, dass der scharfsinnig beobachtende Verfasser noch manche Frage vorläufig und vielleicht für immer unbeantwortet lassen muss, da uns alle Möglichkeit benommen ist, die Sache an Ort und Stelle untersuchen zu können, und da die Engländer es bei der Hast, den König von Benin und sein Volk recht gründlich zu bestrafen, unterlassen haben, für spätere wissenschaftliche Untersuchungen irgend welche Aufnahmen oder Aufzeichnungen zu machen. Wilh. Hein.

35.

Foy W.: Zur Frage nach der Herkunft einiger alter Jagdhörner aus Elfenbein: Portugal oder Benin? (Anhang: Bibliographie über Benin.) [Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, 1900/1, Bd. IX, S. 20—22.]

»Die letzten drei Jahre«, beginnt Foy seine kurze Auseinandersetzung, die sich hauptsächlich gegen **Read** und Dalton, Antiquities from the city of Benin, wendet, »hat Benin im Vordergrunde des ethno-

graphischen Interesses gestanden. Dadurch ist es begreiflich, dass, wie mir scheint, die Bezeichnung ‚Benin' zum Theil missbraucht worden ist: einmal beim Vertriebe von weniger charakteristischen Objecten aus Westafrika, um höhere Preise zu erzielen; sodann aber auch in der Wissenschaft, in der man geneigt ist, manche ältere Elfenbeinschnitzereien ohne Grund für Benin-Arbeiten zu erklären.« Dieser Mahnruf ist thatsächlich sehr begründet, oder war es vielmehr; denn jetzt hat der in der Geschichte der Ethnographie ganz einzig dastehende Wettbewerb der Museen nach Erlangung von Benin-Alterthümern nachgelassen und einer kritischen Beurtheilung derselben Raum gegeben. Die Jagdhörner aus Elfenbein, die sich in manchen Museen aus alter Zeit her befinden, namentlich in Kunst- oder Waffensammlungen, sind ganz gewiss europäische, und zwar portugiesische Arbeit. Foy macht allerdings das Zugeständnis, dass möglicherweise »Neger, die schon in jungen Jahren nach Portugal herübergebracht wurden (was in jener Zeit häufig geschah), dort, unter stark europäischem Einflusse, jene Hörner geschnitzt hätten«.

Zur Ergänzung der schon publicierten derartigen Kunstwerke europäischen Ursprungs, aber halbafrikanischen Charakters, theile ich mit, dass ich im Jahre 1899 in der Sammlung der Armería zu Turin ein Jagdhorn aus Elfenbein sah, das in einen Krokodilskopf ausläuft, der im geöffneten Rachen das konisch ausgearbeitete Endstück festhält; unter dem Kopfe ist eine Schraubenwindung eingeschnitzt; an einer (der concaven) Seite der Mantelfläche befinden sich zwei in Relief geschnitzte Krokodile, auf der entgegengesetzten Seite zwei Menschenfiguren, ebenfalls in Relief, mit gestrichelten Hosen, ähnlich wie sie Heger, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXIX, Taf. IV, Abb. 1 und 4, abbildet. Die Etikette trug folgenden Vermerk: »Q 10 Corno da caccia, ricco lavaro Portoghese eseguito circa il 1525«. Im Museo Kircheriano zu Rom befindet sich ein Elfenbein-Blashorn mit dicht eingeschnittenen Mäandern und ein dem von Heger a. a. O. abgebildeten Elfenbeinschnitzwerk ähnlicher Deckelbecher mit zwei weiblichen und zwei männlichen zwischen Kreuzen sitzenden Figuren; die weiblichen Figuren sind mit Schürzen bekleidet. Im Museo civico zu Bologna sah ich einen derselben Art angehörenden Becher, der ebenfalls Figuren zeigte; die männliche hatte Hosen. Wilh. Hein.

36.

Spencer, Baldwin, M. A. and Gillen, F. J.: The Native Tribes of Central-Australia. London, Macmillan and Co. 8°. XX, 672 S. Mit 133 Abbildungen und 2 Karten.

Die beiden Verfasser, von denen der eine Professor für Biologie an der Universität zu Melbourne, der andere Sub-Protector der Eingebornen zu Alice Springs in Süd-Australien ist, haben in diesem Werke eine einzig in ihrer Art dastehende Monographie des Arunta-Stammes, der sonst unter dem Namen Antakerrinya bekannt ist, geschaffen. Die mit den Arunta nahe verwandten Luritscha, Ilpirra, Walpari, Kaitisch, Iliaura, Waagai und Warramunga finden, so weit es den Verfassern möglich war, ebenfalls Berücksichtigung. Die am Nord- und Westufer des Eyresees wohnenden Urabunna, die im Gegensatze zu der Aruntagruppe Mutterfolge haben und mit den Diyerie in nächster Verbindung stehen, werden schon infolge ihres von jenem der Arunta ganz abweichenden Classensystems eingehend behandelt. Die Verwandtschaftsverhältnisse. Totemeintheilungen und Einweihungsceremonien werden in geradezu erstaunlich genauer Beschreibung vorgeführt. Die Abbildungen sind photographische Aufnahmen, die allerdings manchmal starke Ergänzungen erlitten haben müssen; so macht das Bild, welches die *Intitschiuma*-Ceremonie des *Unjiamba*-Totems (Fig. 31) darstellt, entschieden den Eindruck einer weitgehenden Nachbesserung, die mit dem Text nicht in Einklang zu bringen ist; dort wird einem jungen Manne eine Ader im Arme geöffnet, damit das Blut einen bestimmten Totemstein berieselt; auf dem Bilde aber strömt das Blut in gewaltiger Flut aus einer klaffenden Wunde des linken Oberschenkels über den Stein. Außerordentlich dankenswert sind die sehr genau wiedergegebenen Traditionen aus der *Altscheringa*, der australischen Vorzeit, aus welcher sich auch der Gebrauch der mit dem Totemzeichen versehenen *Tschuringa* aus Stein oder Holz herschreibt. Diese *Tschuringa*, die theils als Botenstäbe, theils als Schwirrhölzer in der Literatur bekannt geworden, theils auch unter dem recht billigen Namen von Zauberinstrumenten zu finden sind, werden uns erst in dem vorliegenden Werke zum richtigen Verständnis gebracht.

Bis auf die Sprache, deren Bau keine Darlegung erfährt, ziehen die Verfasser alles, was nur irgendwie beobachtet werden konnte, in den Kreis ihrer Schilderungen. Selbst eine Tabelle von Körpermaßen von 20 Männern und 10 Frauen, welche bei jedem Individuum 24 Maße am Kopfe und 32 sonstige Maße, außerdem die Haut- und Augenfarbe angibt, ist in dem Werke enthalten. Den Schluss bilden ein Verzeichnis der von den Eingebornen gebrauchten Bezeichnungen sammt den nöthigen Erklärungen und ein Index, so dass das Buch allen wissenschaftlichen Anforderungen in vollem Umfange gerecht wird.

Nur über einen Punkt möchte man recht gerne Aufschluss haben: Wann und unter welchen Umständen die photographischen Aufnahmen gemacht wurden, die ja doch zum größten Theile Scenen behandeln, die einem Uneingeweihten ängstlich verborgen gehalten werden. Hie und da ein Wort darüber würde manchen Zweifel beheben. Auch sollte im Texte stets auf die Bilder verwiesen werden. Wilh. Hein.

37.

Roth, Walter E.: Ethnological Studies among the North-West-Central Queensland Aborigines. Brisbane, London 1897. 8°. XVI, 200 S. Mit einer Karte und 438 Illustrationen. auf 24 Tafeln.

Das vorliegende Werk muss als ein Quellenwerk allerersten Ranges bezeichnet werden, da es auf einer dreijährigen Thätigkeit des Verfassers bei den Eingebornen selbst beruht. In 13 Capiteln behandelt es die Sprache in Form einer Elementargrammatik nebst einer vergleichenden Tabelle von bestimmten Bezeichnungen in verschiedenen Dialecten, das sehr schwierige Classen- und Verwandtschaftssystem, die sehr ausgebildete Zeichensprache, Nahrung, Geräthe, Schmuck, Tänze, Spiele, Handel und Verkehr, Kampf und Waffen, Krankheit, Tod, Cannibalismus, Regenmachen und endlich im Capitel »Ethno-Pornography« die Einweihungsceremonien, Heiraten, Beschneidung u. a.

Das Werk ist sehr knapp, in Paragraphenform, gehalten und macht nicht den geringsten Anspruch, mehr zu sein als es ist: ein durch und durch ernstes und wissenschaftliches Buch, das nicht im Salon aufgelegt sein will, aber in keiner wissenschaftlichen, wenigstens keiner ethnographischen Bibliothek fehlen sollte.

Für das Verwandtschaftssystem stellt der Verfasser neue Bezeichnungen auf, welchen man zwar ihre Berechtigung nicht absprechen kann, die aber doch etwas zu weit gehen. Er unterscheidet Patro-nym, Gamomatro-nym, Paedo-matro-nym, Hetero-nym und Genea-nym. Jedenfalls sind seine Untersuchungen über das australische Classensystem von bleibendem Wert.

Außerordentlich wichtig sind auch die im Capitel »Ethno-Pornography«, dessen Überschrift übrigens den Engländer nicht verleugnet, zusammengestellten Thatsachen. Dass Walter E. Roth als Engländer, die ja bekanntlich in ihrer puritanischen Art bald etwas shoking finden, ohne viel nach Wissenschaft zu fragen, diesen mit dem Wesen der Eingebornen innig verschmolzenen Dingen seine Aufmerksamkeit widmete und sie auch niederschrieb, sichert ihm den wärmsten Dank aller Ethnographen.

Die Abbildungen sind zwar durchwegs nur schematisch, aber sehr lehrreich. Ein Index und Glossar, ebenso wie die stete Verweisung auf die numerierten Paragraphe gestalten das Werk zu einem äußerst brauchbaren. Wenn alle australischen Stämme in dieser Art behandelt würden, bekämen wir eine wertvolle Ethnographie dieses Erdtheils, der uns noch so viele Räthsel bietet. W. Hein.

38.

Foy, W.: Muschelschamdeckel von Broome, Roebuck Bay, Nordwest-Australien. Mit einer Tafel. (Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden. 1900/1, Bd. IX, S. 27—31.)

In dieser belangreichen, auf einer gründlichen Literaturkenntnis fußenden Arbeit behandelt der Verfasser eine Anzahl, dem Dresdner Museum von Herrn A. Suffert als Geschenk übergebene ornamentierte Muschelschamdeckel, die in europäischen Museen sehr selten und selbst in Fachkreisen nur wenig bekannt sind. Sie kommen nur in einem engbegrenzten Gebiet Nordwest-Australiens vor und werden nur von Männern getragen. Sehr richtig bemerkt der Verfasser, dass es durchaus nicht angeht, über die Bedeutung der Ornamente an verschiedenen Gegenständen die Eingebornen zu befragen. Was insbesondere Australien anbelangt, steht uns bislang noch zu wenig Material zu Gebote, um selbst an eine Entwicklung der Ornamentik schreiten zu können. »Der Sinn, der ihr heute von den Eingebornen beigelegt wird, ist nicht mehr der ursprüngliche, auf naturalistische Darstellungen zurückgehende, sondern ein secundärer: jener ist den Eingebornen selbst verloren gegangen; da sie aber gleichwohl das Bedürfnis haben, sich die Zeichen zu erklären, und da ihr ganzes Leben vom Totemismus durchdrungen ist, so versteht man, dass die secundären Deutungen zum Totem des Besitzers oder Geistes des ornamentierten Gegenstandes in naher Beziehung stehen. Daher kommt es auch, dass dieselben Ornamente in Bezug auf verschiedene Totems verschiedene Bedeutung haben.«

Wilh. Hein.

Zur Abwehr.

In Heft 6, Jahrgang 1900 dieser Zeitschrift, erließ der königl. bayrische Intendantursecretär a. D. Dr. M. v. Chlingensperg eine »Entgegnung auf Paul Reineckes Publication: Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters«, in welcher ein persönlicher Ausfall gegen mich enthalten ist.

Da der Sachverhalt in dieser »Entgegnung« für alle Herren, welche die von mir in den »Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns«, Bd. XIII, Heft 4, veröffentlichte Studie nicht gelesen haben, unvollständig und deshalb irreführend dargestellt ist, bin ich vorerst zur Klarstellung derselben in kurzem genöthigt.

Ich habe die auch anderwärts längst beobachtete Thatsache, dass spätere Friedhöfe häufig über früheren angelegt wurden, auch für oberbayrische Gräberfelder in Anspruch genommen und hierfür beispielsweise — die Beispiele ließen sich noch vermehren — auf die Reihengräber von Allach, Fridolfing und Reichenhall Bezug genommen. Für Allach hinterliegen die Beweisstücke in der vorgeschichtlichen Staatssammlung in München; hinsichtlich Fridolfings habe ich auf den von mir aufgefundenen, in Heft 3/4 des Jahrganges 1900 der »Altbayrischen Monatsschrift« veröffentlichten Bericht Wiesends mit Abbildungen verwiesen, bezüglich Reichenhalls endlich auf die von Herrn Dr. P. Reinecke in seiner eingangs erwähnten Publication niedergelegten Wahrnehmungen mich berufen.

Diesen letzteren Umstand benützt v. Chlingensperg, unter Übergehung der übrigen Daten meiner Ausführungen, zu seinem Angriff und nennt diese Bezugnahme »ein Nachschreiben falscher Voraussetzungen« mit dem Zusatze, dass, »wenn solche wie in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns nachgeschrieben und als Bausteine für die weitere Forschung ohne Bedacht verwendet werden, letzterer mehr geschadet als genützt wird«.

In sachlicher Hinsicht bedarf der allgemeine Theil meiner Ausführungen bei seiner Notorietät und da er auch wohlweislich nicht angegriffen wurde, keiner weiteren Worte; die specielle Berufung auf Dr. Reineckes Urtheil, welcher die Reichenhaller Funde in Berlin eingehend zu studieren Gelegenheit hatte, erfolgte meinerseits zwar nicht »ohne Bedacht«, aber »ohne Bedenken« in Kenntnis der wissenschaftlichen Qualität dieses Herrn, und seine Antwort auf die »Entgegnung« wird mir vollauf Recht geben.

In persönlicher Richtung habe ich nur beizufügen, dass ich auf den in beleidigender Form gegen mich gerichteten, an sämmtliche Mitglieder der Münchener anthropologischen Gesellschaft, die historischen Vereine Bayerns u. s. w. als Separatabdruck versendeten Angriff nicht geantwortet hätte, wenn er nicht in diesem angesehenen Organ erschienen wäre. Und zwar nicht, einmal in Berücksichtigung der Beurtheilungen des Textes des in seinem bildlichen Theil ja vortrefflichen »Gräberfelds von Reichenhall« in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung vom 31. Juli 1890, Nr. 210, und vom 16. Februar 1897, Nr. 37, aus denen zur Genüge hervorgeht, wie wenig Anerkennung jener in hiesigen und auswärtigen wissenschaftlichen Kreisen gefunden hat; sodann in Erwägung, dass, wenn jemand unersetzliche Landesalterthümer um theures Geld außer Landes verkauft, er sich des Rechtes begeben hat, als Hüter der vaterländischen Forschung aufzutreten und als solcher angesehen zu werden.

München, im Juni 1901.

F. Weber.

Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker.

Von Ferdinand v. Andrian.

Die Anregung zu vorliegender Arbeit gab ein Aufsatz von Herrn Prof. Dr. Kluge über den Ursprung des seltsamen Ausdruckes »Die böse Sieben«.[1]) Er schrieb die Erfindung desselben dem Holsteiner Joachim Rachel zu, dessen Satire »Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben« im XVII. Jahrhundert erschien. Rachel steht aber auf den Schultern des Jambographen Simonides aus Amorgos (um 625 v. Chr.), dessen großes Spottgedicht auf die Weiber erhalten ist. Das Zwischenglied zwischen dem deutschen und dem griechischen Gedicht bildet nach H. Klenz das von Rachel benützte Gynaeceum poeticum von Friedrich Taubmann, welches eine Bearbeitung der Satire des Simonides darstellt. Da aber Simonides und Taubmann von neun bösen Weibern sprechen, erschien der Anspruch Rachels auf die Urheberschaft »der bösen Sieben« unbestreitbar.

Demgegenüber betonte der ausgezeichnete Volksforscher Herr Prof. John Meier, dass zwei Jahre vor dem Erscheinen der Satire von Rachel eine Schrift von Balthasar Kindermann über die böse Sieben zu Wittenberg 1662 gedruckt wurde. Die böse Sieben kommt nach Meier bei Rachel nun als Nebentitel in dessen Gedicht gar nicht vor. Außerdem hat aber Reinhold Böhler eine 1672 erschienene deutsche Übersetzung von Shakespeares Taming of the shrew herausgegeben, in welcher ganz deutlich auf die Vertreibung des Teufels aus der Hölle durch sieben böse Weiber angespielt wird. Herr John Meier ist durch verschiedenartige Erwägungen zu der Ansicht gelangt, dass die genannten Schriftsteller die »böse 7« nicht erfunden, sondern aus der Volkssage geschöpft haben.

Dieser Standpunkt führt die Frage nach dem Ursprunge der bösen 7 auf das Gebiet der Ethnologie. Vom ethnologischen Gesichtswinkel aus erweitert sich die Fragestellung nach der Rolle der Siebenzahl im Geistesleben der Völker. Als Grundlage jeder weiteren Erörterung erschien es nöthig, eine, wenn auch nicht erschöpfende, doch möglichst vielseitige Übersicht über den positiven Sachverhalt an der Hand ethnographischer Gedankenstatistik zu erhalten. Die comparative Ethnologie liefert allerdings ein buntes Material, zu welchem die verschiedensten Völker und die heterogensten Culturstufen beigetragen haben. Aus der Statistik allein lässt sich daher die Entwicklung nicht ohne weiters ablesen. Trotzdem bietet, wie ich zeigen zu können hoffe, die Ethnologie die einzige verlässliche Grundlage für eine befriedigende Lösung des so vielfach erörterten Problems. Dass sich an die anthropologische Behandlung desselben noch andere weittragende völkerpsychologische Ausblicke knüpfen, dürfte eine nähere Prüfung des beigebrachten Vergleichungsmaterials darthun.

Bezüglich der westeuropäischen Völker glaubte ich mich auf Stichproben beschränken zu können, deren Ergänzung verhältnismäßig bequem ist. Mein wärmster Dank gebürt den Herren Professoren Polívka und Šišmanow, ferner Dr. Murko und Dr. Bugiel für ihre freundliche Mittheilung besonders wichtigen slavischen Materials. Etwas aus-

[1]) Die hierauf bezügliche Discussion ist in der Beilage zur Münchner »Allgemeinen Zeitung«, Jahrgang 1899, Nr. 65, 92, 98, 131, enthalten.

führlicher mussten die Asiaten behandelt werden, deren ethnische Wechselwirkungen eines der anziehendsten Capitel der Ethnologie bilden. Im dritten Theile wurde versucht, den genetischen Zusammenhang der Vorstellungen von der mystischen 7 mit Hilfe der reichen Ergebnisse der modernen Orientalistik nachzuweisen.

I.

Babylonier.

Die ältesten und eifrigsten Verehrer der heiligen 7 sind bekanntlich die Babylonier. Die Geschichte dieser Vorstellung lässt sich allerdings noch nicht klar überblicken. Doch ist dieselbe von den Babyloniern selbst aus der Beobachtung der Gestirnwelt, besonders der Planeten abgeleitet worden. Unter der allgemein menschlichen, primitiven Voraussetzung einer Identität der himmlischen und der irdischen Verhältnisse wurden von den Babyloniern zuerst die Bewegungen der großen Wandelsterne als Äußerungen göttlicher Wesen und diese beseelten Himmelskörper selbst als Träger der unwandelbaren Ordnung des gesammten Kosmos aufgefasst. Die Planetenzahl diente ihnen nicht bloß zur schematischen Darstellung der Welt. Sie findet auch als magische Zahl, als Kraftquelle, Aufnahme in die großen Mythen. Als Niederschlag einer auf gelehrter Speculation beruhenden, einzig in ihrer Art dastehenden Zahlenmystik, welche offenbar eine lange Entwicklung voraussetzt, ist die mystische Auffassung der 7 in das Volksbewusstsein der Babylonier und Assyrier gedrungen.[1])

Die Babylonier construierten demgemäß 7 Planeten, 7 Paarsterne, 7 Himmelszonen und Welttheile, 7 Flüsse, 7 Winde, 7 Metalle, 7 Farben. Der Aralu und die Unterwelt sind nach derselben Zahl gegliedert.[2]) Die 7 Töne stehen im Zusammenhang mit den 7 himmlischen Planetensphären. Ein Symbol des aus dem Chaos hervorgegangenen Kosmos dürfte die 7köpfige kosmische Schlange sein.[3]) Um König Sargons Zeit (1600 v. Chr.) soll, nach Boscawen, die 7tägige Woche die bis dahin gebräuchliche fünftägige Woche verdrängt haben. Jedes 7. und 49. Jahr soll heilig gewesen sein.[4])

Nach Jensen wird im Königstitel das Wort kissatu = die ganze Erde wiederholt durch 7 symbolisiert.[5]) Diese Zahl gelangt auch an öffentlichen Bauwerken, den Mauern

---

[1]) Jastrows Behauptung (Bab.-assyr. Rel. 620), »dass die 7theilige Gliederung der Welt u. s. w. aus dem Volksbewusstsein in die gelehrte Astrologie gedrungen und nicht vice versa«, muss als gefährlicher Irrthum zurückgewiesen werden, der auf einer ungenügenden Kenntnis der »Elementargedanken« beruht.

[2]) Jensen, Kosmologie der Babylonier, an vielen Stellen. — Winkler, Geschichte Israels, II, 103 Anm. 6 über die tubkât des Weltenraums gegen Jensen. — Für die 7 Flüsse vgl. Lenormant, Magie de Chaldäer, 190.

[3]) Siba qaqqada, Lenormant, Fragm. Cosmog., 388. Diese für Vergleichungszwecke sehr wichtig Vorstellung beleuchtet ein accadischer Dithyrambus, der einem Gotte (Ea? oder Marduk) in den Mun gelegt wird (W. A. J., II, 19):

Wie die gewaltige 7köpfige Schlange ihre Köpfe heftig schüttelt,
So schwinge auch ich die 7köpfige (Waffe),
Wie die Schlange, die die Wogen des Meeres peitscht, ihren Feind von vorn (angreift),
So führe auch ich die Verheererin im tobenden Schlachtengetümmel, die
Beherrscherin von Himmel und Erde, die 7köpfige Waffe.
Lenormant, Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, 227.

[4]) Boscawen, Babyl. Orient. Rec., IV, 35 f. Außerordentlich wichtig ist die Entdecknug der 5tägig Woche durch die Herren Jensen und Winkler; vgl. Jensen, Siebentägige Woche, Z. f. deutsch. Wor forschung, 1900, S. 150; Winkler, Altorientalische Forsch., II, 91. Nach Jensen und Zimmern hätte au eine Verquickung beider Systeme stattgefunden, a. a. O. 154. Den Wochentagsnamen schreibt Jense a. a. O. 160 ganz späten Ursprung zu.

[5]) Jensen, Kosmologie, 174.

von Erech (Uruk), einigen Ziggurats, zur Darstellung. Der berühmte Ziggurat von Borsippa trägt den bezeichnenden Namen »Haus der 7 Richtungen des Himmels und der Erde« (Jastrow, a. a. O. 619). Er, sowie jener von Khorsabad[1]) trugen 7 Stockwerke.

Bezüglich der Mythen verweise ich auf die von G. Smith entdeckten Schöpfungsberichte, auf die Cultursage von den 7 fischartigen Culturträgern,[2]) auf Istars Höllenfahrt, Adapa und den Südwind, vor allem auf das Gilgamis-Epos.[3]) Der Verkehr von Eabani mit Ukhab, dem Freudenmädchen, die Vorwürfe, welche Gilgamis der Göttin Istar wegen ihres treulosen Verhaltens gegenüber ihren früheren Liebhabern entgegenschleudert, die Antwort des Anu auf die Bitte der verschmähten Istar, einen Himmelsstier zu schaffen, welcher Gilgamis umbringen soll — bilden lauter Belege für die Verwendung der 7. Wir finden sie auch in der dem Epos eingefügten Version der Sintflutsage. Gilgamis, der das Leben, d. h. die Unsterblichkeit sucht, soll 6 Tage und 7 Nächte nicht schlafen, was ihm nicht gelingt. Er wird mittelst 7 magischer Brote verwandelt und aufgeweckt. Jensen verdanken wir auch die Übersetzung eines Fragments einer zweiten Version der Sintflutsage, in welcher die Mitwirkung von 7 Klugen bei dem Aufbau der Mauer von Erech und daher deren Haltbarkeit in Frage gestellt erscheint[4]) In einem anderen Bruchstück ist von 7 Männlein und 7 Weiblein die Rede, welche die Göttin Mami von je 7 Frauen bilden lässt.[5]) Lenormant theilt ein Bruchstück aus der Bibliothek von Assurbanhabal mit, welches eine dem Schöpfungsbericht des Beroses sich nähernde Erzählung enthält. Nach demselben hatte vor der eigentlichen Schöpfung Thiamat aus dem Chaos sechstausend Ungeheuer geschaffen, welche das Licht nicht ertragen und kein klares Wasser trinken konnten. Sie wurden von 7 Königen regiert.[6])

In den Fundamenten des Sargonpalastes zu Dûr-Sarukîn-Khorsabad sind 7 Tafeln mit einer Gründungsurkunde gefunden worden. Auf jeder von ihnen wird der Stoff genannt, aus dem sie gefertigt sind (Gold, Silber, Bronze, Zinn, Blei, Antimon, Alabaster).[7]) Das hethitische Relief des Berliner Museums, als »Löwenjagd von Saktschegözü« bezeichnet, zeigt den Kampf der 7 Planetengötter mit einem als Löwen dargestellten Ungeheuer (Winkler, Geschichte Israels, II, 96, Anm. 1).

Ein accadischer Bußpsalm mit assyrischer Interlinearübersetzung (W. A. J., IV, 3, Col. 1) enthält[8]) folgende Verse in vierfacher Wiederholung:

> **Göttin, die Du das Verborgene kennst,**
> **meine Sünden sind 7 × 7, vergieb meine Sünden!**

In der Zauberliteratur ist (neben 3) die 7 wichtig bei dem Knüpfen von Zauberknoten, bei Einreibungen, bei Beschwörungen des wohlthätigen Feuergottes.[9])

Eine besondere Rolle spielen die 7 bösen Geister. Es gab nach Lenormant verschiedene Gruppen derselben zu je 7 Geistern. Unter diesen nehmen die 7 Masku, die Schlingenleger, die Feinde der Planeten, den obersten Rang ein. Sie werden als zerstörende Wirbelwinde gedacht, deren eigentlicher Sitz die unterirdische Tiefe ist.[10]) Smith, Sayce,

---

[1]) Jastrow, a. a. O. 617, Anm. 4, nach Perrot und Chipiez, Hist. of Art in Chaldaea, I, 388.
[2]) Sayce, Relig. anc. Babylon, 82, Anm. 2.
[3]) Jensen, Assyr.-babyl. Mythen, 83, 95, 122, 171, 173, 201, 239, 241, 245.
[4]) Jensen, a. a. O. 225.
[5]) Jensen, a. a. O. 274.
[6]) Lenormant, Magie der Chaldäer, 125, Anm.
[7]) Winkler, Altorientalische Forschungen, II, 160.
[8]) Lenormant, a. a. O. 67.
[9]) Tallquist, Assyr. Beschwörungsserie Maglu, 47, 71, 101. — Sayce, Relig. anc. Babylon, 52.
[10]) Lenormant, a. a. O. 24.

Jastrow u. a. haben auf dieselben bezügliche Texte übersetzt. Im Schöpfungsmythus Inuma ili[1], Taf. IV, schafft Marduk für den Kampf mit der Tiāmat:

> »Einen Orkan, einen bösen Wind, einen Sturm, ein Wetter,
> einen Vierwind, einen Siebenwind, einen Wirbelwind, einen nicht einzuholenden Wind,
> ließ die Winde hinausfahren, die er geschaffen, die sieben;
> um Mittlings-Tiāmat zu verwirren, erheben sie sich hinter ihm.«[1])

Im J(U)ra-Mythus schenkt Anu, nachdem er das Schicksal der bösen 7 bestimmt hatte, dieselben dem J(U)ra; sie sollen an seiner Seite gehen und seine grimmen Waffen sein, wenn es ihm gelüstet, ein »Niederstrecken« anzurichten.[2])

Der Volksglaube hielt die bösen 7 für die Urheber der Mondfinsternisse. Aber auch auf Erden sind sie überall; »gleich Schlangen« schlüpfen sie durch Riegel, Thürpfosten und Röhren und bringen jedes Unheil.[3]) Bemerkenswert ist besonders die von Lenormant aus W. A. J., IV, 5, Col. 1, Z. 14—15 geschöpfte Vorstellung, welche den einen der 7 bösen Geister als Menschenfresser (Werwolf utag-gal) bezeichnet.[4])

Lenormants Gott der Siebenzahl Sabi[5]) dürfte identisch sein mit dem Gotte Sibi, welchen Jastrow als Personification der 7 bösen Geister auffasst.[6]) Jastrow lässt demgemäß in einem von ihm veröffentlichten Fragment der Diparralegende den »Gouverneur« Ishum mit Hilfe des unvergleichlichen Kriegers Sibi den Berg Khikhi zerstören. Doch wendet Jensen (Assyr.-bab. Mythen, 67) in der Übersetzung der betreffenden Stellen den Plural an. Für den, welcher den obigen Mythus in dem durch Jensen zuerst hergestellten Zusammenhange betrachtet, muss die Deutung des Sibi auf das Siebengestirn, welche F. v. Luschan (Sendschirli, 22), Stucker (Astralmythen, I, 3—6), Winkler (Geschichte Israels, II, 45, 83) vertreten, immerhin zweifelhaft erscheinen.

Die Babylonier hatten auch »böse Tage«, den 7., 14., 21., 28., 19. je des Monats, an welchen der König sich bestimmter Dinge zu enthalten und bestimmte Opfer darzubringen hatte (Jensen, 7tägige Woche, 153).

Eranier.

Herodot berichtet, dass die Gemahlin des Xerxes in vorgerückten Jahren 14 Kinder aus den ersten persischen Geschlechtern zu Ehren des Erdgottes lebendig eingraben ließ.[7]) Die Magier werden durch 7 Verschworene gestürzt, welchen der Anblick von 7 Sperberpaaren im siegreichen Kampf mit zwei Geierpaaren Muth verlieh.[8])

In der eranischen Heldensage ist die 7 die Lieblingszahl. Sie kennt 7tägige Festgelage, 7tägige Schlachten, einen Weg von 2×7 Tagereisen, 7tägiges Gebet, 7tägige Jagden, 7tägige Hochzeitsfeier, eine Dürre von 7 Jahren, Chai Kosru wird durch 7 Jahre gesucht. Auch der 7köpfige Drache kommt vor. Es ist von 70, 63 Söhnen die Rede. 7 Gefährten bei wichtigen Unternehmungen. Man beachte die 7 Abenteuer des Rustem und Isfendiar. Interessant ist Feriduns Schwur bei 7 heiligen Gegenständen.[9])

---

[1]) Jensen, Babyl.-assyr. Mythen, 25.

[2]) Jensen, ebenda, 59.

[3]) Jastrow, a. a. O. 264 f.

[4]) Lenormant, Magie der Chaldäer, 173.

[5]) Lenormant, Com. Fragm. Cosm. Berose, 389.

[6]) Jastrow, a. a. O. 533. — Zimmern, Beschwörungstafel Sarpa, 23, 41.

[7]) Herodot, VII, 114.

[8]) Herodot, III, 125.

[9]) Nach Schack, Heldensagen des Firdusi. Die Zahl 7 kommt an circa 40 Stellen vor. Vgl. Spiegel Er. Alt., II, 194.

Die Eranier kennen 7 Amesha-çpentas, 7 oberste böse Devas neben Angro Mainyus. Einer der letzteren, Aeshma Daeva, der Dämon des Zornes = Asmodeus besitzt 7 Künste, um dem Menschen zu schaden.[1]) Nach dem Sadder Bundehesh muss Çraosha jede Nacht 7mal mit ihm kämpfen.[2])

Die ursprünglich ein Ganzes bildende Welt ist unter dem Einflusse der bösen Devas in 7 Theile (keshwars) zersprungen, deren einer unsere Erde ist. Sie wird in 7 Klimas getheilt. Nach der Ansicht einiger kommt in jedem Keshwar ein Fluss vor (Darmesteter, Zend-Avesta, I, 14, Anm. 42). Aus 7 großen Bergen sind die übrigen gewachsen.[3])

Nach dem Mainyo-i-Khard (VI. Jahrh. n. Chr.) entstammen 7 Metalle dem Körper des Urmenschen Gayumart.[4]) Aus Gayumarts Samen erwuchs 40 Jahre nach seinem Tode das erste menschliche Zwillingspaar, welches anfänglich die Gestalt einer Raivaspflanze, später die von Menschen erhielt. Diese Zwillinge lassen von dem Baume Kunar und Samsir, nach Anweisung der himmlischen Yazatas, Feuer herabsteigen, welches sie anblasen und mit 7 Arten Holz ernähren. Nach 50 Jahren erzeugen sie 7 Menschenpaare.[5])

Nach dem Mainyo-i-Khard sind die 12 Constellationen des Zodiaks die 12 Commandanten auf Seite des Ormuzd, die 7 Planeten, von denen jedes Übel kommt, auf Seiten des Aharman.[6]) Der Bundehesh stellt den 7 bösen Planeten 7 Fixsterne entgegen.[7])

Der Ahuna vairya, das mystische Gebet par excellence (Darmesteter), ist nach mazdeischer Anschauung älter als die materielle Schöpfung. Der ganze Avesta stammt von ihm ab; jeder der 21 Nasks ist aus den 21 Worten dieses Gebetes hervorgegangen. Ahura Mazda sprach dasselbe aus, als Ahriman das ewige Licht und dessen Schöpfung angriff. Nachdem er die ersten 7 Worte gesprochen, krümmte Ahriman seinen Körper; nach dem zweiten Drittel des Gebetes stürzte er auf die Knie; als das ganze hergesagt war, fiel er machtlos in die Hölle zurück.[8])

Ahriman hat die 7 Arten von Schreibekünsten verborgen, welche Tahmurath wieder ans Licht brachte.[9])

Die Ahnenreihe des Zoroaster zählt nach dem Dhup-nereng 14, nach dem Bundehesh nur 13 Glieder.[10]) Zoroaster soll in Asarbaijan 7 Zusammenkünfte mit den Amesha-çpentas gehabt haben.

Aus 7 ausgezeichneten und frommen Männern wird Virāf ausgesucht, um mittelst eines Narcoticums in Verbindung mit der übernatürlichen Welt zu treten. Er schläft 7 Tage und Nächte hindurch, von seinen 7 Schwestern behütet, welche zugleich seine Frauen sind.[11])

Auch in der romantischen Poesie ist die 7 verwertet worden. So hat der berühmte Dichter Nizâmi (1141—1203) eine ältere persische Sage aus der Zeit des Sassanidenkönigs Bahramgūr (420—438) unter dem Titel Haft Daikar = die 7 Schönheiten,

---

[1]) Bundehesh, ed. Justi, XXIX, 7.

[2]) Spiegel, Er. Alt., II, 132.

[3]) Spiegel, Avesta III, Einleit. LIII, anders im Bundehesh, XI, 12. Für die Berge vgl. Bundehesh, XII.

[4]) Mainyo-i-Khard, Ed. West, XXVII, 18.

[5]) Bundehesh, XV, 1. — Windischmann, Zoroastr. Stud., 222 f.

[6]) Mainyo-i-Khard, VIII, 17.

[7]) Bundehesh, V.

[8]) Bundehesh, I.

[9]) Mainyo-i-Khard, XXVII, 23.

[10]) Spiegel, Er. Alt., I, 687.

[11]) Arda Viraf, ed. Haug, 148—152.

d. h. die 7 Lieblingsfrauen des Schahs, poetisch verarbeitet. Es ist darin von einem Palaste mit 7 Domen die Rede, welche den 7 Himmelsgegenden entsprechen, aus welchen die Prinzessinnen gebürtig sind. Sie sind für die 7 Tage der Woche, nach dem Einflusse der Planeten, mit 7erlei Farben drapiert und mit 7erlei Edelsteinen ausgeschmückt.[1]) Die »Reise des Prinzen von Serendipe«, welche auch in europäische Sprachen vielfach übersetzt wurde (Peregrinaggio), enthält eine Erzählung von dem Bau von 7 verschiedenfarbigen Palästen, für 7 Prinzessinnen.[2]) Hakim Julali schrieb 1616 unter dem Titel »die 7 Planeten« 7 im Orient sehr beliebte Mathnavīs.[3])

Nach dem Avesta soll jemand, welcher in bewusster Lüge sich auf ein Gottesurtheil beruft, mit 2×700 Peitschenhieben bestraft werden.[4])

In die nördlichsten Gegenden der iranischen Cultur führt uns die Sage über den Wiederaufbau des Schlosses von Bocchara durch den Fürsten Bendur, dessen Regierung mit der muhammedanischen Ära zusammenfällt. Das Schloss stürzte nach dem Aufbau immer wieder zusammen, bis man auf den Rath der 7 Weisen steinerne Säulen darin anbrachte. Das Schloss blieb stehen; kein Herrscher wurde darin besiegt und keiner ist darin gestorben.[5])

Der indische Parse legt nach vollendetem 7. Lebensjahre die von der Frau des Feuerpriesters gewebte Schnur an.[6])

Die Tadjik von Wakan hängen 7 Fruchtkapseln des Krautes *ispand* an den Hals ihres Reitpferdes, um dasselbe vor dem bösen Blick zu schützen.[7])

In den Märchen der turkisierten Eranier, der Sarten, verspricht ein König, der sich Kinder wünscht, einer ihm dazu behilflichen Hexe, ihr seinen jüngsten Sohn nach Ablauf von 7 Jahren zu übergeben. Ein Sultan setzt seinen Vesir für 7 Tage auf den Thron und ergötzt sich ebensolang an der Schönheit eines dem Vesir gehörigen Mädchens. In einem anderen Märchen ist von einem Div mit 7 Köpfen die Rede. Andere erzählen von 7tägigen Kämpfen und Schmausereien, von 7 Himmeln, 7 Erden, 7 Höllen, in welchen Iblis, Gott dienend, 72.000fache Buße thut. Auch in Sprichwörtern und Räthseln kommt die 7 vor.[8])

Die Sartenfrauen von Ferghana bleiben 6—7 Tage nach der Geburt eines Kindes im Bette liegen. Eine geschiedene Frau darf nur die Kinder unter 7 Jahren mit sich nehmen. Sowie sie 7 Jahre alt sind, gehen sie zum Vater.[9])

Armenien.

Nach armenischem Volksglauben geht die Seele eines Verstorbenen gleich nach Schluss des Begräbnisses oder am folgenden Tage nach dem Ort des Gerichtes. Die Reise

---

[1]) Dr. Ethé, Neupers. Lit. Grundr. Iran. Phil., II, 243. — Benfey, Orient und Occident, III, 240f.

[2]) Benfey, a. a. O.

[3]) Ethé, a. a. O. 249.

[4]) Vendidad, IV, 55.

[5]) Vambéry, Geschichte Boccharas, 3.

[6]) King, Gnostics, 401. Dies ist eine spätere Anpassung an die brahmanische Sitte, welche die Einführung für das 8. Lebensjahr nach der Empfängnis vorschreibt. (Vgl. Agastamba, Gautama.) Früher galten andere Zahlen. Vgl. Spiegel, Avesta, II, XXIf. Nach Spiegel, a. a. O. XXII, und Darmesteter, Zendavesta, II, 243, bestand der Kosti aus 72 Fäden.

[7]) Stenin, Geburts- und Hochzeitsgebr. der Wachiëtschi, Globus, LXXVIII, 79.

[8]) N. F. Osstrumoff, Die Sarten, III. Lief., Taschkent 1895. (Russisch.)

[9]) Nach Herrn Dr. Bugiels Auszug aus dem russischen Werke: Očjerk byta žewščiny asjedlowa tuzjemnowa nasjeljenja Fjergany, Kasan 1886, Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1890, S. [102].

dauert 7 Tage. Besondere Cultushandlungen werden in der Zeit bis zum Begräbnisse, am Tage nach demselben, am 7., 40., und nach einem Jahre vollzogen. In einigen Gegenden hält man den »Schmaus des Siebengesetzes«, den 7tägigen Leichenschmaus.

Der Himmel heißt bei den Armeniern die »unschätzbare Stadt«. Sie ist mit hohen Steinmauern umgeben (wie viel wird nicht angegeben). Die durch einen Feuerstrom vom Himmel getrennte Hölle ist in 7 Stockwerke getheilt.

Der Glaube an den Einfluss der 12 Constellationen und der 7 Planeten ist wohl von den Iraniern übernommen. Wenn auch ein eigentlicher Sterncult traditionell nicht festgehalten erscheint, wird doch der Schicksalsglaube (Bacht) mit der Umdrehung des Himmelsrades, d. h. des gestirnten Himmels, verknüpft. Alles Gute und Böse bleibt abhängig von dem Schicksalssterne, unter welchem der Mensch bei der Geburt stand.

Bei dem von jungen Frauen und Mädchen gespielten Schicksalsspiel oder »Loos« sammeln einige Mädchen Blumen, andere gehen von 7 Quellen (Flüssen, Brunnen) im Geheimen Wasser »stehlen«. Dieses Wasser wird in ein Gefäß (Hagvir) zusammengeschüttet, dann kommen 7 Steine hinein. Jede wirft einen Gegenstand als ihr Schicksalszeichen hinein. Eine Puppe dient als »Loos« (Vičak). Ein 7jähriges Mädchen fungiert als deren Stellvertreterin und zieht, von einem rothen Schleier bedeckt, nach jeder Strophe der von den Mädchen gesungenen Schicksalslieder ein Schicksalszeichen aus dem Hagvir heraus.

Im armenischen Volksglauben spielt der Wolf eine hervorragende Rolle. Er wird für 7 Tage unschädlich, wenn man unter Aussprechen »der Gebete der Wolfsfesselung« 7 Knoten in die Schnur einer Fußbekleidung knüpft, dieselbe zwischen die Zähne eines Wollkamms und darüber ein Beil legt.

Ein armer Sänger bewirbt sich erfolglos um ein reiches Mädchen. Ehe er in die Welt hinauszieht, um sich Vermögen zu erwerben, sagt er ihr, sie möge den andern von ihrem Vater begünstigten Bewerber heiraten, wenn er nach 7 Jahren nicht zurück sei. Auf der Rückkehr aufgehalten, kann er den Termin nur mit Hilfe des Windgottes Surb-Sargis einhalten.[1])

Weitere Belege enthält die Sammlung armenischer Märchen von Prof. Chalatianz in Moskau. In den Erzählungen werden Hochzeitsmahle erwähnt, welche 7 Tage und Nächte dauern, 7malige Bekreuzigung, 7jähriger Hirsenbau. Die Besitzerin der wunderbaren Nachtigall schläft 7 Tage und wacht 7 Tage. In dem Märchen »Der Traumseher« herrscht die 7 und 21. 7 Jahre trauert Sassun nach Abameliks Tode. Davids Frau Chandud-Chanum hat 7 Zöpfe. Man vergleiche die Sprüche: »Der Esel kennt 7 Weisen zu schwimmen, sieht er aber das Wasser, so vergisst er alle. Ein zahmes Kalb saugt an 7 Kühen.«[2])

Indien.

Im Rigveda findet sich bekanntlich vielfach die 7. Die Sonnengötter Agni mit 7 Strahlen, Mitra-Varuna fahren mit 7 Rossen; Agni mit 7 Zügeln, 7züngigen Rossen; Soma-Puschan haben einen 7räderigen Wagen oder einen Wagen mit 7 Strängen. Vayu fährt mit $3 \times 7 \times 70$ Rossen, Brihaspati mit 7 Rindern (X, 47). Agni wird von 7 himmlischen Strömen genährt (III, 1, 4), von 7 Priestern gesalbt, ihm zu Ehren ertönen 7 Töne des heiligen Liedes. I, 1—7 enthält 7 Lieder an Agni von je 7 Versen. Er hat 7 Opferstätten gesetzt (X, 8). Wie bei dem Agnicult werden auch die 7 heiligen

[1]) Sämmtliche vorstehende Angaben sind der Dissertationsschrift des Herrn Manuk Abeghian, Der armenische Volksglaube, Leipzig 1899, S. 18, 23, 28, 51, 52, 62—65, 91, 115, entnommen.

[2]) Gribor Chalatianz, (Armenische) Märchen und Sagen, 8, 123, 9, 10, 14, 96, 128, 141, 146 u. s. w

Bräute (7 Schwestern) und die 7 Sänger bei der Somabereitung öfters erwähnt; einigemale die 7 Milchströme Somas, 7 Kühe der höchsten Himmelsräume (IX, 66, IX, 70, IX, 86). Einmal kommen die 7 Maruts vor mit 7 Speeren, 7 Schützen, 7 Schmuckarten (VIII, 28). Indra-Agni öffnen das Meer, welches 7 Böden hat (VIII, 40). Indra durchbohrt den auf 7 Bergen liegenden Vrtra (IV, 19), die 3×7 vereinten Berggipfel (VII, 45), er ist der Feind der »7«, die sich feindlos dünkten (VIII, 85); er hat 7 Burgen zerstört (I, 63), bekämpft 7 Dämonen (X, 120), ist von 3×7 Helden begleitet (I, 133, 6). Sehr häufig wird der 7 irdischen und himmlischen Ströme gedacht, 7 Aditya (X, 72), die Açvins öffnen den donnernden Stall, der 7 Thore hat (X, 40). Vishnu schreitet durch die 7 Stätten der Erde (I, 22). Die 7 Ṛshis, die Stammväter der Brahmanengeschlechter, sind Ausgangspunkte der religiösen Ordnung.

Eine weit geringere Rolle scheint unsere Zahl in den Hymnen des Atharva-Veda zu spielen. In den von Bloomfield[1]) übersetzten Theilen desselben finde ich sie, wenn man von den 7 Ṛshis absieht, nur 6mal. In IV, 16, 6 werden die unheimlichen 3×7 Schlingen des Varuna, II, 12, 7, die 7 Hauche, XIII, 1, 3, die 3×7 Maruts erwähnt. Rohita hat 1007 Geburten (XIII, 1, 37). Kala (die Zeit) wird als Stute mit 7 Zügeln aufgefasst (XIX, 53, 1). IX, 1, 22 preist die 7 Süßigkeiten der Honigpeitsche der Açvins.

Ganz anders als in den Atharvahymnen liegen die Verhältnisse im Kausika-Sutra, in welchem die magische Kraft der 7 und der 3×7 reichlichst ausgenützt wird. Ich verweise auf die Vorschriften XIII, 4, 6 zur Erzielung von Lebenskraft, XIV, 20 um ein feindliches Heer zu verwirren, XXII, 7 um 7 Dörfer zu erwerben, XXV, 17 gegen Harnverhaltung, XXV, 37 gegen Wassersucht, XXI, 11 um die Kühe gedeihen zu lassen, XXIII, 8 um in einer neuen Wohnung Glück zu haben, XXVIII, 8 gegen eine beliebige Krankheit, XXIX, 24 gegen Würmer, XXXIII, 7 um eine leichte Geburt zu bewirken, XXXIV, 17 um einen Gatten zu erwerben, XXXV, 23, 28 um sich der Liebe einer Frau zu versichern, XXXVII, 3 um den Ausgang einer Sache zu erfahren, XXXVIII, 21 um bei Gericht zu obsiegen, LII um Verlorenes zu finden.[2])

Im Grhyaritual gibt es außer dem täglichen Opfer 7 pakayajñas (Kochopfer).[3]) Bei dem Hochzeitsopfer findet die Ceremonie der 7 Schritte statt, bei welcher 7 Sprüche gesprochen werden.[4]) Um einen Sohn zu erhalten, genießt die Gattin den zerstoßenen Zweig eines Nyagrodhabaumes, der um 3×7 Gerstenkörner oder Bohnen gekauft wird.[5]) Bei Errichtung eines Grabmals für den Todten (Pitrmedha) werden im Norden desselben 7 Furchen (nach den Kausitaki Brahm. 7 Flussläufe) hergestellt, welche mit Wasser gefüllt werden.[6]) Das Srautaritual enthält 7 Haviryajñas und die 7 Somaopfer.[7]) Die Grundform der letzteren bildet das Agnistoma, bei welchem die Kuh, um welche Soma gekauft wird, 7 Schritte macht. Die 7. Fußspur derselben wird mit Butter opfernd übergossen, theilweise vergraben, ein Drittel derselben verschenkt.[8]) Bei der Abendpressung

---

[1]) Bloomfield, Hymnus of Atharvaveda (S. B. E., Bd. XLII), S. 88, 90, 207, 211, 224, 52.

[2]) Caland, Altindisches Zauberritual, 10, 25, 28, 58, 55, 60, 70, 73, 88, 94, 109, 103, 118, 126, 131, 180.

[3]) Hillebrandt, Ritualliteratur, 41.

[4]) Hillebrandt, a. a. O. 66. Im Pantschatantra heißt es: Freundschaft, wie die Weisen sagen, entsteht durch 7 Schritte schon. — Benfey, Pantschatantra, II, 165.

[5]) Hillebrandt, 62.

[6]) Hillebrandt, 92.

[7]) Hillebrandt, 41.

[8]) Hillebrandt, a. a. O. 126.

wird ein mystischer Spruch aus 7 Wörtern hergesagt.[1]) Bei dem Somaopfer Vajapeya (Krafttrunk, Oldenberg) kommt vorzugsweise die 17 neben der 7 vor.[2]) Dasselbe auch bei der Weihe des Königs (Rajasuya).[3]) Beim Pferdeopfer (Asvamedha) werden an 3×7 Opferpfosten 21 Thiere dem Agni-Soma geopfert. Bei einer späteren Phase der Ceremonie werden 17 Opferthiere gebraucht.[4]) Bemerkenswert ist die reichliche Vertretung der 7 und deren Componenten bei dem Agnicayanam (Schichtung des Feueraltars). Am Schlusse desselben wird für die 49 Winde geopfert.[5])

Auch in den Dharmasutren spielt unsere Zahl eine Rolle. Uneingeweihte Brahmanen müssen täglich baden und dabei die 7 Pavamânîs hersagen.[6]) Die Einweihung findet gewöhnlich im 7. Lebensjahre statt.[7]) Bei der Bitte um Nahrung ist eine aus 7 Silben bestehende Formel zu gebrauchen.[8]) Zur Reinigung von Händen und Füßen hat der Brahmane 7mal Erde mit Flussand gemischt anzuwenden.[9]) Wer verbotene Speise gegessen hat, muss durch 7 Tage fasten.[10]) 7tägiger Genuss von Gerstenschleim allein, oder von einer Mischung von Gerstenschleim, geläuterter Butter und Honig nimmt alle Sünden hinweg.[11]) 7tägige Ernährung durch Gerstenschleim in Mischung mit Kuhurin, flüssigem Kuhdünger, saurer Milch, Butter, löscht die Sünde verbotenen Geschlechtsverkehres des Brahmanen mit Sudrafrauen aus.[12]) Wer durch 21 Tage unter Beobachtung gewisser Ceremonien früh, mittags, abends je hundertmal die Aghamarshanahymne betet und nur nachts etwas Gerstenschleim genießt, überwindet selbst die Verbrechen des Mordes eines gelehrten Brahmanen, die Befleckung des Ehebettes eines Guru u. s. w.[13]) Ein Brahmanenmörder muss durch zwölf Jahre in 7 Häuser gehen, um Nahrung zu erbitten, und dabei sein Verbrechen verkünden.[14]) Dasselbe muss ein Student des Veda, welcher das Gebot der Keuschheit verletzt hat, durch ein Jahr verrichten.[15]) Es ist eine Sünde, wenn ein Student des Veda durch 7 Tage die Feueropfer und das Betteln versäumt.[16]) Wer durch 21 Tage Schleim und Gerstenkörner genießt, welche durch den Leib einer Kuh hindurchgegangen sind, erblickt die Ganas und den Herrn der Ganas (Gott und Göttin des Studiums).[17]) Wer durch sechs Mahlzeiten nichts zu essen gehabt hat, darf bei der 7. das Unentbehrliche von jemanden annehmen, welcher seine religiösen Pflichten vernachlässigt.[18]) Verunreinigte Töpfe müssen durch 7 Tage und Nächte gänzlich in Kuhurin eingetaucht gehalten werden.[19])

[1]) Hillebrandt, a. a. O. 133.
[2]) Hillebrandt, a. a. O. 142.
[3]) Hillebrandt, a. a. O. 145.
[4]) Hillebrandt, a. a. O. 151.
[5]) Hillebrandt, a. a. O. 161—165.
[6]) Apastamba, transl. Bühler, Sacr. B. East, II, 5.
[7]) Vasishta, tr. Bühler, S. B. E., XIV, 56. — Mann, II, 36.
[8]) Baudhâyana, tr. Bühler, S. B. E., XIV, 151.
[9]) Vasishta, S. B. E., XIV, 37.
[10]) Apastamba, S. B. E., II, 86.
[11]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 326, 299.
[12]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 328. Dieser Ritus, durch 3×7 Tage ausgeübt, heißt Mahâsamtâpana Krikkhra, S. B. E., XIV, 325. Die obige Sünde kann auch durch 7maliges Verhalten des Athems an je 7 auf einander folgenden Tagen gesühnt werden. XIV, 313.
[13]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 296.
[14]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 211.
[15]) Gautama, S. B. E., II, 286.
[16]) Gautama, S. B. E., II, 286.
[17]) Baudhâyana, S. B E., XIV, 299.
[18]) Gautama, S. B. E., II, 270. — Manu, XI, 12.
[19]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 190.

Eine Abänderung der Kaste nach auf- oder abwärts wird erst in der 7. Generation erreicht.[1]) Es gibt 7 gesetzliche Arten, Eigenthum zu erwerben. Es gibt aber auch 7 Arten von Meuchelmördern. Zu einer derselben zählt, wer eine tödtliche Beschwörung des Atharvaveda hersagt. (Bloomfield, Grundriss, II, 1, 26 nach dem Viṣṇu-Smṛti.) Nach dem Kâtyâyana gilt ein dem Zeugen binnen 7 Tagen nach seiner Beeidigung zustoßendes Unglück als Zeichen von Meineid.[2])

Die letztgenannte Rechtsauffassung führt uns zu den Ordalien. Ein vollwichtiges Beispiel hiefür gibt eine Art der indischen Feuerprobe. Nach den meisten Gesetzbüchern muss der zu Prüfende sich die Hände mit 7 Feigenblättern verbinden lassen und eine glühende Eisenkugel durch 7 Kreise tragen.[3]) Diese Form des Feuerordals ist in dem VI. bis VIII. Jahrhundert unserer Ära in Hinterindien eingeführt worden; ihre letzte Anwendung fand 1782 statt.[4]) Man vergleiche auch eine indische Eidesformel, welche 13 kosmische Mächte nebst dem Dharma, in Summa 14 Mächte als Zeugen anruft.[5])

Eine interessante Ergänzung des aus den Sutren geschöpften Materials bietet das Samavidhânabrahmana. Dasselbe behandelt die magische Kraft der 7 Töne des Samans.[6]) Nach demselben muss man 3 Nächte fasten, dann in der 14. Nacht des hellen Halbmondes das Saman von »den dreimal 7 Milchkühen« beten und dabei opfern, um Reichthum zu erlangen.[7]) Bevor der König in die Schlacht zieht, soll er 7 Nächte fasten, dann unter Nennung der Namen der 7 Vornehmsten des feindlichen Reiches und Absingen des Saptahasamans 1000 Spenden von Senföl opfern. Nach 7 Nächten existieren diese nicht mehr.[8])

Die unklaren kosmologischen Vorstellungen der älteren Vedenzeit weichen allmählich einer systematischen Weltauffassung. In der Taittirîya Samhita finden sich bereits die Namen der Planeten und der 27 Nakshatra.[9]) Sieben Welten gegenüber der weit häufigeren Annahme von drei Welten enthält unter anderen die Mundaka-Upanishad, welche nach Deussen zur Abfassung des Taittiriya Aranyaka 10 gedient hat.[10]) Eine Aufzählung der 7 Welten enthält zuerst das Taittiriya Aranyakam 10, 27—28.[11]) In der Aruneya-Upanishad des Atharvaveda werden die 7 oberen und die 7 unteren Welten aufgezählt.[12])

In den Epen und Puranen, wie in der buddhistischen Literatur behauptet die Vorstellung vom Meru als Mittelpunkt von 7 concentrischen durch 7 Meere getrennten Dwipas das Feld.[13]) Die Brahmanen kennen 7 Himmel; die 21 Höllen des Manu deuten auf eine ursprüngliche Gliederung der Unterwelt nach der 7. Die Buddhisten nehmen

---

[1]) Apastamba, S. B. E., II, 196. Die Sapindaverwandtschaft endet mit dem 5. oder 7. Ahnen. — Gautama, S. B. E, II, 247.

[2]) Jolly, Grundriss der indo-arischen Philologie, II, 8, 142, auch andere Zahlen je nach der Schwere der Anklage. — Jolly, a. a. O. 144.

[3]) Kaegi, Alter und Herkunft des germanischen Gottesurtheils (Festschrift zur XXXIX. Versammlung deutscher Philologen, Zürich 1887, S. 40 ff.). Wohl später sind 9 Kreise gemacht worden, von denen aber nur 7 durchschritten wurden. — Kaegi, a. a. O. 48.

[4]) Gerini, Asiat. Quart. Rev., N. S., IX, 415.

[5]) Benfey, Pantschatantra, II, 42, 117, Anm. 179.

[6]) Konow, Samavidhânabrahmana, 33.

[7]) Konow, a. a. O. 69.

[8]) Konow, a. a. O. 75.

[9]) Zimmer, Altindisches Leben, 356.

[10]) Mundaka-Upan., II, 1, 8; in Deussen, Sechzig Upan., 551, 552.

[11]) Nach Deussen, a. a. O. 548. Weber versetzt dieses Werk ans Ende der Vedenzeit.

[12]) Deussen, a. a. O. 692.

[13]) Vgl. meinen Höhencultus, 17 ff. Bezüglich des Ramayana vgl. den dritten Theil dieser Arbeit.

dagegen 26 Himmelsstufen und 8 Höllen an.[1]) Dafür kennen sie in jedem der vier außerhalb der Erde gelegenen Continente einen Kieferbaum, dessen Stamm 7 Yojanas misst.[2]) Auch die 7 irdischen und himmlischen Flüsse sind in den Epen bekannt. Auf die zahllosen Abänderungen dieses Systems im Verlaufe seiner Ausbreitung und sectarischen Entwicklung kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur noch daran erinnert, dass die Darstellung des auf der 7köpfigen Schlange (Ananta) ruhenden Vishnu ein beliebtes Thema der indischen Kunst ist.[3]) Bezüglich der 7köpfigen Schlange im Buddhismus vergleiche man die Reliefs am Steinzaun von Amarâvâti und am östlichen Thore von Sanchi.[4]) Später ist daraus die 1000köpfige Sesha geworden. Çiva hat 7 Frauen, welche unter dem Collectivnamen Devî zusammengefasst werden. (Milloué, Guide illustré du Musée Guimet, 1897, S. 76.) Der große Criringam auf der gleichnamigen Insel besteht aus 7 Umwallungen, welche durch 7 Höfe getrennt sind (ebd., 81).

Buddhismus.

Der nördliche Buddhismus kennt 7 heroische Buddhas (Tatâgatas), 21 weibliche Bodhisats, 14 Arten böser Geister, 7 weltentzückende Kennzeichen, 7 persönliche Kleinode.[5]) Bei jeder an irgend eine lamaitische Gottheit gerichteten Ceremonie gibt es 7 »anerkannte« Verrichtungen und 7 »wesentliche« Opfergegenstände.[6]) Die Todtenfeier der lamaitischen Tibetaner dauert 49 Tage.[7])

Beim Aufwachen muss der Bikshu je 7mal zwei Mantras aus gewissen Sutren beten. Bei jeder der beiden vorgeschriebenen Prüfungen hat der Lama-Candidat je 7 kanonische Bücher auswendig herzusagen, außerdem muss er an den Disputierübungen theilnehmen, von welchen es 7 Grade gibt.[8])

Sogleich nach der Geburt machte der Bodhisattwa (Buddha) 7 Schritte nach Norden.[9]) 7 Tage nach Buddhas Geburt stirbt seine Mutter Mâyâ (Grünwedel, a. a. O. 102). Er bereitet sich nach Erreichung des Buddhathums 7 Wochen hindurch auf die Verkündung seiner Lehre vor.[10]) 7 Jahre nach seiner Flucht besucht er wieder seine Vaterstadt.[11]) Er heißt der Besitzer der 7 überirdischen Schätze.[12]) Kämpfend mit dem Naga erzeugt er eine 7fach stärkere Flamme als dieser. Er nimmt Knaben und Mädchen von 7 Jahren zu Schülern an. Ihm zu Ehren werden 7 Kubits hohe Dagobas und 7 Stock hohe Paläste erbaut.[13]) Unmittelbar vor seinem Tode beantwortet Buddha 42 Fragen.[14]) 7 Tage nach

[1]) Köppen, Buddhismus, I, 232 ff.

[2]) Beal, Catena of Buddhist scriptures from the Chinese, 35—40.

[3]) Vgl. die schönen Abbildungen, Moor, Hindoo Pantheon, T. III, IV. In einigen Avataren des Vishnu (Kurmâvatâra, Krishna-avatâra) ist die Schlange fünfköpfig. Als Errungenschaft der erstgenannten gelten 14 Artikel, die 14 Edelsteine genannt. Moor, a. a. O. 111.

[4]) Fergusson, Tree and Serpent worship, T. LXII. — Grünwedel, Buddh. Kunst, Abb. 5, 28. An denselben Monumenten kommen auch fünfköpfige Schlangen vor.

[5]) Waddell, Buddhismus in Tibet, 345, 360, 369, 391. Dazu kommen noch die 7 Edelsteine des Cakra-oartu Râja. — Waddell, 389.

[6]) Waddell, a. a. O. 424.

[7]) Waddell, a. a. O. 497.

[8]) Waddell, a. a. O. 213, 183, 18.

[9]) Kern, Buddhism., I, 31 (nach dem Salita vistara nach den vier Weltgegenden).

[10]) Kern, a. a. O. I, 93 ff.

[11]) Hardy, Man. Buddh., 212.

[12]) Hardy, a. a. O. 211.

[13]) Hardy, a. a. O. 194, 212, 239, 213, 225; solche Paläste sind noch vorhanden. — Waddell, 243.

[14]) Beal, Catena, 137. In China wurde 7 v. Chr. eine Sutra der 42 Abtheilungen eingeführt. — Beal, 189.

dem Tode bleibt Buddha aufgebahrt. Weitere 7 Tage nehmen die vergeblichen Versuche, seine Leiche zu verbrennen. 7 Könige belagern Kusinara, um Reliquien Buddhas zu erlangen.[1])

Nach einigen Legenden[2]) soll die Asche seines Körpers in 7 Stupas, welche in 7 Städten lagern, vertheilt worden sein. Buddha wird häufig in seinen 7 Hauptstellungen abgebildet (Milloué, Guide du Musée Guimet, 119).

Damit ist allerdings das Auftreten der Siebenzahl in den Buddhalegenden durchaus nicht erschöpft, wie aus Hardys Manuel entnommen werden kann (a. a. O.). Eine Lieblingszahl derselben ist auch die 84. Eine unbestimmt große Zahl wird durch 84 Ninnahutas ausgedrückt. Ein Ninnahuta ist gleich 100.000 Nahutas.[3])

Im westlichen Tibet beim See Mansarowar werden, nach Landor, die Leichen der niederen Classen auf einem Hügel ausgesetzt, 7mal von den Leidtragenden umgangen und dann den wilden Thieren preisgegeben. Nachdem dieselben den Leichnam nahezu völlig zerstört haben, kehrt die Begleitung zu ihm zurück, umgeht ihn neuerdings 7mal von links nach rechts[4]) und verspeist unter Führung und Betheiligung der Lamas die noch übrig gebliebenen Weichtheile.

Birmanen.

Obgleich die Birmanen 8 Planeten zählen, haben sie doch an der 7fachen Umgürtung ihres Riesenbergs Mienmo und an der 7tägigen Woche festgehalten, deren Tage nach den Planeten benannt sind. Eigenthümlich ist ihnen die Vorstellung von einer großen Stadt Mahasudassana, welche im zweiten Himmel der Nats (sie zählen deren sechs) auf dem Gipfel des Mienmo liegt, von 7 Wällen und Gräben umgeben. Hier befindet sich auch der Elephant mit 33 Köpfen. Jeder Kopf hat 7 Zähne von einer Länge von 50 juzanas. In jedem Zahne sind 7 Seen, in jedem See 7 blühende Bäume, an jedem Baume 7 Blüten, in jeder Blüte 7 Blätter, auf jedem Blatte 7 Throne, in jedem Throne 7 Gemächer, in jedem Gemache 7 Betten, in jedem Bette 7 Tanzmädchen der Nats. Der Kopf, auf dem der Himmelskaiser sitzt, ist zehnmal größer als die übrigen.[5])

Die Birmanen nehmen 11 Höllen an, die Talapoin Kambodjas dagegen 8. Aus 7 derselben gibt es noch Rettung, aus der achten nicht mehr.[6]) Die Benur (Banar) lassen böse Menschen am 7. Tage nach ihrem Tode von Gespenstern verzehrt werden.[7])

Osturalier.

Von den östlichen Uraliern seien zuerst die Mordwinen betrachtet. Das mordwinische Volk sagt: Die Sieben (Götter) und der Regen ernähren den Menschen.[8]) Am 7. Tage des ersten Sommermonats wird dem Gott der Linden eine Opferfeier dargebracht.[9]) 49 Tage nach dem Tode eines Menschen geht seine Seele herum, um von

---

[1]) Hardy, a. a. O. 360.

[2]) Blochet, Rev. hist. Relig., XXXVIII, 40.

[3]) Vgl. den Auszug aus dem Great cloud-wheel Rain-asking Sutra bei Beal, Catena, 420. Ein Nahuta ist 10.000.000.000.000.000.000.000.

[4]) Landor, Auf verbotenen Wegen. Die Bon-po gehen in umgekehrter Richtung.

[5]) Buchanan, Rel. Litt. Burmas, Asiat. Res., VI, 205—211.

[6]) Journ. Ind. Arch., Bd. VI (1852), S. 609.

[7]) Newbold, Polit. Statist. Acc. Brit. Settlem. Straits of Malacca. Lond. 1839, Bd. II, S. 290.

[8]) Mainof, Les restes de la Mythologie Mordwine, I, 31 (Journ. Soc. Finno-Ougrienne, V).

[9]) Mainof, a. a. O. 21.

allen Bekannten Abschied zu nehmen.[1]) Am 3. und 49. Tage nach dem Tode finden Erinnerungsfeste statt.[2]) So lange dauert auch die Trauerzeit.[3]) Bei dem Feste der »alten Frauen« werden 7—9 Hennen verzehrt.[4])

Bezüglich der Rolle der Sieben in den Volkstraditionen der Mordwinen sei vor allem auf die von Mainof gesammelten Gesänge (Pazmoro) verwiesen.[5]) Auch die Lieder und Märchen der Erzianen (Gouv. Simbirsk) dienen als Beleg hiefür.[6]) Besonders hervorgehoben sei hier das Auftreten der 7köpfigen Schlange.[7]) Die Erzianen kennen aber auch noch andere 7köpfige menschenfressende Wesen, Mekeres, sowie einen reichen 7köpfigen Karjas, der in der Mitte seines Hofes 7 Scheiterhaufen aus feuchtem Eichenholz besitzt.[8]) Auch 77 kommt vor. (Der Fuchs rühmt sich, 77 Auswege zu besitzen.[9]) Gewisse Krankheiten gelten als das Werk von 7 Dämonen. Sie werden durch 7 Zauberer (Ahnen) bekämpft, welche die Krankheit wegblasen und wegspucken.[10]) Mit Hilfe der Vorfahren wird die Behexung von den 77 Gelenken weggetrieben.[11]) Von 7 Liedern, 7 Himmeln und 7 Gewässern ist öfters die Rede.[12]) Ebenso von 7 Söhnen.

In den von Volmari Porkka gesammelten Überlieferungen der Tscheremissen habe ich nur die 77 und einmal die seltene Combination 7×9 gefunden.[13])

Die Zaubersprüche der zur permischen Familie gehörenden Wotjaken sprechen von 70 Seen, 77 Teufeln, 77 Sternen. Sie fordern den Krankheitsdämon heraus, 77 Badstuben zu heizen und 77 Ambosse zu zertrümmern, ehe sie den Menschen angreifen.[14]) Bezüglich weiterer Belege sei auf die von Yrjö Wichmann gesammelten Zaubersprüche im jelabugaschen Dialecte hingewiesen.[15]) Nach Wichmann sind die Sonntagsschuhe der Wotjaken aus 9 Baststreifen geflochten, die Alltagsschuhe aus 7 Streifen.[16]) Die 7 dient bei ihnen zur Bezeichnung einer größeren Anzahl.[17]) Die mythologischen Vorstellungen derselben, welche Aminoff und Pervuchin gesammelt haben, enthalten gewiss noch viel reicheres Material. Dasselbe ist mir leider dermalen unzugänglich.

Altaier.

Wir wenden uns nun zu den Altaiern. Wie bereits erwähnt, stilisieren die Kalmüken den Sjumer Oola nach der 8-Zahl. Außer den 8 Welten nehmen sie in ganz verschwommener Weise noch 7 andere Wohnplätze an (Pallas). Sie zählen 8 Meere und 18 Höllen. Die Welt wird nach ihrer Anschauung durch 7 Feuerepochen und

---

[1]) Mainof, a. a. O. 56.
[2]) Mainof, a. a. O. 66, 76. Später auf den 40. Tag gesetzt in einigen Orten. S. 56. 80.
[3]) Mainof, a. a. O. 70.
[4]) Mainof, a. a. O. 109.
[5]) Mainof, a. a. O. 45 ff.
[6]) Paasonen, Proben der Mordwinischen Volksliteratur, Bd. I, II. (Journ. Soc. Finno-Ougr., Bd. IX, XII.)
[7]) Paasonen, II, 126.
[8]) Paasonen, II, 127, 139.
[9]) Paasonen, II, 143.
[10]) Paasonen, II, 13. — Abercromby, Magic songs of the Finns, II, 10.
[11]) Paasonen, II. 16.
[12]) Paasonen, I, 101, 27.
[13]) Volmari Porkkas Tscheremissische Texte. Herausgegeben von Arvid Genetz. Journ. Soc. Finn.-Ougr., XIII, 1, 78, 79, 82, 83, 99.
[14]) Abercromby, II, 10, 14, 17, 18.
[15]) Yrjö Wichmann, Wotjakische Sprachproben. Journ. Soc. Finn.-Ougr., XI, 185 ff.
[16]) Yrjö Wichmann, a. a. O. 12.
[17]) Wichmann, a. a. O. 132.

durch 7 Fluten zerstört, denen noch eine letzte Vernichtung durch einen Orkan folgt. Eine fürstliche Leichenfeier dauert 49 Tage; ebensolang die sehr streng gehaltene Trauerzeit im Volke.[1])

Die bekannte Stammessage der Mongolen lässt die Nachkommen zweier Familien einen Berg aus Eisenstein mittels Blasebälgen schmelzen, welche aus den Häuten von 70 Pferden und Kühen gefertigt sind.[2]) Ihr Sümmeroola (Meru) ist in verticaler Richtung nach der 4-Zahl gegliedert. Dagegen kennen sie noch die 7 goldenen Gebirge und die 7 Meere, sowie den Eisenabschluss des Weltsystems.[3]) In ihren Gebeten anlässlich ihrer Brandopfer wird öfters der 77 niederen Brandopfer gedacht, aus welchen das gegenwärtige Feuer aufgeht.[4]) Ihre wichtigsten Feste, das Frühlings- und das Sommerfest, dauern 7 Tage, die feierliche Wasserweihe macht das Wasser für 7 Tage heilig und heilkräftig (Pallas, II, 190—192, 198 ff., 203).

Bemerkenswert ist das häufige Vorkommen der 7 in den kalmükischen Märchen,[5]) sowie in den von Castrèn mitgetheilten tatarischen Heldensagen,[6]) sowie in den Heldensagen der Abakan-Tataren, welche Radloff am Flusse Sē gesammelt hat. (Aus Sibir., I, 384 ff.) Sie enthalten 7 und 70. Auch die von dem letzteren aufgeschriebene Beschwörung eines Baksa enthält unter einem bunten Gallimathias (neben der 40) die 17 Kame der Berge und Flüsse, 7 Hasen, 7 Hacken, 7 Kessel. (Aus Sibir., II, 63—66.)

Bei den Kazaken muss der Kalym (Entgelt) für ein Mädchen auf 7 hinauslaufen (700, 77, 67, 47, 37, 17 zu gebende Gegenstände).[7]) Bei Kirgisen, Turkomannen findet das 7tägige Hauptmahl am ersten Jahrestage nach dem Tode eines Stammoberhauptes statt.[8]) Die Baschkiren feiern ihre Todtenmahle am 3., 7., 40. Tage nach dem Ableben (v. Stenin, Globus, LXXX, 155). Nach kirgisischem Gewohnheitsrechte wird für die Tödtung eines Sultans den Verwandten der Kun (Sühngeld) von 7 Menschen gezahlt = 700 Pferde oder 7000 Schafe.[9])

Wir verdanken Radloff die Entdeckung des 7köpfigen Dämons Jälbägän bei den Altaiern. Ein Saisan der Schwarzwald-Tataren erzählte ihm, der Jälbägän habe schon oft den Mond verzehrt, sei aber allemal von Ülgün gezwungen worden, denselben von sich zu geben. Auch die Sterne soll er anbeißen und die abgebissenen Stücke auf die Erde ausspucken. In anderen Altaimärchen tritt Jälbägän als auf der Erde lebender 7köpfiger Menschenfresser auf.[10]) Das Verhältnis dieser mythologischen Gestalt zu der von den Altaiern verehrten 6köpfigen Schlange Amirga (mongol. Abirga), deren Abbildungen auf den Mützen der Schamanen prangen,[11]) bedarf noch weiterer Aufklärung.

Nach Vambéry sollen die Türken ursprünglich ein Siebenzahlsystem gehabt haben. Die Ahnen der Kirgisen heißen die 7 Väter. Die altaische Sage spricht von 7 Wölfen, die in 7 Tagen kamen. Der böse Geist Erlik hat 7 Throne vor seiner Thüre.[12])

---

[1]) Pallas R., Versch. Prov. Russlands, I, 331—339.

[2]) Blochet, Rev. hist. Relig., XXXVIII, 54.

[3]) Pallas, Mongolen, II, 329, 333 f.

[4]) Pallas, Mongolen, II, 18—29, 42 f.

[5]) Jülg, Mongol. Märch., 13, 34, 57, 81, 106.

[6]) Castrèn, Ethnol. Vorles., 181 ff.

[7]) Vambéry, Türkenvolk, 230; Über Abweichungen bei den Özbogen, 569.

[8]) Vambéry, a. a. O. 254 f. Radloff spricht auch von einer Gedächtnisfeier am 7. Tage nach dem Tode bei den Kirgisen. Aus Sibirien, I, 407.

[9]) Radloff, Aus Sibirien, I, 923.

[10]) Radloff, Aus Sibirien, I, 372 f.

[11]) Vambéry, Türkenvolk, 125, nach Potanin, Skizzen aus der nordw. Mongolei, II, 83.

[12]) Vambéry, Primit. Cultur des turko-tatarischen Volkes, 115 f.

Aus Radloffs lichtvoller Darstellung des tungusischen Schamanismus ersieht man, dass derselbe 17 obere Himmelsschichten kennt und 7 (oder 9) Stufen der Unterwelt. In der dritten Himmelsschichte in der Nähe des milchweißen Sees Süt-ak-köl ist der Berg Sürö, der Sitz der 7 Kudai (jätti kudai = 7 Götter) und das Paradies. Auf die 17 höchsten Berggipfel werden die 17 hohen Chane, die Personification der irdischen Welt (Jär-su), gesetzt.[1])

In der Schöpfungssage der Gold am Amur lassen die ersten drei Menschen drei Tauchervögel und drei Schweine auf den Meeresgrund hinabtauchen, um Erde, Sand, Steine heraufzuholen. Nach 7 Tagen tauchen sie wieder herauf und bringen das Gewünschte mit, woraus die Erdoberfläche gebildet wird.[2])

Die Jakuten (Namschen Ulus) erzählen, Gott habe die Menschen aus Holz erschaffen. Die Frau gebar 7 Mädchen und 8 Knaben, der jüngste bekam somit keine Frau. Als er sich deshalb an Gott wandte, rieth ihm dieser, sich bei einer seiner Schwägerinnen im geheimen zu entschädigen. Eine junge Jakutin musste sich früher durch 7 Jahre vor den sämmtlichen männlichen Verwandten ihres Mannes verstecken. Ihr Jagdgott Najnaj hat 7 Genossen. Sie kennen außerdem 7 Feuergötter, die zugleich Brüder sind. Auch in ihren Märchen kommt die 7 (neben 9) vor.[3])

Die Irtysch-Ostjaken kennen ein heiliges Wasser mit 7 Quellen und Schlünden, ferner einen Himmel mit 7 Spalten (Gott ist der Mann des 7spaltigen Himmels). Sie nehmen 7 und 49 Weltgegenden an. Ein volles Opfer erfordert 7 Thiere. Man macht dabei 7 Kopfbeugungen vor den Götterbildern. Ein Hain von 7 alten Bäumen gilt als heilig. Man wünscht sich 7 Söhne. Der Schamane isst, um sich zu berauschen, 7, 14, 21 Fliegenschwämme. In den Sagen der Ostjaken tritt die 7 vielfach auf.[4])

Nachdem die Ostjaken (bei Tobolsk, Sibirien) einen Bären erlegt haben, gehen sie an das Hautabziehen. Bevor sie die Haut anschlitzen, legen sie dem todten Thiere 7 trockene Holzstücke auf den Bauch. Im Augenblicke, wo sie die Haut durchschneiden, brechen sie das erste Holzstück und sagen zum Bären: Da siehst du, wir knüpfen dir den ersten Knopf auf. Gleichzeitig feuern sie einen Schuss ab. So geht es bis zum 7. Holzstücke. Nachdem dieses gebrochen worden, schneiden sie die Haut des Brustkastens auf und erklären: Endlich, ehrwürdiger Greis, haben wir dir die Weste aufgeschlitzt.[5])

In den Märchen der Samojeden finden wir besonders häufig die 7 als Gebrauchs- wie als magische Zahl. So werden z. B. gewisse Gegenstände, welche durch Verwandlung in bedeutende natürliche Hindernisse ihren verfolgten Besitzern Schutz gewähren, nur für 7 Tage verwandelt.[6])

Chinesen.

Die Schriften des chinesischen Buddhismus zeigen, soweit dies aus Beals Catena beurtheilt werden kann, neben theilweisem Festhalten an der traditionellen 7 und ihrer Derivate und neben der buddhistischen 8, eine unverkennbare Vorliebe für die 9, wo-

[1]) Radloff, Aus Sibirien, II, 3, 7. Hier wären vielleicht auch die 17 Brüder der türkischen Stammessage heranzuziehen. (Tomaschek, Krit. der ält. Nachr. skyth. Nord. Sitzungsber. der Akad. der Wiss. Wien, phil.-hist. Cl., CXVII, 64.)

[2]) Dr. Laufer (Jesup. Exp) Amer. Anthrop. N. S., I, 749.

[3]) Sieroszowski, Dwanascie lat w kraju Jakutow (12 Jahre im Lande der Jakuten). Warschau 1901, S. 335, 341, 390.

[4]) Patkanow, Irtysch. Ostjaken, 39 f.

[5]) E. Majewski, Bärencultus in Drobne prace (kleinere Schriften). Warschau 1897, S. 22 (Bugiel).

[6]) Castrèn, Ethnol. Vorles., 132 ff.

durch die älteren kosmischen Auffassungen und Cultuseinrichtungen vielfach abgeändert erscheinen. In Details kann hier nicht eingegangen werden.

Dass unabhängig vom Buddhismus die 7 schon früher nach China gedrungen ist, ersehen wir aus der Bezeichnung der 7 Planeten (Tsi-tching) und der 7 Herrscher im Shu-king.[1]) Ferner aus den rituellen Vorschriften des Li ki, von welchen ein Theil bis auf die Dynastie der Tschou zurückgeht. In den kaiserlichen Riten spielt die 7 eine auffallende Rolle. So verehren der Kaiser beim Ahnendienst 7, die Lehensfürsten 5, die Ta-fu (Großen) 3 Generationen. Infolgedessen umschloss der Ahnentempel des Kaisers 7 kleinere Tempel, jener der Lehensfürsten 5, der Ta-fu 3 Ahnentempel.[2]) Die Kaiser opferten im Namen des Volkes auf 7 Altären den 7 wichtigsten Geistergruppen (Thsi-ssee), die Feudalfürsten hatten 5 Laren ihres Reiches, die Ta-fu 3, die höheren Beamten 2, das übrige Volk 1 zu berücksichtigen.[3])

Nach dem Li ki wurde in alter Zeit der verstorbene Himmelskaiser am 7. Tage eingesargt, im 7. Monat begraben. Für Feudalfürsten war in dieser Beziehung 5, für alle übrigen 3 maßgebend. Von der Han-Dynastie an soll bezüglich der Bestattung größere Freiheit eingetreten sein.[4]) Gegenwärtig bilden die ersten 7 Tage hiefür eine theoretische Grenze, welche nur glückliche Tage umschließt. Außerhalb derselben müssen die für eine Bestattung tauglichen Tage durch künstliche Berechnungen der Astrologen ermittelt werden.[5])

In alter Zeit war der Sarg eines Himmelssohnes 7fach, der eines Feudalfürsten 5fach, eines Großofficiers 3fach, aller Übrigen 2fach.[6])

7 Tage nach dem Tode des Himmelssohnes begann die Trauer in den königlichen Domänen. Durch 7 Tage blieb der Marktplatz geschlossen; der Markt wurde auf den Straßen abgehalten.[7]) Die Klage um einen verstorbenen Himmelssohn dauert an einer außerhalb des Trauerhauses gelegenen Station 9, für einen Feudalfürsten 7 Tage.[8]) Eine andere Trauerkundgebung, »das Springen«, fand nach dem Tode des Herrschers an 7 aufeinanderfolgenden Tagen statt.[9]) Die Klage um einen Lehensfürsten endete im 7. Monate. 7 Todtenopfer wurden für die letzteren dargebracht [Li ki (Legge), II, 164].

Während der Trauer um die Eltern wurde manchmal in den ersten 7 Tagen weder Wasser noch flüssige Nahrung genommen.[10]) Um Verwandte, welche im Alter von 12—15 Jahren verstorben sind, wurde 7 Monate getrauert.[11])

Gegenwärtig scheinen die chinesischen Leichenfeierlichkeiten meistens 49 Tage zu dauern.[12])

Nach den größtentheils noch gegenwärtig aufrecht erhaltenen Vorschriften der Ming enthält das Mausoleum eines kaiserlichen Prinzen ersten Ranges eine Opferhalle

---

[1]) Schlegel, Uranographie Chinoise, I, 596.

[2]) Li ki, transl. Legge, I, 596. Den Keim des Li ki bilden nach Legge, a. a. O. I, 6, die von 70 Schülern des Confucius gesammelten »131 phien von Ki«.

[3]) Li ki (Legge), II, 206 f.

[4]) de Groot, Relig. Syst. China, I, 245—266.

[5]) de Groot, a. a. O. I, 103.

[6]) Legge, Writings of Kwang-tze, Sacr. B. of the East, XL, 219.

[7]) Li ki (Legge), I, 133.

[8]) Li ki, II, 143.

[9]) Li ki (Legge), III, 373. Es fand im Trauerhause und am Grabe statt, das Antlitz war dabei nach Norden gekehrt.

[10]) Li ki (Legge), I, 133.

[11]) Li ki (Legge), II, 20.

[12]) Rev. Hampden C. Du Bose, Dragon Image Demon, 438 ff.

mit 7, eine Küche mit 5, eine Schlächterei mit 3 Gemächern, einen Verbrennungsofen u. s. w. Später (1448) scheinen die Prinzen dieser Rangstufe auf eine Opferhalle mit 5 Gemächern herabgesetzt worden zu sein.[1])

Vor den großen Opfern dauert die mäßige Enthaltsamkeit 7, die große 3 Tage. Erstere heißt die lockere, letztere die vollständige Ordnung des Geistes behufs Eröffnung des Verkehrs mit den Geistern.[2]) Dem Unterrichtsminister oblag früher die Abhaltung von 7 Vorlesungen über die Tugend.[3])

Die 7 scheint, soweit man urtheilen kann, besonders bei den Taoisten sehr beliebt gewesen zu sein. Nach dem »Buche des großen Hagels« erfolgte die »Einsetzung der Männer vom Wege« durch verschiedene Herrscher der Han-Dynastie gemäß den Zahlen 7, 21, 35, 49.[4]) Wir lesen daselbst von unbestandenen 7 Prüfungen des »Buches des nördlichen Flusses«.[5]) Wer in den Taoismus aufgenommen werden oder die Unsterblichkeitspflanze auf den Berghöhen pflücken wollte, betete und hütete sich (fastete) 7 Tage.[6]) Tsusge P'usa, ein taoistischer Gott, wohnte 49 Jahre in den Bergen und wurde dann unsterblich.[7]) 7 Weise bestiegen einen Wagen, um den Ta-kwei (Personification des großen Tao, Legge) zu besuchen.[8]) Auch vom 7fachen Sonnenglanz ist die Rede.[9]) Der »König der Medicin« kostete, um »die 10.000 Krankheiten zu heilen, an einem Tage 70 Gifte.[10]) Bedeutsam ist Kwang-tzes Definition des Himmels als eines Complexes von 7 großen geistigen Qualitäten, zu deren Erkenntnis der Tao führt.[11]) Das Zah Yung King (Classic of the Directory of a Day, Legge) zählt die 7 kostbaren Organe des menschlichen Organismus auf, deren Pflege und Reinhaltung Myriaden von Geistern den Aufstieg zur Unsterblichkeit ermöglicht.[12]) Bezüglich weiterer Belege für die Häufigkeit der 7 in den taoistischen Legenden sei auf das vielgenannte Werk des großen Sinologen Legge verwiesen.[13])

In dem classischen Stil der Chinesen wird das Herz eines Weisen als »Herz mit 7 Löchern« bezeichnet. Es gibt Belege aus dem Jahre 1123 v. Chr. für diesen Volksglauben.[14]) Für unseren Ausdruck »er ist ganz außer sich«, sagen die Chinesen: die 3 Denkgeister und die 7 Lebensgeister sind ihm entflohen.[15])

Es sei endlich auf den Ausspruch aufmerksam gemacht, dass, wer einem Menschen das Leben rettet, ein größeres Verdienst erwirbt, als wenn er eine Dagoba (Fo-t'ou) mit 7 Stockwerken erbaut.[16]) Dieselbe wirft Licht auf die ursprünglich verticale Gliederung der gewöhnlich 8stufigen Dagoba in China.

[1]) de Groot, a. a. O. 449 f., 953.

[2]) Li ki (Legge), II, 240.

[3]) Li ki (Legge), I, 230, 248.

[4]) Pfizmayer, Lösung der Leichname und Schwerter. Sitzungsber. d. phil.-hist. Cl. d. Ak. d. Wiss. Wien 1870, 38. Sep.

[5]) Pfizmaier, a. a. O. 40.

[6]) Pfizmaier, a. a. O. 58, 60.

[7]) Du Bose, a. a. O. 384 f.

[8]) Legge, Writ. Kwang-tze, S. B. E., XL, 96. Die sieben Weisen spielen eine gewisse Rolle in der chinesischen Literatur. Vgl. Netto-Wagener, Japan. Humor, 33.

[9]) Pfizmaier, a. a. O. 62. Sep.

[10]) Du Bose, a. a. O. 399.

[11]) Legge, Writ. Kwang-tze, S. B. E., XL, 112.

[12]) Legge, S. B. E., XL, 272.

[13]) Legge, a. a. O. 39, 78, 96, 118, 188.

[14]) Erh-Tou-Mei, übers. v. Piry, II, 193. In Anm. 2 wird eine hierauf bezügliche Erzählung von Kaiser Tschen-hsin, dem letzten Herrscher der Schang Dynastie, mitgetheilt.

[15]) Erh-Tou-Mei, I, 230, Anm. 2.

[16]) Erh-Tou-Mei, II, 56, Anm. 1.

Malayen.

Die Erschließung des überaus reichen Materials über den Zahlaberglauben der malayischen Völker ist durch Herrn Dr. Leo Bouchal eingeleitet worden. Derselbe wird eine eigene Arbeit hierüber veröffentlichen. Ich kann mich daher beschränken, einige von Dr. Bouchal mir sammt den literarischen Nachweisen mitgetheilte Thatsachen zu verzeichnen.

Die 7fache Gliederung der Himmel und der Unterwelt bildet eine der verbreitetsten Vorstellungen der Malayen. Die Olo Ngadju haben nur 5 Himmel. Die Battak glauben an eine 7köpfige Schlange, welche die Welt trägt, an 7 Götter des Donners und Unwetters, an 7 Wassernymphen.[1]) Auch auf Flores wird nach Jacobsen die 7köpfige Naga verehrt. Die Kalang (Java) betrachten die 7 als eine heilige Zahl.

Die Sarawaker glauben an ein 7faches Leben; der Mensch hat nach ihrer Ansicht 7 Seelen.[2]) Auch die Minangkabauer (Central-Sumatra) glauben, wie die Philippiner (nach Worcester, Philippine Isl., 111) an eine 7malige Wiedergeburt.[3]) Die Olo Ngadju behaupten, im Jenseits 7mal so lange zu leben, als im Diesseits.[4]) In ihren Stammessagen, wie in jenen der Minahassaer, spielt die 7 eine große Rolle.[5]) In Südcelebes kommt angeblich jeder Mensch mit 7 Brüdern (7 Schwestern) zur Welt.[6]) Nach den Pawangs (Molukken) geht die Seele am 7. Tage nach dem Tode in einen Tiger.[7])

Eine Hauptrolle spielt die 7 beim Liebeszauber von Atjeh,[8]) beim Krankheitszauber der Dayak (neben 3),[9]) der Bewohner von Buru,[10]) beim Fruchtbarkeitszauber auf Babar, bei der Anrufung der Sangiangs,[11]) bei den Opfern für Radja ontong, den König des Glücks.[12])

Weitverbreitet sind die Opfermahle im 7. Monate der Schwangerschaft, wenn das Kind 3, 5, 7 Napans (à 35 Tage) alt ist, ferner bei den Todtenfesten am 3., 7., 40., 100. Tage nach dem Tode. Bei den Opfermahlen, Todtengebräuchen, bei Hochzeits-, Schwangerschafts- und Geburtsgebräuchen in Atjeh, S. Celebes, N. Borneo u. s. w. spielt die 7 stets ihre Rolle. In S. Celebes vollzieht sich die Haarschur bei Prinzen ersten Ranges mit 3×7, bei minderen mit 2×7 und 1×7 Scheren. Die untersten Classen müssen sich mit einer Schere begnügen.[13])

Beim Wahrsagen gelten 3 und 7 als Glückszahl (Dayak, Baduwi). Im sundanesischen »Kuda Gandar« legt Kuda Gandar die Leichen der im Kampfe Gefallenen zusammen und läuft unter Beschwörungen 7mal um dieselben herum, worauf die Todten wieder lebendig aufstehen.[14])

---

[1]) Kroesen in Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk. 1899. — Grabowsky, Int. Arch. Ethn., V, 126.

[2]) Ling Roth, Nat. of Sarawak, I, 218.

[3]) van Hasselt, Volksbeschr. van Midden-Sumatra, 71.

[4]) Grabowsky, Int. Arch. Ethn., II.

[5]) Grabowsky, Int. Arch. Ethn., V, 118, 121.

[6]) Matthes, Ethn. v. Zuid-Celebes, 154.

[7]) J. Ind. Archipel., III, 116.

[8]) Jacobs, Familie en Kampongleven of Groot Atjeh, I, 33.

[9]) Grabowsky, a. a. O. I.

[10]) Riedel, Sluik en kroesharige Rassen, 25.

[11]) Riedel, a. a. O.

[12]) Grabowsky, a. a. O. V, 122 f., 131.

[13]) Matthes, a. a. O. 67.

[14]) v. Ende in Bd. XIX der Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien.

Polynesier.

Von dieser reichen Entwicklung sind nur sehr schwache Spuren zu den Polynesiern gedrungen, auf welche bereits Schirren in seinen »Wandersagen der Polynesier« aufmerksam gemacht hat. Zur Fahrt nach Neuseeland werden 7 Boote gebaut.[1]) In einer anderen Sage segelt Ngatoro, von 140 Kriegern begleitet, 7 Tage und Nächte von Taupo nach Hawaiki, um seinen Schwager Manaia zu bekriegen.[2]) Marutuahu erschlägt mit 140 Gefährten einen ganzen Stamm, der seinen Vater verflucht hat.[3]) Auf Samoa erzählt man, Tangaloa sei mit 7 Leuten auf einem Kahn gekommen und habe sich in einem Busche versteckt.[4])

Wenn auch die Geheimlehren der Neuseeländer 10 Himmel und ebensoviel Abtheilungen der Unterwelt, und die Mythen anderer Polynesier, nach Gill, 10 Himmel und 6 Unterwelten annehmen, muss doch früher eine andere Vorstellung in Polynesien geherrscht haben. In einer von Moerenhout auf Otahaiti gesammelten Kosmogonie wird geschildert, wie Taaroa »die 7 Himmel ausbreitete«, wodurch das Licht entsteht und der ganze Kosmos in die richtige Ordnung rückt.[5])

Charakteristisch ist die Gründungssage der Areoi-Gesellschaft. Sie knüpft an Oro, den Sohn Taaroas an, welchem seine Brüder ein Schwein schenkten. Dasselbe warf 7 Junge. Sie entsprechen den 7 Graden der Areois.[6]) Nach P. Matthias soll das Minimum von Menschenopfern bei den Apotheosen auf den Marquesas 7 gewesen sein.[7])

Endlich wäre noch der Opfer Tau-tau zu gedenken, welche die Tonga-Insulaner von anfangs November jeden 10. Tag 7—8mal dem Wettergott A'lo-A'lo darbringen, um günstiges Wetter und Fruchtbarkeit zu erlangen.[8])

Semiten.

Nach der älteren arabischen Genealogie hatte Saba, der Stammvater der Sabäer, 7 oder 14 Söhne. Der von Rais abstammenden Tobba-Dynastie der Himarjiten (200—525 n. Chr.) werden 70 Könige zugeschrieben. Die Königin Bilkis herrschte 70 Jahre über die Himarjiten. Auch spielte in den Sagen 70.000 eine gewisse Rolle (Kremer, Südarab. Sage, 29, 60, 67, 84). Die himarjitische Hauptstadt Zafâr hatte 7 Thore (D. H. Müller, Burgen und Schlösser Südarab. nach dem Iklîl des Hamdâni, I, 37).

Nach den muhammedanischen Schriftstellern Masûdi, Dimeschqî haben in sehr alter Zeit die Araber nach der Weise der Sabier die 7 Planeten angebetet.[9])

Bei feierlichen Eiden wurden unter Anrufung des Urotal 7 Steine mit dem Blute der Schwörenden beschmiert.[10]) Eine des Ehebruchs verdächtige Araberin musste auf einem Kameel zwischen zwei Düngerhaufen sitzend in der Kaaba 70 Eide schwören.[11]) Nach Robertson Smith bedeutet das hebräische Wort »schwören« wörtlich: unter den Einfluss

[1]) Grey, Polyn. Myth., 130.

[2]) Grey, a. a. O. 170. — Taylor, Te Ika a Mani, 250.

[3]) Grey, a. a. O. 170. Diese Zahl tritt noch in vier anderen Maorilegenden auf. Vgl. Schirren, a. a. O., mit den nöthigen Belegen, und Shortland und Grey.

[4]) Turner, Samoa, 53.

[5]) Moerenhout, Voyage, I, 421—432.

[6]) Gerland-Waitz, Anthr. Naturv., VI, 363 ff.

[7]) Citiert bei Schirren, a. a. O. 202.

[8]) Mariner, Nat. of Tonga Isl., II, 205.

[9]) Chwolson, Sabier, II, 405, 647 ff. — Krehl, Rel. vorislam. Arab., 56.

[10]) Herodot, III, 8.

[11]) Robertson Smith, Lect. Rel. Semit. N. E., 180. Anm.

von 7 Dingen kommen. Bei der feierlichen Bekräftigung des Bundes zwischen Abraham und Abimelech stellt Abraham 7 Lämmer hin.[1]) Eine besondere Heiligkeit legten Juden wie Araber den Gruppen von 7 Brunnen bei. Noch gegenwärtig lassen die Syrier angeblich verhexte Kinder von 7 Brunnen oder Cisternen trinken.[2]) Im Mittelalter zeigte man den Reisenden am Sakrabfelsen (in Palästina?) 7 Fußspuren Abrahams.[3])

Die erste am häufigsten gebetete Sure des Koran besteht aus 7 Versen. Über die 7fache Art, dieses heilige Buch zu lesen, sind viele Bände geschrieben worden.[4])

Bei der Wallfahrt nach Mekka wird die Kaaba 7mal umwandelt. Darnach ziehen die Pilger über Mosdalifah nach Mina, woselbst sie bei Sonnenaufgang am Opfertage 7 Steine gegen den Berg Alahkabah werfen. Dies wird nach dem Opfer noch mehrmals wiederholt. Man wirft gewöhnlich 49 Steine; doch sollen eigentlich 70 Steine geworfen werden.[5])

In der Kaaba stand unter 360 Idolen die Statue von Hobal aus rothem Agat. Sie hielt 7 Pfeile in der Hand. Es gab auch ein derartiges Orakel an der Grenze von Jemen, im Tempel des Gottes Dhu-l-koloçah, in welchem mit 3 Pfeilen gelost wurde.[6])

Diese letztere Angabe führt uns auf das besonders beliebte Meisirspiel mit Pfeilen, welchem eine orakelhafte Bedeutung zugeschrieben wurde. Nach Freitag wurden nur 7 Theilnehmer mit 7 Pfeilen als berechtigte Spieler dabei anerkannt. Waren mehr Pfeile vorhanden als 7, so galten nur die ersten 7. Es wurde 7mal gezogen. Nur der 3. und der 7. Pfeil scheinen gewonnen zu haben. Ausgespielt wurde ein in 28 gleiche (oder in 10 ungleiche den 28 äquivalente) Theile zerlegtes Kameel. Der 3. Pfeil brachte seinem Eigenthümer 3, der 7. Pfeil 7 Theile des geschlachteten Thieres.[7])

Die alten Araber klagten (wie die Juden, Prof. D. H. Müller) durch 7 Tage nach dem Begräbnisse. Sie riefen dabei den Namen des Verstorbenen aus mit dem Zusatze: »Sei nicht ferne.«[8])

Herrn Dr. Geyer verdanke ich den Hinweis auf den Artikel über die 7 in Freitag, Lexicon Arabico-Latinum, II, 279. Nach demselben heißt der Ort der Auferstehung am letzten Tage »die 7«, »der Tag der 7«. Ein bestimmter Festtag der vormuhammedanischen Zeit hieß »Tag der 7«.

Eins von 7 heißt ein wichtiges Geschäft. Will man sagen, dass jemand hart bestraft wurde, heißt es: er hat ihn 7mal hergenommen. 7mal jemandem etwas anthun, bedeutet im Altarabischen jemanden beschimpfen.[9]) (Freitag, a. a. O.) Dieselbe Quelle enthält noch andere Beispiele einer häufigen Anwendung der 7 als Gebrauchszahl ohne mystische Bedeutung.

Über die Rolle der 7 bei der Behandlung der Syphilis durch die Araber in Algier vergleiche man A. Robert im Correspondant médical, Paris 1900, Nr. 149.

Das Tell-el-Amarna-Archiv enthielt Briefe von kleinen phönikischen Duodezherrschern, welche in der Furcht vor den sich damals (1500 v. Chr.) ausbreitenden Hebräern

---

[1]) Robertson Smith, Lectures, 182. I. Mos., 28—30.

[2]) Nähere Belege bei R. Smith, Lectures. N. E., 181 ff., Anm.

[3]) O. Neill, Night of the Gods, 630, nach Pal. Pilgrims Text Soc. 1888, S. 47.

[4]) Freitag, Einl. Stud. arab. Sprache, 389.

[5]) Freitag, a. a. O. 420—428. Dies könnte in Beziehung stehen zu den 7 Himmeln, von denen im Koran soviel die Rede ist.

[6]) Pococke, Spec. hist. Arab., 8. — Lenormant, Magie der Chaldäer, 431 ff.

[7]) Freitag, Einleitung in das Studium der arabischen Sprache, 173—177.

[8]) Wellhausen, Reste arabischen Heidenthums, 160.

[9]) Vielleicht in Verbindung mit dem Wettfluchen der arabischen Zauberer, welchem große Kraft zugeschrieben wurde. Jacob, Altarabisches Beduinenleben, 205, nach Goldziher, Abh. zur arabischen Philologie.

sich an den Pharao, ihren nominellen Oberherrn, um Hilfe wandten, sich »7 und 7mal zu dessen Füßen werfend« (Niebuhr, Amarna-Zeit, 20).

Die Juden nahmen, wie die Araber, 7 Himmel und 7 Höllen[1]) an. Sie benannten die Woche nach den 7 Erzengeln, welche Gunkel mit den Planeten = den Amesha-çpentas (?) identificiert.[2]) Der 7armige Leuchter ist ein Symbol derselben. Die Seele des Menschen, sagt Rabbi Chasda, träumt nach dem Tode über sich selbst 7 Tage lang.[3]) Im Sterbezimmer befinden sich 7 Tage nach dem Tode ein brennendes Lämpchen, eine Schale mit Wasser und ein mit Wein getränkter Lappen, damit die Seele sich waschen kann.[4])

Allgemein bekannt ist das Auftreten der 7 und ihrer Componenten 70, 77 in der Bibel. Am auffallendsten ist dies in der apokalyptischen Literatur, deren Genesis von Prof. Hermann Gunkel wesentlich aufgehellt wurde. Die 7 Engel vor Gottes Thron, das Lamm mit 7 Augen, die 7 goldenen Leuchter um Christus, die 7 Sterne auf seiner Hand, das mit 7 Siegeln verschlossene Buch, alle diese Vorstellungen symbolisieren nach Gunkel die 7 Planeten.[5]) Ap. Joh., XII, 3, spricht vom Drachen mit 7 Köpfen und 10 Hörnern.[6]) Man vergleiche die Prophezeiung des Henoch, der als der 7. in der ersten (Welt-) Woche geboren wird, über Wachsen und Verfall des Glaubens innerhalb der 7 Wochen. Am Ende dieser Zeit werden die Gerechten und Auserwählten von der ewigen Pflanze der Gerechtigkeit belohnt werden, indem ihnen 7fältige Belehrung gegeben werden wird über die ganze Schöpfung.[7])

7 Tage vor dem Versöhnungstage wird der Hohepriester aus seinem Hause nach der Halle der Rathsbeisitzer geführt.[8]) Was im 7. Jahre wächst, wird zum Essen, Trinken, Salben freigegeben. Auch die Darlehen werden mit Schluss des Jahres (des 7.) freigegeben.[9]) Der Sclave ist nach einer Dienstzeit von 7 Jahren frei; wünscht er nach dieser Zeit weiter zu dienen, wird ihm ein Ohrring in ein Ohrläppchen eingesetzt.

Die Heiligkeit der 7 wird im »Daniel« und der Apokalypse Johannis auf die »gebrochene 7« = $3^1/_2$ gewissermaßen übertragen. Gunkel hat treffend ausgeführt, dass diese Zahl nicht gut geschichtlich zu erklären ist. In den meisten Fällen bezeichnet sie die Dauer einer Schreckensherrschaft des Bösen. Sie beruht aber auch nicht auf freier Erfindung, sondern auf einer mythischen Tradition, welche ursprünglich dem Judenthum fremd ist.[10])

Die 7 Vocale α ε η ι ο υ ω spielten bei den jüdischen Mystikern die bedeutendste Rolle. Man hielt sie für geeigneter als die Consonanten zur Bezeichnung des die Welt beherrschenden Göttlichen. Aus ihnen sind 7 Buchstaben umfassende Götternamen gebildet worden (ιαωουηι u. s. w.). Man nennt sie auch die magischen Vocale. Sie treten auch in die Zusammensetzung von Gottesnamen ein, welche aus 12, 42, 72 Buchstaben bestehen und wunderthätig wirken.[11])

Die Rabbiner lehrten: Aus der männlichen Otter wird nach 7 Jahren eine Fledermaus. Aus dieser nach 7 Jahren ein Vampyr. Aus diesem nach 7 Jahren ein Distel-

---

[1]) Brecher, Das Transcendentale im Talmud, 9 ff. — Gunkel, Schöpfung und Chaos, 309.

[2]) Gunkel, a. a. O. 299—301.

[3]) Brecher, a. a. O. 66, auch Sabb., 152a.

[4]) Mündliche Mittheilung von Herrn Dr. med. Rifczes.

[5]) Gunkel, a. a. O. 294—298.

[6]) Abweichend von Gunkel möchte ich auf die babylonische 7köpfige Schlange als Quelle hinweisen.

[7]) Buch Henoch, Übersetzung Dillmann, 67ff.

[8]) Wünsche, Babylonischer Talmud (Tractat Jona), 340.

[9]) Wünsche, Babylonischer Talmud, I, 111.

[10]) Gunkel, Schöpfung und Chaos, 266 ff.

[11]) Blau, Altjüdisches Zauberwesen, 130, 142, 144.

strauch. Aus diesem nach 7 Jahren ein Dornstrauch. Aus diesem nach 7 Jahren ein Sched (Dämon).[1])

Die Kabbala hielt an den 7 Himmeln fest; im übrigen spielt die 7 darin eine sehr geringe Rolle. So wird in dem »zum Metatron erhobenen Henoch« des Werkes von Akiba erwähnt, dass Moses auf dem Berge Sinai die Thora, die Propheten, die Hallachot, die Hagiographen, die hallachischen Überlieferungen, die haggadischen Zusätze, alles nach den 70 Gesichtspunkten der 70 Sprachen erlernte, jedoch am Ende der 40 Tage innerhalb einer Stunde alles wieder vergaß, so dass Gott ihm zur Erinnerung die Thora schenkte.[2])

Gegen das tägliche Fieber wird am Ufer eines Flusses ein mit dessen Wasser gefüllter Krug 7mal um den Kopf umhergewendet, nach rückwärts ausgegossen und dabei der Fluss besprochen.[3])

Gegen das dreitägige Fieber nimmt man 7 Zweige von 7 Bäumen, 7 Späne von 7 Balken, 7 Nägel aus 7 Brücken, 7erlei Asche aus 7 Öfen, 7erlei Staub aus 7 Thürangeln (andere übersetzen: aus 7 Gräbern), 7erlei Pech aus 7 Schiffen, 7 Kümmelkerne, 7 Haare aus dem Barte eines alten Hundes. Dies Alles binde mittelst einer Haarflechte in die Halsöffnung des Hemdes.[4])

Gegen Tagblindheit muss der Kranke 7 Stücke Milz von 7 Rindern auf einem Aderlasscherben einem außerhalb des Zimmers stehenden Menschen zu essen geben. Der letztere muss, nachdem er dies gegessen, den Scherben zerbrechen, damit er nicht selbst erkranke.[5])

Gegen Milzanschwellung werden 7 getrocknete Blutegel in Wein gelegt und getrunken.[6])

Afrika.

Soweit sich aus dem vorhandenen Material schließen lässt, bleibt bei den halbcivilisierten Völkern Afrikas das Auftreten der 7 auf die Actionssphäre des Muhammedanismus beschränkt. So erwarten die Somali Großes von einem 7monatlichen Kind. Sie beschneiden die Knaben mit 7 Jahren. 7 Tage nach der Bestattung hindurch lesen Priester im Hause des Verstorbenen den Koran. Nach 7 Tagen findet die Theilung seines Nachlasses statt. Auch in Somalimärchen tritt 7 als Gebrauchszahl auf.[7])

Bei den Suaheli sind die Geburtsgebräuche nach Arobaini (7 Tage) geregelt. Sie erreichen ihr Ende mit dem vierten Arobaini (28 Tage). Die Trauerfeier der Suaheli dauert 7 Tage nach dem Begräbnisse.[8])

Nach Mansfield Parkyas spielt die 7 bei den Hochzeitsgebräuchen der Kubbabsch-Araber in Kordofan eine hervorragende Rolle.[9])

Aus Laurenço Marques ist durch arabische Händler die Erzählung vom »Jungen und der 7köpfigen Schlange« zu den Baronga gekommen.[10])

---

[1]) Brecher, Das Transcendentale im Talmud, 48.

[2]) Th. Bloch, Geschichtliche Entw. Kabbala, 12.

[3]) Blau, Altjüdisches Zauberwesen, 73 ff., nach Sabbath, 66.

[4]) Blau, a. a. O. 73.

[5]) Blau, a. a. O. 83 (nach Gittin, 69a).

[6]) Blau, a. a. O. 84.

[7]) Reinisch, Somalisprache (S.-Arab. Exp.), I, 109, 110, 131, 201, 214, 217.

[8]) Velten, Sitten und Gebräuche der Suaheli. Mitth. d. Semin. f. orient. Sprachen, Berlin 1894, S. 53 ff.

[9]) Journ. Geogr. Soc., London 1851, S. 274.

[10]) Jounod, Chants et contes des Baronga, 314 ff.

Dass die bei den geheimen Ceremonien der Ewe-Völker beobachtete 7-Zahl aus arabischer Quelle stammt, kann vorläufig nur vermuthet werden.[1])

Die Festlichkeiten nach vollzogener Ehe dauern 7 Tage bei den Berbern von Algier. Der Schwiegervater des Gatten hat während dieser Zeit für die Bewirtung der Gäste zu sorgen, erhält jedoch am 7. Tage von seinem Schwiegersohne ein Geschenk (Gaudefroy-Demombynes, Ceremonies du mariage chez les indigènes de l'Algérie, 72, 76).

Anders liegt die Sache bei den Ägyptern. Bei aller einem Laien auferlegten Reserve sei auf einige bewährten Autoritäten entnommene Thatsachen hingewiesen, welche vermuthen lassen, dass trotz der hervorragenden Stellung der Neun in dem Glauben der alten Ägypter auch die 7 nicht gänzlich vernachlässigt war. So hatte die Sonne 7 Seelen und 14 Ka.[2]) In den ägyptischen Märchen spielen die 7 Hathors, die jungen schönen Schicksalsgöttinnen, die Rolle unserer Feen.[3]) Maspéro bildet eine thebanische Enneade ab, welche aus 14 Göttern und Göttinnen besteht.[4]) Nach heliopolitischer Tradition schifft sich der Sonnengott[5]) mit 6 Gliedern seiner göttlichen Truppe in der ersten Stunde des Tages ein, um den Himmel zu durchfahren.

Chnum wird in einer Siebenzahl himmlischer Baumeister vorgestellt, die dem Weltschöpfer Ptah zur Seite steht und den von Thot entworfenen Weltenplan zur Ausführung bringt.[6])

Die alten Ägypter verlegten früher den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen auf eine allseits vom Ocean umgürtete Insel. Das Todtenbuch der thebanischen Epoche, welches Naville herausgegeben hat, spricht dagegen von 14 Inseln des Amentit, welche »im ausgezeichneten See des Westens« liegen. Sie scheinen Oasen gebildet zu haben in dem traurigen Schattenlande Amentit, zu welchem man nur mittelst mächtiger Zauber und Talismane gelangte. Es ist von ihnen auch unter den Namen »Gefilde der Opfergaben« und »Gärten von Jalu« (Aaru, Aala, Wiedemann) die Rede. Das dort wachsende Getreide war 7 Ellen hoch, von denen 2 auf die Ähren kamen.[7])

Es gab 14 Capitel im Todtenbuch, welche die Seele in den Stand setzen, bei Tage nach Belieben das Grab zu verlassen und sich im Freien zu erfrischen.[8])

Beim ägyptischen Todtengericht sitzen vor Osiris 42 Todtenrichter aus allen Städten des Reiches, um über die 42 Sünden des Todten abzuurtheilen.[9]) Zum Palast des Osiris führen 21 Straßen, von welchen jede einzeln von der zu richtenden Seele angerufen wurde. Zu diesem Behufe wurde das »Buch von den Wegen« der Mumie in den Sarg beigelegt. Herr Amélineau hat 1898 in der Nekropole von Abydos das Grab des Osiris entdeckt, welches 14 Gemächer und eine Stiege enthält.[10]) Eine auffallende Rolle spielt die 7 in der Darstellung der Osirissage durch Plutarch.[11])

Seit den ältesten Zeiten wurden die Leichname der Wohlhabenden mit 7 Gattungen wohlriechender Essenzen behandelt. Später wurde die Zahl auf 9 und selbst auf 10 erhöht.[12])

---

[1]) Frobenius, Masken und Geheimbünde Afrikas.

[2]) Maspéro, Cont. popul. de l'Egypte ancienne, 316. — Über die Bedeutung des Ka vgl. Maspéro Et., Myth. Arch., I, 47—51, 77—91.

[3]) Maspéro, Cont. pop., LXVI.

[4]) Maspéro, Hist. des Peuples de l'Orient class. Egypte et Chaldée, 151.

[5]) Maspéro, a. a. O. 161.

[6]) Brugsch, Relig. u. Mythol. Ägypt., 298.

[7]) Maspéro Et., Myth. Arch. Egypt., I, 341, 348.

[8]) Maspéro Et., Myth., 352—355.

[9]) Wiedemann, Rel. alt. Ägypt., 131 ff.

[10]) Amélineau, Rev. d. deux mondes, 1900, S. 687.

[11]) De Iside et Osiride, 12. — Wiedemann, a. a. O. 109 ff.

[12]) Maspéro Et., Myth., I, 316.

Nach Eusebius besteht die erste Königsdynastie aus 7 göttlichen Gliedern. Eusebius hat aus Manetho, dieser aus memphitischer Quelle geschöpft.[1])

Plutarch erwähnt eine ägyptische Legende, welche Typhon aus der »Schlacht der Götter« auf einem Esel fliehen lässt. Er reitet 7 Tagreisen, ohne zu rasten, bis er nach Palästina gelangt.[2])

In einer Beschwörung des Papyrus Harris, um sich gegen Krokodile zu schützen, heißt es: »Der Rachen derselben möge sich schließen, wie da geschlossen sind die 7 Siegel einer unvergänglichen Versiegelung.« In einer anderen Beschwörung zu demselben Zwecke wird das Krokodil, der Sprosse des Set, mit den Worten angerufen: »Der Speer der 77 Götter gehört in dein Auge.« Derselbe Papyrus enthält einen förmlichen beschwörenden Befehl »an Num, dessen Namen ich kenne, der du 77 Augen und 77 Ohren besitzest, eile zu mir!«[3])

II.

Europa.

Die ältere Epik der Griechen liefert nur eine geringe Ausbeute für unsere Zwecke. 7 Städte streiten sich um die Ehre, Homers Geburtsort zu sein. In der Ilias wird nur von dem 7häutigen Schilde des Ajax und von 7 dreifüßigen Kesseln, 7 untadeligen Weibern, 7 wohlbevölkerten Städten gesprochen, welche Agamemnon vergeblich dem erzürnten Achilles zur Versöhnung anbietet. In der Odyssee glaube ich die 7 sechsmal gezählt zu haben. Die Fahrt von der Insel der Kalypso nach dem Phäakenlande dauert 17 Tage (Od. V, 278). Der Priester Apollos, der über Ismaros waltet, schenkt dem Odysseus 7 Talente Goldes (Od. IX, 202). Am 7. Tage landet Odysseus, von Aeolus verjagt, im Lande der Lästrygonen (Od. X, 81). Mythologisch am bedeutungsvollsten sind wohl die »7 Rinder- und 7 Schafherden des Helios« (Od. XII, 129 ff.). Die verhängnisvolle Schwelgerei der Gefährten dauert 6 Tage, am 7. wird ausgelaufen und das Schiff durch Poseidon vernichtet (Od. XII, 400 ff.).

In Hesiods Theogonie kommt, wie bei Homer, die 9 vielfach vor. Die 7 fehlt, dagegen wird in dessen »Hauslehren« der 7. Monatstag unter die heiligen Tage gezählt (V, 770). Am 7. der Monatsmitte (17.) muss gedroschen werden (V, 805).

Am 7. Tage nach der Geburt trug man die Neugeborenen um den Altar der Hestia und gab ihnen Namen. Am 7. Tage nach der Geburt des Meleager kommen die Moeren zu seiner Mutter Althaea und prophezeien ihm den Tod, wenn ein auf dem Herde brennendes Scheit verbrannt sein werde.[4]) Die Hauptpersonen der Argonautensage, Jason und Medea, haben 7 Knaben und ebensoviel Mädchen. Die dem »Kampfe der 7 gegen Theben« zugrunde liegenden Sagen haben die griechische Dichtung in ihrer Glanzzeit viel beschäftigt. Um die 7 Weisen, die 7 weisen Söhne des Helios (Pindar) ist, mit Christ zu reden, ein ganzer Kreis von Weisheitssprüchen gruppiert.[5]) Auch an die 7 Weltwunder sei erinnert.

Brandis verdankt man eine scharfsinnige, allerdings noch vielfach bestrittene Beleuchtung des kosmischen Hintergrundes der 7 Thore Thebens.[6]) Ebenso bedeutsam

---

[1]) Maspéro Et., Myth., II, 293.
[2]) Plutarch, De Iside, 31.
[3]) Lenormant, Magie der Chaldäer, 98, 104.
[4]) Preller, a. a. O. II, 307.
[5]) Christ, Griechische Literaturgeschichte, 129.
[6]) Brandis, Bed. der 7 Thore Thebens. Hermes, II, 259 ff.

tritt die 7 im Apollocult hervor. Nach Kallimachus kommen vor Apollos Geburt heilige Schwäne und ziehen ihre Kreise 7mal um Delos herum. Apollo wird geboren als Kind des 7. Monatstages.[1])

Brandis versetzt die Kenntnis der 7 Planeten bei den Griechen in die Zeit des Pythagoras. Die Benennung sämmtlicher Planeten nach den bekannten Gottheiten hat erst Aristoteles vollständig durchgeführt. Noch später wurde die Benennung der Wochentage nach den Planeten eingeführt.[2])

Eine tiefere Wertschätzung der 7 knüpft ebenfalls die pythagoreische Schule an, welche diese Zahl als die »richtige (die Stufenjahre der Organismen bestimmende) Zeit« betrachtet.[3]) Sie spielt ihre Rolle in der Lehre von der Zeugung, welche als der wichtigste Theil der pythagoreischen Physiologie gilt.[4]) Den Zahlen 6 und 7 wird von ihm »die Gesundheit« zugewiesen.[5]) Nach dem Vorbilde der Babylonier belegten die Pythagoräer die Zahlen und Figuren mit Götternamen, wobei die 7 den Namen »Pallas« erhielt.[6])

Nach Hippokrates misst ein 7 Jahre alter Knabe die Hälfte der Statur seines Vaters. Ausführlich hat einer seiner berühmtesten Nachfolger, Diokles von Karystus (IV. Jahrh. v. Chr.), den Einfluss der 7 auf die Physis des Menschen zu begründen versucht.[7])

Noch geringer ist die Rolle der 7 bei den Römern. In der Mythologie scheint sie so gut wie nicht vertreten. Dagegen finden wir sie im Volksglauben. So fällt man am besten Bäume in den 7 Tagen nach dem Vollmond.[8]) Der dies lustricus, an welchem den Kindern der Name für die Familie gegeben wurde, stand unter dem Schutze der Dea Nundina. Es war bei Knaben der 8., bei Mädchen der 7. Tag nach der Geburt.[9]) Plinius, welcher, nach dem Vorgang der Babylonier, die ungeraden Zahlen überhaupt ad omnia vehementiores nennt, behauptet, dass alle Insecten nach einer durch 7 theilbaren Tageszahl leben, z. B. die Spinnen 4×7 Tage. Bis 3×7 Jahre wächst, nach Plinius, der Mensch. 7mal gereinigtes Wasser fault nach Epigenes nicht.[10]) Cicero legt dem Scipio Africanus die Worte in den Mund, dass die 7 im großen und ganzen der Knoten aller Dinge ist.[11]) Bekannt ist Senecas Ausspruch: Licet aescias, quare septimus quisque annus aetati signum imprimat (De benef., VII, 1).

Nach Mommsen kommt die Benennung der Planeten nach Gottheiten und der Wochentage nach den Planeten in der späteren republikanischen Zeit vor.[12]) Bis tief in die Kaiserzeit hinein war die 8tägige neben der 7tägigen Woche im Gebrauch. Eine sehr merkwürdige, vorläufig noch nicht völlig aufgeklärte Thatsache bildet das Vorkommen der 7tägigen Woche bei den Sabinern vor der römischen (8tägigen) Woche.[13])

---

[1]) Preller, Griechische Mythologie, I, 186.

[2]) Brandis, a. a. O. 260 ff, 270. Vgl. Thumb in Z. f. d. Wortforschung, I, 165.

[3]) Zeller, Gesch. griech. Phil., I, 289—293.

[4]) Sprengel, Ält. Gesch. Medic., I, 260.

[5]) Zeller, a. a. O. 289—293.

[6]) Plutarch, De Iside et Osiride, c. 76.

[7]) Sprengel, a. a. O. I, 265 ff.

[8]) Huschke, Das alte römische Jahr, 294.

[9]) Belege bei Huschke, 294.

[10]) Plinius, H. N., XXVIII, 23; XI, 85; XI, 216; XXXI, 74.

[11]) Cicero, Somnium Scipionis.

[12]) Mommsen, Röm. Chron.², 313 f. Gundermann, Namen der Wochentage bei den Römern, Z. f. d. Wortforsch., 1900, S. 175.

[13]) Mommsen, Calend. Sabin. I. L. A., 302. Dass Mommsens Anschauung von einer hier vorliegenden Reception der orientalischen Woche richtig ist, scheint mir unzweifelhaft, trotz der Einwürfe von Huschke, a. a. O. 294.

Man wird wohl zugeben, dass die ältere Ablagerungsschichte der 7 bei den Römern nur schwach angedeutet ist. Die meisten der beizubringenden Belege stammen aus der Kaiserzeit; es bleibt immerhin zweifelhaft, ob sie durchwegs Altes wiedergeben. Der eigentliche Aufschwung in der Verehrung der 7 gehört sicherlich einer jüngeren Epoche an, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen.

Aus den mannigfachen Berührungen des späteren Hellenismus mit den alten Culturen des Orients erwuchs die alexandrinische Mischcultur mit ihren synkretistischen religiös-speculativen Systemen. Jüngere philologische Forscher, Boll, Schmekel, Dieterich u. a. haben sich um die Erforschung dieser über 600 Jahre wissenschaftlich ausschließlich maßgebenden Geistesproducte mit großem Erfolge bemüht. Dank ihren und anderen methodischen Arbeiten ist die anfänglich langsam, später in rascherem Tempo erfolgte Infiltration orientalischer Astrologie, Magie und des derselben Quelle entspringenden Wort- und Zahlaberglaubens in das Geistesleben der Griechen von Pythagoras ab durch die Lehre der Stoiker, Orphiker bis zu ihrer Culmination in der Gnostik, den semitischen Büchern und dem Neuplatonismus zu verfolgen. Für unsere Zwecke genügt es, auf die speculative Neubelebung und Ausspinnung der mystischen Auffassung der 7 in der Magie der Gnostiker hinzuweisen, welche aus der Aufnahme des orientalischen Planetencultus hervorgieng. Ist doch nach den neuen Forschungen von Jensen, Nöldeke, Thumb u. a. wahrscheinlich die Übung, die Tage der semitischen Woche nach den Planeten zu benennen, den gnostischen Kreisen entsprungen. Sie wäre dann, mit Thumb zu reden, ein relativ junges Product ägyptisch-hellenistischer Astrologie (A. Thumb, Namen der Wochentage im Griechischen, Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, 1900, S. 171).

Eine äußerst charakteristische Probe aus der gnostischen Literatur hat Herr Dr. Dieterich[1]) geliefert in seiner Ausgabe eines magischen Papyrus aus dem II. Jahrhundert n. Chr. Derselbe führt den Titel: Βίβλου ἱερὰ ἐπικαλουμένη Μονὰς ἢ ὀγδόη Μουσέως περὶ τοῦ ὀνόματος τοῦ ἁγίου. Der darin enthaltene Schöpfungsbericht lässt die 7 kosmischen Götter durch 7maliges Lachen des Schöpfers (des Sonnenlichts), die Menschen und andere Wesen durch dessen Weinen entstehen. Der in der Sonnenbarke sitzende Sperber begrüßt die aufgehende Sonne mit 7maligem χι und ruft nach Nahrung τιπ ebenso oft. Ohne auf Dieterichs Nachweis der Provenienz dieser Ideen aus Ägypten[2]) und auf dessen scharfsinnige Erörterungen über ältere Anklänge an dieselben bei den griechischen Orphikern eingehen zu können, sei nur bemerkt, dass der Inhalt des Buches auf Zauber durch das feierliche Aussprechen des aus 7 Vocalen gebildeten göttlichen Namens oder durch Hersagen der »großen Beschwörung«, d. h. die κοσμοποιία gerichtet ist, wozu es umständlicher Vorbereitungen bedarf. Bei den damit verbundenen Riten und Buchstabenspielereien ist die 7 auf das reichlichste vertreten.[3])

Der Verfasser der Pistis Sophia preist begeistert im § 378 die 49 Kräfte der 7 Vocale, welche aber in ganz besonderer Weise ausgesprochen werden müssen. Kein Name ist erhabener als der, in welchem die 7 Vocale, alle Namen, alle Lichter, alle Kräfte, alle Zahlen vereinigt sind (King, a. a. O. 201 f.). Dieterich hat nachgewiesen, dass die »Lichtjungfrau« παρθένος φωτός der Pistis Sophia und die sie begleitenden 7 Jungfrauen die Mondgöttin und die 7 Planeten bedeuten, welch letztere als die 7 Stufen (Thore) des Mithrasdienstes vielfach gepriesen werden.[4]) Simon der Magier spricht von der schlechten

[1]) Dieterich, Abraxas, 20, 22, 28, 30, 32, 24, 42, 154—166.

[2]) Vgl. Maspéro, Creation by the Voice and the Hermopolitan Ennead, As. Quart. Rev., N. S., III, 365 ff.

[3]) Die Gnostik kennt allerdings noch andere mystische Zahlen (3, 5, 9), deren Discussion hier unterbleiben muss. Doch ist die 7 jedenfalls die eigentliche gnostische Zahl.

[4]) Dieterich, Abraxas, 101—107.

Regierung der ἄγγελοι κοσμοκράτορες,[1]) von den 7 geistigen Kräften, welche der Schöpfung der Welt vorausgehen.[2]) Nach der Lehre der Ophiten umhüllt Iris das Glied des Osiris in ein 7faches dunkelblaues Gewand.[3]) Saturninus versetzt den Judengott und seine 6 Archonten (die Genien der Planetensphären) in die Mitte zwischen der höchsten Göttertetrade und der Dämonenwelt des Satans.[4]) Noch tiefer ist die Stellung der Planetengeister bei den späteren Ophiten. In dem Diagramm derselben besteht die untere Welt aus 7 abgesonderten, von der Schlange Leviathan umschlossenen kleinen Kreisen, den Sphären der Daemones mundales. Sie erscheint durch einen dicken schwarzen Strich, den φραγμός κακίας, von den beiden oberen Welten getrennt.[5]) Die 7 Planetenregionen müssen von der durch den Tod befreiten Seele durchlaufen werden, um zur himmlischen Mutter zu gelangen. Um dem Satan Ophiomorphos zu entgehen, bedarf es der »Kenntnis« und besonderer Gebete an die Planetengeister.[6]) Euphrates, der Stifter der Peraten, lehrte, dass, wer der wahren und vollkommenen Schlange vertraue, von den Schlangen der Wildnis, d. h. von den Planeten der vergänglichen Geburt, der Quelle alles Verderbens, nicht geschädigt werden könne.[7]) Die älteren Hermetiker lassen den Gott des Feuers und des Hauchs 7 oberste Minister schaffen, welche die Schicksale der sichtbaren Welt bestimmen.[8]) Durch die Vereinigung des Abbildes von Gott mit der weiblichen Erde entstehen 7 Menschen beiderlei Geschlechts.[9]) Die späteren Schriften (Discours d'initiation) setzen die Stellung der 7 Schicksalsgötter bedeutend herab gegenüber den überkosmischen Göttern.[10]) Bleiben somit auch die Grundlagen dieser Systeme im wesentlichen dieselben, so drückt doch diese Verschiebung zu Gunsten der übersinnlichen Götter eine zunehmende Vertiefung der religiösen Speculation aus.

Die alten ägyptischen Zaubersteine[11]) und Amulette mit dem Agathodämon (der Schlange Chuphis) gelangten im Gnosticismus zur höchsten Wertschätzung und Benützung für medicinische Zwecke. Auf grünem Jaspis (manchmal auf Jade) ist eine Cobraschlange mit einem Löwenkopfe eingraviert, der 7 (auch 12) Strahlen trägt. Über oder zwischen denselben stehen oft die 7 Vocale des griechischen Alphabets. Die Mithrasgemmen zeigen entweder die 7 Sterne oder die heiligen Vocale. Die späteren Secten bringen den Namen Gottes in 7 Vocalen oder mit mehr Buchstaben in griechischer Schrift an. Ebenso häufig kommt der Name Abraxas vor. Wahrscheinlich noch jünger sind die längeren Inschriften mit griechischen und himjaritischen Lettern. Die lateinische Sprache kommt niemals, die griechische selten vor. Sehr häufig dagegen die syrische, am häufigsten die hebräische Sprache. Nach der Meinung des Jamblichus lieben es die Götter in ägyptischer oder in assyrischer Sprache angerufen zu werden, welche mit ihrer eigenen am nächsten verwandt sind.[12]) Die zahlreichen, ethnologisch theilweise höchst inter-

---

[1]) King, Gnostics nach Hippolitus, 60.

[2]) King, Gnostics, 61, 62.

[3]) King nach Hippolitus, 8.

[4]) Lipsius, Ophit. Syst., Z. wiss. Theol. 1863, S. 446 ff.

[5]) Lipsius, Ophit. Syst., Z. wiss. Theol. 1864, S. 37—57.

[6]) King, a. a. O. 332.

[7]) King, a. a. O. 225.

[8]) Ménard, Hermes Trismégiste, 6, 8.

[9]) Ménard, a. a. O. 9.

[10]) Ménard, a. a. O. 139.

[11]) King, Gnostics, 274—279, 280—302, 305—329.

[12]) King, a. a. O. 283 f.

essanten Abänderungen dieser weit verbreiteten Producte können hier nicht weiter verfolgt werden.[1])

Von den Europäern haben besonders die Germanen die Vorstellungen über die mystische 7 sehr mannigfaltig ausgebildet. Dies scheint jedoch im wesentlichen für die Südgermanen zu gelten. In der Edda finden wir allerdings diese Zahl ziemlich häufig. Die Voluspa weist auch 21 und 42 auf. Doch tritt die kosmologische und mystische Bedeutung der 9 weit mehr in den Vordergrund (9 Welten, 18 Zaubersprüche im Hovamol, 9 Zaubergesänge im Grogaldr). Auch in den Sagen und religiösen Bräuchen der alten Norweger scheint die 9 entschieden bevorzugt zu sein. Dagegen enthalten die von den H. Moe und P. Chr. Asbjörson gesammelten norwegischen Volksmärchen die 7 im ganzen circa 16mal. Weit weniger kommt die 9 vor. Der 3-, 6-, 9köpfige Drache erscheint besonders bemerkenswert.

Für die Südgermanen ist die 7 die bedeutungsvollere Zahl. Wuttkes Deutscher Volksaberglauben bleibt neben Grimm der verlässlichste Führer. Andere Quellen werden besonders citiert.[2])

Wir verzeichnen vor allem den Ausdruck 7 Sachen = 7 Zwetschken = gesammte fahrende Habe. Die charakteristische Bezeichnung 7gescheit = überklug sei mit Folgendem verglichen: Mit 7blättrigem Klee werden alle Verblendungen durchschaut (Schwaben 98). Eine Hexe muss 3×7 Jahre lernen, bis sie den »bösen Blick« erhält (Tirol 47). Auf einem Schemel von 7erlei Holz sitzend, kann man in der Christmette den Teufel am Altar sitzen sehen (Österr. 241). 7 Sträucher als Mädchenorakel (Erzgeb. 226). Man erhält Siebenmeilenstiefel oder ein Strumpfband mit derselben Fähigkeit durch Anschreiben von 7 Wörtern mit Blut auf einem Streifen von Wolfshaut.[3]) Ein Pflaster aus 7 Unzen verschiedener Substanzen leistet denselben Dienst.[4])

Eine besondere Rolle spielt die 7 im Leben der Kinder. Ein nach 7 Monaten geborenes Kind ist besonders leicht aufzuziehen.[5]) Es kann aber auch übernatürliche Eigenschaften haben, wie der »Daumendick« bei Grimm. Der 7. Sohn oder die 7. Tochter einer Mutter sind Dämonen (allgemein). Dämonen entstehen aus dem 7. Ei einer schwarzen Henne oder aus dem Ei eines 7jährigen Hahns (Grimm, D. M., 454: Wuttke, 50). Hat ein Mädchen 7 uneheliche Kinder geboren, wird sie wieder Jungfrau (Oldenburg, Thüringen, 341). Die Nabelschnur wird nach 7 Jahren verbrannt (Bayern 357). 7jährige Kinder, die sich im Flachs herumwälzen, werden schön (Böhmen 290).

Einem Knaben darf man vor dem 7. Jahre die Haare nicht schneiden, sonst bekommt er keinen Muth (Wetterau 91). Das Kind erbt den 7. Theil der Haupteigenschaften seiner Pathen (Thüringen 365). Unschuldige Kinder bis zum 7. Jahre haben besondere Begabung für Wahrsagung und gutartigen Zauber. Ein Baum wird fruchtbar, wenn ein solches Kind die erste Frucht abpflückt (Oldenburg, Voigtland, Schlesien 400). In gefährlichen Krankheiten trinkt man von einem 7 Jahre alten Kinde geschöpftes Wasser (Hessen 322). Bei 7jährigen steigert sich diese Begabung oft (138).

Wir haben bisher die 7 immer als Glückszahl kennen gelernt. Doch findet sich auch eine andere Auffassung. In Tirol gelten die Monatstage, die eine 7 haben, 7, 17, 27 als

---

[1]) Neuerliche systematische Durchforschung und Beschreibung dieser gnostischen Gemmen und Ringe würde zweifelsohne wertvolle Anhaltspunkte für die Beurtheilung der lebhaften Beziehungen zwischen Orient und Occident im I. Jahrtausend unserer Ära liefern.

[2]) Wuttke wird im Texte bezüglich der Provenienz und der Seitenzahl seines Werkes (ältere Auflage) citiert.

[3]) Clavicula Salomonis (1202), 83.

[4]) Grand Grimoire (a. d. Deutschen übers.), 84.

[5]) Dr. Nassauer, Beil. Münch. Allg. Z. 1898, Nr. 51.

unglücklich; man darf an ihnen nicht säen (Wuttke 65). In Bayern sind besonders gefürchtet das 63. und 77. Jahr (das Galgenjahr).[1])

Krankheiten treten meist in der 77 auf (Miasma, Gicht, Rheuma, Krämpfe, Stechen, Blutungen, Fieber). Sie werden mit derselben Zahl beschworen oder mit Mitteln in der gleichen Zahl bekämpft. 77 Kräuter als Schutz gegen Behexung, Gewitter (Oberpfalz 93). Schutz gegen Gicht durch 17 erbettelte Kupferkreuzer (Pfalz 335). Auch die 7 ist manchmal in dieser Combination wirksam (315).

Will die Milch beim Buttern nicht zu Butter werden, muss man 7 Hexen des Dorfes beim Namen nennen (420). Wer eine Katze ertränkt, ist durch 7 Jahre unglücklich (120). Wenn 7 Frauen auf einem Kreuzwege stehen, gibt es Regen (Oldenburg 695). Von einem Vertrage mit dem Teufel kommt man los, wenn man sich 7 Jahre weder kämmt noch wäscht (Grimm, D. M., III, 455, Volksmärchen; Wuttke, 244).

Dass sich der Mensch alle 7 Jahre ändert, ist wohl eine der verbreitetsten Vorstellungen der europäischen Völker (le septennaire).

Mythologisch wichtig ist die Vorstellung von 7köpfigen Drachen in dem Märchen »Die zwei Brüder« (Grimm). Ferner der Heerwagen (Rolandwagen).[2])

Misslingt die Hebung eines Schatzes oder die Erlösung einer armen Seele, kann der nächste Versuch erst in 7 Jahren stattfinden (Allgemein, 453, 386). Daher erscheinen wohl verwünschte Seelen alle 7 Jahre.[3])

Für vergleichende Zwecke sei des »Siebent« gedacht, des 7. Tages nach dem Begräbnisse, an welchem der zweite Gottesdienst für den Verstorbenen gehalten wird. Der Name blieb auch in dem Falle, als derselbe (wie meistens) nicht gerade am 7. Tage stattfand.[4]) Der Siebente ist wohl an die Stelle der uralten germanischen Opfermahle am 7. und 30. Tage nach der Beerdigung getreten (Dr. Höfler, Globus, LXXX, 93).

Die »7 Sprüng« war ein altdeutscher Tanz, der sich abwechselnd im Dreiviertel- und im Zweivierteltacte bewegte. In Buchers Vorspiel zur Passionsaction tanzen die 7 Todsünden die »7 Sprüng«.[5])

Am Anfang dieses Jahrhunderts wanderten am St. Vitustage (15. Juni) viele Landleute des nördlichen Böhmens nach den 7 Quellen der Elbe am Schneeberg im Riesengebirge. Unter Gebeten wurden schwarze Hennen in denselben ertränkt. Das den Quellen entnommene Wasser wurde zum Waschen des Viehs verwendet (Wuttke, 274, nach Grohmann, 51, 74).

Aus einem von Herrn Dr. W. Hein mir freundlichst zur Verfügung gestellten Verzeichnis von Ortsnamen mit der Zahl 7 ist zu entnehmen, dass in Cisleithanien der Name Siebenbrunn (sette fontane) relativ häufig ist.[6]) Nicht minder bedeutsam erscheinen

---

[1]) Lammert, Volksmed. in Bayern, 96.

[2]) Dr. Rich. Kunze, Deutsche Sternkunde. Beil. Münch. Allg. Z. 1900, Nr. 182.

[3]) Herrn Dr. W. Hein verdanke ich eine diesbezügliche Zusammenstellung aus Fr. Daumer, Geheimnisse d. christl. Alterthums, II, 184, 187, 188, 191.

[4]) Schmeller, Bayr. Wörterb., II, 208.

[5]) Schmeller, a. a. O. Bd. III, citiert in Dr. Werle, Almenrausch, 45.

[6]) Niederösterreich: Ober-Siebenbrunn, Unter-Siebenbrunn, Siebendürfling, Siebenhaus, dreimal Siebenhirten, Siebenhöf, Siebenlinden. Oberösterreich: Siebenbrunn, Siebenmaiern. Steiermark: Siebenbirken, Siebenbrünn, Siebenbrunn, Siebendorf, Siebeneichen, Siebeneichenberg, Siebenscheindorf, Siebensee. Kärnten: zweimal Siebenaich, Siebending. Tirol: Siebeneich, Sette Fontane. Böhmen: Siebenbergen (Sedmihory), viermal Siebenhäuser, Siebenthan (Symtany, vermuthlich Siebentannen!), Sedmihorky (Siebenberg, heißt deutsch Wartenberg), Sedmipany (Siebenherren, wird von den Deutschen Sedumpan genannt). Mähren: zweimal Siebenhöfen (Sedm dvorů). Schlesien: Siebenhufen (Sedm lánů, Siedem łanów). — Vgl. ferner: Sette Comuni, Settefrati (It., Prov. Caserta), Sette Lagaos (Bras.), Sevenbergen (Zevenbergen, Holl.), Seven-Eeken (Belg.), Sevenhampton (Engl.), Seven Heads (Klippen an der Küste Irl.), Sevenhill (Austr.)

mir die so häufig vorkommenden Siebenbach, Siebeneichen, Siebenlinde, Siebenbirken u. s. w. Ferner die Siebenberge, die Siebensee (Steiermark), die seven heads an der Küste Irlands, Siebenstern (Preußen), endlich Siebenplaneten (Preußen). Der ausgezeichnete Geschichtsforscher Prof. Rob. Rössler betrachtet allerdings Sieben in den Ortsnamen als geographischen Eigennamen; er lehnt dessen Bedeutung als Numeral ab (Anf. d. wallach. Fürstenth., 32). Er hätte diese Anschauung vielleicht weniger entschieden vertreten, wenn er Wuttkes Werk, abgesehen vom asiatischen Material, gekannt hätte. Steht doch den Namen mit 7 eine nicht unbedeutende Anzahl von solchen mit 9 gegenüber. Wenn auch zugegeben werden muss, dass in solchen Fragen die Etymologie ein kräftiges Wort mitzureden hat, ist doch wohl in vielen der hier angezogenen Ortsnamen ein Zusammenhang mit Vorstellungen von der mystischen 7 nicht zu verkennen.

In den Traditionen der Bretagne ist die 7 vielfach vertreten. So kann der 7. Knabe einer Familie die Scropheln heilen.[1]) In einem Märchen von 7 Brüdern und ihren Schwestern werden die ersteren in 7 Hirsche verwandelt.[2]) Man vergleiche auch die Seemannserzählung »les douze pairs de France«. Sehr häufig kommt nach Sebillot die 7köpfige Schlange vor.[3]) Nicht minder interessant ist die Erzählung der Seeleute von St. Cast, wie die Winde aus dem Windlande in geschlossenen Säcken geholt werden, vor denen der mit dem Südwest gefüllte Sack wider das Gebot des Capitäns geöffnet wird, worauf das Schiff zertrümmert wird und die übrigen Säcke platzen. Seitdem blasen die 7 Winde.[4]) Eine andere Erzählung berichtet von der Empörung der 7 Winde gegen ihren Capitän, den Nordwind, weil er ihnen nach langem Blasen einen kurzen Urlaub verweigert.[5]) Andere Motive sind die Siebenmeilenstiefel in verschiedenen Varianten, große Leistungen von Kindern von 7 Jahren, Kinder von 7 Jahren an den Teufel verkauft u. s. w. In anderen Fällen ist die 7 zu einer conventionellen Gebrauchszahl geworden.[6])

Die an der Riviera von Herrn Andrews gesammelten Erzählungen enthalten das monstre à 7 têtes oder à 7 queues, das »über 7 Bergen von 7 Riesen« gehütete Schneewittchen, ein 7jähriges dem Teufel verkauftes Kind, die Mutter der 7 Winde.[7])

Für die Provence bezeugt kein Geringerer als Mistral den allverbreiteten Glauben »an die Zauberkraft der 7, welche Zahl für die Felibres bedeutungsvoll ist«.[8])

Die Sammlung sicilianischer Märchen von Frau Gonzenbach erwähnt unsere Zahl circa 40mal. Darunter befinden sich die folgenden Motive: Kinder, welchen im 7. oder 14. Lebensalter besondere Schicksale zustoßen, Verwünschungen auf 7 Jahre,

---

Seven Hills (Austr.), Seven Islands (Inseln bei Canada), Seven Mile (Ohio), Sevenoaks (Engl.), Siebenbach (Preuß.), Siebenbäumen (Preuß.), Siebenbeuthen (Preuß.), Siebenborn (Preuß.), Siebenbrod (Ung.), Siebenbrunn (Sachs.), Siebenbürgen, Siebenecken (Bayern), Siebeneich (Württ., Schweiz), Siebeneichen (Preuß.), Siebenellen (Bayern), Siebengebirge (am Rhein), Siebenhäuser (Preuß.), Siebenhöfen (Preuß., Sachs., Lippe), Siebenhuben (zweimal Preuß.), Siebenhufen (zweimal Preuß.), Siebenknie (Württ.), Siebenlehn (Sachs.), Siebenlinden (Ung.). Siebenplaneten (Preuß.), Siebenschlösschen (Preuß.), Siebensiefen (Preuß.), Siebenstern (Preuß.), Siebenzach (Schweiz), Zevenbergschenhoek (Holl.), Zevenhoven (Holl.), Zevenhuizen (Holl.).

[1]) Sebillot, Tradit. Superstit. Haute-Bretagne, I, 13.

[2]) Sebillot, a. a. O. II, 94.

[3]) Sebillot, a. a. O. II, 91. Contes popul. Haute-Bretagne, 79, 125, 165.

[4]) Sebillot, Contes des Marins, 220f.

[5]) Sebillot, Legendes de la Mer, II, 192ff.

[6]) Sebillot, Contes popul. Haute-Bretagne, 4, 41, 93, 94, 134, 154, 171, 189. Ferner: Sebillot. Contes des Paysans et Pêcheurs, 66, 84, 105, 137, 139, 147, 158, 164, 195, 198, 212.

[7]) Andrews, Contes Ligures, 48, 76, 83, 164, 174, 231, 255, 257.

[8]) Nach einem von Mistral an die Kölnische literarische Gesellschaft am 12. September 1900 gerichteten Dankschreiben. Berliner Tagblatt, 21. September 1900.

7 Monate, 7 Tage, die 7 Zahl bei Zauberpräparaten u. s. w. Besonders häufig tritt der 7köpfige Lindwurm auf. Ein beliebtes, sehr merkwürdiges Motiv ist das Mädchen mit 7 Schleiern, die Fata morgana mit 7 Schleiern, das Schicksal eines Mädchens mit 7 Decken bedeckt.[1])

In den Abruzzen wird der Hagel durch 7maliges Hersagen eines Spruches beschworen, in welchem der Hagel gesegnet wird. Dabei werden 7 Kreuze nach der Richtung des Unwetters gezogen.[2])

Zur Beschwörung von Stürmen sind besonders solche geeignet, welche im 7. Monate geboren sind.[3])

Eine Anspielung auf das mythische Sonnenpferd scheint mir mit Recht Pitré in dem nachfolgenden Kinderreim aus Lanciano (Abruzzen) zu erblicken:

Cucena, lucena, calla, calla,
Sette carrozz' e ssètte cavalle.
Sette cavalle de lu rré:
Cucena, lucena, vién' a mmé.[4])

Die Leute aus der Bretagne sagen: wenn eine Schlange durch 7 Jahre kein menschliches Wesen erblickt hat, verwandelt sie sich in einen geflügelten 7köpfigen Drachen. Dies wird auch in Sicilien behauptet.[5])

Herrn Professor G. Polívka verdanke ich den Hinweis auf eine polnische Parallele aus dem Gouvernement Rielce. Die Schlange darf während der 7 Jahre weder ein menschliches noch ein thierisches Auge erblickt, noch das Läuten einer Glocke gehört haben.[6]) Ebendaselbst kommt ein Volksmärchen vor, in welchem der 7köpfige Drache mit einem Löwen kämpft (Kolberg, Lud., XVIII, 215, Bugiel).

Weitere Belege für unsere Zahl bei den Polen hat mir Herr Dr. Bugiel geliefert. Vor allem die Erzählung über den Thurm Babilot in der Türkei. Er ist 7 Meilen hoch, darunter sitzt die Sibylle von einem Heer von Schlangen und Lurchen umgeben, welche den Eingang in den Thurm wehren. Wenn jemand durch Zaubermittel doch hinauf gelangt, muss er nach dem Herabsteigen mit der Sibylle Karten spielen. Gegen das Ende des Spieles muss er der Alten einen Schlag ins Gesicht versetzen und sich dann gleich aufs Pferd schwingen. Zur Flucht sind 7 Pferde nöthig. Der Flüchtling wird von den Schlangen 7 Meilen weit verfolgt (Umgegend von Krakau).[7])

Ein von seiner Mutter beseitigtes uneheliches Kind kommt alle 7 Jahre an die Stelle, an welcher es begraben wurde, und ruft dreimal: Taufe, Taufe, Taufe (Westgalizien).[8])

Frauen, die kein Glück haben (mali kowata), verlieren ihre Männer innerhalb der ersten 7 Jahre nach der Hochzeit[9]) (Andrychów).

---

[1]) Laura Gonzenbach, Sicilian. Märchen, Bd. II.

[2]) Pitré, Curiosità populari, VII, 34.

[3]) Pitré, a. a. O. 34.

[4]) Pitré, a. a. O. 39.

[5]) Sebillot, Tradit. Superstit. Haute-Bretagne, II, 223. Castelli, Credenze ed usi popolari siciliani, II, 223, von Sebillot, a. a. O. citiert. Eine Variante davon ist wohl die in Canada verbreitete Meinung, dass Leute, welche durch 7 Jahre kein Sacrament empfangen haben, Werwölfe (loup-garous) werden. Beaugrand, La chasse Galerie, legendes Canadiennes, Montreal 1900 (Bugiel).

[6]) Lud, XIX, 201 ff. (Polívka).

[7]) Lud, VII, 25 (Bugiel).

[8]) Rybowsky, Lud, 1900, S. 197 (Bugiel).

[9]) Gonet, Lud, 1897, S. 140 (Bugiel).

Nach einer slovakischen Volkssage wird der berüchtigte Räuber Janošik in einem Schlosse eingesperrt, dessen Ausgang von 7 Kisten verrammelt ist. Seine Wunderaxt durchhaut wohl die Wände seines Gefängnisses, kann jedoch nichts gegen die 7 Kisten ausrichten. Er stirbt somit von Henkershand.[1])

Eine polnische Volkserzählung berichtet von einem Bauern, welcher ein böses Weib hat. Durch Verspeisung von Zaubertränken erlernt er die Sprache eines vielbeweibten Hahnes und wird dadurch zu einem energischen Verfahren angespornt. Der Hahn spricht nämlich zu seinen Hennen:

»Ich habe euer 7 und komme mit euch aus; er aber hat nur eine und kann es nicht.«[2])

Wie der 10. Juli ist, werden die 7 darauf folgenden Wochen sein.[3])

Die Polen Westgaliziens behaupten, dass die Schlangen »Landtage halten«. Der Schlangenkönig hat 7 goldene Köpfe.[4])

Nach polnischem Volksglauben zeigen sich die Wassernixen oft unter der Gestalt hübscher 7jähriger Mädchen.[5])

Die Ruthenen in Südostgalizien glauben, dass ein Kuckuck nach 7 Jahren zu einem Habicht wird.[6])

Gegen Uterusschmerzen empfiehlt der Ruthene im Gouvernement Minsk 7 Vaterunser zu beten.[7]) Gegen das Fieber gibt es 77 Arzeneien; oder der Kranke isst 77 ungekochte Erbsen und spricht dabei den Wunsch aus, dieselben mögen den 77 ein Frühstück sein. Auch die Fütterung der 77 durch ein gekochtes Ei, welches Sonnabend vor Sonnenaufgang in den Fluss geworfen wird, ist durch Kolberg bezeugt.[8])

In ruthenischen Märchen bekommt ein Knecht 7 Roggenkörner, ein Held 7 Laibe Brot als Nahrung.[9])

In russischen Märchen kommt, nach der Erinnerung des bewährten Kenners derselben, Herrn G. Polívka, das 7köpfige Ungeheuer nicht vor; es hat dort gewöhnlich 3, 6, 9, 12 Köpfe. (Bei den Kleinrussen 2, 3, 4.)

Dagegen ist nach G. Polívka das großrussische Märchen von den 7 Semionen ein Analogon von Grimms »4 kunstreichen Brüdern«. Nur die griechische Version desselben soll nach seiner Angabe 7 Brüder ebenfalls enthalten.

Goldschmidts »Sammlung russischer Märchen« gibt den »Stern der Zarewna«. In demselben ist von der Schlange Gorinitsch die Rede, welche auf einer großen Insel hinter 7 Schlössern und 7 Thüren die goldmähnige Stute mit diamantenen Hufen hütet. Dieselbe Sammlung bringt das Märchen von den 7 Brüdern. Das letztere findet sich auch in der alten Sammlung von Dietrich, welche außerdem die 7 (7tägiger Hochzeitsschmaus) in dem Märchen von Ljubim Zarewitsch, ferner in dem »vollständigen Märchen von dem berühmten Helden Bowa Korolewitsch« (ein Pferd, welches 7 Werst mit einem

---

[1]) P. Sochan, Janošik [Slovenske Pohlady 1897] (Bugiel).

[2]) Bugiel nach Wisła, II, 475, und Zbiór wiad., XI, 43.

[3]) Kolberg, Pokucie, III, 223 (Bugiel).

[4]) K. Matyas, Nasze sioło (Unser Dorf), Wisła, 1893, S. 109 (Bugiel).

[5]) K. W. Wojcicki, Phantastische Volksgestalten Kłosy (Ähren), Warschau 1865, Nr. 5 (Bugiel).

[6]) Zbior wiad. do antropologii krajowej (Sammlung der Landesanthropologie, Krakauer Akad. d. Wiss.), V, 145 (Bugiel).

[7]) Werénko Przyczynek do lecznictwa (Beitr. z. Volksmedicin), I, 114 (Bugiel).

[8]) Kolberg, Pokucie, III, 170, 171 (Bugiel).

[9]) Kolberg, Pokucie, III, 175, 176, 177—185. Wegen anderer Märchen mit der 7 vgl. Kolberg, a. a. O. III, 190—94, 238—41.

Sprunge durchmisst) enthält. Dagegen habe ich in dem »Recueil des Contes populaires Slaves« von Louis Leger die 7 nicht gefunden.

Dieser überaus dürftige Thatbestand aus den mir zugänglichen Quellen findet seine Ergänzung durch die gütige briefliche Mittheilung des Herrn Prof. Polívka, dass in den russischen Märchen die 7 nur sehr schwach vertreten ist.

Im Liederkreis von Wladimir kommt (im Gegensatz zu dem häufigen Auftreten der 3 und 9) die 7 nur einmal (eine magische Peitsche aus 7 Seidenfäden) vor. In den übrigen von Hapgood mitgetheilten Epen habe ich sie nicht gefunden. Dagegen spricht in dem Volksepos, welches den Kampf des Ilija Murometz mit seinem Sohn (Tradition von Woronesch) besingt, Ilija nach seinem Unglücksfalle: »Ich bin in 7 Kämpfen gewesen, in 77 Kämpfen . . . . doch jetzt ist Gott der Herr erzürnt.«[1]) In der Sage von Ilija Murometz und dem bösen Solowej (Sammlung Danilow) hat der letztere einen Hof im Umfange von 7 Werst. Er ist mit einem eisernen Zaune umfriedet; auf jedem Zaunpfahl steckt der Kopf eines Helden. Die Anzahl der Kinder des Solowej ist theils 7, theils 9. Herr Dr. Bugiel theilte mir eine ruthenische Variante dieser Sage mit, in welcher das Kindesalter des Helden folgendermaßen verläuft: 7 Jahre lang kann der Knabe sich nicht von der Stelle rühren, jeden Tag aber verspeist er 7 Brote und trinkt allen Milchvorrath, den 7 Kühe täglich geben. Erst nach 7 Jahren spürt er Kraft in seinen Füßen und beginnt zu gehen. (Hrinczenko, Etnograficzeskije matieriały. Tchernigoff 1896, Bd. II, S. 269.)

Die russischen Zaubersprüche dagegen enthalten, soweit ich aus dem mir zugänglichen spärlichen Material urtheilen kann, die 7 und 77. Herr Vsev. Miller[2]) citiert nach Majkow einen Hymnus an den König Feuer, welcher 77 Wurzeln, 77 Zweige der Eiche verzehrt. Er möge von dem Sclaven des Herrn N. N. die Krankheiten von 77 Gelenken und 77 Adern verbrennen. In einem Liebeszauberspruche begegnet der unglücklich Liebende die 7 Brüder, die 7 stürmischen Winde und beschwört sie, den grämenden Kummer von der ganzen Welt abzunehmen und denselben in das Herz seiner spröden Schönen einzupflanzen. Nach einem anderen Spruche steht auf der Insel Bujan im Ocean ein Baum, auf welchem 70 Vögel sitzen. Sie pflücken die Zweige ab, welche zum Satan Satanovic gebracht werden. Mittelst dieser sollen Herz, Leber, alle Gelenke einer spröden Jungfrau für den N. N. entzündet werden. Ein von Abercromby aus dem Gouvernement Perm gesammelter Zauberspruch flüstert 77 Brüdern zu, welche auf einer Insel sitzen und Stahlpfeile schmieden, sie mögen ihm den heißesten und leichtesten ihrer Pfeile geben, damit er ihn in die linke Brustwarze, Lunge, Leber des Mädchens N. N. schieße. Sie soll nach ihm klagen Tag und Nacht.[3])

Dr. Bugiel theilt mir freundlichst auf meine Anfrage mit, dass im allgemeinen bei den Polen und Ruthenen die 9 wohl fünf- bis zehnmal häufiger vorkommt, als die 7.

Ebenso spärlich ist unsere Zahl in den serbischen Märchen vertreten. Bei Vuk Karadschitsch kommt sie fünfmal vor. (7 Verhüllungen der Kraft eines Drachen, Schlossbau und Erzeugung trinkbaren Weines in 7 Tagen, verwünschte Schwiegermutter

[1]) Herr Prof. Polívka hat mich auf die Arbeit von Orest Miller »Ilija Murometz und das Kiewer Heldenthum« aufmerksam gemacht, die Verdeutschung der angeführten Stellen verdanke ich Herrn Fesl.

[2]) Vsev. Miller, Die assyrischen Beschwörungen und die russischen Zaubersprüche in der Zeitschrift »Ruskaja mysl«, Bd. XVII (1896), Juliheft, S. 66—99. Den Hinweis auf diese Abhandlung verdanke ich ebenfalls Herrn Dr. Polívka. Herr Fesl hat unter Leitung und wesentlicher Antheilnahme von Dr. Murko die uns besonders interessierenden Erörterungen des Verf. über die russischen Zauberformeln übersetzt. Sie werden in den Sitzungsberichten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zur Mittheilung gelangen.

[3]) Abercromby, Pre- and Proto-historic Finns, II, 30 f.

isst 7mal den Schweinen das Futter weg, eine Vila spricht von den 77 Quellen eines Berges.)[1])

Herr Professor Dr. Šišmanow in Sofia, an den ich mich um nähere Auskünfte über südslavische Verhältnisse wandte, hatte die Güte, mir seine umfangreiche Abhandlung »Chanson du Frère mort«[2]) mitzutheilen. Er ist der uns hier beschäftigenden Frage seit langer Zeit nachgegangen und gibt S. 27 eine interessante statistische Zusammenstellung über die Zahlenverhältnisse in den Traditionen einiger südeuropäischer Völker. In den größeren Sammlungen von Vuk Karadschitsch kommt 7 an sechster und fünfter Stelle vor (hinter 3, 4, 9, 2 in Bd. I, 3, 30, 4, 2, 9 in Bd. III). In Miladinows bulgarischen Liedern erscheint 7 (77) an achter Stelle hinter 3, 9, 2, 300, 12, 70, 4. In der Sammlung rumänischer Lieder von Jarnik-Barseanu kommt 7 an fünfter Stelle hinter 3, 2, 9, 10. Aus der Sammlung rumänischer Märchen von Scheinianow wird die Reihenfolge 3, 2, 9, 12, 4, 7, 5 abgeleitet. In den aromunischen Liedern kommen vor[3]): 3 in neun, 5 in sechs, 9 in sechs, 7 in drei Liedern; ferner 6, 8, 12, 40, 300, 1000 in je einem Liede (Šišmanow).

Noch seltener ist die 7 in den neugriechischen Liedern. Passows Sammlung enthält dieselbe an 18. Stelle (Šišmanow).

Nach Hahn[4]) sind die bedeutungsvollsten Zahlen in Mittelalbanien 3, 9, 40; bei den Christen tritt noch 12, bei den Türken 7, 77 hinzu. Sie figurieren in Gebräuchen und Märchen. Šišmanow hat aus der Hahn'schen Sammlung[5]) folgende Verhältnisse ermittelt: 3 kommt vor in drei Märchen, 7, 9, 20, 700 in je einem Märchen, 40 in zwei Märchen.

Von südslavischen Gebräuchen sei nur einer Parallele mit den altdeutschen Todtenmahlen gedacht.

Bei den Slovenen, wie bei den bosnischen Oriental-Orthodoxen heißt das Haupttodtenmahl sedmina. Es wurde somit am 7. Tage nach der Bestattung gefeiert. In Gačko findet man diese Sitte noch häufig; doch ist sie nicht mehr obligatorisch. In den meisten Ortschaften ist an deren Stelle das Četrdesetnica am 40. Tage getreten, doch wird häufig auch noch ein Mahl am 7. Tage (ebenso wie am 3. und am Jahrestage) abgehalten. Die strenge Trauer dauert 40 Tage. Bei den Katholiken sind die Todtenmahle abgeschafft.

Bei den bosnischen Muhammedanern ist das Tewhid-Gebet (Preis der Einheit Gottes) an die Stelle der Todtenmahle getreten. Es findet am Begräbnistage, am 7. und 40. Tage, ein halbes und ein Jahr nach dem Begräbnis statt. An den ersten 7 Tagen und am 40. Tage nach dem Begräbnis werden die Kefarets vertheilt, d. h. soviel Geld, dass sich ein Mensch einmal sattessen kann.[6])

Mein verehrter Freund Dr. Murko hat in meinem Interesse das kroatische (oder serbische) von der südslavischen Akademie herausgegebene Wörterbuch durchsucht, ferner das Pleteršnik slovensko-nemsky slovar (1894) und Duvernois' russisch-bulgarisches Wörterbuch. Das Resultat ist, abgesehen davon, dass das kroatische Wörterbuch noch nicht bis sedam vorgerückt ist, vollständig negativ, während die 9 in diesen Werken

---

[1]) Vuk Karadschitsch, Volksmärchen der Serben (1854), S. 68, 98, 101, 125, 150. In den beiden Bänden der Sammlung von S. Kapper kommt die 7 zwölfmal vor. Die 3 und 9 überwiegen auch hier.

[2]) Šišmanow, Chanson du Frère mort (Sbornik d. Minist. f. Volksaufklär., Bd. XV).

[3]) Weigand, Aromunen, Bd. II.

[4]) Hahn, Alban. Stud., 200.

[5]) Hahn, Griech. u. alban. März. 1864.

[6]) Lilek, Famil. u. Volksl. Bosn.-Herzeg., Z. f. österr. Volksk. VI, 64—67.

ziemlich reichlich bedacht ist (neun Welten!). Die geringe Rolle der 7 im Volksbewusstsein der Slaven erhält somit von dieser Seite neue Bestätigung.

Nach dem Volksglauben der Litauer blüht der Žálmedis (eine Artemisie), wenn er 7 Jahre alt ist.[1]) Gegen Sodbrennen und gegen Schlucken sind gewisse Formeln 7mal zu sprechen.[2]) Der Púkys (feuriger Drache) entsteht aus dem Ei eines 7jährigen Huhns, der Kauks, ein kornbringender kleiner Geist, aus dem Hoden eines 7jährigen Ebers.[3])

In den Mythen der Zamaiten finden wir einigemale die mystische 7. Der König der Zamaiten, welcher in einem Berge auf einem goldenen Sessel sitzt, um ihn sind 7 seiner Feldherren. Ein Dorf wird vor der Pest geschützt, wenn man mit dem Pfluge 7 Furchen um dasselbe zieht; tugendhafter Lebenswandel während 14 Tagen befreit die Einwohner eines Dorfes von schwerer Krankheit. Ferner 7 Himmel. Ein Feuer über einem vergrabenen Schatz brennt alle 7 Jahre. Die Erzählung von den 7 schlafenden Brüdern. Ein Geist, der verschwindet, so wie es 7 Uhr abends schlägt. Eine Prinzessin, welche nur alle 700 Jahre erlöst werden kann.[4])

Wenden wir uns nun zu den Finnen im engeren Sinne. Hier ist zu constatieren, dass in jenem Theile der Lönnrot'schen Sammlung magischer Gesänge der westlichen Finnen, welche John Abercromby ins Englische übertragen hat, die 7 fast gar nicht vorkommt. Wiedemanns Darstellungen aus dem Volksleben der Esthen enthält nur drei wenig typische Belege hiefür. Als Mittel gegen das Fieber muss man auf einem Besenstiele an 3 Mittwochen und 4 Donnerstagen herumreiten und dabei 9 Worte sprechen.[5]) Außerdem treffen wir an die allgemein europäischen Vorstellungen von dem Einfahren des Donnerkeils 7 (auch 9) Faden tief in die Erde bei einschlagendem Blitze und von der meteorologischen Bedeutung des Siebenschläfertages (27. Juni) oder des Siebenbrüdertages (10. Juli).[5])

Die kleine mir zur Verfügung stehende Sammlung esthnischer Märchen und Sagen von Harry Jannsen enthält drei interessante Formen der mystischen 7: ein Vertrag mit dem Teufel kann nur auf 7 oder 14 Jahre geschlossen werden; der Teufel entwendet dem Pikne, dem Donneralten, seine Sackpfeife, mit welcher er den Donner macht. Sie wird in der Hölle hinter 7 Schlössern verwahrt. Pikne gelingt es, durch List die Pfeife wiederzugewinnen, wodurch nach 7 Monaten Dürre erquickender Regen erzeugt wird.[6])

Nach Wiedemann, a. a. O. 397, glauben die südlichen Esthen, dass auf der Universitätsbibliothek zu Dorpat ein 6. und ein 7. Buch Mosis aufbewahrt werden, welche wegen der darin enthaltenen mächtigen Zaubersprüche verborgen bleiben müssen.

Anders verhält sich die Sache in dem Kalewala,[7]) welcher die 7 ungefähr 20mal enthält. Die Beziehungen dieser Zahl sind zum Theile höchst bedeutsam. So legt in der ersten Rune die ins Meer geflogene und von dem Winde und den Wogen geschwängerte Tochter der Luft 7 Eier, welche sie 700 Jahre in ihrem Leib herumgetragen hatte (I, 139, 212). Aus diesen entsteht der Kosmos. Wäinämoinen, der Erfinder des Ackerbaues, säet 7 Gerstenkörner aus (II, 290). Beim Zimmern eines Bootes aus der Spindel der Jungfrau des Nordens verwundet sich Wäinämoinen am Knie. Aus der Wunde fließen

[1]) Bezzenberger, Litauische Forsch., 76.

[2]) Bezzenberger, a. a. O. 74.

[3]) Bezzenberger, a. a. O. 62, 64. — Etwas anderes bezüglich der Kauks (Kaukas) bei Veckenstedt, Mythen, Sagen, Legenden der Zamaiten, II, 143.

[4]) Veckenstedt, a. a. O. I, 113, 247, 249, 277; II, 138, 143, 184, 203, 233.

[5]) Wiedemann, Aus dem inneren und äußeren Leben der Ehsten, 338, 400, 457, 337.

[6]) Harry Jannsen, Märchen und Sagen der Ehsten, 13, 45, 46.

[7]) Ich citiere nach A. Schiefners Übers. des Kalewala die betreffenden Runen und deren Einzelnverse.

7 Boote voll Blut (IX, 17). Eine Biene saugt Honig aus 7 Kräutern zum Härten des Stahles (IX, 228). Die Jungfrau des Nordlandes strahlt von den Schultern das Licht des Bären aus und trägt auf dem Rücken 7 Sterne (X, 92). An den Riemen des Jochs vom Schlitten, mit welchem Ilmarinen ausfährt, um die Jungfrau vom Norden zu freien, oder an dem Kummet des Pferdes (XXII, 481) singen 7 blaugefärbte Vögel (XVIII, 605). Der furchtbare Hecht aus dem Todtenreiche hat einen 7 Boote breiten Rücken (XIX, 230). Der zum Hochzeitsschmause von Pohjola geschlachtete Ochse gibt 7 Boote voll Blut (XX, 115). Aus dem Speichel der bösen Syöjätär, welcher 7 Jahre hindurch auf dem Meere geschaukelt wurde, entstand eine furchtbare Schlange des Nordlandes (XXVI. 700). Der Gesang von Lemminkäinen wird weiter als 7 Meere gehört (XLII, 292). Wäinämoinen macht sich aus einer Birke eine neue Harfe; eine Jungfrau gibt ihm auf seine Bitte 7 ihrer weichen Haare als Saiten (XLIV, 228).

Abercromby hat einen Gesang vom Erdgeist Sämsä Pellervoinen mitgetheilt. Derselbe schläft im Winter mit 7 Kreuzen am Rücken, 10 Fingerringen in der Stube. Er wird im Sommer durch den männlichen Sommerjüngling aufgeweckt.[1])

Die von Poestion gesammelten Traditionen der Lappen enthalten die 7 nur dreimal. Ein Mann kämpft 7 Jahre mit einem Riesen, der ihm seine Frau nimmt. In der Polyphemsage vom betrogenen Riesen tritt die 14 auf. Ein Riese wird durch einen jungen Lappen im Zweikampf beim dritten Schlag 7 Klafter weit zurückgetrieben und bleibt todt liegen.[2])

Amerika.

Der Sachverhalt bezüglich der 7 in Nordamerika bedarf einer Specialuntersuchung. Die bekanntesten Sammlungen nordamerikanischer Traditionen sagen darüber so gut wie nichts, und doch fehlt es nicht an Andeutungen einer mystischen Auffassung dieser Zahl in gewissen geheimen Gesellschaften der Sioux, der Nation der »7 Rathsfeuer«,[3]) ferner in den Kornmythen und den Traditionen der »Gesellschaft vom Bogen«, der Zuñi. Auch eine Legende der »Schlangengesellschaft« der Hopi käme hier in Betracht.[4]) Endlich sei an die Nahuatradition erinnert, welche die 7 Stämme der Nahua aus den 7 Höhlen Chicomoztoc hervorgehen lässt. Zu einzelnen Zügen, welche die Sioux mit den Creekvölkern verbinden, tritt auch die Wertschätzung der 7. Nach der einen Version der Wandersage der Creek hatte jeder ihrer 7 Stämme eine ihm gehörige heilige Pflanze.[5]) Allerdings spricht die andere Version von Chekili von 4 heiligen Pflanzen, wie denn in beiden Versionen die 4 immer wiederkehrt.[6]) Doch spielt in dem feierlichen 8tägigen jährlichen Fasten der Creek (púskita) die Bereitung eines Zaubertrunks aus 14 Pflanzen eine große Rolle.[7]) Die Wandersage (Version Chekili) erzählt auch, dass der tapferste Stamm der Creek, die Cussitaw, einen Löwen tödtete, welcher jeden 7. Tag die Stadt Coosaw überfallen und Einwohner derselben getödtet hatte. Zum Andenken an diese That fasten die Creek vor Betreten des Kriegspfades durch 6 Tage und brechen am 7. Tage auf.[8]) Die Cherokee, deren Zugehörigkeit zu den Algonkin von Horatio Hale[9]) bewiesen

[1]) Abercromby, Pre- and Proto-historic Finns, I, 305.
[2]) Poestion, Lappländische Märchen, 81, 125, 207.
[3]) Dorsey.
[4]) Fewkes, Tusayan snakes ceremonies, Rep. Bur. Ethn., XVI, 302 f.
[5]) Gatschet, Creek migration legend, I, 223.
[6]) Gatschet, a. a. O. II, 11.
[7]) Gatschet, a. a. O. I, 178 f.
[8]) Gatschet, a. a. O. II, 15.
[9]) H. Hale, Indian migrations, Amer. Antiqu., V, 18—23, 104—124.

wurde, standen auch in prähistorischen Beziehungen zu den Creek.[1]) Sie nehmen 7 Himmel an und messen der 7, neben der 4, eine heilende Kraft bei. Allerdings lassen die bisher veröffentlichten Zauberformeln der Cherokee, wie bereits erwähnt, diesen Gesichtspunkt nur in beschränktem Maße hervortreten. Besonderes Interesse verdient die Angabe von Leon Douay über einen Brauch der Mogexs-Indianer der Provinz Cauca in Columbien. Jeder Erwachsene hat die Verpflichtung, sich durch 7 Jahre während des Faschings zu verkleiden. Stirbt er früher, so muss Jemand aus seiner Familie diese Aufgabe zu Ende führen, damit seine Seele Ruhe finde.[2])

III.

Für die genetische Erklärung der Vorstellung von der heiligen 7 ist ein nicht gerade sehr reichhaltiger rationalistischer Apparat aufgeboten worden. Der h. Cyprian sieht in der 7 die Vereinigung der h. Dreieinigkeit mit der Idee von der Welt. Diese Auffassung ist in der christlichen Welt maßgebend geblieben. Eine moderne Variante derselben bietet Buckland mit der Behauptung, die 7 sei durch Aufpfropfung einer Dreieinigkeit auf eine ältere Religion entstanden, welche in den 4 Cardinalpunkten die mythischen Himmelsstützen suchte.[3]) Radloff ist geneigt, die 17 Himmel der Tungusen aus dem Anblicke der Gebirgsschichten abzuleiten.[4]) Den Vogel hat zweifelsohne ein vergleichender Mythologe abgeschossen, welcher die Erzählungen von der Abwesenheit gewisser Persönlichkeiten und deren Aufenthalt an unbekannten Orten (Unterwelt u. s. w.) während 7, 8, 9 Jahren (Chants de retour) als Sonnenmythen deutet. Der Sonnengott soll im hohen Norden 9, in gemäßigten Breiten 7 Monate abwesend sein! Wenn ein Ritter bei seiner Abreise seiner Frau aufträgt, auf ihn 7 Jahre zu warten, so bedeutet dies die 7 Wintermonate. Ist er 15 Jahre abwesend, so ist dies eine poetische Reduplication der 7 Wintermonate u. s. w.[5])

Die älteren Germanisten Schmeller, K. Rudel zogen gerne »die Siebner« (Schiedsrichter oder Sachverständige in den Gemeinden) zur Erklärung einzelner Redensarten heran, was für »siebengescheidt« ganz plausibel klingt.[6]) Bezüglich der »bösen 7« erklärte man sich allgemein als incompetent. Richard Meyer erklärt aus dem in der altnordischen Poesie sich steigernden Zahlenbedürfnis die typische Ausbildung der 7. Reihe in derselben.[7]) Die mit Vorliebe festgehaltene Ableitung aus dem Volksglauben setzt, um beweiskräftig zu sein, die Erklärung voraus, wie der Volksglaube zu einer Wertschätzung der 7 gekommen ist.

Selbst die Gegner der anthropologischen Behandlung völkerpsychologischer Probleme dürften zugeben, dass gegenüber der großen Mannigfaltigkeit von Rassen und Culturstufen, welche eine magische 7 anerkennen, die angeführten Erklärungen unzureichend sind. Der Casualist, welcher die spontane Entstehung der gedachten Vorstellung für jedes Volk rationalistisch begründen oder gar nach Brintons berühmtem Muster die 7 unter die Elementargedanken einreihen wollte, wird über die Thatsache nicht hinwegkommen können, dass im größten Theil von Afrika, Amerika, in Melanesien, Neu-Guinea

---

[1]) Gatschet, a. a. O. I, 24.

[2]) Leon Douay, Contr. à l'Américanisme du Cauca. Compt. Rend. Congr. Intern. Américic. Berlin 1888, S. 770.

[3]) Buckland, J. Anthr. Inst., Lond., Bd. XXV, S. 101.

[4]) Radloff, Aus Sibirien.

[5]) Pineau, Vieux chants populaires Scandinaves, 248 ff.

[6]) Schmeller, Bayer. Wörterb., II, 208.

[7]) Rich. M. Meyer, Die altgerm. Poesie nach ihren formelhaften Elementen beschrieben, 85.

und Australien die »gute wie die böse 7« unbekannt sind und dass sogar europäische Völker derselben so gut wie keine Bedeutung schenken.

In weit befriedigenderer Weise lässt sich der statistisch erhobene Thatbestand durch Diffusion erklären. Die kosmisch-mystische 7 strahlt von den ältesten Cultursitzen in Mesopotamien nach den verschiedensten Weltrichtungen aus. Wir müssen dieselbe als eine Pièce de résistance des asiatisch-europäischen Culturschatzes betrachten. Ihre Domäne erstreckt sich aber noch weiter, nach Ägypten, an die Ostküste Afrikas und sogar nach Polynesien. Die Grenzen und die Intensität ihres Auftretens sind nicht misszuverstehender Weise an den Verkehr mit den asiatischen Culturvölkern, erst in zweiter Linie an die Berührung mit europäischem Christenthum geknüpft.

Unaufgeklärt bleibt vorläufig das Auftreten der 7 in einem relativ kleinen Völkerkreis von Nord- und Mittelamerika. Den amerikanischen Ethnologen bleibt die Begründung desselben überlassen. Dass die ethnologischen Auffassungen der nordamerikanischen Völkerverbände sehr complicierte Gebilde sind, geht aus den meisterhaften Arbeiten unserer amerikanischen Fachgenossen klar hervor. Für die Mogexs-Indianer in Columbien ist christlicher Einfluss nicht unwahrscheinlich.

Selbst die frühesten prähistorischen Wanderungen der 7 von Asien nach Europa können nicht mehr als rein hypothetisch gelten, seitdem man untrügliche, der frühesten europäischen Bronzezeit angehörige Spuren ägyptischer und babylonischer Handelsbeziehungen kennen gelernt hat.[1]) Als das Product dieser orientalischen Einflüsse erscheint die mykenische Mischcultur, deren Umfang nach Hoernes nur verstanden werden kann, wenn man annimmt, dass lange vor deren Culminationspunkt im XV. Jahrhundert v. Chr. ägäische Ansiedlungen im Nillande und an der syrischen Küste die Assimilierung fremder Künste und Ideen eingeleitet haben.[2]) Es ist gar nicht nöthig, hier die Frage nach der Nationalität und dem Culturzustande der pelasgischen und lelegischen Urbevölkerung Griechenlands heranzuziehen, deren nächste Verwandte Tomaschek u. a. in Kleinasien suchen. Denn die Prähistorik und die classische Archäologie liefern täglich neue Anhaltspunkte, um das Vorkommen der 7 im homerischen Epos durch den Culturaustausch zwischen Griechenland und Kleinasien zu erklären.[3])

Weit bedeutungsvollere Einwirkungen orientalischer Weisheit spiegeln sich in den Lehren der Pythagoräer. Die Kenntnis der Planeten, der mächtige Aufschwung der Mathematik und Zahlenmystik bilden die Signatur dieser Schule. Zur Beurtheilung ihrer Abhängigkeit von Babylon sei auf die Cap. III, VI, VII von Cantors Geschichte der Mathematik hingewiesen. Es lässt sich nicht verkennen, dass sehr wichtige Züge der pythagoräischen Mystik der Zahlen und der mathematischen Figuren der babylonisch-chaldäischen Zahlenmystik vollkommen entsprechen und von ihr erborgt sein müssen. Auch für die pythagoräische Lehre von der Seelenwanderung ist vielfach, und zwar nicht ohne Berechtigung, orientalischer Ursprung angenommen worden.

Mit den Pythagoräern stehen die Orphiker in inniger Verbindung. Die orphische Seelenlehre ist aber ebenso wie der orgiastische Cult des Dionysius und der Kybele heftig abweichend, nach Rhodes (Psyche, II, 22) Ausdruck, von der traditionellen

[1]) Über babylonische Gewichte und Zahlzeichen vgl. Lindemann, Sitzb. d. bayr. Ak. d. W. 1896. S. 625 ff; 1899, S. 75 ff. — Dir. J. Mestorf, Über oriental. Perlen. Mitth. d. Anthr. Ver. Schleswig-Holstein, 1900, Heft 13. — Auch Montelius' Orient u. Europa wäre heranzuziehen.

[2]) Hoernes, Urgesch. bild. Kunst in Europa, 126—128. Bekanntlich sind zahlreiche Spuren solcher Ansiedlungen in Ägypten gefunden worden.

[3]) Nach Christ, Gesch. griech Lit.[3], 51, Anm. 2, beweisen die Κιμμέριοι (λ 14) wie die Κῆτειοι (λ 520) = Chethiter der Odyssee, dass die Griechen Kleinasiens mit den Reichen am Orontes und Euphrat [illegible] hatten.

griechischen Religionsweise. Dass der Orphismus im VII. und VI. vorchristlichen Jahrhundert als Vermittler orientalischer Impulse zu gelten hat, erkennen Gruppe und Dieterich unumwunden an.[1]) Letzterer betrachtet die orphischen Kosmogonien als Vorläufer der Gnosis. Orphik und Gnosis stammen wohl aus derselben Quelle. Dass eine der wichtigsten Quellen der Gnostik in der babylonischen Religion liegt, haben Lenormant[2]), besonders aber Kessler[3]) mit großem Nachdruck, behauptet. Der durch Prof. Joel (1880) und Prof. Weingartner (1882) gelieferte Nachweis gnostischer Ideen bei Platon und Aristoteles[4]) ergibt weitere Belege für die Annahme speculativer Zusammenhänge zwischen dem Orient und Occident. Von diesem Gesichtspunkte aus lässt sich auch die platonische und stoische Lehre von den 7 Theilen der Seele verstehen, welche der orientalischen Gliederung des Kosmos nachgebildet sind. War doch den Stoikern die menschliche Seele ein körperlich aufgefasster Absenker der Weltseele.

Der Einfluss der vor- und nachchristlichen Gnostik auf die europäische Cultur muss gegenwärtig weit höher geschätzt werden, als zu jener Zeit, in welcher, wie Herr Guimet versichert, viele Conservatoren die auf europäischem Boden gefundenen Isisfiguren aus der Thätigkeit alter Curiositätensammler ableiteten! Das Vorkommen derselben ist, nach Guimet, entschieden an die mitteleuropäischen Flussläufe geknüpft. Die Isis war die Schutzpatronin der Handelsleute und Schiffer.[5]) Auch mit den römischen Heeren drangen die Culte der Isis, des Mithras und des Serapis (als Weltseele) in die europäischen Provinzen des Weltreiches ein. Damit war aber zugleich eine Ausbreitung der Vulgärgnosis (Dieterich), einer überreichen Zauberliteratur verbunden, deren Überreste sich noch heute erhalten haben. Werden doch in einzelnen katholischen Erbauungsbüchern der Jetztzeit die Planetengeister als gefallene Engel bezeichnet. Die Anfertigung der Abraxasgemmen reicht, nach King, bis ins XVII. Jahrhundert herab. Ihre ursprüngliche Herkunft ist durch die hebräische Sprache und die griechischen Buchstaben ihrer Inschriften genügend gekennzeichnet. Desgleichen erscheinen auch in unserer magischen Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts wohl hebräische und griechische, aber keine deutschen Teufelsnamen.[6]) Auch das für den westeuropäischen Volksaberglauben so charakteristische Zaubern mit dem göttlichen Namen stammt zweifelsohne aus dieser Quelle.

Auf jüdisch-gnostische und christlich-gnostische Einflüsse werden wir endlich die mystische 7 im Neuen Testament, in den katholischen Riten, Gebeten, Bußen, sowie in den westeuropäischen Volkstraditionen zum großen Theile zurückzuführen haben.

Ein gnostisches Manuscript in koptischer Sprache, wahrscheinlich aus dem VI. Jahrhundert stammend, welches die »Geheimnisse der Buchstaben des Alphabets« behandelt, erklärt die 7 als die Vollendung. Christus wird durch die 7 symbolisiert; ebenso die Kirche. Die Vollkommenheit und Bedeutsamkeit der 7, 14, 70 wird darin vielfach erörtert.[7])

Im Jahre 1541 fand ein Landmann in Varsay (Umgegend von Perigord) beim Ausgraben eines Loches für einen Baum eine Kiste aus Blei, welche in einem Steinsarge

---

[1]) Gruppe, Griech. Culte und Mythen, 672. — Dieterich, Abraxas, 126.

[2]) Lenormant, Origines de l'histoire (1880), S. 529 ff.

[3]) Kessler, Über Gnosis und altbabyl. Relig. V. Internat. Orientalisten-Congr. Berlin, S. 289.

[4]) Citiert bei Kessler, a. a. O. 289.

[5]) Guimet, L'Isis Romaine, 3, 5.

[6]) Über den Namen Mephistopheles in der Beil. z. Münchner Allgemeinen Zeitung, 1901, Nr. 103.

[7]) Amélineau, Traités gnostiques d'Oxford. Rev. Hist. Relig., XXI, 279, 281. — Hebbelynck, Les myst. des lettres Grecques d'après un manuscript copte-arabe. Museon, Nouv. S., I, 273.

ruhte. Als man deren Deckel lüftete, stieß man auf ein menschliches Skelet, welches sofort zu Staub zerfiel. Außerdem fand sich ein dünnes Goldblech, auf welchem die 7 Vocale des griechischen Alphabets auf 7 Linien in folgender Weise angeordnet waren:

A	E	H	I	O	Υ	Ω
Ω	Υ	O	I	H	E	A
E	H	I	O	Υ	Ω	A
Υ	O	I	H	E	A	Ω
H	I	O	Υ	Ω	A	E
O	I	H	E	A	Ω	Υ
I	O	E	Ω	A	Υ	H[1])

Man darf auch nicht vergessen, dass die Schule von Alexandrien die Wissenschaft durch das ganze Mittelalter hindurch beherrschte. Selbst die edelste Frucht alexandrinischer Weisheit, der Neuplatonismus, blieb abhängig von orientalischer Naturmystik und hat trotz speculativer Verwertung der mystischen 9 immerhin noch für die Anerkennung unserer Zahl gewirkt.[2])

Auf die gnostische Auffassung der Planeten als Quelle alles Übels, welche das Christenthum in abstracter Weise (7 Greuel, 7 Todsünden) weitergebildet hat, wäre meiner Meinung nach die böse 7 der Volkstraditionen in letzter Linie zurückzuführen. Ihre Übertragung auf den Teufel im Karnüffelspiel oder auf ein böses Weib sind Derivate dieser Auffassung.

Wir wollen nun die Wanderungen der mystischen 7 bei den asiatischen Völkern näher ins Auge fassen.

Seit der Entdeckung der Thontafeln von el-Amarna müssen die alten Legenden von der Abgeschlossenheit der asiatischen Reiche, besonders Ägyptens, als beseitigt gelten (Winkler, Gesch. Babyl. Ass., 104). Diese Documente verstärken jedenfalls die Stellung jener, welche, wie neuerdings Morgan in seinen epochemachenden Recherches sur les origines de l'Egypte, die Entwicklung Ägyptens als von Babylon beeinflusst ansehen. In weit höherem Grade stand ganz Vorderasien, somit auch Palästina, spätestens im II. Jahrtausend v. Chr. unter dem Einflusse babylonischer Cultur und Wissenschaft. Die erweiterte Kenntnis der babylonischen Sagen und der wohl zuerst von Prof. Gunkel gelieferte Nachweis von der Befruchtung der israelitischen Tradition durch die babylonische lassen jede Controverse über den Ursprung der 7 im Judenthum als überflüssig erscheinen. Auch Arabien hat zweifelsohne uralte Berührungen mit den Euphratländern gehabt und daher viel empfangen. So ist z. B. das Wahrsagen mit Lospfeilen eine babylonische Übung gewesen (Lenormant, Magie d. Chaldäer. D. Üb., 432). Für die vorislamitische Zeit ist der im wesentlichen babylonische Gestirndienst aus den Schriften von Masudi.

---

[1]) Jodocus Sincerus (Zinzerling, ein Deutscher, † 1618), Voyage dans la vieille France, 1590, trad. Th. Bernard. Paris 1859, S. 160. Der Verfasser bemerkt hiezu: Je laisse à deviner de tels secrets aux Pythagoriciens. Ich verdanke diese Notiz dem unermüdlichen und verständnisvollen Volksforscher Dr. Bugiel. Sie ist umso wertvoller, als sie uns die Bedeutung der 7 auf anderen Gräbern, wie z. B. auf dem Grabstein eines Mercurius im Coemeterium in Chiusi (Kraus, Realencyklop. d. christl. Alterth., II, 999) enthüllt.

[2]) Trithemius hat Maximilian I. seine Schrift De septem secundeis (die Planetengeister) gewidmet. Auch die Bücher über die 7 Pflanzen der 7 Planeten blieben lange im Schwunge. Abraxas, 157, Anm. 1. Die Alchemie nimmt 7 Metalle an, entsprechend den 7 Planeten. Ebenso entstammen dem alexandrinischen Gesichtskreise die 7 Klimate des Eratosthenes. Über die 42 Unglückstage des Jahres vgl. Lammert, Volksmedicin in Oberbayern, 95.

Dimeshqui, Shahrastâni durch Chwolson nachgewiesen.[1]) Man beachte Chwolsons Bericht über die von Shahrastâni bekämpfte Überlieferung, dass die Kaaba ursprünglich ein Tempel des Saturn war.[2]) In südarabischen Sagen wird unter anderen Dû-el-Karnein als eifriger Astrolog gepriesen.[3]) Vielleicht bezieht sich die Benennung des in der Nähe der himjarischen Hauptstadt Zafâr gelegenen Schlosses Kaukabân = Sternschloss, welches von Dämonen erbaut sein soll, auf die Pflege der Astrologie.[4]) Prof. Hommel leitet den südarabischen Sterndienst direct aus Babylon ab; doch konnte er bis jetzt nur die Namen von 4 Planeten aus den Inschriften nachweisen.[5])

Die babylonischen Einflüsse erstrecken sich aber weiter nach Norden (Armenien) und nach Osten. In Elam, dem Vorläufer der persischen Weltmacht, herrschte eine aus Babylon entlehnte Cultur.[6]) Von Medien müssen wir dasselbe voraussetzen. An den Stammvater des medischen Königshauses knüpft bekanntlich die Sage den Bau des mit 7 Mauern umgürteten Ecbatana.[7]) Nach der Eroberung Babylons tritt Kyros als Wiederhersteller der altbabylonischen Localcultur auf.[8]) Dieses Ereignis hat überhaupt eine bunte Vermischung aller westasiatischen Völker zur Folge gehabt.[9]) Die neuen Ausgrabungen beleuchten immer deutlicher die Abhängigkeit der persischen Cultur von der babylonischen. Fr. Windischmann und Prof. Spiegel haben in der eranischen Sagengeschichte und Religion sehr alte semitisch-babylonische Entlehnungen nachgewiesen.[10]) Es fehlt nicht an Andeutungen, dass zu diesen Entlehnungen auch die magische 7 gehört. Sie tritt in auffallender Weise in den persischen Geschichtssagen auf, welche Herodot überliefert hat, ferner in einzelnen persischen Einrichtungen, wie z. B. in den 7 obersten Richtern der Achämeniden.[11]) In dem sassanidischen, wie in den älteren iranischen Reichen hielt man an der Siebenzahl der vornehmsten Geschlechter fest (Nöldeke, Iran. Nationalepos. Grundr. Indo-Iran. Ph., II, 171). Auch in den Todtengebräuchen einiger eranischer Völker finden sich wenigstens Spuren derselben. So hatten die Parther theilweise die babylonische Bestattungsweise in irdenen Särgen angenommen. In einem solchen Sarge fand Loftus 7 verschieden gefärbte Glasgefäße.[12]) Bekanntlich ist auch das Grab des Kyros mit 7 Stufen babylonischen Gebäuden nachgebildet.[13]) Die Derbiker schlachteten und verzehrten 70 Jahre alte Männer (Strabo, XI, 11). Die Kaspier ließen dieselben verhungern und legten sie in die Wüste (Strabo, XI, 10, 11).

---

[1]) Chwolson, Sabier, II, 647—670.

[2]) Chwolson, a. a. O. 673.

[3]) Kremer, Südarab. Sage, 71, betrachtet diese Stammessage des Kahtânischen Geschlechts als ursprünglich jüdischen Ursprungs.

[4]) Ich verdanke Herrn Dr. Hein den Hinweis auf die betreffende Stelle des Iklîl in D. H. Müller, Burgen und Schlösser Südarabiens nach dem Iklîl des Hamdâni, I, 37 f.

[5]) Hommel, Gestirndienst d. alten Araber, 10.

[6]) Hugo Winkler in Helmholtz' Weltgesch., III, 1, 92.

[7]) Spiegel, Eran. Alterth., II, 250. Die Zinnen derselben trugen die Farben der Planeten. — Justi, Gesch. alt. Pers., 6. — Anders fasst Prášek, Medier u. d. Haus des Kyaxares, 37, den Ursprung der Stadt auf; für die vorliegende Frage ist dies von keiner Bedeutung.

[8]) Winkler, Gesch. Babyl. u. Assyr., 318.

[9]) Hilprecht in Babyl. Exp. Univers. Pennsylv., IX, 28.

[10]) Spiegel, Er. Alterthk., I, II, an vielen Orten. — Windischmann, Zoroastrische Studien, 210, bezüglich der Tahmurafsagen.

[11]) Justi, a. a. O. 61.

[12]) Justi, a. a. O. 85. Die Parther ließen sich in Warka (Erech) begraben. Noch heute bringen bemittelte Perser ihre Todten nach Kerbela, westlich von Babylon.

[13]) Justi, a. a. O. 111.

Weitere Belege für eine sehr frühe Anerkennung der mystischen 7 entnehmen wir der eranischen Heldensage. Man wird kaum die so häufig vertretene Zahl insgesammt als späteres Einschiebsel betrachten dürfen. Die 7köpfige Schlange auf Rustems Schild im Schahname scheint mir älteren Ursprungs zu sein, als die Vorstellung vom 3köpfigen Dahâk im Avesta. Feriduns Schwur bei den 7 heiligen Sachen klingt weit alterthümlicher als die Eidesformel im Sôgand Nâma, welche die 6 Amesha-çpentas, den Fravashi des Zarathustra, das göttliche Wort (den Avesta) und die Fravashis aller Gerechten der Gegenwart und Zukunft anruft.[1]) Auch die 7tägige Todtenklage dürfte der 3tägigen, welche der Avesta kennt, vorhergegangen sein. Nun verdammt aber der Mazdeismus, in Übereinstimmung mit der Auffassung der Mandäer,[2]) die Todtenklage überhaupt auf das schärfste, und schon der Avesta belegt dieselbe mit der Strafe des Meineids.[3]) Die drei- bis siebentägige Todtenklage ist eben eine alte babylonische Einrichtung, welche im persischen Volksleben den Vorschriften des Mazdeismus siegreich Stand gehalten hat.[4]) Auch die 7 Berge (Himmel) und die 7 Keshwars dürften zu den primitiven Entlehnungen gehören.

Wie in Europa hat aber auch in Westasien die Gnostik das Material für die bei den Juden, Arabern und Eraniern auftretenden jüngeren Formen der mystischen 7 geliefert. Die Ausbreitung derselben ist wesentlich an das kosmopolitische Judenthum geknüpft, welches gegen das Ende der vorchristlichen Ära Persien in geistiger Richtung, Mesopotamien und Arabien sogar politisch beherrschte. Die jüdische Dynastie in Südarabien dauerte 200 v. Chr. bis 526 n. Chr.[5]) Nach dem Falle des himjarischen Reiches steht Südarabien unter dem Protectorate der Sassaniden. Der Eranist Herr Blochet hat die Beeinflussung des primitiven Islams durch Iran nach der persischen Eroberung, und zwar theils durch directe Entlehnung, theils durch Vermittlung der gnostischen Secten erörtert.[6]) Eine vergleichende Darstellung der gnostischen Kosmologien unter Heranziehung der interessanten Mandäer ist leider noch nicht vorhanden. Doch genügt wohl eine allgemeine Orientierung über den gnostischen Gedankenkreis, um die Überzeugung zu erwecken, dass ohne Berücksichtigung derselben die eranische Kosmologie, die Auffassung der Planetengeister als böse Geister, ferner die Rolle der 7 im Avesta wie in der Pehlevi-Literatur ihrer genetischen Bedeutung nach unverständlich bleiben. Herr Prof. Weber hat jüngst mit vollem Rechte betont, dass die heilige 7 im Avesta gegenüber der indischen 7 entschieden secundär und jüngeren Alters ist.[7]) Diese Auffassung schließt jedoch keineswegs die Annahme des babylonischen Ursprungs der eranischen 7 aus. Abgesehen von den angeführten, allerdings spärlichen, jedoch charakteristischen Belegen einer älteren directen Entlehnung aus dem westasiatischen Culturkreise ist ja die Gnostik selbst, wie bereits erwähnt, als secundäres Destillationsproduct babylonischer, jüdischer und griechischer Ideen von der neuen Forschung anerkannt worden. Übrigens hat schon Spiegel auf gnostische Einflüsse, wie z. B. auf die Vorstellung vom »göttlichen Verstand« Aen Khard aufmerksam gemacht.[8]) Darmesteter betrachtet den Amshaspand Vohu Mâno als identisch mit dem Logos der Neuplatoniker, und die Vorstellung der Amshaspand im ganzen als postalexandrinisch oder gnostisch.[9])

[1]) Darmesteter, Zend-Avesta, II, 64, Anm. 47.
[2]) Brandt, Mandäische Religion, § 42.
[3]) Nathan Söderblom, Les Fravashis, 26, nach dem Dimkard, IX, XVII, 4.
[4]) Jastrow, Relig. Babyl. Assyr., 604, nach Hagen, Cyrus-Texte, Beitr. z. Assyriologie, II, 219, 223.
[5]) Winkler, Das alte Westasien, 228, 247.
[6]) Revue de l'histoire des Religions, XXXVIII, 26—61; XL, 1 ff.; XL, 203 ff.
[7]) Weber, Z. Ind. Religionsgesch., 6.
[8]) Spiegel, Eran. Alterth., II, 34.
[9]) Darmesteter, Zend-Avesta, III, LV.

Durchsichtiger ist die Sachlage in Indien, dessen arische Bevölkerung ihre nationale Eigenart viel ungestörter entwickelt hat, als dies bei den Eraniern der Fall war. Bergaigne hat die Arithmetik des Rigveda sehr eingehend behandelt. Er hat die interessante Thatsache hervorgehoben, dass der Gebrauch der 7 als mythologischer Zahl der Zeit nach weit der Einführung der 7tägigen Woche vorangeht.[1]) Dies deutet doch wohl auf den Import dieser Zahl aus der Fremde. Bergaigne hält es für »sehr möglich«, dass unsere Zahl ursprünglich eine valeur mythologique indépendente gehabt habe.[2]) Er verwirft die noch immer auftauchende Meinung, dass sie (nebst den anderen Zahlen) eine bloße unbestimmte Vielheit ausdrücke. Sie bedeutet vielmehr ein Ganzes, die Gesammtheit der Welten.[3]) Sehr wichtig erscheint seine Deutung von R. V., VIII, 46, 5 (das Meer mit 7 Böden). Deutet man das Meer als die Atmosphäre, so ergibt sich aus den 7 Böden die Vorstellung von 7 übereinanderliegenden Welträumen. Dieselbe Vorstellung scheint ihm im R. V., IV, 19, 3, gegeben, wo von 7 Bergen die Rede ist, was Bergaigne mit 7 pentes (Abhänge) übersetzt.[4]) Nun hat Zimmer längst auf das allerdings relativ junge Lied (R. V., IX, 114, 3) aufmerksam gemacht, in welchem von 7 durch verschiedene Sonnen erleuchtete Weltgegenden die Rede ist,[5]) während anderseits dieselbe Zahl auf irdische Verhältnisse übertragen wird (R. V., I, 22, 16).[6]) Nehmen wir hiezu die 7 irdischen und himmlischen Flüsse, die 7 Töne des heiligen Liedes, die 7 Adityas nach der geistreichen Deutung von Oldenberg,[7]) so dürfen wir behaupten, dass die wichtigsten Elemente der babylonischen Kosmologie im Rigveda, allerdings in sehr verworrener und unzusammenhängender Weise und in stetem Kampfe mit anderen Auffassungen, vertreten sind. Auch der reichliche Gebrauch der 7 in den Hymnen an Agni und Soma und an die Sonnengötter hängt offenbar zum großen Theile mit deren kosmischem Charakter zusammen. Der noch heute in den Pagoden des Isvara vorfindliche Sonnenwagen des Surya wird von einem 7köpfigen grünen Pferde gezogen.

Das im ersten Theile beigebrachte indische Material beleuchtet wohl genügend ein mit der Ausbildung des Seeverkehrs zwischen Ost- und Westasien verstärktes Eindringen der mystischen 7 in das Zauberwesen, wie in die Ritnal- und Rechtsgebräuche der jüngeren Vedenzeit.

Dass das Mahabharata die westasiatische Kosmologie enthält, wurde bereits erwähnt. Dagegen scheint die Thatsache übersehen worden zu sein, dass auch das Ramayana eine deutliche Spur derselben aufweist. Nach Alberûni, India, I, 306, liegt Lânka an den beiden Enden der bewohnten Welt. Hier hat sich Râvana verschanzt, als er die Gemahlin des Râma raubte. Diese labyrinthische Festung heißt bei den indischen Muslim Yâvanakoti. Der von Alberûni beigefügte Grundriss derselben weist 7 concentrische Kreise auf, in deren Mittelpunkt die Burg des Râvana liegt. Hiemit stimmt der im dritten Buche des Mahabharata (Vanaparvan) eingeflochtene Abriss des Ramayana, welcher die Befestigung der Dämonenstadt beschreibt. Sie ist mit 7 tiefen Gräben umgeben, welchen

[1]) Bergaigne, Relig. Védique, II, 131.

[2]) Bergaigne, a. a. O. II, 127.

[3]) Bergaigne, a. a. O. II, 156.

[4]) Bergaigne, a. a. O. II, 140.

[5]) Zimmer, Altind. Leb., 359. — Grassmann, Rigveda, II, 465.

[6]) Bergaigne, a. a. O. II, 143.

[7]) Oldenberg, Rel. d. Veda, 185 ff. Die von dem Herrn Professor angenommene ursprüngliche Identität derselben mit den Amshaspand muss fallen gelassen werden, wenngleich diese letzteren allerdings ein secundäres Product des babylonischen Sterndienstes darstellen dürften. Über die Kenntnis der 5 Planeten zur Vedenzeit vgl. Thibaut, Grundr. Indo-Ar. Philol., III, 9, 6. — Zimmer, Altind. Leb., 355.

ebensoviele Wälle entsprechen müssen. Wird somit die Wolkenburg Râvanas zu einem abgeblassten Abbild des Meru, so kann wohl über die kosmische Bedeutung der Râmasage kaum mehr ein Zweifel bestehen. Jacobis geistreiche Deutung Râmas als einer Variante von Indra erfährt dadurch eine glänzende Bestätigung.[1]) Nach RV., IV, 19, bekämpft Indra den auf 7 Bergen liegenden Vṛtra!

Durch die Einführung des Buddhismus in China (I. Jahrh. n. Ch.), in Tibet (VII. Jahrh.), bei den Mongolen unter Chubilai (XIII. Jahrh.) ist der Weiterverbreitung der mystischen 7 jedenfalls Vorschub geleistet worden. Wenn diese Wirkung weniger intensiv war, als man vielleicht erwarten würde, so mag dies zum Theile darin begründet sein, dass der Buddhismus schon verhältnismäßig früh noch andere Zahlen, besonders die 8, später die 9 bevorzugt, welche schon im tibetanischen Buddhismus in offenbarem Wettkampfe mit der 7 begriffen sind. Den buntesten Synkretismus finden wir in den Gebräuchen, Zaubereien und Kosmologien der Westmongolen. In dem Gesetzbuche der Mongolen und in den Gebräuchen der Mandschu behauptet die 9 nahezu vollständig das Feld. Wer etwa a priori die buddhistischen Märchen als wichtigste Träger der Diffusion unserer Zahl nach Osten und Westen betrachtet hat, muss sich durch die Thatsache einigermaßen enttäuscht fühlen, dass sich diese Märchen bezüglich der 7 höchst verschieden verhalten. Die Erzählungen des Siddhi-Kür enthalten die 7 in höchst charakteristischer Weise. Dagegen habe ich diese Zahl in der Übersetzung der 70 Erzählungen der Sukasaptati von B. Schmidt vergeblich gesucht. Auch im Pantschatantra ist sie sehr untergeordnet.[2]) Als bloße Gebrauchszahl kommt sie gar nicht darin vor. Die »Geschichte der Ardschi Bordschi Chan« verhält sich in dieser Hinsicht ungefähr so, wie der Siddhi-Kür. In der von Herrn Fr. v. d. Leyen gegebenen Übersetzung einiger Märchen und dem Katha Sarit Sâgara des Somadeva tritt die 7 einmal als Gebrauchszahl ohne mystische Bedeutung auf. Auch die Übersetzung der ersten fünf Bücher dieser großen aus dem XII. Jahrhunderte stammenden Sammlung von Professor Herm. Brockhaus enthält diese Zahl nur 7mal (worunter einmal 7 × 9). Dagegen dreht sich die Erzählung von den Sindbad, den 7 weisen Meistern, ganz um die Siebenzahl. Eine eindringendere Behandlung dieses Verhältnisses gehört der Literaturgeschichte an. Nach dem mir zugänglichen Thatbestande müsste jedenfalls der Antheil dieser Erzählungen an der Verbreitung der 7 sehr gering angeschlagen werden. Die von Stan. Julien aus dem Chinesischen übersetzten Avadânas scheinen diese Annahme zu bestätigen.

In Nord- und Mittelasien ist jedoch sicherlich die aus dem Buddhismus hervorgegangene Schichte der 7 die relativ jüngere. Ältere Formen derselben gehen von der iranischen Bevölkerung aus, welche seit Kyros die 20. Satrapie und Nordostmark des persischen Reichs bildet. Die Skythen bildeten durch mehr als ein Jahrtausend das wichtigste ethnische Element vom Zweistromland bis zum Pendjab und bis in das Tarimbecken hinein.[3]) Sie sind seit uralter Zeit die Nachbarn der Altaier, mit denen sie Handelsbeziehungen unterhielten.[4])

---

[1]) Jacobi, Ramayana, 139.

[2]) Wir finden dieselbe in der indischen Eidesformel zweimal, Benfey, Pantschatantra, II, 42, 117; eine Königstochter, welche einen Palast mit 7 Stockwerken bewohnt, a. a. O. 50; 7 Schritte erzeugen Freundschaft (a. a. O. 165); eine Erdkugel, auf welcher 7 Inseln sammt Meeren und Bergen abgebildet sind (a. a. O. 224).

[3]) Die wichtigste Quelle für centralasiatische und osteuropäische Völkerverhältnisse ältester Zeit bildet die ausgezeichnete Arbeit von Prof. W. Tomaschek, Kritik der ältesten Nachrichten aus dem skythischen Norden, Bd. I, II. (Sitzungsber. d. Phil.-hist. Cl. der k. Akad. d. Wiss. Wien, Bd. CXVI, CXVII.)

[4]) Ujfalvy, Mém s. les Huns blancs. Anthropologie, 1898, S. 259 ff.

Nach Herodot, IV, 25, gebrauchten die östlichen Skythen für ihre Geschäfte mit den kahlköpfigen Argipäern (einem Turkvolke nach Tomaschek)[1]), 7 Dolmetscher in 7 Zungen. Von der vollen Wucht der vom II. Jahrhundert n. Chr. an hereinstürmenden Turko-Tataren getroffen, wurden die iranischen Organisationen vernichtet, verdrängt und unterjocht. Diese Kämpfe führten zu einer physischen und culturellen Annäherung zwischen Iraniern und Altaiern. So nahm das türkisch-iranische Mischvolk, die Yue-tschi (130 v. Chr. bis 425 n. Chr.) nach der Eroberung von Baktrien (120 v. Chr.) persische Sitten an. Die Hoa (Ye-ta = Ephtaliten) wurden Feueranbeter (425—557 n. Chr.).[2]) Die Aufnahme von Gebräuchen und Mythen des älteren und jüngeren Mazdeismus durch Türken und Mongolen hat neuerdings Herr E. Blochet erörtert.[3]) Er hebt besonders die Verehrung des Feuers und die Aussetzung der Leichen auf hohen Plätzen bei den Mongolen hervor. Hieher gehören auch die 77 Brandopfer der Mongolen. Die Karakirgisen verneigen sich vor dem Feuer, indem sie Fett in dasselbe gießen.[4]) Über persische Einflüsse auf die Volksdichtung der Kirgisen vgl. Radloff im Bd. IX der Zeitschrift für Völkerpsychologie.

Ein sichtbares Zeichen dieser Beziehungen ist das bei den Altaiern gebräuchliche Wort Kudai für Gott, welches mit dem persischen Chuda identisch ist.[5]) Bei den Tungusen kommen aber, wie wir gesehen haben, 7 Kudai vor, welche wohl den 7 Feuergöttern der Jakuten entsprechen und einigermaßen an die Planetengeister erinnern. Von den Tu-kiu (Türken), welche um das V. Jahrhundert n. Chr. in Hochasien mächtig waren, erzählen chinesische Annalen, dass sie das Zelt, in welchem ein Verstorbener liegt, 7mal umreiten, sich das Gesicht mit einem Messer zerschneiden und jammern; diese Ceremonie wird 7mal verrichtet und dann der Leichnam zusammen mit dem Reitpferde des Verstorbenen verbrannt.[6])

Friedliche Beziehungen haben die Eranier auch mit ihren nördlichen Nachbarn in Europa und Asien, den Finno-Ugrern unterhalten. Die Mordwinen, Permier, Ugrer zeigen in ihren Sprachen uralte arische, besonders eranische Elemente. Kein Wort spricht so deutlich, sagt Tomaschek, für die unmittelbare Nachbarschaft eranischer und permisch-ugrischer Stämme in vortürkischer Zeit, wie perm. *zarny*, mordw. *sirnä* = zend *zaranya*, osisch *zarinä* = Gold. Solche Wörter treten bei Völkern auf, welche seit eineinhalb Jahrtausenden von den Eraniern (Osen) durch weite, jetzt ausschließlich von Türken bewohnte Strecken getrennt sind (Tomaschek). Weit weniger scheinen die westlichen Finnen diesen Einflüssen ausgesetzt gewesen zu sein.[7])

Damit deckt sich einigermaßen der Sachverhalt bezüglich der 7. Soweit man aus Abercrombys »Magischen Gesängen« und Wiedemanns »Volksleben der Esthen« urtheilen kann, kommt bei den Westfinnen die 7 sehr spärlich vor. Das mir zur Verfügung stehende Beweismaterial stammt fast ausschließlich von den östlichen Finnen.

Der Kalewala schließt sich bezüglich seiner reichen und originellen Formen der magischen und kosmischen 7 an die ostfinnischen Verhältnisse an. Dies ist umso auffallender, als der berufenste Kenner der traditionellen Poesie der Finnen, Domenico Comparetti, die Runenpoesie ausschließlich für die westlichen Finnen in Anspruch

[1]) Tomaschek, a. a. O. II, 57.

[2]) E. Blochet, Influence de la réligion mazdéenne sur les croyences des peuples Turcs. Rev. hist. Relig., XXXVIII, 26 ff. Über den mongolischen Chormazda ebd. 41

[3]) Ujfalvy, a. a. O.

[4]) Radloff, Aus Sibirien, I, 528.

[5]) Vambéry, Primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes, 292 f.

[6]) Radloff, Aus Sibirien, I, 130, offenbar die altpersische, bezw. altbabylonische Todtenklage.

[7]) Tomaschek, a. a. O. II, 41, 23.

nimmt und höchstens germanische, sowie russische Einflüsse zugibt. Dabei hält jedoch Comparetti daran fest, dass die Rune zuerst an der Dwina aufgetreten ist, an dem Sitze eines mächtigen permischen Volkes, welches nach Sjögren und Smirnow das weite Gebiet zwischen Moskau, dem Ural und dem weißen Meere beherrschte. Von unserem Standpunkte aus erscheint die von Ahlquist vertretene Auffassung annehmbarer, welche die Bjärmen als Karelen und diese letzteren als Urheber der traditionellen Runen betrachtet.[1]) Wenn sie selbst keine Permier waren, wie Fr. Müller anzunehmen scheint.[2]) mussten sie doch über eine permische Bevölkerung geherrscht haben, welche am stärksten von den Eraniern beeinflusst war.[3])

Auch im Kalewipoeg kommt die 7 vielfach vor. Leider ist durch das willkürliche Verfahren des Dr. Kreuzwald das darin verarbeitete, an und für sich gewiss wertvolle Material für wissenschaftliche Zwecke unbrauchbar geworden. Dies ist umsomehr zu bedauern, als sich darunter für uns hochinteressante Dinge finden, wie z. B. ein Schwert aus 7 Eisensorten, an dem 7 Jahre geschmiedet wird unter Absingen von 7 geheimen Gesängen an 7 Brunnen; eine Ruthe, die 7 Wunder wirkt, 7 unterirdische Welten u. s. w.[4])

Geradezu unerklärlich wäre das massenhafte Auftreten der 7 in den Traditionen der Samojeden, wenn wir nicht wüssten, dass dieses Volk einst an der eranischen Contactzone, nämlich am Altai, gelebt hat.[5]) Es ist vor den einbrechenden Kirgisen zur Küste des Eismeeres geflohen. So dient uns dieses Überlebsel als schlagender Beleg für die hier verfochtene Diffusionstheorie.

Die frühesten Einflüsse der westasiatischen Culturländer auf China werden gewöhnlich in das Ende des II. Jahrhunderts v. Chr. versetzt, dabei wird jedoch die Vermittlerrolle der handeltreibenden Eranier, welche die Städte Ostturkestans bevölkerten, unterschätzt. Auf solche uralte Quellen deutet das Vorkommen der 7 Planeten im Schu-king. Rev. Chalmers betrachtet dieselben als Importartikel aus dem Westen (Schlegel, Uranographie Chinoise, 696). Außerdem bestanden maritime Verbindungen mit Westasien seit dem VII. Jahrhundert v. Chr. unter Sennacherib. Sie sind durch das aus dieser Zeit stammende babylonische Geld in der Form von Bronzebeilen, welche in Kiao-tschao gefunden wurden, bezeugt. Der Wert derselben wurde durch die Fürsten von Tsi und Tsu reguliert.[6]) Wie in Indien war der Tauschverkehr Chinas mit dem Westen von der Einführung westasiatischer Astrologie und Zauberei begleitet. Nach der Ansicht der meisten Sinologen fanden diese Elemente den günstigsten Nährboden im Taoismus. Cantor[7]) und Sayce[8]) haben auf die große Ähnlichkeit zwischen babylonischer und chinesischer Mystik der Zahlen und der geometrischen Figuren aufmerksam gemacht. Der methodische Kanon dieser mystisch-kosmologischen Anschauungen in China ist der allmächtige Feng-shui, welcher die geraden Linien als unheilvoll perhorresciert, wie dies in Babylon der Fall war. Die Geschichte des Feng-shui ist, mit Eitel[9]) zu sprechen, die Geschichte der chinesischen Philosophie.

---

[1]) Comparetti, Kalewala, 240—247.

[2]) Müller, Ethnogr., 384.

[3]) Tomaschek, a. a. O. II, 19, 23.

[4]) Kalewipoeg ed. Reimann 1900, XI, 460—76, XIV, 360—364. Im ganzen kommt die 7 circa 23mal vor.

[5]) Tomaschek, a. a. O. II, 66, nach Fischer, Sib. Gesch, 120.

[6]) Lacouperie, The Yh-king, 115. — Kennedy, Early Commerce of Babylon with India, I. R. Ar. Soc., 1898, S. 264—286.

[7]) Cantor, Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker, 102. — Cantor, Geschichte der Mathematik, I, 57.

[8]) Sayce, Babyl. Augury, Trans. Soc. Bibl. Archeol., IV, 202—310.

[9]) E. Eitel, Feng-Shui, 61.

Dass die Chinesen die Erfindung dieser Dinge zum guten Theil ihren Kaisern Fuhi und Vuhang zuschreiben, wiegt nicht sehr schwer zu Gunsten ihres beanspruchten Autorrechtes.

Die Übertragung der mystischen 7 in die Malayenwelt als Folgeerscheinung der indischen und muhammedanischen Staatengründungen bedarf keiner weiteren Erörterung. Dass die Malayen dieselbe weiter nach Polynesien getragen haben, ist wohl wahrscheinlich, doch lässt sich darüber vorläufig nichts Näheres aussagen.

Für die Annahme, dass unsere Zahl von einem Culturcentrum aus zu den verschiedensten Völkern gedrungen ist, bietet die weite Verbreitung von bestimmten Formen der kosmischen oder mystischen 7, welche in letzter Linie auf Babylon zurückgehen, zweifelsohne eine kräftige Stütze. Die 7köpfige Schlange kennen die Babylonier, Inder, Eranier, Altaier, Malayen, Araber, Juden, Germanen, Romanen, Rumänen, Polen. In der Bretagne sagt man noch heute, dass alle Schlangen gegen Ende ihres Lebens nach Babylon gehen, dort einen sehr hohen Thurm besteigen und beim Ertönen einer Glocke in ein Loch herunterfallen.[1]) In Europa ist, wie es scheint, die Vorstellung weit verbreitet, dass jede Schlange unter gewissen Voraussetzungen zur 7köpfigen Schlange werden kann. Die babylonische Vorstellung von den 7 Winden kommt in der Bretagne, bei den Großrussen, ferner im indischen Agnicayana (Schichtung des Feueraltars) vor, an dessen Schlusse den 7×7 Winden geopfert wird. Hieher gehört auch die weite Verbreitung der 7tägigen Todtenklage. Von den bösen 7 der Babylonier ist der eine ein Werwolf. Die Europäer erklären von 7 derselben Mutter entstammenden Knaben oder Mädchen den 7. für einen bösen Dämon. An die 7 Flüsse der Babylonier, Eranier, Inder erinnern die 7 den Semiten heiligen Quellen, welche so häufig auch in unseren Ortsnamen auftreten. Auch die 7 weisen Männer kommen zuerst in Babylon vor.

Der merkwürdige Name einer preußischen Ortschaft »Siebenplaneten« führt direct auf die ursprüngliche Bedeutung der 7.

Es soll übrigens durchaus nicht in Abrede gestellt werden, dass für den Gebrauch der 7 in den Volkslegenden auch noch andere auffallende Sterngruppen, wie z. B. der große und kleine Bär, die Plejaden, in einzelnen Fällen als Untergrund dienen.[2]) Die mythische Verwertung des Sternenhimmels, das was Byron die Poesie des Himmels nennt, ist weder auf die Planeten, noch auf einzelne Völker beschränkt. Doch hat die animistische Auffassung der Fixsternenwelt niemals zu einer so universellen Form der Zahlenmystik geführt, wie wir sie im vorhergehenden verfolgt haben. Diese letztere ist aus der speculativen Auffassung der himmlischen Wandelkörper als Ordner des Weltalls und aus dem geistigen Zusammenhange der Culturen des Orients und des Occidents hervorgegangen.

Die 7 hat jedoch in den Volkstraditionen nicht immer eine kosmische oder magische Bedeutung. Die deutsche Tagesliteratur liefert zahlreiche Belege für einen gewohnheitsmäßigen oder sprichwörtlichen Gebrauch derselben ohne jeden mystischen Hintergedanken. Dies lässt sich ebenso häufig in den Traditionen der verschiedensten Völker beobachten. Eine schablonenhafte Deutung solcher Erzählungen, man denke z. B. an die 7 Schwaben, auf kosmische Beziehungen, wäre ganz verkehrt. Allerdings erweckt ein solches Gewohnheitsverhältnis von vorneherein den Verdacht auf einst vorhandene mystische Vorstellungen. Allerdings kann dasselbe innerhalb sehr enger Grenzen auf bloßem Import aus der Fremde beruhen. Dass sich solche Producte einer rein mechanischen Nachahmung auf lange Zeit lebensfähig erhalten, ist unbestreitbar. In den überwiegend meisten Fällen jedoch kann der gewohnheitsmäßige Gebrauch der 7 als ein Überlebsel einer früher bestandenen mystischen Auffassung dieser Zahl nachgewiesen werden.

[1]) Sébillot, Trad. Haute Bretagne, II, 218.

[2]) Kunze, Beil. Allg. Z., München 1900, Nr. 181.

Auf Grund dieser Betrachtungen ergibt sich für den Zahlaberglauben folgende Entwicklungsreihe: kosmische Zahl, magische Zahl, bloße Gebrauchs- oder Lieblingszahl. Dies soll hier zwar nur für die 7 gelten. Doch lässt sich eine analoge Entwicklung auch für andere Zahlen nachweisen.

Wer die Verbreitung der mystischen 7 als Function der europäisch-asiatischen Culturgemeinschaft anerkennt, wird die Bedeutung der Thatsache nicht unterschätzen, dass diese Zahl, wie die slavischen Forscher einstimmig berichten, bei Nord- und Südslaven (mit Ausnahme der Polen), bei den Balkanvölkern, Neugriechen, Albanesen, Rumänen nur untergeordnet auftritt. Tomaschek hat (Sitzb. Ak. d. Wiss., Wien, CXVII, 6) aus dem Umstand, dass die Neuris, das älteste Verbreitungsgebiet der Slaven im heutigen Polen, mit dem sokolotischen (eranischen) Steppengebiete nur auf einer ganz kleinen Stelle zusammenstieß, die Erklärung für den Mangel skythisch-eranischer Elemente im gemeinsamen slavischen Sprachschatze abgeleitet. Nach dieser Anschauung hätten somit schon in vorhistorischer Zeit die Bedingungen für eine Aufnahme der mystischen 7 aus primärer Quelle bei den Slaven gefehlt. Das sporadische Auftreten derselben wäre eher auf spätere Berührungen der slavischen Welt mit den Altaiern und mit Westeuropa zurückzuführen. Die Slaven haben das Christenthum erst zu einer Zeit empfangen, in welcher die Stellung der mystischen 7 durch die 9 hart bedrängt war. Der Mangel der 7 in den Volkstraditionen Südosteuropas scheint aber auch ein helles Licht zu werfen auf die verheerenden Wirkungen der Völkerwanderung, welche in Pannonien, Mösien, Illyrien den Zusammenhang mit der classischen Cultur gänzlich vernichtet hat. Nur auf diese Weise erklärt sich die Anomalie, dass gerade den Bewohnern der Landbrücke zwischen Asien und Europa jene geistigen Bindeglieder nahezu fehlen, welche die westeuropäischen Traditionen noch vielfach bewahrt haben.

Eine sorgfältigere Ausführung dieses hier nur in den äußersten Umrissen angedeuteten Problems überschreitet das Gebiet der vergleichenden Ethnologie. Sie bleibt aber auch abhängig von einer Geschichte der Neunzahl, welche bei den Osteuropäern im Vordergrund steht und auch bei den Westeuropäern eine immerhin wichtige Rolle spielt. Zur vorläufigen Orientierung sei nur bemerkt, dass im Brahmanismus die 7 Welten früher auftauchen, als die 9 Welten. Im Rigveda ist nur von den 7 Welten die Rede. Im Atharvaveda werden (XI, 9, 14) 9 Welten erwähnt. Herr Bloomfield bemerkt hiezu, dass diese Stelle einzig in ihrer Art ist. Der Talmud macht ausgiebigen Gebrauch von der mystischen 7. In den älteren kabbalistischen Schriften scheint dieselbe noch vertreten zu sein.[1]) Dagegen enthalten die mir bekannt gewordenen Theile des Zohar, dessen Abfassung gegenwärtig in das XIII. Jahrhundert versetzt wird, nur wenige Spuren davon. Die Planetengeister sind in den zehn Sephiroths aufgegangen. Eine hervorragendere Rolle spielen dagegen 9, 18, 36, 72.[2]) Der Koran kennt ursprünglich die 7 Himmelssphären, die spätere arabische Wissenschaft 9 und 11. Im Neo-Mazdeismus ist, wie im nördlichen Buddhismus, die 9 zur Herrschaft gelangt. Diesem späteren Entwicklungsstadium werden wohl auch die 9 Welten der Edda und der Slaven zugerechnet werden müssen.

Gegen diese Auffassung lässt sich der Einwand erheben, dass die 9 schon im homerischen Epos das Übergewicht über die 7 hat. Hesiod erkennt in den »Werken und Tagen«, V, 810—18, ausdrücklich den glückbringenden Charakter der 9 an. In der pythagoräischen Zahlenlehre nimmt die 9 eine wichtige Stelle ein (Zeller, I, 289 ff.). Nach

[1]) Bloch, Gesch. Entw. Kabbala, 12, 18.

[2]) Mac Gregor Mathers, Kabbala unveiled, Drei Bücher des Zohar, XXIV, 157, 158, 169, 205, 207. 219, 327.

Varro »de re rustica«, III, 9, 12, wirken 3×9 Wespenstiche tödtlich. Über die 9 und 3×9 bei den sibyllinischen Ceremonien sei auf Diels »Sybillinische Blätter« (S. 40—46 nebst den Anm.) gewiesen.

Griechenland hat somit unzweifelhaft als sehr altes Centrum für die Anerkennung der mystischen 9 gewirkt. Vielleicht wurden unter dessen Einfluss westasiatische, ursprünglich auf die 7 bezogene Vorstellungen entsprechend abgeändert.[1]) Der mystischen 9 erwuchs jedoch durch das neuerliche Eindringen der 7 unter altgnostischer Flagge ein bedeutender Gegner. Trotz des unerschütterlichen Glaubens des Volkes wie der Gebildeten an die sybillinische Geheimkunst und an die mystischen 3, 9, konnte Cicero dem Scipio Africanus die Worte in den Mund legen, die Zahl 7 sei der Knoten aller Dinge. Ein neuerlicher Umschwung zu Gunsten der 9 wird wohl auf Rechnung der neuplatonischen Philosophie zu setzen sein, welche eine neue Ära der Zahlenmystik begründet und die Zahl 9 außerordentlich begünstigt hat. Dies gilt besonders von der jüngeren neuplatonischen Schule, deren Einfluss vor allem Persien und Arabien traf, jedoch, mit Dr. Kirchner (Philos. d. Plotin, 216) zu sprechen, »bis in die fernsten Tiefen Asiens« hineinreichte. In dem Systeme des Gründers dieser syrischen Schule spielen die Triaden und Enneaden die Haupt-, die 7 eine Nebenrolle. Aus dem endgiltigen Siege des Neuplatonismus über die Gnostik einerseits, wie dessen engerer Verbindung mit religiösen und theurgischen Bestrebungen anderseits, lässt sich sehr wohl das verstärkte Eindringen der 3 und der 9 in das allgemein-menschliche Zauberinventar und in die Vorstellungen der Europäer, besonders der nördlichen Germanen, der Perser, Araber und der ostasiatischen Völker erklären.

Namhafte Forscher haben einen indogermanischen Ursprung der mystischen 9 angenommen. Sie kommt aber im Rigveda kaum vor. Die allerdings öfters vertretene 99 kann nicht ohne weiters als ein Analogon der 9 gelten. Man könnte sie auch in 3×33 auflösen. Diese Hypothese trägt aber auch nicht der starken Verbreitung der 9 bei Mongolen, Tibetanern, Chinesen, Mandschu u. s. w. genügende Rechnung. Ich hoffe überdies bei nächster Gelegenheit darthun zu können, dass primitive Völker, wie z. B. die Indogermanen, welche von höheren Culturströmungen unberührt geblieben sind, überhaupt keine Zahlenmystik kennen. Wollte man Bastians Nomenclatur anwenden, so müsste man sagen, die Zahlenmystik ist nicht Elementar-, sondern Völkergedanke.

Sehen wir uns nach einem Culturvolke um, bei welchem die Vorstellung von der mystischen 9 endemisch war, so gerathen wir sofort auf die Ägypter Brugsch, besonders aber Maspéro,[2]) haben nachgewiesen, dass die große Enneade der heliopolitanischen Priesterschule eine sehr alte Grundlage der ägyptischen Religion bildet. Sie besteht aus 3 Enneaden, deren dritte wahrscheinlich die Geschicke der Abgestorbenen im Jenseits bestimmte.[3]) Auch die hermopolitanische Enneade war ursprünglich auf die 9-Zahl aufgebaut. Sie behielt noch später ihren Charakter als Enneade bei, als sie 13 und 15 Götter umfasste (Maspéro, 385). Maspéro bildet sogar eine thebanische Enneade ab, welche aus 7 Göttern und Göttinnen besteht.[4]) In Ägypten ist somit die 7 offenbar jünger als die 9. In der größtentheils magischen Medicin spielt

[1]) 7 Musen auf Lesbos. Preller, Gr. Myth. Ed. Robert, I, 491, Anm. 5. Die 9köpfige Schlange erinnert lebhaft an ihr 7köpfiges babylonisches Analogon. Dasselbe gilt von der 9tägigen Todtenfeier in Homer, gegenüber der 7tägigen der Westasiaten.

[2]) Maspéro, Sur l'Ennéade Et. Myth. Arch. Egypt., II, 337—392.

[3]) Maspéro, a. a. O. II, 353.

[4]) Maspéro, Egypte et Chaldée, 151.

die 4×9 eine Rolle.[1]) Wenn der Gott der Unterwelt, Thoth, »das Buch des Propheten« dem Ra vorlesen will, muss er sich vorerst an 9 Tagen Reinigungen unterziehen; die Priester und die übrigen Menschen müssen dasselbe thun.[2]) Die Trauer um den Pharao dauert 8×9 Tage; dieselbe Trauerzeit gilt auch für die übrigen Stände.[3]) Ein am 9. des Monats Paophi geborenes Kind erreicht ein hohes Alter (Chabas, Papyrus magique Harris, 148) u. s. w.

Zahlreiche, allerdings erst neuestens von den Ägyptologen gewürdigte Thatsachen beweisen, dass schon zur Zeit der Abfassung der Pyramidentexte durch den Einfluss der Priester von Heliopolis die mystische 9 vollständig ins Volksbewusstsein gedrungen war. In der historischen Zeit gab es keine einzige Localreligion, welche nicht ihre eigene Enneade nach dem Muster von Heliopolis besessen hätte (Maspéro, a. a. O. II, 371). Dies eröffnet uns die Möglichkeit, die mystische 9 der Griechen als sehr alten Importartikel aus Ägypten zu erklären. Herodots Angabe, dass die 9tägigen eleusischen Mysterien aus Ägypten kamen, stimmt auffallend mit unserer Hypothese. Ohne den so eifrig verfochtenen griechischen Charakter der neuplatonischen Speculation anzutasten, wird man doch der Enneade des Jamblichus, »der neuen Einheit, dem Princip aller Identität und Vollkommenheit«, ägyptischen Ursprung zuschreiben dürfen. Auf eine weitere Besprechung der einschlägigen Verhältnisse muss hier verzichtet werden. Jedenfalls wird durch die Beseitigung des indogermanischen Vorurtheils das Problem der mystischen 9 einer ethnologischen Behandlung erst zugänglich, wozu aber allerdings vor allem eine in diesem Falle besonders schwierige Materialbeschaffung gehört.

---

[1]) Wiedemann, Rel. d. alt. Egypt., 147.

[2]) Naville, La destruction des hommes par les Dieux, Transact. Soc. Bibl. Archéol., IV, 1—18.

[3]) Wilkinson, Manners and Customs of ancient Ägyptians, V, 408, 425.

Der Burzenländer Hof.

Von Prof. Karl Fuchs in Kronstadt in Siebenbürgen.[1])

(Mit 28 Textabbildungen.)

Das Land und seine Bewohner.

Das Burzenland (das Waldgebirge abgerechnet) ist eine Ebene von etwa 444 km^2 in der südöstlichen Ecke von Siebenbürgen, in der Höhe von etwa 270 m über dem Meere. Im Osten setzt sich die Ebene als das lange, schmale, sehr arme Széklerland fort. Im übrigen ist die Ebene von allen Seiten von Waldgebirge umgeben. Im Süden befindet sich ein Hauptzug der Karpaten (mit dem Butschetsch).

Bären kommen mitunter in die unmittelbare Nähe der Ortschaften, auch bis nach Kronstadt; Wildschweine sind eine Plage der am Fuße der Waldgebirge Wohnenden; Luchse sind nicht selten, und die Gemsen des Butschetsch und des Königssteins sind ein beliebtes Jagdthier der Kronstädter Herren.

Der Hauptfluss des Burzenlandes ist der Alt, der aus dem Széklerlande kommt (vgl. Abb. 128). Er bildet aber die Ostgrenze; durchflossen ist das Land in erster Linie von der Burzen, magyarisch Barcza, die der Ebene den Namen gegeben hat. Der Boden ist fruchtbar, nur der centrale Theil ist feucht. Der Winter ist klar und sehr kalt; der nicht heiße Sommer kommt spät und unvermittelt; der Herbst ist lang und heiter. Regen fällt aber oft und viel. Wein und empfindlichere Obstsorten gedeihen heute im Burzenlande nicht.

Nach den prähistorischen Funden des Herrn Julius Teutsch ist das Burzenland uralter Culturboden, und nach der Meinung von Fräulein Sophie Torma ist in der heute rumänisch sprechenden Bevölkerung der Rest der vor den einwandernden Sachsen und Magyaren in den Waldgebirgen ansässig gewesenen älteren Bewohner zu suchen. Diese meist arme Bevölkerung ist heute an Kunstsinn dem Székler und namentlich dem Sachsen weit überlegen.

Die Sachsen, die ausschließlich das Flachland bewohnen, stammen nach dem Zeugnis ihrer Sprache aus der Moselgegend. Man nimmt an, dass sie in der Mitte des XIII. Jahrhunderts eingewandert sind, und dass dabei der deutsche Ritterorden ein Hauptfactor war. Vor kurzem hat Melich, ein jüngerer Philologe, nachgewiesen, dass alle Wörter, die die magyarische Sprache in alter Zeit aus dem Deutschen aufgenommen hat, aus Nordwestdeutschland stammen, nicht aus den Alpenländern, dass also in ganz Ungarn die alten deutschen Ansiedler vom Niederrhein stammen. Daher kommt es wohl, dass die alten deutschen Bauweisen in ganz Ungarn und Siebenbürgen verwandte Züge zeigen.

Die östlichen Nachbarn der Sachsen sind die Székler, die ebenfalls das Gebirge nicht lieben. Von magyarischer Seite wird in neuerer Zeit aus philologischen Gründen angenommen, dass sie in unbekannter Zeit aus dem südwestlichen Ungarn eingewanderte Magyaren seien. Da ihnen das entlegenere und schlechtere Land zutheil wurde, können sie später als die Sachsen eingewandert sein. Sie waren immer militärische Grenzwächter

[1]) Im XXIX. Bande, S. 190—231, der vorliegenden Zeitschrift befindet sich eine Arbeit von J. R. Bünker über das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. Da derselbe verhindert war, das Burzenland so genau zu durchforschen wie das Nösnerland, und ich schon seit mehreren Jahren in Kronstadt wohne, will ich es versuchen, Bünkers Arbeit einigermaßen zu ergänzen.

mit ganz exceptionellen Statuten. Sie bauen etwa wie die Sachsen, können dies aber auch in Westungarn gelernt haben.

An der Südgrenze des Burzenlandes am Fuße des Gebirges wohnen in sieben kleinen, miteinander verschmolzenen Dörfern, den Sieben-Dörfern, magyarisch Hétfalu, die sehr armen Csángó, Tschangonen, mit minimalem Grundbesitz. Ihr bester Kenner, A. Horger, ein junger Philologe, hält sie für einen Székler Nachschub; sie hätten den letzten Rest des Bodens erhalten.

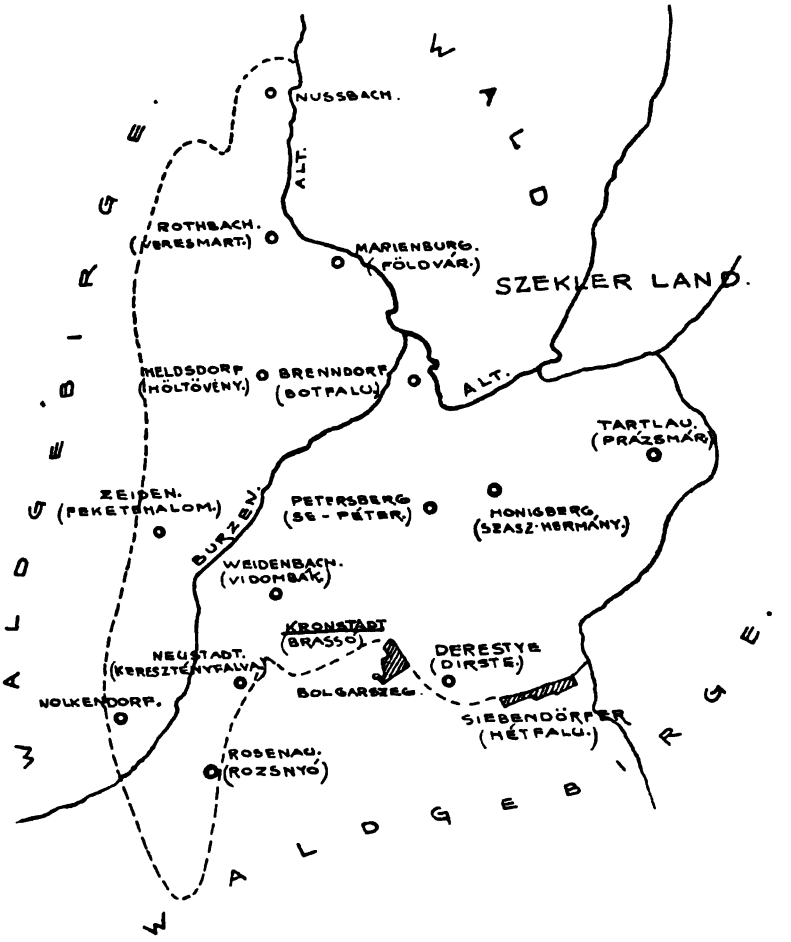


Abb. 128. Situationsskizze der Ebene des Burzenlandes.

Die heute in den Dörfern immer mehr überhand nehmenden, überaus gelehrigen Rumänen sind ursprünglich Bewohner des Waldgebirges, namentlich Hirten gewesen.

Im Quellengebiet der Burzen, das ein römisches Castrum enthält, haben fast alle Ortschaften (Bran, Sohodol, Tohán, Zernest) und viele Rieden slavische Namen, und der Flussname Barcza selbst scheint slavisch zu sein. Die nach slavischer Art auffallend liebenswürdigen, aber an lateinischen Wörtern armes, an keltischen Wörtern reiches Rumänisch sprechenden Bewohner wohnen oft in festungsartigen hölzernen Einzelhöfen von altrömischem Typus (in der Mitte ein kleiner, gepflasterter, ringsum überdachter Hof). Diese, keinen Anschluss an die Burzenländer Bauweise zeigenden Häuser bespreche ich an dieser Stelle nicht.

Als das interessanteste Volk des Burzenlandes erscheint mir das in zwei zur Stadt Kronstadt gehörigen Niederlassungen wohnende und heute rumänisch sprechende Völkchen

von vielleicht bulgarischem Ursprung. Diese Bewohner der »oberen Vorstadt« (magyarisch Bolgár-szeg, d. h. Bulgarenwinkel) und der Dirste (*dirste* heißt im Rumänischen die Walkmühle) haben eine merkwürdige Holztechnik.

Ich theile die Vermuthung der deutschen Forscher, dass Haus und Hof all dieser Nationalitäten im wesentlichen altsächsisch sind, und vermuthe, dass sie altsächsische Formen bewahrt haben, die die Sachsen schon vor Jahrhunderten durch neuere Formen ersetzt haben. Ich will es aber nicht verhehlen, dass die magyarischen Forscher, unseres Wissens mit einziger Ausnahme des Dr. J. Jankó, ungefähr der entgegengesetzten Ansicht sind, wie einige neuere Polemiken erwiesen haben.

Das Burzenland hat nur eine Stadt, das ist Kronstadt, welche heute 30.000 Einwohner: 10.000 Sachsen (die Intelligenz), 10.000 Rumänen und 10.000 Magyaren (zumeist Dienstleute), besitzt; um 1700 war Kronstadt mit 23.000 Einwohnern die volkreichste Stadt Ungarns. Es war immer der geistige Mittelpunkt des Burzenlandes, eine reiche Industriestadt, und hatte sehr weit reichende Verbindungen nach Deutschland und dem Oriente. Der Habitus der Häuser scheint sich in jeder Zeit nach der jeweiligen Art Deutschlands gerichtet zu haben; von Kronstadt aus scheinen sich Baumoden in die Dörfer fortgepflanzt zu haben; daneben hatten die Dörfer aber ihre Localmoden.

Kronstadt mit seinen bulgarischen Vororten war für meine Forschungen die reichste Fundstätte. Glücklicherweise werden die alten Häuser nach Möglichkeit erhalten, weil sie sich als schon vorhanden weit besser verzinsen, als Neubauten, die erst bezahlt werden müssten.

Andere Burzenländer Ortschaften sind Heldsdorf (Höltövény), Zeiden (Feketehalom), Marienburg (Földvár), Tartlau (Prázsmár) u. a.

Die Sachsen waren nie Leibeigene, hatten keinen Adel, unter ihnen wohnten keine Magyaren, vor allem keine adeligen Grundherren. Die Macht der Comitate, die sich an den Zipser Städtchen als unheilvoll erwiesen hat (während die polnische Wirtschaft die Städtchen gedeihen ließ) hat hier nie gewaltet.

Das traditionelle Existenzminimum der Sachsen ist ein sehr hohes. Wer es nicht erreichen zu können hofft, der wandert aus, in ein Nachbarcomitat, nach Rumänien oder nach »Ungarn«, und an seine Stelle tritt der anspruchslose Rumäne. Immer größer werden die rumänischen Viertel am Ende der sächsischen Orte. Diese rumänischen Höfe sind aber meist klein.

In Kronstadt gibt es nur Székler Mägde und Székler und rumänische Knechte. Wohl aber geht des sächsischen Bauern Sohn auf einige Jahre als Knecht auf den Hof eines befreundeten Bauern, um zu lernen, wie er einst den eigenen Hof führen soll. Im sächsischen Dorfe gab es keinen Herrenhof, aber auch keine besitzlosen Armen am Ende des Dorfes.

In seinem Hause formt der Sachse alles correct und bequem. Er verwendet keinen Balken, den er nicht regelrecht glatt und rechtwinkelig gezimmert hätte, und er schleppt nicht keuchend das Wasserfass, sondern führt es auf einem besonderen Räderpaare. Um bequem und stattlich zu wohnen, baut er gerne und oft und ohne Rücksicht auf traditionelle unbequeme Formen. Wohl aber folgt er mit Ambition den Baumoden seines Ortes. Die Sachsen haben bis vor kurzem Dreifelderwirtschaft getrieben.

Die Dorfanlage.

Ich kenne nur eine sächsische Ortschaft, die die ursprüngliche Anlage, welche dahin geht, die Gassen orthogonal zu ordnen und die Gesammtanlage der Rechteckform zu nähern, bis zum heutigen Tage bewahrt hat, und das ist Mühlbach im Altland, also nicht

im Burzenland (vgl. Abb. 129). In der Mitte liegt die rechteckige Kirchenburg, von deren vier Eckthürmen heute nur mehr der »Schulthurm« steht, in dem während der Belagerungen Schule gehalten wurde. Die Kirchenburg liegt in der Mitte des sehr langen, rechteckigen Marktplatzes. Um diesen liegen die Höfe, die Häuser dem Platze, die Gärten der Mauer zugekehrt, in vier Vierteln. Die Stadt ist von einem Mauerrechteck umgeben, das größtentheils heute noch steht. Um das Rechteck lief ein Graben, um diesen ein heute kaum erkennbarer Wall, und um diesen lagen rings um die Stadt die vielen Fischteiche, die heute zumeist zu Gemüsegärten geworden sind; der Rest eines der Teiche ziert den heutigen Stadtpark. Heute hat die Stadt mehr Gassen als die Abbildung zeigt, die dargestellten Gassen werden aber von Dir. Baumann in Mühlbach als die ursprünglichen bezeichnet.[1])

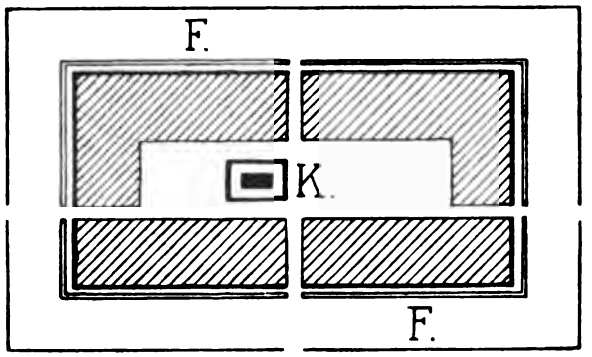


Abb. 129. Plan des alten Mühlbach (*K* = Kirchenburg, *F* = Fischteiche).

Die Hofanlage.

Der Burzenländer Hof ist in der Regel ein breites, sehr langes Rechteck. Gegen die Gasse steht das Wohnhaus. Hinter der quer gestellten Scheune befindet sich ein Garten, in den man durch eine Lücke zwischen der linken Hofgrenze und der Scheune gelangt, da die Burzenländer Scheune keine Durchfahrt hat. In mehreren Ortschaften, wie in Tartlau, in Petersberg, in Marienburg, befindet sich aber ziemlich regelmäßig auch vor der Scheune ein Garten, der gegen den Hof durch einen leichten Staketenzaun abgegrenzt

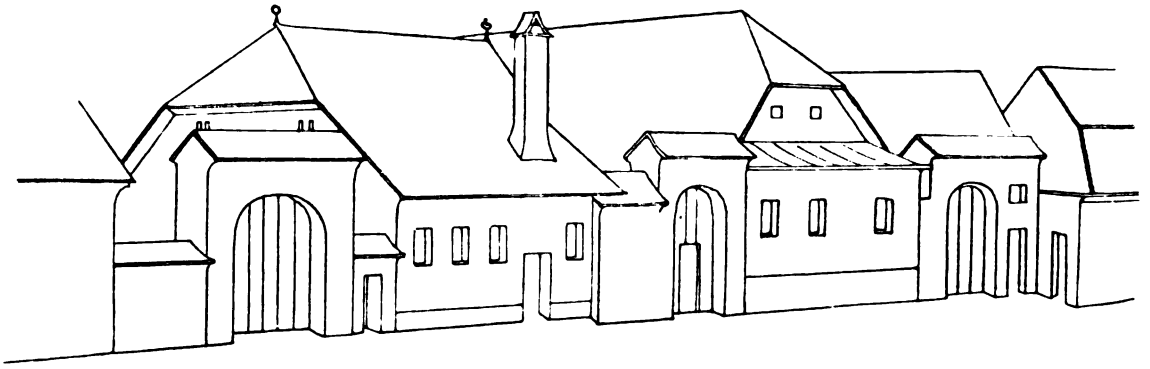


Abb. 180. Ansicht der Häuser Nr. 25, 26 und 27 in der Hinteren Gasse in der Altstadt in Kronstadt.

ist. In Marienburg ist dieser Platz allerdings zuweilen wüst und eine riesige Düngerstätte. Die Scheune scheint ursprünglich nicht im eigentlichen Hofe, sondern inmitten des Gartens gestanden zu sein. Während also in anderen deutschen Gegenden, wie im

[1]) Die Zipser sind Verwandte der Sachsen. Die Stadt Leutschau, die am Ende des XIII. Jahrhunderts in einem Jahre planmäßig angelegt wurde, hat eine ähnliche, aber größere Anlage. Dort scheinen die Höfe den langen Hauptplatz nicht in einem, sondern in zwei concentrischen Rechtecken umfasst zu haben, die durch ein Gassenrechteck geschieden waren. Der innere Ring scheint der Ring der Reichen gewesen zu sein. Die Kirche ist, wie auch in Kaschau, quer über den Platz gestellt.

Wieselburger Comitat, zwischen Scheune und eigentlichem Hof, wohl der leichteren Zufuhr wegen, eine Straße eingeschoben, und so die Scheune vom Hof ganz abgeschnitten wurde, hat der Sachse umgekehrt die Scheune zu einem Gliede des Hofes gemacht.

In jedem Dorfe gibt es Höfe mit voller Breite und Höfe mit halber Breite. Die volle Breite scheint in verschiedenen Dörfern etwas verschieden zu sein. Annähernd fand ich in Zeiden 16 *m*, in Weidenbach 17 *m*, in Brenndorf 19 *m* u. s. w., doch kann ich mich geirrt haben. Die Höfe von halber Breite findet man in den Gassen zumeist streckenweise (Abb. 130).

Auf die Anlage einzelner Bauernhöfe übergehend, will ich mit der Beschreibung der Situation eines Széklerhofes beginnen, da ich diesen für altsächsisch halte (vgl. Abb. 131).

Der Zaun wird nach der Gasse zu nur vom pompösen, bis gegen 6 *m* weiten und hohen Thor durchbrochen. Das mit einem Walmdach gedeckte Wohnhaus steht im Hofe meist links, eine Schmalwand der Gasse zugekehrt, vollkommen frei, den Zaun nicht unterbrechend. Das Haus steht mit der Rückwand vom Zaun um etwa 1—1·5 *m*, mit der schmalen Seitenwand um noch mehr ab. Die Fenster der Schmalwand würden den Ausblick lediglich in den erwähnten Zwischenraum, diesen Staub-, Schmutz- und Schuttfangapparat gewähren, wenn die Székler Hofumfriedung gegen die Gasse nicht meist niedrig und zierlich durchbrochen gehalten und oft geradezu künstlerisch behandelt wäre. Das Vordach längs der ganzen Langseite des Hauses ragt weit vor und wird von zierlichen Säulen getragen. Zwischen den Säulen läuft eine Brüstung, die nur vor dem Eingang in der Mitte der Front unterbrochen ist, so dass vor dem Hause eine freundliche Gallerie liegt. Diese Gallerie und der Abstand vom Zaune machen, dass das Haus einen sehr großen Theil des Hofes belegt. (Diese Gallerie längs der Front findet sich übrigens fast überall im ungarischen Flachland, so in Arad, in der Gegend von Pest, in Komorn, in Städten, die noch vor kurzem ganz deutsch waren, ebenso wie im Széklerland.)

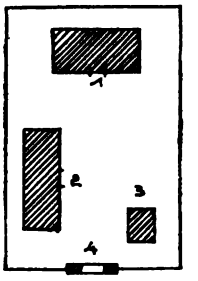


Abb. 131. Disposition des Székler Hofes. (1 = Scheune, 2 = Wohnhaus, 3 = Feuerhaus, 4 = Thor.)

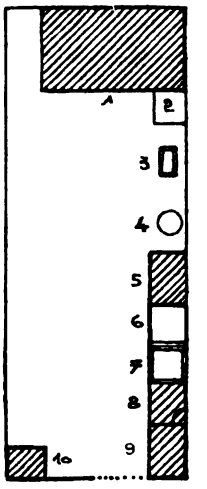


Abb. 132. Breiter Hof in Zeiden aus dem Jahre 1847. (1 = Scheune, 2 und 6 = Garten, 3 = Schweinestall, 4 = Düngerhaufen, 5 = Stall, 7 = Kammer, 8 = Vorhaus, 9 = Stube, 10 = Feuerhaus.)

Rechts vom Hofthore, vom Zaune überall weit abstehend, steht das kleine Feuerhaus, den Backofen enthaltend. Das Wohnhaus enthält keine Küche, weil angeblich Sommer und Winter im Feuerhaus gekocht wird. Hiezu muss ich aber bemerken, dass die Székler, die ich fragte, ob sie auch im Winter im Feuerhause kochten, einfach lachten und mir den Herd im Hause zeigten, wo sie im Winter kochen. Die Sitten scheinen also nicht so einheitlich zu sein, wie sie dargestellt werden. Die im Hintergrund des Hofes quergestellte Scheune enthält oft auch den Stall, selbst den Schupfen, da die Székler sehr wenig Ackerland haben. An der dem Hause gegenüberliegenden Seite habe ich die großen Maiskörbe stehen sehen.

Auf die Sachsenhöfe übergehend, sei die Anlage derselben im folgenden etwas näher beschrieben.

Abb. 132 zeigt einen breiten Hof aus der Hauptstraße von Zeiden, aus dem Jahre 1847. Die linke Seite ist ausnahmsweise ostentativ leer gemacht. Normal ist die Kammer, wenn sie vorhanden ist, nicht in den Zwischenraum zwischen Wohnhaus und Wirtschafts-

haus eingeschoben, sondern an die andere Hofseite gebaut. Auch der Düngerhaufen liegt meist auf der entgegengesetzten Seite.

Dem Sachsen ist es um einen freien imponierenden Hof zu thun. Das Wohnhaus ist ganz in die eine, zumeist rechte Vorderecke des Hofes gerückt und unterbricht mit einer Schmalwand die Hofmauer; die Säulen des Vordaches sind entfernt. Das Feuerhaus ist ebenfalls an die Wand gerückt. Das Wirtschaftshaus, aus Stall, Schupfen und Heuboden bestehend, steht an derselben Hofseite wie das Wohnhaus, ist an den Zaun gerückt und sowohl vom Wohnhaus als auch von der Scheune durch einen oft beträchtlichen Zwischenraum getrennt. Die Scheune ist quergestellt und enthält sehr selten eine Durchfahrt; sie stößt aber an der Gebäudeseite des Hofes an den Zaun und lässt auf der anderen Seite einen Durchgang in den Garten. Die Feuerhausseite des Hofes ist ziemlich frei. Keine Maiskörbe stehen dort, wohl aber Holz oder Baumaterial, oder altes Geräthe oder irgendein Hilfsgebäude (Kammern); gegen die Scheune zu befindet sich der Düngerhaufen, der vor der Commassation sehr groß war (bis zu 40 Fuhren). Der Schweinestall ist oft an die Vorderseite der Scheune an der Düngerhaufenseite angefügt. Der Brunnen steht meist in der Nähe des Feuerhauses. auf der freien Hofseite.

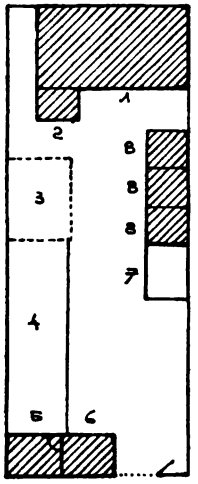


Abb. 133. Breiter Hof in Weidenbach, Mühlgasse Nr. 123. (1 = Scheune, 2 = Schweinestall, 3 = Düngerstätte, 4 = Garten, 5 = Wohnhaus, 6 und 8 = Stall, 7 = Schupfen.)

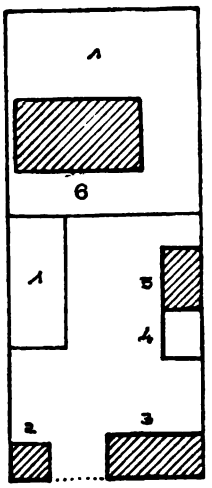


Abb. 134. Breiter Hof in Petersberg aus dem Jahre 1783. (1 = Garten, 2 = Feuerhaus, 3 = Wohnhaus, 4 = Schupfen, 5 = Stall, 6 = Scheune.)

Dieser breite Sachsenhof macht den Eindruck, als wäre er für die Wirtschaft viel zu groß; er sieht leer aus, und man hat die Empfindung, als wäre irgend etwas weggeräumt. Ich glaube, in der That ist vor allem der Gartentheil vor der Scheune cassiert.

Abb. 133 zeigt einen breiten Hof aus Weidenbach, Mühlgasse Nr. 123. Gegen die Regel steht das Wohnhaus nicht auf derselben Seite wie das Wirtschaftshaus. Das Haus zeigt der Gasse eine Langseite. Das ist bei älteren Häusern (außer in Petersberg und Honigberg) der seltenere Fall.

Im schmalen Hof ist alles auf eine Seite gerückt. Das Feuerhaus findet zwischen Thor und Hofseite kaum Platz und ist meist in die Lücke zwischen Wohnhaus und Wirtschaftshaus eingeschoben.

Abb. 134 zeigt einen breiten Petersberger Hof. Petersberg gilt für besonders alterthümlich. Dort glaubt man, die Stellung des Hauses mit der Langseite nach der Gasse sei altsächsisch. In Petersberg ist oft nicht nur hinter, sondern auch vor der Scheune ein Garten, über die ganze Breite des Hofes, durch einen leichten Zaun vom Hofe geschieden.

Weil die Sachsenhöfe, die etwa aus dem Anfang des verflossenen Jahrhunderts stammen, gar so leer aussehen, vermuthe ich, dass in alten Zeiten Wohnhaus und Feuerhaus wie bei den Széklern von der Einfriedung abstanden; dass am Wohnhaus die Säulen des nie fehlenden Vordaches nicht entfernt waren; dass im Hofe auch den Székler Maiskörben entsprechende Gefäße gestanden sein mögen, und dass die Scheune nicht vor. sondern in dem Garten stand. Solche Sachsenhäuser gibt es aber heute nicht. Feldfrüchte werden nicht im Freien, sondern etwa im Keller, oder, wo die Kirchenburg noch ge-

brauchsfähig ist, in der Kirchenburg, die inwendig wie eine riesige, ringförmige Honigwabe aussieht, deren Zellen die Fruchtkammern der einzelnen Höfe sind, aufbewahrt. Das gebräuchlichste Gefäß für Kornfrucht ist ein sehr hohes, nicht weites eichenes Fass. in diesen Fässern wurde früher der Wein aus Rumänien gebracht. Es sollen einst aber auch Fässer aus Weidengeflecht, also analog den Székler Maiskörben, nicht aber aus Stroh, im Gebrauch gewesen sein.

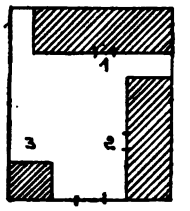


Abb. 135. Situation des Hofes in der Gasse Pe tocile in der oberen Vorstadt (Bolgárszeg). (1 = Wirtschaftshaus, 2 = Wohnhaus, 3 = Kammer.)

Nun will ich von rumänischen (vielleicht bulgarischen) Höfen in der oberen Vorstadt sprechen. Die »Vorstadt« liegt in lange Arme ausgezogen im weitverzweigten Thal hinter Kronstadt. Eine klare Disposition zeigen in erster Linie die kurzen Höfe in der Gasse Pe tocile. Die anderen Höfe sind sehr stark verbaut und meist durch das Terrain stark beeinflusst. Abb. 135 zeigt den Typus, wie ihn etwa 20 Häuser nach der Reihe zeigen. Eine Scheune braucht man nicht, weil die Leute in der Vorstadt keine Felder haben und bis vor kurzem besonders Wollindustrie übten. Durch die enge Lücke links vom Wirtschaftshause geht man in den Garten, der sich hinter dem Hofe den Berg hinaufzieht. Die Kammer fehlt nicht selten. Die Lücke zwischen Wohnhaus und Wirtschaftshaus ist öfters verbaut.

Wenn man, wie es den thatsächlichen Verhältnissen an vielen Orten entspricht, die Scheune der Sachsen als im Garten gelegen, also nicht zum eigentlichen Hof gehörig ansieht, dann erscheint der eigentliche Hof der Sachsen fast so klein, wie der Hof des Rumänen oder Széklers.

Die Umfriedung.

Nach der Gasse hat der breite sächsische Hof immer eine hohe Mauer, die aber nicht eben schön sein will; Thor und Pforte sind immer geschlossen; im Gegensatz zum Székler will der Sachse nicht, dass man in seinen Hof sehe.

Zwischen den Höfen befindet sich meist eine einfache Plankenwand. Die verticalen, rechteckigen Pfosten sind oft oben und unten durch je einen horizontalen Balken verbunden und oben schräg abgeschnitten und oft durch ein Brettchen gegen Nässe geschützt. Die Bretter laufen immer horizontal. Auf wessen Seite die Pfosten stehen, dem gehört die Planke.

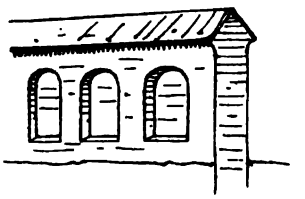


Abb. 136. Mauernischen in einer Umfriedungsmauer in breiten sächsischen Höfen.

Der Reiche isoliert sich gerne von den Nachbarn durch eine ziemlich hohe, stets tadellos (wie alles Sächsische) beworfene und geweißte Mauer. Die Mauer hat auf der Seite des Besitzers zumeist tiefe, hohe, breite Nischen, die nicht bis zum Boden reichen und (abgesehen von der Materialersparnis) die Öffnungen zwischen den Balken der Planke entfernt nachahmen (vgl. Abb. 136). Die Mauer gehört dem, auf dessen Seite die Nischen sind.

In diesem Sinne war die Mauernische, ob groß oder klein, einst ein juridisches Symbol der Sachsen, dessen sich aber heute nur die Alten erinnern. Auch in den alten Stadthäusern wahrte der Besitzer gemeinsamer Wände sein Eigenthumsrecht durch kleine Nischen in allen Zimmern und Kammern seines Hauses. Auch sonst sieht man im Hofe allenthalben kleine Nischen, die aber nur ermöglichen sollen, kleine Dinge, die man momentan weglegen will, nicht auf die Erde legen zu müssen. In Zeiden sind in alle Mauern in Hof und Garten große Holznägel eingeschlagen, um allerlei Geräthe momentan oder dauernd hinhängen zu können. Im Gegensatz zum Zipser mag der Sachse nichts auf die Erde legen.

Selten, und nur bei Wiesen oder wenig gepflegten Gärten, habe ich Zäune aus wagerecht oder schräg auf senkrechte Pflöcke geflochtenen Weiden gefunden. Was der Sachse macht, soll dauern und keiner Reparatur bedürfen. Einen lebendigen Zaun habe ich im Burzenlande noch nicht gesehen, das barbarische Lycium überhaupt nicht.

In Ungarn kenne ich kein Volk, das die störende Außenwelt so kategorisch von sich ferne hielte, wie der Burzenländer. Sogar exponierte Ackerfelder umgibt er zuweilen mit soliden Bretterplanken von mehreren hundert Metern Länge.

Selbst die Zugänge mancher Dörfer sind durch lange Planken mit Thor gegen die Felder abgeschlossen, so dass nachts bei geschlossenem Thor kein anständiger Mensch ins Dorf gelangen könnte, wenn kein Thorwart da wäre.

Das Thor.

Das typische Burzenländer Thor hat drei Formen aufzuweisen, welche aus der Abb. 130 ersichtlich sind.

Die erste Form ist eine schmucklose rechteckige Mauer, oben durch ein schmales Satteldach geschützt; die Thoröffnung mit halbkreisförmigem Bogen ist wie mit einem Messer ausgeschnitten. Zwischen Thor und Haus eingeklemmt steht die Pforte. In der zweiten Form enthält das Mauerrechteck Thür und Thor, und über der Thür ein blindes Fenster. In der dritten Form ist die Thür ins Thor geschnitten. Auffallend ist, dass der Thorbogen oft (selbst bei sehr alten Stadthäusern) ein Fünfachtelkreis, also gleich dem arabischen Bogen ein übermäßiger Kreis ist. Dieser Fünfachtelbogen ist charakteristisch für das (wahrscheinlich fälschlich so genannte) hölzerne Székler Thor, wie es in einem Exemplare auch heute noch selbst in der Inneren Stadt von Kronstadt steht. Der übergroße Thorausschnitt soll wahrscheinlich die Fruchteinfuhr erleichtern.

Der Sachse legt, wie der Székler, ein befremdendes Gewicht auf die Größe des Thores. 5 *m* Firsthöhe sind häufig, und selbst 6 *m* habe ich wiederholt gesehen. Hausfirst und Thorfirst zeigen bisweilen nur etwa 1 *m* Höhenunterschied.

Die ältere Construction, auch in der Stadt, zeigt nur einen ungeheuren Thorflügel, der rechteckig ist und sich nicht in die Thoröffnung fügt, sondern die Öffnung wie ein Kistendeckel ein Loch zudeckt. Die Achse des Thores ist ein Balken. Unten trägt er einen Eisenzapfen und stützt sich auf einen in die Erde vergrabenen Pfosten, der den Eisenzapfen aufnimmt. Dieser eingegrabene Pfosten heißt — Arsch. Das obere cylindrische Ende der Achse geht durch ein Loch in einem dicken Brett, das (in manchen Orten schräg) durch die Mauer geht, und auf der Gassenseite durch einen langen, starken Holzkeil festgehalten wird. Der Keil ist seinerseits durch ein schräges Brett gegen Regen geschützt. Oft wird das Achsenende auch durch ein Eisenband gehalten. Oft schließt der Thorflügel auch nur die untere Hälfte der Thoröffnung, wie bei den Széklern, und lässt den Bogen offen. Die Firstdecoration[1]) ist nur in Tartlau üblich.

Nur in Zeiden habe ich einen alten Mann gefunden, der sich erinnerte, dass in seiner Kindheit noch einige Holzthore vorhanden waren.

Wenn man das sächsische Thor mit dem hölzernen Thore der Székler und Rumänen vergleicht, dann kommt man zu ungeahnten Analogien, die aber besonders behandelt zu werden verdienen. Ich will hier nur das Resultat aussprechen. Es scheint, dass die Sachsen noch vor 200 Jahren hölzerne Thore hatten, die Taubenhäuser trugen. Einige derartige Thore stehen noch in Kronstadt, zu tausenden stehen sie aber im Széklerland und heißen dort Taubenthore *(galambbugos kapu)*. Noch früher scheinen die Sachsen germanische

[1]) Siehe die Abbildung derselben Nr. 88 in Bünkers Aufsatz am angegebenen Orte.

Thore gehabt zu haben, die nicht ein Taubenhaus, sondern eine Lugstube auf dem Rücken trugen, und ein solches über 100 Jahre altes Thor steht heute noch in der Dirste bei Kronstadt.

Die Scheune.

Vor allen Burzenländer Bauwerken verdient die Scheune besonderes Interesse. Strohgedeckte Scheunen zu bauen, ist schon lange verboten; doch ist es erlaubt, strohgedeckte Scheunen zu erhalten, so lange man kann. Die alten Scheunen mit ihren Bretterwänden werden aber von den Sachsen weit höher geschätzt als Scheunen mit Ziegelwänden und Ziegeldach, und zwar wegen der besseren und gleichmäßigeren Durchlüftung.

An den alten Scheunen fällt vor allem die bedeutende Größe auf. »In guten Jahren wird meine Scheune ganz voll«, sagte mir einst ein wohlsituierter Sachse. Die alte Scheune enthält beträchtliche Räume, die nie Frucht aufnehmen und auch gar nicht dazu geeignet sind. Der ganze Raum über der Tenne scheint ebenfalls selten benützt zu werden; denn ich habe dort selten Raffen und Dielen gesehen.

Ich beschreibe zuerst die Scheune des Kronstädter Archäologen Herrn Julius Teutsch, Kronstadt, Altstadt, Hintergasse Nr. 44, weil sie datiert ist und ich sie am bequemsten aufnehmen konnte (vgl. Abb. 137). In den linken Ständer des Thores ist geschnitten:

RENOVA
TUMAN
NOJ784
AS: BE·

Da die Scheune aber seit mehr als hundert Jahren keine zweite Renovierung erfordert hat, und von der Erbauung bis zur ersten Renovierung gewöhnlich mehr Zeit vergeht, als von der ersten Renovierung bis zur zweiten, so darf man ihr Alter auf etwa 200 Jahre veranschlagen.

Zweimal vier Pfosten von 3·5 *m* Höhe tragen zwei parallele ungestückelte Balken von 13·5 *m* Länge. Diese sind durch vier aufgelegte Querbalken von 10 *m* Länge gebunden. So entsteht der Rahmen, der das Dach trägt. Jede Walmfläche hat sieben Sparren, die hintere Sattelfläche elf Sparren, die durch zwei Diagonalbalken versichert sind. In jeden Ecksparren münden drei Walmsparren und ein Sattelsparren, woraus ersichtlich ist, dass die Walmflächen viel steiler sind, als die Sattelflächen. In den Seitenflügeln haben die drei Außenseiten in jedem rechten Winkel doppelte Versteifung. Die Planke ist 0·9 *m* hoch. Einen imposanten Eindruck machen die Streben, die das Dach in der Gegend des größten Winddruckes stützen. Sie sehen aus, als würde die Scheune von zwei Baumstämmen mit gegabelten Hauptästen getragen. Sie sind aber beim Fruchteinladen hinderlich, und man kommt heute mit Kehlbalken ganz gut aus.

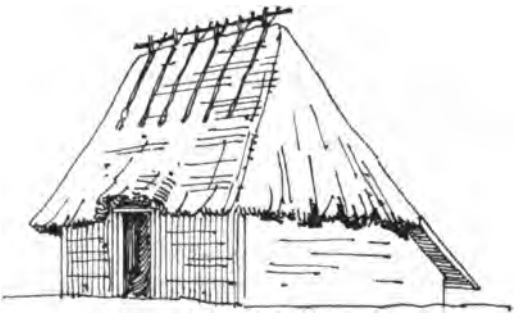


Abb. 137. Scheune des Herrn Julius Teutsch in Kronstadt, Altstadt, Hintergasse Nr. 44. (Typus der im Burzenlande am häufigsten vorkommenden Scheunenform.)

Die Scheune hat aber auch noch ein Hinterschiff. Die Hinterwand der Scheune steht nämlich 2 *m* hinter den Hinterpfosten und ist nur 1 *m* hoch. Auf Rahmen und Hinterwand sind nun besonders Sparren gelegt, die den Dachsparren seitlich anliegen, und das Dach fließt von den Hauptsparren continuierlich über die Hilfssparren und noch

über die Hinterwand hinaus. Es ist somit unmöglich, durch die Scheune hindurch zu fahren. Wohl aber kann die Mitte der Hinterwand ausgehoben werden, um in der heißen Dreschzeit den Dreschenden Luftzug zu gewähren. Das Hinterschiff macht, dass die Seitenwände fünfeckig sind.

Das Scheunenthor ist eine Tafel, die Achse links, und über ihr befindet sich ein Vordach, das von den vorragenden Querbalken und aufgelegten Hilfssparren getragen wird.

An der ganzen Vorderwand lässt das Dach eine Spalte offen, deren Construction durch Abb. 138 erläutert wird. Die aufgekämmten Sparren ragen etwas vor, und auf sie ist ein noch weiter vorragender Holzkeil genagelt, der den Dachrand trägt. Bei alten sächsischen und rumänischen Wohnhäusern fehlt diese Spaltenconstruction niemals. Wir haben hier offenbar die Rauchspalte von Häusern, deren Herdraum keine Decke hatte. In einem solchen Hause in Zernest habe ich noch den Rauch durch die Spalte abziehen sehen.

Der Kehlbalken sitzt bedeutend über der halben Sparrenlänge, der Hahnenbalken natürlich noch höher. Das Aussehen der Scheune wird dadurch hallenartiger.

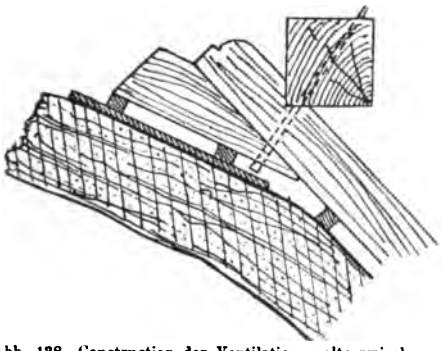


Abb. 138. Construction der Ventilationsspalte zwischen Dachfläche und Hauptbalken.

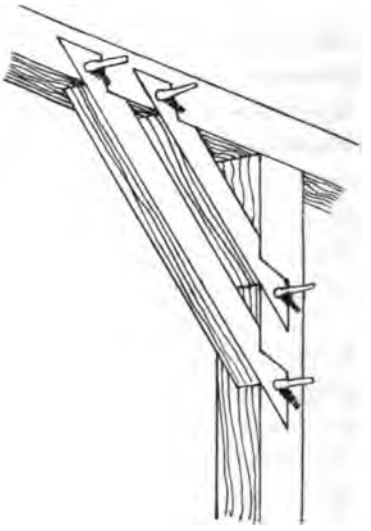


Abb. 139. Doppelte Versteifung der Burzenländer Scheune.

Alle rechten Winkel der Wände der Viertel (Flügel) der Scheune sind mit doppelten Schräghölzern versteift, wie Abb. 139 zeigt.

Die Schräghölzer sind durchaus mittelst verkehrt keilförmigen Blattes eingesetzt und in der Teutsch'schen Scheune durch einen, in anderen Scheunen durch zwei daumendicke Holznägel festgehalten. Nun stehen aber diese Nägel etwa 1 *dm* hoch vor und wirken ausgezeichnet decorativ. Nur im Burzenlande habe ich gesehen, welche große decorative Macht in den langen Nagelköpfen liegt.

Die Wände der Scheune sind, nach sächsischer Art, durchwegs horizontale Bretter, die sich weder decken noch verfalzt sind, also das Regenwasser in die Scheune leiten. Im Gegensatz zum Rumänen ist der Sachse ein Fanatiker des horizontalen Holzes.

Der Mittelraum ist Tenne, wird aber auch als Remise benützt. Die Flügel nehmen die Frucht auf, haben aber keine Dielen auf dem Rahmen. Nur über die Tenne sind öfters einige Raffen und Dielen gelegt. Ins Hinterschiff kommt nie Frucht, sondern nur die Spreu, das Kuef. Seine Flügel sind vom Tennenraum zuweilen durch Schranken oder Thüren geschieden.

Die Flügel sind selten so kurz wie in der Teutsch'schen Scheune; meistens müssen unter den Rahmen noch ein, auch zwei Ständer in jede Längsstrecke eingeschaltet werden.

so dass die vielen Ständer, in Verbindung mit den Rahmen, den Eindruck von Arkaden machen, besonders bei der sofort zu besprechenden Petersberger Scheune.

Die zweite Scheune, die ich beschreiben will, ist die Petersberger Scheune (vgl. Abb. 140). Die Exemplare, die ich gesehen habe, waren, wahrscheinlich als unrettbar, von den armen Besitzern dem Verfalle preisgegeben. Am sichersten zu finden ist die Scheune des Wegräumerhauses auf halbem Weg zwischen Kronstadt und Petersberg. Formell unterscheidet sie sich von der Kronstädter Scheune allerdings nur dadurch, dass nicht nur die hintere Seite eine Gallerie hat, sondern die Gallerie im Rechteck um die ganze Scheune läuft und nur durch das Thor unterbrochen wird. Das Thor erscheint dann in den Bau versenkt. Die Scheunenwand ist nur etwa 1·2 *m* hoch und läuft vorne und hinten im Abstand von 2 *m*, rechts und links im Abstand von 1 *m* um die den Rahmen tragenden Pfosten. Über die Gallerie sind auf Rahmen und Wandkante besondere Sparren gelegt, und über die läuft das Dach noch ziemlich tief und steil über die Wand hinaus. Die Dachwand befindet sich also ringsum nur wenige Spannen über dem Erdboden, und die Scheune sieht von ferne wie ein ungeheures, bodenständiges Zelt aus.

Diese Form scheint älter zu sein als die Kronstädter Form, und zwar nicht nur darum, weil die Petersberger besonders zäh am Alten halten. Die meisten Petersberger Höfe sind bedeutend breiter als die Kronstädter Höfe. In Kronstadt scheint man wegen Platzmangels die Seitengallerien weggelassen zu haben, die Vordergallerien aber auch aus anderen Gründen. Die fünfeckigen Seitenwände der Kronstädter Scheunen sehen durchaus nicht wie eine ursprüngliche Construction, sondern wie das unbeabsichtigte Ergebnis einer Reduction aus.

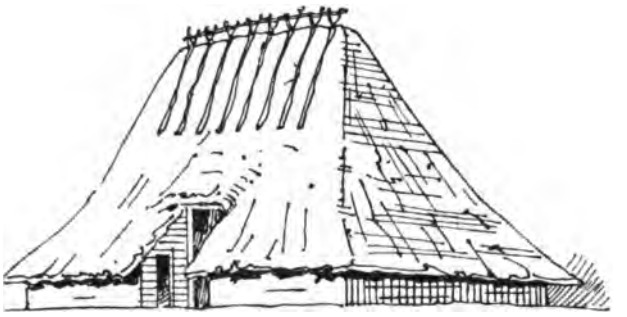


Abb. 140. Petersberger Scheune.

Der hintere Gang der Gallerie dient auch hier, wie im ganzen Burzenland, nicht zur Aufnahme von Frucht, sondern nur für Spreu; der Mitteltheil der Hinterwand kann auch hier. wie im ganzen Burzenland, behufs Lüftung, ausgehoben werden. Die Seitengänge sind wegen der großen Steilheit der Walmflächen zu schmal (1 *m*), um verwendet werden zu können. Vorne sind rechts und links vom Thor je ein Halbschiff. Oft hat wenigstens eines derselben an seiner Seitenwand, ans Thor anstoßend, eine Thüre, so dass man ins Thor keine Thür zu schneiden braucht. Diese Halbschiffe nehmen ebenfalls keine Frucht auf, sondern es wird in ihnen allerlei Geräthe aufbewahrt.

Der Székler legt in die Säulenebenen sogar Halbwände in Form einer Brüstung Diese Bauweise erinnert mich an die Holzkirchen, die ich in Wallachisch-Meseritsch und in Palackýs Geburtsort, Hotzendorf in Mähren, gesehen habe: dort läuft rings um die Kirche eine Gallerie, gleich der Székler Gallerie, und zwar kaum zu einem anderen Zweck, als um den wunden Punkt des Baues, die Basis der Kirchenwände, möglichst trocken zu erhalten.

So wendete denn der Petersberger Baumeister zur Bedeckung einer großen Bodenfläche in primitiver Weise dasselbe Princip an, das alle Kuppelbaue seit Erbauung der Omar-Moschee in Jerusalem zeigen, und das wir meines Wissens auch bei Negern und Polynesiern finden: er legt eine Gallerie um einen Centralbau.

Von der Petersberger Scheune zur skandinavischen Stabkirche ist principiell nur ein Schritt. Gleichwie sich die Burzenländer Scheune vom Hause formell dadurch unter-

scheidet, dass die Pfosten des Rahmens bedeutend höher sind, so ergibt sich die Stabkirche, indem man die Pfosten von Centraldach und erster Gallerie noch höher macht, und mit wiederholter Anwendung des Principes eine zweite Gallerie zum Schutze der ersten und zur Gewinnung weiteren Raumes um die erste Gallerie führt. Allerdings hat die Stabkirche ein abgestuftes Dach.

Diese auffallenden Analogien mit so entlegenen germanischen Constructionen machen es wahrscheinlich, dass die Petersberger Scheune thatsächlich eine sehr alte Construction ist, die der altdeutschen Technik entspringt. Ich halte sie für die älteste Scheune des Burzenlandes, trotzdem sie die complicierteste ist.

Über den ästhetischen Eindruck, den das Innere des fensterlosen, hallenartigen Zipser Hauses ältester Construction macht, habe ich an anderer Stelle geschrieben. Ungleich großartiger ist der ästhetische Eindruck, den die ebenfalls, gleich der Stabkirche, fensterlose Petersberger Scheune macht. Ich will ihn zu charakterisieren versuchen. Schon von außen macht die Burzenländer Scheune den Eindruck eines Herrenhauses der Urzeit. Wenn man eintritt, glaubt man in einer Halle zu stehen, in einer himmelhohen Halle, um die, durch einen Säulenkranz getrennt, eine Gallerie läuft. Namentlich die durch den schwarzen Raum dahinfahrenden Streben wirken außerordentlich kräftig. Der Eindruck des Riesigen wird nicht nur durch die Steilheit der Dachflächen (die übrigens in der ebenfalls alterthümlichen Tartlauer Scheune größer ist), sondern noch mehr durch die Dunkelheit hervorgerufen. Namentlich die obersten, dunkelsten Regionen wirken stark auf die Phantasie, und die Wirkung wäre noch stärker, wenn Rauch vorhanden und die Dachflächen und Balken von Rauch geschwärzt wären. Dieselbe Poesie des Schwarzen habe ich in der Zips bemerkt, und sie ist aus den nicht gemalten gothischen Kirchen bekannt.

Ich habe wohl nicht die mindeste Andeutung finden können, dass bei den Sachsen je die heutige Scheune als Herrenhaus gedient hätte, und man kann nur constatieren, dass die Erbauer der Scheune etwas ästhetisch sehr Wirksames geschaffen haben, also jedenfalls tiefen Kunstsinn hatten. Instructiv ist es, nachträglich eine moderne sächsische Scheune zu besuchen. Der Unterschied ist scheinbar gering; der Rahmen ist relativ enger und höher, und die Sparren sind nicht gestückelt; dennoch ist alle Poesie dahin: man kommt auch nicht auf den Gedanken, eine Gallerie zu sehen.

Das Tiefästhetische in allen alten Schöpfungen der Sachsen ist überraschend; heute sind sie extrem nüchtern und allen Kunstsinnes bar (ausgenommen Musik!).

Ich will nun über Abarten der Burzenländer Scheune sprechen. Sehr mannigfaltig werden die beiden Vorderhalbschiffe verwendet. In Zeiden, wo die Scheunen gemauert sind, communicieren die Halbschiffe mit dem Inneren der Scheune nicht, sondern das eine ist ein kleiner Stall, das andere eine Kammer; sie kehren einander die Thüren zu, so dass auf einem viereckigen Vorraume das Thor und zwei Seitenthüren sich begegnen. In Weidenbach wird nur das linke Halbschiff gebaut und dient als Schweinestall. Zuweilen sind die Halbschiffe lediglich säulengetragene Vordächer, die als Schupfen benützt, theilweise auch verschalt werden. Die kleine Scheune hat weder Hinter- noch Vorderschiffe und enthält nur den durch den Rahmen bestimmten Raum. Sie hat darum vier hohe, rechteckige Wände. Am höchsten sind die Wände bei den Széklern der Csík.

Zuweilen ist das Dach des Halbschiffes gegen das Scheunendach abgesetzt, so dass es wie nachträglich angebaut aussieht. Endlich werden oft thatsächlich kleine Baulichkeiten an die Scheune an Stelle der Gallerien angebaut, wie an der Teutsch'schen Scheune, vorne, hinten, an den Seiten.

Man fühlt überall den Instinct heraus, die Scheune als einen Centralbau anzusehen, an den sich concentrisch Zubauten lehnen, und das kann einen

Fingerzeig geben, wie die so schöne, so einheitlich erscheinende Petersberger Scheune eventuell durch künstlerische Ausgestaltung eines ehemaligen Conglomerates entstanden sein konnte. Derselbe germanische Instinct zeigt sich in den Kapellen zwischen den Strebepfeilern der gothischen Münster. Auch die Vorliebe für riesige, dämmerige, von Fackeln schwach erleuchtete Hallen scheint urgermanisch zu sein.

Nicht ohne Absicht sage ich, dass die Burzenländer Scheune mit kindlicher Naivetät betrachtet werden muss. Wer als moderner Culturmensch ein Werk betrachtet, das vor Jahrhunderten etwas Großes war, der fühlt so wenig, wie wer die Edda mit modernen Maßen misst.

Das Wirtschaftshaus.

Die Burzenländer Scheune ist für den armen Mann viel zu groß. Ich will zeigen was alles der Arme aus der Scheune machen kann.

1. Die erste Székler Ortschaft an der Straße ins Széklerland ist Kökös, ein armer, verfallener Ort, eine ethnographische Fundgrube. Man rühmt dem Székler nach, dass er sich alles selber mache. Die Kököser Bauwerke sprechen dafür, denn sie sind technisch unvollkommen, besonders die Verbindungen schlecht. Eine Ebene scheint dort eine Fläche zu sein, auf der man keine Gerade ziehen kann. Mindestens das Skelet der Scheunen, oft auch das Ganze, ist rein sächsisch. Ob aber das, was die Ärmeren aus der großen Scheune gemacht haben, von den Kökösern oder überhaupt von Széklern, frei ersonnen, oder durch Hineintragen von echt Székler Elementen entstanden, oder aber altsächsisch ist, das weiß ich nicht.

Abb. 141. Scheunenform aus Kökös.

Zunächst ist die Tenne zumeist der allgemeine Arbeitsraum, und zuweilen fehlt überhaupt das Thor. Sodann ist ins linke Viertel ein horizontal gedeckter Stall gebaut, der aber lange nicht bis an die Höhe des Rahmens reicht (vgl. Abb. 141). Da die ganze Tiefe der Scheune für den Stall überflüssig groß ist, ist die Vorderwand des beworfenen und getünchten Stalles zuweilen gegen die Vorderwand der Scheune um mehr als 1 *m* hineingerückt. Die Thür ist vorne. Der Stall trägt dann aber in Blockbau eine bis zur Rahmenhöhe reichende, vorne bis in die Ebene der Scheunenvorderwand vorragende Gallerie. Auf den Stall kommt Heu oder Frucht, und die Gallerie soll das Herabgleiten hindern. Das rechte Viertel ist häufig Schupfen oder Kammer. Nicht selten fehlt die Vorderwand, oder auch die Seitenwand, ja auch die Hinterwand, oder die eine oder andere ist durch schlechtes Weidengeflecht ersetzt. Zwischen Tenne und rechtem Viertel ist etwa eine Wand gezogen. Dieser Schupfen ist aber nicht selten nach vorne erweitert, wie ja auch die Sachsenscheune oft vorne ein niederes Halbschiff hat, und der Eingang ist seitlich. So zierlich, ich möchte sagen poetisch, der Székler auch schnitzt, construiert er doch mangelhaft (in beiden Richtungen im Gegensatz zum Sachsen), und darum halte ich ihn nicht für den Lehrer des Sachsen im Hausbau. In Ungarn stehe ich allerdings mit dieser Auffassung ziemlich einsam da.

2. Ich will nun das sächsische Wirtschaftshaus beschreiben, das in Kronstadt, Altstadt, Mittergasse Nr. 35, steht, und von welchem Abb. 142 eine kleine Skizze liefert. Von außen glaubt man eine niederere Scheune vom Typus der Teutsch'schen Scheune zu sehen. Innen sieht man aber, dass die Hinterwand höher, nämlich 1·70 *m* hoch ist und

der Rahmen in dieser Höhe liegt. Im rechten Viertel liegt auf dem Rahmen eine geschlossene Decke; der Raum darunter ist durch eine Zwischenwand in eine vordere Kammer mit dem Tennentheil zugekehrter Wand und Thür und in eine hintere Kammer ohne Wand gegen die Tenne getheilt. Ob eine dieser Kammern einst Stall war, weiß ich nicht; die hintere ist heute Holzkammer. Ins linke Viertel ist im Blockbau ein Schweinestall, mit der Öffnung gegen den Hof, eingebaut. Zwischen der Hinterwand des Stalles und des Hauses ist ein gangbarer Zwischenraum, entsprechend dem Spreugang. Die linke Stallwand tritt gegen die Pfosten des Gerüstes etwa 3 *dm* zurück, und die Vorderwand fällt in die Ebene der Vorderwand des Hauses. Die Decke liegt in gleicher Höhe mit dem Rahmen. Über den Tennenraum sind einige Raffen und Dielen gelegt, so dass durch den ganzen Raum sich eine vollständige, zur Noth gangbare Decke zieht.

Vorne sind wahrscheinlich in neuerer Zeit an das Haus links ein Vordach, rechts eine Kammer gebaut, und ihre Pultdächer sind gegen das Hausdach abgesetzt. Das Thor reicht nicht bis an das Dach.

Hier ist also ein scheunenartiger Bau theils durch Einziehen von Wänden in die natürlichen Ebenen des Gerüstes (rechts), theils durch Einbau vorwiegend nach den natürlichen Ebenen des Gerüstes (links) zu einem Wirtschaftshaus zurechtgemacht.

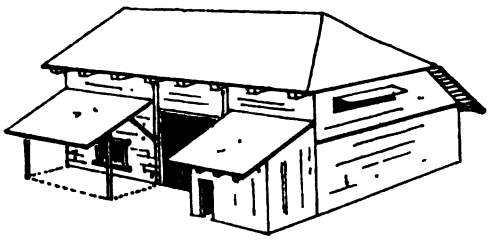


Abb. 142. Wirtschaftshaus Mittergasse Nr. 35 in Kronstadt.

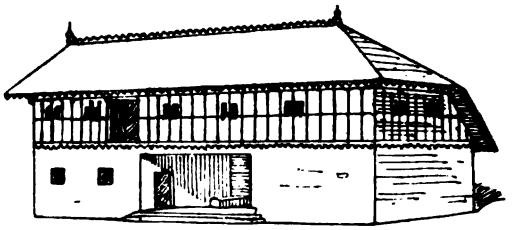


Abb. 143. Rumänisches Wirtschaftshaus in der oberen Vorstadt.

Das Heu kann in den Bodenraum durch sächsische Klappfenster an der 3 *m* breiten Gassenseite zur Noth eingeführt werden. Das ganze Gebäude ist, gleich der Scheune, durchaus in Holz ausgeführt, mit horizontalen Verschalungen. Dieses Gebäude wird kaum jünger sein als die Teutsch'sche Scheune.

3. An diesen ziemlich rohen sächsischen Bau schließt sich das rumänische Wirtschaftshaus von der oberen Vorstadt an (Abb. 143). Es ist einfach die veredelte Form des letztbesprochenen sächsischen Baues. Der Theil unter dem Rahmen ist gemauert, der Theil über dem Rahmen ist zierliche Holzconstruction. Das Dach geht nur hinten bis auf den Rahmen herunter. Auf den Rahmen ist eine solide Decke gelegt.

Das Thor ist entfernt, und dem Tennenraum der Scheune entspricht eine offene Vorhalle, der Arbeitsraum. Der linke Flügel war ursprünglich Stall, ist aber heute fast immer in eine Stube verwandelt. Der Hausherr ist eben verarmt, kann keine Kuh mehr halten, und vermietet die Zelle. Der dazu gehörige Herd ist im Arbeitsraum improvisiert. Der rechte Flügel war Kammer, ist es zuweilen auch heute noch, meist aber ebenfalls in eine Stube verwandelt.

Nur wenige dieser Wirtschaftshäuser machen auf mich den Eindruck, als wären sie schon ursprünglich in dieser Form gebaut worden. Besonders oft sieht der rechte Flügel so aus, als wäre er zugebaut worden, als der reicher gewordene Besitzer ein altes Wirtschaftshaus in der damals modernen zierlichen Weise restaurierte und erweiterte. Seitdem ist aber die Familie eben wieder verarmt. Es gibt aber derartige Wirtschaftshäuser von der doppelten Länge mit großen Stallungen.

4. An dieses Wirtschaftshaus schließt sich ein rumänisches Wohnhaus (Abb. 144). Aus den beiden Flügeln sind Stuben geworden; der Mittelraum ist die Vorhalle mit dem Herd im Hintergrund, also der Arbeitsraum des Hauses. In den sehr armen rumänischen Dörfern Zernest und Neu-Tohán ist dieser Mittelraum wie in der Scheune fast nie gedeckt, so dass man von hier aus die ganze vom Rauch geschwärzte Innenseite des einfachen Daches überblickt. Mitten in diesem Mittelraume steht im Hause des Töpfers der runde Brennofen, im Hause des Schmiedes das Schmiedefeuer; der etwa 10 *cm* hohe offene Herd, sehr oft aus drei Steinplatten gebildet, steht aber stets in einer Ecke. Der raucherfüllte Bodenraum dient als Räucherkammer. Der Rauch zieht durch die schon beschriebene Rauchspalte oder durch zierliche. hoch gelegene Dachlucken ab.

So verwandelt sich vor unseren Augen die Burzenländer kleine Scheune in ein Zweistubenhaus. Allerdings ist das nur ein geometrischer Process; der genetische Process ist vielleicht ein ganz anderer gewesen.

Interessant ist es, dass Häuser mit Nutzboden, wie die Häuser der Tuchmacher, Gerber und Hutmacher, als Häuser mit doppeltem Boden bezeichnet werden. Das Wort Boden hat hier offenbar die Bedeutung von Gehplan; die eingezogene Decke ist der obere

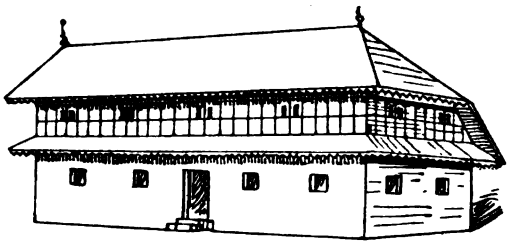


Abb. 144. Rumänisches Wohnhaus Nr. 14 aus der Gasse Pe tocile in der oberen Vorstadt.

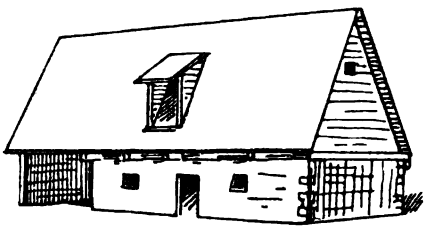


Abb. 145. Altes, hölzernes Wirtschaftshaus (Stall und Schupfen), Bahnhofstrasse 31 der Vorstadt Blumenau in Kronstadt.

Gehplan. Ein Haus mit einfachem Boden wäre dann logischerweise ein Haus, in dem keine horizontale Decke eingezogen ist, wie in Zernest und Tohán.

5. Kronstadt hat eine Vorstadt, die Blumenau, wo sich vor Zeiten auch zahlreiche Nichtburzenländer Sachsen angesiedelt hatten. Dort steht, Bahnhofstraße 31, das sehr alte Wirtschaftsgebäude (Abb. 145). aus Stall und Schupfen bestehend. Der Stall ist ein schlechter Blockbau, mit Lehm beworfen und geweißt, oben gedeckt, der Eingang an der Langseite. Darauf ist ein hohes Satteldach gesetzt, das nach der einen Seite weit hinausläuft und durch zwei Eckpfosten gestützt ist. Der Schupfen hat eine Decke, und das Dach ist an beiden Enden mit horizontalen, einander nicht überdeckenden Brettern verschalt und birgt das Heu, das durch eine Fensterthür in der Mitte eingeladen wird.

Einige Häuser weiter, Bahnhofstraße Nr. 37, steht ein ebenso elendes Haus von Nichtburzenländer Habitus. Das Dach ist aber ungleich mehr verlängert und bildet einen sehr langen Schupfen, dessen Wände verschalt sind. Der Schupfen hat keine Decke, und man kann vom Schupfen aus über die Kante des Hauses in den Bodenraum blicken und mittelst einer Leiter hinaufsteigen. Das sehr lange Haus enthält heute vom Schupfen an gerechnet: Vorhaus mit Herd — Stube — lange Werkstatt (wahrscheinlich einst Stall). Beim Anblick dieses niederen, schmalen Blockhauses empfindet man so recht, dass das Satteldach die Tendenz hat, das Haus linear, wurmartig vielzellig, in die Länge zu ziehen.

Die meisten Wirtschaftshäuser im Burzenland haben ein ähnliches Aussehen; nur sind sie weit besser ausgeführt. Abb. 146 z. B. zeigt ein Weidenbächer (nicht bacher) Wirt-

schaftshaus. Um keine Zwischenpfeiler anbringen zu müssen (der Sachse fühlt sich durch Säulen behindert), werden zum Schupfen besonders starke, schöne, meist aber doppelte Balken genommen, die nie geweißt werden und sehr hübsch aussehen und die Träme der Schupfendecke tragen. In Marienburg heißt dieser Balken sächsisch *Rosnak*, doch konnte mir niemand das Wort erklären. In Weidenbach heißt er *Rausen*. Das Gebäude ist gemauert und je nach Bedarf durch Zwischenwände abgetheilt, und alle Thüren liegen in der Langwand. Die Räume sind Ställe und eventuell auch Kammern; nie habe ich dort einen bewohnten Raum gefunden. Auch den Backofen habe ich wohl in einem unmittelbar angebauten Häuschen, aber fast nie im Wirtschaftshaus selber gesehen. Es ist eine Specialität von Weidenbach, dass zuweilen das Satteldach am Schupfenende nicht verschalt ist, das Heu also bequem eingeführt werden kann, aber minder vollkommen geschützt ist. Diese zweite Form des Burzenländer Wirtschaftshauses gehört zu demselben Typus wie die später zu besprechende *Pajta* der Székler. Bünker leitet diesen Typus vom urarischen Hause ab.

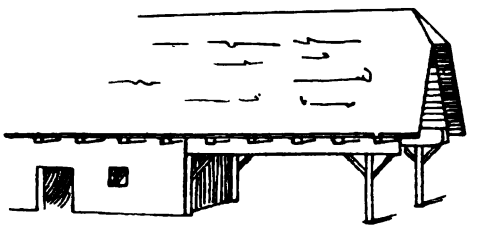


Abb. 146. Wirtschaftshaus (Stall und Schupfen) mit Schindeldach in Weidenbach.

Das Zweistubenhaus.

In Kronstadt in der Innern Stadt, Johannisgasse Nr. 26, steht ein altes Zweistubenhaus. Da es der uralten Johanniskirche gegenüberliegt, kann es einst Pfarrhaus gewesen sein. Es steht in einem schmalen, langen Hofe auf der rechten Seite. Das Haus stand aber (wie die Székler Häuser) von der Straße soweit abgerückt, dass zwischen seine Schmalwand und die Gasse heute ein Haus eingeschoben ist. Ebenso ist am anderen Ende des Häuschens heute ein drittes Haus gebaut. Der Thürstock ist aus Stein und außerordentlich fein gegliedert. Oben trägt er eine Cartouche. Ganz solche steinerne Thürstöcke gibt es in Kronstadt noch viele. Sie scheinen geradezu aus derselben Werkstatt zu stammen, und wenn sie datiert sind, weist das Datum auf den Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Zu diesen Thürstöcken gehören ganz entsprechende, fein gegliederte, steinerne Fensterstöcke, die aber bei vielen Häusern als zu klein wieder entfernt worden sind.

Kronstadt ist im Jahre 1686 gänzlich abgebrannt und dann gänzlich neu gebaut worden. Daher kommt es, dass so viele Bauten aus den ersten Decennien nach dem Brande einander so ähnlich sind.

Durch die Thüre gelangt man in das schmale Vorhaus; der hintere Theil des Vorhauses ist durch einen eingemauerten Vorhang als Küche abgetrennt. Rechts und links neben der Eingangsthür sind die Stubenthüren, von denen die rechte heute vermauert ist, weil die rechte Stube zum Nachbarhaus geschlagen worden ist.

Wir haben hier also einen allerliebsten Typus eines Zweistubenhauses etwa aus dem Jahre 1700. In der Inneren Stadt von Kronstadt steht heute kein zweites solches Haus, weil die Häuser außerordentlich stark umgebaut wurden und werden. In der Oberen Vorstadt sind aber sehr viele solcher Häuser. Seit wann die Sachsen aber solche Häuser haben, das kann man nicht wissen. In einfacher Ausführung und mit großem Vorhaus sind sie im ganzen Burzenland verbreitet, in primitivster (aber sehr zierlicher) Form, mit ungedecktem Mittelraum, in Zernest und Tohán, im westlichsten Burzenland, wie bereits erwähnt worden ist. Hier ist auch der Anschluss an die kleine Burzenländer Scheune am auffallendsten.

In der Vorstadt, Rothe Brunnengasse Nr. 6, steht ein Haus vom Habitus eines französischen Palais. Die Wetterfahne zeigt die Jahreszahl 1788; der Erbauer war ein reicher Rumäne. Das Haus unterscheidet sich vom vorigen Hause durch die bedeutende Größe (20 *m* lang, 10·5 *m* tief) und dadurch, dass hinter jeder großen Stube noch eine kleine Stube liegt. Das Gust'sche Haus in der Katharinengasse ist noch weit imposanter, hat aber denselben Grundriss.

Vorne sind drei Bogenöffnungen zwischen vier Pfeilern, die den Giebelbau des Pavillons tragen. Drei gerade solche Bogenöffnungen bilden aber die Vorderwand des Vorhauses; die mittlere Öffnung ist die Thüre, die beiden seitlichen Öffnungen sind durch niedere Zwischenmauern zu Fenstern gemacht.

Im rumänischen Hofe Pe tocile Nr. 8 wohnt Herr Wojku, ein Urenkel des Erbauers. Er sagt, das Haus, das ganz die eben beschriebene Eintheilung zeigt, sei 1676 erbaut worden und sei seines Wissens seitdem nicht umgestaltet worden. Der Vorbau ist aus Holz und die Stiege vorne, nicht an der Seite. Hiemit scheint wieder ein Datum gewonnen zu sein.

Die Székler Häuser zeigen ebenfalls oft die beschriebene Disposition im Innern, nur wird der Küchenraum als Kammer mit seitlichem Eingang verwendet; gekocht wird theils im Hofe, theils in der Stube. Die Vorhalle hat keine Vorderwand. Seit wann die Székler auch so bauen ist unbekannt.

Es ist auffallend, wie genau sich das Székler Haus geometrisch in den Rahmen der Burzenländer Scheune fügt. Das Hinterschiff, d. i. die Alkoven und die Kammer, entsprechen dem Hinterschiff der Scheune; das Vorhaus und die Stuben entsprechen der Tenne und den sogenannten Vierteln; das Vordach entspricht dem Vorderschiff der Scheune, das ja ebenfalls oft nur Vordach ist.

Auf mich macht das Székler Haus den Eindruck eines den Székler Verhältnissen angepassten Kronstädter Hauses. Die magyarischen Forscher hingegen (mit Ausnahme von J. Jankó) erklären das Székler Haus für ein orientalisches Haus.

Der Székler macht das Centrum, das Herz des Hauses, den Punkt des größten Lebens, zum todten Punkt, zur Kammer. Da scheint es denn doch, der Székler hätte die Kronstädter Küche nicht besser zu verwerten gewusst.

Als Ergebnis der Studie über das Zweistubenhaus spreche ich die Ansicht aus, dass das Zweistubenhaus und die Scheune, die beide zwei symmetrische Flügel und in der Mitte den Arbeitsraum haben, mit einander verwandt sind. Worin die Verwandtschaft besteht, darüber wage ich nicht zu urtheilen.

Das Einstubenhaus.

Im alterthümlichen Honigberg steht ein Haus, laut Aufschrift erbaut 1733, renoviert 1803 (siehe Abb. 147). Das Haus, ein Eckhaus, zeigt der Thorseite des Hofes eine Schmalseite. Die der Thorseite des Hofes zugewendete Hälfte des Hauses ist Stube, die abgewendete Hälfte ist das Vorhaus, in das man an der Langseite des Hauses tritt. Wir treten in das rechteckige, ungedielte Vorhaus, das mit dem Hofe in gleicher Höhe liegt. In der Mitte der rechten Wand führt die sechsstufige Stiege in die sehr hoch gelegene Stube. Links von der Stiege steht der offene große Herd mit Rauchmantel, rechts ist der Keller. Der Keller hat aber einen gewaltigen, etwa 1·5 *m* aus der Wand vortretenden, oben runden, vorne offenen Kellerhals, augenscheinlich aus Lehm, und darum ohne scharfe Kanten. Stünde der Keller mitten im Hofe, Regen und Schnee ausgesetzt, fände man den hochgewölbten Kellerhals natürlich. Die Stiege ist zwischen Herd und Kellerhals förmlich eingeklemmt, und vom Kellerhals aus führt die Leiter, an die rechte Wand gelehnt, auf

den Boden. Man muss also erst den Kellerhals erklettern, wenn man auf den Boden gelangen will.

Die Decke des Vorhauses ist hübscher als sonst in Bauernhäusern, aber anders gemacht als die Stubendecke; auch liegt auf den Trämen nur eine einfache Bretterlage.

Der Stubenthür gegenüber, längs der ganzen hinteren Schmalwand des Hauses, befindet sich, einer riesigen Truhe gleich, eine Kammer aus Holz. Merkwürdigerweise hat diese Kammer eine eigene horizontale Decke, und zwar nur etwa zwei Spannen unter der allgemeinen Vorhausdecke. Ich kann mir das nur so erklären, dass das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, und darum die Kammer gleich der Stube eine eigene Decke bekommen musste. Dafür, dass das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, sondern freien Einblick in die ganze Dachunterseite gewährte, spricht manches auch außerdem, dass ich auch in Häusern mit sehr solider Stubendecke das Vorhaus nur mit einer einfachen Bretterlage gedeckt fand. Der Kellerhals soll doch die Kellerstiege vor von oben kommendem Wasser schützen. Solches durch das eventuell schadhafte Dach träufelnde Wasser kann man aber doch nur bei fehlender Vorhausdecke fürchten. Dann habe ich in Honigberg in einem Vorhaus sogar einen kleinen Herd durch eine eigene enge Kammer mit eigener horizontaler Decke geschützt gefunden, offenbar gegen Traufwasser. Wenn die Vorhausdecke schon anfangs dagewesen wäre, hätte man doch kaum die Bodenleiter in so unbequemer Weise auf den Rücken des Kellerhalses gestellt, um oben sofort die Stubendecke betreten zu können, sondern man hätte sie wohl in eine freie Ecke gestellt, von wo aus man die Vorhausdecke betritt, wie das anderwärts der Fall ist.

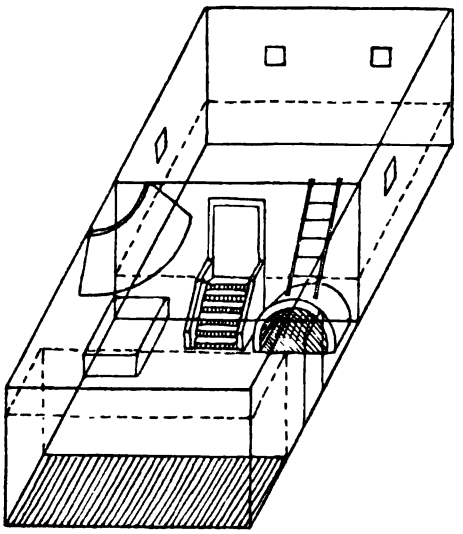


Abb. 147. Haus in Honigberg aus dem Jahre 1733. (Die Kammerwände und der Fußboden sind punktiert.)

Von der beschriebenen Disposition findet sich in fast allen Einstubenhäusern des Burzenlandes die erhöhte Lage der Stube, die Lage von Herd und Keller an den beiden Seiten der Stubenthür, und zwar der Herd in der hinteren geschützteren Ecke, der Keller in der vorderen Ecke. Der Keller hat entweder in gleicher Höhe mit dem Estrich eine horizontale Fallthür, oder in der Ebene der Stube eine verticale Thür, oder, wie in Honigberg, einen Kellerhals. Die Bodenleiter steht immer in der Kellerecke und lehnt sich immer an die Stubenkante.

Das wichtigste Ergebnis ist für mich die Wahrscheinlichkeit, dass das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, wie es in Zernest und Tohán auch thatsächlich keine Decke hat; denn dadurch ist die lange gesuchte Analogie mit dem Zipser Sachsenhause gefunden. An beiden Orten liegt die Stube hoch über dem ungedielten Raum und wird über eine Stiege erreicht. Die Ursache der hohen Lage ist aber kaum die Unterkellerung, denn das alte Zipser Haus hat überhaupt keinen Keller. Der Zweck ist wahrscheinlich die Trockenheit, wenn nicht etwas anderes. Dann ist auch an beiden Orten die Stube nicht abgetheilt, abgeschnitten, sondern in die deckenlose Halle eingebaut; in der Zips steht dieses eingebaute Blockgebäude in einer Ecke und belegt kaum den zehnten Theil der Bodenfläche; im Burzenland belegt es die halbe Bodenfläche.

Ich will hier einige Worte über den Keller einschalten. In der Zips ist in der Halle neben der Stube der Brunnen, meist mit einer Fallthür zugedeckt; im Burzenland ist in der Halle neben der Stube der Keller, meist mit einer Fallthür gedeckt; in Kronstädter alten Häusern aber ist der Brunnen im Keller gegraben. Wenn man nun bedenkt, dass in vielen Gegenden der Brunnen als der beste Keller gilt, und Fleisch und Butter in den Brunnen zur Conservierung gehängt werden, dann liegt der Gedanke nahe, dass Brunnen und Keller einst kaum unterschieden wurden, und der römische Keller, der der deutschen Sprache das Wort Keller gegeben hat, ursprünglich speciell der Trockenkeller ist, im Gegensatz zum deutschen Wasserkeller.

Was kann die Ursache sein, dass der Burzenländer seine Stube in eine so kleine Halle, der Zipser in eine so große Halle einbaute? Ich glaube, der Burzenländer hatte eine Scheune, in der er auch drosch, der Zipser aber hatte keine Scheune, sondern bewahrte die Fechsung im Bodenraum der Halle und drosch auf dem Estrich, weil er vielleicht weniger Getreide baute. Ungedielt sind aber beide Hallen.

Sowohl der Sachse, als der Zipser trennen eine Kammer, wenn sie eine brauchen, der Stubenwand gegenüber ab; die Bodenleiter stellt der Sachse in Honigberg auf den Rücken des Kellerhalses, den er erst besteigen muss, eventuell auf die Fallthür des Kellers, oder, den Zugang versperrend, vor die Kellerthür. Der Zipser stellt sie oft auf den Rücken des Backofens, den er erst besteigen muss; beide aber lehnen die Bodenleiter an die Kante der Stube.

Nicht uninteressant ist, dass der Sachse in Reps, in der Nähe des Burzenlandes, den Bodenraum *Himmel (Heml)* nennt; hochdeutsch nennt er ihn immer *Aufboden*. Nun bedeutet Himmel nach Ansicht der Philologen soviel als Decke. Auch das spricht dafür, dass das Vorhaus ursprünglich keine horizontale Decke hatte.

Was den Rauchfang betrifft, so ist zu bemerken, dass heute der Sachse wohl überall einen Rauchfang hat. Es ist aber merkwürdig, dass bei kleinen und kleinsten Sachsenhäusern oder noch häufiger bei sächsisch gebauten Rumänenhäusern das Dach längs der ganzen Hofseite des Hauses, und nur auf dieser Seite, vom Grundbalken absteht, so dass ein etwa 12 *cm* hoher Spalt längs des ganzen Hauses entsteht, durch den man in den Bodenraum schauen kann. Nun habe ich in Kökös im Széklerland ein Feuerhäuschen gesehen, in dem das Dach auf allen vier Seiten von der Wandkante abstand; der Backofen hatte keinen Rauchfang, und der Rauch entwich auf allen Seiten, bedeutend über Kopfhöhe, durch diesen Spalt. Man brauchte auch kein Rauchloch, durch das eventuell auch Schnee und Regen kommen könnte. Ich vermuthe, dass der Spalt am Sachsenhause der alte Rauchspalt ist, und das ist ein Grund mehr zu der Annahme, dass das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, das Haus aber keinen Rauchfang. In der Zips zieht der Rauch nur durch Schäden im Dache ab. In der Dirste gibt es Rumänenhäuschen, die den Rauch mittels Rauchfangs nur durch die Vorhaus-, beziehungsweise Stubendecke in den Bodenraum leiten; den füllt und schwärzt der Rauch, soll auch das Schweinefleisch räuchern, und zieht durch zwei sehr kleine Luken sowie durch Lecke ab.

Der Sachse klebt zuweilen an eine Langseite eine lange Kammer an, über die hin er das Dach verlängert (eigentlich verbreitert) und deren eine Hälfte den Backofen enthält. In Weidenbach steht diese Kammer zuweilen an der Hofseite (Abb. 148), im Honigberger Haus von 1733 auf der dem Hofe abgewendeten Seite. Vielleicht war es dem Sachsen unbequem, zum Backofen ins Feuerhaus über den Hof zu gehen; vielleicht wollte er auch die beträchtliche Fläche, die das gesonderte Feuerhaus gerade gegen die Gasse zu belegt, anderweitig verwenden. Im Hofe, zu dem das Haus Abb. 151 gehört, ist an Stelle des Feuerhauses ein kleines Wohnhaus gebaut.

Kurzhäuser.

In je entlegenere und ärmere Orte man im Burzenlande kommt, umso kleinere Bauten findet man. Vor allem aber fällt auf, dass die Bauten immer kürzer werden, und ihre Basis sich immer mehr der Quadratform nähert. Man wird versucht, diese Typen geradezu als Quadratbauten zu bezeichnen. Noch ein zweites fällt auf: je einfacher ein Bauwerk ist, umsomehr dominiert das Dach, und die Zelle scheint sich gleichsam unter das Dach geflüchtet zu haben. Das Primäre am Hause scheint die Decke, das Dach, das Zelt zu sein, oder wie man bei Reps sagt, der Himmel.

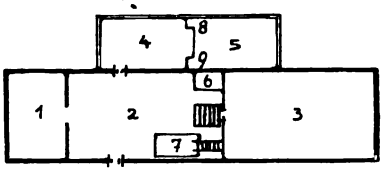


Abb. 148. Plan des Hauses Nr. 127 in der Mühlgasse in Weidenbach. (1 und 3 = Stube, 2 = Vorhaus, 4 = Laube (lif), 5 = Backofen, 6 und 8 = Herd, 7 = Fallthüre des Kellers, auf welchem die Leiter zum Boden steht, 9 = Wasserkessel.)

Abb. 149 zeigt eine sogenannte Pajta, ein kleines Wirtschaftsgebäude aus dem armen Székler Dorfe Kökös. Es besteht aus Stall, Schupfen und Heuboden. So eine Pajta kann überall, selbst mitten im Hofe des Armen, stehen. Je nach dem Standplatze und dem momentanen Bedürfnisse wird die eine oder die andere Masche des Schupfens mit Weidengeflecht oder Brettern geschlossen; eventuell wird eine Kammer daraus. In der Berggasse in Zeiden steht ein ähnliches Häuschen, aber mit Satteldach.

Abb. 150 stellt eine Wohnhütte einer armen Witwe von Erösd dar. Hier befindet sich der Eingang noch unter dem Vordach. Das scheint die ältere Form zu sein. Der Mensch sitzt gerne im Sommer im Schatten vor der Thür, und er liebt es, wenn er aus der Stube direct, trocken, in den vor Regen geschützten Arbeitsraum, die Vorhalle, treten

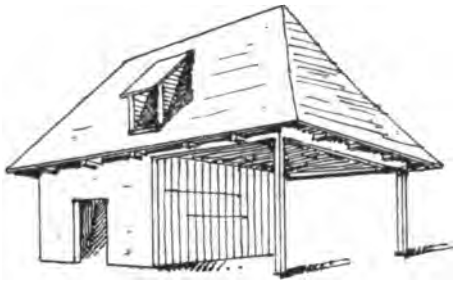


Abb. 149. Pajta in Kökös.

Abb. 150. Hütte in Erösd.

kann. Das Vieh beansprucht einerseits diesen Schutz nicht, anderseits ist es durch den Eckpfosten der Vorhalle behindert. Wenn die Thüre um die Ecke verlegt wird, gewinnt der Herr überdies den Schupfen. So mag die Pajta entstanden sein. Nur in der Dirste (Abb. 151) habe ich eine Pajta gesehen, wo das Vieh unter dem Vordach seine Thüre hatte.

Ein Theil der Vorhalle wird in unserem Hause (Abb. 153) durch eine neben die Thür gestellte kleine Kammer belegt; in anderen solchen Häuschen ist die Kammer aber bedeutend größer und lässt nur einen kleinen Vorplatz vor der Thüre frei. Die Vorhalle hat meist keine Decke, und man überblickt vom Vorplatz aus den ganzen Bodenraum.

In Brenndorf stehen drei Wohnhäuser von gleichem Aussehen, die der Tradition nach gleichzeitig gebaut worden sind. Das eine trägt an einem Balken die Jahreszahl 1666. Alle drei haben eine fast quadratische Basis; mich interessierte vor allem das Haus Kirchgasse Nr. 14. Abb. 152 zeigt den Grundriss. Der Eingang ins Vorhaus befindet sich

an der der Straße abgekehrten, dem Hofe zugewendeten Seite. Nach der Auffassung des modernen Städters steht das Haus verkehrt, nach sächsischer Auffassung steht das Haus richtig, denn das 9 zu 10 *m* im Quadrate messende Haus gehört dem Hofe, und die Gasse ist fremde Außenwelt, die den Hof nichts angeht.

Die Thür vom Vorhaus nach der Stube ist heute nicht vorhanden, und die Stube hat ihre Thür in derselben Flucht wie das Vorhaus. Das kommt aber wohl nur daher, dass heute im Raume 2 die alten Eltern wohnen, der Wirt aber, der mit seiner Familie in der Stube wohnt, hat eine anstoßend hinzugebaute eigene große Küche. Die in der Abb. 152 dargestellte Eintheilung findet sich in Kronstadt, im Burzenland und namentlich bei den Széklern und Tschangonen genug häufig.

Abb. 151. Stall mit Heuboden aus der Dirste.

Ich halte diesen Typus des quadratischen Wohnhauses für sehr alt. Die Sachsen, die den freien Hof lieben, mögen dieses Kurzhaus aufgelassen haben, weil es sehr anspruchsvoll, wie ein hingestellter Block, tief in den Hof hineinragt. Sie sind auf Langhäuser übergegangen, die sich besser der Hofperipherie anschmiegen. Da kann denn allerdings in Honigberg und Petersberg das Langhaus von anfang an der Gasse die Langseite gezeigt haben. Interessant ist, dass in Honigberg die Langhäuser gleich dem Quadrathaus für das Auge des Städters verkehrt stehen. Der Herd steht nämlich an der Gassenwand des Vorhauses, woraus folgt, dass nach sächsischem Gefühl der Hofeingang der Haupteingang, die Thür nach der Gasse aber eine Hinterthür ist.

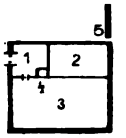


Abb. 152. Grundriss des quadratischen Hauses Nr. 14 in der Kirchgasse in Brenndorf. (1 = Vorhaus, 2 = Kammer, 3 = Stube, 4 = Herd, 5 = Thor.)

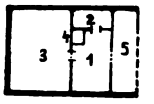


Abb. 153. Grundriss des quadratischen Hauses Nr. 1 im Gärtnergässchen in Kronstadt. (1 = Vorhaus, 2 = Kammer, 3 = Stube, 4 = Herd, 5 = Bretterboden.)

Abb. 153 zeigt den Grundriss eines Kurzhauses aus Kronstadt; es steht in Blumenau, Gärtnergässchen Nr. 1. Hinten ragt das Dach fast gar nicht vor; vorne aber bildet es ein freies, über 1·5 *m* weit vorragendes Vordach, unter dem der Boden gedielt ist. Man kann, wenn man eben will, in der axialen, linearen Anordnung Vordach—Vorhaus—Stube Arisches erkennen. Der First des fast quadratischen Hauses ($6^1/_2$ zu 7 *m*) ist dadurch lang geworden, dass die Walmflächen sehr steil sind.

Das Feuerhaus.

Unter dem Feuerhause verstehe ich ein Haus, das keinen anderen Zweck hat, als das Nutzfeuer des Hauses zu bergen. Es dient also dem dreifachen Zwecke: des Backens, des Kochens und des Waschens.

Heute haben die Burzenländer Sachsen kein typisches Feuerhaus mehr. An seiner Stelle steht im breiten Hofe ein Haus, das allerdings die Feuerstelle enthält; zuweilen steht dort geradezu ein kleines Wohnhaus. Das sächsische Feuerhaus, meist Sommerküche genannt, ist wohl bereits ganz an die Mauer gerückt, durchbricht die Mauer aber nicht. Nur in Zeiden habe ich einige Sommerküchen gesehen, die ein Stück Mauer ersetzen und Fenster nach der Gasse haben. Abb. 154 zeigt eine typische sächsische Feuerstelle.

Bei den Széklern und in der Dirste sieht das Feuerhaus oft so aus, wie Abb. 155 zeigt. Das Weidengeflecht an den Seiten und hinten ist hier längst wieder abgefallen.

Ein Feuerhaus in der Dirste sieht fast genau aus, wie der Stall in Abb. 149, hat sogar einen Heuboden. Als allgemeine Norm kann man folgendes aussprechen: Wenn das Feuerhaus einen First hat, dann ist der Eingang immer an der Giebelseite; oft ist diese auch ganz offen. Die Front der Feuerstelle ist immer dem Eingang zugekehrt.

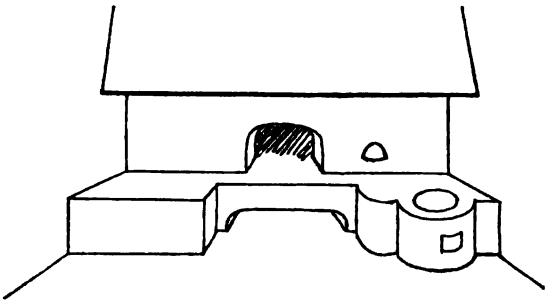


Abb. 154. Feuerstelle mit Backofen, Herd, Wasserkessel und Rauchmantel, im Hause Mühlgasse Nr. 127 in Weidenbach.

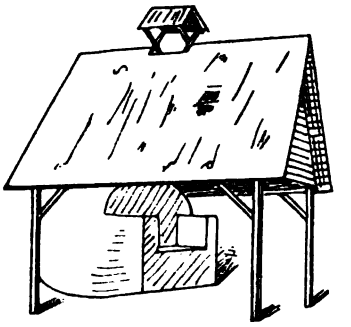


Abb. 155. Feuerhaus in der Dirste mit Rauchloch.

Zuweilen steht die Feuerstelle mitten im Feuerhaus, so dass man rund herum gehen kann. Alte Feuerstellen haben keinen Rauchfang. Zuweilen ist die Feuerstelle so weit zurückgeschoben (um eine große Küche zu gewinnen), dass der Backofen hinten aus dem Hause fällt und durch ein besonderes leichtes Dach geschützt wird.

Bei den in sächsischer Weise bauenden Nachbarn der Sachsen finden sich merkwürdige Baudecorationen, die ich größtentheils für altsächsich halte. Ihre Behandlung hätte aber den Zusammenhang der vorliegenden Darstellungen zu sehr gestört.

NEKROLOG.

Karl Weinhold.

Am 27. Juli schrieb Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Karl Weinhold von Bad Nauheim aus, wohin er zur Kräftigung seiner von den Folgen einer schweren Influenza geschwächten Gesundheit gegangen war. »Ich corrigiere jetzt die letzten Bogen unserer Zeitschrift; Mitte August werde ich nach Thüringen, wahrscheinlich nach Friedrichsroda, gehen und, so Gott will, Mitte September nach Berlin heimkehren.«

Es ist anders gekommen; am 15. August verschied der Altmeister der Wissenschaft von deutschem Leben und deutscher Sprache. Seine Gedanken gehörten derselben noch in letzter Stunde, denn am Morgen des 15. erhob er sich, um, wie er sagte, sich zur Vorlesung an der Universität fertig zu machen, als ein Herzschlag sein erfolg- und arbeitsreiches Leben beendete.

Sein Hinscheiden ist ein schwerer Verlust für die deutsche Volkskunde, die in Weinhold einen der hervorragendsten und eifrigsten Förderer fand, und mit der sein Name für alle Zeiten verbunden bleiben wird. Weinhold war (Jänner 1891) einer der Hauptbegründer des Vereines für Volkskunde in Berlin, den er mit besonderer Vorliebe leitete, und dessen Zeitschrift er herausgab. Sein reiches, vielseitiges und tiefgründiges Wissen vom Leben des deutschen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart machte ihn zum Führer auf diesem Gebiete. Mächtig war der Impuls, den er gab, mannigfach die Anregung und die Interessen, die er erweckte. Weinhold fand, dass in einer Zeit gewaltiger Veränderungen, aus der das deutsche Volk mächtiger als je hervorgegangen, die Volkskunde nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine sociale Aufgabe habe, und nennt sie selbst »eine nationale und historische Wissenschaft«, wenn man sie richtig fasst. »Es gehört Vertrautheit mit Geschichte und Sprachwissenschaft, mit Anthropologie und Psychologie, mit historischer Rechtskunde, mit Geschichte der Volkswirtschaft, der Technik und der Naturkunde, der Literatur und der Kunst dazu«, sagt er in seinem Aufsatz: »Was soll die Volkskunde leisten«, worin er sich gegen »den modischen Sport, der als Wissenschaft gelten will«, wendet. Er hatte stets hohe Ziele im Auge. Doch gibt es wohl kaum einen deutschen Gelehrten, der so bemüht war, wie Weinhold, Laienhilfe der Wissenschaft dienstbar zu machen, und der den bescheidenen Sammler und getreuen Aufzeichner der Volksüberlieferungen mehr schätzte als er. Wie Weinhold den deutschen Frauen in dem Mittelalter ein unvergängliches Denkmal schuf, worin er zeigt, dass das Leben des deutschen Weibes in Haus und Familie wurzelt, und letztere der eigentliche Mittel- und Stützpunkt des deutschen Volkes ist, so stand er doch ernstem Streben der modernen Frau wohlwollend gegenüber. Wem es gegönnt war, mit ihm in Verkehr zu treten, der wird dankbar die Erinnerung daran hochhalten.

Karl Weinhold wurde am 26. October zu Reichenbach in Schlesien als der älteste Sohn des Pastor primarius geboren, erhielt zu Schweidnitz seine Schulbildung, von wo er 1842 die Universität in Halle bezog, mit der Absicht Theologie zu studieren. In Berlin aber, als Schüler Bachmanns und Grimms, wendete er sich bald der deutschen Sprachforschung zu, die er die Grundlage der Wissenschaft von deutschem Volksgeiste nennt. Mit einer Abhandlung über die Voluspa erwarb er sich 1848 die philosophische Doctorwürde an der Universität Halle. Im folgenden Jahre begann er seine akademische Lehrthätigkeit als Privatdocent zu Breslau und wurde 1850 von der Universität Krakau an ihre ordentliche Lehrkanzel für Germanistik berufen, wo der große Brand am 18. Juli 1850 auch ihn hart traf. Er verließ im folgenden Jahre Krakau, nicht ohne dass sein nationales Empfinden noch eine Steigerung erfahren hätte, und folgte einem Rufe nach Graz, wo die damals gemachten reichen prähistorischen Funde ihn mächtig anzogen. Jener Zeit verdanken wir sein, trotz zahlloser Grabungen und ernster wissenschaftlicher Forschung von fast einem halben Jahrhundert, noch so wertvolles Buch über heidnische Todtenbestattung. 1861 berief ihn die Universität Kiel, 1876 jene zu Breslau, 1889 wurde er der Nachfolger Müllenhoffs an der Berliner Lehrkanzel, dessen Sitz er auch in der Akademie der Wissenschaften einnahm, und zugleich wurde er zum Leiter der altdeutschen Abtheilung im germanischen Seminar bestellt.

Mit Weinhold ist aber auch der Altmeister der Germanistik dahingegangen, »der größte Kenner der deutschen Dialecte«, wie ihn Richard M. Meyer in seiner »Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts« nennt. Die Festschrift zu Weinholds 50jährigem Doctorjubiläum vom Jänner 1896 der k. preuß. Akademie der

Wissenschaften rühmt seine hervorragende und bahnbrechende Förderung der germanischen Sprachwissenschaft und Alterthumskunde. Seine Arbeiten erstrecken sich auf alle Zweige der Philologie, »auf das Gothische und Altnordische, auf das Hochdeutsche und seine Mundarten, auf Grammatik und Wörterbuch, auf Mythologie, Haus- und Privatalterthümer, auf Social- und Rechtsgeschichte. Sie umspannen die verschiedensten Epochen germanischer Vergangenheit, von der Edda bis zu Lenz und den Dichtern des Göttinger Bundes, von den Göttern der Walhalla bis zum Volksaberglauben der Gegenwart, von den heidnischen Todtenbestattungen bis zu den Weihnachtsspielen und Liedern seiner schlesischen Heimat«. Die Festschrift schildert sein vielverbreitetes Buch über die deutschen Frauen in dem Mittelalter und sein grundlegendes Werk über altnordisches Leben, und zeigt, dass er in seinen »Beiträgen zu den deutschen Kriegsalterthümern« über »die heidnisch-religiösen Impulse altgermanischer Tapferkeit und Thatkraft mehr lehren konnte, als was die im Bannkreise der classischen Philologie gelegenen Quellen offenbaren«.

Die erste größere Arbeit Weinholds bildeten »Die Sagen vom Locki«, Leipzig 1848, dann folgten »Die deutschen Frauen in dem Mittelalter«, Wien 1851, 3. Aufl. 1897, »Über deutsche Dialectforschung«, Wien 1853, »Weihnachtslieder und -Spiele in Süddeutschland und Schlesien«, Graz 1853, »Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch«, Wien 1855, »Altnordisches Leben«, Berlin 1856, »Mythus vom Wanenkrieg«, 1857, »Die Riesen des germanischen Mythus«, Wien 1858, »Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland«, Wien 1858—59, »Alemannische Grammatik«, Berlin 1863, »Bayrische Grammatik«, Berlin 1867, »H. Christian Boie, Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert«, Halle 1868, »Die deutschen Monatsnamen«, Halle 1869, »Die gothische Sprache im Dienste des Christenthums«, Halle 1870, »Die Polargegenden Europas nach den Vorstellungen des deutschen Mittelalters«, 1871, »Die altdeutschen Bruchstücke Isidors von Sevilla«, Paderborn 1874, »Mittelhochdeutsche Grammatik«, Paderborn 1877, 2. Aufl. 1883, »Lamprecht von Regensburg«, herausgegeb. 1880, »Kleine mittelhochdeutsche Grammatik«, Wien 1881, 2. Aufl. 1889, »J. M. R. Lenz' dramatischer Nachlass«, Frankfurt a. M. 1884, »Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien«, Stuttgart 1887, »Gedichte von J. M. R. Lenz«, herausgegeb. 1891, »Beiträge zu den deutschen Kriegsalterthümern«, 1891, »Glücksrad und Lebensrad«, Berlin 1892, »Die altdeutschen Verwünschungsformeln«, Berlin 1895, »Zur Geschichte des heidnischen Ritus«, 1896, »Die mystische Neunzahl bei den Deutschen«, 1897, »Die Verehrung der Quellen in Deutschland«, 1898, die Herausgabe der Pilatus-Fragmente, Goethes Tasso (Weimarer Ausg.), die Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin von 1891 an und zahlreiche kleinere Schriften.

Weinhold führte, nachdem er im April 1850 dem Rufe an die Krakauer Universität gefolgt war, am 12. August desselben Jahres seine Braut Anna Elger in Leitmannsdorf (Kreis Schweidnitz, Schlesien) zum Traualtar. Die junge Frau wurde ihm nicht nur eine vortreffliche Hausfrau, sondern auch eine Gehilfin seiner Arbeit. In ihrem gastlichen Heim waltete sie als anmuthige Wirtin, und in jeder Stadt, in der Weinhold lebte, versammelte sie einen Kreis auserlesener Männer um sich. Karl v. Holtei, der zu den intimsten Freunden des Hauses gehörte, besang die liebenswürdige, talentvolle Frau in manch schönem Gedicht. Nach einem rastlos thätigen Leben feierte Professor Weinhold mit seiner Gattin am 12. August 1900 zu Cudowa in Schlesien in aller Stille die goldene Hochzeit. Sie haben in den langen Jahren ihrer Ehe Freud und Leid treulich mit einander getragen und ihren Freunden ein schönes Bild echter deutscher Treue geboten.

Diese Zeilen sollen mit Weinholds eigenen Worten schließen, mit denen er den Nachruf auf Prof. Dr. Wilhelm Schwartz endete.[1]) Nun hat er die fleißige Feder für immer niederlegen müssen; aber seine Arbeiten werden weiter anregen und nicht vergessen werden. Die Treue, die er seinem Schulamte und seiner Lieblingswissenschaft, seiner schlesischen Heimat und seinen treuen Freunden bezeugt hat in langem Leben, die soll ihm durch Treue über den Tod vergolten werden!

Salzburg, September 1901. Marie Eysn.

[1]) Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, IX, 330.

LITERATURBERICHTE.

39.

Lasch Richard: Besitzen die Naturvölker ein persönliches Ehrgefühl? Ein Beitrag zur Ethik der Naturvölker. Zeitschrift für Socialwissenschaft. Berlin 1900, Bd. III, S. 837—844.

Ausgehend von Vierkandts Ansicht (Naturvölker und Kulturvölker, S. 273), dass die Naturvölker des persönlichen Ehrgefühls, sowie der Tugend der Wahrhaftigkeit ermangeln, kommt Verfasser dazu, diese Angabe im großen und ganzen zu bestätigen, und zwar wenn er unter dem persönlichen Ehrgefühl jene Tugend versteht, die jedem vorschreibt, so zu handeln, dass er vor sich selbst die Achtung nicht verliert, und die nur bei den Culturvölkern entwickelt ist. Wenn wir als persönliches Ehrgefühl jedoch auch jene Geistesqualitäten bezeichnen, die dem einzelnen vorschreiben, so zu handeln, damit er die Achtung der Mitmenschen nicht verliert, so besteht dieses Ehrgefühl bei den Naturvölkern vielleicht in viel ausgeprägterem Sinne als bei den Culturvölkern. Den Beweis dazu liefern die Selbstmordmotive, die Verfasser unter folgender Übersicht zusammenfasst: 1. Selbstmorde aus Scham über erlittenen Schimpf oder Unbill, 2. Selbstmorde aus Scham über selbst begangene Fehler oder Verbrechen und 3. Selbstmorde, begangen, um sich der Bestrafung und der damit verbundenen Schmach zu entziehen. Für 19 Völkerschaften weist Verfasser den Selbstmord aus »verletztem Ehrgefühl« nach, und größtentheils sind der Rachetrieb, dann geringfügige Beleidigungen, sowie gewisse »Unlustgefühle« (Scham, Kränkung, Ärger) Gründe zum Selbstmorde, und wir können daher bei den Naturvölkern einen »primitiven Ehrbegriff« annehmen, der jedoch zu den Scheinwerten gehört und nicht mit dem persönlichen Ehrgefühl der civilisierten Rassen identisch ist. Der primitive Ehrbegriff ist keine sittliche Tugend, sondern »eine dem Affekt entsprungene, durch die Sitte und die socialen Bedingungen hervorgerufene Reaktion des Individuums gegen äußere Einflüsse«. Dieser primitive Ehrbegriff findet sich auch heute noch in den niederen Volksschichten der Culturvölker und dann auch bei den Officieren (Duellzwang), so dass in dieser Hinsicht gerade von keinem großen Abstande zwischen den Natur- und Culturvölkern zu reden ist.

E. K. Blümml.

40.

Stratz C. H.: Die Frauenkleidung. Mit 102 zum Theil farbigen Abbildungen. Stuttgart (Ferdinand Enke) 1900, gr. 8°, X, 186 S.

Eine gut geschriebene, vom wissenschaftlichen Geiste durchwehte, ernste Arbeit liegt hier vor, die es ermöglicht, einen Überblick über die Entwicklung der Frauenkleidung bei allen Völkern der Erde zu gewinnen; denn die bisher aus diesem Gebiete vorliegenden Arbeiten haben doch nur mehr oder weniger bestimmte Ländergebiete im Auge gehabt. Sehr gut war es, dass Verfasser gleichzeitig die Anthropologie, Ethnologie und Culturgeschichte zu seinen Studien heranzog, so dass die sich ergebenden Resultate durchaus auf festem Boden stehen.

Die Kleidung selbst ist zunächst in eine tropische und eine arktische zu scheiden. Erstere ist den Völkern der wärmeren Regionen eigen, bei denen alle Kinder nackt,[1]) die Erwachsenen theils nackt, theils völlig bekleidet sind, wobei sich jedoch bei letzteren zwischen den beiden Extremen nackt und völlig bekleidet eine Unmenge Übergänge finden, ohne dass sich die Nackten jedoch ihrer Nacktheit wegen schämen; denn das Schamgefühl kam erst mit der Kleidung, so dass demnach »der erste ursprüngliche Zweck der Kleidung nicht die Bedeckung, sondern allein und ausschließlich die Verzierung, der Schmuck des nackten Körpers ist«. Dieser Körperschmuck hat sich nun entweder als einfache Bemalung des Körpers oder als

[1]) Dasselbe war bei den Germanen der Fall. Vgl. C. Tacitus, Germania. I, 20.

bleibende Körpernarbe oder als Tätowierung,[1]) das ist eine Verbindung der beiden ersteren Stufen, oder als Bearbeitung der Kopfhaare, die ihren Ausdruck in der Verwendung von Nackenplanken[2]) findet, kundgegeben. Die drei ersteren Stufen, die sich noch heute bei den Naturvölkern nebeneinander vorfinden, drücken bei den alten Völkern drei Culturperioden aus, die Jahrhunderte lang dauerten. Die Vorläufer der eigentlichen Kleidung bilden als eine weitere Entwicklungsstufe des Körperschmuckes die Schmuckgegenstände und deren Befestigungsmittel, die Schmuckträger, die beliebig an- und abgelegt werden können und von denen Verfasser eine, im Gegensatze zu Selenkas (Der Schmuck des Menschen, Berlin 1900) Eintheilung, sehr natürliche Eintheilung gibt. Dieselbe ist folgende: 1. Gürtelschmuck (entweder Gürtel allein oder Gürtel und daran befestigter Gegenstand), 2. Halsschmuck, 3. Kopfreif, 4. Armringe und Fußringe und 5. Fingerringe und Zehenringe. Als primitivster Schmuck findet sich an den Hüften eine Gürtelschnur, die später mit verschiedenen Anhängseln versehen wurde, dann gewebte Kleidungsstücke, und den Abschluss dieser Entwicklungsstufe bildet das Lendentuch, das schließlich über die Schürze zum Rocke wird, der mit einem Gürtel an den Hüften befestigt ist. Ganz die gleichen Entwicklungsstufen lassen sich durch altägyptische Gemälde für die Ägypter belegen. Dies sind die Kennzeichen der tropischen Frauenkleidung.

Die arktische Frauenkleidung bezweckt infolge des kälteren Klimas eine Beschützung des Körpers, ohne dass eine Verhüllung der Genitalien dabei ausschlaggebend ist. Sie besteht in der Hauptsache aus einer Hose und einer Ärmeljacke.

Dass südlichere Völker, so die Kelten und von ihnen die Römer, von nördlicheren, Germanen, ein arktisches Kleidungsstück, nämlich die Hose, übernommen haben, beweist das lateinische Wort *brāca* für Hose, das aus dem der indogermanischen Urform näher stehenden germanischen Ausdruck *brōk*, den die Gallier von den Germanen entlehnten, hervorgieng, was Schrader ausführlich nachwies; denn dem germanischen *brōk*, ursprünglich = Steiß, entspricht ein lateinisches *frāgo* (d. Ref.).

Die Verschmelzung dieser beiden Extreme bildete die Nationaltracht. Zuerst wird darauf hingewiesen, dass die Griechen von der vollständigen Bekleidung[3]) allmählich bis zur Vereinfachung der Kleidung (selbst zur Nacktheit) übergiengen, was die höchste Blüte in der Kunst herbeiführte. Zuerst finden sich dann die Nationaltrachten der außereuropäischen Völker behandelt, von denen besonders eingehend die Tracht der Japanerinnen[4]) besprochen wird, worauf das Nationalcostüm in Europa in Typen aus Deutschland, Holland und Österreich erörtert wird. Die Europäerinnen haben den tropischen Rock als Hauptbestandtheil ihrer Kleidung genommen. Der nächste Abschnitt bespricht die Mode. Derselbe besitzt auch für den Ethnologen Wert, da hier die Kleidungsstücke der modernen Frau besprochen werden, Kleidungsstücke, die heute immer mehr auf dem Lande Eingang finden. Es sind dies: Hemd, Unterhose, Unterröcke (aus dem tropischen Rock hervorgegangen, der in Oberkleid und Unterrock zerfiel, wovon sich später noch das Hemd und die Unterhose ablöste), Strümpfe, Strumpfbänder, Schuhe und Mieder (letzteres ersetzt den Gürtel der tropischen Kleidung und hat seinen Ursprung im Christenthum, in der asketischen Abtödtung des Körpers im Mittelalter). Aus dem nächsten Abschnitte (IV): »Einfluss der Kleidung auf den weiblichen Körper« seien die statistischen Daten hervorgehoben. Von 150 im Jahre 1870 geborenen Mädchen, von denen 100 am Leben bleiben, sind 1880 15 skrophulös und 35 mit englischer Krankheit behaftet. 1890 haben sich 20 durch starkes Schnüren u. dgl. ihren Körper verdorben, während 1895 durch zu langes Tragen des Mieders während der Schwangerschaft 25 dasselbe erreichen, so dass also nach 25 Jahren nur 5 wirklich schöne Frauen übrigbleiben. Einen besonderen Wert erhält das Buch durch die vielen Originalabbildungen.

E. K. Blümml.

41.

Preuss, Dr. K. Th.: I. Die Hieroglyphe des Krieges. II. Kosmische Hieroglyphen der Mexikaner. (Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang XXXII, 1900, Heft 6 und XXXIII. 1901, Heft 1. Berlin, Verlag von A. Asher & Co.)

[1]) Zu den für Europa aufgezählten Fällen wären noch die Katholiken Bosniens und der Herzegovina hinzuzufügen. Vgl. Ćiro Truhelka, Die Tätowierung bei den Katholiken Bosniens und der Hercegovina. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Wien 1896, Bd. IV, S. 493—505 (mit 73 Abbildungen).

[2]) Über solche aus Neu-Guinea (Berlinhafen) vgl. man Jankó, Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biró s aus Deutsch-Neu-Guinea (Berlinhafen). Ethnographische Sammlungen des ungarischen Nationalmuseums. Budapest 1899, Bd. I, S. 39—43 und Tafel IX, Fig. 10.

[3]) Die sogenannte phrygische Mütze der ältesten griechischen Zeit findet sich heute noch in Bosnien. Vgl. Ćiro Truhelka, Die phrygische Mütze in Bosnien. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Wien 1896, Bd. IV, S. 509—515 (mit 10 Abbildungen), und: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Wien 1896, II. Jahrg., S. 172—178 (mit 10 Abbildungen).

[4]) Über die japanische Kleidung wäre die ausführliche Mittheilung von Keita Goh, Die japanische Kleidung. Österreichische Monatsschrift für den Orient. Wien 1891, XVII. Jahrg., S. 59—62 zu vergleichen.

Der innige Zusammenhang dieser beiden Arbeiten berechtigt zu einer gemeinsamen Besprechung, die allerdings zu einer umfangreichen Arbeit anschwellen würde, wollte man dem reichhaltigen Inhalt gerecht werden. Ich muss mich daher beschränken und thue dies, indem ich nach dem gewonnenen Gesammteindruck damit beginne, den principiell verschiedenen Standpunkt zu kennzeichnen, den ich gegenüber der Auffassung von Dr. Preuss über die Beurtheilung der Darstellungsformen in den altmexikanischen Bilderschriften einnehme. Die Bilderschriften bilden ja die wesentliche Grundlage seiner Arbeiten.

Nach dem von mir gewonnenen Eindrucke behandelt Herr Dr. Preuss die Darstellungsformen in den Bilderschriften ebenso, wie er gewohnt ist, diejenigen in der Ornamentik zu behandeln, während doch, meiner Ansicht nach, zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied besteht.

Bei ornamentaler Verwendung eines Vorbildes pflegte der darstellende Künstler dasselbe in den meisten Fällen zu variieren, auch zu zerlegen und die einzelnen Theile wieder als neue Motive zu benutzen u. s. w. Verhältnismäßig gering ist die Zahl bedeutungsvoller Vorbilder, wie solche zumal aus den religiösen Vorstellungen entnommen wurden, und die, wo es darauf ankommt, deutlich erkennbar wiedergegeben sind. Aber selbst diese Vorbilder werden gelegentlich ebenso wie die frei gewählten behandelt, so dass schließlich für beide die Bedeutung des Vorbildes in den Hintergrund treten und mit der Zeit dem Verständnis auch ganz verloren gehen kann. Ich erwähne schließlich noch, dass in der Ornamentik auch die Verschiedenheit des benutzten Materials, sowie der Formen und der zur Verfügung stehende Raum von ganz anderem Einfluss auf die Darstellungsformen sind, als bei den Bilderschriften. (Vgl. meine Arbeit »Über Tierornamente auf Thongefässen aus Alt-Mexico«, in den Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin, Bd. VI, Heft 1, 1899.)

Für die Bilderschriften gilt natürlich, was die allgemeine künstlerische Auffassung und den Charakter der Darstellungsformen anbetrifft, dasselbe, wie für die Ornamentik, aber es liegt für den Darsteller ein viel größerer Zwang vor, da alles Dargestellte eine mehr weniger wichtige Bedeutung hat. Es darf daher die überlieferte oder einzuführende Darstellungsform keinen allzu großen Schwankungen unterliegen, wenn sie verständlich bleiben soll, wenigstens für die Zeit und die Genossenschaft, für welche die Bilderschrift angefertigt wurde. Selbstverständlich ist der Zwang kein so großer, wie er es bei einer wirklichen Hieroglyphenschrift ist, was ich hier ausdrücklich bemerkt haben will. Für die Anfertigung einer Bilderschrift waren dem Darsteller bestimmte Aufgaben gestellt, die er sozusagen in Bilderschrift übersetzen musste. Er verfügte dabei einerseits über eine große Anzahl von Darstellungsformen, die durch langen Gebrauch schon einen durchaus conventionellen Charakter angenommen hatten und die daher mit großer Gleichförmigkeit auftraten, was sich häufiger noch in den Bilderschriften historischen, als in denen religiösen Inhalts bemerkbar macht. Andererseits hatte er überhaupt die Aufgabe, in möglichst knapper Form sich verständlich durch Bilder auszudrücken, was an sich schon eine gewisse Gewandtheit voraussetzt, wenn er verstanden sein wollte, aber doch auch eine gewisse Freiheit ließ, ein und denselben Gegenstand der Abwechslung halber in verschiedenen Formen darzustellen. Für unsere so ganz verschiedene Auffassung mag es allerdings nicht immer leicht sein, mit Sicherheit zu entscheiden, ob jede solche Verschiedenheit der Darstellungsform als Variante gelten kann, oder ob sie nicht noch einen besonderen Sinn hat. Außer solcher Verschiedenheit der Darstellungsformen kommen dann noch diejenigen in Betracht, welche einer ethnischen oder localen Verschiedenheit der Auffassung oder der Vorstellungen entspringen, und die nicht nur dem Charakter der Bilderschriften im ganzen verschiedene Nuancen geben, sondern auch im einzelnen die Ausdrucks-, beziehungsweise Darstellungsformen verschieden gestalten können.

Wenn im vorstehenden meine Auffassung des Wesens einer Bilderschrift als Ganzes betrachtet skizziert wurde, so möchte ich nunmehr noch einige charakteristische Züge anführen, die mehr weniger scharf ausgeprägt, uns in allen Bilderschriften entgegentreten.

Das Abkürzungsverfahren war schon aus praktischen Gründen nahe gelegt, wie z. B., dass man anstatt der vollständig ausgeführten Darstellungsform nur einen charakteristischen Theil derselben zeichnet, wie im Tonalamatl von den Tagesregenten meist nur die Köpfe dargestellt werden u. A. m. Ebenso werden aus einer Reihe von symbolischen Zeichen, die eine Gottheit oder einen Vorgang charakterisieren, nur die wichtigsten oder das wichtigste herausgegriffen, um das Ganze darzustellen oder um Beziehungen dazu anzudeuten. Andererseits wurden Zeichen benutzt, die an sich etwas anderes sind als das Darzustellende, die aber nach der Anschauung der Indianer dazu geeignet erschienen, sei es einer oberflächlichen Ähnlichkeit halber, oder weil die symbolische Bedeutung in ihren religiösen Vorstellungen das Darzustellende in geeigneter Weise ersetzte. Dahin gehört z. B. die Schlangenzunge für Flamme oder die Korallenschlange, wohl ihrer Farben wegen, für Feuer. Bei manchen Darstellungsformen mit derartig übertragener Bedeutung ist es freilich schwer, die Ableitung zu finden, beziehungsweise nachzuweisen, für welchen Begriff ein Zeichen zuerst Aufnahme fand, um dann auf eine Reihe anderer, verwandter Vorstellungen übertragen zu werden. So z. B. dient das bekannte zungenförmige Zeichen mit einem etwas eingerollten Ende für Athem, Hauch, Rede,

Schall oder Töne, aber auch für Rauch, im letzteren Falle meist durch eine graue oder bräunliche Farbe unterschieden. Dasselbe Zeichen, reicher verziert, dient auch für Gesang, vielleicht auch bedeutsamere Rede. In anderen Fällen ist die Übertragung eines Zeichens im figürlichen Sinne leicht zu verstehen, so z. B. wenn man den Blutstrom, der verwundeten lebenden Wesen entströmt, auf leblose Gegenstände überträgt, um anzudeuten, dass sie zerbrochen oder beschädigt sind.

Bei der Darstellung von Orts- und Personennamen herrscht noch eine besondere Methode vor, die man oft, wenn auch mit Unrecht, die Rebusschrift genannt hat, denn die weitaus größte Anzahl solcher Namen ist aus Wurzelwörtern zusammengesetzt, für die in der Darstellung das ganze Wort genommen werden muss, so dass von einem Ablesen des Dargestellten wie beim Rebus nicht die Rede sein kann. Es gehört dazu einerseits gründliche Kenntnis der Sprache und andererseits eine gewisse Combinationsgabe, der man nicht immer mit Leichtigkeit folgen kann, wie das die Zusammenstellung der Ortsnamen aus den Tributlisten des Codex Mendoza durch Peñafiel zur Genüge zeigt. Die Darsteller selbst scheinen vielfach von der Unsicherheit dieser Methode beeinflusst gewesen zu sein, denn man findet ein und denselben Namen verschieden dargestellt. Ich erinnere nur an die Hieroglyphe des Königs *Itzcoatl*, die sowohl durch *Itz(tli)* — Obsidian, *co-(mitl)* = Kochtopf und *atl* = Wasser, wie auch durch *Itz(tli)* und *coatl* — Schlange dargestellt wird.

Es liegt im Wesen der Bilderschrift, dass ihre richtige Deutung für uns, denen weder die gleichen Vorstellungen und Auffassungen, noch die Ausdrucks- und Darstellungsformen geläufig sein können, sehr schwer ist und zum Theil wohl immer hypothetisch bleiben wird. Die Bilderschriften historischen Inhalts bieten in der Beziehung weniger Schwierigkeiten, auch kann man ihre Deutung durch die sogenannten Interpreten, denen noch die Auskunft der Eingebornen zu Gebote stand, leichter controlieren, als bei denen religiösen Inhalts. Bei diesen letzteren muss man sich immer fragen, inwieweit die Eingebornen, welche Auskunft gaben, wissend und auch aufrichtig genug waren. Es kommt dann noch hinzu, dass die spanischen Priester, denn das waren diese Interpreten, den religiösen Anschauungen der Indianer meist verständnislos und ablehnend gegenüber standen und manches Verkehrte hineininterpretiert haben mögen. Eins möchte ich aber zum Schluss dieser Erörterungen noch aussprechen, dass Prof. Seler wohl bisher das Großmöglichste gethan hat, um den Weg in diesem Irrsal gangbar zu machen, und in scharfsinniger Ergänzung von Bilderschriften und literarischen Überlieferungen das Verständnis für diese Culturäußerungen auf eine Höhe zu bringen, die volle Anerkennung und Respect verdient.

Wenn ich dies Thema weit ausführlicher behandelt habe, als es sonst wohl bei der Besprechung von Arbeiten Anderer üblich ist, so geschah es, weil ich einmal meine Auffassung über das Wesen der Bilderschriften zum Ausdruck bringen wollte, und weil ich nur auf diesem Wege glaubte, den Gegensatz begründen zu können, in dem ich mich gegenüber der Methode befinde, die Dr. Preuss bei der Deutung der Bilderschriften befolgt. Seine Zusammenstellung der vermeintlich zusammengehörigen und von einander abgeleiteten Darstellungsformen musste ihn dahin führen, den von ihm selbst vertretenen Standpunkt (I, S. 113), »dass die alten Mexikaner eine Zeichnung nie ohne tieferen Sinn anzubringen pflegen«, aufzugeben. Die Grenzen der Bedeutung zwischen verschiedenen Zeichen werden mit seiner Methode verwischt und selbst ganz aufgehoben, und man kommt schließlich zu der Erwägung, dass, wenn z. B. eine ganze Reihe von Zeichen den Schmetterling bedeutet, es für die Darsteller weit einfacher und der Verständlichkeit halber auch besser gewesen wäre, nur den Schmetterling zu benutzen. Von einem Abkürzungsverfahren kann dabei schon deshalb keine Rede sein, weil die verschiedenen Zeichen, die Dr. Preuss für rudimentär hält, nicht nur für andere Bezeichnungen als die von ihm angenommenen benutzt werden, sondern weil sie zum Theil, wie die Häkchen, neben dem Schmetterling in ein und derselben Figur vorkommen.

Nachdem Dr. Preuss einmal diesen Weg der Gleichmachung beschritten hatte, kann das Vorschreiten zu seinen Schlussthesen nicht mehr so gewagt erscheinen, als es in der That, mir wenigstens, erscheint. Man darf doch nicht vergessen, dass alle die benutzten Zeichen, wie die ganze Bilderschrift das Ergebnis einer langen Entwicklung sind, und dass mit der reicheren Entwicklung der sinnlichen Wahrnehmungen und der geistigen Verarbeitung derselben auch die Zahl der Ausdrucksformen zunahm. Es würde ja ein cultureller Rückschritt sein, wollte man diese Bereicherung nicht ausnutzen. Dass man manche Ausdrucksformen in größere Vorstellungscomplexe unterbringen kann, ist schon richtig, das hebt aber doch nicht ihre besondere Bedeutung im einzelnen auf. Ich will nun noch speciellere Belege für das vorstehend Gesagte geben.

Das *teoatl-tlachinolli*-Zeichen dient Dr. Preuss als Ausgangspunkt und spielt eine hervorragende Rolle in seinen beiden genannten Arbeiten; es ist in seinen Figuren, I, 1—6, abgebildet. Über dies Zeichen selbst habe ich mich bereits in der Besprechung von Prof. Selers Arbeit über das Tonalamatl Aubin in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXXI, 1901, ausgesprochen, wenn ich auch heute nach eingehender Besprechung mit dem genannten Freunde zugebe, dass ich in der Deutung vielleicht zu einseitig vorgegangen bin. Hier kommt nur in Betracht, dass in dem einen Theil dieses Zeichens, dem *tlachinolli*, mag es nun nach einer Auffassung Feldbrand, nach einer anderen ebenso gut einfach Brand be-

deuten, thatsächlich nur einmal, I, Fig. 5 ein Schmetterling, vorkommt, der auf dem Flammenbündel sitzt, in das das *tlachinolli*-Band ausläuft. Prof. Seler hat dieses Flammenbündel *tlexochtli* genannt, das z. B. in den Fig. 1 und 5 einer Blume ähnlich gezeichnet ist, so dass es manches für sich hat, wenn Prof. Seler diesen in den Feuerfarben gemalten Schmetterling *tlepapalotl* = Feuerschmetterling nennt; er fügt hinzu, dass dieser ebenso gut ein Synonym der Flamme sei, wie für den Indianer Blume und Schmetterling Synonyme seien. Ich bin aber nicht der Ansicht, dass nun ein für allemal der Schmetterling ein Feuersymbol sei, wie Dr. Preuss annimmt, glaube vielmehr, dass seine freundliche Bedeutung als natürliche Ergänzung der Blume im Vordergrunde steht. In diesem Sinne ist er, meine ich, aufzufassen, wenn er bei *Xochiquetzal*, der Blumengöttin, und *Macuilxochitl*, dem Gott der Spiele und des Tanzes, als Symbol auftritt, in derer beider Namen die Blume vorkommt. Aber auch zu vielen anderen Darstellungen des Schmetterlings in den Bilderschriften würde ein Feuerschmetterling schlecht passen, worauf ich hier nicht näher eingehen kann. Beim *tlachinolli*-Zeichen, wo der Feuerschmetterling, wie gesagt, nur einmal vorkommt, hält Dr. Preuss ihn für die Hauptsache, und zwar soll er da die verbrannte oder vom vulcanischen Feuer durchzogene Erde kennzeichnen. Ich möchte auch dagegen einwenden, dass in jeder der herangezogenen Darstellungen, sei es der Feldbrand oder der Brand, auch ohne den Schmetterling genügend gekennzeichnet ist. Abgesehen von den Feuerfarben des Ackers oder Feldes läuft jedesmal das *tlachinolli*-Band in ein Flammenbündel aus, und in einem Falle (Fig. I, 6) sind den Seiten auch noch die üblichen Feuer- und Rauchzungen angefügt. Auf dem Blatte Codex Borgia 69, wo anstatt Feldbrand nur Brand in der üblichen Weise dargestellt ist, fehlt ebenfalls der Schmetterling. Wenn Dr. Preuss dem vulcanischen Feuer überhaupt eine so hervorragende Rolle beimisst, so scheint es mir doch sehr fraglich, ob in der Vorstellung der Indianer vulcanische Eruptionen, Erdbeben und eventuell auch heiße Quellen in einen derartig causalen Zusammenhang gebracht wurden, dass sie die Erde von vulcanischem Feuer durchzogen annahmen.

Ich möchte nun weiter noch den Weg der Beweisführung skizzieren, den Dr. Preuss einschlägt, um zu den in I, S. 145 verzeichneten Resultaten zu gelangen. Der Schmetterling kommt bei Erdgöttinnen vor. Diese sind auch vielfach mit Symbolen des Spinnens ausgerüstet. Dr. Preuss untersucht nun daraufhin die Spinnwirtel des Berliner Museums und findet auf denselben am meisten Zeichnungen vertreten, die er für den Schmetterling hält, und zwar 40mal unter 3000. (Wenn ich mich recht erinnere, nimmt die Kröte. wohl die Erdkröte, einen weit höheren Procentsatz unter den Spinnwirteln von Cerro montoso ein.) Die typischen Stücke sind in I, Fig. 14—33 abgebildet, und wie nicht anders zu erwarten ist, zeigt sich hier, was ich über die Behandlung eines Motivs in der Ornamentik gesagt habe. Herr Dr. Preuss benutzt die oft bis ins Unkenntliche gehenden Umbildungen dazu, Motive herauszufinden, die nunmehr, in den Bilderschriften selbständig vorkommend, als rudimentäre Schmetterlinge gedeutet werden. Was die genannten Darstellungen anbetrifft, so möchte ich darauf hinweisen, dass. wenn man in diesem Material den stilisierten Schmetterling darstellen wollte, man es in durchaus erkennbarer Form thun konnte, wie es die Fig. 13 ebenda, einem Thonstempel entnommen, zeigt. Auch nur annähernd Gleichartiges findet man aber unter den Spinnwirteln kaum, trotzdem sie doch dieselbe Form wie der Thonstempel haben. In den Fig. 28 *a—d*, 29 *a*, *b*, 30 *a*, *b* kommt er neben anderen Zeichen erkennbar vor. Bei den Fig. 14—19 und 25—26 kann ein Schmetterling als Vorbild gedient haben, aber auch ein anderes Insect (in Fig. 17 kommt sogar scheinbar die Schere eines Scorpions vor). Die Fig. 20, 21 und 27 kann man noch als Umbildungen der vorangehenden ansehen, die Fig. 22—24 und 31 aber kaum mehr. Die Figuren 29 *c d*, 30 *c d* und 32, 33 sind unter sich wohl gleich; die letzteren beiden sollen zwei sich gegenüberstehende Schmetterlinge sein, was z. B. verglichen mit einem Theil der Fig. 26 berechtigt erscheint. Prof. Seler hat diese beiden Figuren in seiner Arbeit über die Humboldt-Codices dem Tageszeichen *Olin*-Bewegung nahe gebracht, was Dr. Preuss in der zweiterwähnten Arbeit, S. 16—17, auch thut, nur mit dem Unterschiede, dass für ihn nunmehr das *Olin*-Zeichen ebenfalls zu einem Schmetterling wird. Meiner Ansicht nach variiert die Darstellung des *Olin*-Zeichens, das so alt wie die Erfindung der Tageszeichen überhaupt ist, in den alten Original-Bilderschriften nicht so sehr, um auch jene Figuren 32, 33 einzuschließen.

Unter den einzelnen Figuren, welche die Umbildungen des vermeintlichen Schmetterlings auf Spinnwirteln aufweisen, kommt auch mehrfach eine hufeisenförmige Figur vor, die Dr. Preuss herausgreift, um sie mit einer Zeichnung zu identificieren, die im *tlachinolli*-Zeichen der Fig. 1, 3, 6, ferner in den Kopfbinden aus ungesponnener Baumwolle, in der Fruchtkapsel der Baumwolle selbst, im Zeichen für *octli* und *chian*, und selbst im Nachthimmel und in der abgezogenen Menschenhaut vorkommt. Vergleiche die Fig. 50—55 und 59, 60. Das hufeisenförmige Zeichen ist meist in den Bilderschriften noch mit Reihen von Strichelchen oder Punkten begleitet, nimmt auch die Gestalt eines spitzen Winkels an und fehlt auch einmal ganz. Schon die Verschiedenheit der Darstellungsformen in denen dieses combinierte Zeichen auftritt, legt es nahe, anzunehmen, dass seine Bedeutung nicht der Feuerschmetterling sein kann, der trotz aller Bemühungen von Dr. Preuss, Beziehungen nachzuweisen, doch unmöglich bei allen den angeführten Darstellungsformen am Platze ist. Diese

combinierte Zeichnung ist, wie ja schon Prof. Seler es ausgesprochen hat, nur dazu benützt, um Flächen in der Darstellung bestimmter Gegenstände auszufüllen, deren Oberfläche kraus gewellt oder sonstwie uneben ist.

Zu einer weiteren Identificierung mit dem Feuerschmetterling dienen verschiedene Formen des Nasenschmuckes, wie sie in den Fig. 34—41 dargestellt sind. Wenn bei einigen Erdgöttinnen, wie vornehmlich *Xochiquetzal*, der Schmetterling angebracht erscheint, wenn die Steinschneider ihrer Patronin *Quaxolotl-Chantico* einen solchen zusprachen, so scheint doch in den Darstellungsformen etwas Wirrwarr zu herrschen; es ist möglich und wahrscheinlich, dass dabei locale Verschiedenheit der Auffassung mitwirkt. Es scheint, als ob die beiderseits treppenartig abgestufte Form, meist wohl aus Türkismosaik, die vorherrschende ist, die an sich, wie in Fig. 35 kein Schmetterling zu sein braucht, aber in manchen Darstellungen Formen annimmt, die dem Schmetterling nahe kommen. Anderseits hat z. B. die Göttin *Chalchiuhtlicue* im Codex Borgia fast allgemein einen Nasenschmuck, der aus einer gekrümmten Schlange besteht, die an beiden Enden einen Kopf hat. In anderen Bilderschriften trägt die Göttin den treppenförmigen Nasenschmuck, und im Codex Borbonicus (Fig. 40) hat er eine schwer zu definierende Form, die man freilich auch als Schmetterling deuten kann. Die Frage muss noch erst geklärt werden, ehe man damit irgend was begründen kann. Jedenfalls muss die Halbmondform, die zuweilen auch eingerollte Enden und unten vereinzelt auch noch Ausbuchtungen zeigt, aus dem Vergleich mit dem Schmetterling ausgeschieden werden. Dieser Nasenschmuck, wie auch der Halbmond als solcher, ist, wie Prof. Seler a. a. O. nachweist, huastekischen Ursprungs; er kommt der *Teteoinnan*, den Pulquegöttern und anderen zu. Vgl. auch Fig. 50, 53, 54, wo in der ersteren Figur der Halbmond auf dem Gewand dargestellt ist. Dr. Preuss führt dafür, dass die Nasenhalbmonde wirklich Schmetterlinge sind, einen sonderbaren Beweis aus den Fig. 42 und 43 an, die sich auf Schilden in den Tributlisten des Codex Mendoza befinden und zwar nicht immer im Nebeneinander jener Darstellung, denn das Muster Fig. 43 kommt selten, das andere vielfach vor. Dr. Preuss sagt, anstatt der 4 Halbmonde in Fig. 42 sind in Fig. 43 vier, in Form von Halbmonden gebogene Wasserströme angebracht, und folgert dann: »In jedem (? !) ist also Halbmond und Wasser, oder wenn wir die gefundene (?) Bedeutung für Halbmond setzen, Schmetterling und Wasser vereinigt. Die Halbmonde oder Häkchen sind bekanntlich auch in dem Symbol der verbrannten Erde *tlachinolli* vorhanden, aus dessen einem Ende ein vollständig ausgeführter Schmetterling herauskommt (Fig. 5 und 6). Wir müssen daher vermuthen, dass auch hier die Häkchen Schmetterlinge bedeuten. . . . . Was wir nun auf dem Schilde sehen, ist nichts anderes als das Symbol des Krieges *atl tlachinolli* selbst wobei ein Häkchen für das ganze Symbol *tlachinolli* eingetreten ist« (! ?). Herr Dr. Preuss bringt es auch fertig, in der Figur des Mondes, Fig. 60, die äußere Umhüllung für einen Halbmond, also Schmetterling zu erklären. Die sich häufig wiederholende Art, ein Gefäß mit Inhalt im Durchschnitt zu zeichnen, um den Inhalt besser kenntlich zu machen, ist auch hier angewandt. Das Gefäß in Form einer Olla ist aus Todtenknochen hergestellt, wie es Zeichnung und Färbung in unverkennbarer Weise zeigen, der Inhalt ist Wasser, in dem das Kaninchen sitzt. Auch darüber hat schon Prof. Seler eingehende Belehrung geboten.

In der zweiterwähnten Arbeit wird das wirre Haar der Todesgottheiten, welches Nacht und Dunkel bedeutet, ebenfalls mit dem Halbmond, beziehungsweise mit dem Feuerschmetterling in Verbindung gebracht. Ebenso sieht Dr. Preuss in verschiedenen Figuren mit Lichtaugen, »lichtausstrahlende Schmetterlinge« (S. 4). Von der Erde kommt er zum Himmel und findet auch dort »Schmetterlingsstrahlen« (S. 12). Es würde zu weit führen, wollte ich den weiteren Inhalt der beiden Arbeiten ebenso eingehend besprechen, wie ich es für das Hauptmotiv, den Feuerschmetterling, für nothwendig hielt.

Man kann es nur mit Freude begrüßen, wenn ein neuer Amerikanist auf den Plan tritt, zumal derselbe an einer so ergiebigen Quelle von Material und Belehrung sitzt. Umso aufrichtiger bedauere ich es, dass Dr. Preuss sich in diesen ersten umfangreicheren altmexikanischen Studien zu Speculationen hat hinreißen lassen, die meiner Überzeugung nach vielfach eher dazu geeignet sind, das Verständnis für jene alte Cultur, die er freilich wiederholt mit der von Naturvölkern vergleicht, zu verwirren, als es zu klären und zu fördern.

August 1901. Hermann Strebel.

Die Flutsagen des Alterthums und der Naturvölker.

Von Dr. M. Winternitz, Prag.

Usener beginnt sein gelehrtes Werk über die Sintflutsagen[1]) mit den Worten: »Die Sage von großen Wasserfluten, welche die Erde überschwemmt und alles Lebende ausgetilgt bis auf einen Menschen oder eine Familie, die Gnade vor Gott gefunden, ist über den ganzen Erdball verbreitet.« Dieser Satz bedarf einer bedeutenden Einschränkung. Wohl sind Flutsagen über einen großen Theil der bewohnten Erde verbreitet, aber sie gehören keineswegs zum Gemeinbesitz der Menschheit, sie sind nicht allen Völkern gemeinsam (wie etwa die Feuergewinnung durch Reiben von Hölzern, die Verehrung der Todten oder der Zauberglaube.[2]) Es gibt, worauf schon Andree[3]) hingewiesen hat, über große Länderstriche verbreitete, zahlreiche Völker, bei denen keinerlei Flutsagen nachzuweisen sind. Sie fehlen fast ganz in Afrika, kommen in Europa nur sehr vereinzelt vor und sind auch in vielen Theilen Asiens unbekannt. Sehr verbreitet sind sie nur in Amerika, Australien und der Inselwelt des Stillen Oceans. Zudem sind diese Sagen bei manchen Völkern erst unter dem Einfluss der ihnen von Missionären mitgetheilten biblischen Sintflutsage entstanden, und auch die meisten Sintflutsagen des Alterthums gehen, wie ich wahrscheinlich machen zu können glaube, auf eine einzige Sage zurück. Ferner handelt es sich bei den Flutsagen der verschiedenen Völker nicht immer um eine Überflutung der ganzen Erde, sondern häufig nur um locale Überschwemmungen; und es wird nicht immer von der Rettung eines Menschen oder einer Familie erzählt, »die Gnade vor Gott gefunden«, sondern in vielen dieser Sagen retten sich Menschen mit Hilfe eines Bootes oder durch Ersteigen von Bergen ohne die Intervention irgend einer Gottheit.

Thatsache ist es immerhin, dass wir Flutsagen nicht bloß bei einigen Völkern des Alterthums (den Babyloniern, Hebräern, Indern, Persern und Griechen), sondern auch bei einer großen Anzahl von Naturvölkern finden. Haben wir aber dann ein Recht, wenn es sich um die Erklärung der Flutsagen handelt, uns bloß auf eine Vergleichung der babylonischen, hebräischen, indischen, persischen und griechischen Sagen zu beschränken, und die aller anderen Völker unberücksichtigt zu lassen? Usener hat dies gethan mit der Begründung, dass »Gegenstand mythologischer Forschung« nur diejenigen Sagen sein können, »deren Ursprung und geschichtlicher Zusammenhang mit Aussicht auf Erfolg zum Gegenstand der Forschung gemacht werden kann«. Nun ist es allerdings richtig, dass sich der »geschichtliche Zusammenhang« bei den Sagen der alten Culturvölker leichter verfolgen lässt als bei denen der Naturvölker. Doch hat Edward Tylor z. B. den geschichtlichen Zusammenhang der Sintflutsage der Mandanen in Nordamerika mit der biblischen Erzählung sehr schön dargethan. Wir finden bei den Mandanen nicht nur eine der biblischen Noah-Sage sehr ähnliche Flutsage, sondern sie feiern auch alljährlich ein Fest zur Erinnerung an die Flut. Den Mittelpunkt dieses Festes bildet ein hölzerner

[1]) Hermann Usener, Die Sintflutsagen. Bonn 1899.

[2]) Auch Fr. Ratzel spricht in einem kürzlich veröffentlichten Aufsatz (»Deutsche Monatsschrift«, October 1901, S. 45 fg.) von den Flutsagen, als ob sie über die ganze Ökumene verbreitet wären.

[3]) Richard Andree, Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet. Braunschweig 1891, S. 125 fg.

Bau, der in jedem Dorfe aufgerichtet ist und ein Abbild jener »Arche« darstellt, in welcher, wie die Mandanen erzählen, ihre Vorfahren aus der Flut gerettet worden sein sollen. Das Fest wurde gefeiert zur Zeit, wo die Weiden ausschlagen, denn — so erzählen die Indianer — ein Weidenzweig war es, mit welchem der Vogel zur Arche zurückgeflogen kam. Bei diesem Feste wurden aber auch (wie Catlin berichtet), aus den Häusern Messer, Äxte und andere eiserne Werkzeuge zusammengetragen und im Wasser geopfert, zur Erinnerung daran, dass die »Arche« mit solchen Werkzeugen gezimmert worden war. Nun macht aber Tylor darauf aufmerksam, dass die Mandanen bis zum Jahre 1700 nur Steinwerkzeuge kannten. Wenn also hier Eisenwerkzeuge ausdrücklich erwähnt werden, so beweist dies, dass die Flutsage sammt der Flutfeier nicht älter als 1700 sein kann, also aus einer Zeit stammt, wo die Eingeborenen schon mit der Erzählung von der Noahischen Flut durch Missionäre bekannt geworden waren.[1])

Immerhin mag zugegeben werden, dass ein solcher Nachweis des geschichtlichen Zusammenhanges bei den Sagen der Naturvölker nicht immer so leicht ist. Aber der Ursprung einer Sage (wie jeder anderen Erscheinung des Völkerlebens) lässt sich meines Erachtens »mit Aussicht auf Erfolg« nur dann ergründen, wenn wir alle verwandten oder ähnlichen Sagen, wo immer wir sie finden, miteinander vergleichen. Die Vergleichung ist ja nichts anderes, als das Zusammentragen aller gleichartigen oder doch vermuthlich gleichartigen Erscheinungen, eben zum Zweck der Erklärung. Usener selbst scheint ja auch diesen Grundsatz bis zu einem gewissen Grad anzuerkennen. Nachdem er zu erweisen gesucht hat, dass die griechischen Sagen von Deukalion und anderen aus der Flut geretteten Heroen nichts weiter seien, als Weiterbildungen des mythischen Bildes von der Geburt und dem Aufgang des Lichtgottes, will er dieselbe Vorstellung auch im indischen Mythos von Manu und dem Fisch entdecken, und ebenso soll die semitische Sintflutsage den gleichen mythischen Ursprung haben. Dabei nimmt Usener an, dass die griechischen, indischen und semitischen Sagen gänzlich unabhängig von einander entstanden seien.

Aber wenn die Flutsagen der Griechen, Inder und Babylonier, obgleich unabhängig von einander entstanden, denselben mythischen Ursprung haben sollen, warum sollten die ähnlichen Sagen der Algonquin, der Australier und der Fidschi-Insulaner anders zu erklären sein? Und wenn die von Usener behauptete Thatsache, dass die babylonische Sage denselben mythischen Kern hat, wie die griechische, ein Beweis für die Richtigkeit seiner Deutung der Deukalion-Sage ist, so müssten folgerichtig, um die Haltbarkeit dieser Erklärung zu erweisen, auch die ähnlichen Flutsagen anderer Völker dieselbe Erklärung zulassen. Oder aber, es müsste gezeigt werden, dass diese Flutsagen eine ganz andere Classe von Sagen bilden und daher auf andere Weise erklärt werden müssen.

Ich möchte nun versuchen, auf der breiten Grundlage einer Vergleichung aller bisher bekannten Flutsagen (wie sie ja Andree übersichtlich zusammengestellt hat) die Frage nach dem Ursprung und Zusammenhang derselben der Lösung näher zu bringen.

Ich gebe zunächst eine Liste aller »Flutsagen«, d. h. aller Sagen, in welchen von irgend einer großen, sei es universalen oder localen Überschwemmung die Rede ist, um dann zu versuchen, dieselben zu classificieren und zu analysieren[2]):

1. Die babylonische Sage von Ut-napištim nach dem keilinschriftlichen Bericht des Nimrod-Epos (P. Jensen, Assyrisch-babylonische Mythen und Epen [im VI. Bd. von

---

[1]) E. B. Tylor im Journal of the Anthropological Institute, XXI, 287 fg. Es wundert mich, dass F. Ratzel (a. a. O. S. 46) von der Flutsage der Mandanen spricht, als ob sie eine echte und ursprüngliche Indianer-Sage wäre.

[2]) Es würde zu viel Raum erfordern, alle Sagen hier wiederzugeben, ich muss mich daher begnügen, kurz auf die Werke hinzuweisen, wo die Sagen ausführlich erzählt und bequem zugänglich sind.

Eb. Schraders Keilinschriftlicher Bibliothek], Berlin 1900, S. 229 ff.; Heinrich Zimmern, Biblische und babylonische Urgeschichte, Leipzig 1901, S. 32 ff.; Usener 5—12).

2. Die hebräische Noah-Sage: *a*) nach dem Jahvisten, *b*) nach dem Elohisten (Usener 16—25).

3. Die indische Sage von Manu und dem Fisch nach dem Śatapatha-Brāhmaṇa I. 8, 1, 1—10 (Sacred Books of the East, XII, 216—219; A. Weber, Ind. Stud. I, 161 ff.; Usener 25—28).

4. Die indische Sage von Manu und dem Brahman-Fisch nach dem Mahābhārata III, 187 (Usener 28—31).

5. Die indische Sage von Manu und dem Viṣṇu-Fisch nach dem Matsya-Purāṇa (J. Muir, Original Sanskrit Texts I³, London 1890, S. 203—207).[1])

6. Die indische Sage von Satyavrata und dem goldenen Viṣṇu-Fisch nach dem Bhāgavata-Purāṇa VIII, 24, 7 (Muir, a. a. O. 208—210).[2])

7. Die indische Sage von der Überflutung Kaśmirs. (Die Sage findet sich im Nīlamata-Purāṇa, in Kalhaṇa's Rājataraṅgiṇī, sowie in chinesischen Reiseberichten, in mohammedanischen Chroniken und in europäischen Beschreibungen Kaśmirs. Vgl. M. A. Stein, Kalhaṇa's Rājataraṅgiṇī, translated . . ., London 1901, I, 4 und II, 388 fg., auch Andree 25).[3])

8. Die Sage der Kolh in Nordindien (Andree 25 fg.).

---

[1]) Ich gebe die Legende im Auszug: Manu, der Sohn der Sonne, gab sich in einer Gegend von Malabar schweren Bußübungen hin. Darüber war Gott Brahman so erfreut, dass er ihm einen Wunsch freistellte. Manu wünscht sich, es möge ihm gegönnt sein, beim Weltuntergang die Wesen zu erhalten. Als nun Manu einst Libationen für die Manen machte, kam ein kleiner Fisch in seine Hände. Manu gibt ihn in einen Wasserkrug; der Fisch wächst aber rasch zu ungeheuren Dimensionen, so dass ihn Manu in ein größeres Gefäß, dann in einen Brunnen, in einen Teich, in den Ganges und schließlich in den Ocean warf, den er ganz ausfüllte. Da erkannte Manu, dass der Fisch niemand anderer als der Gott Viṣṇu sei. Der Gott verkündet ihm nun den bevorstehenden Weltuntergang durch eine große Flut; es werde aber ein großes, von allen Göttern gezimmertes Schiff erscheinen, das solle er besteigen und alle Gattungen von Lebewesen darauf laden. Wie vorhergesagt, kommt die Auflösung des Weltalls. Manu besteigt das Schiff und bindet es an dem Horn des Fisches (i. e. Viṣṇus) fest, wobei ihm die Weltschlange Ananta als Strick dient. Gerettet werden außer Manu und den Thierarten Sonne und Mond, Gott Brahman und die vier Welten, der heilige Strom Narmadā, der große Ṛṣi Mārkaṇḍeya, Mahādeva, die Vedas, die Purāṇas und die Wissenschaften. (Über den Verlauf der Flut und das Ende derselben wird nichts weiter gesagt.)

[2]) An Stelle des Manu tritt hier der königliche Weise Satyavrata, eine Wiedergeburt des Manu. Viṣṇu erscheint auch hier, wie in den übrigen indischen Sagen, in der Form eines Fisches und verkündet dem Satyavrata den Untergang der drei Welten durch eine Flut. Er, der Gott, werde ein großes Schiff senden, das solle er, nachdem er Pflanzen und Samen aller Art darauf geladen, mit den sieben Ṛṣis besteigen und furchtlos in den finsteren Ocean hinaussegeln: nur das von den Ṛṣis (hier offenbar als das Siebengestirn aufgefasst) ausstrahlende Licht möge ihm leuchten. Wenn der Sturm das Schiff zu sehr schaukle, solle er es an seinem, des Fischgottes, Horn festbinden. Die Flut kommt, wie vorhergesagt: von gewaltigen Regengüssen angeschwellt, durchbricht der Ocean seine Ufer und überflutet die ganze Erde. Die Rettung erfolgt in der von Viṣṇu vorher verkündeten Weise. Mit diesem Bericht stimmt der des Agni-Purāṇa (Muir, a. a. O. 210 ff.) in allem wesentlichen überein.

[3]) Die Sage lautet nach dem Nīlamata-Purāṇa: Das ganze Land, welches jetzt Kaśmir heißt, war ehemals ein großer See, Namens Satīsaras. In diesem See wohnte der Dämon Jalodbhava, d. h. »der Wasserentsprossene«, welcher häufig die ganze Umgegend verwüstete. Da wandte sich der Weise Kaśyapa an den Gott Brahman um Abhilfe. Auf Brahmans Befehl begeben sich die Götter zu dem See und stellen sich über demselben auf den Gipfeln des Naubandhana-Berges (i. e. desselben Berges, wo nach der Mahābhārata-Sage Manu sein Schiff verankerte) auf. Aber der in seinem Element unbesiegbare Dämon wollte den See nicht verlassen. Da rief Viṣṇu seinen Bruder Balabhadra zu Hilfe, dass er den See austrockne. Das thut Balabhadra, indem er mit seiner Waffe, der Pflugschar, die Berge durchbohrt, so dass das Wasser abfließt. Nun kommt Viṣṇu und tödtet den Jalodbhava. Das so trocken gelegte Land wird bevölkert und es entsteht Kaśmir.

9. Die Sage der Zigeuner (Andree 21—24 nach H. v. Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke, Hamburg 1890, S. 267 fg.).

10. Die persische Sage von Yima nach dem Awesta, Vendîdâd II (J. Darmesteter in Sacred Books of the East, IV². 10—20. K. Geldner in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, XXV, 179—192. Usener 208—212).

11. Der persische Tîştar-Mythos von der Überflutung der Erde im VII. Cap. des Bundahiš (Sacred Books of the East, V, 25—29; vgl. Andree 13—15).

12. Die Flutsage der Andamanesen [Mincopi] (Andree 27 fg.).

13. Die Flutsage der Karenen in Birma (Andree 28).

14. Eine malaische Flutsage bei den Binua im Innern der malaischen Halbinsel (Andree 29 fg.).

14*a*. Eine malaische Flutsage von Kĕlántan (Fables and Folk-Tales from an Eastern Forest, collected and translated by Walter Skeat, Cambridge 1901, S. 62).[1])

14*b*. Eine Flutsage der Nias-Insulaner (Chatelin in der Tijdsch. voor Ind. Taal-, Land- en Volkenk., XXVI, 115).[2])

14*c*. Eine malaische Flutsage bei den Batak (Wilhelm v. Humboldt, Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Berlin 1836, I, 240 fg.).[3])

---

[1]) Die Sage lautet: Das Land Kĕlántan zählte einmal 1800 Einwohner (sic). Eines Tages aber wurde anlässlich einer Beschneidung ein großes Fest gefeiert, bei welchem alle Arten von Thierkämpfen aufgeführt wurden. Da gab es Kämpfe zwischen Elefanten, Büffeln, Stieren, Ziegen und schließlich einen Kampf zwischen Hunden und Katzen. (Über die Vorliebe der Malaien für Thiergefechte siehe W. W. Skeat, Malay Magic. London 1900, S. 468 ff.) Und als der Kampf zwischen Hunden und Katzen stattfand, da kam eine große Überschwemmung von den Bergen herab und alle Menschen, die in den Ebenen wohnten, ertranken, bis auf einige Dienstleute, die zufällig in die Hügel hinaufgeschickt worden waren, Holz zu lesen. Dann wurden Sonne, Mond und Sterne ausgelöscht, und es entstand eine große Finsternis. Und als das Licht wiederkehrte, war kein Land da, sondern ein großes Meer, und alle Wohnungen der Menschen waren versunken.

[2]) Die Sage lautet: Einst war ein Krieg zwischen den Bergen ausgebrochen; jeder wollte der höchste sein. Das verdross Balugu Luomewona, der an sein Fenster gieng und zu den Bergen sprach: »Ich werde euch alle bedecken.« Darauf nahm er einen goldenen Kamm und warf ihn in das Meer, worauf sich derselbe sofort in einen ungeheuren Krebs verwandelte, so dass der Ausfluss des Meeres verstopft wurde. Dazu kam noch ein gewaltiger Regen, und in Folge dieser beiden Ursachen zeigte sich eine Unmenge Wasser, welches immer höher und höher stieg, so dass alle kriegführenden Berge bis auf drei (andere sagen, bis auf zwei) zugedeckt wurden. Nur die Menschen, die mit ihrem Vieh auf die Berge (soll wohl heißen, auf die zwei oder drei nicht vom Wasser bedeckten Berge?) geflüchtet waren, blieben am Leben; alle anderen ertranken. Auf diese wunderbare Weise schlichtete Balugu Luomewona den Streit der Berge. Jener Krebs aber bedeckt noch jetzt zuweilen mit seinen Scheren das Maul der Schlange (d. h. der Schlange, welche die Erde umringt, und in deren Rachen das Meer sich ergießt, siehe Chatelin, a. a. O., S. 113), wodurch Ebbe und Flut entstehen. Das Wogen der See schreibt sich erst aus jener Zeit her, wo die große Überschwemmung stattfand. (Für den Hinweis auf diese hochinteressante Flutsage bin ich Herrn Dr. L. Bouchal zu größtem Danke verpflichtet.) Der Krebs, welcher Ebbe und Flut verursacht, findet sich auch bei den Malaien von Malacca, s. W. W. Skeat, Malay Magic, S. 7.

[3]) Diese Sage geht von der kosmologischen Anschauung aus, dass die Schlange Naga Padoha seit Beginn aller Zeiten die Erde auf ihren drei Hörnern trägt. Als Naga Padoha einst müde wurde, seine Last zu tragen und das Haupt schüttelte, versank die Erde in das Wasser. Da schickte Batara Guru seine Tochter Puti-orla-bulan auf deren eigenen Wunsch in die niederen Regionen hinab. Sie kommt auf einer weißen Eule und von einem Hunde begleitet, kann aber, da alles mit Wasser bedeckt ist, nicht festen Fuß fassen. Da ließ Batara Guru als Wohnsitz für seine Tochter den Berg Bakarra vom Himmel herabfallen und von diesem breitete sich nachher alles übrige Land aus. Die Tochter hatte dann — es ist nicht gesagt, von wem — drei Söhne und drei Töchter, die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechtes. Nachdem die Erde wieder hergestellt war, musste sie der Naga Padoha abermals auf seine Hörner nehmen. Der Naga ist aber stets geneigt, die Erde abzuschütteln, und Batara Guru muss sich immer von neuem bemühen, ihn am Kopfschütteln zu hindern. Die Erdbeben finden so ihre Erklärung. Zuletzt aber wird die Erde doch noch einmal versinken, und die Sonne wird sich ihr bis auf eine Elle nähern.

15. Flutsage der Dayak auf Borneo (Andree 32 fg.).

16. Flutsage der Kamtschadalen (Andree 34 fg.).

17. Die chinesische »Flutsage« nach dem Shu-king II, 4, 1 (Sacred Books of the East, III, 57 fg. und Introduction, S. 16ff., und Julius Grill im »Festgruß an Rudolf von Roth«, Stuttgart 1893, S. 10. Vgl. Andree 35—38).

18. Die chinesische »Flutsage« nach Meng-tse (Grill, a. a. O. 11 fg.).

19. Die griechische Sage von Deukalion und Pyrra nach Apollodor (Usener 33 fg.).

20. Die griechische Deukalion-Sage nach Nonnos (Usener 38 fg.).

21. Die griechische Sage von der Ogygischen Flut (Usener 43 ff.).

22. Die griechische Sage von Dardanos und der Flut (Usener 45 fg.).

23. Die griechische Tempelsage von Hierapolis (Usener 47).

24. Die griechische Sage von Philemon und Baucis (Usener 247).

25. Die skandinavische Sage vom Riesen Ymir und der Rettung des Bergelmir (J. Grimm, Deutsche Mythologie, I⁴, 464, 478; E. Mogk in Paul's Grundriss der germanischen Philologie, III² [1900], 376 fg.).

26. Die keltische Sage vom See von Llïon in Wales (John Rhŷs, Celtic Folklore, Oxford 1901, S. 429, 440 ff. Andree 44).

27. Eine litauische Flutsage (von Usener S. 3 als »schon ihres Gewährsmannes wegen verdächtig« erklärt). (J. Grimm, Deutsche Mythologie, I⁴, 480 fg., Andree 44 fg.).

28. Finnische Flutsage bei den Wogulen Russlands (Andree 45 fg.).

29. Eine Neger-Sage von der Bildung des Dilolosees in Südwestafrika (Andree 49 fg. nach Livingstone).

30. Eine australische Sage der Eingebornen von Westaustralien (Andree 55 fg.).

31. Eine australische Flutsage der Eingebornen von Victoria (Andree 56 fg.).

32. Eine melanesische Flutsage vom südöstlichen Neu-Guinea (Andree 57).

33. Die melanesische Sage von Qat auf den Banks-Inseln (R. H. Codrington, The Melanesians, Oxford 1891, S. 166 fg. Usener 1 fg.).

34. Eine Flutsage der Välman in Berlinhafen, Deutsch-Neuguinea, von dem Missionär P. Chr. Schleiermacher gefunden und mitgetheilt im Globus, LXXVIII, 6). [1]

35. Melanesische Flutsage von den Fidschi-Inseln (Andree 58—60).

36. Polynesische Flutsage von den Pelau-Inseln (Andree 60—63).

37. Polynesische Flutsage von den Leeward-Inseln (Andree 64 fg. und G. Gerland in Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 270 fg.).

37*a*. Polynesische Flutsage von Tahiti (Waitz-Gerland, VI, 270). [2]

37*b*. Eine zweite polynesische Flutsage von Tahiti (Waitz-Gerland, VI, 270). [3]

---

[1]) Eines Tages sah das Weib eines sehr braven Mannes einen großen Fisch am Ufer schwimmen. Sie rief ihren Mann. Der erschrak und verbot seiner Familie, den Fisch zu fangen und zu essen. Die anderen Leute aber fiengen den Fisch und aßen ihn, trotzdem der brave Mann sie gewarnt hatte. »Als der brave Mann das sah, trieb er schnell ein Paar Thiere von jeglicher Art auf die Bäume. Dann kletterte auch er mit seiner Familie auf einen Cocosbaum. Kaum hatten die bösen Menschen den Fisch verzehrt, als das Wasser mit solcher Heftigkeit aus dem Boden hervorbrach, dass sich keiner mehr retten konnte. Menschen und Thiere giengen zugrunde. Als das Wasser schnell bis zur Krone des höchsten Baumes gestiegen, fiel es auch ebenso schnell wieder. Der brave Mann stieg mit seiner Familie von dem Baum und legte neue Pflanzungen an.«

[2]) Taaroa stürzt im Zorne die ganze Welt ins Meer, wodurch die ganze Erde so überschwemmt wird, dass nur die höchsten Spitzen, die jetzigen Inseln, übrig bleiben. Ein Mann rettet sich in einem Kahn und landet auf Eimeo, worauf er ein Marae errichtet.

[3]) Eine Überschwemmung brach über Tahiti herein, und alle Bäume und Steine trug der Wind gen Himmel. Nur ein Mann und eine Frau blieben übrig. Sie retteten sich auf den mythischen Berg Pito-hiti,

37*c*. Eine dritte polynesische Flutsage von Tahiti (Waitz-Gerland, VI, 271).[1])

37*d*. Polynesische Flutsage von Hawaii (Waitz-Gerland, VI, 264, 271).[2])

37*e*. Eine neuseeländische Flutsage (Waitz-Gerland, VI, 271).[3])

38. Flutsage der Eskimo in der Gegend der Behring-Straße (18th Annual Report of the Bureau of American Ethnology, 1896—1897, Part I, Washington 1899, S. 452).[4])

39. Flutsage der Eskimo (Tschiglit) am unteren Mackenzie (Andree 69 fg.).

40. Flutsage der Central-Eskimo (Andree 69 fg.).

41. Flutsage der Eskimo der Prince of Wales-Halbinsel (Andree 70).

42. Flutsage der Algonquin nach Squiers Pictographien (Andree 73 fg.).

43. Flutsage der Odschibwä [auch zu den Algonquin gehörig] (Andree 75—80).

44. Flutsage der Sac- und Fox-Indianer [auch Algonquin] (Andree 80).

44*a*. Eine Flutsage der Apalachen (Friedrich Majer, Mythologisches Taschenbuch. I, Weimar 1811, S. 244 fg.).[5])

45. Flutsagen der Montagnai [Chippeway] und anderer Tinné-Indianer (Andree 82—84).

46. Flutsage der Tschiroki (Andree 85).

47. Flutsage und Sintflutfest der Mandanen (Andree 86—88. Vgl. Tylor im Journal Anthrop. Inst. XXI, 287 fg.).

48. Flutsage der Cree-Indianer (Andree 88 fg.).

49. Flutsage der Twana am Pugetsund (Andree 89 fg.).

50. Flutsage der Lummi-Indianer (Andree 90 fg.).

51. Flutbericht der Makah-Indianer (Andree 91 fg.).

---

wohin sie auch von allen Thieren Junge mitnahmen. Als die Wasser sich verliefen, ließ auch der Wind nach, und die Bäume und Steine fielen wieder vom Himmel herab. Dann gebar die Frau zwei Kinder, von welchen die Menschen abstammen.

[1]) Die Menschen waren gottlos. Da überschwemmte Ru, der Gott des Ostwindes, alles. Nur eine einzige Familie, die gerade in einem Kahn war, wurde gerettet. Sie kamen nach Tahiti, wo sie ein Marae errichteten.

[2]) Eine gewaltige Überschwemmung, die Flut der Hina-lii, »der zornigen Hina«, genannt, vernichtet alle Menschen, bis auf zwei, welche in einem Kahn auf dem Maunakea landen. Hina ist wohl die Nacht, und nicht der Mond, wie Gerland meint. Es ist die »Flut der zornigen Nacht« wegen der vierzigtägigen Finsternis, welche die Flut begleitet.

[3]) Tawhaki wurde von seinen Schwägern ermordet. Nachdem er von seiner Gattin wieder belebt worden war, flehte er zu den Göttern, ihn zu rächen. Diese senden eine große Überschwemmung, »die Flut des Mataaho«, in welcher alles ertrinkt.

[4]) In den ersten Tagen der Welt wurde die Erde bis auf einen hohen Berg in der Mitte überschwemmt. Das Wasser kam vom Meere herauf und bedeckte alles Land außer dem Gipfel jenes Berges. Nur einige Thiere retteten sich, indem sie den Bergabhang hinaufkletterten. Einige Menschen entkamen, indem sie in ein Umiak stiegen und von den Fischen, die sie fiengen, lebten, bis das Wasser sank. Als das Wasser sich zu verlaufen begann, stiegen die Geretteten auf die Berge und kamen dann allmählich wieder auf die Küste herab. Auch die Thiere kamen herab und verbreiteten sich wieder über die Erde. Während der Flut durchschnitten die Wogen die Oberfläche der Erde; es entstanden Höhlungen und Klüfte, und als das Wasser zurückwich und ins Meer floss, blieben auf der Erde die Berge und Thäler, so wie sie heute sind.

[5]) »Die Völkerschaften in der Nähe der apalachischen Gebirge berichten, die Sonne habe einmal ihren gewöhnlichen Lauf vierundzwanzig Stunden zurückgehalten. Darauf wären die Gewässer des großen Sees Theomi dergestalt ausgetreten, dass sie auch die Gipfel der höchsten Berge bedeckt hätten, ausgenommen den einzigen Olaimy. Auf demselben hatte sich die Sonne mit eigenen Händen eine Wohnung bereitet: darum bewahrte sie ihn vor der allgemeinen Überschwemmung, und alle Menschen, welche diesen Ort erreichen konnten, wurden erhalten. Nach Verlauf der vierundzwanzig Stunden begann die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf wieder. Durch ihre Kraft wurden die Gewässer in ihre Grenzen zurückgebracht, und die Dünste, welche dadurch auf der Erde verbreitet worden waren, zertheilt. Aus Dankbarkeit verehrten seitdem die Geretteten, und fortan ihre Nachkommen, die Sonne als eine Gottheit, als eine hilfreiche Retterin, insbesondere auf jenem heiligen Berge.«

52. Flutsage der Washo [Californien] (Andree 93).
53. Flutsage der Tolowa [Californien] (Andree 94).
54. Sage der Maidu von der Überflutung des Sacramento-Thals (Andree 94 fg.
55. Sage der Ashochimi [Californien] vom Coyote und der Flut (Andree 96).
56. Flutsage der Papago (Andree 97 fg.).
57. Flutsage der Zuñi in Neu-Mexiko (Andree 98 fg.).[1])
58. Flutsage der Tlinkiten [Koljuschen] (Andree 99 fg.).
59. Eine zweite Sage der Tlinkiten von der Flut und der Völkertrennung (Andree 100).
60. Flutsage der Bella-Coola (Andree 100 fg.).
61. Mexikanische Sage von Coxcox und der Flut[2]) (Andree 102 fg.).
62. Mexikanische Sage von Tezpi und der Flut aus Michoacan (Andree 103 fg.)
63. Mexikanische Flutsage nach dem Codex Chimalpopoca (Andree 106—108)
64. Schöpfungs- und Flutsage der Quiché (Andree 110 fg.).
65. Flutsage der Muysca [Chibcha] (Andree 114 fg.).
66. Peruanische Flutsagen (Andree 115—117).
67. Flutsage der Araukaner (Andree 117).
68. Sage von Haiti von der Flut und der Entstehung der Antillen (Andree 118).
69. Flutsage der Acawoio in British Guiana (Andree 118—120).
70. Flutsage der Arawaken in British Guiana (Andree 120).
70*a*. Flutsage der Caraiben (Majer, a. a. O. II, 4 fg.).[3])
71. Flutsage der Makusi (Andree 121).
72. Flutsage der Maipuri (Andree 122).
73. Flutsage der Tupi (Andree 123).

Dies dürften alle Sagen sein, die bisher von verschiedenen Gelehrten als »Flutsagen« bezeichnet worden sind.[4]) In die Liste nicht aufgenommen sind reine Localsagen von der Entstehung von Seen u. dgl. in Deutschland, Wales u. s. w., auf die ich weiter unten zu sprechen komme.

---

[1]) Vgl. 13th Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1891 92 (Washington 1896), S. 429, wo die Flut durch einen kleinen Fehler der ersten Erbauer der Stadt und durch die Schlechtigkeit eines Priesters entsteht. Der Fluss überflutet das Thal. Die Zuñi flüchten auf den Berg Thâaiyalane (»Donnerberg«) und steigen nach Beendigung der Flut wieder ins Thal hinab. Eine ähnliche Sage bei den Sia nach dem 11th Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1889 90 (Washington 1894), S. 57.

[2]) Von zweifelhafter Echtheit. S. Andree 105.

[3]) »Das Oberhaupt der guten Geister, unzufrieden und erzürnt, dass die Menschen oder Caraiben sich immer mehr verschlimmerten und ihm nicht, wie ihre Väter, einen Theil ihrer Nahrungsmittel als Opfer brachten, ließ durch einen anhaltenden Regen eine solche gewaltige Wasserflut entstehen, dass der größte Theil der Menschen darin umkam, und es nur wenigen gelang, sich in kleinen Kähnen auf das einzige damals vorhandene Gebirge zu retten. Durch diese Überschwemmung wurden die Inseln von dem festen Lande getrennt und die Sandhügel und Felsenklippen am Meeresufer gebildet.«

[4]) Von der Vergleichung mussten vorläufig ausgeschlossen werden die angeblichen Flutsagen der Tibeter (Andree 25), der Leptscha (Andree 25), der Changrai und Banar in Kambodja (Andree 28 fg.), die von Ceram und der Minahassa (Andree 31 fg.), die der Neger vom Jegifluss und von der Goldküste (Andree 50 fg.), der Hottentotten, Kaffern und Herero (Andree 52 fg.), der Bewohner der Neu-Hebriden (Andree 57), der Samoa-, Sandwich- und Markesas-Insulaner (Andree 66), der Clallam (Andree 90), der Mixteken (Andree 108 fg.), der Indianer Nicaraguas (Andree 111 fg.), und einiger brasilianischer Stämme (Andree 122 fg., J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen, Basel 1867, S. 267), da wir leider über dieselben zu ungenügende Berichte haben. Ob die von Ed. Naville (Records of the Past, VI, S. 103—112) übersetzte Inschrift von der Vernichtung der Menschheit die Annahme einer ägyptischen Flutsage rechtfertigt, wage ich nicht zu entscheiden. Die Frage wäre der Beachtung der Ägyptologen wert. Dass es eine besondere armenische Flutsage gibt, ist behauptet worden, aber H. Hübschmann (in der

Alle diese Sagen haben nur das Eine gemeinsam, dass eine große Überschwemmung das Thema derselben bildet, während die größere Mehrzahl der Sagen auch darin übereinstimmt, dass aus der Flut ein Mensch oder ein Paar oder eine Familie oder auch mehrere Menschen gerettet werden, von denen dann ein neues Menschengeschlecht abstammt.

Wir werden daher zunächst als eine Classe von Flutsagen diejenigen ausscheiden, welche bloß das Charakteristikon einer großen Flut haben, im übrigen aber von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu erklären sind. Ich bezeichne sie als

1. **Uneigentliche Flutsagen**. Hieher gehören:

1. Erzählungen, welche nichts weiter sind als Schilderungen von thatsächlichen außerordentlichen Naturereignissen, insbesondere von Erdbebenfluten. Von der Art sind Nr. 41, 51 und 52 in der obigen Liste. In der Sage der Araukaner (Nr. 67) ist der Bericht über eine thatsächliche Erdbebenflut schon theilweise mit sagenhaften Elementen versetzt, während die verwandten peruanischen Sagen (Nr. 66) schon zu den eigentlichen Flutsagen gehören.

2. Sagen, welche offenbar zur Erklärung geologischer oder geographischer Thatsachen erfunden sind. Von der Art ist Nr. 7, die Sage von der Entstehung Kaśmirs. Selbst manche Geologen neigen zu der Ansicht, dass Kaśmir einst ein See gewesen sei, und ein ausgezeichneter Kenner Kaśmirs, wie M. A. Stein[1]), versichert uns, dass der bloße Anblick des Thales, rings von Bergen umschlossen, bis auf die enge Schlucht von Bārāmūla, durch welche die Vitastā mit allen Wassern von Kaśmir sich einen Weg in die See bahnt, genüge, um das Entstehen einer solchen Sage vollständig zu begreifen. Hieher gehört auch die Sage der Eskimo Nr. 40, welche ausdrücklich Versteinerungen von Muscheln, Fischen u. s. w. als Beweise der einstigen Flut erwähnt.[2]) Auch die Sagen der Zuñi (Nr. 57) und der Chibcha (Nr. 65) rechne ich hieher.

3. Localsagen, welche erfunden sind, um die Entstehung von Seen zu erklären, oder welchen thatsächliche örtlich beschränkte Elementarereignisse, wie Seedurchbrüche u. dgl. zu Grunde liegen. Solche Sagen finden sich überaus häufig in Wales. Da wird erzählt von Städten oder Dörfern, die wegen der Schlechtigkeit der Einwohner oder auch nur infolge irgend eines Versehens plötzlich überschwemmt werden, so dass ein See sich ausbreitet, wo einst die Wohnungen der Menschen gestanden. Bei klarem Wetter kann man noch die Schornsteine der Häuser und die Giebel der Kirchthürme auf dem Grunde des Sees schauen, und in stiller Nacht hört man zuweilen Glockengeläute aus der Tiefe herauf. Ein Mädchen oder ein Mann — häufig ein Harfenspieler — wird vorher gewarnt und begibt sich auf den nahen Berg, um als einzig Überlebender die Verwüstung zu schauen und die Mär zu erzählen.[3]) Wie leicht solche Localsagen zu Sintflutsagen umgestaltet werden können, zeigt die Sage vom Llŷon-See in Wales (Nr. 26). Hier ist einfach unter dem Einfluss der biblischen Noah-Sage eine der vielen See-Entstehungssagen zu einer Sage von einer allgemeinen Flut ausgebildet worden.[4]) Ähnliche Sagen sind auch in deutschen Gegenden durchaus nichts Seltenes. Allenthalben finden wir Sagen von versunkenen Schlössern und Burgen, Dörfern und Städten. Manchmal heißt es nur, dass, wo jetzt ein See oder ein Teich ist, einst eine prächtige Burg, eine Stadt oder ein Dorf gestanden,

---

Strassburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Strassburg 1901, S. 73—79) hat gezeigt, dass »keine Spur einer einheimischen Flutsage nachweisbar sei«, und die betreffenden Angaben sich nur auf die babylonischen und hebräischen Sintflutberichte beziehen.

[1]) A. a. O. II, 389 fg.

[2]) Vgl. Andree 69 fg., 149.

[3]) Rhŷs, a. a. O. 219, 367 ff., 376, 379 fg., 401 ff., 408 ff.

[4]) Rhŷs 441.

welche wegen der Schlechtigkeit der Menschen sammt allen Einwohnern von den Fluten begraben wurden.[1]) In mehreren Sagen aber kehrt das Motiv wieder, dass Gott oder Christus als Bettler auf die Erde kommt, um sich von der Schlechtigkeit der Menschen zu überzeugen. Von allen Einwohnern des Ortes schnöde abgewiesen, kommt der Gott endlich zu der ärmlichen Hütte eines alten Ehepaares, wo er freundliche Aufnahme findet. Dieses Paar wird von der Flut gerettet.[2]) In einigen Alpensagen mit diesem »Philemon-Baucis-Motiv« tritt an Stelle der Flut ein ungeheurer Schneefall, und die Sage dient dazu, das Vorhandensein einer vom ewigen Schnee bedeckten Alp zu erklären.[3]) In Tirol finden wir die Sagen von der Entstehung des Walchsees und des Pillersees. Ähnlich gibt es auch Sagen, welchen der Ausbruch eines Sees zugrunde liegt. Eine Tiroler Sage, welche erzählt, wie die große Stadt Heidach bei Wörgl versank, kommt einer Sintflutsage sehr nahe. Wegen der Schlechtigkeit der Menschen durchbrach der Wasserdrache im See von Wildschönau den Thalriegel, der das Wasser verschloss, der See überflutete nicht nur die Stadt, sondern die Verwüstungen erstreckten sich bis weit nach Ungarn hinab. Im Unterlande blieben nur zwei Menschen am Leben, ein Bauer und eine Bäuerin, die für die Fortpflanzung der Menschen sorgten.[4]) Zu dieser Classe von Sagen gehört, wie Usener mit Recht bemerkt hat, auch die Philemon-Baucis-Sage (Nr. 24). Und ganz von derselben Art ist die Neger-Sage vom Dilolosee (Nr. 29). Auch bei der australischen Sage Nr. 30 dürfte es sich um die Entstehung eines Sees oder vielleicht eines Golfes handeln.

4. Kosmogonische Mythen, welche die Entstehung von Meeren, Bergen, Thälern u. s. w. erklären sollen. Hierher ist der persische Mythos von Tištar im Bundahiš (Nr. 11) zu rechnen, der die Entstehung der Meere, Seen und Flüsse erklären will.[5]) Auch die Sage von der Insel Haiti (Nr. 68), nach welcher der große Krug, in welchem das Meer eingeschlossen ist, umgestürzt wird, so dass eine Flut sich über die ganze Erde ergießt und nur die Spitzen der Berge (der Antillen) hervorragen, scheint mir nur erfunden, um die Entstehung des Oceans und der Berge zu erklären.[6]) In der Eskimosage Nr. 38 handelt es sich gleichfalls nur um eine Theorie für die Entstehung der Berge und Thäler. Die Sage der Niasser (Nr. 14*b*) dient dazu, die Erscheinungen von Ebbe und Flut, sowie das Wogen und Brausen des Meeres zu begründen. Auch die Sage der Batak (Nr. 14*c*) ist ein kosmogonischer Mythos, der zugleich die Erscheinung von Erdbeben erklären will.

Ein ausgesprochen kosmogonischer Mythos ist der der Quiché (Nr. 64), wo die Vernichtung der Menschheit durch eine Flut bloß eine Correctur der Menschenschöpfung ist. Die Götter schaffen Menschen; da sie ihnen aber nicht gelungen sind, werden sie wieder vernichtet. Erst das drittemal gelingt ihnen das Werk.

5. Kaum als »Flutsagen« zu bezeichnen sind die chinesischen Mythen (Nr. 17 und 18) von Yü. Hier handelt es sich gar nicht um die Vernichtung des Menschengeschlechtes

[1]) Brüder Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl., Nr. 112, 132, 240. Otto Knoop, Volkssagen, Erzählungen . . . aus dem östlichen Hinterpommern, Posen 1885, Nr. 190, 191, 213, 247, 298. Karl Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipzig 1862, II, Nr. 74. J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, S. 248fg., 252. Eine serbische Ballade (bei Vuk Stefan Karadžić, Srpske narodne pjesme, Wien 1841, I, Nr. 207) erzählt, wie die Burg des übermüthigen reichen Gavan versinkt und der Plattensee entsteht. (Herr Scriptor Dr. W. Tille war so freundlich, mir das Lied im Auszug zu übersetzen.) Vgl. auch J. Grimm, Deutsche Mythologie[4], I, 481fg., II, 820fg., III, 291. Usener 246 Anm.

[2]) So in der Sage vom Thunersee, Brüder Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 45.

[3]) F. J. Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs. 2. Ausgabe von H. Sander, Innsbruck 1889, S. 164—168.

[4]) J. A. Hegl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen 1897, S. 88fg., 92 ff.

[5]) Vgl. auch Darmesteter in Sacred Books of the East, XXIII, 92.

[6]) So auch Ed. Suess, Die Sintflut. Prag und Leipzig 1883. S. 57.

durch eine Flut, sondern im Gegentheil um die Erhaltung der Menschen und ihre Erziehung zur Cultur. Yü ist ein Culturheros, der den Lauf der Flüsse regelt und das Land canalisiert, um es vor Überschwemmungen zu bewahren, die wilden Thiere ausrottet und die Menschen lehrt, sich durch Ackerbau und Handel zu ernähren. Dies hat Julius Grill[1]) ganz richtig ausgeführt.

Wenn wir nun die übrig bleibenden Flutsagen betrachten, so finden wir, dass sich unter denselben zwei Classen unterscheiden lassen: 1. Solche, in denen ein Held im Mittelpunkt steht, der aus der Flut gerettet wird, und 2. solche, in denen dies nicht der Fall ist, sondern nur in unbestimmter Weise von einer Rettung von Menschen die Rede ist. Ich bezeichne die einen als »Flutsagen mit einem Helden«, die anderen als »Flutsagen ohne Helden«.

2. Zu den **Flutsagen ohne Helden** gehören die folgenden:

1. Die malaische Sage Nr. 14*a*, wo einige Dienstleute gerettet werden, weil sie zufällig auf die Hügel gegangen sind, Holz zu lesen.

2. Die Sage der Kamtschadalen (Nr. 16), wo wenige Menschen sich retten, indem sie Bäume zusammenbinden und Flösse machen, die sie mit an Riemen gebundenen Steinen verankern.

3. Die Sage der Wogulen (Nr. 28): Eine Anzahl Riesen rettet sich, nämlich alle jene, welche sich Boote machen und sich mit Tauen und Butter zum Schmieren derselben versehen.

4. Melanesische Sage Nr. 32: Die Eingeborenen (alle) flüchten sich auf die Berge, wo sie leben, bis das Wasser zurückgetreten ist.

5. Die neuseeländische Sage (Nr. 37*e*), wo alle zu Grunde gehen.

6. Eskimo-Sage Nr. 39: Viele Menschen gehen zugrunde, andere retten sich, indem sie mehrere Barken zusammenbinden.

7. Die Sagen der Apalachen (Nr. 44*a*) und der Caraiben (Nr. 70*a*), wo alle diejenigen gerettet werden, die auf die Spitze eines gewissen Berges gelangen.

8. Sage der Twana (Nr. 49): Alle guten Indianer retten sich mit Kähnen auf die höchsten Berge.

9. Sagen der Tlinkiten (Nr. 59) und der Bella-Coola-Indianer (Nr. 60): Viele Menschen retten sich, werden aber, nachdem das Wasser sich verlaufen, nach verschiedenen Richtungen verschlagen — daher die Sprachen- und Völkerverschiedenheit.

Die große Mehrzahl der Flutsagen gehört aber zur

3. Classe, den **Flutsagen mit einem Helden**. Um zu sehen, inwieweit diese eigentlichen Flutsagen mit einander übereinstimmen und welche Abweichungen sie zeigen, habe ich ein Schema aufgestellt, welches zugleich eine Handhabe bieten dürfte, etwaige historische Zusammenhänge zwischen einzelnen dieser Sagen aufzufinden. Die Flutsagen lassen sich nämlich nach folgenden zehn Gesichtspunkten betrachten:

1. Ursache der Flut.
2. Die Flut selbst, wie sie erregt wird, und die Schilderung derselben.
3. Die Ausbreitung der Flut.
4. Der Held oder die Geretteten.
5. Die Rettungsmittel (Arche, Boot u. s. w.).
6. Die Vorhersagung der Flut und Warnung des Helden.
7. Das Mitnehmen von »Lebenssamen« (Thieren, Pflanzen).
8. Dauer der Flut.

[1]) Festgruß an R. v. Roth, 9 ff.

9. Das Ende der Flut, und wie dasselbe dem Helden bekannt wird (Vogelaussendung).

10. Schicksal des Helden, respective der Geretteten und der Menschheit nach der Flut.

1. Ursache der Flut.

a) In zahlreichen Sagen wird gar keine bestimmte Ursache angegeben, sondern einfach constatiert, dass eine Überschwemmung hereinbrach.

b) Die Schlechtigkeit der Menschen[1]) ist die Ursache der Flut in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
Kolh (Nr. 8)
Perser (Nr. 10)
Andamanesen (Nr. 12)
Griechen (Nr. 19, 20, 23, 24*)[2])
Litauer (Nr. 27)
Neger (Nr. 29*)
Australier (Nr. 30*)
Melanesier (Nr. 32**)
Polynesier (Nr. 36, 37 *a*, 37 *c*, 37 *e***)
Algonquin (Nr. 42)
Mandanen (Nr. 47)
Washo (Nr. 52*)
Arawaken (Nr. 70)
Caraiben (Nr. 70 *a***)
Makusi (Nr. 71).

Auch die indischen Flutsagen (Nr. 4—6) rechne ich hieher. Denn wenn die Flut gelegentlich eines periodischen Weltunterganges stattfindet, so ist zu bedenken, dass ein solcher Weltuntergang *(pralaya)* am Ende des Kaliyuga, wo die Schlechtigkeit der Menschen überhand nimmt, stattfindet. Auch der Ausdruck *samprakṣālaṇakālo 'yaṃ lokānām* (Mahābhār. III, 187, 29), »die Zeit der Abwaschung der Welt ist gekommen«, scheint mir auf das Wegwaschen der Sünden sich zu beziehen.

c) Ein bestimmtes Verbrechen oder die Verletzung eines Tabus (Tödtung einer Schlange, eines Fisches u. dgl.) verursacht die Flut in den Sagen der

Zigeuner (Nr. 9)
Dayak (Nr. 15)
Vălman (Nr. 34)
Fidschianer (Nr. 35)
Leeward-Insulaner (Nr. 37).

d) Ein zufälliges Versehen ist die Ursache der Flut; so bei den Binua (Nr. 14), wo der Gott die dünne Kruste der Erde durchbricht, infolge dessen dieselbe überflutet wird; bei den Batak (Nr. 14 *c**), wo die Schlange, welche auf ihren Hörnern die Erde trägt, das Haupt schüttelt, so dass die Erde in das Wasser versinkt; bei den Apalachen (Nr. 44 *a***), wo die Sonne ihren Lauf zurückhält, infolgedessen ein See seine Ufer durchbricht; bei den Tlinkiten (Nr. 58), wo Jelch der Rabe einen Tintenfisch bringt, der fortwährend anschwillt[3]), während zugleich das Wasser steigt; bei den Bella-Coola (Nr. 60**), wo der große Gott das Tau, welches die Erde mit der Sonne verbindet, locker lässt, infolgedessen die Erde in den Ocean versinkt; bei den Haiti-Insulanern (Nr. 68*), wo der Kürbiskrug, in dem das Meer eingeschlossen ist, aus Versehen umgestoßen wird; und bei den Acawoio (Nr. 69), wo ein neugieriger Affe ein ähnliches Unheil anrichtet.

[1]) In der malaischen Sage Nr. 14 a** ist es zweifelhaft, ob die Thierkämpfe (als Symptom der Schlechtigkeit der Menschen oder der Thiere) die Ursache der Flut sind.

[2]) Ein Stern deutet an, dass die Sage in die erste Classe (uneigentliche Flutsagen), zwei Sterne, dass sie zur zweiten Classe (Flutsagen ohne Helden) gehört. Ich habe die beiden ersten Classen bei der Vergleichung auch berücksichtigt, weil dieselben geeignet sind, Licht auf die Erklärung der eigentlichen Flutsagen zu werfen.

[3]) Dies erinnert merkwürdig an das Wachsen des Fisches in allen indischen Flutsagen.

e) Ein Götterzwist ist die Ursache der Flut in der Sage der Algonquin (Nr. 44). Und auch in der babylonischen Sage (Nr. 1) scheint ursprünglich ein Zwist zwischen Bêl und Ea die Flut herbeigeführt zu haben.[1]) Dass die Flut auch ein Strafgericht sein soll, geht eigentlich bloß aus den Worten des Ea hervor: »Dem Sünder leg' seine Sünde auf, dem Frevler leg' seinen Frevel auf« u. s. w. (Tafel XI, Z. 184 ff.).[2])

f) Ein Streit zwischen den Bergen, den ein Gott dadurch schlichtet, dass er mit einem ungeheuren Krebs das Meer verstopft, ist die Ursache der Flut bei den Niassern (Nr. 14*b**).

g) Durch Zauberkünste verursacht die Flut eine Hexe in der Sage der Chibcha (Nr. 65*).

2. Die Flut.

a) In zahlreichen Fällen wird nichts darüber gesagt, wie die Flut entsteht und welchen Charakter sie hat.

b) Regengüsse mit Sturm und Gewittererscheinungen bringen die Überschwemmung heran in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Jahvist) (Nr. 2*a*)
Zigeuner (Nr. 9)
Perser (Bundahiš) (Nr. 11*)
Dayak (Nr. 15)
Griechen (Nr. 19)
Litauer (Nr. 27)[3])
Wogulen (Nr. 28**)
Westaustralier (Nr. 30*)
Melanesier (Nr. 33)
Fidschianer (Nr. 35)
Eskimo (Nr. 39**)
Algonquin (Nr. 42—44)
Tschiroki (Nr. 46)
Twana (Nr. 49)
Tolowa (Nr. 53)
Caraiben (Nr. 70*a***).

c) Der Regen strömt herab und zu gleicher Zeit bricht das Wasser aus dem Ocean hervor in den Sagen der

Hebräer (Elohist) (Nr. 2*b*)
Inder (Purāṇas) (Nr. 5, 6)
Nias-Insulaner (Nr. 14*b**)
Griechen (Hierapolis) (Nr. 23)
Pelau-Insulaner (Nr. 36).

d) Das Meer durchbricht seine Ufer und der Sturm peitscht die Wogen in den Sagen der

Inder (Mahābhārata) (Nr. 4)
Polynesier (Nr. 37, 37*a*)
Eskimo (Nr. 38*, 39**, 40*)
Makah (Nr. 51*)[4])
Washo (Nr. 52*)
Bella-Coola (Nr. 60**)
Peruaner (Nr. 66).

Bloß der Sturmwind bringt die Flut in den Sagen der Polynesier (Nr. 37*b*, 37*c*).

e) Das Wasser bricht aus dem Boden hervor, die Flut ist von Erdbeben und vulcanischen Erscheinungen begleitet in den Sagen der

Välman (Nr. 34)
Eskimo (Nr. 41*)
Quiché (Nr. 64*)
Araukaner (Nr. 67*).

Auch in der babylonischen Sage wäre nach Ed. Suess[5]), der sich auf Haupts Übersetzung stützt, ein Erdbeben als Mitursache der Flut anzunehmen. Haupt hatte

[1]) Vgl. M. Jastrow, The Religion of Babylonia and Assyria (Boston 1898), S. 507 fg.
[2]) Jensen, a. a. O. 243.
[3]) Gott sendet die zwei Riesen Wandû und Wejas (Wasser und Wind) auf die Erde.
[4]) Das Wasser war bei seinem Steigen sehr warm.
[5]) A. a. O. 18 fg.

nämlich übersetzt: »Die Anunaki bringen Fluten herauf«, und er hatte die Anunaki als »Geister der Tiefe, die Geister der großen unterirdischen Wasser« erklärt. Wenn man aber jetzt mit Jensen (Tafel XI, Z. 104fg.) übersetzt: »Die Anunaki erhoben die Fackeln, machen das Land mit ihrem Glanze erglühen« und die Anunaki als Erdgeister auffasst,[1]) so wird man bei den citierten Worten eher an vulcanische Erscheinungen zu denken haben. Bemerkenswert ist immerhin, dass im Buch Henoch (cap. 65) ein Erdbeben als Ursache der Noahischen Flut angegeben wird.

f) Dichte Finsternis herrscht während der Überschwemmung in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Malaien (Nr. 14*a***)
Polynesier (Nr. 37*d*)
Apalachen (Nr. 44*a***)
Peruaner (Nr. 66).

Die Finsternis ist eine Begleiterscheinung des Wirbelsturmes.[2]) Stürme aber werden in den meisten Flutschilderungen (der unter *b, c, d* aufgezählten Sagen) erwähnt.

g) Die Flut entsteht durch das Anschwellen von Flüssen in den Sagen der

Malaien (Nr. 14*a***)
Chinesen (Nr. 17*, 18*)
Melanesier (Nr. 32**)
Zuñi (Nr. 57*)
Chibcha (Nr. 65*).

h) Die Flut entsteht durch Schmelzen von Schneemassen in der Yima-Sage des Awesta (Nr. 10) und in der Sage der Tinné-Indianer (Nr. 45).

i) Ein See durchbricht seine Ufer in der keltischen Sage (Nr. 26) und in der Sage der Apalachen (Nr. 44*a***).

k) Es regnet Feuerwasser in der Sage der Kolh (Nr. 8).

l) Die Flut entsteht aus dem Blute des getödteten Meerriesen Ymir in der skandinavischen Sage (Nr. 25), die ich trotz Useners Einspruch[3]) als eine echte Flutsage ansehe. Ymir ist »der Stammvater der Reifriesen, der dämonischen Gestalten des mit Eis bedeckten Meeres«, er ist entstanden aus dem Zusammenwirken von Wärme und Kälte.[4]) Was ist er wohl anderes als die Personification des gewaltigen Meeres, wenn die es bedeckenden Eismassen geschmolzen sind? Und wenn von Ymirs Blut die Erde überschwemmt wird, so ist damit wohl nichts anderes gesagt, als dass die Flut vom Meere kam, wie in den unter *d)* angeführten Sagen. Ein schwacher Nachklang der Ymir-Sage hat sich in der Magdeburger Sage vom »Hühnenblut« erhalten, welche die Brüder Grimm (Deutsche Sagen, I², Nr. 326) mittheilen.

3. Ausbreitung der Flut.

a) Die Flut erstreckt sich über die ganze Erde oder »die ganze Welt«, sei es, dass dies ausdrücklich bemerkt wird, oder dass es daraus zu erschließen ist, dass die Sage kosmogonischen Charakter hat und von der Vernichtung aller Menschen die Rede ist[5]); so bei den

Babyloniern (Nr. 1)
Hebräern (Nr. 2)
Indern (Nr. 3—6)
Kolh (Nr. 8)

[1]) Jastrow, a. a. O. 185, 593.
[2]) Suess, a. a. O. 22.
[3]) A. a. O. 3.
[4]) Mogk in Pauls Grundriss, III², 376.
[5]) Freilich werden die Sagen häufig so erzählt, dass die Flut in einem gewissen Lande eintritt, aber der Erzähler nicht daran denkt, dass sein Land nicht »die ganze Welt« ist. So gleich in der babylonischen Sage. Nach Tafel XI, Zeile 13, beschließen die Götter in der Stadt Šurippak eine Sturmflut zu erregen, doch heißt es Zeile 134, dass »die ganze Menschheit« zu Lehmerde geworden sei.

Zigeunern (Nr. 9)
Persern (Nr. 10, 11*)
Andamanesen (Nr. 12)
Karenen (Nr. 13)
Binua (Nr. 14)
Niassern (Nr. 14b*)
Batak (Nr. 14c*)
Dayak (Nr. 15)
Griechen (Nonnos) (Nr. 20)
Griechen (Hierapolis) (Nr. 23)
Skandinaviern (Nr. 25)
Kelten (Nr. 26)
Litauern (Nr. 27)
Wogulen (Nr. 28**)
Polynesiern (Nr. 37*a*—*e*)
Eskimo (Nr. 38*, 39**)
Algonquin (Nr. 42—44)
Apalachen (Nr. 44*a***)
Tinné (Nr. 45)
Mandanen (Nr. 47)
Cree (Nr. 48)
Ashochimi (Nr. 55)
Papago (Nr. 56)
Tlinkiten (Nr. 58, 59**)
Bella-Coola (Nr. 60**)
Mexikanern (Nr. 61—63)
Quiché (Nr. 64*)
Peruanern (Nr. 66)
Haiti-Insulanern (Nr. 68*)
Acawoio (Nr. 69)
Arawaken (Nr. 70)
Caraiben (Nr. 70*a***)
Makusi (Nr. 71)
Maipuri (Nr. 72)
Tupi (Nr. 73).

b) Die Flut ist local, erstreckt sich nur über ein Land, eine Stadt u. s. w. in den Sagen der

Inder (Kaśmir) (Nr. 7*)
Malaien (Nr. 14*a***)
Kamtschadalen (Nr. 16**)
Chinesen (Nr. 17*, 18*)
Griechen (Nr. 19, 21, 22, 24*)
Neger (Nr. 29*)
Westaustralier (Nr. 30*)
Melanesier (Nr. 33)
Pelau-Insulaner (Nr. 36)
Leeward-Insulaner (Nr. 37)
Eskimo (Nr. 40*, 41*)
Lummi (Nr. 50)
Makah (Nr. 51*)
Washo (Nr. 52*)
Maidu (Nr. 54)
Zuñi (Nr. 57*)
Chibcha (Nr. 65*).

Wie leicht übrigens Localsagen zu kosmogonischen Sagen von einer universalen Flut ausgebaut werden können, zeigen die Sagen der Eskimo, wo wir neben localen Flutsagen (Nr. 40, 41) auch Sintflutsagen finden (Nr. 38, 39); das zeigt auch die keltische Sage (Nr. 26), wenn man sie mit den zahlreichen Sagen vergleicht, die sich an die Entstehung von Seen in Wales knüpfen (siehe oben).

c) Es ist nicht klar, ob die Flut als local oder universal gedacht ist in den Sagen der

Victoria-Australier (Nr. 31)
Melanesier (Nr. 32**)
Vălman (Nr. 34)
Fidschianer (Nr. 35)
Tschiroki (Nr. 46)
Twana (Nr. 49**)
Tolowa (Nr. 53)
Araukaner (Nr. 67*).

4. Der Held der Flut.

a) Ein einziger Held (ein Halbgott oder ein frommer, braver Mann) wird gerettet in den Sagen der

Inder[1]) (Nr. 3—6)
Perser[2]) (Nr. 10)

[1]) Wenn im Epos und in den Purāṇas neben Manu auch »die sieben Ṛsis« erwähnt werden, so sind die letzteren nicht als Menschen anzusehen, sondern nur als göttliche Gehilfen des einen Helden Manu.

[2]) Es heißt zwar, dass Yima auch von den besten Menschen »Samen«, d. h. Exemplare zur Fortpflanzung, in seine Burg nehmen soll. Aber der eigentliche Held der Sage ist doch nur Yima. Die Menschen-

Griechen (Nr. 21, 22)
Polynesier (Nr. 37*a*)
Algonquin (Nr. 42—44)
Tinné-Indianer (Nr. 45)
Mandanen (Nr. 47)
Lummi (Nr. 50)
Acawoio (Nr. 69)
Makusi (Nr. 71).

Hieher gehören auch die Sagen der

Ashochimi (Nr. 55)
Papago (Nr. 56)
Tlinkiten (Nr. 58),

in welchen ein mythisches Thier (Rabe, Coyote) die Stelle des Helden vertritt.

b) Ein Ehepaar wird gerettet in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Binua (Nr. 14)
Griechen (Nr. 19, 20, 24*)
Skandinavier (Nr. 25)
Kelten[1]) (Nr. 26)
Polynesier (Nr. 37b, 37d)
Tolowa (Nr. 53)
Mexikaner (Nr. 61, 63)
Maipuri (Nr. 72).

c) Ein Mann mit seiner ganzen Familie wird gerettet in den Sagen der

Hebräer (Nr. 2)
Zigeuner (Nr. 9)
Griechen (Nr, 23)
Melanesier (Nr. 33)
Välman (Nr. 34)
Polynesier (Nr. 37, 37c)
Tschiroki (Nr. 46)
Mexikaner (Nr. 62)
Peruaner (Nr. 66)
Arawaken (Nr. 70)
Tupi (Nr. 73).

d) Ein einziges Weib wird gerettet in den Sagen der

Dayak (Nr. 15)
Pelau-Insulaner (Nr. 36)
Cree-Indianer (Nr. 48).

Die Tochter des Batara Guru vertritt die Rolle einer Heldin in der Sage der Batak (Nr. 14*c**).

e) Eine bestimmte Anzahl von Personen wird gerettet, so

ein Bruder und eine Schwester bei den Kolh (Nr. 8);
zwei Männer und zwei Frauen bei den Andamanesen (Nr. 12);
zwei Brüder bei den Karenen (Nr. 13) und Peruanern (eine Version) (Nr. 66);
ein Mann mit mehreren Weibern bei den Australiern (Nr. 31);
acht Personen bei den Fidschianern (Nr. 35);
zwei Personen bei den Maidu (Nr. 54).

f) Eine unbestimmte Anzahl von Personen (»einige«, »viele«) wird gerettet in den Sagen der

Malaien (Nr. 14a**)
Niasser (Nr. 14*b**)
Kamtschadalen (Nr. 16**)
Litauer (Nr. 27)
Wogulen (Nr. 28**)
Melanesier (Nr. 32**)
Eskimo (Nr. 39**, 40*, 41*)
Apalachen (Nr. 44*a***)

»samen« werden der Vollständigkeit halber neben den Samen der Pflanzen, Thiere und Feuer aufgeführt, wie in der babylonischen Sage »die Handwerkersöhne« nebst dem »Vieh des Feldes, Gethier des Feldes« in das Schiff gebracht werden (Tafel XI, Z. 86).

[1]) Ob die zwei Geretteten Dwyfan und Dwyfach als Mann und Weib gedacht sind, ist allerdings nicht gesagt. Nach Rhŷs (a. a. O. S. 441) sind es ursprünglich Quellen, respective Quellgeister oder Wasserdämonen.

Twana (Nr. 49**)
Tlinkiten (Nr. 59**)
Bella-Coola (Nr. 60**)
Chibcha (Nr. 65*)
Araukaner (Nr. 67*).

5. Die Rettung.

a) Das Gewöhnliche ist, dass der Held, respective die Geretteten sich mit Hilfe eines Fahrzeuges — Schiff, Kahn, Floß von der Art, wie sie dem betreffenden Volk bekannt sind — über den Wogen erhalten, bis sie an einem Berge landen oder eine Anhöhe erreichen, oder bis das Wasser sich verläuft, so in den Sagen der

Zigeuner (Nr. 9)
Andamanesen (Nr. 12)
Karenen (Nr. 13)
Kamtschadalen (Nr. 16**)
Griechen (Nr. 22)
Wogulen (Nr. 28**)
Fidschianer (Nr. 35)
Polynesier (Nr. 36, 37*a*, 37*c*, 37*d*)
Eskimo (Nr. 38*—41*)
Algonquin (Nr. 42)
Tschiroki (Nr. 46)
Twana (Nr. 49**)
Lummi (Nr. 50)
Makah (Nr. 51*)
Arawaken (Nr. 70)
Caraiben (Nr. 70*a***)
Makusi (Nr. 71).

Das Schiff wird an das Horn eines göttlichen Fisches gebunden in den indischen Sagen (Nr. 3—6), und es ist von den Göttern gezimmert oder von Gott gesandt in den Sagen Nr. 5 und 6.[1]) In der litauischen Sage (Nr. 27) wirft der Gott vom Himmel eine Nusschale herab, in welcher einige Menschenpaare sich retten. In einer australischen Sage (Nr. 31) geschieht die Rettung durch einen Pelikan, der mit einem Rindenkahne daher kommt. Und in der Algonquin-Sage (Nr. 44) baut sich der Gott Wesukkä ein geräumiges Canoe aus einem großen Stück Luft.

b) An die Stelle eines gewöhnlichen Schiffes oder Bootes tritt eine »Arche«, ein verschließbarer großer »Kasten« — ein »house-boat«, wie Jastrow[2]) es treffend bezeichnet. So in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
Binua (Nr. 14)
Griechen (Nr. 19, 20, 23)
Melanesier (Nr. 33)
[Tinné (Nr. 45)?][3])
Mandanen (Nr. 47)
Papago (Nr. 56)
[Tlinkiten (Nr. 59**)?][3])
Mexikaner (Nr. 62[4]), 63).

Auch das »lûdr«[5]), in dem Bergelmir in der skandinavischen Sage (Nr. 25) der Flut entrinnt, und das »mastlose Schiff«, dem in der keltischen Sage (Nr. 26) Dwyfan und Dwyfach ihre Rettung verdanken, werden als eine Art »Arche« aufzufassen sein.

c) Diejenigen, welche gerettet werden sollen, flüchten sich auf einen hohen Berg in den Sagen der

---

[1]) In dem apokryphen Buch Henoch, cap. 67, machen gleichfalls Engel das »hölzerne Gebäude« zurecht, in welchem Noah gerettet werden soll.

[2]) A. a. O. 499.

[3]) Die Menschen retten sich »in einem großen schwimmenden Gebäude«. Sehr zweifelhaft, ob hiehergehörig.

[4]) Es ist zwar nur von einem großen, geräumigen Canoe die Rede, aber höchstwahrscheinlich eine »Arche« gemeint.

[5]) Siehe Grimm, D. M. I[4], 464.

Malaien (Nr. 14*a***)
Niasser (Nr. 14*b**)
Dayak (Nr. 15)
Griechen (Nr. 24*)
Melanesier (Nr. 32**)
Polynesier (Nr. 37*b*)
Algonquin (Nr. 43)
Apalachen (Nr. 44*a***)
Tolowa (Nr. 53)
Maidu (Nr. 54)
Chibcha (Nr. 65*)
Maipuri (Nr. 72).

Dieser Berg schwimmt auf dem Wasser in den Sagen der Peruaner (Nr. 66) und der Araukaner (Nr. 67*). Die Gottheit lässt den Berg vom Himmel hinunterfallen in der Sage der Batak (Nr. 14*c**).

d) Sie klettern auf einen Baum oder verbergen sich unter einem Baum in den Sagen der

Kolh (Nr. 8)
Välman (Nr. 34)
Algonquin (Nr. 43)
Mexikaner (Nr. 61)
Acawoio (Nr. 69)
Tupi (Nr. 73).

e) Sie ziehen sich ins Land zurück oder flüchten auf eine Insel in den Sagen der Australier (Nr. 30*) und der Leeward-Insulaner (Nr. 37).

f) Der Held baut sich eine Art Burg (Vara) in der Yima-Sage des Awesta (Nr. 10).

g) Die Rettung geschieht mit Hilfe eines mythischen Vogels in den Sagen der Cree (Nr. 48) und der Tlinkiten (Nr. 58).

h) Die Rettung wird durch ein Menschenopfer bewirkt in der Sage der Zuñi (Nr. 57*).

6. Die Vorhersagung.

a) Ein Gott oder die Götter verkünden dem Helden das Nahen einer Flut und geben ihm Anweisungen, wie er sich retten soll, in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
Perser (Nr. 10)
Griechen (Nr. 19)
Pelau-Insulaner (Nr. 36)
Leeward-Insulaner (Nr. 37)
Mexikaner (Nr. 63)
Arawaken (Nr. 70)
Tupi (Nr. 73).

Der warnende Gott erscheint in der Gestalt eines gehörnten Fisches in den indischen Sagen (Nr. 3—6).

b) Der Prophet und Warner ist ein alter Mann in den Sagen der

Zigeuner (Nr. 9)
Tinné (Nr. 45)
Mandanen (Nr. 47).

c) Thiere verkünden die Flut vorher[1]) in den Sagen der

Tschiroki (Nr. 46)
Papago (Nr. 56)
Peruaner (Nr. 66).

7. Das Mitnehmen von »Lebenssamen«.

Samen von Pflanzen und Exemplare von den verschiedenen Thiergattungen[2])

[1]) Auch in der deutschen Sage vom Seeburger See (Grimm, Deutsche Sagen, I[2], Nr. 132) wird Graf Isang durch Thiere gewarnt.

[2]) Meistens wird nur das Mitnehmen von Thieren erwähnt. Das Mitnehmen von Menschen, wobei wohl an die Erhaltung bestimmter Stände oder Kasten gedacht ist, wird nur in der babylonischen und der persischen Yima-Sage erwähnt. (Siehe oben.)

werden von dem Helden in das Schiff oder die »Arche« mitgenommen, um sie fortzupflanzen. Dieser Zug findet sich nur in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
Inder (Nr. 4—6)
Zigeuner (Nr. 9)
Perser (Nr. 10)
Griechen (Nr. 23)
Kelten (Nr. 26)
Litauer (Nr. 27)
Melanesier (Nr. 33)
Välman (Nr. 34)
[Leeward-Insulaner (Nr. 37)?][1])
Tahitianer (Nr. 37*b*)
Algonquin (Nr. 44)
Tinné (Nr. 45)
Mexikaner (Nr. 62)
Peruaner (Nr. 66).

8. Dauer der Flut.

Nur in wenigen Sagen finden sich Angaben über die Dauer der Flut, und diese zeigen keinerlei Übereinstimmung. Sie dauert

6 Tage bei den Babyloniern (Nr. 1) und Wogulen (Nr. 28**).
40 Tage bei den Hebräern (Jahvist) (Nr. 2*a*).
150 Tage bei den Hebräern (Elohist) (Nr. 2*b*).
9 Tage bei den Griechen (Nr. 19).
5 Tage bei den Algonquin (Nr. 43).
Viele Tage bei den Makah (Nr. 51*).
10 Tage bei den Tlinkiten (Nr. 58).
4 Tage bei den Peruanern (Nr. 66).
Monatelang bei den Westaustraliern (Nr. 30*).
Ein Jahr bei den Zigeunern (Nr. 9).
Viele Jahre bei den Indern (Mahābhārata) (Nr. 4).
52 Jahre bei den Mexikanern (Nr. 63).

9. Ende der Flut.

a) Vögel und andere Thiere werden von dem Helden ausgesandt, um zu sehen, ob das Wasser sich verlaufen hat[2]), in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
[Twana (Nr. 49**)?][3])
Lummi (Nr. 50)

[1]) Das Mitnehmen einiger Hausthiere, welches erwähnt wird (Andree 65), gehört wohl kaum hieher. Rein zufällig ist es auch, dass in der Sage der Niasser (Nr. 14*b**) die Menschen »mit ihrem Vieh« auf die Berge flüchten.

[2]) Wenn bei den Cree-Indianern (Nr. 48) die Ahnin des Menschengeschlechtes sich an den Fuß eines vorüberfliegenden großen Vogels hält und so auf die Spitze eines hohen Berges getragen und gerettet wird, so hat dieser Zug der Sage meines Erachtens mit der Vogelaussendung der Noah-Sage gar nichts gemein. Ebensowenig kann ich den Pelikan, der in der australischen Sage (Nr. 31) mit seinem Rindenkahne die Menschen vor dem Ertrinken rettet, oder den Eisvogel, der bei den Andamanesen (Nr. 12) den vor Kälte erstarrten Überlebenden das Feuer vom Himmel bringt, oder den Raben Jelch, den Helden der Flutsage der Tlinkiten (Nr. 58), als berechtigte Parallelen zu der biblischen Taube mit dem Ölzweig ansehen. Ich kann Fr. Ratzel (a. a. O. 46fg.) in diesen Vergleichungen ebensowenig folgen, wie ich der von demselben Forscher (Völkerkunde I², 579) allzu dogmatisch aufgestellten Behauptung zustimmen kann, dass die Vögel, welche die Erde aus dem endlosen Wasser hervorbringen helfen (ist das wirklich »ein Gedanke von weltweiter Verbreitung«?), die Winde sind, »deren Wehen über den Wassern schaffend wirkt«. Auch dass der Ölzweig, den Noahs Vogel im Schnabel trägt, »nur ein Zweig von dem weltbekannten Baum« ist, auf den in einigen Flutsagen die Überlebenden sich retten, scheint mir durchaus nicht so einleuchtend, als Ratzel zu glauben scheint.

[3]) Die Taube fliegt aus, um die Todten zu beschauen.

Algonquin (Nr. 43, 44)
Tinné (Nr. 45)
Mandanen (Nr. 47)
Papago (Nr. 56)
Mexikaner (Nr. 62)
Makusi (Nr. 71).

Eine originelle Variation ist es, wenn bei den Acawoio (Nr. 69) der Held, der sich auf eine hohe Palme geflüchtet hat, von Zeit zu Zeit Palmnüsse hinunterwirft und aus deren Ton beim Aufschlagen auf das Sinken des Wassers schließt.

b) Sonst wird in der Regel nur erzählt, dass die Wasser sich verlaufen oder in den Ocean abfließen.

c) Gott macht der Flut ein Ende in den Sagen der Batak (Nr. 14*c**), der Litauer (Nr. 27), der Eskimo (Nr. 39**) und der Bella-Coola (Nr. 60**).

d) Ein Gott spaltet einen Felsen, um dem Wasser einen Abfluss zu verschaffen, in den Sagen der Griechen (Nr. 20), der Maidu (Nr. 54) und der Chibcha (Nr. 65), sowie in der indischen Kaśmir-Sage (Nr. 7**).

e) Durch einen Erdschlund läuft das Wasser ab in der griechischen Sage von Hierapolis (Nr. 23) und in den Sagen der nördlichen Tinné (Nr. 45).

10. Schicksal des Helden und der Menschheit nach der Flut.

a) Gewöhnlich heißt es, dass die jetzige Menschheit oder ein neues Menschengeschlecht von dem oder den aus der Flut Geretteten abstamme, und zwar

α) durch natürliche Fortpflanzung in den Sagen der

Hebräer (Nr. 2)
Binua (Nr. 14)
Batak (Nr. 14*c**)
Skandinavier (Nr. 25)
Polynesier (Nr. 37, 37*b*)
Tolowa (Nr. 53)
Maidu (Nr. 54)
Peruaner (Nr. 66)
Tupi (Nr. 73);

β) durch geschlechtlichen Umgang des Helden oder der Heldin mit einem mythischen Wesen in den Sagen der

Inder (Nr. 3)
Dayak (Nr. 15)
Pelau-Insulaner (Nr. 36)
Cree-Indianer (Nr. 48) und in einer Variante der peruanischen Sage (Nr. 66);

γ) durch Werfen von Steinen oder Fruchtkernen in den Sagen der Griechen (Nr. 19), sowie der Makusi (Nr. 71) und Maipuri (Nr. 72), wenn die Berichte über die Sagen der beiden letzteren Stämme wirklich verlässlich sind.[1]) Sehr verdächtig klingt das Springen

[1]) Dass der Glaube an den Ursprung der Menschen aus Steinen »ebenso alt und verbreitet, als die Sagen und Märchen von Verwandlung einzelner Menschen in Steine« sein soll (Usener 245), bedarf noch der Bestätigung. Die Worte der Odyssee (XIX, 163) οὐ γὰρ ἀπὸ πέτρης ἐσσί mögen auf die Deukalionsage anspielen. Ob aber der Schweizer Aberglaube, dass die kleinen Kinder aus Felsen geholt werden (F. L. W. Schwartz, Der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860, S. 278) hieher gehört, ist mir doch zweifelhaft. Der Nachweis des Glaubens bei einem oder zwei Indianerstämmen genügt aber für eine so weitgehende Behauptung, wie die von Usener, jedenfalls nicht. A. v. Humboldt, Ansichten der Natur, 1849, I, 240, citiert R. Schomburgk, welcher sagt: »Die Macusis glauben, dass der einzige Mensch, welcher eine allgemeine Überschwemmung überlebt, die Erde wieder bevölkert, indem er die Steine in Menschen verwandelt habe.« Humboldt fügt hinzu: »Wenn diese Mythe, die Frucht der lebendigen Phantasie dieser Völker, an Deukalion und Pyrrha erinnert, so zeigt sie sich unter einer etwas veränderten Form bei den Tamanaken des Orinoko. Wenn man diese frägt, wie das Menschengeschlecht diese große Flut, das Zeitalter der Wasser der Mexikaner, überlebt habe, dann antworten sie ohne Zögern: „Dass sich ein Mann und eine Frau auf den Gipfel des hohen Berges Tamanacu an den Ufern des Asiveru gerettet und dann die Früchte der Mauritia-Palme über ihre Köpfe hinter sich geworfen, aus deren Kernen Männer und Weiber entsprungen wären, welche die Erde wieder bevölkerten."

über die »Gebeine der Erde«, wodurch die Ahnen der litauischen Stämme entstanden sein sollen, in der Sage der Litauer (Nr. 27).

b) Der Held wird Schöpfer des neuen Menschengeschlechtes in den Sagen der

Inder (Nr. 4)
Algonquin (Nr. 43, 44)
Tinné (Nr. 45)
Ashochimi (Nr. 55)
Papago (Nr. 56).

c) Der Held der Flut wird eine Art Culturheros in den Sagen der

Välman (Nr. 34)
Algonquin (Nr. 43)
Chibcha (Nr. 65*).

d) Die Wiederkehr des geretteten Helden wird erst in der Zukunft erwartet, so des Yima in der Sage des Awesta (Nr. 10) und des Qat in der melanesischen Sage (Nr. 33).

e) Dem Helden wird von den Göttern Unsterblichkeit verliehen in der babylonischen Sage (Nr. 1).

f) Der Held bringt ein Opfer dar, nachdem die Flut vorüber ist, bei

Babyloniern (Nr. 1)
Hebräern (Nr. 2)
Indern (Nr. 3)
Griechen (Nr. 19, 23).

In den Sagen der Polynesier (Nr. 37*a*, 37*c*) errichtet der Held ein Heiligthum (Marae).

g) Der Regenbogen als Zeichen, dass keine Sintflut mehr kommen wird, findet sich in den Sagen der Hebräer (Nr. 2), Kolh (Nr. 8) und Litauer (Nr. 27). Ob nicht auch das Juwelenhalsband, welches Ištar von ihrem Vater Anu erhalten hat, und bei dem die Göttin schwört, dass sie die Tage der Flut nie vergessen werde, der Regenbogen ist, muss ich den Assyrologen zur Beurtheilung überlassen.

h) Um den geretteten Menschen Nahrung zu verschaffen, schafft Gott Thiere und Pflanzen aufs neue in den Sagen der Andamanesen (Nr. 12) und Wogulen (Nr. 28**).

i) Nach der Rettung aus der Flut wird den Menschen das Feuer gebracht, und zwar durch einen Vogel in der Sage der Andamanesen (Nr. 12), durch die Erfindung des Feuerbohrers[1]) in der Sage der Dayak (Nr. 15).

k) Die Flut ist die Ursache der Vertheilung der Menschen (und Sprachen) über die Erde in den Sagen der

Kamtschadalen (Nr. 16**)
Litauer (Nr. 27)
Melanesier (Nr. 32**)
Twana (Nr. 49**)
Makah (Nr. 51*)
Tlinkiten (Nr. 59**)
Bella-Coola (Nr. 60**)
Mexikaner (Nr. 61).

Auf Grund der vorausgehenden Zusammenstellung, welche zeigt, worin die verglichenen Flutsagen miteinander übereinstimmen und worin sie von einander abweichen, können wir versuchen, die zwei wichtigen Fragen zu beantworten: 1. Welche von diesen Sagen hängen historisch miteinander zusammen? 2. Wie sind die Flutsagen der Völker entstanden?

Was die erste Frage anbelangt, so werden wir berechtigt sein, einen historischen Zusammenhang in jenen Fällen anzunehmen, wo zwei oder mehrere Sagen eine auffällige Übereinstimmung in mehreren besonders charakteristischen Punkten zeigen.

Übrigens ist das Entstehen von Menschen aus Fruchtkernen doch nicht dasselbe, wie das aus Steinen. Vgl. aber auch J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 110, 229, 517.

[1]) Der Feuerbohrer ist aber ein Gott, durch den die Heldin zur Stammutter der Menschen gemacht wird.

Dass die Rettung des Helden mittels eines Schiffes stattfindet (5*a*), ist nichts besonderes. Hingegen ist die »Arche« oder ein verschließbarer Kasten (5*b*) ein sehr charakteristischer Zug. Ganz besonders charakteristische und darum auch nur in einzelnen wenigen Sagen vorkommende Züge sind ferner das Mitnehmen von »Lebenssamen« (7), das Aussenden von Vögeln u. dgl. (9*a*)[1]), das Opfer des Helden (10*f*) und der Regenbogen (10*g*).

Die Schlechtigkeit der Menschen als Ursache der Flut ist zwar ein naheliegendes Motiv und daher nicht so charakteristisch, wie die eben erwähnten Züge; aber immerhin zeigen die zahlreichen Fälle, wo gar keine Ursache der Flut angegeben ist (1*a*), und die verschiedenen anderen Ursachen (1*c*—*g*), dass jenes ethische Motiv keineswegs selbstverständlich ist.

Was über die Entstehung und den Verlauf der Flut selbst (2) in den Sagen erzählt wird, bietet nichts Bedeutsames für die Frage nach historischen Zusammenhängen. Ebensowenig von Belang ist es für diese Frage, ob die Flut als eine locale oder eine universale geschildert wird (3).

Ein minder charakteristischer, aber doch keineswegs allgemeiner und selbstverständlicher Zug ist es, dass ein Held — gewöhnlich ein braver, frommer Mann — allein oder mit seiner Gattin oder mit Weib und Kind gerettet wird (4*a*—*c*). Und von derselben Art ist der Zug, dass der Held von einem göttlichen Wesen vorher gewarnt wird (6*a*); der »alte Mann«, der in einigen Sagen an Stelle des Gottes erscheint (6*b*), sowie die vorherwissenden Thiere (6*c*) dürften nur als unbedeutende Varianten des wissenden und warnenden Gottes aufzufassen sein. Ein bedeutsamer und darum immerhin auch charakteristischer Zug ist es, dass dieser Held der Stammvater oder Erzeuger eines neuen Menschengeschlechtes wird (10*a*, *b*).

Sehen wir nun, wie sich die Flutsagen in Bezug auf die eben erwähnten charakteristischen Züge zu einander verhalten. Der leichteren Übersicht halber bezeichne ich die einzelnen Züge mit Buchstaben, und zwar:

A = Die verschließbare Arche	Sehr charakteristische Züge
B = Das Mitnehmen von »Lebenssamen«	
C = Aussendung von Vögeln u. dgl.	
D = Das Opfer	
E = Der Regenbogen	
F = Das ethische Motiv	Charakteristische Züge
G = Rettung eines Helden	
H = Die Vorhersagung	
I = Erneuerung des Menschengeschlechtes	

[1]) In den meisten Fällen sind es Vögel, welche ausgesandt werden: Taube, Schwalbe und Rabe in der babylonischen, Rabe und Tauben in der hebräischen Sage; eine Taube bei den Mandanen (und Twana); eine Krähe bei den Lummi; Geier und andere Vögel bei den Mexikanern. Bei den Odschibwä (Algonquin, Nr. 43) wird zuerst der Vogel Loon, dann eine Moschusratte ausgesandt, die Erde zu suchen, während bei Sac- und Fox-Indianern (Algonquin, Nr. 44) ein großer Fisch und bei den Tinné (Nr. 45) Biber, Fischotter, Moschusratte und Ente nacheinander in die Tiefe tauchen, um die Erde heraufzubringen. Bei den Papago ist es der Coyote und bei den Makusi eine Ratte, welche ausgeschickt werden. Alle diese Versionen gehen wohl auf die Aussendung von Vögeln zurück. Dieser Zug erklärt sich aus dem Brauch der alten Seefahrer, bei gefährlichen Meerfahrten »Raben und Tauben als landwitternde Vögel« gewissermaßen als Compasse mitzunehmen, wie namentlich Otto Keller (Rabe und Krähe im Alterthum, im 1. Jahresbericht des wissenschaftlichen Vereines für Volkskunde und Linguistik in Prag, 1893, S. 10fg.) überzeugend dargethan hat. Joseph Dahlmann (Das Mahābhārata als Epos und Rechtsbuch, Berlin 1895, S. 179) hat denselben Schifferbrauch bei den Indern nachgewiesen. Siehe auch Usener 254.

Wir finden also eine Übereinstimmung in Bezug auf einen oder mehrere von diesen neun Punkten in den Sagen folgender Völker:

Babylonier (Nr. 1)	A B C D (E?)	F G H (I?)
Hebräer (Nr. 2)	A B C D E	F G H I
Arische Inder (Nr. 3—6)	— B — D —	F G H I
Kolh (Nr. 8)	— — — — E	F — — —
Zigeuner (Nr. 9)	— B — — —	— G H I
Perser (Nr. 10)	— B — — —	F G H —
Malaien (Nr. 14)	A — — — —	— G — I
Griechen (Nr. 19, 20)	A — — D —	F G H I
» (Nr. 23)	A B — D —	F G — —
Skandinavier (Nr. 25)	A — — — —	— G — I
Kelten (Nr. 26)	A B — — —	— G — —
Litauer (Nr. 27)	— B — — E	F — — I
Melanesier (Nr. 33)	A B — — —	— G — —
Välman (Nr. 34)	— B — — —	F G — —
Polynesier (Nr. 37, 37*b*)	— B — — —	— G — I
Algonquin (Nr. 43, 44)	— B C — —	— G — I
Tinné (Nr. 45)	A B C — —	— G H I
Mandanen (Nr. 47)	A — C — —	F G H —
Lummi (Nr. 50)	— — C — —	— G — —
Papago (Nr. 56)	A — C — —	— G H I
Mexikaner (Nr. 62, 63)	A B C — —	— G H —
Peruaner (Nr. 66)	— B — — —	— G H I
Makusi (Nr. 71)	— — C — —	F G — I

Die Übereinstimmung in mehreren der angeführten neun charakteristischen Punkte scheint mir beweisend für historischen Zusammenhang. Eine Übereinstimmung in den Punkten FGHI beweist zwar für sich allein nichts, erhöht aber die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges in Fällen, wo eine Übereinstimmung in einem oder mehreren der Punkte ABCDE schon vorhanden ist. Ich glaube daher aus obiger Zusammenstellung schließen zu dürfen, dass die Flutsagen der Kolh in Indien, der malaischen Binua, der Melanesier, der Välman, der Algonquin, Tinné, Mandanen, Lummi, Papago, Mexikaner, Peruaner und Makusi, vielleicht auch die der Polynesier unter dem Einfluss der durch christliche Missionäre verbreiteten hebräischen Sintflutsage entstanden sind oder mindestens, dass Züge der hebräischen Sage sich mit älteren Flutberichten vermischt haben. Auch in den zigeunerischen, skandinavischen [1]), keltischen und litauischen Sagen halte ich den Einfluss der Bibelsage für unzweifelhaft.

Dass die hebräische Flutsage von der babylonischen abgeleitet ist, wird wohl (von Theologen abgesehen) niemand bezweifeln. Es genügt, mit H. Zimmern[2]) darauf hinzuweisen, »dass die babylonische Sintflutsage bereits als Literaturproduct eines in der Cultur sehr hochstehenden und die Cultur des ganzen übrigen vorderen Orients beherrschenden Volkes zu einer Zeit vorliegt, in der die Israeliten noch als uncultiviertes Nomadenvolk in der syrisch-arabischen Wüste umherzogen«. A. Jeremias[3]) hat behauptet, dass die beiden semitischen Flutsagen auf eine gemeinsame Sage der semitischen

[1]) Über christliche Einflüsse in der eddischen Kosmogonie und insbesondere in der Ymir-Sage, siehe E. H. Meyer, Die eddische Kosmogonie, Freiburg i. B. 1891, S. 27, 29 und besonders S. 86, 91.

[2]) A. a. O. 36.

[3]) Izdubar-Nimrod, eine altbabylonische Heldensage, Leipzig 1891, S. 37.

Urzeit zurückgehen, was von Zimmern[1]) (und auch schon viel früher von J. Goldziher[2]) mit Recht bestritten worden ist.

Viel umstritten ist die Frage des Zusammenhanges der semitischen mit den indischen, persischen und griechischen Flutsagen. Ich schließe aus den oben angeführten Übereinstimmungen, dass alle drei von einer oder der anderen der semitischen Flutsagen abhängig sind. Was die indische Flutsage anbelangt, so fehlt allerdings in der ältesten Fassung — im Śatapatha-Brāhmaṇa — der Punkt B, das Mitnehmen der »Lebenssamen«. Mir scheint es aber wahrscheinlicher, dass in der außerordentlich knappen Fassung des Brāhmaṇa dieser Zug ausgelassen worden ist, als dass erst die Autoren der epischen und paurānischen Flutsagen unter dem Einfluss semitischer Berichte diesen Zug aufgenommen hätten. Man kann unmöglich, wie Andree[3]) meint, die ältere Sage des Śatapatha-Brāhmaṇa für ursprünglich halten, hingegen die jüngeren Berichte des Epos und der Purāṇas aus semitischen Quellen ableiten wollen. Wie sonderbar wäre es, dass die Verfasser der epischen und paurānischen Berichte gerade nur diesen einen Zug vom Mitnehmen der »Lebenssamen« entlehnt haben sollen, der überdies damit in Widerspruch steht, dass Manu zum Schöpfer wird und als solcher alle Wesen neu schafft. Gerade im Śatapatha-Brāhmaṇa, wo Manu noch nicht als Schöpfer erscheint, sondern mit der mystischen Iḍā Menschen erzeugt, wäre das Mitnehmen von »Lebenssamen« eher am Platz gewesen.

Übrigens stimmen die verschiedenen Fassungen der indischen Flutsagen in allem wesentlichen so sehr überein, dass man annehmen muss, es habe nur eine Überlieferung gegeben, welche nur von verschiedenen religiösen Standpunkten aus verschiedene Bearbeitungen erfahren hat. Im Brāhmaṇa kommt es darauf an, die Bedeutung des Opfers hervorzuheben, und die ganze Sage wird nur erzählt, um zu zeigen, dass die Menschheit ihr Dasein sogar dem Opfer verdankt. »Die Flut raffte alle Geschöpfe dahin. Nur Manu allein blieb übrig. Er aber, nach Nachkommenschaft begierig, lebte (die Götter) verehrend und sich (mit Kasteiungen) abquälend. Da brachte er auch ein Pākayajña-Opfer dar: er opferte Butter, saure Milch, Molken und Quark im Wasser. Daraus entstand in einem Jahr ein Weib.... Mit ihr lebte er (die Götter) verehrend und sich (mit Kasteiungen) abquälend; und mit ihr erzeugte er diese Nachkommenschaft, was eben die Nachkommenschaft des Manu[4]) ist.« In den epischen und paurānischen Fassungen hingegen ist die Verherrlichung des in Fischgestalt erscheinenden Gottes — Brahman, Viṣṇu — die Hauptsache, daher aller Nachdruck darauf gelegt wird, dass ohne den Gott die Rettung unmöglich gewesen wäre. Es muss auch in der ursprünglichen Tradition Manu der Vater des Menschengeschlechtes gewesen sein. Denn in zahllosen vedischen Stellen ist Manu immer nur der erste Mensch, der erste Opferer und Verehrer der Götter; erst die spätere theologische Speculation machte ihn zu einem »Prajāpati« oder Schöpfer. Wenn aber Manu nicht Schöpfer, sondern Urahne des neuen Menschengeschlechtes ist, dann hat das Mitnehmen der »Lebenssamen« einen guten Sinn. Nur die epischen und paurānischen Erzähler machen sich (wie jeder zugeben wird, der mit den indischen Epen und Purāṇas bekannt ist) nichts aus solchen Widersprüchen, dass Manu erst »Samen« mitnimmt und dann doch erst alle Lebewesen »schaffen« muss.[5]) Dass die Flut die Sünden der Menschen »wegwaschen« soll, geht meiner Ansicht nach nicht bloß aus der oben schon erwähnten Stelle des Mahābhārata hervor, sondern auch aus einer der ältesten Erwähnungen der

[1]) A. a. O. 36ff.

[2]) Der Mythos bei den Hebräern, Leipzig 1876, S. 380ff.

[3]) A. a. O. 15—21.

[4]) D. h. die jetzige Menschheit.

[5]) Ich bemerke dies gegenüber Usener 240 fg.

Flut, im Kāṭhaka II, 2, wo es heißt: »Die Wasser wischten diese ganze Welt aus, Manu allein blieb übrig.«[1]) Ausschlaggebend aber scheint mir der Umstand zu sein, dass der indische Gott in Fischgestalt kaum ein Anderer sein kann, als der babylonische Ea, der »Oannes« des Berosus, ein Wesen halb Mensch, halb Fisch, das die Nächte im Wasser verbringt, des Tages aber herauskommt, um die Menschen zu unterweisen. Dieselbe universale Bedeutung, die dem Ea als dem Wohlthäter und Schützer der Menschen und als der Quelle aller Weisheit in Babylonien zukommt, beansprucht Brahman in der älteren epischen, Viṣṇu in der jüngeren paurānischen Mythologie der Inder.[2]) Dabei ist zu beachten, dass der Fisch in der Mythologie und im Cult der Semiten überhaupt eine hervorragende Rolle spielt, was bei den Indogermanen gewiss nicht der Fall ist.[3]) Auffällig ist, dass der indische Fischgott ein Horn hat, was merkwürdigerweise in den indischen Berichten als etwas Selbstverständliches erwähnt wird, als ob gar nichts besonderes dabei wäre, dass ein Fisch ein Horn trägt. Es ist mir nicht gelungen, herauszubringen, ob der babylonische Ea-Oannes gehörnt war. T. K. Cheyne[4]) hat es von dem Oannes des Berosus behauptet. Ich finde aber bei Berosus (I, 3) nichts von einem solchen Horn. Das einzige, was darauf hinweisen könnte, wäre eine von A. Jeremias[5]) angeführte Stelle, wo Sanherib, im Begriffe eine kühne Meerfahrt zu unternehmen, sich an Ea wendet: »Ich opferte Ea,« sagt er, »dem Stier des Oceans, reine Lämmer, Schiffchen von Gold, und einen Fisch von Gold warf ich ins Meer.« Auf den Bildern des Fischgottes (Oannes oder Dagon) bei A. H. Layard[6]) hat derselbe eine Kopfbedeckung mit drei Hörnern. Dass der stierköpfige Moloch auch als fischleibig erscheint, erwähnt Max Ohnefalsch-Richter.[7]) Möglich ist es, dass der gehörnte Fisch einer altsemitischen Vereinigung von Stiercult und Fischcult seinen Ursprung verdankt.

Dass die persische Yima-Sage trotz aller Veränderungen, die sie in Iran erlitten hat, doch auch von der semitischen Sintflutsage nicht unabhängig ist, beweist die Übereinstimmung in dem Punkte B (Mitnehmen von »Lebenssamen«, und zwar hier den »Samen von Schafen und Ochsen, Menschen, Hunden und Vögeln und hellodernden Feuern«). Der Held Yima (indisch Yama) ist aber wie Manu und wie Noah ein Urvater des Menschengeschlechtes.[8]) Sowie ferner die babylonische Erzählung im Nimrod-Epos damit beginnt, dass die Götter einen Rath halten und die sündige Menschheit zu vertilgen beschließen, so beginnt die Yima-Sage mit den Worten: »Einen Rath hielt der Schöpfer Ahura Mazda mit den himmlischen Göttern ab« u. s. w. Und so wie Ea dem

---

[1]) So schon Weber, Indische Streifen, I, 11. Vgl. auch Plato, Timaeus 22 E: ὅταν δ' αὖ οἱ θεοὶ τὴν γῆν ὕδασι καθαίροντες κατακλύζωσιν.

[2]) Vgl. Jastrow, a. a. O. 136 fg. Fierlinger in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XVI, 12 fg. Justi in der Berliner Philologischen Wochenschrift, 1900, S. 406.

[3]) Ich erinnere auch an den in der Bibel mehrfach erwähnten Gott Dagon der Philister und verweise auf die Bilder von semitischen Fischgottheiten und deren Beschreibung bei A. H. Layard, Niniveh und seine Überreste, deutsch von N. N. W. Meissner, Leipzig 1850, S. 424 (und Fig. 88); Niniveh und Babylon, übersetzt von J. Th. Zenker, Leipzig o. J., S. 343 fg., 350 (nebst Tafel VI); Max Ohnefalsch-Richter, Kypros, die Bibel und Homer, Tafel XCVII (wo die Bilder ganz dieselben sind wie bei Layard, wohl Copien derselben Monumente?) und XCVIII und Text S. 296 ff. Siehe auch Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie s. v. Oannes. (Auch hier sind die Bilder von Layard reproduciert, III, Sp. 591 fg.) Über den Fischcult der Semiten vgl. auch W. Robertson Smith, Die Religion der Semiten, deutsch von R. Stübe, Freiburg i. B. 1899, im Index unter »Fische«, »Fischgöttin«, »Fischmasken«, »Fischopfer«.

[4]) In der Encyclopaedia Britannica s. v. Deluge.

[5]) In Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, III, Sp. 589.

[6]) Niniveh und seine Überreste, S. 424.

[7]) A. a. O., Text S. 298.

[8]) Yima ist wie Manu ein Sohn des Vivasvat (altbakt. Vīvaŋhan), der Sonne.

Ut-napištim, und wie Jahve dem Noah den Beschluss der Götter mittheilt und dem Helden Anweisungen gibt, wie er sich retten und die Menschheit erhalten soll, so wird auch Yima von Ahura Mazda in den Rathschluss der Götter eingeweiht und unterwiesen, was er zu thun habe. Gegenüber den »schlagenden Übereinstimmungen«, auf die schon Geldner[1]) hingewiesen und die namentlich James Darmsteter nebst anderen Übereinstimmungen zwischen Bibel und Awesta zusammengestellt hat[2]), halten die Einwendungen von Bruno Lindner[3]) nicht Stand.

Was endlich die griechischen Sagen betrifft, so leugnet selbst Usener nicht, dass semitische Einflüsse in denselben vielfach offen zu Tage liegen[4]), dass in der Hierapolis-Sage (Nr. 23) semitische und arische Überlieferungen sich mischten[5]), nur will er nichts davon wissen, dass die ursprüngliche Deukalion-Sage irgendwie mit den semitischen Flutsagen zusammenhänge. Und doch scheint mir die Übereinstimmung zwischen Deukalion und Pyrra, die von Prometheus vorher gewarnt, im »Kasten« (λάρναξ) auf der Flut dahintreiben, bis sie an einem Berggipfel landen, mit Ut-napištim und Noah weit größer, als die von Usener behauptete Ähnlichkeit zwischen Deukalion im Kasten und dem »Götterknäblein in der Truhe« (Perseus, Ödipus u. s. w.).[6]) Von ganz besonderer Beweiskraft scheint mir die Übereinstimmung zwischen der semitischen und der griechischen Sage in dem Punkte D, der Darbringung eines Opfers nach der Errettung aus der Flut.

Man braucht sich aber, meine ich, nur die zahlreichen Abweichungen der Flutsagen anderer Völker, wie sie sich aus den obigen Zusammenstellungen ergeben, vor Augen zu halten, um die Bedeutung der Übereinstimmungen zwischen den Sagen gerade der Babylonier, Hebräer, Inder, Perser und Griechen zu würdigen.[7])

Ich habe gleich anfangs darauf hingewiesen, dass die Flutsagen zwar eine weite Verbreitung haben, dass sie sich aber keineswegs bei allen Völkern finden. Wäre das letztere der Fall, so würden wir nicht so leicht in einzelnen Fällen an Entlehnung denken. Aber gerade der Umstand, dass diese Sagen nicht ganz allgemein sind, spricht dafür, dass die Entlehnungstheorie in den angeführten Fällen mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat.

Zum Schlusse noch ein Wort über die zweite und wichtigste Frage: Wie sind die Flutsagen entstanden?

Man hat wohl früher einmal daran gedacht, dass eine jener vorgeschichtlichen Erdumwälzungen, von denen uns die Geologen berichten, den Anlass zur Bildung von Sintflutsagen gegeben habe. Heutzutage dürfte aber jeder Forscher dem Satze Useners[8]) zustimmen, wenn er sagt: »Es kann kein Gedanke daran sein, dass eine Erinnerung an die großen Umwälzungen, welchen die Oberfläche unserer Erde einmal ausgesetzt war, sich in diesen Sagen erhalten hätte: die Erinnerungsfähigkeit des Menschengeschlechtes ist an

[1]) Kuhns Zeitschrift, XXV, 181. S. auch schon Kohut in Z. D. M. G., XXV, 63 ff.

[2]) Annales du Musée Guimet, XXIV, S. LVIII.

[3]) Festgruß an Rudolf v. Roth, 213 fg.

[4]) A. a. O. 248 ff., 254 ff., 48 ff.

[5]) A. a. O. 46 ff.

[6]) Usener 80 ff.

[7]) Nach R. O. Franke (Deutsche Literaturzeitung, 1901, Nr. 44, Sp. 2763 fg.) wäre freilich diese Übereinstimmung dadurch zu erklären, dass die Flutgeschichte »arischer Originalbesitz« ist, den die Semiten von den »Ariern« entlehnten. Der Flutmythus ist nach ihm »ein Ausfluss der arischen Urwasseridee, wie der Weltbrandmythus ein solcher der Urfeueridee«. Da Franke den Beweis für diese Behauptungen erst »in einigen Jahren« zu erbringen verspricht, so muss er gestatten, dass wir über dieselben vorläufig zur Tagesordnung übergehen, und sollte sich auch nicht wundern, wenn diese Ansicht, wie er selbst fürchtet, vorläufig das Schicksal haben wird, belächelt zu werden.

[8]) A. a. O. 2.

Fortschritte der Cultur geknüpft, welche weit diesseits jener grauen Vorzeit erst ihren Anfang nehmen.« [1]) Dass eine die ganze Erde gleichzeitig bedeckende Flut eine physische Unmöglichkeit ist, hat man ebenso längst erkannt, wie dass es psychologisch undenkbar ist, dass die Menschen sich an eine derartige vorhistorische Katastrophe erinnern könnten.[2])

Wie aber, wenn nicht ein vorhistorisches, sondern ein der frühesten historischen Zeit angehöriges Elementarereignis den Anlass zur Bildung von Sintflutsagen gegeben hätte? Auch diese Annahme hat Vertreter gefunden, welche dabei von der Ansicht ausgehen, dass ein solches Ereignis allen Sintflutsagen zu Grunde liegen müsse. Ja, Franz von Schwarz hat ein großes und dickes Buch[3]) geschrieben, in welchem er mit beneidenswerter Zuversicht über das Wo, Wie und Wann jenes gewaltigen Elementarereignisses Aufschluss gibt. Die heutige Mongolei (so führt v. Schwarz aus) war in früheren Zeiten — aber nicht, wie die Geologen meinen, in einer vorgeschichtlichen geologischen Periode — von einem Meer bedeckt gewesen, »welches in Bezug auf Umfang und Wassermenge dem Mittelländischen Meere ungefähr gleich kam und dessen Wasserspiegel 6000 Fuß über dem Spiegel des Oceans gelegen war.« [4]) Dieses Meer war zwar ringsum von hohen Gebirgszügen eingeschlossen, aber eines schönen Tages — es war gerade im Jahre 2297 v. Chr. — erschütterte ein Erdbeben die Grundvesten dieses Randgebirges, und das Wasser des mongolischen Meeres bahnte sich plötzlich mit ungeheurer Gewalt durch den Manytsch-Isthmus einen Ausweg. »Welche Richtung die Sintflutgewässer nach dem Durchbruch über den Manytsch-Isthmus nehmen mussten, ist klar. Sie füllten zuerst das Asow'sche Becken, gelangten von da nach dem Schwarzen Meere und aus diesem, unter Durchbrechung des Bosporus und der Dardanellen in das Mittelländische Meer.« [5]) Die Erinnerung an diese furchtbare Katastrophe hat sich in den Sintflutsagen der Völker erhalten, denn — alle Völker, welche Sintflutsagen haben, wohnten einst in der Nähe des mongolischen Meeres. Man braucht ja nur das Kärtchen der »ursprünglichen Wohnsitze der Völker mit Sintflutsagen« [6]) anzusehen, um sich zu überzeugen, dass vor 2297 v. Chr. die Babylonier und Israeliten in Armenien und im südwestlichen Theil Turkestans, die Hellenen zwischen Syr-darja und Amu-darja, die Skandinavier nördlich von Syr-darja, die Inder und Perser im nördlichen Afghanistan, die Malaien in Tibet, die Indianer aber in Sibirien in der Nähe des Baikalsees wohnten! Mit erstaunlicher Naivetät nimmt F. v. Schwarz an, dass alle Flutsagen sich auf ein Ereignis beziehen müssen[7]), eine Annahme, welche schon wegen der zahlreichen Abweichungen der einzelnen Sagen von einander ganz unhaltbar ist. Die Untersuchungen über die Wanderungen und die ursprünglichen Wohnsitze der Völker sind durchaus von dem Wunsche geleitet, alle Völker, bei denen irgend eine Flutsage nachgewiesen ist, um die Mongolei herum wohnen zu lassen. Von wissenschaftlicher Methode, von dem, was chronologisch möglich oder unmöglich ist, hat F. v. Schwarz keine Ahnung. Wer da weiß, wie unendlich schwierig alle Fragen nach den Ursprüngen und

---

[1]) Es ist ganz verkehrt, wenn Otto Immisch (Neue Jahrbücher für das classische Alterthum, 1900, S. 383) meint, dass dieser Satz Useners gegen Ed. Suess gerichtet sei. Suess ist es nie eingefallen, die Sintflut auf ein vorhistorisches Ereignis der Erdgeschichte zurückzuführen. Im Gegentheil, er erklärt die babylonische Flutsage als den Ausfluss eines localen Elementarereignisses, welches in historischer Zeit (nicht allzulange vor Abfassung des keilinschriftlichen Berichtes) stattgefunden habe.

[2]) Siehe z. B. Ludwig Diestel, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums, 2. Aufl., Berlin (Sammlung gemeinverst. wiss. Vorträge) 1876, S. 16fg.

[3]) Sintflut und Völkerwanderungen, Stuttgart 1894.

[4]) A. a. O. 452.

[5]) A. a. O. 467.

[6]) A. a. O. 429.

[7]) So auch noch M. Wilhelm Meyer, Entstehung der Erde, Berlin 1888, S. 354fg.

Wanderungen der Völker und alle Probleme der Urgeschichte der Menschheit sind, den kann es nur mit tiefstem Misstrauen erfüllen, wenn ihm ein Schriftsteller, der zugestandenermaßen in keiner einzigen der zur Lösung dieser Probleme berufenen Wissenschaften Fachmann ist, versichert, er habe eine Entdeckung gemacht, »welche ihm wie mit einem Zauberschlage die Urgeschichte des Menschengeschlechtes enthüllte«.[1]) Dieses Misstrauen ist auch vollauf gerechtfertigt, denn das Buch von F. v. Schwarz bietet nach dem äußerst milden Urtheil Fr. Ratzels[2]) »keine Wahrheit und nicht einmal eine anregende Wahrscheinlichkeit«.

Die scheinbare Übereinstimmung der Völker in Bezug auf die Flutsagen erheischte aber eine Erklärung. Und da man nicht gut alle Flutsagen auf eine thatsächliche Flut zurückführen konnte, so haben mehrere Forscher versucht, diese Sagen vom Standpunkt der Mythologie zu erklären. Nicht eine Erinnerung an ein thatsächliches Elementarereignis, sagen sie, ist in den Flutsagen zu suchen, sondern ein Mythos. So glaubt G. Gerland[3]), dass alle Flutsagen als Mythen aufzufassen seien, die sich nicht auf die Erde, sondern auf den Himmel beziehen. »Man hielt Sonne und Mond für Mann und Weib; man hielt die Wolken, auch die Sterne bisweilen für Schiffe; durch den Regen, der von oben kam, wurde man so häufig überzeugt, dass es auch „Wasser über der Feste" gebe; man hielt also den blauen Himmelsraum für ein unendliches Meer, in welchem Sonne und Mond bald als Kähne, bald als Menschen, die sich allein gerettet hatten — daher immer nur zwei[4]) — bald aber auch als feste Punkte in dem ungeheuren Meer, wohin man sich retten konnte, gedacht wurden.«[5]) T. K. Cheyne[6]) schließt sich vollauf den Ausführungen Gerlands an. Auch er sieht in der Sintflutsage ursprünglich einen Naturmythos, der dann zu kosmogonischen Sagen verwendet worden sei; und erst auf noch jüngeren Stufen sollen nach Cheyne diese Sintflutsagen zu Erzählungen von localen Überschwemmungen geworden sein. Dass die Vorstellung von dem himmlischen Ocean bei den Polynesiern, wie bei den Indogermanen[7]), nachweisbar ist, soll nicht geleugnet werden. Dass aber in den Flutsagen so häufig die Erscheinungen geschildert werden, welche thatsächlich bei Sturmfluten, Erdbebenfluten und ähnlichen Elementarereignissen vorkommen, sollte uns doch gegen die ausschließlich mythologische Deutung dieser Sagen bedenklich machen.

Das gilt auch für die zuerst von Schirren[8]) aufgebrachte Erklärung, wonach wir in dem Sintflutmythos eine Darstellung des Sonnenunterganges zu sehen hätten. Neuerdings hat nun Usener (unabhängig von Schirren, wie es scheint) mit einem Aufwand von bewunderungswürdigem Scharfsinn und seltener umfassender Gelehrsamkeit gleichfalls nachzuweisen gesucht, dass die Flutsagen der Griechen, Inder und Babylonier nichts weiter sind als die dichterische Ausarbeitung eines mythischen Bildes: des Bildes von dem Aufgang oder der Geburt des Lichtgottes, der durch die Flut — eine Flutwelle scheint den Sonnenball, den neugeborenen Lichtgott, gleichsam »wie

---

[1]) v. Schwarz, a. a. O. 433.

[2]) Literar. Centralblatt, 1895, S. 1042. Vgl. auch Kirchhoff in Petermanns Mittheilungen, XLI, 1895, Lit. S. 12; v. Luschan in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XXII, 1895, 138ff.; P. Ehrenreich im Globus, LXVII, 1895, S. 18.

[3]) Waitz-Gerland, a. a. O. VI, 269ff.

[4]) Das trifft keineswegs zu!

[5]) A. a. O. VI, 272.

[6]) Encyclopaedia Britannica s. v. Deluge.

[7]) Nach Zimmern, a. a. O. 6, auch bei den Babyloniern.

[8]) Wanderungen der Neuseeländer, Riga 1856. (Mir nur aus Citaten bei Waitz-Gerland, VI, 270 bekannt.)

mit einem Rucke emporzuheben« — auf irgend einem Fahrzeug zum Gipfel eines Berges geführt und zum Himmel, zu den Göttern emporgehoben wird.

Ich muss gestehen, dass es mir nicht gelungen ist, in irgend einer der vielen Flutsagen, die oben aufgezählt worden sind, eine Bestätigung der Usener'schen Deutung zu finden. Nur in der babylonischen Sage wird der Held (und mit ihm seine Gattin) zum Wohnsitz der Götter, zur Unsterblichkeit erhoben. Doch deutet das Mitnehmen der »Lebenssamen«, des Goldes und des Silbers, des Viehes des Feldes, des Getieres des Feldes und der Handwerkersöhne (Tafel XI, Zeile 82ff.) darauf hin, dass Ut-napištim und seine Gattin als Menschen fortlebten und Nachkommenschaft erzeugten, ehe sie »in der Ferne an der Mündung der Ströme« den Göttern gleich wurden.[1]) Das wird ja auch durch die abgeleitete hebräische Flutsage ziemlich wahrscheinlich gemacht.[2]) In den indischen Sagen ist Manu der Sohn des Sonnengottes, der erste Mensch, niemals aber die Sonne selbst; und wenn ihn die theologische Speculation der Inder zum »Schöpfer« gemacht hat, so ist er darum kein Gott, denn nach indischen Vorstellungen wird ein Mensch durch Opfer und Askese nicht zu den Göttern, sondern über die Götter erhoben. Wenn Usener (S. 241) sagt: »Als erster Mensch ist Manu ein Heros, und seine ursprüngliche göttliche Natur wird, wie das fast regelmäßig bei den Stammvätern von Geschlechtern und Völkern geschieht, nur um eine Stufe zurückgeschoben«, so ändert das nichts an der Thatsache, dass die Inder selbst in Manu niemals die Sonne oder einen Sonnengott gesehen haben. Selbst von Deukalion hat Usener nicht bewiesen, dass er ein Sonnengott ist. Denn selbst wenn Deukalion, wie Usener sich zu zeigen bemüht[3]), das »Zeusknäblein« sein sollte, so ist ja doch Zeus nicht die Sonne, sondern — in Useners eigenen Worten[4]) — »der lichte Tageshimmel«, »von Zeus kommt der Tag und das Licht«, aber er ist nicht das Licht, die Sonne selbst.

So kann ich selbst in den babylonischen, indischen und griechischen Sagen den aufgehenden Sonnengott nicht entdecken. Noch weniger ist dies der Fall in irgend einer der anderen oben aufgezählten Flutsagen.

Dass aber, wie Max Müller[5]) glaubt, die Sintflutsagen »ursprünglich Erinnerungen an die jährlichen Sturzbäche von Regen und Schnee sind, welche die kleine Welt innerhalb des Gesichtskreises der alten Dorfbarden überschwemmten«, ist mir auch nicht wahrscheinlich. Solche alljährlich wiederkehrende Naturereignisse machten kaum einen

[1]) Z. 202ff., Jensen, S. 245. Der Wortlaut, soweit ich nach der Übersetzung urtheilen kann, scheint mir nicht unbedingt zu verlangen, dass die Entrückung unmittelbar nach der Flut stattgefunden habe. Doch muss den Assyrologen die Entscheidung darüber bleiben, ob der Text die Erklärung zulässt, dass Ut-napištim erst später, nachdem er für die Erneuerung des Menschengeschlechtes gesorgt, entrückt worden sei.

[2]) Wellhausen glaubt allerdings Useners Theorie dadurch bestätigen zu können, dass er meint, es sei noch im biblischen Bericht Noah entrückt worden, ebenso wie Ut-napištim. Er beruft sich auf Genesis 6, 9: »Mit den Göttern wandelte Noah.« Usener (Rheinisches Museum für Philologie, N. F., LVI, 481fg.) bemerkt hiezu: »Wenn die Deutung von Genesis 6, 9 (vgl. 5, 22, 24 von Henoch) sich halten lässt, so würde damit ein wichtiges Beweisstück gewonnen werden.« Nun heißt es aber gerade von Henoch (Genesis 5, 22), dass er »mit Elohim wandelte . . . dreihundert Jahre und Söhne und Töchter erzeugte«. Und erst, nachdem er mit Elohim gewandelt, war er nicht mehr da, denn Elohim hatte ihn zu sich genommen (Genesis 5, 24). Ich glaube daher nicht, dass die von Noah und Enoch gebrauchten Ausdrücke anders aufzufassen sind, als die ähnlichen Ausdrücke Genesis 17, 1. Psalm. 56, 13; 116, 9, wo das »Wandeln vor Gott« eine Umschreibung für »frommen Wandel« ist. Dass Noah ein Sonnenheros sei, hat Goldziher (a. a. O. 256) einmal behauptet; ich zweifle aber, ob er heute noch diese Meinung vertreten würde.

[3]) A. a. O. S. 51ff. Ich maße mir über diese Etymologie kein Urtheil an.

[4]) H. Usener, Götternamen, Bonn 1896, S. 196.

[5]) Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, Leipzig 1884, S. 111ff., 130.

so gewaltigen Eindruck, dass sie zu Sagen vom Untergang des Menschengeschlechtes hätten Anlass geben können. J. G. Müller scheint an eine ähnliche Erklärung zu denken, wenn er die Sintflutsage für einen kosmogonischen Mythus erklärt, der »die Geschichte eines jeden Jahres erzählt«.[1])

Ich glaube, dass sich die Entstehung der Flutsagen aus den vorhergehenden Zusammenstellungen von selbst ergibt, dass sie vor unseren Augen gewissermaßen entstehen. Wir haben gesehen, wie die Flutsagen von wirklichen außerordentlichen Elementarereignissen, wie Erdbebenfluten, Seedurchbrüchen u. dgl. ausgehen, Ereignissen, welche durchaus nicht einer längst vergessenen Urzeit angehören, sondern sich bis in unsere Tage nur zu oft wiederholen.[2]) In den Flutschilderungen, wie sie in vielen der angeführten Sagen — oft mit nicht geringer poetischer Schönheit und Kraft — entworfen werden, begegnen uns alle Züge, welche auf gewaltige Elementarereignisse hinweisen: Vor allem der Sturm, der die Wogen peitscht — Wirbelstürme sind häufig die Ursache großer Fluten; plötzliche Finsternis, welche bei Sturmfluten nichts Ungewöhnliches ist; vulcanische Erscheinungen und Erderschütterungen, welche so häufig zu gewaltigen Flutkatastrophen führen. Es ist gewiss kein Zufall, dass sich gerade in dem vulcanischen Oceanien und an den zerklüfteten und oft von Erdbeben heimgesuchten Küsten Amerikas so zahlreiche Flutsagen finden. Die meisten Flutsagen sind durchaus local gefärbt, und wir finden oft bei demselben Volk oder derselben Völkergruppe nebeneinander Localflutsagen und Sintflutsagen. Wir haben gesehen, dass zur Erklärung geologischer und geographischer Thatsachen primitive Flutsagen (Localsagen) erfunden worden sind, und dass Sintflutsagen in kosmogonischen Mythen zur Erklärung der Entstehung von Meeren und anderen Gewässern, sowie von Bergen und Thälern verwendet wurden. Was ich als »uneigentliche Flutsagen« bezeichnet habe, das sind gewissermaßen schon »embryonale« Flutsagen. Sie geben uns den Schlüssel zur Erklärung der eigentlichen zu Dichtungen umgestalteten Flutsagen, welche zum Theile nur dem Spiel der Phantasie ihren Ursprung verdanken, zum großen Theile aber auch den religiösen und mythischen Vorstellungen der Völker über Entstehung und Urgeschichte des Menschen, sowie den philosophischen Anschauungen der Theologen von periodischen Weltzerstörungen und Weltanfängen zur Unterlage dienten. Die Mythologen sagen: Der Naturmythos von einer Überflutung des Himmelsoceans ist zur kosmogonischen Dichtung von einer weltzerstörenden Flut erweitert und in letzter Linie erst auch zu bloßen Localsagen abgeschwächt worden. Ich halte die aus thatsächlichen Localereignissen hervorgegangenen Localsagen für das Ursprüngliche und glaube, dass von ihnen aus die menschliche Phantasie erst zur Schaffung kosmogonischer Sintflutsagen fortgeschritten ist. Die Annahme irgend eines Naturmythos rechtfertigen aber meines Erachtens die Thatsachen überhaupt nicht.

---

[1]) Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 427.

[2]) Siehe besonders Suess, a. a. O. 30ff. Erst im Jahre 1883 hat sich auf den Sunda-Inseln eine »Sintflut« ereignet, welcher nach amtlichen Erhebungen 40.000 Menschen zum Opfer gefallen sind. Der Ausbruch eines kleinen Vulcans war die Ursache der Flut (M. W. Meyer, a. a. O. 346ff.).

Über das Székler Haus.

Von **Karl Fuchs** in Kronstadt.

(Mit 12 Textabbildungen.)

Die Székler sind die magyarisch sprechenden Bewohner der Gebirgsthäler des südöstlichen Siebenbürgens. Vor mehr als 20 Jahren hat Josef Huszka in amtlichem Auftrag das Székler Land bereist. Als Zeichenlehrer von Beruf, nahm er in erster Linie die sehr reich decorierten Hofthore der Székler auf und erst in zweiter Linie beschreibt er das Wohnhaus. Auf Stall und Scheune geht er nicht ein. Auf Huszkas Werk und nicht auf eigener Anschauung scheint alles zu beruhen, was ich über das Székler Haus gelesen habe. In magyarischen Kreisen gilt dasselbe für urmagyarisch; Herr J. Jankó, Custos am ungarischen Nationalmuseum, ist meines Wissens in diesen Kreisen der Einzige, der das Székler Haus für oberdeutsch, und nur die Vorhalle *(eresz)* für möglicherweise magyarisch hält; Herr J. R. Bünker hat das Székler Haus in dieser Zeitschrift (XXIX, 191ff.: Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus) für sächsisch erklärt, ohne das Haus aber gesehen zu haben.

Ich habe den entlegensten und zurückgebliebensten Theil des Székler Landes, die obere Csik (sprich Tsīchk), das Quellgebiet des Alt, besucht. Dort erscheint mir als der interessanteste Székler Bau der Stall, den ich für ein typisches Hochgebirgshaus halte, und das Wohnhaus erscheint mir als eine corrupte Mischung des sächsischen Hauses und des Gebirgshauses. Mögen die Daten sprechen.

Die obere Csik ist von der unteren durch einen quergelegten Gebirgszug getrennt. den der Alt durchbricht. In der oberen Csik liegen vor dem Altdurchbruche auf einer Strecke von etwa einer Meile vier Ortschaften: Zsögöd (im Slavischen heißt Zahud so viel als Zugang), die Comitatshauptstadt Szereda (ein häufiger Name slavischer Orte), der Wallfahrtsort Somlyó (im Slavischen so viel als Wald), endlich Taplócza (im Slavischen so viel als Warmer Ort). Taplócza ist der einzige Ort, der auf ebenem Boden liegt, und seine Hauptstraße hat die Form eines Ringes. Diese vier Orte habe ich insbesondere genau studiert.

Die Hofanlage ist wohl sächsisch, doch sind die Parzellen meist sehr verzerrt. Rechte Winkel, parallele Seiten sind nicht eben häufig und nicht selten umfasst ein Hof den andern hakenförmig; die Lage der einzelnen Gebäude ist ziemlich schwankend. Es ist, als wäre die sächsische Hofordnung erst nachträglich, so gut es eben gieng, eingeführt worden.

Der Stall ist ein Blockbau mit sehr großem Heuboden und entspricht den Bedürfnissen eines Viehzüchters, den ein sehr langer Winter zur Aufspeicherung besonders großer Heuvorräthe zwingt.

Die Abb. 156 zeigt die einfachste Form des Stalles. Die einzelnen Balken heißen bei den Széklern *borna* (slavisch und rumänisch). Die Balken sind kaum spannendick, da die Székler die dünnen Stämme des Nadelholzes für dauerhafter halten. Die Balken sind geschält, aber rund, und werden nur in neuerer Zeit quadratisch behauen. Der vorne um etwa 70 *cm* vorspringende Theil des Heubodens hat den magyarischen Namen *ki-eresz-és*, der genau dem deutschen Aus-lass-ung (Ausladung) entspricht. Die Seitenwangen aus

vorstehenden Balkenenden heißen *gerezd*. Dieses Wort ist bis heute unerklärt. *Gerezd* bedeutet in ganz Ungarn die Traube (Weintraube) und ist in dieser Bedeutung ein slavisches Lehnwort. Im südwestlichen Ungarn bedeutet *gerezd* aber auch die Schnitte, den Abschnitt, den Zwickel, etwa eines Apfels. In dieser Bedeutung ist das Wort, wie Philologen mir bestimmt erklären, nicht slavisch, nähert sich eher dem deutschen Gehre, Gehrung, ohne aber davon abstammen zu können. Der Name ist also unerklärt; magyarisch ist er nicht. Die beiden Verschläge unter der Ausladung heißen *ketrecz* (slavisch). In der Mitte der Ausladung befindet sich eine ungefähr quadratische Öffnung, durch die das Heu eingeführt wird, und über dem rechten Verschlag hat der Bretterboden der Ausladung ein viereckiges Loch, durch das das Heu in den Verschlag nach Bedarf hinuntergeworfen wird. Im linken Verschlag schläft gewöhnlich auf Stroh und einem Kotzen im Sommer ein Knecht. In der Mitte der Hinterwand des Vorhauses ist die Stallthür, die über dem Grundbalken zuweilen noch einen besonderen Schwellbalken hat, so dass die

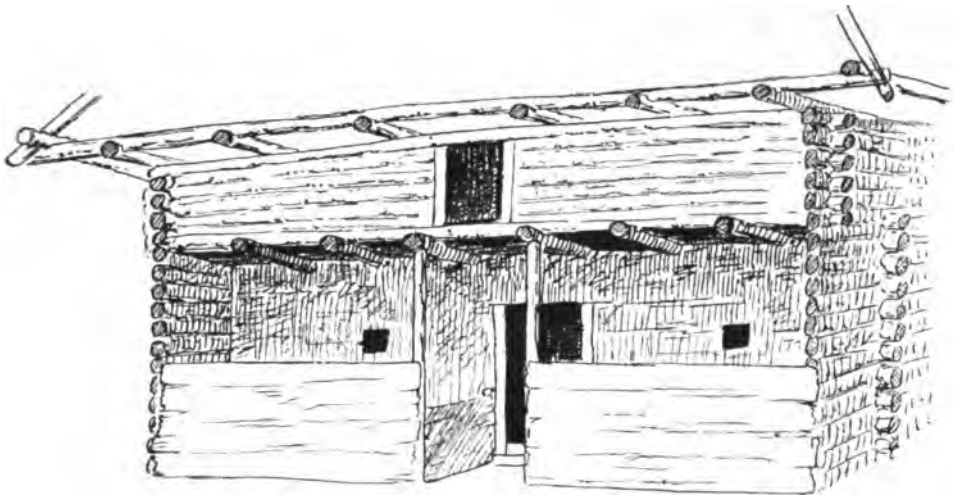


Abb. 156. Einfachste Form des Cziker typischen Stalles.

Schwelle zwei Balken hoch ist. Rechts und links von der Thüre befindet sich in der Mitte jeden Verschlages je ein kleines Fenster.

Die Figur zeigt an den Verschlägen zwei Säulen, die unter die Ausladung geschoben sind. Das ist nicht naturgetreu; die Säulen habe ich stets an die Ausladung angenagelt gesehen; gewöhnlich sind sie nur starke Schwarten.

Der etwa 70 *cm* über die Wandebene vortretende Balkenkranz, der das Dach trägt, heißt *székület* (Gestühle) oder *szélkoszorú* (Randkranz, möglicherweise Windkranz). Zwischen Randkranz und Wand befindet sich oft keine horizontale Verschalung, so dass der Wind von unten freien Zutritt zum Heu hat. Das Dach ist ein ganz schematisches Walmdach, dessen First der Vorhalle parallel läuft, und dessen Walmflächen bedeutend steiler sind als die Sattelflächen. Die Wände, soweit sie den Stall begrenzen, sind mit Lehm beworfen. Da aber in die Balken keine Holzstiften geschlagen werden, fällt der Bewurf leicht ab. Moor- oder Torfstopfung kommt nicht vor, obwohl Moor und Torf reichlich vorhanden sind.

Die beschriebene einfachste Form des Stalles ist sehr selten. Zum mindesten ist der Bau so weit verlängert, dass sich an einer Seite ein Schupfen wie in Abb. 157 oder ein Schweinestall ergibt. Abb. 158 zeigt einen Stall aus Taplócza mit Schweinestall links,

mit zwei Ausladungen, mit Bretterwänden an Stelle des *gerezd* und mit (ausnahmsweise) sächsischem Dach. Es ist schwer, die Hausnummern zu erfahren, da sie in der Regel äußerlich nicht sichtbar sind, und der misstrauische Csiker die Hausnummer den Fremden nicht gerne mittheilt.

In der Regel ist der Bau sozusagen multipliciert. Ein langer Blockbau [1]) ist durch Querwände in vollkommen gesonderte Räume getheilt, die alle in der Front unter der Ausladung den Eingang haben. Die Endwände und Zwischenwände ragen wohl nie alle,

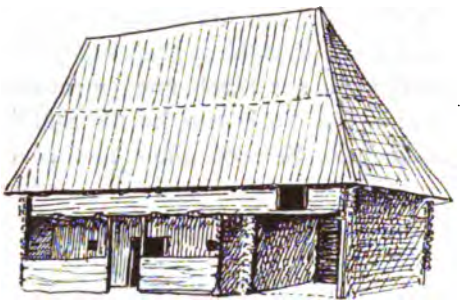


Abb. 157. Stall mit Schupfen an der Seite in Csik-Szereda.

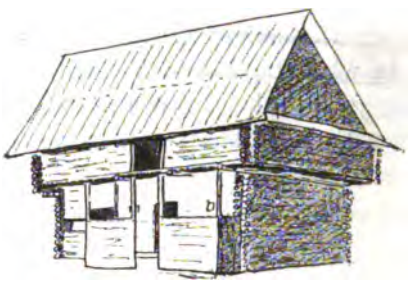


Abb. 158. Stall mit Schweinestall in Taplócza.

ohne Ausnahme, an der Front als *gerezd* vor, doch sind drei *gerezd* häufig. Von den Abtheilungen dient regelmäßig eine als Schupfen; meist ist es eine Endabtheilung, öfters die mittlere Abtheilung. Abb. 159 zeigt einen »Stall« aus Zsögöd, aus zwei Ställen und einem Schupfen bestehend. Wie gewöhnlich sind nur vor den Ställen *gerezd* vorhanden; ein *ketrecz* fehlt. Die Heueinführungsöffnungen in der Ausladung correspondieren nicht mit den Stallthüren. Der Schupfen hat, abweichend von der sächsischen Art, nur eine offene Wand.

Abb. 160 zeigt einen Stall für Groß- und Kleinvieh. Die *ketrecz* fehlen, und von einem *gerezd* sind nur die obersten Balkenenden belassen. Die Fütterung der Schweine

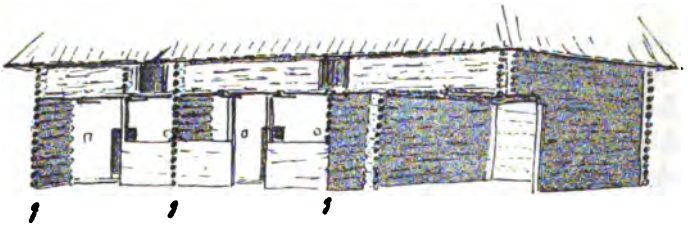


Abb. 159. Doppelter Stall mit Schupfen an der Seite in Zsögöd (*g* = *gerezd*).

geschieht durch eine Nische, die dadurch gewonnen wird, dass mehrere Balken der Vorderwand um einige 60 *cm* zurückgesetzt sind. Unten hat die Nische einen aufklappbaren Deckel.

Abb. 161 zeigt ein Wirtschaftsgebäude mit mittelständigem Schupfen. Das Schupfenthor liegt in der Ebene der Ausladung und jede der so entstandenen Wangen hat eine Thür.

Der Stall steht in der Regel hinter dem Wohnhause längs des Hofes. Die Ausladung ist entweder nur an der Hoffront, oder nur an der der Gasse zugewendeten Seite, oder wie in Abb. 158, an beiden Wänden vorhanden; nie läuft sie um das ganze Haus.

[1]) Der längste, den ich gesehen habe, steht in Csik-Somlyó, ist 29 Schritte lang und besteht aus vier Abtheilungen.

Das ganze Gebäude ist mir immer nur als *istálló* (= Stall) bezeichnet worden. Da der Name deutsch ist, vermuthe ich, dass der Bau ursprünglich einfach »das Haus« war, und erst unter dem Einfluss der deutschen Differenzierung speciell zum Stall, zum Gebäude zweiten Ranges geworden ist.

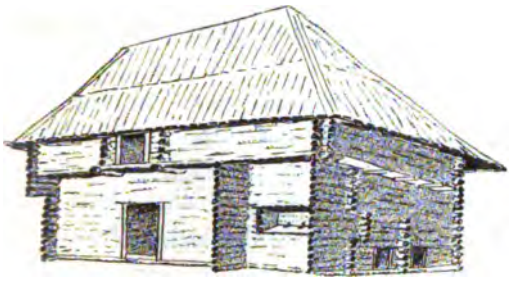


Abb. 160. Stall mit Schweinestall in Zsögöd.

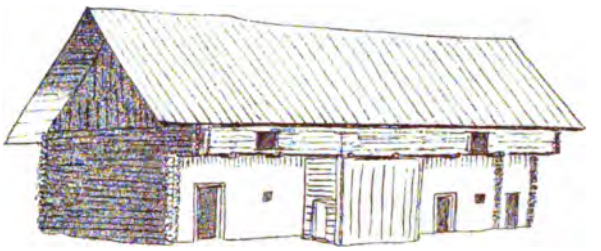


Abb. 161. Stall mit Schupfen in der Mitte in Oláhfalu (?).

Den Schweinestall nennt der Csiker *disznó-pajta* (slavisch) und nicht, wie die übrigen Magyaren, *disznó-ól.* Da aber *pajta* ein gesondertes Gebäude bedeutet, scheint der Schweinestall ursprünglich nicht in das Stallgebäude einbezogen gewesen zu sein.

Die Wohnhäuser zeigen auch in der Csik thatsächlich die sächsischen Dispositionen, worüber Herr Bünker ja wiederholt in vorliegender Zeitschrift geschrieben hat, nur hat die Stube sowohl nach der Gasse als auch nach dem Hofe nur je ein kleines Fenster.

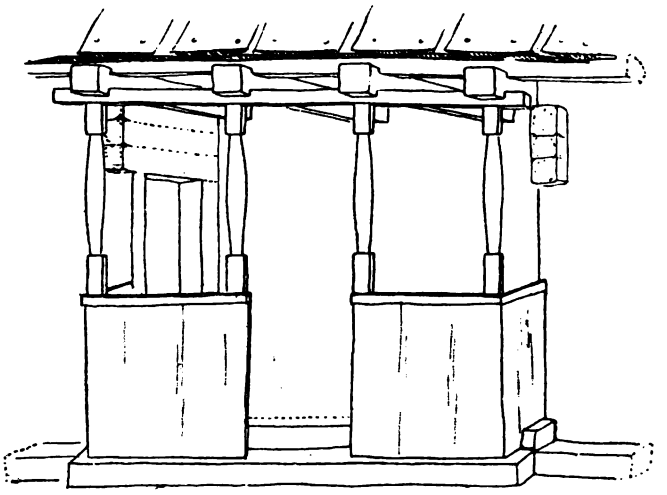


Abb. 162. Vorhaus *(eresz)* in Csik-Szereda Nr. 76.

Das Vorhaus ist sehr oft nach vorne offen; der Raum, der bei den Sachsen Küche ist, wird bei den Széklern als Kammer verwendet.

Abb. 162 zeigt das Vorhaus *(eresz)* des Hauses Nr. 76 in Csik-Szereda mit hölzernem Vorbau; Abb. 163 zeigt eine sehr häufige Form des Vorhauses an steinernen Häusern. Die Übereinstimmung mit dem Vorhause des Stalles springt in die Augen. Wie beim Stalle gelangt man auf den Boden auf einer Leiter im rechten Flügel des Vorhauses; ebendort ist die Fallthür, die in den Keller führt, was wieder dem sächsischen Vorhause entspricht.

Abb. 164 zeigt das Schema des in der Regel mit Simsen decorierten, vielfach variierten Vorbaues von Kronstädter (Bolgárszeger) Häusern aus den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts. Die Thür *a* führt in die eigentliche Vorhalle. Der Vorbau entspricht derjenigen Form des *ketrecz*, die. wie beispielsweise vielfach in Oláhfalu (=Wallachendorf, Comitat Udvarhely), seitliche Eingänge hat. Die sächsischen, einfacher gehaltenen Vorbaue scheinen Nachahmungen der rumänischen Vorbaue zu sein, da ihre Simse rumänische Profile zeigen.

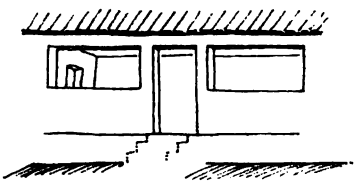


Abb. 163. Typus des Vorhauses in steinernen Häusern im ganzen Széklerland (keine decorative Gliederung).

Ausladungen wie beim Stall kommen bei Székler Wohnhäusern nicht vor, wohl aber findet man eine andere Construction, die nur bei Ausladungen einen rechten Sinn hat. Unter die Balkenköpfe, die den Dachkranz tragen, sind Träger gezogen, die sich auf Säulen stützen, und die Säulen sind unten durch angenagelte Bretter verbunden. Es entsteht so ein gedeckter Säulengang von 40—100 *cm* Breite, der *tornácz* (slavisch) heißt und gleichsam eine Fortführung des *ketrecz* ist. Dieser *tornácz* findet sich genau wie die Ausladungen nur an der Hoffront, oder nur an der schmalen Gassenseite, oder an beiden genannten Seiten, selten auch an der zweiten Schmalseite. Dieser enge *tornácz* (Gang) hatte wohl einst am heutigen Stalle die doppelte Aufgabe, die Ausladung vor dem Niederbruch zu bewahren und die Wand vor dem Regen zu schützen. Im *tornácz* findet man nicht selten noch eine Nachahmung der Ausladung: ganz oben an der Hauswand zieht sich unter dem Dachvorsprung ein nomineller Taubenschlag von etwa 30 cm^2 Querschnitt hin, der aber nie von Tauben bewohnt wird. Das Haus steht meist auf einem Unterbau von 60—100 *cm* Höhe, auf den ein Balkenrost gelegt ist, dessen über den Unterbau vorragende Balkenenden dann den Gang tragen, so dass er balkonartig aussieht. Nicht selten findet man an einem Hausende einen *gerezd*, ganz wie beim Stall, aber als Windschirm.

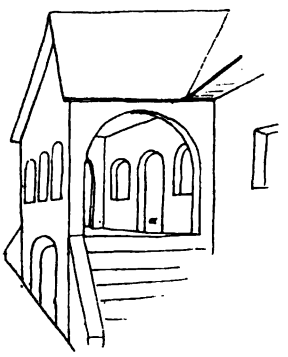


Abb. 164. Schematisches Bild des Vorbaues von Häusern aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts in der oberen Vorstadt in Kronstadt.

Der Gang ist heute durchaus decorativ behandelt. Die Trägerbalken und Säulen haben nur 8—10 *cm* im Querschnitt, die Säulen sind mit Beil und Messer geformt, nicht gedrechselt, und haben oft Hälse von nur 4—5 *cm* Durchmesser; sie heißen *tornácz-fa* =Gang-holz. Nicht selten wird der lästig oder schlecht gewordene *tornácz* an alten Häusern wieder abgetragen, ohne dass das Haus Schaden litte. Das beweist wohl die decorative Natur des Ganges. Abb. 165 zeigt Profile von Ganghölzern, Abb. 166 eine *tornácz*-Verschalung aus Oláhfalu.

Abb. 167 zeigt eine Gangthür vor einer Hausthür. Mir fällt der Querbalken auf, weil er einerseits zur Aufnahme einer Inschrift prädestiniert ist, anderseits die Form der römischen Votivtafel hat, die also vielleicht ebenfalls ursprünglich ein zwischen zwei Balken gesetztes Brett war.

In Oláhfalu wird in vielen Wohnhäusern, die einen *tornácz* haben, der *ketrecz* des Vorhauses durch eine einfache vorgenagelte Bretterwand und zwei seitliche Thüren gebildet. Der *ketrecz* erinnert so an den Schupfeneingang, Abb. 161, sieht aber sehr roh aus, auch wenn an die Bretterwand oben eine Reihe Fensterchen geschnitten ist.

Nach all dem Gesagten ist es wahrscheinlich, dass die auffallendsten Theile des Székler Hauses, der *eresz* (Vorhaus) und der *tornácz* demselben Hause entlehnt sind, das heute als Stall dient.

Die Rumänen (Slaven) der oberen Vorstadt in Kronstadt haben den Heuboden, den der Székler beim Wohnhause fallen lässt, im Gegentheil künstlerisch ausgestaltet; sie bauen ihn auch sowohl bei den Wirtschaftsgebäuden, als auch bei den Wohnhäusern mehr als doppelt so hoch, als die Ausladung des Székler Stalles, dem der rumänische Heuboden doch offenbar entspricht.

Möge noch einiges Historische Platz finden. Die Székler sind nach dem Urtheil der magyarischen Philologen schon sehr früh, vielleicht unter den frühen Arpáden, aus dem südwestlichen Ungarn (Comitat Zala), wo heute noch ihre nächsten Verwandten wohnen, in ihr heutiges Land versetzt worden. Da im ganzen Széklerland sehr viel Ortschaften slavische Namen haben, scheinen die Székler eine slavische Bevölkerung schon vorgefunden zu haben.

Das Székler Land hat wenig Ackerland, aber viel Weidegründe in den Bergen; es ist für Viehzucht prädestiniert. Die Rumänen Siebenbürgens gelten gleich denen Rumäniens für Slaven,

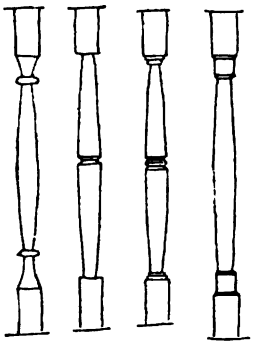


Abb. 165. Csiker Säulenprofile.

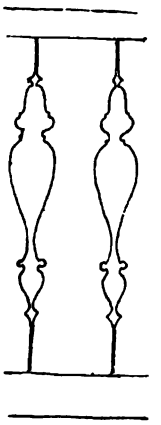


Abb 166. *Tornácz*-Geländer aus Oláhfalu.

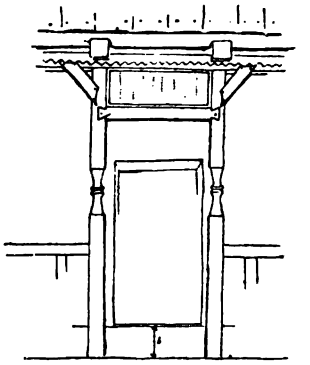


Abb. 167. Gangthür in Taplócza.

die die rumänische Sprache angenommen haben. Die Rumänen der oberen Szamos, die Nachbarn der Székler, sind Viehzüchter und sind reich. Der Székler hat heute noch die Natur des Tiefländers; er will durchaus nur Kornfrucht bauen und ist ein schlechter Viehzüchter; er ist auch sehr arm. Da liegt die Vermuthung nahe, dass das im vorliegenden Aufsatz geschilderte Alpenhaus das Haus der früheren slavischen, viehzüchtenden Bewohner ist, umsomehr, als fast alle Theile slavische Namen haben.

Vom ursprünglichen Székler Haus glaubt man nur zu wissen, dass es gleich dem Hause des Alföld von Lehm war. Es mag einzellig gewesen sein, da der Székler auch heute jede einzelne Stube *ház* nennt.

Wenn man aus den Anhaltspunkten, die der kleine Csiker Stall (Abb. 156) und das Csiker Haus liefern, das kleine und das große Csiker Alpenhaus zu reconstruieren versucht, dann kommt man auf Formen, die auffallend an die Haupttypen der griechischen Tempel erinnern. Vom Dache muss man absehen, denn die heutigen Székler Dächer sind von moderner Construction und wahrscheinlich in der Zeit der Militärgrenze behördlich eingeführt (*granicza-fedél* = Militärgrenzen-Dach).

Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall.

Von **Dr. P. Reinecke** in Mainz.

(Mit 1 Textabbildung.)

Vor einigen Jahren hatte ich, um vor einer Überschätzung der Bedeutung vormerovingischer Altsachen in Gräbern der merovingischen Zeit zu warnen, in dieser Zeitschrift auf die ja genugsam bekannte Thatsache hinzuweisen, dass nicht selten auf großen Leichenfeldern des I. Jahrhunderts n. Chr. scheinbar als Grabbeigaben sehr viel ältere Gegenstände gefunden werden. Als ein Beispiel hiefür führte ich das Reihengräberfeld von Reichenhall in Oberbayern an, um einem jeden, dem das einschlägige Material unserer Museen nicht zugänglich ist, aus der Literatur charakteristische Belege für diese Erscheinung an die Hand zu geben. Ich hätte nun nie und nimmer geglaubt, dass jemals auch nur der geringste Zweifel über so selbstverständliche Dinge gehegt würde, nun aber belehrt mich eine Erwiderung des königlichen Intendantursecretärs a. D. v. Chlingensperg-Berg, die, ohne neue Thatsachen vorzubringen, diese meine Bemerkung zu widerlegen vorgibt, dass dem nicht so ist. Es wäre nicht der Mühe wert gewesen, auf diese Erwiderung zu antworten, denn sie bietet ja weiter nichts, als einen Abdruck der von Chlingensperg selbst verfassten Fundprotokolle für einige (nicht für alle) der in Betracht kommenden Gräber und offenbart somit ja deutlich genug Chlingenspergs Sachunkenntnis.[1]) Jedoch muss diese Erwiderung Chlingenspergs den Anschein erwecken, als könnte ich für meine Person römische und vorrömische Alterthümer nicht unterscheiden, während gerade seine eigene Unkenntnis vorrömischer, römischer und nachrömischer Altsachen es ist, die ihn in dieser Ausführung zu einem neuen Irrthum, welchen er mir, freilich unbewusst, zur Last legt, geführt hat. Darum möge diese kurze Auseinandersetzung hier folgen, zugleich auch als ein kleiner Beitrag zur Kenntnis der La Tène-Materialien Altbayerns.

Wir haben zunächst festzustellen, welche Stücke aus den Gräbern des Reichenhaller Leichenfeldes einer anderen als der merovingischen Zeit angehören, unter besonderer Kennzeichnung der La Tène-Objecte, und weiter zu untersuchen, wie das Vorkommen dieser Stücke auf der Stelle eines Grabfeldes der Zeit etwa um 700 n. Chr. zu erklären ist.

Grab 20 des Leichenfeldes (Chlingensperg, Taf. XV) ergab an La Tène-Sachen einmal einen traubenförmigen Anhänger (Abb. 168, Fig. 1) von den Schlusskettchen einer großen Bronzegürtelkette der Mittel-La Tène-Stufe, weiter das Fragment eines nicht von dieser Kette, sondern vielmehr von einem breiten ledernen, vielleicht mit Metallblech verkleideten Gürtel stammenden Gürtelhakens (Fig. 2) einer älteren oder jüngeren Stufe der La Tène-Zeit.[2])

In Grab 158 (Taf. XV) lag bei anscheinend merovingischen Eisensachen ein breiter römischer Gürtelkrappen der bekannten, an altetruskische Stücke erinnernden Form. In die La Tène-Zeit ist der Krappen nicht zu setzen, Chlingensperg befindet sich bezüglich des Alters dieses Stückes in vollkommener Unkenntnis[2]); als ich in meiner von ihm bekämpften Ausführung von Gürteltheilen sprach, ist es mir nicht eingefallen, mich etwa auf dieses Object beziehen zu wollen.

Bei dem einen Bronze-Armring aus Grab 175 (Taf. XXIII), den, wie Chlingensperg durch seine Ausgrabungen festgestellt haben will, gerade eine tieftrauernde Gattin als letzte Liebesgabe dem Todten auf das Schwert niedergelegt hatte, handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um eine merovingische, sondern um eine römische Arbeit. Gegenstücke sind aus gut untersuchten Reihengräbern der Merovinger-Zeit mir wenigstens bisher nicht bekannt geworden, wohl aber haben wir aus der Kaiserzeit ähnliche Arbeiten.

---

[1]) Um seine Darlegungen für Uneingeweihte glaubwürdiger, wirkungsvoller zu machen, hat Chlingensperg diese Erwiderung auch in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1901, Wort für Wort zum Abdruck bringen lassen.

[2]) Von der Art wie die Stücke von Nauendorf bei Apolda, Papitz bei Merseburg oder Gera.

Das Grab 141 (Taf. XVIII) lieferte einen (angeblich am Handgelenk gefundenen) »offenen, massiven Armring von Eisen, welcher in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen mit knopfartigen Vorsprüngen versehen ist und an den Enden in scheibenförmige Schlussknöpfe verläuft; von den letzteren war der eine am Armknochen durch Rost so angewachsen, dass eine Loslösung ohne Beschädigung nicht möglich war« (Fig. 3). Die Beschreibung des Ringes sagt mehr, als die Abbildung erkennen lässt, nämlich dass hier ein Knotenarmring der La Tène-Zeit vorliegt. Ich konnte mich vor kurzem bei einer nochmaligen Betrachtung des Originales in Berlin davon überzeugen, dass wir es hier mit einem durch die Oxydation etwas entstellten La Tène-Armring zu thun haben; auch über die Enden des offenen Ringes, von denen man sich nach den Lichtdrucken der Publication keine rechte Vorstellung machen kann, bin ich mir jetzt im klaren, so große Scheiben, wie es scheinen mag, trugen die Enden sicherlich nicht. Dieser eiserne Armring gehört einer Gattung an, welche nicht selten in Gräbern der La Tène-Zeit auftritt.[1]) Da Chlingensperg angibt, er habe den Armring am Vorderarm eines Skelets gefunden, vermuthen wir, dass sich hier ein unzerstörtes La Tène-Skeletgrab erhalten hat; von sonstigen Beigaben wird nur noch ein (nicht abgebildetes) Messer namhaft gemacht, das, wenn es nicht vormerovingischen Ursprunges ist, durch eine der ja an dieser Stelle wie anderwärts nicht ungewöhnlichen Störungen in das viel ältere Grab gelangte.

Aus Grab 251 (Taf. XXX) stammt ein kleiner, mit Knoten besetzter Bronzering (Fig. 4) der bekannten Gattung, den wohl außer Chlingensperg niemand für die merovingische Zeit in Anspruch nehmen wird; denn soweit die Donauzone in Betracht kommt, wird diese Gattung, obschon die Stücke selbst meist zeitlich nicht genauer zu fixieren sind, der La Tène-Zeit zugewiesen.

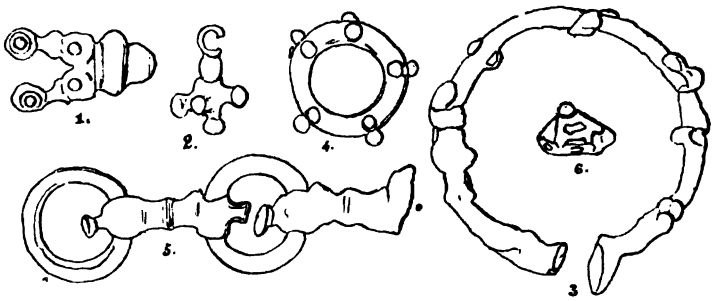


Abb. 168. Gegenstände der La Tène-Zeit vom Reihengräberfeld bei Reichenhall (etwa $^1/_2$ d. nat. Gr.).

Eine römische Scheibenfibel in durchbrochener Arbeit mit den bekannten Trompetenmustern fand sich im Grab 214 (Taf. XXXII). Die Fibel dürfte der mittleren Kaiserzeit zuzuweisen sein, nicht, wie man früher, vor dem Erscheinen des Riegl'schen Werkes glaubte, der älteren Kaiserzeit.

Im Grab 165 (Taf. XXXIII) lag ein kurzes Fragment (zwei Ringe nebst Stumpf eines dritten, zwei Stabglieder) einer großen Gürtelkette der Mittel-La Tène-Zeit (Fig. 5), einer Kette jener Art, zu der auch der traubenförmige Anhänger aus Grab 20 gehört hatte.[2]) Chlingensperg bezeichnet dieses kümmerliche, an sich wertlose Bruchstück, das vielleicht nur den zwanzigsten Theil einer completen Gürtelkette ausmachen mag, als »Gürtel«.

Die Bronzenadel des Grabes 446 (Taf. XXXVI) ist in diesen Reihengräbern wieder eine ganz verdächtige Erscheinung. An merovingischen Ursprung wird dabei wohl niemand denken, wohl aber an rein prähistorischen. Offenbar gilt das Nämliche auch von der Nadel aus Grab 426 (Taf. XXXVII).

Grab 80 (auf den Tafeln nicht zur Darstellung gebracht) entstammt das Fragment einer kobaltblauen, mit gelben Streifen verzierten Glasperle in Tafelform (Fig. 6), das vor mehr als einem Jahrzehnt, als die Ausbeute der Reichenhaller Gräber zur Reinigung und Conservierung in Mainz war, als das einzige Stück unter den vielen, stellenweise nicht uninteressanten Glasperlen aus Reichenhall für würdig der Nachbildung befunden wurde. Aus welchem Grunde man dieses Perlenfragment (nebst der Mehrzahl der hier bereits aufgezählten La Tène-Objecte) in Mainz

[1]) Zeitlich sind diese Stücke noch genauer fixiert durch die Funde von der Pičhora bei Dobřichow bei Böhmisch-Brod.

[2]) Ein eiserner Armring dieser Art fand sich z. B. auch in dem Skeletgräberfeld von Straubing.

copierte, vermag ich nicht anzugeben, jedenfalls ist man in Mainz, wenn nicht damals schon, dann später, als die La Tène-Funde von Manching bei Ingolstadt in Mainz waren, vollkommen über die Natur dieser Perle ins Reine gekommen, nämlich, dass sie nicht der nachrömischen, sondern der La Tène-Zeit angehört. Denn einmal ist das Stück durchaus nicht mit den Perlen der Merovingerzeit zu vergleichen, andererseits ist seine Verwandtschaft mit den La Tène-Perlen aus Manching ganz auffallend. Wo diese Perle in dem Grabe gefunden wurde, ist im Werke Chlingenspergs nicht gesagt; daraus, dass das Stück heute in Berlin zusammen mit merovingischen Glasperlen, als ein Perlenhalsband gedacht, auf einem Mainzer Silberdraht sitzt, folgt noch nicht, dass das Stück in derartiger Lage gefunden wurde.

Ganze Gefäße wurden in den Reichenhaller Reihengräbern bekanntermaßen nicht entdeckt, hingegen traf man, meist am Rande der Gräber, in großer Menge Scherben an, jedoch offenbar unter Umständen, die Chlingensperg veranlassten, die Scherben, oder wenigstens charakteristische Stücke, nicht bei den betreffenden Grabinventaren zur Abbildung zu bringen. Das war nun auch, bewusst oder unbewusst, sehr vorsichtig gehandelt, denn die Mischung der Scherben, welche, einstmals in Berlin ausgestellt[1]), viele Kästen füllten, ist eine recht sonderbare, eine so sonderbare, dass man nicht versteht, wo Chlingensperg die Nachweise dafür gefunden haben will, dass die Scherben von merovingischen Gefäßen des Todtenmahles u. s. w. herrühren müssten, und dass man selbst den Todten öfter einige dieser Scherben pietätvoll in die Hand gedrückt hat. Eine Gattung der Scherben (geriefelte Stücke, Randstücke mit verdicktem Rande u. s. w.) gehört meines Erachtens der zweiten Hälfte der La Tène-Zeit an und ist mit den Gefäßresten, welche wir von Frankreich bis nach Ungarn hin aus dieser Zeit kennen, in Verbindung zu bringen. Aus Bayern liegen analoge Fragmente aus der nächsten Umgebung von Reichenhall selbst vor, weiter wären ganze Gefäße der Art aus den La Tène-Gräbern an der Donau zu nennen. Nicht minder sind auf dem Reichenhaller Leichenfelde auch römische Scherben vertreten, wie ja die von Chlingensperg sogar abgebildeten Sigillatastücke (mit abgeschliffenen Bruchrändern) beweisen. Merovingische Stücke, wenigstens solche, die sich wegen der Ornamente oder aus anderen Gründen in die merovingische Zeit verweisen ließen, vermissen wir aber vollkommen, hingegen fehlen nicht Scherben des ausgehenden Mittelalters und selbst auch nicht neuzeitliche Stücke, wie ein Blick auf die Tafeln des Chlingensperg'schen Werkes zeigt. Und das sind alles Beigaben der merovingischen Gräber!

Soweit reichen meine Beobachtungen über die nichtmerovingischen Altsachen aus den Reihengräbern von Reichenhall. Schärfere Augen, als die meinen, mögen vielleicht unter den in Berlin ausgestellten, respective magazinierten Materialien aus Reichenhall noch weitere Stücke vor- und nachmerovingischer Zeit auffinden, mir scheint das beinahe sicher zu sein, denn bei einzelnen Gegenständen hege ich noch den Verdacht, dass auch sie nicht zur Ausstattung der Reihengräber gehören.

Es fragt sich nun, wie wir das Vorkommen nichtmerovingischer Gegenstände in diesen Reihengräbern etwa aus der Zeit um 700 n. Chr. zu erklären haben. Was die mittelalterlichen und neuzeitlichen Scherben anbelangt, die nach Chlingenspergs Ansicht zu den Gefäßen des Todtenschmauses u. dgl. gehören, so überlassen wir es getrost Chlingensperg, eine plausible Erklärung dafür zu finden. Wir hoffen wenigstens, dass er in den betreffenden Gräbern keine amtlichen Bescheinigungen aus der Agilolfingerzeit dafür entdeckt hat, dass diese viele Jahrhunderte jüngeren Stücke thatsächlich den hier Bestatteten beigelegt wurden. Da wir zu glauben wagen, dass es sich bezüglich der von uns vormerovingischen Zeiten zugeschriebenen Gegenstände ebenso verhält, wollen wir hinsichtlich des Vorkommens dieser auf dem Gräberfelde eine Erklärung suchen.

Dass es sich bei allen diesen Stücken (die Scherben nicht zu vergessen) um Erzeugnisse spätmerovingischer Zeiten, des VII. und VIII. Jahrhunderts n. Chr., handelt, davon wird wohl ein jeder, der auch nur oberflächlich La Tène- oder römische Alterthümer kennt, bei einer Deutung der betreffenden Altsachen ganz absehen.

Weiter könnte man sich fragen, ob diese Gegenstände, z. B. die La Tène-Sachen (auf die ich in meiner früheren Bemerkung mit Absicht schon hinwies, um für die Statistik der bayerischen La Tène-Alterthümer neues Material herbeizuschaffen), etwa alte Erbstücke der betreffenden Familien vorstellen, Erbstücke aus der Zeit, da die Markomannen noch nördlich oder südlich vom Main saßen, Erbstücke etwa aus der Beute, die Markomannen unter Ariovist aus Gallien heimgebracht haben mochten, Erbstücke aus den Schätzen, die vielleicht Maroboduus' Leute noch

[1]) Eine bisher noch nicht erwähnte Kette dieser Art (mit Emaileinlage) besitzt das Museum in Nördlingen von der Burg Hürnheim.

in Böhmen verbliebenen Bojern abgenommen haben konnten. Dieser Stoff ließe sich sehr wohl zu einem historischen Roman verarbeiten, aber glauben wird das niemand, dass jene bajuvarischen Reichenhaller derartige kümmerliche La Tène-Brocken, selbst die Scherben, nachdem ihre Familien diese wertvollen Andenken sorgsam auf ihren Wanderungen von Nord- nach Süddeutschland, weiter nach Böhmen und über die Markomannenkriege hinaus noch nach Bayern mitgeführt hatten, nun fast ein Jahrtausend nach ihrer Entstehung mit ins Grab nahmen, zu irgend einem Zweck, vielleicht gar, um den glücklichen Ausgräber ihres Friedhofes vor so schwierige Probleme zu stellen. [1])

Es wäre ja nun denkbar, dass jene bajuvarischen Reichenhaller diese Metallsachen, Scherben u. s. w. zwar nicht ererbten, sie wohl aber selbst auf dem Felde, auf den Stätten alter Ansiedelungen oder Gräbern gefunden und dann getragen hätten. Eine derartige Erklärung hätte sehr viel für sich, wenn es sich um gebrauchsfähige Gegenstände oder Stücke, die sich zum Schmuck eignen mochten oder denen man geheimnisvolle Wirkung zuschrieb, handeln würde. Aber was wollen die zum Theil zerbrochenen Metallobjecte oder der eiserne Armring, der ja durch das Liegen in der Erde völlig unscheinbar und wertlos geworden sein musste, oder nun gar die Scherben bedeuten? Waren diese Reichenhaller etwa Alterthümler, Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft oder nur Liebhaber alter Dinge? War gerade damals in Reichenhall die Sammelwuth auf La Tène-Brocken gerichtet, sowie heute dies oder das, je nach dem Geschmack oder der Geschmacklosigkeit des Sammlers, bevorzugt wird. Oder endlich waren diese Reichenhaller Händler, Leute jener unangenehmen Classe, welche unter dem Vorwande der Wissenschaft einen schwunghaften Handel mit Alterthümern betreibt, Leute, die sich in wissenschaftlichen Kreisen breit machten und zugleich an die Sammlungen in Byzanz Alterthümer ihrer engeren Heimat verkauften? Das würde nun allerdings, wie ich gerne zugebe, ausgezeichnet für Bayern zutreffen, hier hätten wir wohl eine brauchbare Handhabe für die Erklärung, wenn es sich um das XIX. Jahrhundert handeln würde. Aber aus dem VII. oder VIII. Jahrhundert wird uns von derartigen Dingen noch nichts gemeldet.

Was sollen wir denn nun an Gründen dafür, dass diese prähistorischen und römischen Reste zur Grabausstattung von Leuten spätmerovingischer Zeiten gehören konnten, noch ausfindig machen?

Wenn in geschlossenen Funden vor- oder frühgeschichtlicher Zeiten ein Gegenstand aufgefunden wird, den wir mit völliger Sicherheit in beträchtlich ältere oder jüngere Perioden verweisen müssen, so denken wir heute, gewitzigt durch zahllose Erfahrungen, stets an eine Störung der Lagerungsverhältnisse, an eine Unregelmäßigkeit. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass in einzelnen Funden (z. B. in einem Bronzedepot oder auch in einem Grabe) sehr viel ältere Stücke als Begleiter jüngerer Gegenstände auftreten, aber jedesmal muss, und in jedem neuen Falle immer wieder von neuem, ein Nachweis dafür erbracht werden, dass zeitliche Coincidenz anzunehmen ist. Aber so wie die Verhältnisse in Reichenhall liegen, bleibt nichts weiter übrig, als anzunehmen, dass das Reihengräberfeld ältere Schichten, eher Gräber als Wohnstätten, zerstörte, dass die betreffenden vormerovingischen Alterthümer bereits im Boden lagen, als man in der Merovingerzeit hier neue Gräber grub, dass die älteren Gegenstände mit der ausgehobenen Erde auf die jüngeren Bestattungen und unter die Beigaben derselben geworfen wurden. Bei dieser Gelegenheit konnten alte Gefäße zertrümmert, konnten die selbst heute bei vorsichtigster Ausgrabung oft nicht intact zu hebenden Bronzegürtelketten u. s. w. zerstückelt werden und Bruchstücke von ihnen wieder unter die Erde gelangen. Das zu begreifen, sollte doch nicht schwer fallen.

Was speciell die La Tène-Sachen anbetrifft, so treten diese mehr auf der östlichen Hälfte des Leichenfeldes auf, was einige Beachtung verdienen dürfte. Und in einem Falle dürfen wir sogar mit einiger Gewissheit von einem noch intacten Grabe der La Tène-Zeit sprechen. Leider sind nur Chlingenspergs Fundbeschreibungen meist zu oberflächlich, nicht objectiv genug, wie wir hier ausdrücklich betonen wollen, er lässt ja unausgesetzt seine subjective Meinung einfließen, so dass wir eine vollkommen klare Vorstellung von der Lage der vormerovingischen Alterthümer in den betreffenden Gräbern nicht immer gewinnen, und über die Scherben können wir uns überhaupt nicht orientieren, die Details der älteren, vormerovingischen Schicht an diesem Platze können wir deswegen heute leider nicht mehr genau untersuchen.

Auf merovingischen Leichenfeldern lassen sich oftmals derartige Unregelmäßigkeiten nachweisen. Es ist ja allgemein prähistorische Art, Gräber da anzulegen, wo vorher schon Gräber

[1]) Jetzt sind in Berlin die Scherben aus der Schausammlung verschwunden, zweifellos aus dem Grunde, weil man sich über die Natur dieser Stücke völlig im Klaren ist.

waren, daher die vielen Nachbestattungen vorrömischer, römischer oder nachrömischer Zeiten in älteren Grabhügeln, daher die späten Flachgräber an Stellen, wo sich ältere Flachgräber in Resten erhalten haben. Bei merovingischen Gräbern ist das, wie gesagt, eine uns ganz geläufige Erscheinung, so gut wie die Thatsache, dass die jüngeren Bestattungen ältere Grabanlagen oft bis zur Unkenntlichkeit zerstören konnten. Einige Beispiele seien hier namhaft gemacht, um zu zeigen, auf welcher Seite man bezüglich der Reichenhaller Gräber einer durch keine Sachkenntnis getrübten Phantasie zu sehr die Zügel hat schießen lassen.

Für Fridolfing (Oberbayern) verdanken wir F. Weber den Nachweis, dass sich mitten unter den Reihengräbern, welche bekanntlich in einiger Anzahl auch prähistorische Altsachen ergaben, ein unversehrtes Grab der La Tène-Zeit erhalten hat. In Obertraubling bei Regensburg fanden sich in einer Füllgrube neben der Bahn merovingische Gräber und weiter auch La Tène-Materialien (Eisenschwert, Armringe, Fibeln). In Allach bei München stieß man bei der Untersuchung des Reihengräberfeldes auf unanfechtbare Nachweise prähistorischer Gräber. Aus Nordendorf wird uns das Vorkommen einiger älterer Stücke in den Reihengräbern gemeldet, z. B. soll ein kurzer römischer Dolch, wie ihn ein Legionssoldat des I. Jahrhunderts getragen haben mochte, in einer für ihn viel zu weiten Fassung einer merovingischen Schwertscheide gelegen haben — was vergangene Jahrzehnte in ihrer naiven Auffassung auch geglaubt haben. Aus einem anderen alemannischen Grabfelde des Donaugebietes ist mir ein frühhallstattzeitliches Väschen mit spitzem Boden, das mitten unter den Gräbern selbst zum Vorschein kam, bekannt.[1]) Weiter bieten unsere rheinischen Museen in Menge einschlägiges Material. In Wiesoppenheim (Rheinhessen) fand Koehl inmitten der Reihengräber ältere Gegenstände, ja vollständige römische Beisetzungen, in Flomborn Reihengräber zwischen den Skeleten eines neolithischen Hockergräberfeldes. In Mainz liegen unter der Ausbeute der Reihengräber von Oberolm, Abenheim, Dietersheim, Hahnheim und Budenheim (Rheinhessen) La Tène-Gürtelkrappen (wohl der älteren La Tène-Zeit), eine La Tène-Fibel, ein La Tène-Gürtelring, ein Fragment eines gläsernen La Tène-Armbandes, eine römische Fibel und ältere prähistorische Bronzenadeln, weiter aus fränkischen Gräbern in Viernheim (Starkenburg) eine frührömische Bronzefibel. Das Darmstädter Museum besitzt unter Reihengräberfunden von Reinheim und Groß-Amstadt (Starkenburg) auch Gegenstände der älteren und jüngeren La Tène-Zeit (Perlen, eine Thonklapper, Hals-, Arm- und Fingerringe). Das Museum in Wiesbaden führte vor Jahren unter seinen Reihengräberfunden auch ein angeblich in einem fränkischen Grabe zum Vorschein gekommenes eisernes Hallstattschwert, in Erbenheim bei Wiesbaden fanden sich »unter den Frankengräbern« prähistorische Thongefäße. Endlich wollen wir noch erwähnen, dass man bei Gießen Grabhügel öffnete, die merovingische Altsachen und prähistorische Reste in engster Gemeinschaft ergaben.

Was also allerorten wiederkehrt, ohne dass jemand heute noch daran denken würde, in derartigen vormerovingischen Altsachen Beigaben der merovingischen Gräber zu erblicken, das glaubt nun Chlingensperg für Reichenhall ausdrücklich in Abrede stellen zu können, ohne auch nur den Schein eines Beweises dafür vorzubringen und ohne sich hinsichtlich der Anzahl der in Betracht kommenden Gegenstände überhaupt im Klaren zu sein. Verwundern kann uns das eigentlich ja nicht, denn von den archäologischen Ausführungen Chlingenspergs durften wir so wenig etwas erwarten, wie von seinen historischen Darlegungen, denen ja bekanntlich von den Fachkreisen in recht eigenartiger Weise Anerkennung gezollt wurde! Es ist nur zu bedauern, dass der Dilettantismus in der Prähistorie und in den verwandten Wissenschaften sich heute noch immer wieder und wieder so breit macht, dass wir in dem Jahre, in welchem uns A. Riegl sein schönes Werk über die spätantike Kunst schenkte, so nichtige Dinge erörtern müssen, statt uns an Studien in der uns von Riegl gewiesenen Richtung betheiligen zu können.

[1]) Soeben veröffentlicht Naue (Präh. Blätter, 1901, S. 85—86) noch vom Reihengräberfelde bei Schretzheim (unweit Dillingen) eine Paukenfibel; wie dieses Fragment des VII. bis VI. Jahrhunderts v. Chr. in das alemannische Grab der Zeit um 600 n. Chr. gekommen sein mochte, darüber spricht er sich jedoch nicht aus.

NEKROLOG.

Wilhelm Tomaschek.

Nicht ohne Zagen komme ich der ehrenden Einladung des Secretariates nach, im Kreise der hochgeehrten Gesellschaft einige Worte der Erinnerung an Wilhelm Tomaschek zu sprechen. Als Geograph, der sein vorwiegendes Interesse der Geographie des Menschen zuwendet, bin ich mir der Bedeutung des »historischen Geographen« Tomaschek und seiner Werke für die geographische Wissenschaft bewusst; gerade Seiten seines vielseitigen Wirkens aber, welche den wissenschaftlichen Interessen der geehrten Gesellschaft zunächst stehen, dürften wohl von sprachwissenschaftlicher Seite in ihrem Zusammenhange vollständiger überblickt werden. Als Universitätsprofessor hat Wilhelm Tomaschek, der 1841 in Olmütz geboren war, seit 1878 in Graz das Gesammtgebiet der Geographie, dann seit 1885 in Wien die historische Geographie — oder wie wir heute lieber sagen würden: Anthropogeographie — vertreten und mit Erfolg auch das Kartenzeichnen gelehrt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten aber giengen aus von dem Boden philologischer und historischer Studien, wie denn auch die erste Lehrthätigkeit, die er seit 1866 zuerst an dem St. Pöltener, dann an dem Mariahilfer Gymnasium entfaltete, auf diesem Boden stand. Archäologische und linguistische Studien waren es, die ihn zur historischen Topographie führten, und er hat rastlos ihren Kreis erweitert, neue Sprachen erlernt und wissenschaftlich bearbeitet, sobald ihn topographische Probleme dazu anleiteten. Und so war er endlich in der Lage, der Erforschung der orientalischen Topographie, jener Lebensaufgabe, die er sich selbst in weitem Umfange in der Vorrede zu seinen »Gothen in Taurien« umgrenzt hat, eine umfassende Kenntnis der orientalischen Sprachen, ihrer Denkmäler und Literaturen ebensowohl zur Verfügung zu stellen, wie die methodische Beherrschung und vorsichtige Anwendung philologisch-archäologischer Kritik und vergleichender Sprachwissenschaft. Als einen Zweig seiner topographischen Studien, den er mit besonderer Vorliebe betrieb, darf man die historische Ethnographie bezeichnen; es lag ihm besonders am Herzen, sowohl die sprachliche Zugehörigkeit wie die geographische Ausdehnung und Verbreitung jener Völkerschaften festzulegen, welche uns in den Quellenwerken genannt sind. Es ist klar, dass hiebei das Identificieren der Namen eine hervorragende Rolle spielt, aber ebenso klar, dass Identificieren ohne Vergleichen und Erklären der tieferen Begründung entbehren muss. So gelangte Tomaschek zur Anwendung der vergleichenden Sprachwissenschaft in zahlreichen Einzelfällen. Sie war ihm aber nicht bloß das Werkzeug bei kleiner Detailarbeit, sie lieferte ihm auch das Rüstzeug zu größeren Unternehmungen, indem er die überlieferten Sprachreste und Namen untersuchte, um die Zugehörigkeit der Völker auf linguistischem Wege festzustellen. So hat er die thrakischen und dakischen Sprachreste, so eine Anzahl iranischer Dialecte, so insbesondere auch die Pamirsprachen behandelt, und eine rein sprachwissenschaftliche Arbeit von eigenem Reiz ist seine Discussion der gothischen Wörter, die Busbek in der Krim gesammelt hat. Die vergleichende Sprachwissenschaft war ihm noch in einer anderen Richtung von hohem Werte — er nannte »linguistische Paläontologie« die Ermittlungen, welche die Sprachvergleichung über den Culturzustand der Völker in ihren Anfängen gestattet, und wusste davon vorsichtigen Gebrauch zu machen. Dabei kam denn auch das ethnologische Moment zur Geltung. Volksbrauch und Volkssitte wurden ebensowohl angerufen, ihr Zeugnis für die Stammeszugehörigkeit und Herkunft der in Untersuchung stehenden Völkerschaften und Volkstheile oder Personen abzugeben, wie die Ergebnisse prähistorischer Ausgrabungen. Gegenüber der Tendenz, aus oberflächlichen Übereinstimmungen in Brauch und Sitte leichtherzig Stammesverwandtschaften zu construieren, verhielt sich Tomaschek ablehnend. Aber er wusste charakteristische Bräuche in ihrer vollen Bedeutung zu erfassen und zu verwerten. In seiner ersten größeren Arbeit über Brumalia und Rosalia sehen wir ihn von einer archäologisch-ethnologischen Untersuchung über Festfeiern der Jahreszeiten ausgehen und schließlich zu den schwerwiegenden Folgerungen gelangen, dass die alten Thraker Iranier waren — später erwies er sie als Osteuropäer — und dass die heutigen Rumänen ihre Nachkommen sind. Ebenso durchdringt sich auch in seinen späteren Arbeiten das ethnologische Moment mit den philologischen und geographischen Forschungsergebnissen.

Tomascheks Arbeitsfeld lag auf dem Grenzgebiet mehrerer Disciplinen. So haben ihm mehrere für sein Wirken Dank zu zollen. Ihm war es infolge der geschilderten umfassenden Bildung möglich, die Geschicke der Orte und der Völker des Orients von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu verfolgen, wo es noth-

that, neue Quellen zu erschließen oder vorhandene neu zu beleuchten — es sei an Idrisi, Aristeas, Moses von Chorene erinnert — und das topographische und ethnographische Bild der orientalischen Culturländer, insbesondere Vorderasiens, für die verschiedensten Zeitepochen wieder herzustellen. So sehen wir ihn die vorslavische Topographie der nordwestlichen Balkanhalbinsel verfolgen, die Handelswege des Mittelalters auf dieser Halbinsel nach arabischen Quellen festlegen und zugleich ihre Völkerschaften eingehend studieren. Es ist bekannt, wie er für die Selbständigkeit des slavisch-macedonischen Volksthums eintrat, noch bekannter, wie entschieden er Röslers Ansicht über die Rumänen verfocht und in modificierter Form wieder zu Ehren brachte, wie er deren thrakische Vorfahren — als den Iraniern nahestehende Osteuropäer — scharf von den illyrischen Stämmen sonderte, und wie er die armenisch-thrakischen Elemente Kleinasiens und dessen durch Luschans anthropologische Forschungen klarer gestellte Urbewohner eingehend untersuchte. Die iranischen Skythen und ihre östlichen Nachbarn leiteten ihn nach dem flachen Nordasien, dessen frühhistorische Völkerbewegungen er durch die Kritik des Aristeas und Herodot in verblüffender Weise erhellte. Persien und Sogdiana, insbesondere auch ihre Verkehrswege im Alterthum und Mittelalter studierte er ebenso eingehend, wie die Pamirvölker. Die versprengten gothischen Reste in der Krim zogen ebenso seine liebevolle Aufmerksamkeit auf sich, wie die Kafir am Hindukusch. Der historischen Topographie Kleinasiens hat er eingehende Forschungen gewidmet, unter denen die Studie über die Wege der Kreuzfahrer besonders hervorragt, und der Fahrt des Nearch folgte er nach Indien, während seine letzte große Arbeit, die Einleitung zum türkischen Seespiegel Mohit, den Spuren der arabischen Seefahrer und der portugiesischen Entdecker bis nach dem fernen Osten nachgieng. Anderseits hat er auch die chinesischen Berichte vielfach verwertet. So umfassend war sein Studiengebiet und doch knüpfte in gewissem Sinne jede dieser Arbeiten an die übrigen an, und er kehrte gerne zu früheren Untersuchungen zurück. Am meisten scheinen ihn die alten Thraker gefesselt zu haben, denen eine seiner letzten Studien wieder gewidmet ist. Nicht oft, dann aber in sehr wertvoller Zusammenfassung, hat er einzelne Gebiete oder Völker in kleinen Monographien, meist in der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie oder in Pauly-Wissowas Realencyklopädie behandelt, so die iranischen Alanen, die Kafir, das Gebiet Kirman und anderes. Auf Afrika dehnte er seine Studien nur gelegentlich aus, so weit es mit orientalischer Cultur in Berührung kam. Es war eben seine Aufgabe, den Orient im weitesten Sinne, Osteuropa und ganz Asien topographisch-historisch zu erforschen, ihr geographisch-ethnographisches Bild klarzustellen. Dass er dabei auch der physischen Geographie nicht entrathen konnte und nicht entrathen wollte, muss wohl auch an dieser Stelle hervorgehoben werden. Ebenso verwertete er intensive Studien über die Geschichte der Erdkunde und die Geschichte der Entdeckungen — und durch sie ist seiner letzten Arbeit, dem Mohit, ihr besonderer Stempel aufgedrückt. Sie trägt einen strenger geographischen Zug, als die übrigen. — Es ist nicht möglich, die ethnographischen Ergebnisse Tomascheks in Kürze zusammenzustellen. Sie hängen mit seinen topographischen Detailstudien eng zusammen, beide beleuchten sich gegenseitig. Wir dürfen aber sagen, dass er nicht bloß in zahllosen Einzelheiten unsere Kenntnis der Völkervertheilung gefördert, sondern dass er auch in großen Zügen ihr Bild für Alterthum und Mittelalter des Orients festgelegt hat. Man durfte von ihm ein Werk erhoffen, in dem er es knapp und übersichtlich selbst vorführen werde, eine Arbeit, wie sie vor einem Vierteljahrhundert Kiepert in seiner »alten Geographie« gegeben, doch vertieft und erweitert durch die intensive Ausnützung der mittelalterlichen orientalischen Quellen. Dazu ist es leider nicht gekommen. Seine Lebensarbeit gelangte nicht zum vollen Abschluss. Aus den Bausteinen, die er angehäuft, aus den Theilbauten, die er aufgeführt, lässt sich aber die große Anlage des begonnenen Werkes erkennen. Es fehlt nur die Zuversicht, dass sich ein Fortsetzer finden werde, der mit gleich tiefen und vielseitigen Vorkenntnissen an die Arbeit herantreten könnte.

Ein großer Theil der umfassenden Arbeiten, deren wir gedachten, fällt in den ethnographischen Bereich des Arbeitsgebietes dieser Gesellschaft. Wenn auch Tomaschek kein Forscher auf dem Gebiete der Anthropologie und Urgeschichte war, hat er doch ihren Wert geschätzt und ihre Ergebnisse verwertet. Und ähnlich verhielt er sich dem großen weiten Gebiete der Ethnologie gegenüber, während er die weniger gepflegte Richtung der historischen Ethnographie, das Studium der einstigen und heutigen Völkerverbreitung, das so wichtige Grundlagen für weitere Forschungen liefert, in hervorragender Weise förderte. So trat er auch der Gesellschaft nahe, die in Österreich die genannten Wissenszweige vor allem vertritt. Als langjähriges Mitglied gehörte er seit 1890 dem Ausschusse an und nahm regen Antheil an allen Angelegenheiten der Gesellschaft. So lange es ihm sein Gesundheitszustand nicht verwehrte, hat er auch wiederholt in diesem Kreise über Ergebnisse seiner Arbeiten berichtet, die er später ausführlicher veröffentlichte. Zweimal im Jahre 1888 behandelte er als Vortragender hier speciellere Themen. Er sprach, ausgehend von den Funden im Jeniseigebiete, über die Culturzustände der Jeniseier und über die Verbreitungsgeschichte der Völkerschaften dieses Gebietes, und er erörterte im Anschluss an einen Vortrag Polaks mit überlegener Gründlichkeit die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien. Diese kleine Arbeit ist charakteristisch für seine Methode sprachwissenschaftlich-historischer Erörterung. Er geht von den überlieferten und heutigen Zinnfunden aus,

legt sprachwissenschaftlich fest, welche Völker die Bronze kannten, kommt dann auf den mesopotamischen Ausgangspunkt der Bronzebereitung und die Wege des Zinnbezuges der orientalischen Culturländer. Auch in späteren Jahren (1892 und 1893) legte er in dem Kreise der Gesellschaft kurz die Ansichten dar, die er über das Verhältnis der Thraker zu den Illyriern und über die Urbevölkerung Kleinasiens gewonnen hatte — Ansichten, deren bereits gedacht wurde.

So stand der Verstorbene in regen Beziehungen zu unserer Gesellschaft. Mit vielen ihrer Mitglieder ist er in wissenschaftlichen Verkehr getreten. Persönlich nöthigte ihn seine seit längerem schwankende Gesundheit zu großer Zurückgezogenheit. Immer aber zeigte er sich wohlwollend, selbstlos und gütig. Er lebte anspruchslos und bescheiden, fast weltscheu im Kreise der Seinen. Und als der Tod an ihn herantrat, den er weit länger schon ahnte, als seine weitere Umgebung, da war der Schmerz, den er den Seinen bereiten musste, seine Hauptsorge. Mit Umsicht und Klarheit ordnete er insbesondere seine wissenschaftlichen Angelegenheiten und starb mit der Ruhe eines Weisen. Sein Hinscheiden hat eine Lücke gerissen, die schwer auszufüllen ist, da eine Individualität von seinem eigenartigen Gepräge nicht leicht wiederkehrt. Freunde, Schüler und Arbeitsgenossen aber betrauern vor allem den Hingang eines guten Menschen.

R. Sieger.

LITERATURBERICHTE.

A. ANTHROPOLOGIE.

42.

Beck, G.: Der Urmensch. Kritische Studie. Basel 1899. 8°, 62 S.

Das Heftchen bietet eine kurze gemeinverständliche und doch recht gründliche Zusammenfassung des Wichtigsten, was bis vor einem Jahre über die Abstammung des Menschen und den Menschen der älteren und jüngeren Steinzeit zu sagen war. Dadurch empfiehlt es sich als Leitfaden allen, welche sich mit Ernst dem Studium dieser Fragen zuwenden wollen. Neue kritische Beleuchtung einzelner Fragepunkte darf man von einer so gedrängten Darstellung nicht verlangen. Verfasser wandelt die Wege der streng nüchternen Virchow'schen Schule und schießt gelegentlich sogar über den Altmeister hinaus, indem er z. B. den Neanderthaler- und den Cannstatt-Schädel ganz zu den zweifelhaften und wissenschaftlich wertlosen Funden wirft. Darin hat er wohl nicht das Richtige getroffen. Ebensowenig darin, dass er gegentheiligerweise den von Prof. Al. Makowsky (und nicht von Dr. Kříž — siehe S. 19) ausgegangenen Irrthum bezüglich der vermeintlichen Bearbeitung und Auskratzung der Mammutknochen aus der Umgegend von Brünn vertrauensvolle Aufnahme gewährt und dadurch weitere Verbreitung verschafft hat.

Szombathy.

43.

Pittard, Eugène: Etude de diverses séries de crânes anciens de la Vallée du Rhône (Valais). [Untersuchung verschiedener Reihen alter Schädel des Rhônethales (Wallis).] Neuchâtel 1899, 8°, 164 S.

Es wurden im ganzen 422 Schädel aus alten, theilweise bis über das XII. Jahrhundert hinausreichenden Beinhäusern untersucht und davon 320 eingehender gemessen. Zu dieser Untersuchung haben fünf Orte beigetragen, und zwar: Naters bei Brieg mit 113, Visp (Viège) mit 40, Raron mit 45, Siders (Sierre) mit 63 und Saxon mit 59 vollständig gemessenen Schädeln. Verfasser bezieht sich auf zwei Hauptschädeltypen, nämlich: 1. den brachycephalen mit rundlicher Norma verticalis, kurzem Hinterhaupt und pentagonaler Norma occipitalis und mit vorwiegend lepto-prosopem Gesichte, den »type celtique« Brocas oder genauer gesagt die Alpenkelten, und 2. im Gegensatze dazu auf einen dolichoiden Typus, Brocas »type Kymrique« oder »Kymrogermanique«. Letzterer ist in der Minderheit und erreicht (einschließlich der ihm nahestehenden Mischformen) nur bei 10% aller Schädel. Bloß in Siders bringen es die Dolichoiden einschließlich der Mesocephalen auf 29%. Bei den Kurzköpfen (Breitenindex 80—96), welche 88% der Gesammtmasse ausmachen, sind die höheren Grade der Brachycephalie sehr ansehnlich vertreten. Verfasser macht nach den Abtheilungen der Frankfurter Verständigung folgende Aufstellung:

Dolichocephale	5 = 1·56%
Mesocephale	33 = 10·35%
Brachycephale	118 = 36·99%
Hyperbrachycephale	163 = 51·09%

Das sind Zahlenverhältnisse, welche z. B. den von Holl und Tappeiner für einen großen Theil der Bevölkerung Tirols gefundenen sehr nahe kommen.

Pittard gliedert die im großen und ganzen sehr verdienstvolle Untersuchung in zwei Abschnitte, deren einer zunächst das Schädelmaterial der einzelnen Ortschaften getrennt vorführt und dann in summarische Zusammenstellungen der einzelnen Maße eingeht, während der zweite Abschnitt sich mit einigen Detailuntersuchungen befasst, ohne allzu tief in die Materie, deren Aufnahme an Ort und Stelle viele Schwierigkeiten bietet, einzudringen.

J. S.

44.

Kraitschek, Dr. Gustav: Europäische Menschenrassen. Sonderabdruck aus dem XXI. Jahrgang der Zeitschrift für Schulgeographie. 17 S.

Wer weiß, wie langsam neue Anschauungen auf dem Gebiete irgend einer Wissenschaft den Weg aus den engen Kreisen der Fachmänner in die Schule finden, wird dem Verfasser dieser Abhandlung Dank dafür wissen, dass er es unternommen hat, die wichtigsten Ergebnisse der neuen Ethnologie den mit dem historisch-geographischen Unterrichte an Mittelschulen betrauten Lehrern zu vermitteln. Diesen Dank verdient Kraitschek umsomehr, als er es verstanden hat, dieselben in klarer und übersichtlicher Weise darzulegen, die wichtigsten Thatsachen, auf denen die neuen Anschauungen beruhen, kurz vorzuführen und die Leser durch reiche Literaturangaben in den Stand zu setzen, sich eingehender mit denselben und ihrer genaueren Begründung bekannt zu machen.

K. Penka.

45.

Onnis, Dr. E. Ardu: Contributo all' antropologia della Sardegna. Estratto degli atti della società Romana di antropologia, VI, III. 1900. 8°.

Der Verfasser behandelt in der 23 Seiten umfassenden Studie 63 moderne Sardenschädel der Sammlung des Istituto Antropologico zu Rom. Wie er eingangs erklärt, gehört er der neuen italienischen Schule an. Dementsprechend legt er das Hauptgewicht auf die Gruppierung der untersuchten Schädel nach den von Sergi aufgestellten morphologischen Typen, gibt aber doch daneben die wichtigsten Kopf- und Gesichtsmaße sowie eine Reihe daraus berechneter Indices an. Wertvoll ist die Beigabe von photographischen Abbildungen. Onnis fand unter den untersuchten Sardenschädeln folgende Formen vertreten:

Name	Stückzahl	Breitenindices
1. Cuboides	6	74·1—81·7
2. Ellipsoides	21	61·3—77·2
3. Ovoides	14	71·3—77·8
4. Pentagonoides	13	69·7—79·3
5. Platycephalus	1	75·5
6. Sphenoides	4	80·7—85·2
7. Sphaeroides	3	81·7—82·6.

Innerhalb jeder dieser Haupttypen finden sich wieder verschiedene nach Sergis Schema benannte secundäre Typen. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, dass die von einigen Anthropologen behauptete Einheitlichkeit des Typus der sardinischen Bevölkerung durch das Ergebnis der Untersuchung nicht bestätigt werde.

Hierzu sei noch Folgendes bemerkt: Wenn Onnis in der Einleitung die Vorzüge der neuen Betrachtungsweise des Schädels hervorhebt, so kann man ihm darin nur beistimmen, da eine Reaction gegen die zu weitgehende, einseitige Anwendung der messenden Methode gewiss am Platze war. Man muss sich jedoch auch vor dem entgegengesetzten Extrem hüten, das darin besteht, den bisher mit Hilfe der messenden Methode gewonnenen Resultaten jeden Wert abzusprechen und den von der Anthropologie eingeschlagenen Weg als einen Irrweg zu bezeichnen. Nach den nunmehr auch kartographisch vorliegenden Ergebnissen der anthropologischen Statistik Europas kann z. B. kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass der Breitenindex wirklich für die Classification der Menschenracen von Bedeutnng ist. Wir haben hier ein entschieden wertvolles Ergebnis der messenden Methode vor uns. Es hat sich auf diesem Wege in Verbindung mit der Statistik der Farbenmerkmale die Dreitheilung der europäischen Völker ergeben. Zu demselben Resultate gelangte auch Sergi auf seinem Wege (specie e varietà umane, 1900). Ein Unterschied besteht nur darin, dass er die nordische und die mittelländische Race als Varietäten seiner species Eurafricana auffasst, die sich durch verschiedene Complexion von einander unterscheiden. Das andere Racenelement nennt er species Eurasica. Die species Eurafricana zeigt ellipsoide, ovoide, pentagonoide und beloide Schädel, die nach ihren Indices dolicho- oder mesocephal sind. Die species Eurasica weist sphenoide, sphäroide und platycephale Formen auf, die meist brachycephal sind. Die neue Methode hat also in diesem Falle die bisherige Betrachtungsweise nicht Lügen gestraft, sondern ihre Ergebnisse vielmehr bestätigt. Eine Berechtigung dazu, die bisherige Methode gänzlich zu verwerfen und die Sergis an ihre Stelle zu setzen, dürfte sich aus diesem Factum wohl kaum ableiten lassen, insbesondere wenn man bedenkt, dass ja auch bisher die meisten Anthropologen, besonders die deutschen, sich nicht mit der bloßen Angabe einiger Indices begnügten, sondern auch großes Gewicht auf genaue Beschreibungen und gute Abbildungen legten. Auch das Bestreben, typische

Formen aufzufinden, begegnet uns sehr häufig in der bisherigen anthropologischen Literatur. Ob die norma verticalis jene bevorzugte Stellung verdient, die ihr Sergi anweist, ist wohl noch eine strittige Frage.

Es soll nun nicht geleugnet werden, dass da und dort zuweilen die morphologische Betrachtungsweise durch einseitige Anwendung der messenden Methode in den Hintergrund gedrängt wurde. Als gesunde Reaction gegen dieses Extrem ist die entschiedene Betonung der Form durch Sergi allerdings sympathisch zu begrüßen.

Dr. Gustav Kraitschek.

46.

Jankó, Dr. Johann: Magyarische Typen. Erste Serie: Die Umgebung des Balaton. (Magyar Typusok. Első sorozat: A Balaton Mellékéről.) Auf Kosten des königlich ungarischen Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben durch die Ethnographische Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums. (Ethnographische Sammlungen des ungarischen Nationalmuseums II.) 9 S. und 24 Tafeln. 4°. Budapest 1900.

Im Rahmen des ethnographischen Cabinets des ungarischen Nationalmuseums besteht seit 1896 ein auf besonderes Betreiben des Directors Jankó eingerichtetes anthropologisches Laboratorium, welchem zunächst die Aufgabe gestellt ist, systematische Untersuchungen an Lebenden, insbesondere in der Bevölkerung Ungarns auszuführen. Die Herren Museumsdirector Emerich v. Szalay und Unterrichtsminister Dr. Julius v. Wlassics haben sich durch die thatkräftige Förderung dieser im großen anthropologischen Institute der Budapester Universität einigermaßen vernachlässigten Untersuchungen ein Verdienst erworben. Es entspricht der in Ungarn seit Jahren maßgebenden und auch die wissenschaftliche Forschung nicht unberührt lassenden politischen Richtung, dass diese anthropologischen Untersuchungen vor allem dem Magyarenthum des Landes gelten.

Director Jankó hat bereits im Jahre 1892 gelegentlich der ethnographischen Durchforschung des siebenbürgischen Comitates Torda-Aranyos anthropologische Aufnahmen — Körpermessungen und Photographien — ausgeführt. Die etwas mageren Resultate wurden ohne Abbildungen publiciert. Gelegentlich der ethnographischen Durchforschung der Uferlandschaft des Plattensees (Balaton) setzte Jankó (seit 1895) auch die anthropologischen Aufnahmen fort. Sie erstrecken sich über 50 am Ufer des Plattensees gelegene, den Comitaten Zala und Somogy angehörige Ortschaften mit zusammen 55.500 Seelen, von welchen nach der vorletzten Volkszählung nicht weniger als 99·1% Magyaren sind; also eine der Volkszählung nach national so gut wie ungemischte Bevölkerung. Es wurden 327 auf ihre reine Nationalität hin besonders ausgelesene Individuen gemessen und photographiert. 52 Maße nach dem Schema Topinards und en face- sowie en profil-Bild des Kopfes. Die Einzelnheiten und die Ergebnisse der Messungen sind einer größeren Publication der Balaton-Commission, auf deren Kosten sie ausgeführt wurden, vorbehalten. Die vorliegende Publication bringt bloß die Reproduction der photographischen Aufnahmen von 48 Männern, die aus dem gesammten Material ausgewählt wurden. Eine Auslese von etwa 15%. Bei jedem Kopfe sind Name, Wohnort, Stand, Alter, somatologische Complexion, Körpergröße, Körperumfang und Längenbreitenindex des Kopfes verzeichnet.

Wir blättern die 24 sauber und einheitlich gedruckten Tafeln durch. Das also ist die rein magyarische Bevölkerung des Plattensees? Jankó täuscht sich im allgemeinen nicht über das, was man den physischen Typus des Magyaren nennt. Er spricht (S. 7) im Plural von den Typen des Magyarenthums, die anthropologisch von einander total verschieden sind, wie z. B. der kleine Magyar der Tiefebene, der große Székler, der braunäugige Kumane, der blauäugige Jazyge u. s. w. Aber er nimmt an, oder sagt wenigstens, dass es in Ungarn zahlreiche Volksgruppen gibt, in welchen ein solcher Magyarentypus historisch, sprachlich und ethnographisch in sich einheitlich ist. Das klingt aber höchst unwahrscheinlich, besonders was das »historisch« anbelangt, und muss dort, wo es als Basis für die Annahme einer anthropologischen Einheitlichkeit angenommen wird, mit großer Vorsicht untersucht werden. Die in der vorliegenden Publication behandelte Bevölkerung der Plattenseegegend kann ganz gewiss nicht als historisch einheitlich bezeichnet werden. Wenn sie sich heute sprachlich zu 99·1% zum Magyarenthum bekennt, so zeigen im Gegensatze zu dieser politischen Einheitlichkeit die veröffentlichten Bilder, dass von einer anthropologischen Einheitlichkeit selbst in dieser zweimal gesiebten Auslese keine Rede ist, sondern dass da verschiedene Typen oder Nationalitäten durcheinander gemischt sind. Es wird demnach in den magyarischen Bezirken Ungarns nicht anders sein, wie anderwärts. Die objective anthropologische Untersuchung führt überall in Europa auf mehr oder weniger bunte Gemische. Um deren Analyse handelt es sich. Die ungarischen Anthropologen werden sich ein außerordentliches Verdienst erwerben, wenn sie die mit patriotischem Eifer in Angriff genommenen Aufnahmen der lebenden Bevölkerung

ohne Rücksicht auf die politische Reversseite der Frage, ohne Voreingenommenheit fortsetzen und den Fachgenossen in eingehenden Publicationen, für welche das vorliegende Bilderheft ein hübsches Muster ist, vollinhaltlich mittheilen. J. Szombathy.

B. URGESCHICHTE.

47.

Schliz, Dr. Alfred: Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend. Separatabdruck aus dem 6. Heft des Historischen Vereines Heilbronn. Mit 3 Tafeln. Heilbronn 1900.

Der Verfasser sucht in der vorliegenden Schrift den allmählichen Übergang von der Erdbestattung zur Feuerbestattung im Verlaufe der Bronze- und Hallstattzeit an den Fundverhältnissen in der Umgebung von Heilbronn darzulegen. Er gibt zunächst einen Überblick über die allgemeinen Erscheinungen während der bezeichneten Zeitalter und berührt die Höhenwege, die Ringwälle, die Trichtergruben, die Hochäckeranlagen und geht am Schlusse zu den Grabhügeln über.

Das Ergebnis der Untersuchung der Grabhügel geht dahin, dass in der älteren Bronzezeit die Erdbestattung allein üblich war. Die Leichen wurden auf den Boden gelegt und der Grabhügel darüber aufgeschüttet. Steinsatz oder Steinbedeckung diente zunächst nur gegen das Ausgraben durch wilde Thiere; sie wurden aber mit der Zeit künstlicher und zu einer wesentlichen Einrichtung des Grabes. Zum erstenmale tritt die Brandeinwirkung in einem Erdbestattungsgrabe mit kunstvollem Grabbette aus Findlingsblöcken hervor. Die Leiche war mit Erde überschüttet und darüber ein starkes Feuer entzündet, welches die Erde roth und hart brannte, die Leiche aber unberührt ließ. Die zahlreichen Beigaben sind zeitlich charakterisiert durch einen dreieckigen Dolch und einen Absatzcelt mit Randleisten ohne Schaftlappen.

Ein weiterer Schritt geschieht sodann durch wirkliches Verbrennen der einzelnen Leichen in einem immer noch kunstvoll aus Blöcken errichteten Grabbette, zu dem eine neue Einrichtung, die Pflasterung, kommt. Der Bau der Grabhügel passt sich sodann immer mehr dem Zwecke an, die Blöcke am Kopf- und Fußende verschwinden, der Plattenboden, auf welchem verbrannt wurde, wird zur Hauptsache. Endlich dient der Steinsatz nur mehr zur Verbrennung der Leichen, und zwar verschiedener Leichen und zu verschiedenen Zeiten auf derselben Brandstatt, woraus sich technisch vollkommener ausgeführte Crematorien entwickeln in der Form von trichterförmigen, aus Steinen gefügten Verbrennungsöfen. Die gesammte Asche wurde in eigenen Hügeln untergebracht, obgleich auch in der Heilbronner Gegend die Sitte nicht fehlt, die auf der allgemeinen Verbrennungsstätte gewonnene Asche in besonderen Gefäßen beizusetzen.

Am Schlusse der Hallstattzeit wird irgendwelche Kunst oder Sorgfalt auf den Bau der Grabhügel nicht mehr angewendet. Da kein Steinsatz vorhanden, fließen die Hügel auseinander und werden breit.

Während nun ein schrittweises Vorgehen beim Übergange von der Erdbestattung und zu wirklichen Verbrennungsstätten stattfindet, vollzieht sich die Rückkehr zur Erdbestattung plötzlich und unvermittelt; sie hängt zusammen mit dem Beginne der La Tène-Zeit. Soweit des Verfassers Darstellung.

Man kann sich nun ganz gut vorstellen, dass der Entwicklungsvorgang sich wirklich so gestaltet hat, wie ihn der Verfasser auf Grund der verschiedenen Befunde in den Hügeln annimmt. Allein es stehen doch gewisse Bedenken entgegen, welche es im Zweifel lassen, ob die vom Verfasser vorgefundenen Thatsachen wirklich in dem folgegemäßen Zusammenhange stehen, in welchem er sie sieht. Es fehlen nämlich in fast allen aufgedeckten Hügeln die Begleitbefunde und es lässt sich daher keineswegs feststellen, ob die vorbeschriebenen Einrichtungen und die daraus erschlossenen Verbrennungsarten wirklich so aufeinander gefolgt sind, wie es der Verfasser annimmt. Schon bei der vermeintlichen ersten Stufe der Leichenverbrennung, bei der die Leiche während des zweifellos stattgehabten Brandes durch eine Bedeckung mit Erde geschützt war, bleibt es fraglich, ob ihre wirkliche Verbrennung beabsichtigt gewesen, oder nicht vielmehr das Gegentheil, nämlich deren möglichste Conservierung durch das Hartbrennen der Erde, das die Leiche nicht nur unberührt ließ, sondern auch mit einer schützenden Decke versah. Es ist daher keineswegs sicher, dass man diese allerdings seltene Anwendung des Feuers bei einer Erdbestattung als einen ersten Schritt zur wirklichen Verbrennung der Leiche zu betrachten habe. Dem Referenten will es vielmehr scheinen, dass auch der Brauch der Verbrennung nicht im Lande entstanden, sondern als etwas Fertiges übernommen worden ist, das allerdings nicht überall gleichzeitig Eingang gefunden hat. Wohl aber mag dieser Brauch alle Phasen der allgemeinen Entwicklung der Beerdigungsweise auch in der Heilbronner Gegend durchgemacht haben und als solche werden wir die vom Verfasser dargestellten Erscheinungen betrachten dürfen.

Von diesen Bedenken abgesehen, ist die vorliegende Schrift eben wegen der vielfältigen Erscheinungen, die sie behandelt, mit Dank zu begrüßen, und wir können nur wünschen, dass ihr Verfasser seine mit Umsicht geführten Untersuchungen in gleich erfolgreicher Weise fortführe. M. Much.

48.

Forrer, R.: Zur Ur- und Frühgeschichte Elsass-Lothringens nebst vor- und frühgeschichtlicher Fundtafel mit 192 Abbildungen in Licht- und Farbendruck. Straßburg, Verlag von K. J. Trübner, 1901. Fol. 46 S.

Das soeben erschienene Werk mit erläuternden und die Urgeschichte bis an die historische Zeit mit kurzem lehrreichen Text erklärender Wandtafel ist eine sehr willkommene Fortsetzung und Ergänzung der bisher bekannten derartigen für weitere Kreise belehrenden Bildwerke und schließt sich würdig ähnlichen Publicationen an, wie wir dieselben bereits von Oskar Fraas, v. Trültsch, M. Much und anderen besitzen.

Die vorliegende Wandtafel (66 : 85 *cm*), in farbigem Lichtdruck hergestellt, veranschaulicht uns die bezüglichen Funde in besonders typischen Objecten, wenn nicht ausdrücklich anderes bemerkt wird, in ungefährer Naturgröße. Die einzelnen Culturperioden erscheinen durch senkrechte Abtheilungslinien geschieden, welche jedoch in den ausgelassenen Zwischenräumen solche Gegenstände enthalten, wie sie der Autor für die jeweiligen Übergangsstadien bezeichnend, also beiden sich ablösenden Culturperioden gemeinschaftlich erachtet. Am Fuße jeder Abtheilung finden sich die Bezeichnungen für die einzelnen Objecte in fortlaufenden Nummern angeführt und angedeutet, wo gemachte prähistorische Funde anzumelden sind.

In den vorgeführten Typen von Artefacten der Stein-, Bronze-, Eisen-, römischen und Völkerwanderungs-Zeit begegnen wir fast ausnahmslos wohlbekannten und auch bei uns — in Österreich-Ungarn — häufig erscheinenden Objecten aus Stein, Knochen und Metallen, und dies wird erklärlich, wenn in Berücksichtigung gezogen wird, dass Elsass-Lothringen, als in »Wort und Bild« vorgeführtes Fundterrain prähistorischer Gegenstände, gewissermaßen einen eminenten Centralpunkt vorgeschichtlichen Verkehrs in Westeuropa vorstellt: vom Rhein durchströmt, durch die Donau mit dem Osten, durch die Rhône mit dem Süden — einerseits also mit dem schwarzen, anderseits mit dem mittelländischen Meere in Verbindung; vom Westen längs zahlreicher Flussläufe leicht zu erreichen, bildete der in die Nordsee mündende Rhein eine natürliche Verkehrsstraße mit Anschlüssen aus allen Weltgegenden. Elsass-Lothringen bot aber auch noch durch seine günstige Lage, fruchtbare Niederungen, Wild- und Fischreichthum erwünschte Gelegenheit zu Niederlassungen schon in allerältester Zeit und dadurch wird es auch erklärlich, dass sich hier der Verkehr schon in prähistorischer Zeit gewissermaßen concentrierte und Zeugen der vorübergehenden und sesshaften Anwesenheit des Menschen auf einem verhältnismäßig beschränkten Terrain — etwa $^3/_4$ Niederösterreichs — in besonders reichen und alle Culturperioden umfassenden Gebrauchsgegenständen zurückließ.

Der Text selbst ist für seinen Zweck umfassend und obzwar auf 44 Seiten zusammengedrängt, dennoch geeignet, dem Leser ein Bild der einstigen Verhältnisse des Landes in Kürze vorzuführen und mit den auf die Wandtafel bezugnehmenden Erläuterungen und ihre gelungenen Illustrationen uns in längst vergangene Zeiten zu versetzen. Derselbe zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, nämlich: »Begleitworte« und »Über die Vorzeit des Landes Elsass-Lothringen«. »Mehr Bilder in die Schule!« »Mehr Bilder in wissenschaftliche Werke!« ist das Losungswort, womit der Autor großen Erfolg erwartet zur Erkenntnis und Erhaltung prähistorischer Funde. R. Forrer legt besonderes Gewicht darauf, dass er den Trennungslinien einzelner Culturperioden durch Einlage der Übergangsformen die Schärfe nimmt, da — wie bekannt — scharfe Zeitgrenzen nie bestanden haben. Die Auswahl der typischen Fundobjecte geschah zum größten Theile aus einheimischen Quellen, wobei sich herausstellte, dass es nicht an Anzeichen der ethnologischen Verschiedenheiten zwischen den prähistorischen Bewohnern des Elsass und denen Lothringens fehlte. Nach Anführung einiger besonders typischer Grabhügel und prähistorischer Funde überhaupt und bezüglichen allgemeinen archäologischen Auseinandersetzungen, bespricht der Autor die in Betracht kommenden Denkmäler der Urzeit, wobei der Fundort, die Fundumstände oft als ebenso wichtig wie die Fundgegenstände selbst bezeichnet und die Museen als eigentliche Archive erachtet werden. »Die Urgeschichte,« sagt R. Forrer, »ist ein Product des XIX. Jahrhunderts und steht heute in einer Ära der Versuche nach strenger chronologischer Classification.« Zum Schlusse werden alle Factoren zur Mitarbeit bei archäologischen Forschungen aufgefordert, Gelehrte und Laien: »Alle sollen mithelfen, alle sind zur Mitarbeit eingeladen!« — —

Die Vorzeit des Landes Elsass-Lothringen datiert der Verfasser hinter die Zeit der römischen Cäsaren: die ersten Spuren der Anwesenheit des Menschen machen sich auch in Elsass-Lothringen erst in der Diluvialzeit bemerkbar, sind aber in ihrem Auftreten nach den bisherigen Funden sehr spärlich; reicher an Culturresten ist dagegen die spätere Stein- oder die Zeit der geschliffenen Steinwerkzeuge, die neolithische Epoche; in ihr deuten allerlei Anzeichen darauf hin, dass hier bereits verschiedene Völkerschaften nebeneinander saßen; dies beweisen die gleichalterigen verschiedenen Wohnsysteme, die variierenden Todtenbestattungen (Hockergräber und langausgestreckte Leichen) und verschiedene Schädelformen. »Die ältere und die jüngere Steinzeit besitzen kurze wie langköpfige Schädel und so weist alles darauf hin, dass in neolithischer

Zeit nicht nur Reste der »paläolithischen Urbevölkerung« und eine neu eingewanderte »neolithische Race« nebeneinandersaßen, sondern dass da seit undenklichen Zeiten bereits Völker- und Racenvermengungen stattgefunden hatten«; die neu eingewanderte Bevölkerung hat sich in der Ebene angesiedelt; an Flussläufen wohnte sie in Pfahlbauhäusern, in der fruchtbaren Ebene in dorfähnlichen, mit Gräben und Pallisaden eingefriedeten Farmen. Das Endstadium der neolithischen Zeit ist gekennzeichnet durch das öftere Auftreten des Kupfers, beziehungsweise der ersten Bronze in Form von Geräthen, Waffen und Schmuck. Der Beginn der Bronzezeit macht sich kenntlich durch das immer häufigere Erscheinen dieser Legierung, und die Steinzeit verschwindet bald gänzlich. Zeugen der Bronzezeit erscheinen häufig in Gestalt von Einzel- und Depôt-Funden. Die ältere Bronzezeit schließt an die Stein- und Kupfercultur; die mittlere und spätere verändert das Bild erheblich und zeigen die Formen sich von den neolithischen Prototypen emancipiert. Zur alten Sitte der Leichenbestattung tritt der Leichenbrand und die Grabhügelbestattung, welche möglicherweise auf die Einwanderung eines fremden Volkes zurückgeführt werden dürfte; die Bronzen selbst sind auf dem Wege des Handels gekommen.

Für den Beginn der Eisenzeit ist bezeichnend das Auftreten dieses Metalles an Stellen, wo bisher nur die Bronze diente, und durch das Erscheinen neuer Formen. Die Grabhügel dieser Periode liegen meist in den fruchtbaren Waldebenen, wo sie oft bedeutende Nekropolen bilden; auch kommen mehrere Todte in einem Grabe vor, und Nachbestattungen sind nicht selten sogar aus einer viel jüngeren Periode (Römer- und selbst Frankenzeit). In der späteren Eisenzeit (La Tène-Zeit) erscheinen »etruskische« Importe, welche die »altitalischen« ablösen. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die »Kelten« und diesbezügliche Andeutungen römischer Classiker, wendet sich der Autor dem Erscheinen der Germanen zu, deren Einwanderung vom Norden erfolgte und deren Anwesenheit in Elsass-Lothringen durch das Auftreten von Flachgräbern anstatt der bis dahin beobachteten Hügelgräber angedeutet erscheinen. Zur Zeit des ersten Erscheinens der Römer, dem Momente, wo Vorgeschichte und Geschichte zusammentreffen, mag Lothringen besitzrechtlich römisch gewesen sein, aber culturell und archäologisch gehört die ganze Zeit Cäsars noch nicht zur Römerzeit; diese beginnt in Elsass erst mit der Augustinerzeit; erst um die Mitte des I. Jahrhunderts nach Chr. ist die keltische Zeit, die La Tène-Periode zu Ende und es herrscht die römische Cultur.

Zu dem allmählichen Niedergang der durch zahlreiche typische Funde charakterisierten Römerherrschaft gesellen sich später die ersten Anzeichen des Christenthums, aber noch lange wogt der Kampf um das III. und IV. Jahrhundert zwischen der römischen Cultur und jener der germanischen Sieger; dann gewinnen die letzteren die Oberhand und statt der römischen Funde begegnen wir jenen der Völkerwanderungszeit. An Stelle römischer Todtenverbrennung gelangen Reihengräber mit den entsprechenden Fundtypen, deren Formen ein Gemenge römischer und vorrömischer Vorbilder darstellen, also nicht einem Volke, sondern einer bestimmten Zeit angehören.

Die Germaneneinwanderung gibt dem Lande allmählich ein neues Gepräge; die Langschädler und Blonden nehmen zu; germanische Götter und Sitten, Hausbauformen etc. finden Eingang; Orts- und Personennamen werden germanisch. Endlich erscheint das Christenthum von einigen Mönchen ins Land gebracht. Die heidnischen Götter verschwinden; an ihrer Stelle tritt der Heiligencult; es entstehen neben den heidnischen Tempeln christliche Gotteshäuser; Stein- und Quellencult, heidnische Feste werden christianisiert; an merkwürdig geformte Felsen und Schalensteine werden christliche Legenden geknüpft, oder sie werden in Verruf gebracht, indem man sie mit Teufel und Hexen in Verbindung bringt u. s. w., kurz, es finden alle jene Mittel Anwendung, welche anderswo und auch bei uns üblich waren, um dem Christenthum zum Sieg zu verhelfen.

R. Forrer schließt seine interessanten und lehrreichen, durch den Hinweis an geeigneter Stelle auf die gelungene Wandtafel versinnlichten Deductionen mit den treffenden, auch für andere Ländergebiete zu beherzigenden Worten:

»Der Ackerbauer blieb an der Scholle kleben, trotz aller historischen und vorhistorischen Völkerstämme! Er bildete den »eisernen Bestand«, blieb, mochten heute Gallier oder Römer, Hunnen oder Germanen sich des Landes bemächtigen. Nur die Herrschaft wechselte. Die Bevölkerung mochte bald von dieser, bald von jener Seite anderes Blut zugeführt werden, der alte Grundstock aber ist von dem Tag an geblieben, da der Neolithiker sich als Ackerbauer »festgesetzt« hatte.«

Im ganzen entspricht das Werk R. Forrers seinem Zwecke, zu belehren und auf Funde prähistorischer Gattung aufmerksam zu machen und sie vor Verschleppung zu bewahren, vollkommen und kann in den weitesten interessierten Kreisen bestens empfohlen werden.

Hein. Richlý.

49.

Déchelette, Joseph: Le Hradischt de Stradonic en Bohème et les fouilles de Bibracte. (Das Hradischte von Stradonitz in Böhmen und die Ausgrabungen von Bibracte.)

Étude d'Archéologie comparée. Extrait du Congrès archéologique de Mâcon (Juin 1899). Mâcon 1901. 64 S. und 4 Taf. 8°.

Unter den heute bekannten keltischen Wohnplätzen beansprucht der Mont Beuvray bei Autun (Departement Saône-et-Loire) in Frankreich das größte Interesse des Archäologen. Hier lag die Hauptstadt der Äduer, Bibracte, die zu Cäsars Zeiten eine der bedeutendsten befestigten Städte Galliens war, jedoch einige Jahre vor dem Beginne unserer Zeitrechnung zu Gunsten der nur wenige Kilometer östlich angelegten römischen Colonie Augustodunum verlassen wurde. Die in dem ausgedehnten Oppidum seit 1867 langsam aber systematisch fortgeführten Ausgrabungen haben wohl erst einen Theil der bewohnt gewesenen Fläche abgedeckt, aber doch schon die wichtigsten Aufschlüsse über die Construction der Wallmauern, die Anlage der Wohnräume und den gesammten Hausrath wie die mannigfaltigen Erzeugnisse der industriereichen Bevölkerung geliefert, Aufschlüsse, die dadurch doppelt wertvoll sind, dass die Chronologie der Funde durch das geschichtlich feststehende Enddatum eine sichere Basis besitzt. Déchelette, der Conservator des Museums von Roanne, in welchem die wichtigsten Theile der Ausbeute vom Mont Beuvray aufbewahrt sind, ist seit 1897 der Leiter der Ausgrabungen. Daneben hat er während der letzten Jahre in den wichtigeren Museen Frankreichs und des Auslandes die La Tène-Funde einem gründlichen vergleichenden Studium unterzogen, so dass man ihn jetzt wohl als den besten Kenner jener Epoche bezeichnen darf. Déchelette erkannte bei seinen Studien die volle Stichhältigkeit der von Otto Tischler bereits im Jahre 1885 aufgestellten Dreitheilung der La Tène-Periode und setzt sie nun consequent an die Stelle der von den Franzosen bisher festgehaltenen Zweitheilung Gabriel de Mortillets, dessen beide nicht völlig klar von einander geschiedene Stufen, époque marnienne und époque beuvraysienne, er gänzlich aufgibt. Die La Tène-Periode, wie wir sie mit Tischler verstehen, reicht bis an den Beginn der christlichen Ära, um welche Zeit die keltische Cultur auf dem ganzen Continente durch die Cultur der römischen Kaiserzeit abgelöst wurde. Déchelette weist nun wieder darauf hin, dass in England dank der isolierten Lage des Landes die keltische Kunst nicht der römischen erlegen ist, sondern dass sie dort während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung eine Weiterentwicklung durchmachte, die in vielen Stücken, besonders in den Emailarbeiten entschieden keltischen Charakter bewahrte. Déchelette bezeichnet diese räumlich beschränkte Nachblüte der keltischen Kunst mit »La Tène IV«, was wir im Sinne der Tischler'schen Nomenclatur (welche bekanntlich »Früh-, Mittel- und Spät-La-tène« sagt) vielleicht mit »Nach-La Tène« wiedergeben können. Doch ist diese, dem Festlande Europas fremde Stufe für die vorliegende Untersuchung von geringerem Belange. Von größter Wichtigkeit für dieselbe ist jedoch die weite und relativ regelmäßige Verbreitung der drei Hauptstufen der La Tène-Cultur vom Atlantischen Ocean an bis an die Ostsee und bis in die Balkanhalbinsel hinein.

Eine geradezu erstaunliche Ähnlichkeit mit Bibracte fand Déchelette in dem Hradischte von Stradonitz bei Beraun. In diesen »Mittheilungen« hat auf die große Wichtigkeit dieser ergiebigen Fundstelle schon Hochstetter (VIII, 142) aufmerksam gemacht, worauf W. Osborne (X, 234 mit 6 Taf.) einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Funde lieferte. Leider ist Hochstetters dringende Mahnung, dass die Ausgrabung auf dem Hradischte »fortan mit wissenschaftlichem Ernste behandelt werden möge«, nutzlos verhallt und die Raubgräber und Fälscher haben an dieser eminent wichtigen Fundstätte gehaust, bis kein Stückchen mehr zu finden, und keiner der übereifrigen Sammler mehr zu betrügen war. Déchelette beklagt wiederholt den unersetzbaren Schaden, den die Wissenschaft durch diese Misswirtschaft erlitten. Glücklicherweise konnte nachträglich eine ansehnliche Partie der Funde in der prähistorischen Sammlung des k. k. Hofmuseums und eine noch beträchtlichere im Prager Museum vereinigt werden. Doch sind damit die einem gründlichen Studium aller Funde entgegenstehenden Schwierigkeiten nur zum Theil behoben.

Déchelette vergleicht der Reihe nach die einzelnen Kategorien der Fundgegenstände von Stradonitz mit jenen von Bibracte und aus dem ganzen übrigen Gebiete der keltischen Cultur. Die Münzen von Stradonitz sind bis auf wenige Stücke keltisch. Neben mehreren hundert einheimischen von Gold (Regenbogenschüsselchen), Silber und Bronze werden Dutzende von ausländischen Geprägen nachgewiesen, die auf einen sehr regen Handelsverkehr schließen lassen. Sie stammen aus den Ländern der oberen Donau, der Schweiz und Frankreich. Die helvetischen bilden die Mehrzahl unter ihnen, und jene, welche aus Gallien stammen, sind durchwegs solche, die der Handel auch nach Helvetien gebracht hatte. Rom ist nur durch zwei Münzen der Republik vertreten. Als besonders wichtig ist hervorzuheben, dass in Stradonitz nicht eine einzige römische Kaisermünze gefunden wurde. Unter den Fibeln sind Typen von der Früh- bis zur Spät-La Tène-Stufe (Vorläufer der norisch-pannonischen Flügelfibula) den Plätzen von Stradonitz und Bibracte gemeinsam, obwohl wichtige Unterschiede darin liegen, dass der östliche Fundort ein Überwiegen der Mittel-La Tène-Fibeln zeigt, während in Bibracte zu den gemeinsamen Formen noch solche der Augustäischen Periode hinzukommen. Sehr lehrreich sind die engen Analogien im (rothen) Email und in den bemalten Thongefäßen, nicht weniger auffallend die gemeinsamen Formen von Glasperlen (alle Farben mit Ausnahme von roth), Glas- und Bronzeringen, Bronzerädchen, kleinen Balancewagen und vielen anderen Gegenständen.

Dass das ganze Fundinventar von Bibracte den keltischen Äduern zugehört, steht fest. Welchem Volke ist aber die ihrem Charakter nach vollkommen keltische Hinterlassenschaft in dem böhmischen Oppidum zuzuschreiben? Diese so einfach scheinende Frage compliciert sich gar sehr unter den Händen der Fachmänner. Hochstetter schrieb das Hradischte ohneweiters den Bojern zu, Osborne den Markomannen mit dem Zugeständnisse einer schwachen bojischen Vorläuferschaft. Doch waren damals die archäologischen Kenntnisse überhaupt noch nicht auf jener Höhe, dass man diese Ansichten den Resultaten der gegenwärtigen Untersuchung ebenbürtig gegenüber stellen könnte. Übrigens sind auch heute die Ansichten getheilt zwischen Markomannen und Bojern. Für die ersteren tritt besonders Píč, der erfolgreichste Prähistoriker, den Böhmen je besessen, mit vielem Geschicke und mit einem Aufwande von vielem historischen Detail ein. Er nimmt sogar das Hradischte für die befestigte Hauptstadt Marbods (Marobodunum) in Anspruch. Dadurch gewinnt er die Möglichkeit, die auf die Schichte von Stradonitz folgende archäologische Fundschichte von Dobřichow den Nachfolgern der Markomannen zuzuschreiben. Diese Funde von Dobřichow und den gleichaltrigen Fundstellen gehören zu den interessantesten, die der Boden Böhmens bewahrt hat. Píč setzt sie in die Zeit von 50 bis circa 200 nach Chr. und fasst sie auf als die Überbleibsel der ersten czechischen Einwanderung.

Dieser Annahme widerspricht Déchelette mit aller Entschiedenheit. Er zeigt, dass das Hradischte in jeder Beziehung der über ganz Mitteleuropa verbreiteten keltischen Cultur entspricht, und dass seine Funde der von Píč angesetzten Datierung widersprechen. Die Funde berechtigen nicht dazu, den Bestand des Oppidums bis zum Jahre 20 nach Chr., dem Untergange von Marbods Reich, hinauszuschieben, und sie erlauben nicht, ihn auf die kurze Zeit der Herrschaft Marbods, etwa drei Decennien, einzuschränken. Entscheidend sind da die Münzen und die Fibeln: das Fehlen römischer Kaisermünzen, obwohl so viele ausländische Gepräge aus vorrömischer Zeit vorkommen, und dann das Überwiegen der Mittel-La Tène-Fibel, während die spätesten Fibeltypen des Mont Beuvray (aus der Zeit des Augustus) fehlen. Man muss deshalb das Ende des Hradischte früher als jenes von Bibracte ansetzen, spätestens etwa in das Jahr 11 vor Chr., da Marbod Böhmen in Besitz nahm.

In Stradonitz war also jedenfalls ein bojisches Oppidum, das von den Markomannen zerstört wurde.

Das Anfangsdatum der Gräber von Dobřichow rückt Déchelette bis in die Zeit des Augustus zurück, indem er beispielsweise darauf hinweist, dass eine Anzahl Fibeln und andere Typen bestimmt in die Zeit des Augustus zurückreichen, so dass also diese Gräber mit dem Auftreten der Markomannen in Böhmen zeitlich zusammenfallen. Das hat meines Wissens auch Píč zu Beginn seiner Untersuchungen über diese Funde, ehe er die sichere archäologische Basis zu Gunsten der überwuchernden historischen Details verlassen hatte, anerkannt.

J. Szombathy.

50.

Woldřich, J. N.: Lagerplatz des diluvialen Menschen und seine Culturstufe in der Generalka bei Prag.[1]) (Bull. internat. de l'Académie de Sciences de Bohème.) Prag 1901. S. 21. Mit 15 Textillustrationen und 12 Tafeln.

Dass der diluviale Mensch in Böhmen lebte, ist heute gewiss ohne Zweifel. Namentlich in den letzten Jahren wurden reiche Funde in den diluvialen Bildungen Böhmens gemacht, welche unumstösslich das Factum der Existenz des diluvialen Menschen, als Zeitgenossen des Mammut- und Renthiers, zeigen. Epochal sind die Funde Woldřichs in der Zuzlawitzer Höhle (im Böhmerwalde).

Auch diese vorliegende ausführliche Arbeit über die Generalka ist ein weiterer neuer Beleg zur Existenz des diluvialen Menschen bei uns. Autor beschreibt zuerst die Lage der Ziegelei Generalka, die von Mitte Prags 5·4 *km* entfernt ist, dann gibt er auch eine Übersicht der diluvialen Bildungen, mit einigen Profilen, behandelt deren petrographische Zusammensetzung und weitläufiger den Charakter und den Ursprung dieser Bildungen. Am interessantesten aus dem ganzen Profile der Generalka ist die Culturschichte, deren ganze Verbreitung von Süden gegen Norden circa 50—60 *m* misst. Die Mächtigkeit dieser Schichte betrug im Durchschnitt 0·4 *m*, war aber nicht überall gleichmäßig. Diese Culturschichte war stark mit Holzkohlenresten vermischt. Die Feuersteinwerkzeuge und deren Abfälle und Werkzeuge aus anderen Steinen sind an verschiedenen Stellen, namentlich in der Nähe vom Feuerherd gefunden. Unter diesen Gegenständen waren verschiedene rothgebrannte Steine, Klopfsteine und fremde faustgroße Geschiebe, gebrannte und theilweise calcinierte Knochen verstreut.

---

[1]) Ausführlicher Auszug aus der Abhandlung Nr. 1, Jahrg. IX (1900), der: »Rozpravy« der »Česká Akademie cís. Frant. Josefa«: »Táboriště diluvialního člověka a jeho kulturní stupeň v Jenerálce u Prahy a v několika dalších nalezištích českých« (S. 32).

Die Studien des Autors ergaben, dass der diluviale Mensch hier gegen das Ende der postglacialen (beziehungsweise interglacialen) Weidezeit am Vorsprunge eines südlichen, von Nebušitz gegen die Generalka sich verflachenden Abhanges eines mäßigen Rückens an einer sonnigen und von drei Seiten geschützten Stelle[1]) bei günstigem, dem jetzigen sich annähernden Klima lagerte.

Auf der Culturschichte in Generalka lag noch 0·5 *m* grauer Gelblehm und 1 *m* dunkelgrauer Gelblehm und Ackererde, die keine Menschenspuren enthielten. Hier wurde nur ein Rest der diluvialen Waldfauna (Hirsch) gefunden.

»Die um den Feuerherd und sonst in der aschigen Culturschichte enthaltene Menge an vorwiegend aus Feuerstein und Knochen zugeschlagenen Artefacten, die Menge der Abfälle von Feuerstein, von anderen Gesteinen und von Knochenfragmenten bezeugen, dass diese Artefacte an Ort und Stelle vom Menschen verfertigt wurden. Den Feuerstein bezog er allem Anscheine nach aus entfernten nördlichen Gegenden; er vermochte aber auch andere harte zunächst gelegene Gesteine zu verwerten, es gelang ihm jedoch einigermaßen brauchbare Artefacte unter diesen Gesteinen nur aus Quarz, Quarzit, Hornstein, Jaspis und Porphyr zu erzeugen.

Derselbe hinterließ hier auch eine Menge von ganzen und zerschlagenen Knochen von Thieren der postdiluvialen Weidezeit (Mammut, Nashorn, Renthier, Pferd und Ur), aus denen er primitive Werkzeuge und allenfalls Waffen zuschlug. Er ernährte sich hauptsächlich vom Fleische des Renthiers, des Pferdes und des Urs, vielleicht des Mammuts und des Nashorns. Das Mammut und das Nashorn wird er wohl schwerlich mit seinen primitiven Waffen gejagt haben, sondern wird dieselben in Hinterhalte gelockt und durch Steinwürfe getödtet haben.«

Interessant ist ein Fragment einer Nashornrippe, die auf beiden Seiten mit Kerben verziert und sechsmal durchbohrt ist. Rippen, mit ähnlichen Kerben verziert, kommen, wie bekannt, in den Funden bei Předmost in Mähren vor.

Die Anzahl aller Feuersteingegenstände (Messer, Abfälle etc.), die in der Generalka gefunden wurden, gibt Woldřich auf 336 Stück an, zu welchen wir auch einige Gegenstände aus anderem Stein zählen; dann steigt die Anzahl der Steingegenstände auf 422 Stück; alles zusammen 500 Stück.

Der Generalka-Stufe gehört in Böhmen Lubná, dann Zuzlawitz (II. Spalte) und Türmitz an, die zu der Übergangsphase der Waldstufe gehören. In Mähren entspricht der Generalka-Stufe Jaroslawitz und jüngere Schichten der Stramberger Höhlen, in Niederösterreich die Stationen: Willendorf, Aggsbach, Zeiselberg und Stillfried.

In der vorliegenden Arbeit beschreibt weiter Woldřich interessante Menschenschädel-Reste aus der bekannten und von ihm durchforschten Höhle von Zuzlawitz. Diese Reste, die noch nicht abgebildet wurden, fand er seinerzeit neben dem Nashornknochen im Lehm. Weil das Aussehen und die Erhaltung dieser Menschenschädelreste der der Knochen des Nashorns, Pferdes und Renthieres entspricht, und weil auch in der zweiten Spalte in Zuzlawitz weder in der Nähe, noch in der entfernten Umgebung jüngere Reste von Menschen vorkommen, zweifelt der Autor nicht an dem geologischen Alter desselben.

Zum Schlusse berichtet Woldřich noch über einige Spuren des diluvialen Menschen bei Vtelno unweit der Vrutice Kropáčova und beschreibt dann den Lagerplatz des diluvialen Menschen bei Libotz, von wo er eine Reihe von Knochengegenständen, verfertigt aus Mammutstoßzahn, den Knochen des Nashorns, des Pferdes und Wildschweines abbildet. Diese Artefacte bezeugen eine vorgeschrittene Technik in der Herstellung von Knochenwerkzeugen, wie wir solchen in den Typen der französischen époque Magdalénienne begegnen. Die dunkelgraue Lehmlage bei Libotz, in welcher obige Artefacte gefunden wurden, gehört bei uns auch zu den jüngsten Bildungen der Diluvialzeit, nämlich der Waldzeit. Woldřich meint, dass das Mammut zu dieser Zeit bei uns im Aussterben begriffen oder bereits ausgestorben war, und dass die vorbesprochenen Artefacte aus den Stoßzähnen des bereits ausgestorbenen Thieres hergestellt wurden.

»Jedenfalls liegen hier vor uns die Spuren einer jüngeren vorgeschritteneren Culturstufe des Menschen, als jener der Generalka und von Zuzlawitz, gleichzeitig wahrscheinlich mit der Culturstufe der Gudenushöhle in Niederösterreich.«

Woldřich, welcher in kurzem noch über einige Funde von Scherben aus zwei Culturgruben jüngerer Epochen in der Generalka berichtet, schließt mit diesen allgemeinen Schlussbemerkungen:

»Aus den paläolithischen (diluvialen) und mesolithischen Funden Böhmens, sowie Europas überhaupt, geht hervor, dass der diluviale Mensch hier nicht ausstarb, auch nicht in einen anderen Welttheil auswanderte, sondern dass er hier verblieb, in der Cultur fortschritt und sich körperlich weiter entwickelte. Das schließt allerdings einen zeitweisen fremden Einfluss und die Möglichkeit nicht aus, dass ein anderwärts entwickelter fremder Mensch sich örtlich mit ihm mischte. Durch Colonisierung und wechselseitigen Verkehr

[1]) Auch die Lagerplätze von Willendorf und Aggsbach in Niederösterreich befinden sich am südlichen, zur Donau geneigten Abhange.

gelangen später zu ihm einige anderwärts gezähmte Thiere und Culturpflanzen aus dem Osten Europas und aus Asien; dies alles während der mesolithischen und neolithischen Zeit.

In der neolithischen Zeit begegnen wir in Europa schon sesshaften Völkern, wie dies die zahlreichen neolithischen Ansiedlungen auf Anhöhen, an Felsvorsprüngen und später auch in der Ebene, sowie die Pfahlbauten bezeugen.«

J. V. Želízko.

C. ETHNOLOGIE.

1. Allgemeines; Zeitschriften und Sammelwerke.

51.

Bastian, A.: Die Probleme humanistischer Fragestellungen und deren Beantwortungsweisen unter dem Zeichen der Zeit. Berlin 1901.

Unser unermüdlicher Meister der Ethnologie bringt auch in dem vorliegenden Werke hochwichtiges Material, welches dazu beitragen soll, »dass die aus dem kosmopolitischen Völkerverkehr, in dessen Mitte wir hineingestellt sind, herantretenden Fragestellungen ihre entsprechend correcte Beachtung erhalten«. Die Erledigung dieser Fragestellungen hatte von jeher die Philosophie übernommen, jedoch ohne wesentlichen Erfolg. »Die Philosophie ist die Summe der fehlgeschlagenen Versuche, ihre Phänomene zu erklären.« In den praktisch unbrauchbaren gnostischen, scholastischen, vedantischen, taoistischen, spiritualistischen Luftschlössern malt sich »dem Denken sein Umherzappeln an einem Widerhaken, woran es selber sich gefangen hat«. Nur wenn »die gnostisch schmeichlerischen Verbildlichungen, der docta ignorantia, dem Noch-nicht-Wissen Platz machen, wird eine methodisch fundierte Forschungsbahn geschaffen«. Als Leitmotiv für die geordnete Induction verkündet Bastian neuerdings die Entfaltung und Veredlung der menschlicher Existenz immanenten Elementargedanken in den Moralgesetzen, in Sitte und Brauch. »Der Wildling athmet in religiöser Atmosphäre, jede Handlung des täglichen Lebens, die kleinste Fingerbewegung, jeder Athemzug sind z. B. dem Australier religiös durchtränkt« (Lumholtz). »Die Moralgebote sind auf primärem Niveau des Wildzustandes identisch mit den einheitlichen »Elementargedanken«. In der Preisaufgabe, ob mit Zunahme der Kenntnisse in der Cultur die Sitten sich verschlechtern, ist die Fragestellung ebenso unrichtig verschoben, wie in der Ansicht von Buckle, dass nach dem Standpunkt der Kenntnisse der einer Moral sich bemesse.« Die Allgemeingiltigkeit der Moralprincipien ergibt sich vielmehr nach Bastian aus ihren gleichartigen Unterlagen in humanistischer Existenz (den Elementargedanken); sie sind naturnothwendig präconditionelle Vorveranlagungen socialer Existenz.

Die hieran sich anschließenden Erörterungen über die Differenzierungen der Seelenvorstellungen der einzelnen Völker unter gleichzeitiger Aufrechterhaltung des einheitlichen Grundgedankens werden jenem Ethnologen, der es endlich unternehmen wird, das massenhafte Material über den Seelenglauben zusammenzufassen, zweifelsohne sehr zu Hilfe kommen.

Eine leider etwas gedrängte Zusammenfassung der Leitideen Bastians enthält folgender Satz: Das Zoon politikon lebt und waltet unter einer sprachlichen Umkleidung auf humanistischer Gesellschaftsschichtung, wo es seinen Mikrokosmus sich aufbaut und denselben ausschmückt mit den an den Horizont jedesmaliger Weltanschauung projicierten Vorstellungsbildern, in der Buntheit ethnisch schillernder Vielgestaltigkeit, welche, wie die somatische dem Baue der (klimato-)geographischen Provinzen, so demjenigen unterliegt, der durch den Influxus siderischer Constellationen (nach astrologischen Reminiscenzen) ausgeübt wird, innerhalb geographisch-geschichtlichen Provinzen, wie jedesmal zugehörig (in ethnischen Umkreisungen).

Aus der Fülle der hier ausgestreuten Anregungen seien noch hervorgehoben Bastians kategorische Abweisung der »in Naturforscherkreisen momentan wieder aufgetauchten Ursprungsfragen«, dessen Kritik der stoischen »Logoi spermatikoi«, seine Postulate für die Begründung einer empirischen Psychologie u. s. w. Verhältnismäßig kurz, und zwar mehr von philosophischen Gesichtspunkten aus, sind die Völker- oder Gesellschaftsgedanken behandelt.

Referent hat bereits bei früheren Anlässen seine Bedenken gegen die Ableitung der Völker- von den Elementargedanken, wie gegen die »Klimatisierung des Menschengeschlechtes«, mit Herder zu reden, kundgegeben. Die von diesem Standpunkte aus vertretene Lehre von der Allgemeingiltigkeit der Moralprincipien kann diese Bedenken nur verstärken. Sie dürfte wohl den Gegnern der Bastian'schen Nomenclatur neue Waffen liefern. Dies wäre bedauerlich, da dieselbe unter gewissen Voraussetzungen ganz brauchbar ist. Zur genauen Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses der Elementar- zu den Völkergedanken bedarf es jedoch einer ganzen Reihe von ethnologischen Vorarbeiten. Bei dem unverkennbaren Aufschwunge der Ethnographie in unseren Tagen wird wohl auch die allgemeine Ethnologie bald an die Reihe kommen, um deren Begründung Bastian so große und unvergängliche Verdienste besitzt. Ich kann es mir nicht versagen, aus

dessen hier besprochenem Werke eine für den idealen Sinn und Fernblick Bastians charakteristische Schlusstelle anzuführen, welche von unserer Seite eine besonders eingehende Beachtung verdient:

»Mit accumulierendem Ansteigen des kosmopolitisch internationalen Völkerverkehres steht aus den »Zeichen der Zeit« eine ethnologische Hochschule indiciert, um in systematisch umfassendem Überblick der ethnischen Erscheinungsformen auf dem Erdenrund die den menschheitlichen Organismus regierenden Functionen auszuverfolgen, wie einem normalen Gesundheitszustand am zuträglichsten; und solche Studienergebnisse der Völkerkunde würden (im internationalen Wettbewerb) derjenigen Nationalität, die sie am geflissentlichsten betriebe, am meisten zugute kommen müssen — und aus dem factischen Gewinn des Tageslebens demnach vollauf zugleich für dasjenige zahlen, was in Ansehung (und zur Anreichung) idealer Zwecke darauf verwendet sein sollte. Dixi et salvavi animam meam.....« Andrian.

52.

Woermann, Karl: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. I. Band. Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900. XVII + 667 S. Lex.-8°. Mit 615 Abbild. im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Schwarzdruck.

Der Rahmen unserer Kunstanschauung hat sich in den letzten Decennien durch die Erfolge der ethnographischen und der Alterthumsforschung außerordentlich schnell erweitert und dehnt sich nun in räumliche und zeitliche Fernen, die früher ganz außerhalb der kunstgeschichtlichen Forschung lagen. Das verschiedenartigste Material hat sich in diesen Rahmen gedrängt. Das gebildete Publicum und selbst gewisse gelehrte Kreise, welche, so wie z. B. der Prähistoriker und der Ethnograph, nicht die allerengsten, aber doch recht häufige Beziehungen zur allgemeinen Kunstgeschichte zu pflegen haben, stehen dem Schwalle des aus der Tiefe des Alterthums und aus allen überseeischen Ländern herbeiströmenden Materials fast rathlos gegenüber. In diesen weiten Kreisen ist das Bedürfnis, jenes reiche Material, wenn auch nicht vollständig zu durchdringen, so doch in ein geordnetes Bild zusammenfassen zu können, geradezu actuell geworden. Und diesen Wünschen wird das Werk Woermanns in ausgezeichneter Weise gerecht. Es ist auf drei Bände angelegt, von welchen der vorliegende erste die Kunst der vorchristlichen und außerchristlichen Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart in ihrem Zusammenhange und Werdegange schildert, während der zweite Band die Kunst der christlichen Völker von ihren Anfängen bis zum Zeitalter der Reformation und der dritte Band die Kunst der neueren Zeit bis zur Gegenwart in ihrer geschichtlichen Entwicklung darstellen soll. Dieses Programm bildet bei dem heutigen Stande der kunsthistorischen Forschung eine so große und schwierige Aufgabe, dass sich ihr nur ein so gründlicher und vielseitiger Fachmann wie Woermann unterziehen durfte, ein Fachmann, dem in den meisten der behandelten Abschnitte genug eigene Anschauung zur Verfügung steht, um ihm die selbständige Nachprüfung aller wichtigeren Forschungsergebnisse zu ermöglichen.

Der erste Band bot zweifellos die größten Schwierigkeiten, denn er hat die verschiedensten Gebiete zu behandeln und unter ihnen viele, auf welchen die Forschung noch vollständig im Flusse ist. Der Autor betont, dass er sich »der Vorläufigkeit« mancher seiner Schilderungen und Schlüsse bewusst ist, er verfehlt aber auch an keiner Stelle des inhaltsreichen Bandes, auf den erreichten Grad wissenschaftlicher Sicherheit, den er in Anspruch nehmen kann, aufmerksam zu machen. Eine wenn auch nur flüchtige Besprechung des Inhaltes ist angesichts der reichen Fülle desselben nicht im Rahmen dieser Anzeige möglich. Wir wollen es uns jedoch nicht versagen, wenigstens die Hauptgruppen, in welche der Stoff gegliedert wurde, anzuführen.

In einer kurzen Einleitung (S. 1—5) zeigt der Verfasser sehr hübsch den Unterschied zwischen der sogenannten künstlerischen Kraft in der Natur, speciell in der Thierwelt, und der Kunst des Menschen. In sieben Abtheilungen führt er sodann seinen eigentlichen Lehrstoff vor. Die Capitelüberschriften lassen schon die klare Anordnung des Ganzen, die nur von der Klarheit und Gemeinfasslichkeit der Detaildarstellung übertroffen wird, erkennen.

Das 1. Buch (S. 6—96) umfasst die Kunst der Ur-, Natur- und Halbculturvölker, und zwar 1. die Kunst der vorgeschichtlichen Urzeit (paläolithische, neolithische und Bronze-Periode), und 2. die Kunst der Natur- und Halbculturvölker (niedere Naturvölker auf der Stufe der Jäger und Fischer, Naturvölker auf der Stufe der jüngeren Steinzeit, metallkundige Natur- und Halbculturvölker mit den Negern bis zur Benin-Kunst und den hinterindischen Völkerschaften, endlich die altamerikanischen Culturvölker). Das 2. Buch (S. 97 bis 219), die alte Kunst des Morgenlandes, umfasst 1. die ägyptische Kunst, 2. die mesopotamische, 3. die vorhellenische Kunst des östlichen Mittelmeergebietes (und zwar die »mykenische«, die vorgriechische Syriens und die vorhellenische Kleinasiens) und 4. die altpersische Kunst. Das 3. Buch (S. 220—391), wohl das vollendetste aller sieben Capitel, gehört der griechischen Kunst vom Anfange bis zum Ende des Jahrtausends

vor Christi. Das 4. Buch (S. 392—463) behandelt die Kunst Alt-Italiens und des römischen Weltreiches, und zwar 1. die italische Kunst bis zum Ende der Republik (voretruskische Stufe, etruskische Periode, hellenische Zeit) und 2. die Kunst des Kaiserreiches. Das 5. Buch (S. 464—486) ist der heidnischen Kunst in Nordeuropa und ihren Ausläufern in Westasien gewidmet. Wir finden da 1. die heidnische Kunst nördlich der Alpen von der Hallstatt-Periode an durch die La Tène-Periode und die jüngere nordische Eisenzeit bis zur Wickinger- und Wendenzeit (freilich nur das Hauptsächlichste auf 15 Seiten zusammengedrängt), und 2. die Kunst der Arsakiden und Sassaniden in Persien und die Gandhârakunst an der Nordwestgrenze Indiens. Das 6. Buch umfasst die indische und ostasiatische Kunst von den altbrahmanischen und altchinesischen Anfängen bis in unsere Zeit, und das 7. Buch endlich behandelt speciell die Kunst des Islam in ihren verschiedenen Provinzen. Die von der Verlagshandlung in diesen populär-wissenschaftlichen Werken — nicht mit vollem Rechte — verpönten Literaturnachweise und Fußnoten im Texte sind durch einen, den Schluss des Bandes bildenden alphabetischen Schriftennachweis und ein ausgezeichnet gearbeitetes Register ersetzt.

Es liegt in der Natur eines solchen weitumfassenden, gemeinverständlichen Werkes, dass jeder Fachgelehrte in seinem Specialcapitel die Beschränkung, welche sich der Verfasser auferlegen musste, stark empfindet. Um die Knappheit einzelner Stellen zu billigen, muss man sich immer von neuem die Rücksicht auf einen großen Leserkreis und das Verhältnis der betreffenden Capitel zum Ganzen vor Augen führen. Was aber die Auswahl des Dargebotenen anbelangt, so kann Referent bezeugen, dass die seinem Wissenskreise nahe stehenden Abschnitte vollkommen den heutigen Stand der Wissenschaft einhalten. Und gerade diese Abschnitte (prähistorischen und ethnographischen Inhaltes) liegen am weitesten entfernt von dem engeren Studienkreise des Verfassers. Sie bilden daher einen doppelt empfindlichen Maßstab für den großen Wert des ganzen Buches. Man kann vorhersagen, es werde keinen Fachmann geben, der nicht aus der Gesammtheit des Werkes und aus den seinen Hauptstudien ferner liegenden Capiteln ansehnlichen Nutzen ziehen kann. Darnach möge der um die Kunstgeschichte beflissene Laie ermessen, mit welch hochgespannten Erwartungen er an dieses Werk herantreten darf. Dazu wollen wir ihm verrathen, dass das Buch nicht nur gemeinverständlich und zugleich auf der Höhe der Wissenschaft geschrieben, sondern geradezu angenehm zu lesen ist.

Für uns Anthropologen ist es ein besonderes Vergnügen, zu sehen, welch bedeutender Antheil unseren Disciplinen am Inhalte des vorliegenden Bandes eingeräumt ist. Wir nehmen diese ausgedehnte Berücksichtigung prähistorischer und ethnographischer Forschungsergebnisse als eine von maßgebendster Stelle kommende Anerkennung in Anspruch, dass unsere zwei Generationen lange und so vielfach unterschätzte Arbeit schon wertvolle Früchte für das Gesammtwissen der Menschheit getragen hat.

Dem Rufe und den festen Traditionen der Verlagshandlung entspricht die Ausstattung des Werkes, welche unter Benützung der besten modernen Vervielfältigungsverfahren den Intentionen des Verfassers und allen berechtigten Ansprüchen des gerade durch diese Verlagshandlung sehr verwöhnten Leserkreises in reichlichem und schönem Maße gerecht wird. J. Szombathy.

53.

Pischel, Richard: Die Heimat des Puppenspiels. Rectorsrede. Halle a. d. Saale, Max Niemeyer, 1900. gr. 8°. 28 S.

Das Puppenspiel ist uralt, vielleicht die älteste Form dramatischer Darstellung überhaupt[1]), immer für die breiten Massen berechnet und auch aus diesen hervorgegangen. Über seine Heimat war bis jetzt, da die Quellen sehr spärlich fließen, nichts bekannt. Man tappte im Dunklen. Da versucht es nun Pischel, dessen Heimat mit Indien zu fixieren und wie es dem Referenten scheint, mit Glück. Und zwar geschieht die Beweisführung indirect, mit Hilfe der Hauptperson des Puppenspieles, dem »Kasperl«, den man bis jetzt immer aus dem arlecchino hervorgehen ließ, aber mit Unrecht, denn schon bevor dieser war, gab es in Deutschland einen Kasperl und derselbe findet sich ganz genau mit allen charakteristischen Zügen unter dem Namen *vidūsaka* schon zu Beginn unserer Zeitrechnung im indischen Drama und weist derselbe dort mit allen seinen Zügen auf eine noch frühere, in die Zeit des Puppenspieles, das uns überdies durch einige Zeugnisse für das alte Indien bewiesen ist. »Wo aber die Heimat des Kasperle ist, da ist ja die Heimat des Puppentheaters. Solche Figuren werden in so ausgesprochen einheitlicher Gestalt nicht selbständig an verschiedenen Orten erfunden, sondern sie haben eine Heimat und wandern, wobei sie je nach dem Lande im einzelnen ausgestaltet werden.« Letzteres lässt sich noch beweisen, denn von Indien aus kam das Puppenspiel sammt dem Kasperl (Sĕmar) nach Java und erfreute sich großer Beliebtheit. Ganz dieselbe Figur findet sich im türkischen Schattenspiel als *Karagöz*, im persischen Spiel als *Kačal Pahlawān* (kahler Athlet) und ist besonders merk-

[1]) S. dazu H. Schurtz, Urgeschichte der Cultur. Leipzig 1900, S. 530 f.

würdig, dass letztere beide Figuren zuerst von Zigeunern, die ja bekanntlich aus Indien stammen, gespielt wurden. Somit wäre auch in diese für die Volkskunde nicht unwichtige Frage Licht gebracht und es wäre zur weiteren Klärung der Frage eine nicht unwichtige Aufgabe, die Verbreitung der Puppenspiele in Hinterindien und China zu verfolgen. E. K. Blümml.

54.

Colozza, G. A.: Psychologie und Pädagogik des Kinderspieles. Mit einer Enileitung von N. Fornelli. Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt sowie durch Zusätze und Anmerkungen ergänzt von Chr. Ufer. (Internationale pädagogische Bibliothek, herausgegeben von Chr. Ufer, II. Bd.) Gr. 8°. VIII, 272 S. Altenburg, Oskar Bonde, 1900.

Eines der interessantesten Probleme für die moderne Psychologie ist das Kind und dessen Äußerungen, zu welch letzteren auch die Kinderspiele gehören. Die Psychologie des Spieles ist schon von vielen Seiten, ich erinnere nur an Groos (Die Spiele der Thiere. Jena 1896, und Die Spiele der Menschen. Jena 1899) bearbeitet worden, sogar sehr trefflich, und gehört zu letzteren Bearbeitungen auch das Buch Colozzas: »Il giuco nella psicologia e nella pedagogia« (Turin 1895), das nun in einer trefflichen Übersetzung des bekannten Pädagogen Chr. Ufer vorliegt, der sich nicht nur damit begnügte, eine Übersetzung zu liefern, sondern dieselbe vielfach durch Literaturnachweise erweiterte und vervollständigte, was nicht hoch genug zu schätzen ist.

Ihrer Wichtigkeit wegen sei im nachfolgenden eine etwas eingehendere Analyse der Arbeit gegeben. Die Einleitung bringt zunächst einen Essai von Nicoló Fornelli, der, eine historische Übersicht auf diesem Gebiete versuchend, von Kant und Schiller, die das Schöne als eine Wirkung, als ein Ergebnis des Spieltriebes bezeichnen, ausgehend, zu Spencer, der denselben Gedanken wie die vorigen vertrat und annahm, dass das Spiel nicht unmittelbar dem nützlichen Lebensprocesse dient, daher aus einem Kraftüberschusse hervorgehe, welch letzterer verschiedenen Ursachen zugesprochen wird, Sikorski, der das Spiel nur als Ergebnis der Intelligenz betrachtet und auf Preyer fußend, das Gefühlsleben vom Spiele ausschließt, also im directen Gegensatze zu Spencer u. a. steht, die das Spiel aus dem Vergnügen hervorgehen lassen, und Colozza übergeht, welch letzterer das Spiel als die Form, den Ausdruck vieler, aber nicht aller Vorgänge eines in Entwicklung begriffenen Organismus ansieht, als das Vergnügen, das Wohlgefallen, das die Begleiterin der normalen Ausübung der jugendlichen Thätigkeiten ist, jener Thätigkeiten, die noch nicht auf den Nutzen des Lebens gerichtet sind; daher ist die Gesammterscheinuug des Spieles etwa durch folgendes charakterisiert: 1. Durch die Lebhaftigkeit einer jugendlichen und bildsamen Natur mit ihrem reichen Gefühlsleben, 2. durch eine auch bei der Nachahmung schöpferisch wirkende Phantasiethätigkeit, 3. durch einen Kraftüberschuss, der noch nicht durch nützliche und nothwendige Arbeit im Kampfe um das Dasein verbraucht wird, und 4. durch die Freiheit in der Wahl und Ausführung. Die Combination dieser vier Dinge gibt die verschiedenen Arten der Spiele. Durch diese Colozza'sche Theorie wird die Kraftüberschuss-Theorie dahin gemildert und geläutert, dass das Spiel auch eine Äußerung der psychischen Thätigkeit ist, eine Form des Experementierens, Fühlens und Denkens der jungen Wesen. Referent will hier auf eine spätere Theorie (1899) von A. Hofer[1]) hinweisen, die die Frage, warum man spielt, etwas anders auffasst, aber bei näherem Zusehen sich bedeutend Colozza nähert.

Die Einleitung, die Ufer gibt (S. 10 ff.), macht mit der Groos'schen Theorie bekannt, die sich in zwei Principe (1. das Princip der Entladung überschüssiger Kräfte, und 2. das Princip der activen Erholung erschöpfter Kräfte) zusammenfassen lässt, wozu noch die Selbstnachahmung und der rauschartige Zustand, der beim Spielen auftritt, hinzukommen; dabei sind jedoch die Spiele nicht als Nachübung oder Nachahmung, sondern als Einübung unfertiger Anlagen zu fassen. Ebenso wird die Theorie Gulicks (1899), der die Spielthätigkeit im Kindes- und Jugendalter als eine Wiederholung der Thätigkeit innerhalb der verflossenen Racenentwicklung ansieht, die mit der Groos'schen Theorie sehr wohl zu vereinen ist, besprochen.

Doch nun zur Arbeit Colozzas selbst. Der erste Theil behandelt das für uns wichtigste: das Spiel in psychologischer Hinsicht, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: Ursprung des Spiels (im Überschuss der Stärke zu suchen), das Spiel ein Reservecapital (da es die überschüssige Kraft des Thieres und des Kindes abnützt, jedoch gleichzeitig die aufgespeicherte Energie vermehrt), das Spiel als psychische Thätigkeit (es gehört ein gewisser Grad von Intelligenz, Bewusstsein, Gefühl und Bewegung dazu, was sehr leicht an

[1]) Die Jugendspiele, 29. Jahresbericht der Staats-Oberrealschule in Triest. Triest 1899, S. 19 ff.; siehe dazu auch meine Anzeige (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VII [1901], 139).

Thieren nachgewiesen wird)[1]), das Spiel bei den höheren Thieren, die psychischen Elemente in den Spielen der Menschen (Idioten spielen nicht), ohne Überschuss kein Spiel (müde Thiere, kranke Kinder haben keine Lust dazu), die Kleinen (sowohl der Thiere als der Menschen) spielen durchwegs[2]), verschiedene Eintheilungen der Spiele (von Fröbel, Sikorski, Chabreul, Belèze, Harquevaux, Pelletier, Saffray, Fonssagrives, Rayneri, Marion, Kant; alles nur künstliche Eintheilungen, die nicht recht befriedigen können); Colozzas Eintheilungsgrund lehnt sich an den Paulhans an (die hauptsächlichen Typen des Charakters), und Colozza findet, dass sich im Spiele folgende Einflüsse äußern: der Nachahmungstrieb, die vererbten Tendenzen [als Kampflust, Zerstörungstrieb u. s. w.], die Einbildungskraft, die dramatische Thätigkeit [das Spielzeug wird belebt gedacht], das Komische, die Gefühle, die ästhetischen Gefühle[3]), die musikalischen Gefühle, die natürliche Umgebung [viele Spiele hängen von den Jahreszeiten[4]) ab, vom Material, das sie zum Spiele bietet u. s. w.], die sociale Umgebung [Unterschied zwischen den Spielen der Stadt- und Landkinder], die Fertigkeiten [Musik, Sprache u. s. w. dienen oft primitiven Spielen zur Grundlage], die Kenntnisse [wie Rechnen u. s. w. ebenso]. Soweit Colozzas Eintheilung, die ebenfalls künstlich, aber sehr ansprechend ist, umsomehr als er S. 97f. selbst äußert, dass sich beim Spiele nie eine Thätigkeit allein äußert, sondern immer mehrere, und ist jedes Spiel nur ein neuer Versuch, eine neue Vermehrung der Kenntnisse, Erfahrungen u. s. w. des Kindes, denn obwohl sie kleinlich sind, so sind ihre Wirkungen doch von großem Einfluss auf alle Daseinsäußerungen.

Der zweite Abschnitt, der das Spiel in der Geschichte der Pädagogik behandelt, interessiert uns nur insoferne, als er S. 103ff. Mittheilungen über griechische, 106ff. über römische Spiele bringt, 109ff. das Kinderspiel in der Literatur der ersten christlichen Jahrhunderte und 111ff. das Spiel der Zeit der Renaissance behandelt. Doch finden sich auch zerstreut Mittheilungen über Kinderspiele, so 119f., 150 u. s. w.

Der dritte Theil der Arbeit behandelt das Spiel in pädagogischer Beziehung und finden sich da eine Menge trefflicher Gedanken, die sich kurz zusammenfassen lassen in: »Das Spiel ist ein Mittel zur Entwicklung und Verbesserung des Körpers, zur Entwicklung des Seelenlebens und zur Erwerbung der einfachsten Kenntnisse, wie der Vorstellung von der Form, der Entfernung und der Bewegung, der Zahl, der Farben, der Töne, des fremden Eigenthums, sowie der äußeren Eigenschaften des Körpers und der Erklärung der einfachsten und gewöhnlichsten Erscheinungen«; in ihm »entwickeln sich die Fähigkeiten in der einfachsten und natürlichsten Weise, und die Kenntnisse werden dauerhaft angeeignet, da sie das Ergebnis der spontanen Thätigkeit des Kindes darstellen, das durch Spiel an seiner eigenen Ausbildung mitarbeitet«. Sehr häufig wird hier auf Spiele in der Heimat des Verfassers Rücksicht genommen und dieselben beschrieben, besonders der Puppe ein eigener Abschnitt (S. 223ff.) gewidmet. Zu dem S. 189 mitgetheilten Spiel mit den Kirschkernen will Referent an das sogenannte Würfelspiel der vedischen Arier (siehe Rigveda ed. Aufrecht, X, 34) hinweisen, das ebenfalls nur auf den geschärften Blick hinausgieng. Zu S. 195, wo Colozza sagt: »Die Bewegungen (des Körpers) dienen nicht nur der Lautsprache zur Unterstützung, sondern sie besitzen eine Sprache für sich«, will Referent bemerken, dass er auf dem Standpunkte Grillparzers (Sämmtliche Werke, herausgegeben von A. Sauer. XV. Bd., Stuttgart 1892, S. 154f.) steht, dass dies Rudimente einer der Lautsprache vorhergehenden Zeichensprache sind. Zu der S. 200 von Ufer gegebenen Literatur über Sprachspiele wäre noch hinzuzufügen: E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1857, S. 21ff., 42ff.; J. R. Bünker, Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI (1900), 1. Supplementheft, S. 22, und Fr. P. Piger, ebenda, S. 44. E. K. Blümml.

55.

Wisła (Die Weichsel). XIV. Jahrgang. Warschau 1900.

Im Jahre 1899 bekam die »Wisła« einen neuen Redacteur. Ihr Gründer, Dr. J. Karłowicz, dessen Verdienste um die polnische Folkloristik sehr bedeutend sind, zog sich zurück, und die Leitung wurde von E. Majewski, Redacteur des hier von uns mehrmals besprochenen »Światowit«, übernommen.

---

[1]) Referent möchte hier darauf hinweisen, dass die geistigen Fähigkeiten der Ameisen gewiss immer überschätzt wurden, s. A. Bethe, Dürfen wir den Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben? (Archiv für die gesammte Physiologie, LXX. Bd., S. 15—100), doch verfiel Bethe wieder in den entgegengesetzten Fehler, diese Thiere als Reflexautomaten anzusehen, was ebenfalls abzuweisen ist; s. L. Reh, Illustrierte Zeitschrift für Entomologie, III. [1898], 106ff., 121ff., und E. Wasmann, Biologisches Centralblatt, XVIII [1898], 577ff.

[2]) Zu den Belegen für Spiele in früherer Zeit, die Ufers Anmerkung S. 50f. bringt, mögen hinzugefügt werden: H. Boesch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900, S. 62ff., und F. Woenig, Am Nil, I. Bd., Leipzig o. J., S. 51ff.

[3]) Bezüglich der Verwendung der Blumen bei den Spielen wäre auf folgende zwei Abhandlungen zu verweisen: E. K. Blümml und Fr. Höfer, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, V (1899), 132ff., und E. K. Blümml und A. J. Rott, Zeitschrift für Volkskunde, XI (1901), 49ff.

[4]) In Ufers Anmerkung S. 86 bezüglich der Literatur nach Boesch, a. a. O. 78ff.

Ungeachtet dieses Redactionswechsels erhielt sich die »Wisła« völlig auf ihrem einstigen Standpunkt. Wie zuvor weist sie eine große Fülle von Materialien auf, so dass sie zu den besten folkloristischen Zeitschriften gezählt werden kann.

Obwohl die zahlreichen volkskundlichen Publicationen Polens schon eine Menge von Volksliedern veröffentlicht haben, so findet man doch immer Neues dem Aufgespeicherten hinzuzufügen. So enthält auch der XIV. Band der »Wisła« ganz schätzbare diesbezügliche Beiträge. Frau B. Bruchnalska bringt Volkslieder aus dem Dorfe Sanka (Westgalizien), Frau Sarnowska solche aus Cujavien. S. Ciechanowski theilt polnische Volkslieder (mit Melodien) aus Österreichisch-Schlesien (Teschen und Umgebung), Radosławski aus Orońsko (bei Radom, Russisch-Polen) mit. Sehr interessant ist der Beitrag Frau Z. A. Kowerskas unter dem Titel: »Ein neues Volkslied«. Es führt uns sozusagen in die Werkstätte der Volkslieder hinein. Vor einigen Jahren ermordete in Warschau ein gewisser Wiśniewski seine Frau und seine Kinder. Dieses grässliche Ereignis prägte sich nun so tief ins Gedächtnis des polnischen Volkes ein, dass ein unbekannter Volksdichter es zum Vorwurf einer Ballade nahm. Frau Kowerska schrieb dieselbe aus dem Munde einer Magd nieder, welche aus Łodz, also ziemlich weit von Warschau, stammt.

Die Ballade ist ganz im volksthümlichen Sinne verfasst und sind wir weit entfernt, dem Urtheil Frau Kowerskas, sie sei ziemlich ungehobelt, beizupflichten. Anderseits zeigen einige Mängel in der Rhythmik, dass Frau Kowerska das Lied sich (außer den ersten zwei Zeilen, deren Melodie sie angegeben hat) nur vorsagen, nicht aber vorsingen ließ. Indessen ist das letztere unumgänglich für einen, der einen correcten Text eines Volksliedes liefern will.

Dieselbe Verfasserin hat in der »Wisła« noch einen interessanten kleinen Beitrag: »Rauch- und Schnupftabak bei dem Landvolke«, und zwei Märchen (aus Józwów, Gouvernement Lublin): »Vom Königssohn, der seine Schwester heiraten wollte«, und »Von Knaben, welche in Vögel verwandelt wurden«.

Legenden und Volkssagen bringen: Frau Piątkowska (eine Fassung der St. Christophlegende), M. Kucz (Ortssagen aus Ilża, Russisch-Polen), H. Łopaciński (Ukrainische Sirenensagen).

Zahlreich sind die Beiträge zum Volksglauben. Hier ist vor allem die Arbeit von Severin Udziela (»Die übernatürliche Welt des Krakauer Volkes«) zu nennen. In mehreren Jahrgängen der »Wisła« gedruckt, ist sie als separater Band erschienen, als solchen werden wir sie auch in den »Mittheilungen« in kurzem besprechen. Außerdem begegnen wir hier folgenden Arbeiten aus diesem Bereich: Magiera: »Volksglaube aus der Umgebung von Sułkowice« (Westgalizien), Rokossowska (deren vortreffliche Märchensammlung von uns hier seinerzeit angezeigt wurde): »Besprechungen aus Jurkowszczyzna« (Wolhynien) und »Naturereignisse im Volksglauben der Jurkowszczyznaruthenen«, Regina Lilienthal: »Jüdischer Volksaberglaube«, Piątkowska: »Die Sterne und der Himmel im Volksglauben der Smardzewer Landleute« (Umgebung von Sieradz, Russisch-Polen).

Auch den Volkssitten und Volksgebräuchen sind mehrere Arbeiten gewidmet. Wir nennen hier: M. Kucz: »Wie wird die Nachricht vom Tode ertheilt« und »St. Gregorfest in Kozienice bei Radom« (es handelt sich um einen Schulfesttag, welcher seit 1595 bis 1870 im genannten Dorfe zum Andenken der Gründung der dortigen Volksschule im Jahre 1595 am St. Gregortage [12. März] gefeiert wurde), S. Bzowski: »Hochzeitsreden aus Komorniki bei Wieluń« (Russisch-Polen), Regina Lilienthal: »Verlobung und Hochzeit bei polnischen Juden«, H. Łopaciński: »Die Ritter beim Christusgrabe« (Charfreitagsbrauch), Sophie Kowalewska: »Hochzeitsbräuche im Wiliadistricte« (Lithauen), Bronisław Kocent: »Hochzeitsreden aus Cujavien« (Preußisch-Polen), H. L.: »Hochzeitsbräuche aus dem Ekaterynoslawer Gouvernement«, A. Petrów: »Die Hungerjahre bei den Kirgisen«.

Zur Parömiologie hat H. Łopaciński, ein verdienstvoller Gelehrter und Sammler, dessen Namen wir hier schon mehrmals erwähnt haben, einen interessanten Aufsatz geliefert (Zwei alterthümliche Sprichwörter aus dem XVI. Jahrhundert). Außer ihm haben Frau Matlakowska, Witold Pracki und S. Zdziarski zeitgenössische Beiträge aus diesem Bereich gebracht.

Es ist aber zu bedauern, dass die Volksräthsel nur durch einen (allerdings hübschen) Beitrag von Ladislas Semkowicz (Volksräthsel aus der Umgebung von Brzesk, Westgalizien) vertreten sind. Das Volksräthsel bildet eine sehr interessante Hervorbringung der Volksphantasie, und weil es im Verschwinden begriffen ist, so wäre es höchst erwünscht, dass man ihm in Polen mehr Aufmerksamkeit zuwendete.

Erfreulich ist das Vorkommen gut gearbeiteter Monographien in der »Wisła«, von denen jede einer scharf begrenzten Gegend, einem Dorfe oder sogar einer socialen Classe eines Dorfes gewidmet wird. So z. B. handelt Joseph Radziukinas von sogenannten »Dzuken« (Dzuki), das heißt Lithauern aus dem Gouvernement Suwalki. Sein Aufsatz, welcher Land und Leute betrifft, wäre nun durch Mittheilungen aus der Volksliteratur zu vervollkommnen.

E. Tetzner beschreibt die Bevölkerung der Ortschaften Liw und Węgrów (Gouvernement Siedlce). J. Magiera handelt von den Schmieden des Dorfes Sułkowice, 30 *km* von Krakau (dieselben bilden mit den

Familien mehr als ein Viertel der 4000 Einwohner zählenden Bevölkerung von Sułkowice), S. Czuprykowski von den Siebern aus Bilgoraj (Russisch-Polen). B. W. liefert eine vortreffliche statistische Studie über die polnische Bevölkerung des Kulmer Landes (Preußen).

Dieser Gruppe sind Arbeiten aus dem Bereiche der Landeskunde anzureihen. Den ersten Rang nimmt hier der Aufsatz Dr. Ladislas Matlakowskis über den Wallfahrtsort Bieniszewo. Dieser Aufsatz kommt schon vom Nachlass des Verfassers. Einer der namhaftesten Chirurgen Warschaus, wusste Dr. Matlakowski noch Zeit für literarische und folkloristische Arbeiten zu finden. So hinterließ er (außer zahlreichen medicinisch-chirurgischen Abhandlungen) eine sehr gut gearbeitete Monographie über die Volksarchitektur in den Karpaten Westgaliziens und eine Anzahl kleinerer, wertvoller Beiträge. Es wäre gut, wenn die »Wisła« uns vor allem das von ihm zurückgelassene Ungedruckte veröffentlichte, und wenn dann die Freunde des vorzeitig (im 44. Lebensjahre an Lungenleiden) verstorbenen Arztes seinen Nachlass in einem separaten Bande herausgäben.

Interessant, obgleich stark von dem schon Veröffentlichten geschöpft, sind Smólskis »Reiseerinnerungen aus dem Masurenlande« (Preußen).

Nun kommt die Reihe an die Studien über einzelne Fragen aus der Volkskunde. Vor allem verdienen hier die von Erasmus Majewski in Betracht gezogen zu werden. Die eine handelt über die Familie der Raben (Raben, Krähen, Dohlen, Elstern), die andere über den Holunderstrauch im polnischen Volksglauben. Diese Aufsätze bilden die Folge der schon im Jahre 1891 von Majewski begonnenen Reihe über die Thiere im polnischen Volksglauben. Bald mit J. Sanecki und F. Jastrzębowski, bald allein veröffentlichte Majewski Studien dieser Art über die Schlangen (Separatabdruck aus »Wisła«, Warschau 1893, 107 Seiten), den Storch, die Eule, die Fledermaus und den Kuckuck (die letztere erschien auch als Sonderabzug in Warschau, 1897, 24 Seiten).

Es sind dies sehr verdienstliche Arbeiten. Sie bestehen bloß aus der Zusammenstellung von Materialien, der Verfasser ist folglich nicht zu ihrer Bearbeitung übergangen. Auch gesteht er selbst, dass die Materialien, nach langem Nachschlagen in weniger bekannten Quellen, bereichert werden könnten. Obgleich dies den Versuchen Majewskis den Charakter von Vorstudien verleiht, ist doch ihr Wert deshalb nicht zu unterschätzen. Denn erstens bekommt man dank ihnen eine Übersicht des in gegebener Frage Veröffentlichten, zweitens erleichtern diese Aufsätze das Sammeln, indem sie eine factische Basis für den Sammler bilden, und drittens haben sie viel Wert für diejenigen Forscher, denen die polnischen volkskundlichen Publicationen aus verschiedenen Gründen unzugänglich sind.

So ist es nur wünschenswert, dass E. Majewski seine Arbeiten fortsetze.

Unter den anderen Abhandlungen nennen wir Makowskis: »Leibgedinge beim polnischen Volk« und Zielińskis: »Polnischer Jägeraberglaube«. Die letztere Arbeit (S. 753—757) stellt alles dar, was der Verfasser in der polnischen Volksliteratur über den Jagdaberglauben gesammelt hat. Es ist gewiss viel zu wenig, und wenn der Verfasser so kleine Resultate erzielt hat, so hat dies mehrfache Gründe.

Erstens scheint er in den gedruckten Quellen nur in den Capiteln »Aberglaube« gesucht zu haben. Indes hätte er gewiss in den Märchen, Legenden und Sagen einiges Neue gefunden. Man vernachlässigt diese Gruppe, so oft es sich um Beiträge vom Volksglauben handelt. Hierin hat man Unrecht und in unserem, hier kürzlich veröffentlichten Aufsatz über die Sébillot'schen Contes des landes et des grèves haben wir gezeigt, wie viel diesbezügliche Materialien eben die Märchen enthalten. Denn man vergesse nicht, dass die letzteren nur durch ihre Grundmotive international sind (und auch dies nicht immer); durch ihre Nebenepisoden aber hängen sie mit localem Volksglauben und localen Volksideen zusammen.

Als Beweis, dass man in den Märchen und Sagen auch Jägeraberglauben finden kann, gebe ich die Legende vom *latawiec* (die Seele eines ermordeten unehelichen Neugeborenen), welche N. Rybowski im »Lud« (1900, S. 197) veröffentlicht hat, an. Sie erschien um einige Monate früher, als Zielińskis Arbeit, doch wird sie in der letzteren nicht angeführt. Ein *latawiec* (den Text der Legende wiederholen wir hier nicht) wird dort vermittelst Schrot und geweihtem Weizen todtgeschossen.

Außerdem erlaube ich mir, noch eine andere Bemerkung bezüglich Zielińskis Arbeit zu machen. Der Verfasser hat vor einiger Zeit an die Leser der »Wisła« eine Bitte gerichtet, man möge ihm Beiträge zu seiner Arbeit schicken. Das genügt unserer Ansicht nicht. Will der Verfasser von diesen Lesern wirklich Beiträge erhalten, so bereite er vor allem einen Fragebogen vor und veröffentliche ihn in der genannten Zeitung. Da er Zíbrts (Myslivecké pověry) und Gaidoz' (Croyances et pratiques des chasseurs. Mélusine, III, 243) Arbeiten selbst citiert, so möchten wir ihm nur rathen, noch Andrees Abhandlung über den Jägeraberglauben (»Ethnographische Parallelen«, Leipzig 1888) zu Rathe zu ziehen und auf Grund dessen einen Fragebogen herzustellen, welcher sowohl den von ihm angegangenen Lesern der »Wisła« als ihm selbst im Sammeln bezüglich der Materialien von größtem Nutzen sein wird.

Sehr dankenswert ist es, dass die neue Redaction der »Wisła« die Zahl der Abbildungen vermehrt hat. Die Kenntnis der volksthümlichen Kunst und das Studium des Costüms, der Baukunst und sonstiger materieller Gegenstände der Volkskunde kann dadurch wesentlich gefördert werden.

Der letzte Jahrgang der »Wisła« enthält im ganzen 16 Tafeln, welche hauptsächlich für die Costümkunde (mehrere Tafeln bilden Abdrücke von Volksholzschnitten) Polens von Bedeutung sind. Außerdem findet man in jeder der sechs Nummern (»Wisła« erscheint alle zwei Monate) Textabbildungen.

Unter den Artikeln, welche diese Abbildungen begleiten, nennen wir: Gloger: »Polnische und lithauische Fischergräten« (eine Art Harpune, mit der die nachts mit Fackeln arbeitenden Fischer die schlafenden Fische durchbohren), Janowski: »Sandzeichnungen am Pfingstvorabend in Smardzewice«, Oczykowski: »Frauenkleider aus dem Fürstenthum Lowicz (Russisch-Polen).«

Die Bibliographie ist reichhaltig, die Rencensionen zahlreich. Es bestehen in der »Wisła« außerdem noch drei Rubriken: »Nachfragen«, »Kleine Beiträge« und »Miscellen«. Man findet darin viele wertvolle Materialien und es ist höchst bedauerlich, dass sie im Sachregister vollständig übergangen wurden. Es wäre zu wünschen, dass fürderhin auch sie den ihnen gebürenden Platz in der umständlichen Inhaltsangabe erhalten.

Paris. Dr. W. Bugiel.

56.

»Prawda« (Die Wahrheit). Zur Feier der 25jährigen literarischen Thätigkeit Alexander Świętochowskis. Lemberg 1899.

Alexander Świętochowskis Name ist den Lesern der »Mittheilungen« nicht ganz fremd. Vor zwei Jahren haben wir hier sein interessantes Buch »Der Dichter als Naturmensch« besprochen. Der genannte Schriftsteller, dessen Thätigkeit (insbesondere auf publicistischem und literarischem Gebiet) sehr fruchtbar ist, erfreut sich in Polen eines wohlverdienten Ruhmes. Zu seiner 25jährigen Feier haben nun die polnischen Schriftsteller und Gelehrten einen prächtigen Quartband von 520 Seiten veröffentlicht, und unter den dazu beigesteuerten neunzig Beiträgen befindet sich eine Anzahl folkloristisch-ethnographischer Arbeiten, die es verdienen, angezeigt zu werden.

J. Karłowicz bringt hier den Aufsatz: »Mythologie und Philosophie«. Der Verfasser erhebt sich mit Recht gegen die Art der Behandlung der Mythologie in den Handbüchern dieser Wissenschaft, sowie im Schulunterricht. Dank gründlicher, weitgehender Studien — spricht er — wissen wir jetzt, dass der Animismus ein für einen gewissen Culturgrad sämmtlicher Völkerschaften wesentlich charakteristischer Zug ist, und dass alle Religionen, ob sie schlicht und einfach oder zusammengesetzt sind, auf diesem animistischen Grunde gekeimt haben. Folglich wäre im Unterrichte auf diese Thatsache Nachdruck zu legen und mit der Charakteristik des Animismus zu beginnen.

Indes was sehen wir? In den Handbüchern sowohl von kleinerem, als größerem Umfang beginnt man die Darlegung des Stoffes mit den höchsten Göttergestalten, verweilt bei ihnen sehr lange, widmet schon viel weniger Platz den »Gottheiten zweiten Ranges« und beschäftigt sich gar nicht mit der animistischen Unterlage. Augenscheinlich steht diese Anordnung im völligen Widerspruch mit der Geschichte der Religionen und sogar mit der Logik.

Es ist demnach zu wünschen, dass die Mythologen ihre Methodik den Ergebnissen der modernen Ethnographie und Folkloristik anpassen. Sowohl in speciellen Arbeiten, als in Handbüchern und im Schulunterricht sollen vorerst die primitive animistische Naturphilosophie, der Geisterglaube und der Aberglaube behandelt werden. Erst auf diesem Sockel dürften sich die Standbilder der höheren Religionsformen erheben.

L. S. Korotyński beschreibt eine bisher ungedruckte Volksliedersammlung des polnischen Historikers Joachim Lelewel. Die Sammlung datiert aus Lelewels vierzehntem und fünfzehntem Lebensjahre (1799 bis 1800). Sie verdient um desto mehr Beachtung, als zu dieser Zeit noch niemand in Polen an Volkskunde dachte. Die besagten Volkslieder (Korotyński behält sich vor, dieselben anderswo zu veröffentlichen) wurden in Podlachien (jetziges Gouvernement Siedlce) niedergeschrieben.

E. Majewski handelt von seinen prähistorischen Funden in Stopnica; in der demnächst an dieser Stelle erscheinenden Besprechung des »Światowit« vom Jahre 1900 werden wir sie näher in Augenschein nehmen. Interessant ist auch Matuszewskis Aufsatz: »Die Charakteristik der altindischen Fabeln«. Der Verfasser hebt vor allem den Gegensatz zwischen den indischen und europäischen Fabeln hervor; die Frage der Entstehung lässt er auf sich beruhen. Die europäischen Fabeln — sagt er — sind, mit seltenen Ausnahmen, didaktisch knapp und farblos, die indischen bezwecken ebenfalls Belehrung, aber zugleich sprudelt daraus Leben und Poesie. Der indische Fabeldichter ergeht sich in Schilderungen und vertieft manchmal die Charaktere, was dem europäischen Fabeldichter vollständig abgeht. Sogar was den moralischen Sinn anbelangt, stehen die

europäischen Fabeln den indischen nach. Der fabelnde Europäer ist praktisch. die Dinge werden von ihm aus egoistischem Standpunkt beleuchtet. Der Inder hingegen predigt Altruismus oder wenigstens Großmuth, ohne sogar Übertreibung zu scheuen.

So lange es sich um literarische Fabeln handelt, kann man I. Matuszewski beistimmen. Nur wäre zu bemerken, dass die Kürze und Knappheit der europäischen Fabeln theilweise auf literarische Einflüsse zurückzuführen seien. Der wortkarge Aesopus und Phaedrus haben die Fabeldichter jahrhundertelang beherrscht, seit aber Lafontaine ihr Joch abgeschüttelt hat, könnte eine Anzahl Fabeldichter genannt werden, auf welche Matuszewskis Charakteristik nicht passt.

Was aber für uns noch wichtiger ist, ist, dass der polnische Schriftsteller völlig vergessen hat, dass die indischen Fabeln in weitaus größter Mehrzahl volksthümlichen Ursprunges sind. Folglich waren auch europäische Volksfabeln (sowohl diejenigen, welche das Thierleben schildern, als die anderen, welche dem Menschenleben entlehnt, die moralische Belehrung bezwecken) zum Vergleiche heranzuziehen. Ihre Lebensfülle, ihr Episodenreichthum, schließlich das phantastische Element, welches darin so oft hervortritt, hätten Matuszewskis Schlüssen das Kategorische benommen.

Der indische Altruismus hat seinen Grund nicht im philosophischen Humanismus, sondern in der Religion. Nun kann man sagen, dass auch die europäischen, auf religiösem Boden entstandenen »Fabeln« (wir behalten Matuszewskis Ausdruck, obgleich ebenso hier, als bei ihm in dieser Beziehung eher ein anderes Wort, wie z. B. Legende, zu gebrauchen wäre) von Altruismus übersprudeln. Man denke nur an die zahlreichen Marienlegenden.

Schließlich war noch der Umstand zu berücksichtigen, dass den indischen Fabeln und moralischen Erzählungen in Europa die mittelalterlichen Novellen entsprechen. Wie in Indien, sind es halb literarische, halb volksthümliche Hervorbringungen. Hier hätte der Verfasser zahlreiche Analogien, besonders zur indischen Großmuthrichtung gefunden. Ich erinnere nur an Boccaccios reizende Novelle »Der Falke«.

Wertvoll ist der Beitrag F. Rawita-Gawronskis: Einige Worte zur Genese von Mickiewicz' »Fischlein«. Es handelt sich um eine der Balladen des polnischen Dichters, welche, wie die Mehrzahl der Schöpfungen dieser Gruppe Mickiewicz', vollständig auf den Volksüberlieferungen und dem Volksglauben Polens fußen. Ein vom Gutsbesitzer verlassenes Bauernmädchen ertränkt sich, wird zu einer fischähnlichen Wasserjungfrau und taucht alle Tage aus dem Grunde des Sees, um ihr Kindlein, das ihr der alte Diener bringt, zu säugen. Eines Morgens geht der Gutsbesitzer mit seiner Gemahlin auf dem Seeufer spazieren, kommt aber nicht zurück: man findet ihn und seine Frau versteinert.

Die Ballade ist eigentlich ein Mosaik der Volksstoffe, nicht aber eine directe Bearbeitung einer Volkssage oder eines Märchens. So findet man hier einen Wiederklang des Märchens von der Mutter, die ertrunken ist, trotzdem aber alle Tage ans Ufer kommt und ihr Kindlein nährt. Es ist weit verbreitet: man findet es in Polen, in Lithauen und in anderen europäischen Ländern, letzter Zeit bin ich seiner Fassung sogar bei den Kaffern[1]) begegnet. Außerdem können im »Fischlein« auch einige Erinnerungen an Volkslieder eruiert werden. Diesen widmet Rawita-Gawronski seine inhaltsreiche Abhandlung.

Unmittelbar darauf folgt Wladyslas Reymonts »Eine Weihnachtslegende«. Es ist dies die polnische Fassung der ergötzlichen Geschichte vom besten Traume, welche man schon in der »Disciplina clericalis« von Petrus Alphonsus[2]) und in den »Gesta Romanorum«[3]) findet. Drei hungrige Kerle kriegen eine gebratene Gans (oder sonst ein prächtiges Stück). Anstatt sie zu verzehren, legen sie sich schlafen und kommen überein, nach dem Erwachen werde sie für sich allein derjenige behalten, der den hübschesten Traum träumt. Während aber zwei andere träumen, erhebt sich der dritte (am häufigsten ist es ein Jude) und frisst die Gans auf. Hierauf schläft er ein. Des Morgens erzählen die ersten zwei, was sie im Schlafe gesehen, der dritte fabelt nun auch vor: ein Engel habe ihn bei der Hand gefasst und ihn zu einer gebratenen Gans geführt, ihn auffordernd, derselben in seinem Magen Platz zu machen.

Ein famoser Traum — gestehen alle drei und gehen die Gans zu suchen. Natürlich finden sie nichts: der Engel hat sich im Traum einer wirklichen Gans bedient... Desungeachtet sind die beiden anderen entrüstet und trennen sich von dem listigen Kumpan.

In der Reymont'schen Fassung sind die zwei Einfältigen Herr Jesus und St. Petrus, der listige Kerl ist Judas. Als Schauspielplatz wird die Umgegend von Piotrków angegeben. Die Charakteristik der drei Leute ist vortrefflich eingehalten und überhaupt ist der ganze Schwank musterhaft aufgezeichnet.

---

[1]) Theal, Kaffir Folklore. In Deutschland bildet es eine Episode des Grimm'schen Märchens »Die drei Männlein im Walde« (Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Ed. Reclam, I, 68—74).

[2]) Éd. Labouderie, Paris 1824, I, 120.

[3]) Ed. Oesterley, Berlin 1872, S. 436. Neuere Nachweise siehe: Cosquin, Contes populaires de la Lorraine, II, 348, und Bédier, Les fabliaux, 2e éd. Paris 1895, pag. 466. Letzter Zeit hat René Basset eine ungedruckte arabische Fassung dieses Schwankes in der Revue des Traditions populaires von 1900 (S. 668 bis 670) veröffentlicht.

Gleichfalls nur Gutes kann dem Aufsatz Sieroszewskis »Die jakutischen Volkssänger und ihre Lieder« nachgesagt werden. Sieroszewski wurde vor etwa fünfzehn Jahren nach Sibirien verbannt, seinen zwölfjährigen Aufenthalt in dem traurigsten Winkel des genannten Landes, in Jakutien, benützte er, um wertvolle Aufzeichnungen über die Jakuten, ihr Leben und Weben zu machen. Der in der »Prawda« veröffentlichte Aufsatz beruht hauptsächlich auf seinen eigenen Beobachtungen.

Die Jakuten singen gern. Ihr Lied dient ihnen vor allem zur Ergötzung und zur Aneiferung während der Arbeit. Ein Fuhrmann trillert ein Liedchen, das oft keinen Sinn hat, dessen Text aber dem Traben seiner Pferde entspricht. Ein Bursche, der im Walde einen Baum umhaut, singt taktmäßig und stundenlang: »Die Axt . . ., die Axt . . .« Kurz und gut, wir finden hier eine Bestätigung des psychologischen Befundes Doctor Carl Büchers, welcher in seiner vortrefflichen Schrift: »Arbeit und Rhythmus« [1]) dargethan hat, das Lied bilde insbesondere bei den Naturvölkern eine Art automatischer Reizung zur Arbeit.

Diese einfachen Lieder bilden natürlich nur einen Theil des jakutischen Liedervorrathes. Daneben existieren die *oloncho*, epische Volkslieder, die *tuoër*, Liebes- und Loblieder, die oft improvisiert werden, und die*t ögöliu*, das heißt Hymnen. Sieroszewski theilt einige Proben dieser Volksdichtungen mit.

Es gibt bei den Jakuten einen besonderen Sängerstand. Dieser ist natürlich der reichste Besitzer des jakutischen Volksliederschatzes. Die Sänger werden oft hoch geschätzt. Nicht nur bewirtet man sie gerne für ihren Gesang, sondern in einzelnen Fällen bezahlt man sie. Im Namak'schen Club erzählte man im Jahre 1890 dem polnischen Forscher, dass ein reicher Jakute einen Volkssänger Namens Artamon gedungen hatte; Artamon sollte ihm überall, im Walde, im Felde, zu Hause, vorsingen. Als Lohn dafür bekam er eine Stute.

Die sängerisch-dichterische Laufbahn lockt manchen jungen Jakuten. Dazu muss er besonders veranlagt sein: außer der Stimme, der dichterischen Phantasie und einer Dosis dichterischen Geschmackes muss er ein ausgezeichnetes Gedächtnis besitzen. Sonst könnte er niemals die ungemein langen Rhapsodien voll Archaismen, wunderbarer Namen und unverständlicher Stellen behalten. Ein junger Sänger lernt auf folgende Weise: er bezahlt den älteren Sänger (für einen *oloncho* gibt er $^1/_2$—1 Rubel), jener singt ihm vor, der Schüler wiederholt den Sang, der Lehrer verbessert ihn und so thut man es einigemale, bis der junge alles richtig behalten hat. Der Eifer dieser Adepten ist oft sehr groß: in Sieroszewskis Anwesenheit machte einmal eine alte Jakutin ihrem mehr als zwanzigjährigen Sohne Vorwürfe, weil er für die Erlernung eines *oloncho* einem alten Jakuten das letzte Kilo Butter geschenkt hatte.

Außer dem Einzelsang kennen und lieben die Jakuten noch Choräle, sowie dramatisierte Sänge. Recht interessant beschreibt Sieroszewski solch ein gesungenes Dramas sowie die jakutischen Wettgesänge.

Hervorzuheben sind ebenfalls die von Sieroszewski aus dem Volksmunde niedergeschriebenen philosophischen Äußerungen der Jakuten über die Volkssänger und die Volkslieder.

Dr. W. Bugiel.

Paris.

57.

Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient. Première année. Tome I, 1. Hanoi 1901.

Durch die weitblickende Initiative des Generalgouverneurs von Indo-China, Herrn Paul Doumer, ist, unter der Pathenschaft der Académie des inscriptions et belles-lettres de l'Institut de France, eine permanente archäologische Mission für Indo-China 1899 ins Leben getreten. Ihre Aufgabe besteht in dem Studium und Unterricht der Sprachen und Alterthümer Indo-Chinas. Unter thätiger Mitwirkung des Directors der Mission sollen Sanskrit, Pali und Archäologie europäischen und einheimischen Zuhörern gelehrt werden, um dieselben zur Betheiligung an den Aufgaben der Mission heranzubilden. Die Vorschläge für die Ernennung des Directors und der französischen, der Mission beizugebenden jungen Gelehrten, deren Anzahl nicht über drei hinausgehen soll, sowie die Controle über die wissenschaftliche Thätigkeit der Mission bleiben der Académie des inscriptions vorbehalten. Es sollen ein Museum, eine Bibliothek und ein periodisches Organ zur Unterstützung der Ziele des neuen Unternehmens gegründet werden. Als Director wurde für die ersten sechs Jahre Herr Louis Finot, »directeur adjoint à l'École des Hautes-Etudes«, ernannt. Dieses Mandat kann erneuert werden.

Wenngleich die vorliegende Zeitschrift sich als Revue philologique ankündigt, ersehen wir doch, dass nicht allein rein sprachliche, sondern weit umfassendere ethnographische Gesichtspunkte bei der Gründung der École d'Extrême-Orient maßgebend waren. So bestimmt der Art. 6 des Gründungsdecrets vom 15. December 1898: »Il pourra être adjoint à l'enseignement scientifique de la Mission un enseignement des langues, écritures et littératures modernes de l'Extrême-Orient.« Der Hauptmann der Marineinfanterie Herr v. Lajon-

[1]) Bücher, Arbeit und Rhythmus. Leipzig 1900, 2. Auflage.

quière wurde mit 1. März 1899 der Mission zugetheilt mit der Bestimmung, das chinesische Grenzgebiet zwischen Mon-Kai und Lao-Kay in archäologischer, ethnographischer und linguistischer Richtung zu durchforschen. Im Westen hat sich der Colonialarzt in Sse-Mao, Herr Dr. Gaide, als freiwilliger Mitarbeiter angeboten, so dass die schwierigen ethnographischen Verhältnisse der sino-tonkinesischen Grenze in ihrer ganzen Ausdehnung der Erforschung auf sprachlicher Grundlage zugeführt erscheinen. Herr Finot selbst hat nach einer Studienreise auf Java eine dreimonatliche Küstentour von Saigon bis Hanoi durchgeführt, welche ihm die Möglichkeit bot, die Alterthümer der Tjams in Annam, die Hauptracen des Tonkin, die Bevölkerungen und Monumente des Laos durch Augenschein kennen zu lernen. Herr Finot hat außerdem während eines längeren Aufenthaltes in Cambodja, unterstützt vom Secrétair der Mission, Herrn Cabaton, eine reiche Sammlung von größtentheils buddhistischen Schriften der Khmer (darunter eine merkwürdige Version der Râmâyaṇa, Abhandlungen über Medicin, Divination u. s. w.) zusammengebracht.

Das Museum soll alles vereinen, was zum Studium der indo-chinesischen Civilisationen nothwendig ist. Man beabsichtigt auch, die benachbarten Culturen in demselben zur Darstellung zu bringen. Es soll aus einer archäologischen und einer ethnographischen Abtheilung bestehen.

Die erste Lieferung bringt eine interessante Studie von L. Finot über die Religion des Tjams mit Abbildungen. Besonders verbreitet war der Çivaismus in der Form des Lingacults, der Umâ, des Nandin u. s. w. Auch der Vishṇuismus, die Verehrung des Lakshmî, des Garuḍa. Finot bildet ein Basrelief ab, in welchem Lakshmî auf einem dreizehnköpfigen Nâga ruht. Viel spärlicher sind die buddhistischen Reste. Herr Dumontier schildert in der zweiten Lieferung die Architektur in Tonkin in ihrer intensiven Beeinflussung durch China. In Tonkin gilt, wie in China, der Feng-shui, welcher einen geradlinigen, auf das Hauptthor gerichteten Weg für unglückbringend erklärt. Daher die verschlungenen Pfade, welche in zahllosen Krümmungen zu den Seiteneingängen führen. Eine Quelle östlich vom Bauplatz ist günstig für die Aussichten der Tochter, jedoch ungünstig für jene des Sohnes. Weitere Details und Abbildungen von den Tai, jenen künstlichen Terrassenhügeln, welche die französischen Gelehrten auf Babylon zurückführen, wären sehr erwünscht. Sehr wertvoll sind die Mittheilungen des apostolischen Missionärs R. P. Cadière über Volksmeinungen aus dem Thale des Nguôn Son, Provinz Quang-binh (Annam). Der französische Resident in Phnom-Penh bringt eine ausführliche Schilderung des Tonsurfestes eines königlichen Prinzen in Phnom-Penh, Mai 1901 (dritte Lieferung). Daran schließt sich eine vorläufige Studie des Architekten Herrn Parmentier über die Architektur der Tjams. Die den einzelnen Heften beigegebene Bibliographie ist sehr reichhaltig.

Wir haben somit jeden Grund, uns den Glückwünschen anzuschließen, welche berühmte Orientalisten, wie M. A. Barth, Kern, Michel Bréal, Sénart, der neuen Schule gespendet haben. Dies gilt nicht bloß von ihren bemerkenswerten Leistungen am Beginne ihrer Existenz, sondern vor allem ihrer glücklichen Organisation, welche frei von jeder bureaukratischen und kastenmäßigen Abschließung die Aufgabe übernommen hat, freiwillige Mitarbeit anzuregen, zu unterstützen und in die Bahnen strenger Wissenschaftlichkeit zu leiten. In diesem Programm liegt, mit Herrn Barth zu sprechen, die Zukunft der Schule.

Andrian.

2. Specielle Ethnographie und Volkskunde.

58.

Stoll, Otto: Die Erhebungen über Volksmedicin in der Schweiz. Separatabdruck aus dem Schweizer Archiv für Volkskunde. Bd. V. 1901. gr. 8°. 44 S.

Jede Seite des Volkslebens erfährt heute seine Bearbeitung, und so ist es auch nicht zu verwundern, dass man sich der Volksmedicin mit großem Eifer zuwendet, und sind uns da die Schweizer voraus, indem sie eine vollständige Sammlung von volksmedicinischen Sagen auf dem Wege von Umfragen, Aufzeichnungen u. s. w. vorbereiten. Damit diese Angelegenheit jedoch sachlich durchgeführt wird, hat es Professor Otto Stoll unternommen, einen Fragebogen zusammenzustellen, der uns vorliegt, und in dem er nicht nur auf die volksmedicinische Behandlung von Krankheiten und auf die Geburt Rücksicht nimmt, sondern auch auffordert, die volksthümlichen Körperbenennungen zu sammeln, da auch diese Namen eine große Wichtigkeit besitzen, was desgleichen von den Krankheitsnamen gilt (Referent will diesbezüglich auf das große Werk Höflers, Deutsches Krankheitsnamenbuch, München 1899, hinweisen). Doch auch der volksmedicinische Heilapparat, und zwar nach chirurgischer und mechanischer, medicamentöser und theurgischer Richtung hin, ist zu sammeln, wobei auch die verschiedenen Formen des Liebeszaubers in Betracht kommen, und zwar als Hallucinationserscheinungen. Es ist also ein großes Gebiet, das für die Schweiz zur Arbeit gestellt wird, und wäre es nur wünschenswert, wenn auch für andere Länder solche Sammlungen eingeleitet würden, denen ebenfalls Stolls Fragebogen, der sehr übersichtlich angeordnet ist, zugrunde gelegt werden könnte. Den schweizerischen Bestrebungen wünschen wir viel Erfolg.

E. K. Blümml.

59.

Andree, Richard: Braunschweiger Volkskunde. Zweite vermehrte Auflage. Mit 12 Tafeln und 174 Abbildungen, Plänen und Karten. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig, 1901. S. XIV + 531. 8°.

Mit Dank und Freude wird jeder, der Interesse an deutschem Volksthum hat, die zweite Auflage von Dr. Richard Andrees Braunschweiger Volkskunde begrüßen. Hat schon die erste Auflage allgemein große Anerkennung gefunden, so gebürt dieselbe doch in weit höherem Maße der zu einem stattlichen Bande angewachsenen zweiten Auflage. Die Zahl der vortrefflichen Abbildungen hat sich um mehr als das doppelte vergrößert, der Text um die Hälfte vermehrt. Wo immer man das Buch aufschlägt, findet man eine Erweiterung und sorgfältige Ergänzung seines Inhaltes. Ganz besonders ist dies von dem »Vorgeschichtlichen« des Gebietes der Fall. An Stelle der wenigen Blätter darüber in der ersten Auflage, ist nun ein wertvoller inhaltsreicher Abschnitt getreten, der auf den neuesten Forschungen und deren Literatur fußt, und eine würdige Einführung zu den nachfolgenden reichen Schätzen geworden ist. Es ist nicht ein Abschnitt, der ohne Bereicherung geblieben wäre, jeder gibt Zeugnis von unermüdlichem neuen Sammeln und Forschen. Die klare, lebendige Schreibweise, die verräth, dass hier Selbstgeschautes und -Gehörtes vorliegt, zeichnet auch die zweite Auflage aus.

Wenn man das anregende Buch aus der Hand legt, hat man nur den einen Wunsch, dass die eigene engere Heimat sich einer so gediegenen, echt wissenschaftlichen Arbeit über Volkskunde erfreuen möchte.

Salzburg, September 1901. Marie Eysn.

60.

Jühling, Johannes: Die Thiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mit einem Anhange von Segen etc. Nach den in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit einem Geleitworte von Hofrath Dr. med. Höfler. Mittweida (Polytechnische Buchhandlung [R. Schulze]), 1900. gr. 8°. X, 355 S.

Eine Arbeit, die der bekannte Volksmedicinforscher Hofrath Höfler einleitet, braucht eigentlich weiter keine Empfehlung. Wer den Inhalt des Buches, das sich aus hunderten von einzelnen Daten, die der Verfasser aus 160 Aufsätzen über dieses Gebiet und aus 14 Manuscripten excerpierte, zusammensetzt, kennt, muss gestehen, dass eine Unmenge von Arbeit darin aufgestapelt ist. Der Verfasser selbst will sein Buch nur als Nachschlagewerk betrachtet wissen und hat daher jede Erläuterung, jeden Hinweis auf Mythologie oder christlichen Glauben unterlassen; und doch ist, wie Höfler bemerkt, das Buch kein bloßes Sammelsurium, sondern ein Schatzkästlein, eine Fundstätte für jeden Volksforscher.

Da das Buch nur aus Einzelheiten besteht, so ist es in Form eines Referates nicht möglich, auf die einzelnen Dinge einzugehen, und es kann daher nur eine Übersicht der behandelten Thiere gegeben werden: Affe, Bär, Biber, Dachs, Eidechse (Skincus, Molch), Eichhorn, Elch, Elenthier, Esel, Fische (Aal, Äsche, Forelle, Goldfisch, Hecht, Häring, Karpfen, Kaulbarsch, Lachs, Schleie, Schmerling), Fledermaus, Fischotter, Frosch, Fuchs, Gemse, Hase, Hirsch, Hund, Igel, Insecten (Ameisen, Bienen, Canthariden, Fliegen, Floh, Grille, Holzkäfer, Heuschrecke, Johanniswurm, Maulwurfsgrille, Schabe, Spinne, Wanze), Katze, Krebs, Kröte, Luchs, Maulthier, Maulwurf, Maus, Meerschwein, Murmelthier, Pfau, Ratte, Regenwurm, Reh, Rind, Schaf, Schlange, Schnecke, Schwein, Stachelschwein, Steinbock, Vögel (Adler, Amsel, Auerhahn, Bachstelze, Bussard, Kapaun, Kanarienvogel, Elster, Ente, Eule, Fasan, Fink, Gans, Geier, Gimpel, Goldammer, Habicht, Huhn, Krähe, Kranich, Kreuzschnabel, Kuckuck, Lerche, Nachtigall, Meise, Papagei, Pelikan, Pfau, Rabe, Rebhuhn, Reiher, Schwalbe, Schnepfe, Schwan, Specht, Sperber, Sperling, Star, Stieglitz, Storch, Strauß, Taube, Wachtel, Wiedehopf, Zaunkönig, Zeisig), Wiesel, Wolf, Ziege. Viele von diesen Thieren weisen auf einen ehemaligen Totemismus in Deutschland zurück, dessen Rudimente in den Recepten vorliegen, und Referent will darauf hinweisen, dass N. W. Thomas auf Grund vorliegender Arbeit in einer letzthin erschienenen Abhandlung[1]) viele dieser Thiere als Totemthiere der Europäer nachwies.

Der Anhang des Buches bietet Segensprüche und allerhand Geheimmittel, hauptsächlich Wundbesprechungen, von denen viele neu sind. Sehr wichtig ist, dass auch die im Buche vorkommenden Krankheitsnamen übersichtlich zusammengestellt und nach Höfler »Deutsches Krankheitsnamenbuch« (München 1899) erklärt sind. Referent will hier auch auf zwei Arbeiten Karl Reiterers hinweisen,[2]) die interessante diesbezügliche Mittheilungen enthalten. E. K. Blümml.

[1]) N. W. Thomas, Animal superstition and totemism. Folk-Lore (Transactions of the Folk-lore society). Bd. XI, London 1900, S. 227—267.

[2]) K. Reiterer, Volks- und Wetterbilder. (Aus dem Ennsthale.) Tagespost. Graz 1897, Nr. 242 vom 1. September 1897. Bogen 2. — Zeit- und Junibilder. (Aus Steiermark.) A. a. O. Graz 1898, Nr. 161 vom 12. Juni 1898. Bogen 2.

61.

Bartels, Adolf: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. VI. Herausgegeben von Georg Steinhausen. Mit 168 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem XV. bis XVIII. Jahrhundert.) Leipzig 1900. 4°. 142 S.

Bartels gibt in diesem Buche einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung des deutschen Bauern von der Zeit des Tacitus und Cäsar bis zum heutigen Tage. Wohl sind viele Gebiete, wie das Bauernhaus, der Hausrath, der Bauerngarten, nur gestreift; doch immerhin bietet das Werk als ganzes genommen so viele gut verarbeitete Thatsachen, dass es als eine zusammenfassende Darstellung des Lebens des deutschen Bauern, seiner Sitten und Gebräuche sich einen ersten Platz sichern wird. Der überaus reiche Bilderschmuck, der viele Bilder, die sonst dem Volksforscher unerreicht wären, jedoch von großem Werte sind, der allgemeinen Benützung zuführt, erhöht wesentlich die Brauchbarkeit des Buches.

Der Verfasser behandelt die Urzeit des Bauernstandes (ein eigentlicher Bauernstand entwickelte sich erst im Mittelalter), die Gliederung der Deutschen in einzelne Stämme (Schwaben, Franken, Sachsen und Bayern), die Völkerwanderung und deren Folgen, die fränkische Zeit mit dem aus ihr hervorgegangenen Frohnhofsystem, das bis zum XI. Jahrhundert dauerte. Von dieser Zeit ab besserte sich der Zustand der Hörigen, das Frohnhofsystem kam ab, Weisthümer wurden aufgezeichnet und Dichter (Neithart v. Reuenthal, Wernher der Gartenäre,[1]) Seifried Helbling) beschäftigten sich mit dem Bauern. Das weitere behandelt die Dörfer des Mittelalters, die Bauernhäuser, die Bauerngärten,[2]) den bäuerlichen Hausrath, die Ackergeräthe, das Arbeitsleben, die bäuerliche Nahrung, die Kleidung, die Landwirtschaft, Sitte und Brauch dabei, die Viehzucht,[3]) die Ehe,[4]) die Schätzung der Frau, das Familien- und öffentliche Leben (Gemeindeverwaltung, Theilnahme am Gericht), den Dorffrieden und das Landgeschrei, die Dorffeste, Bauerntänze, Bauernspiele, den Aberglauben,[5]) die deutsche Dichtung (Dietrichsage) im Munde des Bauern, den Verkehr mit den Städten, die bäuerische Individualität, die Colonisation des Ostens,[6]) die Jagdfronden und den Jagdfrevel, das Verhältnis des Bürgers zum Bauern und den Bauer am Ausgange des Mittelalters (Stimmen der Schriftsteller Murner, Brant, Wittenweiler, Sachs u. a.), sowie die Volksliteratur über ihn und seine Darstellung in der bildenden Kunst, die Vorspiele zu den Bauernkriegen, die Reformation und ihren Einfluss, den großen Bauernkrieg (1525), dessen Ausgang und Nachspiele dazu, die Zustände nach dem Kriege, den dreißigjährigen Krieg und dessen Folgen (besonders im deutschen Osten, d. h. in Brandenburg), das Bauernlegen, das Verhalten der Leibeigenen, das Zeitalter der Aufklärung, den Bauer in der neueren deutschen Literatur, in der bildenden Kunst und im XIX. Jahrhundert (Aufhebung der Leibeigenschaft). — Wenn der Referent eines auszusetzen hätte, so ist es dies, dass der Verfasser zu viel Rücksicht auf Brandenburg und Preußen nimmt, er hat sich doch mit dem deutschen Reich, dem deutschen Österreich und der deutschen Schweiz zu beschäftigen und nicht mit einzelnen Landschaften.

E. K. Blümml.

62.

Boesch, Hans: Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. V. Herausgegeben von Georg Steinhausen.) Mit 149 Abbildungen

---

[1]) Darüber vgl. man Max Schlickinger, Der Helmbrechtshof und seine Umgebung. 51. Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum in Linz. Linz 1893, S. 1—31.

[2]) Bezüglich der Bauerngärten siehe meine Literaturzusammenstellung. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1900, Bd. XXX, S. 157.

[3]) Bezüglich der S. 51 gebrachten Daten über Bienenzucht und die Rechtsbräuche dabei siehe meine Mittheilung: Notizen zum niederösterreichischen Bienenrechte im XV. bis XVII. Jahrhundert. Zeitschrift für Volkskunde. Berlin 1900, Bd. X, S. 225—226.

[4]) Wegen der S. 52 gegebenen Äußerungen über den Mal- oder Mundschatz, dass derselbe nämlich an den Brautkauf erinnere und das Loslösen der Braut aus der väterlichen Familie darstelle, möge auf V. Jaekel, Studien zur vergleichenden Völkerkunde, Berlin 1901, S. 134 ff. (Die Bedeutung des Brautkaufs) hingewiesen werden, nach welchem derselbe für die zu erwartenden Kinder erfolgt. — Zu der S. 53 mitgetheilten Übernahme unter Schwert, Hut und Mantel des Bräutigams wäre an Saemundar Edda: Oddrúnargrátr (»Dort, wo uns eine Decke umschlang«) zu erinnern.

[5]) Die Abb. 70 »Marter und Hinrichtung eines Bauern zu Bedburg bei Cöln, der angeblich als Wärwolf gewütet hatte 1589« liefert einen interessanten Beitrag zu der erst jüngst von St. Hock (Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. Berlin 1900) behandelten Vampyrsage.

[6]) Ausführlich handelt darüber: Kausch, Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. 33. Jahresbericht des kgl. Gymnasiums zu Dramburg, Dramburg 1900, 35 S.

und Beilagen nach den Originalen aus dem XV. bis XVIII. Jahrhundert. Leipzig 1900. 4°. 131 S.

Das Kinderleben der deutschen Vergangenheit, das bis jetzt noch nie zusammenhängend bearbeitet wurde, obwohl wir auf eine große Anzahl gediegener und eingehender Vorarbeiten zurückblicken können, hat in H. Boesch einen Bearbeiter gefunden, der es verstanden hat, sein Buch, trotzdem es gemeinverständlich gehalten ist und allen kritischen, gelehrten Apparat zur Seite lässt, selbst weitergehenden gelehrten Ansprüchen anzupassen, so dass jeder, der den Kinderspielen u. s. w. seine Aufmerksamkeit zuwendet, in ihm einen gediegenen Führer findet. Was das Buch besonders wertvoll und zu einer Fundgrube macht, sind die beigegebenen 149 Abbildungen und Beilagen, von denen die Originale heute sehr selten und sehr versteckt sind.

Der Inhalt des Buches selbst ist folgender: S. 1—23 wird die Geburt behandelt, und zwar zunächst die Hoffnung auf Nachkommenschaft,[1]) die Entbindung, die Herkunft der Kinder,[2]) die Aussetzung (im Norden [Skandinavien]),[3]) das erste Bad, das Glückshäubchen,[4]) Aberglaube, das Horoskop, die Geburtsanzeigen und die Höherschätzung der Knaben. Der zweite Abschnitt (S. 23—33) behandelt die Taufe, und zwar ungetaufte Kinder, Taufe,[5]) Gevatter, Taufluxus, fürstliche Taufen und Taufordnungen. Der dritte Abschnitt (S. 33—45) enthält die ersten Lebensjahre (Stillen, erste Ernährung, erste Monate, Rücksichten auf Neugeborne, erste Spiele, Zahnen, Geh- und Sprechversuche, Kleidergeschenke, erstes Erinnern, Unglücksfälle, Erziehung und Besuche bei Verwandten, enfants terribles). Der vierte Abschnitt (S. 45—62) die Erziehung im Hause (Erziehung zur Religion und guten Sitte, Gebete, Gottesdienst, Luthers Kindererziehung, Abhärtung, Erziehung von Prinzen, Anstandslehre, Tischzucht, Ehrfurcht vor den Eltern, Beschäftigung im Hause, unartige und böse Kinder). Der fünfte Abschnitt (S. 62—78) ist einer der interessantesten, denn er enthält Spielzeug und Spiele (ältestes Spielzeug: Puppen, Pferde, Steckenpferd; Jagd, Puppenhäuser, Bilderbogen, Bleisoldaten, Spiele im Freien, Soldatenspielen auf dem Lande, im Winter). Wichtig ist auch der sechste Abschnitt (S. 78—93): Fest- und Feiertage (Neujahr, Dreikönig, Fastnacht, Gregorifest, Frühjahrsfeste, Palmsonntag, Ostern, Pfingsten, Maiensingen, Johannistag, Herbstfeste,[6]) Allerheiligen, Allerseelen, Martinstag, St. Nikolaus Weihnachten, Geburtstage, Schießen, Einzug des Kaisers, Leiden durch den Krieg, Hexenwahn). Abschnitt sieben: Schule (S. 93—106), und acht: Aus der Schule (S. 106—114), hat mehr für den Culturhistoriker Wert, obwohl letzterer Abschnitt S. 112 ff. interessante Mittheilungen über die Verlobung im zarten Kindesalter bringt. Wichtig ist wieder der neunte Abschnitt (S. 114—120): Uneheliche, arme und verwaiste Kinder (Geburt, Bastardkinder, Findelhäuser, Waisen, Erziehung, Bettelkinder), und der zehnte Abschnitt (S. 120—131): Krankheiten und Tod (Kinderreichthum, Sterblichkeit, Pest, verkrüppelte Kinder, Ableben, Todesanzeigen, Beerdigung). Selbstverständlich ist überall auf den Volksglauben, auf die Sitten und Gebräuche Rücksicht genommen.

E. K. Blümml.

63.

Hock, Stephan: Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. XVII. Herausgegeben von Fr. Muncker.) Berlin 1900. gr. 8°. IX, 133 S.

Um seine Aufgabe, die Verwertung der Vampyrsagen in der deutschen Literatur, zu lösen, hat es sich Verfasser zunächst angelegen sein lassen, eine kritische Zusammenstellung der Vampyrsagen zu bieten und deren Verbreitung eingehend zu studieren, ohne jedoch allgemeine Schlussfolgerungen zu ziehen; dies will er »erfahreneren Folkloristen überlassen«.

---

[1]) Zu dem »Kammerwagen« der Braut eines Bauern mit der obligaten Wiege vgl. man die Abbildung in »Die österreichisch-ungarische Monarchie«: Oberösterreich und Salzburg (Wien 1889), S. 135.

[2]) Man siehe diesbezüglich: E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857, S. 79, 83—89 (Kuckuck, Storch); N. W. Thomas, Animal superstitions and totemism. Folk-Lore. 1900, Bd. XI, S. 227—267 (sub I, 1 a, ε); O. Schell, Woher kommen die Kinder? Am Urquell. 1893, Bd. IV, S. 224—226; 1894, Bd. V, S. 80—81, 162, 287; 1895, Bd. VI, S. 41; G. Kisch, Nösner Wörter und Wendungen. Programm, Bistritz 1900, S. 16 u. s. f.

[3]) Ein charakteristisches Beispiel dafür in Gunnlaugssaga ormstungu, cap. 2 (ed. Mogk, Halle a. d. Saale 1886, S. 3).

[4]) Man vgl. die Mittheilungen bei J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausgabe. Göttingen 1844. S. 828.

[5]) Bezüglich der Mittheilungen (S. 26) über die Namen der unehelichen Kinder siehe auch H. Schukowitz, Volkskundliche Skizzen: Über volksthümliche Namensgebung. »Alpenheim«, Monatsschrift fürs deutsche Volk. 1898, Bd. III (St. Johann im Pongau), S. 150—151 (uneheliche Mädchen in Salzburg meist Margarethe).

[6]) Der S. 84 mitgetheilte Brauch, dass Knaben am Gallustage in Öls Hähne in die Schule nahmen und sie miteinander kämpfen ließen, weist auf Totemismus, siehe Thomas. l. c., unter III, 1.

Der erste Theil der Arbeit (S. 1—62) beschäftigt sich daher mit der »Sage vom Vampyr«. Der Satz (S. 1): »Man gab ihnen (den Todten) Speise und Habe in den Sarg und sandte ihnen Frauen und Sklaven in den Tod nach, damit sie, zufrieden mit ihrer neuen Existenz, sich nicht nach der alten sehnten,« scheint mir nicht ganz richtig zu sein. Hier spielte doch auch noch etwas anderes, nämlich die sogenannte Tylor'sche »Fortsetzungstheorie«[1]) mit. Das charakteristische Merkmal eines Vampyrs ist, dass er ein wiederkehrender Todter ist, häufig Blut saugt und dass sein Körper unverwest im Grabe liegt. Hervorgegangen ist dieser Vampyrglaube aus zwei großen Sagengruppen: 1. aus den Alpsagen und 2. aus den Sagen von wiederkehrenden Todten. Zunächst behandelt Verfasser die Alpsagen und unterscheidet dabei Nachtalpe und Mittagsgeister. Die Annäherung der Alpsagen an den Vampyrglauben findet durch die Vorstellung, dass Alpe Blut saugen, Brustwarzen aussaugen u. s. w. statt. Aus den Alpsagen entwickelten sich die Lurensagen, die mit dem Alptypus nur mehr die Fragepein oder das Erlösungsmotiv gemeinsam haben; doch nicht immer verursachen Luren den Alpdruck, sondern es können auch Menschen drücken gehen, ebenso Verstorbene[2]), und damit ist der Übergang zu jenen Blutsaugern, die inner- und außerhalb des Grabes fleischliche Existenz besitzen, gegeben. Zwei Arbeiten Höflers[3]), die in gründlicher Weise über die Alpsagen handeln, sind dem Verfasser leider entgangen. Der zweite Sagenkreis betrifft das Wiedererwachen der Todten, ihr Zurückkehren, Anknüpfen von Liebesverhältnissen oder das Abholen der Zurückgelassenen (Lenoren-Sagenkreis). Mit diesen beiden Sagenkreisen berührt sich der Vampyrglaube innig. Er tritt in zwei Varianten auf: »Die eine kennt den Toten, der leibhaftig aus seinem Grabe steigt und mit dem Blute kräftiger Menschen sein physisches Leben verlängert; die zweite Form lässt den Leichnam im Grabe liegen und nur nachts seinen Sarg verlassen, um die Schläfer oder einsame Wanderer zu überfallen, ihnen das Blut zu entziehen, welches ihm aber nur zur Fristung eines thatenlosen Scheinlebens unter der Erde dient.[4]) »Ein Vampyr selbst kann man durch Vererbung, durch Ansteckung und durch äußere Umstände werden. Der Vampyr (Nachzehrer) ist entweder wirklich blutsaugend [bei den Südslaven und den von ihnen beeinflussten Völkern (Rumänen, Neugriechen)][5]) oder bloß im Grabe schmatzend (Nordslaven und bei den unter ihnen wohnenden Deutschen). Als Mittel gegen den Vampyrismus gelten: das Trinken des Blutes des Vampyrs, gewisse Ceremonien beim Begraben der Leiche etc. Im weiteren theilt Verfasser Vampyrsagen mit und beschäftigt sich mit der Stellungnahme des XVIII. Jahrhunderts zum Vampyrismus, sowie mit der Geschichte des Namens »Vampyr«.

Der zweite Theil der Arbeit, »Der Vampyr in der schönen Litteratur« (S. 63—133) besitzt hauptsächlich für den Literarhistoriker Wert, doch enthält er S. 95 Mittheilungen über ein französisches Volkslied, S. 112 Bemerkungen über das Lied »Heinrich und Wilhelmine« und S. 113 Bemerkungen über die Sagen vom gewaltsamen Tod in der Hochzeitsnacht. Die ausgezeichnetste Vampyrstoffbearbeitung in der schönen Literatur stellt Goethes »Braut von Korinth« vor.

Wenn wir einen Blick auf das ganze Werk werfen, so können wir sagen, dass der erste und zwar ethnologische Theil von einem großen Fleiße des Verfassers Zeugnis ablegt und gewiss von jedem Folkloristen, der sich mit der Vampyrfrage beschäftigt, als gewaltige Vorarbeit benützt werden muss, wobei nur zu bedauern ist, dass der Verfasser was ihm bei seiner ausgebreiteten Literaturkenntnis gewiss nicht schwer gefallen wäre, nicht auch allgemeine Schlussfolgerungen daraus gezogen hat. Der zweite Theil ist wichtig für jeden Literarhistoriker und das ganze zusammen als eine wertvolle Bereicherung unserer fachwissenschaftlichen Literatur anzusehen.

E. K. Blümml.

64.

Geyer, M.: Osterlandsagen. Sagen, Bilder und Geschichten aus dem Altenburger Ostkreise. 8°. XVI, 211 S. Altenburg (Alfred Tittel), 1901.

[1]) Edw. B. Tylor, Die Anfänge der Kultur. Übersetzt von Spengel und Poske. Leipzig 1873, Bd. II, S. 75.

[2]) Daran knüpft Tylor, a. a. O. II, 190—200, zur Erklärung der höheren Geister und Dämone (Vampyre, Succubi, Incubi u. s. w.) an.

[3]) M. Höfler, Krankheitsdämonen. Archiv für Religionswissenschaft. 1899, Bd. II, S. 86—164; Medizinischer Dämonismus. Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jena 1900, Jahrg. V, S. 1—8.

[4]) Hier knüpft der Werwolfglaube an: s. O. Hovorka Edler v. Zderas, Die Poganica und ihre Varianten. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI. Jahrg., Wien 1900, [S. 4—23], S. 14—16. Sehr interessante Mittheilungen darüber bei Edv. Hammarstedt, Vidskopelser vantro och huskurer i Danderyd och Lidingö i slutet af 1700-talet. Stockholm 1899, S. 8—10. Über den entsprechenden Wertigerglauben Indonesiens siehe L. Bouchal, Indonesische Wertiger. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXX, 1900, S. [154]—[156].

[5]) Referent möchte hier an eine Stelle bei Paulus Diaconus (Historia Longobardorum, lib. I, cap. 11) erinnern, wo mitgetheilt wird, dass die Langobarden vorgaben, Menschen mit Hundeköpfen (Kynokephaler) in ihrem Heere zu haben, die Menschenblut, und wenn sie den Feind nicht in ihre Gewalt bekommen, ihr eigenes Blut trinken. Jedenfalls liegen hier vampyrische Motive vor.

Da bis jetzt eine Sammlung und Bearbeitung der Osterlandsagen, d. h. der Sagen aus dem Ostkreise Altenburgs fehlte, so müssen wir Prof. M. Geyer Dank wissen, dass er eine solche Sammlung veranstaltete, der weniger mündliche Überlieferungen als alte Aufzeichnungen, wie sie sich als Manuscripte in den verschiedenen Bibliotheken Altenburgs finden, zugrunde liegen. Auch die schon veröffentlichten, auf den Altenburger Ostkreis Bezug habenden Sagen werden hier wieder abgedruckt, was selbstverständlich nur zu Gunsten der Sammlung geschah, da sie sich nun als abgerundetes Ganzes repräsentiert, woran der Ethnologe vielleicht nur das eine zu bedauern hat, dass sie zu wenig vergleichend abgefasst ist. Aber wer ist bei der heutigen großen deutschen Sagenliteratur imstande, eine in dieser Hinsicht erschöpfende Darstellung zu bieten.

Die Sammlung umfasst 116 Nummern, von denen freilich auch manche historische Ereignisse, wie den Dreißigjährigen Krieg u. s. w., behandeln, so dass auf die eigentlichen Sagen und Geschichten nicht so viele Nummern entfallen. Referent will sich darauf beschränken, hier nur kurz zu den einzelnen Nummern zu bemerken, was ihm aufgefallen ist.

Nr. 1. Umfang der Stadt Altenburg. Diese Stadt soll, der Volksmeinung nach, einst viel größer gewesen sein, ein Motiv, das sich sehr häufig findet.

Nr. 6, 7 (mit dem beliebten Motiv, dass ein Habicht [hier zwei] zahme Vögel der Fürstin [ihre Söhne darstellend] raubt, natürlich im Traume, s. Nibelungen I, 1), 8, 42, 43, 68, bringen Sagen und Berichte über den Altenburger Prinzenraub durch Kunz von Kauffungen.

Nr. 11 und 33 behandeln das Motiv der Entstehung der Sühnkreuze und als Ergänzung der auf S. 187 angegebenen Literatur möge folgendes dienen: F. Wilhelm, Zeitschr. f. österr. Volkskunde, V. (1899). 97 ff., 202 ff.; M. Eysn, ebd., III. (1897), 65 ff. (mit zahlreichen Literaturangaben); H. Ankert, ebd., IV. (1898), 154; A. John, ebd., III. (1897), 79 ff.; H. Kaserer, ebd., I. (1895), 287; M. Urban, ebd., I. (1895), 289 ff.; K. Alberti, Die Kreuzsteine insbesondere des Ascher Bezirkes. Asch 1897, 47 S.

Nr. 29, 31 und 47 behandeln das bekannte Motiv der weißen Frau (in Nr. 31 erscheint sie als Mittagsgeist). [1])

Nr. 36. Schreckliche Strafe des falschen Eides, wo einem Bauer, der einen falschen Eid geschworen hat, eine Katze das Essen unter Verunreinigung u. s. w. wegnahm u. s. w., erinnert an die Harpyen der Argonautensage.

Nr. 60. Ein Beitrag zum beliebten Motiv, dass bei Bauten der Kalk mit Wein angemacht wird.

Nr. 77 zeigt Vermischung mit der Sage vom wilden Jäger.

Nr. 82. Gänseopfer zu Altenkirchen; hier wird uns noch von wirklichen Gänseopfern zur Kirche berichtet, die später durch Opfern von Votivthieren u. s. w. ersetzt wurden, s. J. Blau, Zeitschr. f. österr. Volkskunde, V. (1899), 70 ff.; H. Richlý, ebd., VII. (1901), 77 ff.; R. Meringer, Mitth. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, XXIII. (1893), 179 ff.; J. R. Bünker, Sitzungsber. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, XXX. (1900), [185 f.]; W. Hein, ebd., XXX. (1900), [151 f.]; W. Hein, Zeitschr. f. Volkskunde, IX. (1899), 328; M. Höfler, Beitr. zur Anthropol. und Urgeschichte Bayerns, IX. (1891), 127; N. W. Thomas, Folk-lore, XI. (1900), 247 ff. (mit Literatur).

Nr. 136. Der gespenstige Reiter bei Ronneburg ist der wilde Jäger (Wodan).

Nr. 149. Der Graf zu Schmölln und der Abt des Klosters Posa erinnert an die Gründungssage Carthagos.

Nr. 165. Die Wüstung Zmietsch gehört zu den bekannten Sagen untergegangener Orte, die man heute noch sieht, wie Vineta u. s. w.

Auf S. 124 ff. finden sich Bemerkungen zu den mitgetheilten Sagen und S. 199 ff. ein treffliches Register, worin ich nur die Anführung »Sprichwörter« vermisse, während sich solche in Nr. 6, 9, 13, 24, 49, 109, 158, 114 (S. 193) finden. E. K. Blümml.

65.

Grisanti, C.: Usi, credenze, proverbi e racconti popolari di Isnello. Palermo 1900.

Die volkskundliche Erforschung Siciliens, von Pitré so schön eingeleitet, wird von dessen jüngeren Freunden tüchtig fortgeführt So ein nennenswertes Werk eines gut geschulten Pitréjüngers ist eben die vorliegende Arbeit.

Das Isnellothal liegt in Nordsicilien, nahe an der Stadt Cefalù. Der Verfasser, dort geboren und erzogen, kennt seine Landsleute gut. Am reichhaltigsten ist der von ihm den Volksbräuchen gewidmete Theil. Grisanti schildert das Leben einzelner Volksschichten (Hirten, Landleute, Städter), dann die Jahresfeste (Epiphanie, Fastnacht, Charwoche, Ostern, St. Johannis- und St. Petritag, Weihnachten).

[1]) S. Kuhn, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. III, (1855), 368 ff.

Im Gegentheil scheinen uns die Hochzeits-, Geburts- und Bestattungsbräuche (S. 75—88) viel zu knapp behandelt. Wahrscheinlich könnten diese Capitel um manches bereichert werden. Dem Volksglauben sind über 20 Seiten gewidmet, es finden sich dort interessante Beiträge. Am Anfange des Buches, wo das Imellothal beschrieben wird, theilt der Verfasser einige Ortssagen, sowie Erklärungen von einem Dutzend Ortsnamen, mit. Schließlich bringt das Buch etwa hundert Volksräthsel. Dankenswert ist es auch, dass der Verfasser den Spitznamen, sowie den beliebten figürlichen Redewendungen des Volkes (S. 187—196) seine Aufmerksamkeit zugewandt hat.

Das interessante Büchlein beschließen achtzehn Märchen. Fünf davon sind Thiermärchen, die anderen gehören größtentheils zum Cyclus der Abenteuermärchen. Dr. W. Bugiel.

Paris.

66.

Bion von Smyrna: Adonis. Deutsch und griechisch von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. 8°. I., 48 S. Berlin (Weidmann'sche Buchhandlung), 1900.

Das für den Ethnologen und Mythologen höchst wichtige Gedicht: Επιταφιος Αδωνιδος von Βιωνος von Smyrna (um 100 v. Chr.), das bis jetzt zum großen Theil gänzlich missverstanden wurde, liegt nun in einer trefflichen Textredaction und Übersetzung des bekannten classischen Philologen U. v. Willamowitz-Moellendorff vor. Besonders wichtig sind dessen einleitende Bemerkungen (S. 9 ff.), aus denen hervorgeht, dass das Gedicht keinesfalls ein Theil der gottesdienstlichen Handlung beim Adonisfeste war (S. 10), sondern eine Behandlung des gottesdienstlichen Stoffes in der Weise, dass ein Abbild der heiligen Ceremonie, auch mit dem ganzen Wechsel der Stimmungen vorgeführt wird (S. 11), ohne dass die Person des Dichters verschwindet, was eben den Adoniscult zur Voraussetzung hat. Dieser wird eingehend (S. 12 ff.) besprochen, woran sich (S. 14 ff.) eine Schilderung und Gliederung des Bion'schen Gedichtes knüpft. Auch die Bemerkungen zum Texte bringen noch manches Bemerkenswerte (so S. 39—48) bezüglich der Auslegung gewisser Stellen, die bis jetzt ganz falsch verstanden wurden, und die hier auf ihre natürliche Bedeutung zurückgeführt werden.

E. K. Blümml.

67.

Meltzer, Hans: Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. XV. Serie, Heft 347.) Hamburg 1900. gr. 8°. 44 S.

Die eingehende Behandlung, die Tylor[1]) vor einem Vierteljahrhundert dem Animismus widmete, hat viele bewogen, auf diesem Gebiete weiter zu arbeiten und Tylors Mittheilungen, die zwar auf einem großen Materiale fußten, jedoch nicht zu eingehend waren, für einzelne Völkerschaften und Gegenden zu vervollständigen.

Meltzer geht (S. 13) davon aus, dass schon eine rein sprachliche Betrachtung dazu führt, »in der griechischen Religion einen Rückstand animistischer Anschauungen zu bemerken« (θεός gehört nicht zu *deus*, sondern zu mhd. *ge-twās*, Geist, Gespenst, und lith. *dvāsi*, Athem, Geist, Gespenst). — Sie »führt uns weit zurück in eine Zeit, wo die später so hocherhabenen Bewohner des lichtstrahlenden Olymps noch in einem, sei es wie auch immer gearteten Zusammenhang mit den nicht eben durchaus aristokratischen Seelen der Todten gestanden haben müssen«. Hierin stimmt er mit Visser[2]) überein, der in einer sehr eingehenden Abhandlung unabhängig von Meltzer den Nachweis erbringt, dass die Götter der Griechen thatsächlich auf einer animistischen Grundlage fußen.

Wohl sind zur Zeit Homers die Spuren des Animismus schon verwischt, besonders durch die dorische Wanderung, doch bemüht sich Verfasser, aus der Ilias und Odyssee festzustellen, dass vor Homer solche animistische Ansichten verbreitet waren und in den Werken Homers ihre Spuren (Bestattung des Patroklos, Ilias XIII. u. s. w.) zurückgelassen haben. Homer selbst bringt schon die Ansicht zum Ausdrucke, dass nach der Verbrennung die Seele in den Hades gehe und nicht mehr zur Erde zurückkehre, was einen Fortschritt gegenüber dem Animismus bedeutet; doch besonders begünstigte Menschen konnten ohne Trennung von Körper und Geist in das Elysion übersetzt werden, das in der Atlantis lag. Der Gegensatz dazu ist der Hades mit seinen Schreckgestalten, die ebenfalls zum großen Theile animistischen (und darin subsumiert vampyrischen) Ursprungs sind, die Entrückung in Höhlen und Berge. Gesteigerte Todte sind dann die Heroen, die den Menschen theils gut, theils schlecht gesinnt sind und später sehr im Werte abnahmen, was wohl der

[1]) Anfänge der Cultur. Leipzig 1873, 2 Bde.

[2]) De graecorum diis non referentibus speciem humanam. Dissertatio. Lugduni-Batavorum 1900, IV. 283 S.

neben dem Heroencultus parallel verlaufende Ahnen- und Seelencult[1]) und die Eleusinien bewirkten. Das Weitere behandelt dann die Unsterblichkeitslehre der Griechen, zu welcher der Volksglaube jedoch nicht vorgedrungen ist; diese haben vielmehr die Philosophen begründet, und hier erst tritt uns die Vergeltungstheorie entgegen, die früher nicht ausgebildet war. Gleichzeitig bildete sich dann auch die Leugnung der Unsterblichkeit aus.

Meltzers Abhandlung zeichnet sich durch große Übersichtlichkeit und durch eine umfassende Zusammenstellung der Literatur aus und kann als ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Lehre vom Animismus betrachtet werden. E. K. Blümml.

68.

Trojanović, Prof. Dr. **Sima: Die Trepanation bei den Serben.** (Sonder-Abdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1900, Nr. 2.)

In diesem 18 Seiten umfassenden Schriftchen gibt der Verfasser höchst interessante Mittheilungen über das jetzige Vorkommen der Trepanation in Montenegro, der Herzegowina und Albanien. Die Sitte bestand früher auch unter den Süddalmatinern, besonders Krivošianern und Bocchesen, aber nicht im eigentlichen Serbien. Die Operation wurde von eigenen Ärzten (*medig*, medicus) ausgeführt, und war die Kunst in Montenegro bei einzelnen Familien erblich. Das Instrument war eine einfache Trepaniersäge (*šara* oder *trapanj*). Narcotica werden vor der Operation in Gestalt von Brantwein gereicht, in der Absicht, die Schmerzen zu betäuben. Nach Entfernung des trepanierten Knochenstückes erforscht der Operateur, ob Blut auf dem Gehirn liegt. Das Vorhandensein eines solchen machte nach der Ansicht des *medig* durch den von ihm ausgeübten Druck die Vornahme der Operation nothwendig. Die Mortalität an der Operation ist sehr gering.

Die vom Verfasser am Schlusse gegebenen Belege über das Vorkommen der Trepanation bei außereuropäischen Völkern beschränken sich auf die Kabylen und die Bewohner der Loyalitätsinsel Uča und sind daher der Vervollständigung bedürftig. Bezüglich der Kabylen wäre auf die Trojanović scheinbar unbekannt gebliebene ausführliche Darstellung von Malbot und Verneau (L'Anthropologie, 1897, S. 274 ff., deutsch im Globus, LXXII, 13—15), die Trepanation der Inca-Peruaner betreffend auf die Arbeit von Muñiz und Mc Gee im 17th Ann. Report of the Bureau of Americ. Ethnology (im Auszuge wiedergegeben von Schmidt im Globus, LXXIII, 177 ff.) hinzuweisen. Über die Trepanation unter den Tarahumares in Mexico vgl. Lumholtz und Hrdlicka in Americ. Anthropologist, vol. X, Nr. 12. Eine Stelle über das Vorkommen der Operation in Agame (Abessinien) findet sich bei Plowden (Travels in Abyssinia and the Galla Country, London 1868, S. 115). Endlich ist noch das Vorkommen der Schädeltrepanation im Bismarck-Archipel (Zdekauer in den Sitzungsber. der Anthropol. Gesellsch. Wien 1900, S. 116—117) zu erwähnen.

Horn. Dr. Richard Lasch.

69.

Melodje Ludowe Litewskie (Litauische Volksweisen), gesammelt von Anton Juszkiewicz, nach dessen Tode theilweise bearbeitet von Oskar Kolberg und Isidor Kopernicki und nach dieser beider Tode endgiltig bearbeitet, redigiert und herausgegeben von Siegmund Noskowski und Johann Baudouin de Courtenay. Erster Theil. Krakau. Verlag der polnischen Akademie der Wissenschaften, 1900.

Wir haben es in dem vorliegenden Werke mit einer auf ganz eigenthümliche Art zustande gekommenen Sammlung von Volksmelodien zu thun. Schon der Titel deutet die außergewöhnlichen Schwierigkeiten an, die mit der Herausgabe des Werkes verbunden waren. Nicht weniger als drei Redacteure sind während der Arbeit gestorben, und ebenso oft kam das ursprüngliche Material in fremde Hände, die immer wieder nach neuen subjectiven Gesichtspunkten daran herumcorrigierten und redigierten. Nicht genug damit, scheint gleich die erste Aufzeichnung unter besonders ungünstigen Umständen erfolgt zu sein, deren Einfluss bei jeder neuen Redaction immer wieder durch unglückselige Hände noch verstärkt wurde. Der letzte Herausgeber J. Baudouin de Courtenay erzählt darüber selbst: Juszkiewicz, der erste Sammler war ein Vicar, »von

[1]) Man vgl. V. Jaekel, Studien zur vergleichenden Völkerkunde. Berlin 1901, S. 37 ff., 126 ff. — A. Bastian, Die humanistischen Studien in ihrer Behandlungsweise nach comparativ genetischer Methode auf naturwissenschaftlicher Unterlage. Berlin 1901, S. 53 ff. — J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausgabe. Göttingen 1844, S. 405 ff. — Cleasby-Vigfusson, An icelandic english dictionary. Oxford 1874, S. 179 (sub *fylgja*) u. s. w.

Natur höchst musikalisch veranlagt, obgleich ohne höhere musikalische Ausbildung« (S. VIII). Bei genauerer Durchsicht des Manuscripts stellte es sich heraus, »dass Juszkiewicz seine Aufzeichnungen zu flüchtig vornahm und die Schlusstakte gewöhnlich wegließ«. Noskowski, der letzte Mitredacteur, musste nach dem eigenen Geständnis »vieles errathen«, und da in den ursprünglichen Aufzeichnungen der Silbenzahl der Worte gar keine Rechnung getragen war und die Melodie im Verhältnis zum Text entweder zu kurz oder zu lang war, so musste nach Gutdünken hinzugefügt und weggelassen werden, eine Arbeit, die Noskowski selbst zu dem Ausruf veranlasste: »Es ist ein wahres Kreuz!«

Aus alledem würde folgen, dass die ursprünglichen, flüchtig hingeworfenen Skizzen des Juszkiewicz unmöglich das Material zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung hätten liefern können. Was geschah aber mit diesen Skizzen? Die anthropologische Commission der Akademie übergab sie Herrn Kolberg, der sie »tadellos ins Reine schrieb« und kurz darauf starb. Das war die erste Redaction.

Dann kam dieses Manuscript an Herrn Kopernicki, von dem es heißt, dass ihm »damals die elementaren Kenntnisse nicht nur der Musiktheorie, sondern sogar der Notenschrift ganz mangelten, so dass er sich dieselben erst aneignen musste« (S. VIII). Dann schrieb der eben erst in den Elementen bewanderte Kopernicki das Manuscript »tadellos« ab, starb aber, wie sein Vorgänger, unmittelbar nach der Arbeit. Das war die zweite Redaction.

Hierauf beschloss die anthropologische Commission die Akademie, Herrn Professor Baudouin de Courtenay mit der Herausgabe zu betrauen, »da die Gelder für die Herausgabe der Sammlung bewilligt waren«. Herr Professor de Courtenay sagt von sich selbst (S. X): »Auf diese Weise wurde ich, obgleich ich weder von Natur musikalisch bin, noch mit der Theorie der Musik vertraut war, nolens volens Redacteur eines großen musikalischen Sammelwerkes«. Das wäre also schon der zweite unmusikalische Redacteur einer flüchtig hingeworfenen unbrauchbaren Skizze. Er wandte sich an Siegmund Noskowski, den Director der musikalischen Gesellschaft in Warschau, und dieser that unter anderem Folgendes:

»Er transponierte viele Melodien entweder um eine Octave höher, oder in eine andere Tonart... Er setzte Töne und ganze Takte hinzu, wo es die Rücksichtnahme entweder auf den Bau der Melodie selbst, oder... auf den Text erforderte. Sehr selten brauchte man zur Kürzung der Melodien um Töne oder Takte seine Zuflucht zu nehmen. Hier und da musste man eine Melodie bedeutend ändern und theilweise reconstruieren, um dieselbe überhaupt für die Sammlung verwenden zu können.« (S. XII.)

Es ist unmöglich, in dem Eingeständnis der wissenschaftlichen Unbrauchbarkeit der vorliegenden Publication weiter zu gehen, als es der letzte Redacteur gethan hat, anscheinend ohne es zu merken. Er hat in einem offenbar unzulänglichen Manuscript Takte und Töne hinzugefügt, Transpositionen vorgenommen, »augenscheinliche Fehler« verbessert (S. XIV), »Versetzungszeichen geändert« (S. XXVII), kurz, er ist nach eigenem Gutdünken verfahren, wo doch nur eine Correctur an der Hand der ursprünglich von dem Volke angenommenen Singweise am Platze gewesen wäre. Haben denn die letzten Redacteure (musikalische und unmusikalische) eine Ahnung gehabt, um was es sich bei der Publication solcher Volksmelodien handelt? Doch nicht um die Veröffentlichung einiger hübscher Melodien, die nach unserer Phantasie zurechtgestutzt sind, sondern um eine absolut getreue Niederschrift dessen, was das Volk thatsächlich singt, sammt allen Eigenthümlichkeiten des Gesanges und des Satzes selbst, mag er nun nach unseren Begriffen fehlerhaft sein oder nicht. Eine vollständige Genauigkeit ist offenbar deshalb unmöglich gewesen, weil das ursprüngliche Manuscript selbst ganz unbrauchbar war. Dann hätte es eben nie veröffentlicht werden sollen. Da es aber niemandem einfiel das Manuscript nach den vom Volke gesungenen Originalmelodien zu corrigieren, ist die ganze Arbeit wissenschaftlich wertlos, und es hätte keinen Sinn, über etwaige Eigenthümlichkeiten einzelner Lieder, von denen man nicht weiß, wie viel davon vom Volke selbst, oder von einem der Redacteure stammt, auch nur ein Wort zu verlieren. Die rührende Offenherzigkeit, mit der sämmtliche Redacteure auf ihre und ihrer Vorgänger Fehler und die ganz unzulässige Art der Redactionsarbeit aufmerksam machen, steht in der ganzen Literatur einzig da. Wie aber eine Akademie der Wissenschaften eine derartige Sammlung unter ihrem Namen publicieren kann, ist mir ein Räthsel.

Dr. Richard Wallaschek.

70.

Meyer, A. B. und **Richter, O.**: Die Helme aus Messingblech von Celébes und den Molukken. (Abhandlungen und Berichte des königlich zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Bd. IX, 1900/1, S. 32—88.) Mit einer Tafel.

Im malayischen Archipel gibt es an einigen Fürstenhöfen, namentlich im Gebiete des ternatanischen Einflusses, eine Art Ehrenwache *kabesaran*, »welche bei festlichen Gelegenheiten im alten Costüm des Landes und mit Schild und Schwert oder Lanze gewappnet aufzieht und Nationaltänze vorführt«. Bei diesen Tänzen, die

als Scheingefechte aufgeführt werden, tragen die Theilnehmer auch Helme und Schilde aus Messing, die unzweifelhaft auf europäischen Einfluss hinweisen, ja selbst von europäischer Arbeit sind. Solche Helme und Schilde werden auch beim *tjakalele*-Tanz auf den molukkischen Inseln verwendet.

In einer ungemein kritischen und sorgfältigen Untersuchung, die wohl in jeder Hinsicht einwandfrei ist, bringen die Verfasser zunächst die Nachweise von in europäischen Museen befindlichen Helmen (Dresden, Leiden, Zwolle, Berlin) und stellen auch alle Mittheilungen über diesen Gegenstand aus der vorhandenen, ziemlich reichen Literatur sammt den Hinweisen auf Abbildungen zusammen. Für den Ethnographen sind von besonderem Werte die nordcelébischen Traditionen über diese Helme und Schilde, welche übereinstimmend auf fremden Ursprung hinweisen. Nach ihnen sind sie von Ternate aus nicht vor dem Jahre 1613 nach Nord-Celébes gekommen. Wie die Verfasser auf Grund ihrer sorgfältigen Studien nachweisen, sind die Messinghelme Altniederländer Herkunft und wurden in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Ternate eingeführt. Diese Frage zu entscheiden, war nicht besonders leicht, da eine ansehnliche Zahl von Gewährsmännern für den portugiesischen, eine andere nicht minder große für den spanischen Ursprung eintrat.

W. Hein.

71.

Wilda, Johannes: Von Hongkong nach Moskau, ostasiatische Reisen. Mit 53 Illustrationen u. s. w. Verlag von Stefan Geibel, Altenburg, S.-A., 1902. Preis Mark 4·50.

In früheren Zeiten waren Reisebeschreibungen über die Länder Ostasiens eine Seltenheit, ja es hatte seine liebe Noth, überhaupt einen Verleger zu finden, da jeder die Interesselosigkeit des Publicums solchen Publicationen gegenüber fürchtete. Dies scheint sich in der Gegenwart geändert zu haben, wie die vorgenannte Reisebeschreibung vermuthen lässt.

Wenn der Verfasser versichert, dass er nur seine eigenen Eindrücke zu Papier gebracht hat, so wird es damit wohl seine Richtigkeit haben, wenngleich verhältnismäßig wenig Neues über diese fernen Länder des Ostens in dem dicken Bande zu finden ist. Neues nämlich, was man nicht schon zum so und so vielten Malen in derartigen Reisebeschreibungen gelesen, lässt das Interesse nicht erkalten, sollte es auch gerade nicht in der vollendetsten Form geboten werden; Altes, schon Bekanntes hingegen erfordert — soll unser Interesse bei der Lectüre nicht erlahmen — nicht bloß eine neue eigenartige Auffassung, sondern auch eine elegante, stilistisch gerundete Darstellung. In dieser Beziehung lässt jedoch vorliegende Reisebeschreibung so manches zu wünschen übrig.

Stellenweise wird die Darstellung bombastisch überladen, dafür wieder anderen Ortes so, man möchte fast sagen, schülerhaft nüchtern, dass das Interesse bei der Lectüre ziemlich schwindet, und das Lesen solcher Stellen unter gegebenen Verhältnissen statt der üblichen Medicinen, wie Bromkali, Chloralhydrat etc., von den Ärzten mit sicherer Wirkung verordnet werden könnte. Ganz besonders störend dürfte man die nicht allzu selten auftretenden undeutschen Redewendungen, die neuen, dem Sprachgeiste widerstreitenden Wortbildungen (Unsichtigkeit z. B.) oder die Verwendung gewisser technischer Ausdrücke in ganz ungewöhnlicher und ungerechtfertigter Beziehung finden.

Seit Humboldts Reisebeschreibungen muss man eben an solche Schriften ganz besondere Anforderungen bezüglich des Stiles stellen und wohl mit Recht. Es ist daher zu fürchten, dass vorliegendes Werk durch diese zu rügenden Eigenthümlichkeiten Einbuße in der Gunst des Publicums erleiden dürfte, weil ja doch die Wahrhaftigkeit des Autors allein nicht von jedermann gewürdigt werden kann und selbst bei gerechter Würdigung nicht über die keineswegs tadellose Darstellung von schon Bekanntem hinüberhilft.

Wem jedoch der in dem Buche behandelte Stoff fremd ist, der kann, wenn er über die angeführten Mängel sich hinauszusetzen vermag, über die Länder des Ostens sich hinreichend informieren, wozu die zahlreicheren Illustrationen, das Beste des Werkes, nach Photographien des Verfassers hergestellt, das Meiste beitragen, ebenso wie der verhältnismäßig billige Preis bei einer vorzüglichen Ausstattung seitens der Verlagsbuchhandlung.

Wien, im November 1901. Dr. F. Kühnert.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

Dr. WILHELM HEIN.

JAHRGANG 1901.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.
1901.

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1901.

Protector:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895).

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1888).
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Karl **Toldt** (seit 1898).

Erster Secretär:

Dr. Wilhelm **Hein** (seit 1900).

Zweiter Secretär:

Franz Ritter v. **Hopfgartner** (seit 1899).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Franz **Heger** (seit 1899).
Dr. Moriz **Hoernes** (seit 1890).
Dr. Vatroslav **Jagić** (seit 1900).
Felix **Kanitz** (1870—1874, neuerdings seit 1879).
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872).
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. Matthäus **Much** (1871—1876, neuerdings seit 1884).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Josef **Szombathy** (seit 1887).
Dr. Wilhelm **Tomaschek** (seit 1890).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck**.
Alois Raimund **Hein**.

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog **Josef**. Alcsúth, Ungarn (1895).
2. **Bastian**, Dr. Adolf, Geheimer Regierungsrath, Professor, Director des Museums für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstr. 120 (1884).
3. **Fritsch**, Dr. Gustav, Professor, Geheimer Medicinalrath. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).
4. **Haeckel**, Ernst. Jena (1872).
5. **Hildebrand**, Dr. Hans, Reichsantiquar am Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
6. **Kállay de Nagy-Kálló**, Benjamin, k. u. k. Geheimer Rath, Reichs-Finanzminister. Wien, I., Johannesgasse 5 (1895).
7. **Kollmann**, Dr. Julius, Universitätsprofessor. Basel (1895).
8. **Lubbock**, John, Lord Avebury. High Elms, Farnborough, Kent, England (1895).

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, beziehungsweise des Eintrittes. Correcturen und Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der Mittheilungen unter der Adresse: Wien, I., Burgring 7.

9. **Montelius**, Dr. Oskar, Professor und Conservator am kgl. histor. Museum in Stockholm (1898).
10. **Müller**, Dr. Sophus, Director des Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).
11. **Powell**, J. W., Major, Director des Bureau of Ethnology in Washington, D. C., U. S. A. (1884).
12. **Ranke**, Dr. Johannes, Professor. München, Briennerstraße 25 (1895).
13. **Reiss**, Dr. Wilhelm, Geheimer Regierungsrath. Schloss Könitz [Thüringen] (1889).
14. **Stolpe**, Dr. Hjalmar, Director der ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm (1898).
15. **Tappeiner**, Edler v. **Tappein**, Franz. Schloss Reihenbach bei Meran (1900).
16. **Tylor**, Edward B., Esq., Professor der Anthropologie. Oxford (1895).
17. **Uwarow**, Praskovja Sergejewna Gräfin, Präsident der kais. russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Perenlok, Dom Uwarow (1890).
18. **Virchow**, Dr. Rudolf, Professor, Geheimer Medicinalrath. Berlin, W. Schellingstr. 10 (1879).
19. **Waldeyer**, Dr. Wilhelm, Professor, Geheimer Medicinalrath. Berlin, W. Lutherstr. 35 (1895).
20. **Wurmbrand-Stuppach**, Gundaker Graf. Graz (1895). [Zugleich unterstützendes Mitglied.]

II. Correspondierende Mitglieder.

1. **Andree**, Dr. Richard. Braunschweig. Fallerslebertorpromenade 13 (1877).
2. **Anutschin**, Dmitrij Nikolajewitsch. Akademiker, Universitäts-Professor. Moskau (1890).
3. **Bartels**, Dr. Max, Geheimer Sanitätsrath. Berlin, NW. Roonstr. 71 (1889).
4. **Baye**, Josef Baron de. Paris, Avenue de la Grand Armée 58 (1893).
5. **Boas**, Franz. New-York, 123 West, 82nd Street, N.-York City, U. S. A. (1890).
6. **Brizio**, Edoardo. Bologna (1895).
7. **Cartailhac**, Dr. Émile, Universitätsprofessor. Toulouse, Rue de la chaine 5 (1879).
8. **Chantre**, Ernest, Sous-Directeur des Muséum d'histoire naturelle. Lyon (1879).
9. **Dörpfeld**, Dr. Wilhelm, Professor, Erster Secretär des kais. Deutschen Archäol. Instituts in Athen (1895).
10. **Eitel**, Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
11. **Fellenberg**, Dr. Edmund v., Director der archäol. und anthropolog. Sammlungen in Bern (1900).
12. **Finsch**, Dr. Otto, Conservator am zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).
13. **Gatschet**, Alb. S. Washington, D. C. (1884).
14. **Gerland**, Dr. Georg, Universitäts-Professor. Straßburg im Elsass (1895).
15. **Ghirardini**, Gherardo. Pisa (1895).
16. **Giglioli**, Enrico. Florenz (1895).
17. **Girard de Rialle**, J. Paris, Place Perèire 1 (1879).
18. **Grempler**, Dr. Wilhelm, geheimer Sanitätsrath. Breslau, Gartenstraße 46 (1889).
19. **Groß**, Dr. Victor. Neuenstadt, Schweiz (1883).
20. **Gurlitt**, Dr. Wilhelm, k. k. Universitätsprofessor. Graz (1883).
21. **Hampel**, Dr. Josef, Professor, Custos am ungar. Nationalmuseum. Budapest (1892).
22. **Hamy**, Dr. Ernest, Membre de l'Institut, Prof. am Mus. d'histoire naturelle in Paris, Rue Geoffroy St. Hilaire 36 (1884).
23. **Hazelius**, Dr. Arthur, Director des Nordischen Museums in Stockholm (1898).
24. **Heierli**, Jakob, Privatdocent. Zürich (1891).
25. **Helbig**, Dr. Wolfgang, Professor. Rom (1883).
26. **Heldreich**, Dr. Theodor v., Director des botan. Gartens in Athen (1876).
27. **Herbst**, C., Justizrath. Kopenhagen, Schloss Rosenberg (1876).
28. **Herrmann**, Dr. Anton, Professor. Budapest, I. Szt. György-útcza 2 (1890).
29. **Hoernes**, Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
30. **Jarnik**, Urban. Prag (1884).
31. **Lissauer**, Dr. A., Sanitätsrath. Berlin, W. Lützowufer 20 (1892).
32. **Mantegazza**, Dr. Paolo, Director des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz (1878).
33. **Martin**, Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Zürich, IV. Neue Beckenhofstr. 16 (1900).
34. **Mehlis**, Dr. Christian. Neustadt a. d. Haardt. Rheinpfalz (1879).
35. **Meitzen**, Dr. August, Geheimer Regierungsrath Berlin, Kleiststr. 23 (1895).
36. **Mestorf**, Johanna, Museums-Director. Kiel (1877).
37. **Meyer**, Dr. A. B., Geheimer Hofrath. Dresden (1884).
38. **Morselli**, Dr. Enrico, Director der psychiatrischen Klinik der kgl. Universität in Genua. Via Assarotti 46 (1875).
39. **Munro**, Robert. Edinburgh, Soc. of Antiquaries (1895).
40. **Naue**, Dr. Julius. München, Promenadeplatz 6 (1887).
41. **Nehring**, Dr. Alfred, Professor. Berlin, N. Invalidenstraße 42 (1893).
42. **Nüesch**, Dr. Jakob. Schaffhausen (1900).
43. **Obst**, Dr. Hermann, Museums-Director. Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
44. **Olshausen**, Dr. Otto. Berlin, SW. Anhaltstr. 5 (1895).
45. **Orsi**, Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi. Siracus (1887).
46. **Pigorini**, Dr. Luigi, Director der Musei preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1872).

47. **Radde**, Dr. Gustav, wirklicher Geheimer Rath, Director des kaukas. Museums in Tiflis (1884).
48. **Radloff**, Dr. W., wirklicher Staatsrath, Akademiker. St. Petersburg (1892).
49. **Ratzel**, Dr. Friedrich, Universitäts - Professor. Leipzig (1886).
50. **Reinach**, Salomon. St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
51. **Retzius**, Dr. Gustav, Professor. Stockholm (1880).
52. **Riedel**, Johann Gerard Friedrich, Niederl. Resident. Haag, Obrechtstraat 140, Holland (1873).
53. **Schmeltz**, Dr. J. D. E., Director des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
54. **Schmidt**, Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
55. **Schulenburg**, Willibald v. Charlottenburg bei Berlin (1887).
56. **Schweinfurth**, Dr. Georg, Professor. Berlin, W. Potsdamerstr. 75a (1884).
57. **Schwicker**, C. Budapest (1880).
58. **Stefanović-Vilovsky**, Theodor Ritter v., General-Post- und Telegraphen-Director. Belgrad (1887).
59. **Steinen**, Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied]
60. **Stieda**, Dr. Ludwig, Geheimer Medicinalrath, Professor. Königsberg, Preußen (1880).
61. **Stoll**, Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
62. **Török**, Dr. Aurel v., Universitäts-Professor. Budapest (1891).
63. **Topinard**, Paul. Paris, Rue des Rennes 105 (1879).
64. **Troutowski**, W. Moskau, Bersenjewka (1890).
65. **Uhle**, Dr. Max. Philadelphia, Penns. University Museum (1898).
66. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, E, Professor. Florenz, Via S. Spirito (1879).
67. **Vinson**, Julien. Paris (1879).
68. **Voss**, Dr. Albert, Geheimer Regierungsrath, Director am kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstraße 120 (1887).

III. Stifter.[1])

1. **Haas v. Hasenfels**, Georg, Fabriks- und Gutsbesitzer. Schloss Mostau an der Eger, Böhmen (1900).
2. **Liechtenstein**, Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, I., Bankgasse 9 (1895).
3. **Sokolowski**, Julian. Berlin, Lessingstr. 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Abensperg und Traun**, Hugo Graf v., k. u. k. Geheimer Rath, Oberst-Kämmerer. Wien, I., Wallfischgasse 13 (1887).
2. **Angerer & Göschl**, C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI. 1, Ottakringerstraße 49 (1898).
3. **Apponyi**, Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
4. **Auer v. Welsbach**, Dr. Karl Ritter, Chemiker. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 69 (1898).
5. **Auspitz v. Artenegg**, Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I., Schwarzenbergstraße 3 (1891).
6. **Bonaparte**, Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
7. **Delhaes**, Stefan, Historienmaler. Wien, VIII./1, Schlösselgasse 2 (1882).
8. **Dreher**, Anton, Brauerei- und Großgrundbesitzer. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
9. **Dungel**, Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
10. **Erwein**, Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausgasse 2 (1887).
11. **Figdor**, Karl, Banquier. Wien, I., Löwelstraße 8 (1891).
12. **Grillmayer**, Johann. Schwanenstadt 193, Oberösterreich (1898).
13. **Grünbaum**, Dr. Herman. Wien, I., Hessgasse 7 (1892).
14. **Gundrum**, Dr. Franz S., Stadtphysikus in Kreuz, Kroatien (1900).
15. **Gussenbauer**, Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitätsprofessor. Wien, IX./3, Ferstelgasse 5 (1870).
16. **Gutmann**, Max Ritter v., k. k. Bergrath. Wien, XIX./1, Colloredogasse 24 (1892).
17. **Hamburger**, Fritz, Papierfabrikant. Wien, III./3, Marokkanergasse 21 (1899).
18. **Hanau**, Wilhelm, Fürst von. Horowitz in Böhmen (1898).
19. **Harrach zu Rohrau**, Johann Franz Graf, k. u. k Geheimer Rath. Wien, I., Freyung 3 (1887).
20. **Kinsky**, Ferdinand Fürst, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, I., Freyung 4 (1887).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I., Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmäßige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen u. s. w. garantiert werden kann. Den Mitgliedsbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV./1, Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

21. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, III./3, Jacquingasse 18 (1884).
22. **Lieben,** Leopold v., Vice-Gouverneur-Stellvertreter der österr.-ung. Bank. Wien, I., Oppolzergasse 6 (1891).
23. **Liechtenstein,** Heinrich Karl August Fürst von und zu, Oberlieutenant i. d. Res., Professritter des Malteser-Ritterordens. Wien, II./2, Schüttelstraße 11 (1900).
24. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I., Schwangasse 1 (1887).
25. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III./3, Am Heumarkt 13 (1887).
26. **Mirbach,** Ernst Graf. Harff, Rheinprovinz (1898).
27. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
28. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Radebeul bei Dresden, Wasastraße 1 (1880).
29. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswarenfabrikanten. Wien, II./2, Czerningasse 3—7 (1892).
30. **Ringhoffer,** Franz Freiherr v., Mitglied des Herrenhauses, Fabriksbesitzer. Smichow bei Prag (1898).
31. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v., Gutsbesitzer. Wien, IV./2, Theresianumgasse 14 (1890).
32. **Scherzer,** Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
33. **Schlesinger,** Franziska, Doctors- und Generalsecretärswitwe. Wien, I., Strauchgasse 1 (1900).
34. **Schoeller,** Dr. Max. Berlin, Zelten 21a (1898).
35. **Schoeller,** Paul Ritter v., Gutsbesitzer, königl. großbrit. General-Consul. Wien, I., Johannesgasse 7 (1899).
36. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XVII./2, Promenadegasse 43 (1887).
37. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. Geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III./3, Rennweg 2 (1884).
38. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, I., Burgring 7 (1896).
39. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I., Seilerstätte 5 (1899, wirkl. Mitglied von 1870 bis 1898).
40. **Waldstein,** Ernst Graf, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Major a. D. Prag, Kleinseite (1898).
41. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
42. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I, Herrengasse 5 (1870).
43. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III./3, Strohgasse 21 A (1879).
44. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer. Graz, Schumanngasse 6 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
45. **Zichy,** Eugen, Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Budapest, Rózsa-útcza 61 (1900).
46. **Zichy zu Zich und von Vásonykeö,** Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rath, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich bayrischen Hofe. München (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Alterthumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Alt-Aussee (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg,** Dr. Leopold Freih. v., k. u. k. Legations-Secretär. Athen (1896).
4. **Angerer,** Franz, stud. med. Wien, IX./3, Rothehausgasse 8 (1900).
5. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v., k. k. Hofrath. Wien, I., Kolowratring 14 (1870).
6. **Arthaber,** Dr. Gustav Edler v., Privatdocent und Adjunct an der Universität. Wien, IV. 1, Heugasse 10 (1899).
7. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I., Schottenring 4.
8. **Bachofen v. Echt,** K. Adolf. Wien, XIX./2, Hackhofergasse 18 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
9. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, VIII./1, Landesgerichtsstraße 11.
10. **Balfour,** Henry, Vorstand des Anthropological Department am Museum in Oxford, 11, Norham Gardens (1895).
11. **Bartsch,** Franz, k. k. Hofrath i. P. Wien, III./2, Salmgasse 14 (1887).
12. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysikus. Varna, Bulgarien (1889).
13. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses, Professor an der technischen Hochschule i. P. Wien, III./3, Am Heumarkt 17 (1870).
14. **Belcredi,** Richard Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Präsident a. D. Gmunden (1898).
15. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, III., Radetzkystraße 17 (1887).
16. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Director des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX./2, Pelikangasse 18 (1883).
17. **Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I., Felderstraße, Rathhaus (1896).

18. **Bielka v. Karltreu**, Dr. August Ritter, k. u. k. Leibarzt. Wien, I., Reitschulgasse 2 (1887).
19. **Blasius**, Dr. Wilhelm, Geheimrath, Director des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor an der herzogl. techn. Hochschule. Braunschweig, Gaussstraße 17 (1892).
20. **Blümml**, Emil Karl. Wien, XVIII./1, Gentzgasse 134 (1900).
21. **Böhmerle**, Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1, Niederöst. (1887).
22. **Bogišić**, Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
23. **Bormann**, Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Klosterneuburg (1895).
24. **Bouchal**, Dr. Leo, Conceptspraktikant im k. u. k gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1900).
25. **Bouchal**, Leonard. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1895).
26. **Breitenstein**, Dr. Heinrich, Badearzt. Karlsbad, Haus »Rubin«, Böhmen (1898).
27. **Breitner**, Anton, Schriftsteller. Mattsee, Salzburg (1900).
28. **Brenner-Felsach**, Joachim Freih. v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
29. **Breycha**, Dr. Arthur, k. k. Sectionsrath. Wien, I., Kärntnerring 9 (1895).
30. **Brigham**, William J., Director des Bernice Pauahi Bishop Museum. Honolulu, Hawaii-Inseln (1895).
31. **Bruck**, Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II./2, Czerninplatz 1 (1888).
32. **Brun**, Ferdinand, Ingenieur, Gewerbeinspector. Mödling, Wienerstraße 33, Niederösterreich (1884).
33. **Brunner v. Wattenwyl**, Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII./1, Trautsohngasse 6 (1870).
34. **Brunšmid**, Dr Josip, Universitäts-Professor, Museal-Director. Agram (1891).
35. **Bünker**, Johann Reinhard, Lehrer. Ödenburg, St. Georgengasse 11 (1900).
36. **Bugiel**, Wlodzimierz Mieczyslaw, stud. med. Paris, Rue Collégiale 10 (1891).
37. **Bulić**, Franz, Monsignore, k. k. Conservator und Museums-Director. Spalato, Dalmatien (1896).
38. **Buschman**, Dr. Ferdinand Freiherr v., Großgrundbesitzer. Wien, I., Seilerstätte 16 (1889).
39. **Calliano**, Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden, Niederösterreich, Wienerstraße 3 (1896).
40. **Calliano**, Karl, Secretär der Bezirkskrankencassa. Baden, Niederösterreich, Wienerstraße 14 (1900).
41. **Campi**, Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
42. **Červinka**, Ladislaus, Civilgeometer. Ungarisch-Hradisch 34, Mähren (1897).
43. **Chrobak**, Dr. Rudolf, k. k. Hofrath, Obersanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, IX./3, Frankgasse 6 (1874).
44. **Czerny**, Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
45. **Dachler**, Anton, Ingenieur. Wien, XIII./2, Ameisgasse 15 (1895).
46. **Dalla Rosa**, Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. 1, Porzellangasse 2 (1887).
47. **Dasch**, Albert, Juwelier. Teplitz, Langegasse 66 (1897).
48. **Demetrykiewicz**, Dr. Wladimir, Secretär der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau, Studentengasse 259 (1896).
49. **De Vaux**, Karl Freiherr, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, Feldmarschallieutenant i. P. Wien, III. 3, Lagergasse 6 (1887).
50. **Diettler**, Hans, Fabrikant. Gaya, Mähren (1900).
51. **Dillinger**, Andreas, Schriftsteller. Wien, I., Opernring 23 (1883).
52. **Dołkowski**, Leo, Ingenieur. Graz, Steiermark (1894).
53. **Duška**, Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
54. **Dworschak**, Dr. Joh., Advocat. Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
55. **Dzieduszycki**, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesłuchów, Post Zelechów wielki, Galizien (1883).
56. **Eberhard**, Konrad, Pfarrer. Siegharting, Oberösterreich (1899).
57. **Ebner v. Rofenstein**, Dr. Victor Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Rathhausgasse 13 (1900).
58. **Ehrenfreund**, Sigmund, Kaufmann. Wien, IX./1, Rögergasse 1 B (1895).
59. **Eigl**, Josef, k. k. Oberbaurath. Salzburg, Neuthorstraße 9 (1893).
60. **Eisenbahnbeamten-Verein, Österreichischer.** Wien, I., Franziskanerplatz 5 (1899).
61. **Eisenstein**, Richard Freiherr von und zu, k. u. k. Feldmarschallieutenant i. P. Wien, II./3, Liliengasse 3 (1900).
62. **Eysn**, Marie. Salzburg, Imbergstraße 10 (1900).
63. **Faber**, Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15 (1870).
64. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek**, k. u. k. Wien, I., Hofburg (1877).
65. **Figdor**, Gustav, k. k. priv. Großhändler. Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 38 (1880).
66. **Finck**, Johann, königl. Rath, Bürgermeister i. P. Ödenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).
67. **Fischer**, Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII./2, Neuwaldeggerstraße 24 (1886).
68. **Franc**, Franz Xaver, Secretär des histor. Museums der Stadt Pilsen (1894).
69. **Frauer**, Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta 5 (1900).

70. **Freh,** Wilhelm, Lehrer. Wien, II./1, Pillersdorfgasse 10 (1897).
71. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
72. **Fuchs,** Karl, Realschul-Professor. Kronstadt (Siebenbürgen). ref. Pfarrhof (1899).
73. **Fulcomer,** Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin, U. S. A. (1895).
74. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I., Franzensring 3 (1894).
75. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (Schlesien), Neisstraße 30 (1889).
76. **Gesellschaft für Physiokratie,** Anthropologische Section der, in Böhmen. Prag 779-II (1887).
77. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
78. **Glassner,** Edmund. Heiligeneich, Post Atzenbrugg, Niederösterreich (1898).
79. **Glück,** Dr. Leopold, Primararzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
80. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III./3, Reisnerstraße 13 (1870).
81. **Gorjanović-Kramberger,** Dr. Karl, Professor, Director des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).
82. **Größl,** Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, IX./4, Pfluggasse 6 (1888).
83. **Grohmann,** Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche, Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
84. **Groß,** Dr. Konrad, Wien, XI./1, Pachmayergasse 2—4 (1893).
85. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, VIII./1, Lammgasse 1.
86. **Gutherz,** Gérard. Wien, III./4, Gerlgasse 4 (1897).
87. **Hagen,** Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
88. **Hahna,** Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII./1, Hernalser Hauptstraße 39 (1897).
89. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
90. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Bad Gräfenberg, Österreichisch-Schlesien (1892).
91. **Hauser,** Otto, Schriftsteller. Wien, IV./2, Starhemberggasse 48 (1900).
92. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV./1, Gusshausstraße 10 (1887).
93. **Hedinger,** Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstraße 4 (1895).
94. **Heger,** Franz, k. u. k. Regierungsrath, Custos und Leiter der anthrop.-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, III. 2, Rasumofskygasse 1 (1878).
95. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Realschul-Professor. akademischer Maler. Wien, V./1, Bacherplatz 13 (1890).
96. **Hein,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Floridsdorf, Donaufelderstraße 2, Niederösterreich (1889—1895, 1899).
97. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI./1, Gumpendorferstraße 56 (1889).
98. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II./1, Schmelzgasse 10 (1870).
99. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III./3, Veithgasse 9 (1883).
100. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberst i. R. Brixen, Tirol (1887).
101. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).
102. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstraße 31.
103. **Hörmann,** Constantin, Hofrath, Director des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).
104. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III./1, Ungargasse 27 (1883).
105. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstraße 29 (1879). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
106. **Hoffmann,** Johann, Director der fürstl. Auersperg'schen Zuckerfabriken. Žleb in Böhmen (1899).
107. **Hofmann,** Ignaz, Ökonomieverwalter des k. k. Erziehungsinstitutes für verwaiste Officierssöhne. Hirtenberg, Ger.-Bez. Pottenstein, Niederösterreich (1900).
108. **Hofmeier,** Ernst, Domänenbesitzer. Pischely bei Prag (1892).
109. **Hohenbruck,** Arthur Freih. Schwäger v., k. k. Sectionschef i. P. Wien, I., Nibelungengasse 8 (1890).
110. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).
111. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I., Rathhausstraße 20 (1888).
112. **Hopfgartner,** Franz Ritter v., k. k. Hafen- und See-Sanitäts-Capitän i. P., Wien, III./1, Landstr. Hauptstraße 83—85 (1897).
113. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mansfeldgasse 7 (1887).
114. **Hovorka** Edler v. **Zderas,** Dr. Oskar, Spitalsleiter. Teslić, Bosnien (1893).
115. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII./1, Bergsteiggasse 32 (1887).

116. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission. Wien, I., Freyung 6 (1884).
117. **Jagić,** Dr. Vatroslav, Mitglied des Herrenhauses, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII. 1, Kochgasse 15 (1892).
118. **Jelínek,** Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13 (1883).
119. **Jenny,** Dr. Samuel, kais. Rath. Hard bei Bregenz (1889).
120. **»Joanneum«, Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).
121. **Jurié Edler v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wallnerstraße 11 (1870).
122. **Kahle,** Dr. Bernhard, Universitätsprofessor. Heidelberg in Baden, Brückerstraße 16 (1895).
123. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Professor. Czernowitz, Neueweltgasse 58 (1891).
124. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV./2, Johann Straußgasse 21 (1870).
125. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen (1884).
126. **Kalandra,** Dr. Břetislav. Niemtschitz bei Nezamyslitz, Mähren.
127. **Kammel Edler v. Hardegger,** Dr. Dominik, Guts- und Fabriksbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).
128. **Kanitz,** Felix, k. ungar. Rath. Wien, I., Eschenbachgasse 9 (1870).
129. **Karabacek,** Dr. Josef, k. u. k. Hofrath, Director der k. k. Hofbibliothek. k. k. Universitäts-Professor. Wien, III./2, Salmgasse 15 (1870).
130. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer. Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich (1880).
131. **Karrer,** Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. 1, Döblinger Hauptstraße 80 (1870).
132. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt Brünn (1888).
133. **Kemény,** Dr. Ig., prakt. Arzt. Ödenburg (1890).
134. **Kerschbaumer,** Dr. Anton, Propst und Pfarrer. Krems a. d. Donau, Niederösterreich (1900).
135. **Klimesch,** Dr. Karl, k. k. Ministerial-Concipist. Wien, X./1, Kundratstraße 3 (1900).
136. **Knabenseminar,** erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).
137. **Knett,** Josef. Ingenieur und Stadtgeologe. Karlsbad 720 (1899).
138. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Krakau, ulica Basztowa (1888)
139. **Koch,** Franz, Altbürgermeister. Ischl (1897).
140. **Koffer,** Dr. Hans, Specialist für Geburtshilfe. Wien. I., Wallfischgasse 15 (1893).
141. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
142. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hradek 4 (1891).
143. **Komínek,** Alois, Güter-Inspector. Graz, Lessinggasse 13 (1890).
144. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
145. **Kostersitz,** Ubald, Prälat des Stiftes Klosterneuburg (1887).
146. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren (1886).
147. **Krahuletz,** Johann, Museumscustos. Eggenburg, Niederösterreich (1900).
148. **Krauß,** Dr. Friedrich Salomo, Ethnograph. Wien, VII./2, Neustiftgasse 12 (1900).
149. **Krayatsch,** Dr. Josef, Director der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
150. **Kretschmer,** Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII./1, Florianigasse 23 (1899).
151. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
152. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya. Ungarn (1883).
153. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV./1, Wienstraße 27 (1870).
154. **Kuhn,** Dr. Konrad, k. u. k. Hofarzt. Wien, I., Maysedergasse 6 (1893).
155. **Kulka,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, VII./1, Neubaugasse 23 (1889).
156. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo (1884).
157. **Landau,** Dr. Wilhelm Freiherr v. Berlin, W. Lützowufer 5a (1895).
158. **Landes-Oberrealschule,** Niederösterreichische, und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt (1887).
159. **Landwirtschaftliche Landes-Lehranstalt** in Tabor (1898).
160. **Landwirtschaftliche Lehranstalt,** höhere, in Liebwerd bei Tetschen in Böhmen (1899).
161. **Lanz-Liebenfels,** Dr. A. Jörg. Wien, IV./2, Schönburgstraße 32 (1900).
162. **Lasch,** Dr. Richard, Bezirksarzt. Horn, Niederösterreich (1899).
163. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen (1888).
164. **Lehmann-Nitsche,** Dr. Robert, Sectionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).

165. **Lenz**, Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystraße 8 (1893).
166. **Levec**, Wladimir, ordentliches Mitglied des Institutes für österr. Geschichtsforschung. Wien, III./1, Streichergasse 4, 3. Stock, Th. 15 (1897).
167. **Linardić**, Dr. Dominik, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Mostar (1888).
168. **Linden**, Dr. Marie Gräfin von d., Assistent am anatomisch-zoologischen Institut der Universität. Bonn, Königstraße 38 (1888).
169. **Lippmann**, Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV./1, Karlsgasse 9 (1893).
170. **Lodron-Laterano**, Carlo Graf zu, Fideicommissbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg. Schloss Gmünd, Kärnten (1900).
171. **Ludwig**, Dr. Eduard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, IX./1, Grüne Thorgasse 14 (1895).
172. **Ludwigstorff**, Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
173. **Luschan**, Dr. Felix Ritter v., Professor, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1872).
174. **Majewski**, Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61 (1893).
175. **Makowsky**, Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
176. **Marchesetti**, Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
177. **Marinitsch**, Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
178. **Maška**, Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1881).
179. **Masner**, Dr. Karl, Erster Director des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Alterthümer in Breslau, Greußenstraße (1892).
180. **Matiegka**, Dr. Heinrich, Docent an der Universität. Prag, Karlsplatz 30 (1890).
181. **Mattoni**, Heinrich Edler v., kais. Rath, Gutsbesitzer. Wien, I., Tuchlauben 14 und 16 (1887).
182. **Mattula**, Josef, Baumeister. Znaim (1892).
183. **Mattula**, Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
184. **Mayer**, Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
185. **Mayet**, Dr. Lucien. Lyon, 1 rue Molière, Frankreich (1900).
186. **Mayr**, Josef, Pfarrer. Hagenberg, Oberösterreich (1897).
187. **Mazegger**, Dr. Bernhard, Sanitätsrath, k. k. Conservator. Obermais bei Meran, Tirol (1900).
188. **Meringer**, Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1899).
189. **Minkus**, Dr. Fritz, k. k. Custos am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie. Wien, I., Bellariastraße 10 (1900).
190. **Miske**, Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
191. **Mittler**, Dr. Paul. Wien, I., Elisabethstraße 16 (1870).
192. **Montecuccoli-Polinago**, Rudolf Graf, k. u. k. Contre-Admiral, Kämmerer. Wien, III./1, Strohgasse 4 (1884).
193. **Moser**, Dr. Ludwig Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via del Lavatojo 1 (1900).
194. **Moses**, Heinrich, Lehrer. Neunkirchen, Niederösterreich, Kreuzgasse 10 (1900).
195. **Much**, Dr. Ferdinand, k. u. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV./1, Favoritenstraße 11 (1880).
196. **Much**, Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 84 (1870).
197. **Much**, Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 82 (1880).
198. **Müller**, Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII./2, Feldgasse 10 (1884).
199. **Müller**, Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I., Grünangergasse 1 (1880).
200. **Müller**, Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX./1, Berggasse 5 (1889).
201. **Murko**, Dr. Mathias, Privatdocent an der Universität. Wien, VII./2, Breitegasse 4 (1896).
202. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
203. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
204. **Musejní spolek**. Brünn (1889).
205. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
206. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
207. **Museum** der königl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
208. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
209. **Museumsverein** in Budweis (1895).
210. **Nadenius**, Dr. Johann, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV./2, Weyringergasse 15 (1887).
211. **Neugebauer**, Dr. Josef. Wien, IX./1, Kolingasse 11 (1893).
212. **Neumann**, Dr. Isidor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Kolowratring 14 (1897).
213. **Neustadtl**, Dr. Josef. Wien, I. Wallnerstraße 3 (1895).
214. **Nicolics**, Baron de Rudna jun., Fedor. Rudna. Ungarn (1897).
215. **Niederleithinger**, Dr. Adolf Gustav. Wilfersdorf bei Mistelbach, Niederösterreich (1900).
216. **Niedźwiedzki**, Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnicum (1887).
217. **Obersteiner**, Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenheilanstalt in Wien, XIX./1, Billrothstraße 69 (1870).

218. **Obst**, Dr. Hermann, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
219. **Oser**, Dr. Leopold, k. k. Regierungs- und Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Neuthorgasse 20 (1870).
220. **Pachinger**, Anton Max. Linz, Oberösterreich, Bethlehemstraße 31 (1894).
221. **Palliardi**, Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
222. **Pauli**, Hugo, Buchhändler. Wien, I., Rothenthurmstraße 15 (1892).
223. **Peez**, Dr. Alexander v., Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Salzburg, Schwarzstraße 28 (1880).
224. **Peisker**, Dr. Johann, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Leechgasse 22a (1896).
225. **Penka**, Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII./2, Schindlergasse 48 (1882).
226. **Pfeiffer**, Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, XVIII./1, Währingergürtel 41 (1870).
227. **Pič**. Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag, Sokolgasse 66 (1896).
228. **Pick**, Dr. Alois, k. u. k. Stabsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I, Rudolfsplatz 12 (1895).
229. **Pick**, Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor Prag, Stadtpark 11 (1892).
230. **Pièrer**, Dr. F. S. J., Schiffsarzt i. R. St. Marein a. d. Kremsthalbahn, Oberösterreich (1887).
231. **Pingitzer**, Dr. Emerich Ritter v., k. k. Gerichtssecretär. Wien, IV./2, Favoritenstraße 18 (1900).
232. **Pražák**, Dr. Alois Freiherr v., k u. k. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III./3, Strohgasse 21 (1893).
233. **Preen**, Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
234. **Preindlsberger - Mrazović**, Milena. Sarajevo, Landesspital (1889).
235. **Prochaska**, Karl sen., k. u. k. Hofbuchhändler und Hofbuchdruckerei - Besitzer. Teschen (1899).
236. **Prochnik**, Dr. Leo, königl. holländisch-indischer Ober-Stabsarzt a. D. Wien, VIII./2, Josefstädterstraße 48, 2. St. (1899).
237. **Pudil**, Ján, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
238. **Püchler**, Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884).
239. **Rabl**, Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag (1882).
240. **Radić**, Fran., Redacteur der »Starohrvatska Prosvjeta«. Curzola, Dalmatien (1884).
241. **Reisch**, Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII./1, Laudongasse 11 (1894).
242. **Reischek**, Andreas, Custos des Museums Francisco-Carolinum. Linz, Römerstraße 86 (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]
243. **Reviczky de Revizsnye**, Bartholomäus, Vice-Archidiakon und Pfarrer. Csejte, Ungarn (1900).
244. **Richlý**, Heinrich. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1836).
245. **Riegl**, Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Schottengasse 3 (1892).
246. **Rifczes**, Dr. Nathan, Arzt. Wien, I., Schottenring 23 (1900).
247. **Rigler**, Dr. Franz Edler v. Wien, III./2, Seidlgasse 22 (1874).
248. **Römisch - Germanisches Centralmuseum** in Mainz (1899).
249. **Rohrmann**, Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Österr.-Schlesien (1887).
250. **Rokitansky**, Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 51 (1874).
251. **Rollett**, Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, Niederösterreich, Berggasse 37 (1870).
252. **Romstorfer**, Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6 (1893).
253. **Rosenberg**, Leopold. Wien, I., Giselastraße 11 (1884).
254. **Rosthorn**, Dr. Arthur v., k. u. k. Legationsrath. Wien, I., Stephansplatz 6 (1894).
255. **Rowland**, William R. jun. Berhentian Tingi Estate, Port Dickson, Malakka, via Singapur (1895).
256. **Rudnicki**, Dionys, Pfarrer. Bedrykowce bei Zaleszczyki, Galizien (1900).
257. **Rücker**, Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I., Canovagasse 7 (1882).
258. **Salter**, Sigmund, Realitätenbesitzer. Wien, IX./3, Lackirergasse 6 (1896). [Lebenslängliches Mitglied.]
259. **Salzer**, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. 2, Marxergasse 1 (1888).
260. **Schacherl**, P. Gustav, Custos der Sammlungen im Stifte Zwettl, Niederösterreich (1889).
261. **Schaffer**, Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt i. P. Wien, I., Stephansplatz 5 (1887).
262. **Schandlbauer**, Dr. Hans. Wien, I., Petersplatz 4 (1893).
263. **Scheff**, Dr. Julius, jun , k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Hoher Markt 4 (1887).
264. **Schenker**, Gottfried, k. k. Commercialrath, königl. bayr. Commerzienrath. Wien, XIX 1, Hohe Warte 25 (1899).
265. **Schernthanner**, Anton, k. k. Oberbergrath. Aussee, Steiermark (1900).
266. **Schiff**, Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wallfischgasse 6 (1888).

267. **Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, I., Gonzagagasse 15 (1894).
268. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV./1, Taubstummengasse 8 (1888).
269. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 33 (1870).
270. **Schmidl,** Karl. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 47, II. Stock, 11 (1872).
271. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig, Sidonienstraße 19 (1893). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
272. **Schmidt** S. V. D., P. Wilhelm, Maria-Enzersdorf, Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).
273. **Schnapper,** August, sen. Wien, VI. 1, Getreidemarkt 17 (1888).
274. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Director der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX./1, Porzellangasse 13 (1887).
275. **Schönborn-Wiesentheid,** Erwein Graf. Berlin, Unter den Linden 77 (1900).
276. **Schöffel,** Josef, Mitglied des niederösterreichischen Landesausschusses. Mödling, Niederösterreich (1899).
277. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
278. **Schollmayer,** E. Heinrich. Maśun, Post Grafenbrunn bei St. Peter (Bezirk Adelsberg), Krain (1899).
279. **Schott,** Eugen. Wien, VII. 2, Burggasse 20 (1887).
280. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX./3, Maximilianplatz 13 (1894).
281. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. 2, Mariannengasse 3 (1887).
282. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor i. P. Graz, Elisabethstraße 6 (1885)
283. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P. Wien, VI./1, Kollergerngasse 1 (1884).
284. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hofsteinmetzmeister. Wien, III. 3, Reisnerstraße 61 (1870).
285. **Sedlaczek,** Hubert, Förster. Thomigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).
286. **Seler,** Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1900).
287. **Sieger,** Dr. Robert, Professor an der k. k. Export-Akademie, Privatdocent an der Universität. Wien, I, Wollzeile 12 (1891).
288. **Siemiradzki,** Dr. Josef, Universitätsprofessor. Lemberg, Sakramentek 18 (1896).
289. **Sitte,** Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).
290. **Skribany,** Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling, Niederösterreich, Franz Josefsplatz 6 (1900).
291. **Sonnleithner,** Ferdinand, Sectionschef. Sarajevo (1888).
292. **Speyer,** Albert, kais. Rath, k. k. Commercialrath. Wien, I, Neuthorgasse 15 (1888).
293. **Spitzer,** Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weißwarenhändler. Wien, I., Giselastraße 11 (1884).
294. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I, Schellinggasse 13 (1893).
295. **Staatsgymnasium,** k. k. Iglau (1900).
296. **Staatsgymnasium,** k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
297. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. 3, Ötzeltgasse 10, III (1870).
298. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin 2, Hardenbergstraße 24 (1892). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
299. **Steiner,** Franz. Schab bei Podersam, Böhmen (1891).
300. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Krankenhause Wieden, Privatdocent an der Universität. Wien, I, Schottengasse 3 (1880).
301. **Stockhammer,** Gustav, Oberinspector der Nordwestbahn. Floridsdorf, Coloniestraße 194 (1900).
302. **Storno,** Franz, jun., akademischer Maler, Oldenburg (1893).
303. **Strohmayer,** Dr. Phil. August, Schriftsteller. Rom, poste restante, Italien (1881).
304. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
305. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath. Director einer Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, I., Kärntnerring 17 (1880).
306. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. 2, Sigmundsgasse 8 (1879).
307. **Sztranyák,** Josef, Chemigraph. Wien, VIII. 2, Tigergasse 13 (1899).
308. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Schlosser. Wien, XX. 5, Mathildenplatz 7 (1887).
309. **Teutsch,** Julius, Liqueurfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Rossmarkt 4 (1899).
310. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. 1, Darwingasse 9 (1893).
311. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Oberbergrath, Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III./1, Landstraße Hauptstraße 90 (1887).
312. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX./1, Wasagasse 8 (1885).
313. **Tolmatschew,** Dr. Nikolai Alexandrowitsch, a. o. Professor an der kaiserl. Kasan'schen Universität Kasan, Grusinische Straße, Flügelgebäude des Hauses Molostwow.

314. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII./1, Währinger Gürtel 118 (1884).
315. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).
316. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. General-Stabsarzt. Wien, IV./1, Schäffergasse 17 (1892).
317. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor. Belgrad, ul. Smiljanićeva 14 (1894).
318. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Stabs- und Divisions-Chefarzt. Graz, Burgring 18 (1888).
319. **Vielhaber,** Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).
320. **Vincenti,** Karl Ferdinand Ritter v., Schriftsteller, Redacteur der »Neuen Freien Presse«. Wien, III./3, Richardgasse 1 (1900).
321. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Ragusa, Dalmatien (1883).
322. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar. Olmütz (1896).
323. **Wallaschek,** Dr. Richard, Privatdocent an der Universität. Wien, IV./1, Waaggasse 11 (1897).
324. **Waněk,** Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirector. Radim, Post Petschek, Böhmen (1896).
325. **Wasserburger,** Moriz, k. k. Postsecretär. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 89 (1899).
326. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath, Präsident der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV./1, Schwindgasse 20 (1883).
327. **Weinzierl,** Robert Ritter v., k. k. Conservator, Museums-Custos. Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
328. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Director der staatlichen Samen-Controlstation. Wien, IX./2, Nussdorferstraße 7 (1892).
329. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R. Graz, Sparbersbachstraße 41 (1887).
330. **Weiß v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter, Advocaturscandidat. Wien, I, Nibelungengasse 1 (1900).
331. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III./1, Ungargasse 58 (1887).
332. **Wickenburg,** Eduard Graf. Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
333. **Wieninger,** Georg, Gutsbesitzer. Schärding, Oberösterreich (1900).
334. **Wielemans,** Edler von **Monteforte,** Alexander, k. k. Baurath und Architekt. Wien, XVII./2, Zwerngasse 16 (1897).
335. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstr. 4 (1883).
336. **Wilser,** Dr. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstraße 41 (1897).
337. **Winternitz,** Dr. Moriz, Privatdocent für indoarische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag. Königliche Weinberge, Manesgasse 4 (1886).
338. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstraße 28 (1872).
339. **Wisnar,** Julius, k. k. Gymnasial-Professor. Znaim (1898).
340. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, VI. 1, Magdalenenstraße 10A, 4. St. (1884).
341. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eigrub, Mähren (1887).
342. **Wohlgemuth,** Karl, Volksschullehrer. Bozen, Laubengasse (1900).
343. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).
344. **Wolfram,** Alfred. Wien, XVIII./1, Canongasse 19 (1889).
345. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Karmelicka 22 (1893).
346. **Zdekauer,** Dr. Alfred. Trautenau (1899).
347. **Želízko,** Johann V., Beamter der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III./2, Blattgasse 8 (1900).
348. **Zora,** Serbisch-akademischer Studentenverein. Wien, I., Franzensring 3, Universität (1884).
349. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I., Schmerlingplatz 2 (1892).
350. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor Wien, IX./4, Alsbachstraße 20 (1878).
351. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, III. 3, Jacquingasse 11 (1889).
352. **Žunković,** Martin, k. u. k. Hauptmann, Lehrer der k. u. k. Infanterie-Cadettenschule in Marburg, Steiermark (1900).

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Ödenburg.

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und **Redactionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abtheilung, E = ethnographische Sammlung, G. = geologische Abtheilung, H. = Hofbibliothek, P. = Prähistorische Sammlung.[1])

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Cl, 2. mathemat. Cl., 3. Ljetopis, 4. Zbornik. (P.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft. — Viestnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mittheilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Comité. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. (E.)
6. **Belgrad:** Serbische archäologische Gesellschaft. — Starinar. (P.)
7. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte. (P.)
8. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
9. — Verein für Volkskunde. — Zeitschrift (E.)
10. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E.)
11. **Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
12. **Boston:** The American Folk-Lore Society. — 1. The Journal of American Folk-Lore, 2. Memoirs of the American Folk-Lore Society. (E.)
13. **Braunschweig:** Redaction der Zeitschrift »Globus«. — Globus. (E.)
14. **Bregenz:** Vorarlberger Museumsverein. — Jahresberichte. (P.)
15. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur. — Jahresberichte. (P.)
16. — Museum für schlesische Alterthümer. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. (P.)
17. **Brünn:** K. k. mährische Landwirtschafts-Gesellschaft. — Centralblatt für die mährischen Landwirte. (P.)
18. — Naturforscher-Verein. — 1. Verhandlungen, 2. Museum Francisceum, Annales. (P.)
19. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (P.)
20. **Brüssel:** Société d'anthropologie. — Bulletin. (P.)
21. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales. 2. Annuaire. (P.)
22. — Société Belge du Folklore. — Bulletin de Folklore. (E.)
23. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitö. (P.)
24. — Ungarische ethnographische Gesellschaft. — Ethnographia. (E.)
25. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journals, 2. Proceedings. (E.)
26. **Chicago:** Field Columbian Museum. — Anthropologic. Ser. Publ., 2. Report of the Director to the Board of Trustees. (E.)
27. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
28. **Czernowitz:** Bukowiner Landesmuseum. — 1. Rechenschaftsberichte, 2. Jahrbuch. (P.)
29. **Časlau:** Redaction des »Věstník československých musei a spolku archaeologických«. — Věstník. (P.) S.
30. **Danzig:** Naturforschende Gesellschaft. — Schriften. (P.)
31. **Demerara:** Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana. — Timehri. (E.)
32. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (P.)
33. **Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft »Isis«. — Sitzungsberichte und Abhandlungen. (P.)
34. **Dublin:** Royal Dublin Society. — 1. The scientific Transactions, 2. The scientific Proceedings, 3. The economic Proceedings. (G.)
35. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein »Pollichia«. — Mittheilungen. (B.) S.
36. **Edinburg:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
37. — Society of Antiquaries of Scotland. — Proceedings. (P.)
38. **Enns:** Musealverein für Enns und Umgebung. — Jahresberichte. (P.) S.

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie alle Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der »Mittheilungen« an die Bibliotheken der genannten Abtheilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab. Für Tauschexemplare, welche an mit * bezeichnete Vereine und Institute abgegeben werden, wird kein Ersatz geleistet.

39. **Florenz**: Società italiana di Antropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (E)
40. **Frankfurt a. d. O.**: Redaction der »Societatum litterae«. — Societatum litterae. (E.) S.
41. **Genf**: Société de Geographie de Genève. — Le Globe. (E.)
42. **Görlitz**: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
43. **Good Hope (Illinois)**: Redaction des American Antiquarian and Oriental Journal. — Journal. (E.)
44. **Graz**: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mittheilungen. (P.)
45. **Grenoble**: Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. — Bulletins. (P.)
46. **Haag**: Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. — Bijdragen. (H.)
47. **Halle a. d. S.**: Kais. Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher. — Leopoldina. (P.)
48. **Helsingfors**: Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (P)
49. — Finnische Alterthums-Gesellschaft. — 1. Aikakauskirja, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
50. **Innsbruck**: Museum Ferdinandeum. — Zeitschrift. (P.)
51. **Irkutsk**: Ostsibirische Section der kais. russischen geograph. Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
52. **Kasan**: Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. — Iswjästija. (E.)
53. **Kiel**: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein. — Schriften. (P.)
54. — Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. — Mittheilungen. (P.) S.
55. **Klagenfurt**: Naturhistorisches Landesmuseum. — Jahrbuch. (P.)
56. — Geschichtsverein für Kärnten. — 1. Carinthia, 2. Jahresbericht. (P.)
57. **Königsberg**: Alterthumsgesellschaft »Prussia«. — Sitzungsberichte. (P.)
58. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
59. **Kopenhagen**: Kongel. Danske Videnskaberne Selskab. — Oversigt (Bulletin). (P.)
60. — Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarbøger, 2. Memoires. (P.)
61. **Krakau**: Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
62. **Laibach**: Musealverein für Krain. — 1. Izvestja, 2. Mittheilungen. (P.)
63. **La Plata**: Museo de La Plata. — Revista. (E.)
64. **Leiden**: Redaction des Internationalen Archivs für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E.)
65. **Leipzig**: Redaction des Literarischen Centralblattes. — Literarisches Centralblatt. (E.) S.
66. **Lemberg**: Verein für Volkskunde. — Lud. (E.)
67. **Linz**: Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
68. **London**: Royal Society. — Proceedings. (P.)
69. — Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Man. (E.)
70 — Folk-Lore Society. — Folk-Lore. (E.)
71. **Lüttich**: Institut archéologique Liégois. — Bulletin. (P.)
72. **Lyon**: Société d'Anthropologie. (P.)
73. — Muséum d'Histoire Naturelle de Lyon. — Archives. (P.)
74. **Madras**: Madras Government Museum. — Bulletin. (E.) S.
75. **Mailand**: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere. — Rendiconti. (P.)
76. — Società italiana di scienze naturali. — 1. Atti, 2. Memorie. (P)
77. **Modena**: Società dei Naturalisti. — 1. Atti, 2. Rendiconti. (G.)
78. **Montreal**: The Canadian Record of Science. (E.)
79. **Moskau**: Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjästija, 2. Trudü antropologitscheskago otdjäla. (P.)
80. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. — 1. Drewnosti wostotschnija, 2. Materialij po archeologij wostotschnich gub. Rossij. (P.)
81. **München**: Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte der math.-phys. Classe. (P.)
82. — Redaction der Prähistorischen Blätter. (P.) S.
83. **New-York**: Anthropological Society. — The American Anthropologist. (E.)
84. **Norwood**: Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology. (H.)
85. **Nürnberg**: Germanisches National-Museum. — Anzeiger und Mittheilungen. (P.)
86. **Ottawa**: Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science. (G.)
87. **Parenzo**: Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
88. **Paris**: Société d'anthropologie. — 1. Bulletins, 2. Mémoires. (P.)
89. — Redaction des Journals »L'Anthropologie«. — L'Anthropologie. (P.)
90. — Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
91. — Redaction der Zeitschrift »Mélusine«. — Mélusine. (E.)
92. — Redaction der Zeitschrift »La Tradition«. — La Tradition. (E.)
93. — Redaction der »Revue mensuelle de l'École d'anthropologie«. — Revue mensuelle. (P.)
94. — Redaction der Zeitschrift »Le Tour du Monde«. — Le Tour du Monde. (E.)

95. **Paris:** »Musée Guimet.« — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des religions. (E.)
96. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — 1. Zeitschrift, 2. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. (P.)
97. — Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen. — Roczniki. (P.)
98. **Prag:** Königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften. — 1. Sitzungsberichte, 2. Jahresberichte, 3. Abhandlungen. (P.)
99. — Čechoslavisches ethnographisches Museum. (E.)
100. — Naturwissenschaftlicher Verein »Lotos«. — Jahrbuch für Naturwissenschaft. (P.)
101. — Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Mittheilungen. (P.)
102. —* Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht. (P.)
103. — Redaction der Zeitschrift »Český lid«. — Český lid. (E.)
104. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti, 2. Notizie degli scavi di antichità. 3. Rendiconti. (P.)
105. — Redaction des »Bollettino di Paletnologia italiana«. — Bollettino. (P.)
106. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
107. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
108. — Redaction der Zeitschrift »Cosmos«. — Cosmos. (E.)
109. — Redaction der Zeitschrift »Rivista Italiana di Sociologia«. (E.)
110. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelinggenootschap. — Mededeelingen. (E.)
111. **St. Germain en Laye:** Musée national. — Revue archéologique. (P.)
112. **St. Louis:** Academy of Arts and Sciences. (G.)
113. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde. — Mittheilungen. (P.)
114. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission. — 1. Compte-Rendu, 2. Otschet, 3. Materiali. (P.)
115. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Mémoires, 3. Publications du Musée d'anthropologie et d'ethnographie. (P.)
116. — Kaiserlich Russ. Geographische Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
117. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medicinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
118. **Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. — Verhandlungen. (E.) S.
119. **Sarajevo:** Bosnisch-herzegowinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. (P.)
120. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
121. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
122. **Singapur:** Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
123. **Spalato:** Museo Archeologico. — Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata. (P.)
124. **Stockholm:** Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
125. — Svenska sällskapet för Antropologi och Geografi. — »Ymer«. (E.)
126. — Nordisches Museum. — 1. Samfundet, 2. Minnen från Nordisk Museet. (E.)
127. **Stuttgart:** Württemberg. Anthropologischer Verein. — Fundberichte aus Schwaben. (P.) S.
128. — Königl. öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (P.)
129. **Sydney:** Royal Society of New South Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
130. — Australian Museum. — 1. Report, 2. Record. 3. Memoir. (E.) S.
131. — Royal Anthropological Society. — Science of man and Journal. (E.)
132. **Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Sapiski, 2. Iswjästija. (E.)
133. **Tokio:** Anthropological Society. — Journal. (E.)
134. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
135. **Toronto:** Canadian Institute. — 1. Transactions. 2. Proceedings, 3. Annual report. (E.)
136. **Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
137. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.)
138. **Troizkossawsk:** Troizkossawsk-Kjachtaer Section der Amurischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Protokolle, 2. Otschet. (E.) S.
139. **Upsala:** Redaction der Zeitschrift »Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif.«. (E.)
140. **Warschau:** Redaction der »Wisla«. (E.)
141. — Redaction des »Swiatowit«. (P.)
142. **Washington:** Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents, 2. Report of the U. S. National-Museum, 3. Bulletin of the U. S. National-Museum, 4. Proceedings of the U. S. National-Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)
143. — United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Resources. 4. Bulletin. (G.)
144. **Wellington:** Polynesian Society. — The Journal. (E.)
145. **Wien:** K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mittheilungen. (P.)

146. **Wien:** K. k. geographische Gesellschaft. — 1. Mittheilungen, 2. Abhandlungen. (E.)
147. — K. k. geologische Reichsanstalt. — Verhandlungen. (G.)
148. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)
149. — * Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)
150. — * Wissenschaftlicher Club. — Monatsblätter. (P.)
151. — * K. k. Gesellschaft der Ärzte.
152. **Wien:** K. k. naturhistorisches Hofmuseum.[1])
153. — * Bibliothek des n.-ö. Landhauses.
154. **Wiesbaden:** Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mittheilungen. (P.)
155. **Woking:** Redaction von »The Imperial and Asiatic Quarterly Review and Oriental and Colonial Record«. (E.)
156. **Zürich:** Antiquarische Gesellschaft. Stadtbibliothek. — Mittheilungen. (P.)
157. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde. (P.)

[1]) Erhält zwei Exemplare der »Mittheilungen« für die Bibliothek der anthropolog.-ethnograph. Abtheilung, E. und P.

Monats-Versammlung am 8. Jänner 1901.

Vorsitzender: Franz Ritter v. Hopfgartner.

Der Vorsitzende vertagt im Einverständnisse mit den Herren, welche Vorträge angemeldet hatten, und unter Zustimmung der Anwesenden die Versammlung.

Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Dr. Vatroslav Jagić, Dr. Josef Karabacek, Dr. Otto Müller, Dr. Leopold v. Schroeder, Josef Szombathy.

1. Gestorben ist das wirkliche Mitglied Dr. Alois Freiherr v. Pražák, k. u. k. Geheimer Rath in Wien.

Den Austritt haben erklärt die wirklichen Mitglieder: Wilhelm Freh, Lehrer in Wien; Heinrich Himmel v. Agisburg, k. u. k. Oberst i. R. in Brixen; Dr. Leo Prochnik, kgl. holl.-ind. Oberstabsarzt a. D. in Wien, und das k. k. Staatsgymnasium in Iglau.

Aufgenommen werden:

als unterstützendes Mitglied das bisherige wirkliche Mitglied:

Josef Sztranyák, Chemigraph in Wien, und

als wirkliche Mitglieder:

Dr. Max v. Chlingensperg auf Berg in München,
Josef Klvaňa, k. k. Gymnasial-Director in Gaya und
Dr. Lubor Niederle, k. k. Universitätsprofessor in Prag.

2. Dr. Hein berichtet, dass anlässlich der beschlossenen Änderung des Formates der »Mittheilungen« auf Lexikon-Octav von drei Buchdruckereien Offerte eingeholt wurden, deren Überprüfung während der Krankheit des Berichterstatters Herr Custos Josef Szombathy vornahm. Da sich das Offert der Buchdruckerei Friedrich Jasper als das billigste erwies, wird beschlossen, den Druck der »Mittheilungen« der genannten Firma zu übertragen.

3. Es wird beschlossen, die Herstellung der Farbentafel zu dem Vortrage des Herrn Julius Teutsch über prähistorische Funde aus der Umgebung von Kronstadt der Firma Albert Berger zum Preise von 430 *K* zu übertragen.

4. Im Hinblicke auf die durch die Herstellung der Farbentafel sich verzögernde Ausgabe des VI. Heftes der »Mittheilungen« wird beschlossen, den Rechenschaftsbericht für das verflossene Jahr ohne Berücksichtigung der Kosten dieses Heftes mit 31. December 1900 abzuschließen.

5. Auf Grund einer Zustimmungserklärung des Herrn Custos Josef Szombathy namens der prähistorischen Sammlung der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wird der Schriftentausch mit der in Porto erscheinenden Zeitschrift »Portugalia. Materiaes para o estudo do povo portuguez« gegen die ganzen »Mittheilungen« beschlossen, wofür das k. k. naturhistorische Hofmuseum die von der Gesellschaft abzugebenden Publicationen zum Selbstkostenpreise bezahlt.

6. Der Vorsitzende legt folgendes von Herrn Hofrath Professor Dr. Karl Toldt eingesandtes Rundschreiben vor:

Am 13. October 1901 vollendet Rudolf Virchow sein 80. Lebensjahr. Aus diesem Anlasse soll ihm eine Ehrung bereitet, beziehungsweise eine einfache, aber würdige Feier veranstaltet werden, an welcher theilzunehmen seinen Freunden, Anhängern und Collegen aus allen Ländern Gelegenheit geboten werden soll. Der geschäftsführende Ausschuss, welcher sich zu diesem Zwecke in Berlin gebildet hat, nimmt vor allem eine ausgiebige Verstärkung der bestehenden, die Förderung der Wissenschaft bezweckenden ‚Rudolf Virchow-Stiftung' in Aussicht und ersucht hiefür um Beiträge. Der erwähnte Ausschuss hat sich mit dem Ersuchen an den Unterzeichneten gewendet, die Organisation dieser Angelegenheit für Österreich in die Hand zu nehmen. Wie das geschehen soll, und ob man sich in Österreich für Beiträge

zur Virchow-Stiftung oder für eine Adresse oder Deputation oder dergleichen entscheiden will, überlässt der Ausschuss ganz den Collegen in Österreich.

In einer Versammlung von Vertretern medicinischer Corporationen Wiens und der Wiener anthropologischen Gesellschaft hat man sich nach eingehender Besprechung der Angelegenheit über Folgendes geeinigt:

1. Die Betheiligung an der Virchow-Feier seitens aller dazu berufenen Kreise aus Österreich wurde einhellig als höchst wünschenswert erklärt, und zwar wurde beschlossen, dass in dieser Beziehung an die Professoren-Collegien der medicinischen Facultäten, an alle ärztlichen Vereine und Corporationen, sowie an jene Vereine und Körperschaften (Musealvereine), welche sich mit Volkskunde, Anthropologie oder prähistorischer Forschung befassen, heranzutreten sei. 2. Es wurde beschlossen, eine künstlerisch ausgestattete Glückwunsch-Adresse vorzubereiten, und an alle oben bezeichneten Corporationen und Vereine Österreichs die Einladung zu richten, sich derselben anzuschließen. 3. Jede dieser Körperschaften wird ersucht, ihre Betheiligung auf einem besonderen Blatte zum Ausdruck zu bringen, welches den Titel der Körperschaft und die eigenhändigen Unterschriften der dermaligen Vertreter derselben (Mitglieder des Vorstandes, Ausschusses oder Curatoriums) zu enthalten hätte. Diese Blätter werden alle von gleichem Format und von gleicher Qualität des Papieres sein und werden Bestandtheile der Adresse bilden. Es ist erwünscht, wenn auch nicht unbedingt nothwendig, dass jedes dieser Blätter von der betreffenden Körperschaft in irgend einer Weise, sei es mit einem Emblem, sei es mit einer Kopfleiste, Vignette, Randverzierung oder dergleichen (in Handzeichnung oder Malerei) geschmückt werde; die Motive hiezu können entweder einfach decorative, oder landschaftliche, oder irgend welche auf die Thätigkeit der Körperschaft bezügliche sein. 4. Alle diese Blätter sollen mit dem Glückwunschschreiben vereint in einer würdig ausgestatteten Cassette gesammelt werden, und diese soll an dem Tage der Feier durch eine Deputation überreicht werden. 5. Der Entwurf des Glückwunschschreibens wird den sich betheiligenden Körperschaften zur Einsicht mitgetheilt werden. 6. Es wird dafür gesorgt werden, dass den kleineren Vereinen und Körperschaften, abgesehen von der durch sie selbst zu besorgenden Ausschmückung ihres Blattes, keinerlei Auslagen erwachsen. 7. Jede Körperschaft wird ersucht, ihren Beitritt bis längstens 14. Februar d. J. zu erklären. In der ersten Hälfte des Monats März wird dann jede sich betheiligende Körperschaft das von ihr auszufüllende Blatt zugestellt erhalten, welches sie thunlichst bald, spätestens aber bis zum 1. Juli d. J. fertig ausgestattet anher einzusenden ersucht wird. Die Einhaltung der angegebenen Fristen ist unbedingt nothwendig, damit das Ganze rechtzeitig fertiggestellt werden kann. 8. Die Frage, ob aus Österreich Beiträge zur Verstärkung der »Rudolf Virchow-Stiftung« geliefert werden sollen, wurde vorläufig offen gelassen.

Alle diese Angelegenheit betreffenden Zuschriften, beziehungsweise Anfragen bittet man an den Unterzeichneten unter der Adresse: Decanat der medicinischen Facultät in Wien, I., Franzensring (Universität), zu richten«. gez. Prof. C. Toldt.

Der Ausschuss beschließt: Die Wiener Anthropologische Gesellschaft betheiligt sich an der dem Professor Rudolf Virchow anlässlich der Vollendung seines 80. Lebensjahres von österreichischen Corporationen zu übergebenden Glückwunsch-Adresse, indem die Gesellschaft es übernimmt, ein von dem Ausschusse zu unterfertigendes Unterschriftenblatt mit einer entsprechenden decorativen Ausschmückung versehen zu lassen.

Herr Sectionschef v. Inama-Sternegg erklärt sich bereit, die künstlerische Ausschmückung des Unterschriftenblattes zu veranlassen.

7. Dr. Hein theilt mit, dass in Eggenburg eine »Krahuletz-Gesellschaft« begründet wurde, welche im Vereine mit der Stadtgemeinde Eggenburg die Erwerbung der von Johann Krahuletz gesammelten geologischen und prähistorischen Funde, sowie volkskundlicher Gegenstände und die würdige Unterbringung und Darstellung der Krahuletz-Sammlung bezweckt, sobald selbe in das Eigenthum der Stadtgemeinde Eggenburg übergegangen sein wird.

8. Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft ladet zu der am 30. März 1901 stattfindenden Feier ihres 50jährigen Bestandes ein. Der Vorsitzende übernimmt die Vertretung der Anthropologischen Gesellschaft bei dieser Feier.

9. Herr Otto Herman in Budapest sucht um Überlassung der Publicationen Professor Meringers an. Es wird beschlossen, ihm dieselben kostenfrei zu übermitteln.

10. Das hohe k. k. Ackerbauministerium hat der Gesellschaft für Haus- und Flurforschungsarbeiten eine Subvention von 400 *K* bewilligt.

11. Herr Sectionschef v. Inama-Sternegg stellt als Präsident des internationalen statistischen Instituts das Ansuchen, das Secretariat möge ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften zusammenstellen, die sich mit der Feststellung der Bevölkerungsverhältnisse in jenen Ländern beschäftigen, in welchen noch keine geordnete Bevölkerungsstatistik besteht. Er verweist diesbezüglich auf den Beschluss des letzten internationalen Congresses der Statistiker, Fragebogen zur Feststellung des Bevölkerungsstandes aller Länder zu verfassen und sie an solche Gesellschaften zu senden, welche in der Lage sind, sie beantworten zu können.

Monats-Versammlung am 12. Februar 1901.

Vorsitzender: Dr. Wilhelm Hein.

1. Der Vorsitzende macht die Mittheilung, dass das Ehrenmitglied Dr. Hjalmar Stolpe zum Director der ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm ernannt wurde, und gedenkt der bahnbrechenden Untersuchungen Stolpes auf dem Gebiete der Ornamentik, deren hauptsächlichste in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker« in den »Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien« 1892 erschien.

2. Der Vorsitzende theilt mit, dass am 30. Jänner das wirkliche Mitglied Se. Excellenz Dr. Alois Freiherr v. Pražák aus dem Leben schied und widmet dem Verstorbenen einen kurzen Nachruf.

3. Herr Dr. Wilhelm Hein hält einen Vortrag über

Opferkröten.

Auf meiner Urlaubsreise im Jahre 1900 fand ich im Verfolg der im Vorjahre begonnenen Studien, über welche ich damals in einem kurzen Vortrage[1]) berichtete, in der Kümmernusskapelle zu Stadleck in Bayern (bei Braunau am Inn) eine Opferkröte aus rothem Wachs, ein Vorkommen, das insoferne von Belang ist, als es zeigt, dass auch die heilige Kümmernuss bei Krankheiten der Gebärmutter um Hilfe angegangen wird. Ja, sie wird sogar in die engste Beziehung zur Mutter Gottes gebracht, da in der von den Eheleuten Leingartner im Jahre 1883 der schmerzhaften Mutter Gottes geweihten Kapelle, welche sich am Nordende von Neuötting befindet, ein Votivbild hängt, das die gekreuzigte bärtige Kümmernuss mit dem vor ihr knienden Geiger zeigt. Darunter steht die Inschrift:

»O du glorwürdige Martyrin heilige
Jungfrau Kümerniss! du keñst mein
Anliegen, hilf mir in vieler Qual
und Kümerniss, um dieses bittet dich
deine Verehrerin M. Z. Neuötting.«

Es liegt hier offenbar eine Verwechslung der heiligen Kümmernuss mit der schmerzhaften Mutter Gottes vor, die wahrscheinlich auf einer vermutheten Beziehung des Namens der Heiligen, die übrigens von der Kirche gar nicht anerkannt ist, zu der kummergebeugten Gottesmutter beruht. Auch in der Kapelle der sieben Schmerzen Mariä zu Altötting befindet sich ein der heiligen Kümmernuss gewidmetes Votivbild.

In einem Gold- und Silberwarenladen zu Altötting sah ich in der Auslage eine aus Silberblech gearbeitete Kröte, die auf schwarzem Sammt innerhalb eines ovalen vergoldeten Metallrahmens befestigt war. Die Inhaberin des Ladens sagte mir, dass diese Darstellung eine »Bärmutter« sei und von Frauen geopfert werde. Man opfere aber meistens wächserne »Bärmuttern«; sie selbst verkaufe im Jahre nur einige wenige silberne. Der Preis einer solchen Kröte beträgt fünf Mark. Wie die Abb. 1 zeigt, hat die »Bärmutter« einen breiten stumpfen Schwanz, der auf eine Nachahmung der wächsernen Vorbilder, welche aus technischen Gründen diesen Schwanz haben, hinweist. Die Länge der Kröte beträgt 9·3 *cm*, die beiden Durchmesser des Rahmens messen 11 und 14 *cm*. Um zu erproben, ob der Name »Bärmutter« landesüblich ist, verlangte ich in einem Wachszieherladen zu Altötting ohne weitere Erklärung eine »Bärmutter« und erhielt sofort um wenige Pfennige eine wächserne Kröte ausgefolgt. Häufig scheinen jedoch diese

---

[1]) Votivfiguren aus Kärnten und Tirol. Diese »Mittheilungen«, Bd. XXX, S. [151] f.

Opferkröten nicht dargebracht zu werden, da ich mich vergeblich mühte, in der Kirche solche zu finden; auch in der Schatzkammer blieb mein Nachforschen ergebnislos.

In der dem heiligen Rasso geweihten Wallfahrtskirche zu Grafrath am Ammersee, das nach diesem Heiligen benannt ist, fand ich innerhalb des Grabgitters auf der Marmorplatte, die den heiligen Leib deckt, sechs Wachsfiguren, und zwar vier Frauen und zwei Männer in betender Haltung, die erst kürzlich geopfert worden waren. In dem gewöhnlich abgeschlossenen Emporium, das ich mir öffnen ließ, fühlte ich mich wahrhaft in ein anatomisches Museum versetzt. Neben verschiedenen Opfergaben, wie man sie sonst auch häufig trifft, finden sich in Spiritus sorgfältig aufbewahrt mancherlei Theile des menschlichen Körpers, namentlich Fingerglieder. An einigen dieser Gläser ist deren Herkunft und Geschichte genau angegeben. Außerdem fand ich dort zwei silberne »Bärmuttern«. Es ist also selbst der heilige Rasso (der weltliche Graf Rath) zu einem Helfer auch in Frauennöthen geworden. In der Schatzkammer des Klosters Andechs befindet sich ebenfalls eine silberne Bärmutter.[1])

Abb. 1. Silberne Opferkröte von Altötting. $^3/_4$ n. Gr.

Die westlichste Grenze des Vorkommens der Opferkröten scheinen die Vogesen zu bilden. Im Jahre 1882 publicierte Virchow in der »Zeitschrift für Ethnologie« (Bd. XIV, Verhandlungen, S. 315) eine eiserne Kröte aus dem Museum Engel-Dollfuß in Dornach bei Mühlhausen, die auf dem »Vitsberg« bei Zabern gefunden wurde. Heute ist sie im Museum zu Mühlhausen aufbewahrt. August Stöber, Die Sagen des Elsasses (St. Gallen, 1852), sagt bei Besprechung des St. Veitstanzes (S. 244): »Hysterische und unfruchtbare Weiber opfern dem Heiligen eiserne Kröten.« In der von Curt Mündel besorgten neuen Ausgabe dieses Buches (Straßburg, 1892) gibt der Herausgeber an, dass ihm zwei Orte im Elsass bekannt sind, wo das Opfern von eisernen Kröten noch im Gebrauch ist, und wo man sie noch heute niedergelegt sieht: St. Veit (der oben genannte »Vitsberg«, richtiger die Veitsgrotte bei Zabern) und das Missionskreuz oberhalb Weiler bei Schlettstadt. Das Vorkommen der eisernen Kröten bei Weiler erwähnt Mündel schon in dem von ihm bearbeiteten Vogesenführer (1886, 4. Aufl., S. 209).

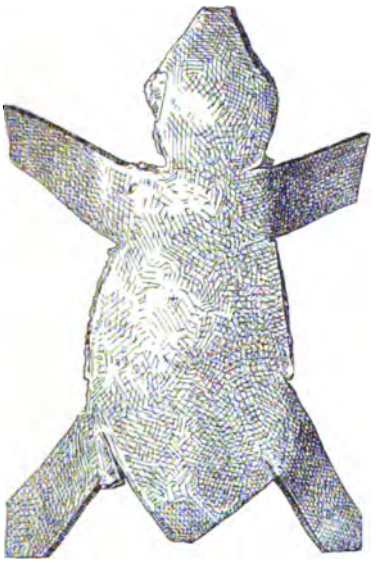


Abb. 2. Eiserne Opferkröte von Weiler im Unterelsass. $^1/_2$ n. Gr.

Anlässlich meines kurzen Aufenthaltes im Elsass fuhr ich über Schlettstadt nach Weiler und fand dort mitten auf dem Friedhofe vor einem sehr hohen Kreuze auf einem ganz flachen Hügel neben vielen hölzernen, aus Brettern geschnittenen Armen, Beinen und auch ganzen Menschenfiguren eine eiserne Kröte. Da aber trotz stundenlangen Zuwartens der

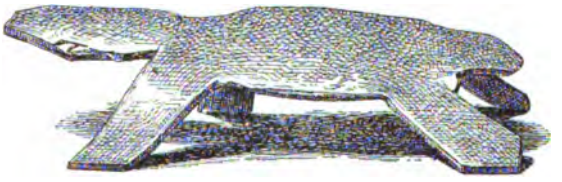


Abb. 3. Seitenansicht der Opferkröte von Abb. 2. $^1/_2$ n. Gr.

Platz immer von betenden Frauen bewacht war, so wagte ich es nicht, mich in den Besitz des mir wertvollen Opferthieres zu setzen und wandte mich daher auf eine von Herrn Prof. Dr. Julius Euting in Straßburg erhaltene Empfehlung hin an den Herrn Apotheker Rudolf Ixenschmidt in Weiler, der mir berichtete, dass ehemals solche Kröten in größerer Anzahl geopfert wurden.

[1]) Ich werde diese, im Zusammenhange mit den vielen anderen Opferkröten, die mir schon bekannt geworden sind und deren Abbildungen mir gesammelt vorliegen, bei gelegener Zeit in der »Zeitschrift des Vereines für Volkskunde« (Berlin) veröffentlichen.

Manche Besucher nahmen sich solche als willkommene Briefbeschwerer mit. Er versprach mir, bei günstiger Gelegenheit diese Kröte zu senden und mir nähere Angaben zu machen. Zu meiner Freude erhielt ich mit einem Begleitschreiben vom 16. November 1900 nicht nur die von mir gesehene, sondern noch eine zweite Kröte, wofür ich Herrn Ixenschmidt den verbindlichsten Dank sage.

Die eine Opferkröte, die ich hier in Seiten- und Obenansicht (Abb. 2 und 3) vorführe, ist aus starkem Eisenblech mit einem Stemmeisen roh ausgehauen. Sie ist offenbar eiligst auf Bestellung aus dem nächstbesten Eisenblech verfertigt worden. Die Beine sind schwach gebogen, so dass das Thier zu kriechen scheint. Der Kopf ist kaum merklich nach oben, der dreieckige Steiß nach abwärts gerichtet. Die Länge beträgt 13·5 *cm*, die Höhe in der Mitte 1·2 *cm*. Die andere Opferkröte (Abb. 4) ist mit einer Blechschere ziemlich aufmerksam aus einem Stück dünnen Eisenblechs geschnitten, das auf der Oberseite zum größten Theile noch einen schwarzen Anstrich zeigt. Es ist auch diese Kröte ein Gelegenheitswerk, und schon der schwarze Anstrich verräth, dass das verwendete Eisenblech vordem anderen Zwecken diente. Auch bei diesem Stück sind die Beine schwach gebogen. Länge 14·5 *cm*; Durchmesser des kreisförmigen Rumpfes 5 *cm*.

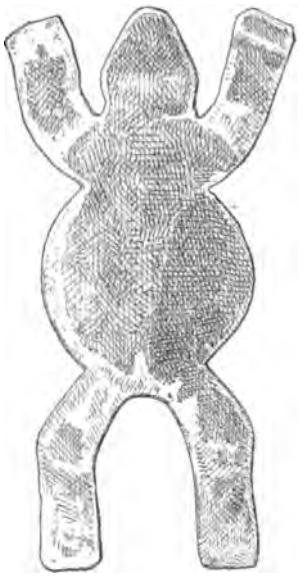


Abb. 4. Opferkröte aus Eisenblech von Weiler im Unterelsass. 1/2 n. Gr.

Herr Ixenschmidt machte mir über den Brauch der Opferung von Kröten bei dem Missionskreuze auf dem Friedhofe zu Weiler im Unterelsass folgende briefliche Mittheilung: »Nach eingezogenen Erkundigungen aus zuverlässigen Quellen werden die Kröten in erster Linie bei Krebskrankheiten, hauptsächlich bei Mutterkrebs geopfert und sind früher Patienten 40—50 Stunden weit hierher gekommen, um zu opfern. Ferner opfern schwangere Frauen, die vor einer Kröte erschrocken, eiserne Kröten, damit das neugeborene Kind nicht etwa ein Zeichen mit auf die Welt bringt (Kröte). Die Figuren werden von Schlossern oder Schmieden hergestellt und soll, wenn Patient mit gläubigem Herzen fest auf die Hilfe Gottes vertraut, stets Heilung eintreten.«

Was die Opferung der Kröten in Weiler besonders bemerkenswert macht, ist der Ort in doppelter Hinsicht: der Friedhof und das Missionskreuz. Es ist mir bis jetzt kein anderer Fall bekannt, wo Kröten auf einem Friedhofe oder vor einem Missionskreuze niedergelegt und somit, wenigstens scheinbar, weder mit der Mutter Gottes, noch mit sonst einem Heiligen in Beziehung gebracht werden.

Es war mir leider nicht möglich, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, und so muss ich mich begnügen, das bisher Ermittelte zur Discussion zu stellen.

(Der Vortragende legt die hier abgebildeten Kröten vor.)

4. Herr Dr. Leo Bouchal hält einen Vortrag über

Die Besiedlung Indonesiens und Oceaniens

mit besonderer Berücksichtigung der formosanischen Sprachen. Dieser Vortrag wird in ausführlicher, veränderter Form als Abhandlung erscheinen.

In der Discussion erörterte Dr. Hein kurz die Besiedlungsverhältnisse auf Borneo und Neu-Pommern und verwies auf das nicht zu vermuthende Vorkommen des Blasrohres auf Neu-Pommern, das R. Parkinson westlich vom Südcap dort festgestellt hat.[1]) Endlich lenkte er die Aufmerksamkeit auf die Erhebungen des japanischen Ethnologen R. Torii über die Vertheilung der Volksstämme auf Central-Formosa.[2])

Ausschuss-Sitzung am 5. März 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Franz Heger, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Vatroslav Jagić, Felix Karrer, Dr. Otto Müller, Karl Freiherr v. Schlosser, Dr. Leopold v. Schroeder, Josef Szombathy.

[1]) R. Parkinson, Die Volksstämme Neupommerns. Mit Anmerkungen von W. Foy. Berlin 1899, S. 4.

[2]) Vgl. den Literaturbericht N. Yamasakis in diesen »Mittheilungen«, XXX, 213.

1. Aufgenommen werden:
als unterstützendes Mitglied:
Adrienne Freiin v. Scudier, Feldzeugmeisterswitwe in Wien, und
als wirkliches Mitglied:
Dr. Rudolf Botstiber, Gemeindearzt in Floridsdorf.

2. Es wird die Einleitung des Schriftentausches mit der American Academy of Arts and Sciences in Boston, Mass. (von 1901 ab), und mit der Orenburger gelehrten Centralalterthumsgesellschaft (von 1900 ab) beschlossen. Die geologisch-paläontologische und die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übernehmen den Ersatz der Selbstkosten der zu liefernden Bände der »Mittheilungen«.

3. Es werden der Rechenschaftsabschluss und die Wahlvorschläge für die Jahres-Versammlung berathen.

4. Die Société d'anthropologie in Paris ladet zu der am 12. März 1901 stattfindenden Feier ihres 40jährigen Bestandes ein, bei welcher der Herr Präsident die Vertretung der Gesellschaft zu übernehmen sich schriftlich bereit erklärt hat.

Die Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier ladet zu der am 10. April 1901 stattfindenden Feier ihres 100jährigen Bestandes ein.

Es wird beschlossen, an beide Gesellschaften Glückwunschschreiben abzusenden.

5. Dem Secretariate wird die Ermächtigung ertheilt, eine Excursion nach Linz und Hallstatt zu veranstalten.

Jahres-Versammlung am 12. März 1901.

Vorsitzender: Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Der erste Secretär verliest den vom Präsidenten verfassten

Jahresbericht für das Jahr 1900.

Nach der Aufstellung des Secretariats betrug der Mitgliederstand unserer Gesellschaft mit Schluss des Jahres 1900:

Ehrenmitglieder	20
Correspondierende Mitglieder	68
Stifter	3
Unterstützende Mitglieder	48
Wirkliche Mitglieder	324

Der Stand der Stifter, der unterstützenden und der ordentlichen Mitglieder ist somit gegenüber jenem des Jahres 1899 um 30 gewachsen. Er beträgt gegenwärtig 400. Dieser bisher noch nicht vorgekommene Jahreszuwachs ist mit Freuden zu begrüßen; doch dürfen wir uns allerdings nicht verhehlen, dass trotzdem die Lage der Gesellschaft noch immer eine precäre bleibt, wenn es nicht gelingt, ihr eine weit beträchtlichere Anzahl von Theilnehmern zuzuführen. Im Interesse unserer Wissenschaft erlaube ich mir daher neuerdings unsere verehrten Arbeitsgenossen, besonders die Herren Ausschussräthe, um ihre Mitwirkung bei der Anwerbung von ordentlichen Mitgliedern zu bitten.

Leider ist uns durch den Tod auch im verflossenen Jahre eine Anzahl von Mitgliedern entrissen worden. Es sind dies die unterstützenden Mitglieder: der k. u. k. Geheimrath Nicolaus Dumba, Herr Hausbesitzer Josef Presl, der k. u. k. Geheimrath und Feldzeugmeister Anton Freiherr v. Scudier. Wenn auch die Interessen des mit der geistigen Entwicklung des modernen Wien innigst verflochtenen Mäcens Nicolaus Dumba wesentlich der Kunst und der classischen Archäologie zugewendet waren, wird ihm unsere Gesellschaft für seine langjährige Unterstützung doch ein dankbares Andenken bewahren. Baron Scudier gehörte uns seit 1887 an. Er hat unsere Bestrebungen mit ungewöhnlicher Sachkenntnis und Aufmerksamkeit verfolgt.

Besonders schmerzlich musste uns das am 13. Mai erfolgte Hinscheiden des k. u. k. Obersten Gustav Bancalari berühren. Eine seltene Vereinigung verschiedener Geistesanlagen befähigte Bancalari zu einer führenden Rolle in der Hausforschung auf Grundlage der von ihm vorzugsweise geübten Methode vergleichender Beobachtung. Wenn es auch an Einwendungen gegen einzelne seiner »Typen« nicht gefehlt hat, ist die aus Bancalaris Hausaufnahmen entsprungene

außerordentliche Bereicherung des Beobachtungsmaterials von den maßgebenden Hausforschern des In- und Auslandes voll gewürdigt worden. Nebst einem raschen Blicke für das Wesentliche besaß Bancalari die Kunst einer mustergiltig klaren, zusammenfassenden Darstellung, welche der Hausforschung sicherlich viele Anhänger zugeführt hat. Er drang unablässig auf die Ermittlung aller typisch verschiedenen Wohnarten der verschiedenen Länder Mitteleuropas. Nur aus der Vollständigkeit dieser Erhebungen erhoffte er Aufschluss über die Entwicklung des Bauernhauses. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete er den Kampf gegen die ethnographischen Vorurtheile in der Hausforschung als eine seiner wichtigsten Aufgaben. Bancalaris letzte Arbeit finden Sie in dem Jahrgang 1900 unserer »Mittheilungen«. Sie ist uns ein Abschiedsgruß eines Mannes, der uns auch um seiner persönlichen Eigenschaften willen wert war.

Wir beklagen weiter das Ableben des k. u. k. Geheimrathes Sigmund Grafen Berchtold, des Universitätsprofessors Josef Gruber, des k. u. k. Oberstabsarztes Dr. Wilhelm Tonner und des Herrn Dr. Adolf Ritter Weiß v. Tessbach. Graf Berchtold gehörte der Gesellschaft seit 1884, Herr Prof. Dr. Gruber dagegen seit unserer Gründung 1870 an.

Wir haben im verflossenen Jahre sieben ordentliche und drei außerordentliche Sitzungen abgehalten, von denen besonders die letzteren sehr gut besucht waren. Durch die überaus dankenswerte Bethätigung der Herren Professoren Dr. Kretschmer und Leopold v. Schroeder hat der Inhalt unserer Sitzungen eine sehr erwünschte Bereicherung erfahren. Im Band XXX finden Sie die Prähistorie (durch Hoernes, Reinecke, Teutsch, Freiherr v. Miske), die physische Anthropologie (durch Weisbach), die Ethnologie (durch Penka), die Volksforschung (durch K. Fuchs), die Hausforschung (durch Bancalari) und die Flurforschung (durch J. R. Bünker) vertreten. Dankende Erwähnung schulden wir der eingehenden kritischen Besprechung des Werkes von Jankó: Herkunft der magyarischen Fischerei (dritte Asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy), durch Herrn Prof. Hugo Schuchardt.

Die Gesellschaft hat auch im verflossenen Jahre von Sr. Apostolischen Majestät dem Kaiser eine Subvention von 400 *K* für ihre allgemeinen Bedürfnisse und eine specielle Dotation von 2000 *K* für praktische Arbeiten bezogen. Wir sprechen hiefür unseren ehrerbietigen Dank aus. Weitere Unterstützungen wurden uns zu Theil: Vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht 800 *K*, vom hohen k. k. Ackerbauministerium 400 *K*, von Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein 400 *K*, von der Stadt Wien 400 *K*, vom niederösterreichischen Landesausschuss 100 *K*.

Diese gütigen Zuwendungen verpflichten uns zu wärmstem Danke. Sie haben es uns ermöglicht, auch im verflossenen Jahre eine prähistorische Untersuchung in Krain durchzuführen und neues Material für die Hausforschung zu gewinnen.

Ehe ich eingehender die durch uns veranlassten praktischen Arbeiten berühre, kann ich nicht umhin, eines anderen, für uns höchst wohlthätigen Ereignisses zu gedenken, der Überlassung eines für unsere Zwecke sehr geeigneten Arbeitslocales in dem Gebäude des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Der Antrag hiezu wurde von dem k. u. k. Intendanten Herrn Hofrath Steindachner gestellt. Er fand freundliche Beurtheilung und Genehmigung bei dem hohen k. u. k. Oberstkämmereramte. Nur einer starken und wohlwollenden Hand konnte es gelingen, die Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche der Erfüllung einer schon von Hochstetter gehegten Absicht, sowie unserer wiederholten Bitten entgegenstanden. Desto dankbarer werden wir stets Jener gedenken, welche dabei thätig waren, Sr. Excellenz des Herrn Oberstkämmerers Grafen Abensperg-Traun, des Herrn Hofrathes Freiherrn v. Weckbecker, des Herrn Intendanten Hofrathes Dr. Franz Steindachner.

Die Anthropologische Gesellschaft betheiligte sich mit einem Betrage von 1730 *K* an den umfangreichen Ausgrabungen in Mihovo bei Landstraß in Unterkrain. Es befindet sich dort in der unmittelbaren Nähe des Ortes, auf verschiedene Besitzparzellen vertheilt, ein Flachgräberfeld, welches vom Ende der Hallstattperiode an bis in die Mitte der römischen Kaiserzeit in ununterbrochener Benützung gestanden war, also beiläufig einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten umspannt. Die Ausgrabungen werden von dem Grundbesitzer Ignaz Kušljan unter der Leitung des Herrn Custos J. Szombathy systematisch und gewissenhaft fortgeführt, theils für Rechnung der prähistorischen Sammlung des k. k. Hofmuseums, theils für unsere Rechnung. Im verflossenen Jahre wurden die mit den Catastralnummern 1655 und 1657 bezeichneten Grundparzellen durchforscht und auf ihnen 156 meist der La Tène-Periode und dem Anfange der Kaiserzeit angehörige Gräber gefunden. Die Vorlage der Funde wird noch einige Zeit auf sich warten lassen, da die Conservierung und Präparation der zahlreichen schlecht erhaltenen Eisengegenstände noch längere

Zeit in Anspruch nehmen wird. Im allgemeinen aber kann die Ausbeute als eine befriedigende und sehr lehrreiche bezeichnet werden.

Herr J. R. Bünker hat im Sommer 1900 eingehende Studien über das Bauernhaus in der Umgebung des Millstätter-Sees gemacht. Von dem Bestreben geleitet, die Urform des alpinen Hauses in Oberkärnten zu finden, wendete er besondere Aufmerksamkeit den Wohnstätten zu, den Keuschen, Brechelstuben, Holzhacker- und Sennhütten im Lieserthale und in der Reißeckgruppe der hohen Tauern. Um das Haus mit der Dorfanlage und der Dorfflur in Zusammenhang zu bringen, nahm Herr Bünker die Flur der zur Ortsgemeinde Seeboden gehörigen Ortschaften Seebach, Wirlsdörf, Beich und Kraut auf. Die Beschreibung der Flur und des Hauses der Millstätter Gegend wird in unseren »Mittheilungen« möglichst bald erscheinen. Herr Robert Karl Lischka hat als Zeichner Herrn Bünker bei seinen Aufnahmen unterstützt.

Unser Secretariat hat im verflossenen Jahre Ausflüge nach Baden (13. Mai), nach Eggenburg (9. und 10. Juni), nach dem Schlosse Kreuzenstein und auf den Michelberg (17. Juni) veranstaltet. Aus den im Sitzungsberichte Nr. 3 enthaltenen Darstellungen der Herren Szombathy, Hoernes, Hein entnehmen Sie, dass der Verlauf derselben ein sehr befriedigender war. Es musste uns sehr erwünscht sein, mit den thatkräftigen Herren freundschaftlich zu verkehren, welche mit unbestrittenem Erfolge sich seit längerer Zeit um die Aufsammlung römischer und prähistorischer Funde und um die planmäßige Durchforschung der näheren und weiteren Umgegend von Baden in prähistorischer und volkskundlicher Richtung bemühen. Die Theilnehmer an dem Badener Ausfluge schieden mit dem Bewusstsein, ihrerseits durch ihre Anwesenheit zu einer kräftigeren Unterstützung der auf die Schaffung eines prähistorischen Localmuseums gerichteten Bestrebungen des »Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde«, dessen Seele Herr Gustav Calliano ist, einigermaßen beigetragen zu haben. Da nun die Localfrage durch das Entgegenkommen der städtischen Behörden glücklich gelöst ist, können die schönen Sammlungen der Brüder Calliano als für Baden gerettet betrachtet werden. Auch in Eggenburg durften sich die Wiener Anthropologen an den Ergebnissen prähistorischer und volkskundlicher Localforschung erfreuen. Die prähistorische Sammlung des Herrn Johann Krahuletz ist, mit Professor Hoernes zu sprechen, eine Fortsetzung des Werkes von Baron Engelshofen, dessen Sammlungen sich derzeit im Besitze Sr. Excellenz des k. u. k. Oberstkämmerers Grafen v. Abensperg-Traun befinden. Wir müssen es Dr. Frischauf besonders hoch anrechnen, eine volkskundliche Localsammlung für Niederösterreich geschaffen zu haben, welche den strengsten Anforderungen entspricht.

Im Laufe des verflossenen Sommers ist unsere Gesellschaft bei verschiedenen festlichen Veranstaltungen wissenschaftlicher Körperschaften vertreten gewesen. Herr Sectionschef Dr. v. Inama-Sternegg hatte die Güte, eine Glückwunschadresse unserer Gesellschaft zur 500jährigen Jubelfeier der Universität Krakau am 7. und 8. Juni zu überreichen. Ich selbst durfte als Ihr Vertreter an der Jubelfeier des 50jährigen Bestandes der k. k. geologischen Reichsanstalt am 9. Juni Antheil nehmen. Herr Dr. Hein hat in unserem Namen der Sommerversammlung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich in Pulkau am 24. Juni beigewohnt.

Die Herren Prof. Hoernes und Custos Szombathy haben uns am Internationalen Congresse für prähistorische Anthropologie und Archäologie, welcher in Paris vom 20. bis 25. August tagte, vertreten, was in Anbetracht der Wichtigkeit dieses Congresses höchst erwünscht war. Herr Szombathy hat über denselben in der Monats-Versammlung am 13. November berichtet. Unsere Herren Collegen haben uns mit der Nachricht überrascht, dass der Congress in seiner letzten Sitzung beschlossen hat, seine nächste Vereinigung 1903 in Wien abzuhalten. Ein zu diesem Zwecke eingesetztes Localcomité hat bereits begonnen, dieser Frage näherzutreten.

Herr Regierungsrath Dr. Much, Dr. Hein und ich selbst haben der XXXI. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Halle a. d. Saale vom 24. bis 27. September beigewohnt. Sie bot auch diesmal eine kaum zu bewältigende Fülle von Material, zu welchem Herr Geheimrath Virchow in beneidenswerter Frische einen namhaften Theil beisteuerte. Ich will nur einige Momente hervorheben. Als Vorsitzender gedachte Virchow in seiner gedankenreichen Eröffnungsrede der Bedeutung der Universität Halle für die Anthropologie. Hier lehrte Johann Friedrich Meckel, ein Zeitgenosse Goethes, welcher großen Einfluss auf Goethes naturforschende Thätigkeit genommen hat. Meckel ist nach Virchow grundlegender Betrachter der thierischen Entwicklungsgeschichte. Von ihm stammt die Lehre von den Missbildungen (Teratologie), aus welcher die physische Anthropologie hervorgegangen ist. Welker war sein Nachfolger, »der feinste Untersucher des menschlichen Knochenbaues«. Welker hat zuerst gemessen und überhaupt eine

ausgezeichnete Methode der Untersuchung geschaffen. Von Virchows weiteren Ausführungen über den an diese Lehren anknüpfenden Darwinismus sei nur dessen beherzigenswerten Warnung gedacht, »vor der Mode überall Rassenrückschläge zu sehen«.

In Halle hat ein anderer Bahnbrecher auf dem Gebiete der Volkskunde gelebt und als Professor der Theologie gewirkt, dessen Name zwar nicht bei dieser Gelegenheit genannt wurde, der jedoch einer dankbaren Erinnerung von Seite der Anthropologen würdig ist. Dr. Adolf Wuttke veröffentlichte 1860 seine erste grundlegende Schrift über »den deutschen Volksaberglauben der Gegenwart«. Dieses Werk stellt noch immer, mit dem Herausgeber der dritten Auflage (1900), Herrn Prof. E. H. Meyer, zu sprechen, im wesentlichen unveraltet, die reichste Schatzkammer des deutschen Volksaberglaubens dar, deren Wert der Ethnograph auf das Höchste zu schätzen weiß.

Aus der Sitzung vom 25. gedenke ich einer wertvollen Mittheilung von Freiherr v. Fritsch über »Taubach und andere Thüringer Fundstätten ältester Spuren und Reste des Menschen«. Nach ihm sprach Prof. Dr. Brandes über das von Neumayer als unlösbares Räthsel bezeichnete Aussterben einiger diluvialer Thiere infolge mangelnder Abnützung ihrer Stoßzähne, welche für die Existenz dieser Thiere nothwendig ist. Herr Lehmann-Nitsche (La Plata) wies Stücke eines dem Pliocän zugerechneten Lößgebildes vor, welches Einschlüsse von röthlichem, von ihm als gebrannt bezeichnetem Thon enthält. Daran reihte sich Virchows Vortrag über das Erscheinen der Slaven in Europa. Er rief eine längere Discussion hervor. Virchow betonte vor allem, dass durchaus nicht alles slavisch ist, was »Wenden« heißt. Kein einziges Volk nennt sich selbst Wenden. Er erörterte die Unzuverlässigkeit der Kraniologie und Haarfarbe für die Bestimmung des slavischen Typus. Die besten Anhaltspunkte geben noch für die prähistorische Zeit die Schläfenringe und die bis nach Asien reichenden Hacksilberfunde. Nicht aus Einem Merkmale, nur aus allen Umständen zusammen lassen sich derartige Fragen annähernd entscheiden. Bis zur Zeit Karls des Großen war die Elbe die Westgrenze der Slaven. Fasst man die gesammte geographische Situation ins Auge, so gelangt man zur Vorstellung von fächerartigen oder parallelen Einwanderungen derselben. Man findet in Deutschland vielfach Slaven und Germanen durcheinandergeschoben. Prof. Montelius constatiert unter Berufung auf seine Ausführungen in Lindau, dass die ältere germanische den Norddeutschen und Skandinaviern gemeinsame Culturschicht um 300 n. Chr. allmählich aufhört. Dies schreibt Herr Montelius der slavischen Einwanderung zu. Prof. Henning versetzt dagegen vom sprachlichen Standpunkt aus die allmähliche Slavisierung von Norddeutschland in den Zeitraum 500 bis 800 n. Chr. Herr Andree führt mehrere von der Wurzel Wend abgeleitete braunschweigische Ortsnamen an (Wendeburg, Wendhausen u. s. w.). Sie reichen bis ins Elsass, sind jedoch nicht slavischen Ursprungs.

Endlich sei noch der Ausführungen des Herrn Prof. G. Hertzberg über die Halloren gedacht. Sie galten bis 1843 allgemein als Nachkommen der sorbischen Bevölkerung, später als Kelten. Herr Hertzberg betrachtet sie als Unfreie eines fränkischen Stammes, welche als Ansiedler von Lübeck zur Zeit Karls des Großen herbeigeführt worden sind.

Eine Excursion nach Eisleben am 27. September lieferte einen raschen Überblick über die großartigen Anlagen der Mansfelder Gewerkschaft. Im Wiesenhaus zu Eisleben hatte Herr Professor Dr. Größler eine Sammlung vor- und frühgeschichtlicher Gesammtfunde des »Vereines für Geschichte und Alterthümer der Grafschaft Mansfeld« ausgestellt, welche das höchste Interesse der Prähistoriker erregte.

Das Aufblühen unserer Disciplinen in Deutschland unter kräftiger Unterstützung einiger deutschen Regierungen und Gemeindeverbände verfolgen wir mit vollster Theilnahme. Es ist vor allem die Völkerkunde, welche nach jahrelanger Arbeit deutscher Forscher im Felde und in den Museen, nach unermüdlicher Agitation von Geheimrath Bastian und der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in die ihr gebürende Stellung im wissenschaftlichen Leben der Gegenwart einzurücken beginnt. Dieser mächtige, durch die Errichtung zahlreicher neuer Professuren für Völkerkunde an den preußischen Universitäten gekennzeichnete Umschwung ist jedenfalls wesentlich gefördert worden durch das Eingreifen industrieller Kreise, besonders der mächtigen Deutschen Colonialgesellschaft, welche um Verbesserung des völkerkundlichen (und geographischen) Unterrichtes an den Hochschulen bei den Unterrichtsbehörden der Deutschen Bundesstaaten bittlich eingeschritten ist.

Die österreichischen Verhältnisse liegen weniger günstig.

Das Interesse für die Prähistorie und die Volkskunde hat allerdings weite Kreise erfasst und schöne Früchte getragen. Nicht im gleichen Maße ist dagegen die Theilnahme der geistig

arbeitenden Kreise der Ethnographie zugewendet. Den seinerzeit von der Novara-Expedition ausgegangenen Impulsen verdanken wir nebst vielem anderen die unvergänglichen Leistungen von Hochstetter und Friedrich Müller. Paulitschke hat noch einigermaßen die Tradition jener Zeit verkörpert. Darüber kann jedoch kein Zweifel bestehen, dass die Bedingungen zur Weiterbildung des damals Geschaffenen durch einen jungen und tüchtigen Nachwuchs weder von Seite des Staates noch von anderen Corporationen dermalen geboten werden. Sind doch selbst in der kleinen Schweiz unsere Disciplinen besser dotiert als bei uns. Es gibt keine österreichische Professur für Völkerkunde, und auch diejenigen Disciplinen, welche Beziehungen zum Völkerleben in reichstem Maße aufweisen, ziehen ethnologische Verhältnisse kaum je in den Kreis ihrer Betrachtungen. So sind die geographischen Vorlesungen an unseren Hochschulen fast gänzlich der Morphologie der Erdoberfläche gewidmet. Das Schwergewicht der gewissermaßen officiellen Orientalistik bildet die Pflege der Sprachen. Von den großartigen ethnischen Bildungen des asiatischen Continents, von dessen Religionen, mit Ausnahme des Muhammedanismus, von den Mythologien, Culturen und eigenthümlichen Socialeinrichtungen erfährt der wissbegierige Hörer nur wenig. Das naturhistorische Hofmuseum bietet hierfür keine Compensation, da gerade dessen asiatische Abtheilung (mit Ausnahme Japans) noch ziemlich unvollständig ist. Als einfache Folgeerscheinung einer hinter den Anforderungen der heutigen Zeit zurückgebliebenen geistigen Schulung müssen wir es somit auffassen, wenn den wohlwollenden und zielbewussten Bemühungen der hohen Regierung, die Betheiligung Österreichs am Welthandel zu beleben, durch eine beklagenswerte Gleichgiltigkeit unserer Bevölkerungen für alles Außereuropäische empfindliche Schwierigkeiten bereitet werden. Mögen die zur Abhilfe dieser Übelstände berufenen Factoren die Bedeutung der Völkerkunde für die Erweiterung des »continentalen« Gesichtskreises würdigen. Mit der Erkenntnis, dass dieselbe, wie alle naturwissenschaftlichen Disciplinen, Waffen liefert für die aufs höchste gesteigerte Wettbewerbung der Culturvölker, werden sich die Mittel finden, um auch den österreichischen Völkern jene geistigen Vortheile zu sichern, über welche die anderen Culturnationen verfügen.

Lassen Sie mich, hochverehrte Anwesende, zum Schlusse noch unseren sämmtlichen Herren Functionären unseren wärmsten Dank für ihre aufopfernde Mühewaltung aussprechen. In unserer collegialen Cooperation liegt die beste Gewähr für eine gedeihliche Weiterentwicklung.

2. Rechnungsführer Herr Dr. Otto Müller verliest den Rechnungsabschluss für das Jahr 1900. (Siehe S. 28.) Der Rechnungsabschluss wird genehmigt.

3. Der Vorsitzende stellt die Beschlussfähigkeit der Versammlung fest und beantragt auf Vorschlag des Ausschusses zu Ehrenmitgliedern zu ernennen:

Ihre königl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern in München;
Alexandre Bertrand, Conservator am Musée des antiquités nationales in Saint-Germain-en-Laye;
Dr. Émile Cartailhac, Universitätsprofessor in Toulouse;
Ernest Chantre, Sous-Directeur des Muséum d'histoire naturelle in Lyon;
Émile Guimet, Director des Musée Guimet in Paris, und
Dr. Ernest Hamy, Membre del'Institut, Professor am Muséum d'histoire naturelle in Paris.

Die Ernennung dieser Ehrenmitglieder erfolgt durch Acclamation.

Der Vorsitzende theilt mit, dass nach dem statutenmäßigen Turnus das Mandat des Vicepräsidenten Dr. Karl Toldt und der Ausschussräthe Dr. Sigmund Wahrmann, Hans Graf Wilczek, Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach und Dr. Emil Zuckerkandl erlischt und dass der langjährige Ausschussrath Felix Kanitz aus Gesundheitsrücksichten seine Demission gebe.

Auf Vorschlag des Ausschusses werden die folgenden Herren mit einer dreijährigen Functionsdauer gewählt:

Vicepräsident:

Dr. Karl Toldt.

Ausschussräthe:

Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck (neugewählt).
Dr. Sigmund Wahrmann.
Hans Graf Wilczek.
Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach.
Dr. Emil Zuckerkandl.

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1900.

Soll | **Haben**

A. Cassa-Conto.	K	h	K	h
Cassarest vom Jahre 1899			59	04
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers			400	—
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums			800	—
3. Subvention des niederösterreichischen Landesausschusses			100	—
4. Subvention der Stadt Wien			400	—
5. Subvention Sr. Durchl. des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein			400	—
6. Mitgliederbeiträge:				
a) Einmaliger Stifterbeitrag des Herrn Georg Haas von Hasenfels	600	—		
b) Jahresbeiträge von 46 unterstützenden Mitgliedern à *K* 20	920	—		
c) Jahresbeiträge von 327 wirklichen Mitgliedern à *K* 10	3270	—		
d) Eingegangene Rückstände, Überzahlungen, für Diplome	170	—	4960	—
7. Für Verkauf von Druckschriften	1095	44		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften	155	96	1251	40
8. Reservefond vom Jahre 1899 für Congressbericht			1200	—
9. Eincassierte Zinsen vom Anlagecapital			84	—
Zusammen			9654	44
B. Fond für praktische Arbeiten.				
Cassarest vom Jahre 1899	37	78		
a) Spende Sr. Majestät des Kaisers	2000	—		
b) Subvention des hohen k. k. Ackerbauministeriums	400	—	2437	78
C. Wertpapier-Conto.				
Anlagecapital: Allgem. Staatsschuldverschreibungen Nominale 1300 Silber zum Curswert per 31. December 1900 = 98·15 per 100	2551	90		
daran haftende halbjährige Zinsencoupons per 31. Dec. 1900	54	60	2606	50
Summe			14698	72

A. Cassa-Conto.	K	h	K	h
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten des Congressberichtes	984	79		
b) Druckkosten der Mittheilungen (ohne 6. Heft)	3375	05		
c) Für Zeichnungen, Clichés und Lichtdrucktafeln	676	57		
d) Honorare für Literaturberichte	277	65	5314	06
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Gehalt des II. Secretärs	800	—		
b) Lohn des Dieners	240	—		
c) Auslagen des Secretariats	665	79		
d) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen etc.	631	68		
e) Einrichtung des neuen Kanzleilocales (Inventar)	240	90		
f) Auslagen des Cassiers	126	—		
g) Steuern	2	16	2706	53
3. Ankauf von fl. 300 Einheitl. Silberrente			597	50
Zusammen			8618	09
B. Fond für praktische Arbeiten.				
a) Herrn Custos J. Szombathy für Ausgrabungen in Mihovo (Krain)	1730	—		
b) J. R. Bünker für Haus- und Flurforschung bei Millstatt in Kärnten	400	—		
c) Rob. Lischka für Reise nach Kärnten und Zeichnungen	200	—	2330	—
C. Vermögensstand.				
A. Cassarest vom Jahre 1900[1])	1036	35		
B. Überschuss des Fondes für praktische Arbeiten	107	78		
C. Wert des Anlagecapitals (wie neben)	2606	50	3750	63
Summe			14698	72

Wien, am 27. Februar 1901.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
d. Z. Cassier.

Dr. Otto Müller m. p.,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 1. März 1901.

A. R. Hein m. p.,
d. Z. Rechnungscensor.

Dr. Bruck m. p.,
d. Z. Rechnungscensor.

[1]) Hievon sind noch die Kosten des 6. Heftes pro 1900 der gesellschaftlichen Mittheilungen und des General-Registers zu den Bänden XXI—XXX (1891—1900) zu bestreiten, für welche Kosten der Cassarest von 1036 *K* 35 *h* kaum ausreichen dürfte.

Der Vorsitzende gedenkt der besonderen Verdienste des Herrn kgl. ung. Rathes Felix Kanitz um die Gesellschaft, welcher er seit ihrem Bestande als Ausschussrath (1870—1874, 1879—1901) angehörte und der er jederzeit ein treuer Freund und Berather war. Der Ausschuss sieht mit tiefem Bedauern ihn aus seiner Mitte scheiden und beantragt, die Jahresversammlung möge Herrn Rath Kanitz den wärmsten Dank zum Ausdruck bringen.

Es wird die Absendung eines Dankschreibens beschlossen.

4. Der Secretär überreicht den vom Präsidenten nach den eingelangten Mittheilungen erstatteten

Bericht über die im Jahre 1900 in Österreich durchgeführten Arbeiten.

Oberösterreich.

Herr Conservator Josef Straberger berichtet über

Ansiedlungen aus der jüngeren Steinzeit im Löß bei Mauthausen,

welche derselbe im Vereine mit Herrn Prof. H. Commenda und Herrn Custos A. Reischek im verflossenen Sommer untersucht hat. Man beobachtete mehrere Wohngruben von verschiedenen Dimensionen. Die größte derselben hatte einen oberen Durchmesser von 7 *m*; sie verjüngte sich trichterförmig nach unten und endete muldenartig in der Tiefe von 3 *m*. Diese Grube war in einem Abstand von 2 *m* mit einem 1 *m* breiten und ebenso tiefen Graben umgeben. Die Umgebung der Gruben zeigte ausgedehnte Brandstätten bis auf eine durchschnittliche Tiefe von 2 *m*. Die sorgfältige Untersuchung des Ausfüllungsmaterials der Gruben ergab gespaltene und zerschlagene Thierknochen, rohe Thonscherben, gebrannten Wandlehm mit Abdrücken von Holzflechtwerk. Unter den Thierknochen kamen Kiefer und einzelne Zähne vom Hirsch, Reh, Hase, Schaf, Rind und Fuchs vor. Die gesammelten Bruchstücke von Thongefäßen zeigen eine große Mannigfaltigkeit von Formen; sie gehören mehr als 150 verschieden geformten Schalen, Töpfen und Schüsseln an. Es gelang, eine bombenförmige Schale aus schwarzem Thon mit glänzend geglätteter Oberfläche und zwei becherförmige kleine Gefäße in nahezu intactem Zustande zu bergen.

Die mitvorkommenden Steine und Knochenartefacte zeigen den Charakter der jüngeren Steinzeit. Es sind polierte und durchbohrte Steinbeile, Steinmeißel, Pfeilspitzen, Messer, Schaber, eine Säge, Späne aus Feuerstein und aus Röhrenknochen und Hirschgeweih hergestellte Geräthe.

In einer von den übrigen Gruben abseits gelegenen Grube kamen Scherben von Gefäßen mit schönen geometrischen Strichornamenten, mit concentrischen Kreisen und Bemalung zum Vorschein. Dabei fanden sich eine kunstvoll gefertigte Pfeilspitze aus Feuerstein, eine Bronzenadel mit linsenförmigem Kopfe, ein zierlicher Spinnwirtel, endlich 20 kegelförmige durchbohrte Thonkörper, welche schlackenhart gebrannt sind. Abweichend von deren herkömmlichen Deutung als Webstuhlgewichte fasst Herr Straberger dieselben als Heizkörper auf.

Nachträglich wurde bekannt, dass schon bei einer Abräumung eines Stückes des Granitmassivs im Heinrichsbruche 1895 analoge Funde gemacht worden sind. Der Steinbruchbesitzer Herr Poschacher hat eine Anzahl der dabei vorgekommenen Thonscherben, den Unterkiefer einer großen Hirschart und einen menschlichen Unterkiefer dem Linzer Museum überlassen. Nach Angabe der Arbeiter wurden daselbst mehrere menschliche Skelette ausgegraben, welche im Ortsfriedhofe beigesetzt wurden. Der obenerwähnte Unterkiefer gehörte einem Skelette an, auf dessen Brust ein mächtiger Steinhammer lag.

Im untersten Theile des auf einer Schichte von Rollsteinen auflagernden Lößes wurden oberflächlich verkieselte Stoß- und Backenzähne eines jüngeren und eines älteren Mammuts mit Thonscherben gefunden. Herr Straberger bezweifelt die Gleichzeitigkeit der Mammutreste mit den Thonscherben, obgleich dieselben nebeneinander lagen. Die Scherben tragen nicht die Merkmale der älteren Steinzeit.

Auf den südlichen und östlichen Abhängen des westlich von Linz gelegenen Freinberges wurde bei der Anlage von Wegen und Anpflanzungen ein 250 Schritte langer und 1·2—4·5 *m* hoher Erdwall durchquert, an dessen Basis ausgedehnte Brandstätten mit gebrannter Erde, Asche, Kohlen, Knochen und Zähnen vom Pferd, Rind, Hirsch, Schwein, rohe Thonscherben, Feuersteingeräthen, Bruchstücken von Bronzenadeln u. s. w. sich befanden. Im Verlaufe der Arbeiten überzeugte man sich, dass der Wall in seiner ganzen Längenausdehnung mit Brandschichten gleichen Inhalts durchzogen ist. Das ganze umwallte Gebiet ist mit Scherben besäet, zwischen welchen

auch römische Keramik vertreten ist. Diese letztere steht mit einem in der Nähe der »Franz Josefs-Warte« aufgedeckten Römerbaue in Verbindung. Dieses Plateau lieferte aber auch einen reichen Depotfund von 135 Bronzegegenständen. Es sind darin Sicheln, Palstäbe, Armringe, Meißel vollständig erhalten und zahlreiche Bruchstücke von solchen Gegenständen, sowie von Zierstücken, Schmucknadeln und Kupferrohgussluppen. Herr Straberger fügt hinzu, dass Gräber aus der alten Ansiedlung auf dem Freinberge bisher nicht vorgekommen sind.

Salzburg.

Herr Dr. Alexander Petter berichtet über

Die im Bereiche des Salzburger Museums Carolino-Augusteum im Jahre 1900 erzielten Resultate von Forschungen und Erwerbungen auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.

Im Jahre 1900 wurde in der Nähe von Salzburg an jener Stelle, welche im Vorjahre die Bronzekuchen lieferte, ein Bronzemesser, dolchartig, mit 8 *cm* langer und 1 *cm* breiter Klinge gefunden. Die Spitze war unten abgerundet, auch hatte die Klinge eine Längsrippe. Neben dieser Klinge fanden sich noch einige wenige Thonscherben, darunter einer mit umgelegtem Rande.

Vom oberen Ende des Hügelrückens in Hammerau, an der bayrischen Grenze gegen Reichenhall, welcher seit Jahren dem Theilbesitzer Herrn Lichtenegger prähistorische Funde liefert, die größtentheils nach Bayern gelangen, da der Platz hart an der Grenze gelegen ist, brachte man Steinwaffen in das Museum. Sie stammen aus einer Schottergrube an der Saale, sind sehr schön gearbeitet, und zwar fünf Lanzenspitzen aus Feuerstein und drei Pfeilspitzen aus weißem Kiesel.

Am Rainberge in Salzburg, auf dem im Vorjahre die prähistorische Besiedlung des ganzen Berges festgestellt worden war, legten Steinsprengungen zum Zwecke der Gewinnung von Baumaterial eine sehr instructive Gletscherrinne bloß. Nachfolgende Grabungen ergaben, dass dem rückgehenden Gletscher sofort die Menschen folgten. Reib- und Klopfsteine, die sich in der Schichte unmittelbar über den Gletscherrückständen fanden, sowie rohe Scherben, zerschlagene Knochen, im Feuer geschwärzte Steine u. s. w. geben hiefür Zeugnis.

In Itzling bei Salzburg wurde bei einer Brunnengrabung eine römische Bronze gefunden, ein Fischchen, 4·5 *cm* lang und 2·5 *cm* hoch, patiniert, die Rückenflosse mit einem Loche zum Anhängen versehen.

Aus Maxglan, einem bekannten Fundorte für römische Reste, kam in das Museum ein kleiner Bronzering, in einen schlangenartigen Kopf ausgehend. Ferner drei Bronzemünzen: eine des Kaisers Probus, eine des Trajan Decius und eine gallische Münze mit einem Reiter, oberhalb das Sonnenzeichen, unterhalb: Atta.

Noch gelangten aus dem Kollerfelde zu Glas, wo vor Jahren eine größere römische Behausung aufgedeckt worden war, drei sehr kleine, dünne und flache Hufeisen, mit Steinen durch Rost verwachsen, in das Museum, jedenfalls einer späteren Zeit angehörig.

Herr k. k. Professor Olivier Klose hat die römischen Schriftsteine des Museums einer Neulesung mit großer Genauigkeit und Fachkenntnis unterzogen, dabei noch manche Abänderung gegen frühere Auffassung vorgenommen und seine gediegene Arbeit der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale überreicht.

Durch das k. k. Oberlandesgericht wurde verfügt, dass alle Feuerwaffen, welche bei den Salzburger Gerichten deponiert werden, dem Museum zur Auswahl vorzulegen seien. Es dürfte dieser Beschluss dem Museum, wie es bereits geschehen, manche auch ethnographisch interessante Feuerwaffe, z. B. von Wilderern, zuführen.

In ethnographischer Beziehung brachte die Fischerei-Ausstellung einige Gegenstände, wie Bronze-Fischgabeln u. dgl. dem Museum. Im allgemeinen enthielt diese Ausstellung sehr hübsche Fanggeräthe und überhaupt Fischerei-Utensilien aus prähistorischer und späterer Zeit, die vorzüglichsten aus Deutschland.

Zu den Erwerbungen im ethnographischen Fache zählen noch: Mehrere Holzmodel für Wachsarbeiter; ganz primitive Gussformen für bleierne und zinnerne Bauern-Rockknöpfe, eine deutsche Armbrustwinde, ein eigenthümlicher Todtschläger, ein alter Maßstab mit vier verschiedenen Maßen und Gradierungen, ein Perspectiv aus dem 18. Jahrhundert, ausgezogen $2^1/_3$ *m* lang, und noch als Geschenk eines adeligen Gönners und k. u. k. Marine-Officiers verschiedene Gegenstände von China, Japan und Borneo.

Vorarlberg.

Nach dem Berichte des Herrn Conservator S. Jenny über

Die im Jahre 1900 in Vorarlberg gemachten Funde

fand man im Torfgrund der Gemeinde Nofels, einem Gebiet, das sich von jeher durch mehrfache Bronzefunde bemerkbar gemacht hat, in einer Tiefe von drei Metern eine verzierte, 20 *cm* lange Nadel aus der jüngeren Bronzezeit.

Der Fund von Lanzenspitzen und Streitbeilen aus Bludenz, den Herr Jenny vor zwei Jahren in den »Mittheilungen der k. k. Centralcommission«, 1898, Heft IV, veröffentlichte, und welcher, wie sich jetzt herausstellt, nicht der Zeit der Völkerwanderung, sondern der Spät-La Tène-Periode angehört, erfuhr eine zweimalige Vermehrung, zuerst durch einen weiteren zufälligen Fund von elf Speerspitzen nebst verschiedenen anderen Objecten aus Eisen. Daraufhin erwirkte Herr Jenny die Erlaubnis, unmittelbar neben den beiden Fundstellen Ausgrabungen vorzunehmen, welche zur Auffindung mehrerer Brandgräber führten. Die Ausbeute an Gegenständen war wohl sehr gering: 1 Schwert, 3 Speerspitzen, 2 Speerschuhe, Traghenkel von Eimern, 2 bearbeitete Eberzähne, Fragmente ausgesprochener Spät-La Tène-Fibeln und viele unverbrannte Thierknochen, noch mehr Zähne und römische Gefäßscherben in geringer Menge; als desto wertvoller muss die Thatsache der genauen Zeitbestimmung dieser Begräbnisstätte aufgefasst werden.

Kärnten.

Herr Conservator Dr. Odilo Frankl sendet nachfolgenden ausführlichen Bericht über

Die im Jahre 1900 in Kärnten gemachten Funde aus historischer, römischer und prähistorischer Zeit.

I. Im Juli 1899 wurden beim Auswerfen eines Grabes nächst der Filialkirche Possau bei Maria Saal 51 Stück Silbergroschen gefunden, welche dem Kärntner Geschichtsvereine zum Geschenke gemacht wurden. Sie vertheilen sich auf die Jahre 1624—1715 und stammen aus verschiedenen Ländern (Carinthia, I, 1900, S. 50).

II. In einem Garten zu Baldersdorf bei Spital an der Drau stieß im November 1899 ein Arbeiter beim Ausgraben einer Kalkgrube in der Tiefe von circa $^1/_2\,m$ auf eine große Zahl römischer Kaisermünzen, bis auf eine einzige alle Billone. Herr Landesarchivar A. v. Jaksch besichtigte am 21. November selbst den Fundort, und es gelang dem genannten Gelehrten, unter Mitwirkung verschiedener Persönlichkeiten von den theilweise schon verschleppten Münzen schließlich 2645 Stücke zusammenzubringen. Diese umfassen nach den Kaisern die Zeit von 250 bis 275; 70 waren jedoch ganz unkenntlich. Ein Gefäß, erzählte der Arbeiter, habe er nicht bemerkt, doch sei um die Münzen etwas wie ein schwarzer Moder gewesen, so dass man auf eine Holzkiste schließen könnte. Ungefähr 1100 der besser erhaltenen Münzen wurden im Laufe dieses Jahres (1900) vom Geschichtsvereine für Kärnten erworben, die übrigen dem Grundeigenthümer zurückgestellt (hierüber berichtet A. v. Jaksch in Carinthia, I, 1900, S. 85).

III. Im Winter 1899—1900 wurden in Treibach bei der Vergrößerung des Bahnhofes ein unversehrtes römisches Krügelchen aus lichtbraunem Thone sowie Scherben eines zweiten ähnlichen Gefäßes gefunden. Dieses Krügelchen wurde vom dortigen Stationsvorstande, Herrn Steinwender, durch Herrn Conservator und Domcapitular Matthäus Größer dem Geschichtsvereine zum Geschenke gemacht.

IV. Im Frühjahre 1900 wurde in Klagenfurt am äußersten Ende der Glangasse in westlicher Richtung zum Neubau des Taubstummen- und Blindeninstitutes ein Abzugscanal ausgehoben und bei dieser Gelegenheit ein kleines, sehr schadhaftes römisches Töpfchen aus dunkelgrauem Thon gefunden, welches dem Landesmuseum einverleibt ward.

V. Im März 1900 wurde bei einem Canalbaue in der Stadt St. Veit an der Glan eine schöne römische Bronzefibel gefunden, die ein Händler entführt hat.

VI. Bei Prävali schwemmte das Hochwasser vom 26. Juni 1900 an ein Brückenjoch einen römischen Bildstein, dessen Figuralfläche, natürlich vielfach beschädigt, 1·05 *m* lang und 39 *cm* breit ist und eine Venus darstellt, deren eine Hand etwas wie einer Schnur ähnliches hält, während die andere hinter den Kopf gelegt ist.

VII. Bei den Erdaushebungen für den Bau der Taubstummen- und Blindenanstalt in Klagenfurt fand man am 5. Juli 1900 in einiger Entfernung von einander etwa 1 *m* tief in

der Erde drei Gerippe. Außer einigen Resten von Messern wurden keine Beigaben gefunden. Man vermuthet, dass diese aus der Franzosenzeit herstammen, da nicht ferne vom Fundorte, in der Mulde zwischen Zigguln und kaltem Keller, ein Gefecht stattgefunden hat (»Klagenfurter Zeitung« vom 8. und 11. Juli 1900).

VIII. Ende Juli 1900 wurde in der Station Treibach beim Ausheben des Grundes zum Baue eines zweiten Personalhauses 70—80 *cm* unter der Erdoberfläche ein großes Steinkistengrab aus der Hallstattzeit aufgedeckt. Das Grab — ein Brandgrab — war aus flachen Schieferplatten quadratisch zusammengesetzt und in feuchter Culturerde eingebettet, welche an dieser Stelle eine Mächtigkeit von 2 *m* besitzt. Im Innern war das Grab 130 und 147 *cm* weit, 90—98 *cm* tief. An Funden ergaben sich außer einem Bronzeringe in der Größe eines Silberguldens nur mehrere dunkelgraue Thonscherben von aus freier Hand geformten Urnen nebst einigen Knochenresten. Außerhalb des Grabes fanden sich noch eine römische Bronzemünze sowie ein kleiner Henkel aus Eisen.

Die genannten Gegenstände hat der Stationsvorstand freundlichst dem Geschichtsvereine überlassen.

IX. Beim Umbaue des Schlosses Tanzenberg kam ein römischer Reliefstein mit Inschrift zum Vorschein, welchen der städtische Oberingenieur von Klagenfurt, Herr Raimund Pierl, erworben hat und in seinem Hause aufstellen ließ.

X. Die Restaurierungsarbeiten an dem im Jahre 1898 auf dem Zollfelde gefundenen Mosaikboden sind bedeutend vorgeschritten. Herr Sturm jun., Bildhauer am kunsthistorischen Hofmuseum in Wien, war mit einem Hilfsarbeiter vom 16. Juli bis 20. October 1900 dabei thätig, und eine Anzahl Platten ist im Museum zu Klagenfurt bereits der Besichtigung zugänglich.

Die Grabungen am Zollfelde wurden im letzten Sommer unter der Leitung des Archäologen Prof. Dr. Eduard Nowotny vom 5. August bis 15. September fortgesetzt. Man fand dabei theils erhaltene, theils zerstörte Mauern, in einem großen Raume an ihrem Standorte zwei fast vollständig verwitterte Säulenbasen, in einem andern einen großen Herd.

Von den gemachten Funden sind hervorzuheben drei steinerne, in viele Stücke zertrümmerte Statuen, und zwar: eine beinahe lebensgroße Fortuna in keltischer Gewandung, ein halbbekleidetes Mädchen und ein nackter Jüngling mit behelmtem Kopfe. Die Kleinfunde, wie Glas- und Thonscherben, Stücke von Eisen, Wandmalereien u. s. w. sind minderwertig.

Neben diesen Grabungsergebnissen wurden durch Zufall gefunden: *a*) auf einem Acker der oberen Zollfelderrealität ein schadhafter Römerstein von 74 *cm* Höhe mit Weihinschrift (Ara); *b*) in Willersdorf und Arndorf je eine römische Bronzemünze, welche der Kärntner Geschichtsverein erworben hat, indes eine dritte in den Besitz der unteren Zollfelderwirtin, Frau Maria Kuttnig, gelangte.

St. Paul an der Lavant, 17. December 1900.

Krain.

Nach einer Mittheilung des Herrn Custos Josef Szombathy über

Grabungen in Krain

ließ die prähistorische Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften unter der Aufsicht des Herrn k. k. Conservators Prof. Dr. S. Rutar durch den Ausgräber Bartholomäus Pečnik einen großen Tumulus bei Neraiz in der Gemeinde Dragatusch in Unterkrain ausgraben, der 60 Gräber mit theilweise sehr interessantem Inventar der jüngeren Hallstattperiode enthielt.

Triest und Küstenland.

Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Dr. Carlo de Marchesetti in Triest vom 31. December 1900 über

Die im Jahre 1900 bei Triest ausgeführten Arbeiten auf prähistorischem Gebiete

wurden die Grabungen auf den großen Grabfeldern von St. Lucia und Karfreit in diesem Jahre nicht fortgesetzt, dagegen trachtete Herr Marchesetti mit der archaischen Nekropole von St. Kanzian unweit Triest fertig zu werden. Das Grabinventar war von dem des Vorjahres, über welches bereits im vorigen Jahresberichte referiert wurde, nicht viel verschieden, obwohl manches schöne Exemplar

an Fibeln, Nadeln, Ketten, Halsbändern u. dgl. wieder erbeutet wurde. Als neu kann ein bronzenes Becken *lebes* mit Randverzierungen betrachtet werden. Dagegen vermisste man die in den früheren Grabungen nicht seltenen Waffen, als deren Ersatz einige bronzene Messer gelten könnten.

Die Hauptarbeit galt den Castellieri oder Ringwällen, von welchen weitere 58 neu entdeckt und aufgenommen wurden. Um die innere Einrichtung derselben zu studieren, sowie die in denselben enthaltenen Reste zu sammeln, wurden in zwei in der nächsten Umgebung von Triest liegenden — in jenen von Montebello und in den Zwillingscastellieri von Contovello — größere Grabungen unternommen, wodurch ein reichhaltiges Material von der neolithischen bis zur Eisenzeit zutage gefördert wurde.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Karl Moser berichtet über

Höhlenforschungen im Küstenlande.

Er untersuchte die zwei unter der Schlossruine von S. Servolo gelegenen Höhlen, welche untereinander durch einen Gang in Verbindung stehen. Die dort aus eigenen Mitteln angestellten Grabungen ergaben Reste von Gefäßen, die aus schwarzem, mit Kalkspatstückchen untermengtem Thon auf der Drehscheibe gefertigt und theils mit Fingereindrücken, theils mit einem Wellenornament geziert sind; daneben fanden sich auch glasierte und bemalte Bruchstücke einer Tasse mit Parallelogrammusterverzierung, ferner Bruchstücke von färbigen Gläsern, zwei kreisrunde, in der Mitte durchlochte, außen braun und blauweiß glasierte Thonscheiben und Reste von aus freier Hand gefertigten Gefäßen; auch mehrere Eisennägel und Eisenstücke von unkenntlicher Form nebst einer Bronzelampe mit stark durch Rost verzehrtem Eisenhenkel. Eine zweite Bronzelampe aus derselben Höhle befindet sich im Besitze der k. k. Centralcommission.

In beiden Höhlen fanden sich geschnittene Gehäuse von Meeresschnecken und Austernschalen, den Gattungen Ostrea, Murex und Monodonta angehörig. Das Erdreich zeigte sich überall von organischen Substanzen humös verändert und von Holzkohlenstückchen durchsetzt; Knochen von Hausthieren waren nur in geringer Menge vorhanden.

In einer dieser Höhlen fand Dr. Moser auch das Bruchstück eines menschlichen Unterkiefers mit angebrochenem unteren Rande und drei Zähnen: einem Schneidezahn und den anstoßenden drei Alveolen, dem Eckzahn und dem ersten Backenzahn, auf den dann eine Zahnlücke folgt, was auf eine Missbildung hindeutet. Es ist das der zweite Fund von missbildeten Kiefern in Höhlen. Sollte man hier auch an einstigen Cannibalismus denken? Bruchstücke von Thränenfläschchen aus braunem und grünem Glase bestärkten sehr die Annahme von Gräbern; doch blieben weitere Funde aus. Der die beiden Höhlen verbindende Gang wurde noch nicht untersucht. Die Untersuchung einer dritten, in der Felswand am Steilabfalle von S. Servolo gelegenen Höhle, deren Innenräume künstlich bearbeitet sind, ergab Bruchstücke von sehr groben, rohen Gefäßen ohne Verzierung und Theile vom Skelette eines Esels (ein Schädelbruchstück mit Zähnen und drei Zehenglieder).

Im Herbste untersuchte Herr Moser zwei an den Abhängen des Höhenzuges (Hermada) bei Duino gelegene Höhlen bei Gelegenheit von Erdarbeiten, welche dort Prinz Alexander Thurn und Taxis ausführen ließ. Es wurde zuerst ein »Fuchsloch« geöffnet und erweitert; aus dem herausgeschafften Erdreich konnte er einige Gefäßreste von rohester Art und besonderer Dicke, neben Kohlenstückchen, gespaltenen Meeresschnecken, Austernschalen und einigen Knochen von Hausthieren auflesen; Flintartefacte konnten nicht nachgewiesen werden.

In der Alexandergrotte, die behufs Erschließung vermutheter größerer Grottenräume erweitert wurde, fanden sich unten am Schuttkegel beim Eingange an der Basis säulenartiger Stalagmiten Bruchstücke von römischen Amphoren in großer Menge, die jedoch keinerlei Marke oder Verzierung aufwiesen. Hinter einem engen Schlunde, der geöffnet wurde, fand sich eine eiserne Axt und ein Eisendolch mit Widerhaken. Im hintersten Theile, wo mächtige Lehmmassen aufgehäuft waren, fanden sich noch Knochen- und Kieferstücke vom Rind, Schwein, Hund und Hirsch. Die Erdarbeiten werden fortgesetzt und etwaige Fundobjecte nicht außeracht gelassen. In der dritten Höhle auf dem Hügel Veršćak (am Abhang des Hermada-Höhenzuges) wurden beim Ausheben des Erdreichs außer einer Bronzemünze von Antoninus Pius auch sehr rohe Gefäßreste ausgehoben, ähnlich denen, die man in Höhlen oder auf den Gradišče des Karstes allgemein vorfindet.

Dalmatien.

Nach gütiger Mittheilung Sr. Hochw. des Herrn Museumsdirectors F. Bulić in Spalato vom 20. Jänner 1901 über

Die neuesten Erwerbungen des Museums in Spalato

haben im Jahre 1900 auf dem Gebiete der Anthropologie wohl keine Forschungen stattgefunden, doch hat das Museum zu Spalato einen bronzenen Spiralarmreif und zwei andere bronzene Schmuckgegenstände, die alle von Blatta auf der Insel Curzola stammen, erworben.

Im Jahre 1899 hat Herr Bulić auf diesem Gebiete einige kleine Forschungen gemacht, welche er im »Bullettino di Archeologia e storia dalmata«, 1900, S. 23ff., Taf. II, 2, veröffentlichte. Ferner wurden in dem östlich von Spalato gelegenen Dorfe Srinjine unter den römischen Gegenständen zwei steinerne Messer (vgl. »Bullettino dalm.«, 1900, S. 55) und weiters auf der Insel Solta eine Serpentinaxt zufälligerweise aufgefunden; auch diese Gegenstände wurden vom Museum in Spalato erworben.

Herr Dr. Oskar Hovorka Edler von Zderas in Teslić (Bosnien) berichtet vom 12. November 1900 über

Ethnographische Arbeiten in Dalmatien.

Die mehrjährigen in Dalmatien gesammelten ethnographischen Erfahrungen versuchte ich in zwei größeren Arbeiten niederzulegen: »Die Poganica und ihre Varianten« (in der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, Wien 1900) und »Die Volksmedicin auf der Halbinsel Sabbioncello in Dalmatien« (im »Glasnik«, Sarajevo 1900). Das wegen der Urwüchsigkeit und Originalität ungemein interessante und bisher so gut wie gar nicht bearbeitete Gebiet der dalmatinischen Volksmedicin hat in diesen zwei Publicationen einen gewiss schätzenswerten Beitrag erhalten. In der ersteren gelang es mir nachzuweisen, dass die Poganica, mit welchem Namen auf der Halbinsel chirurgische und medicinische Krankheiten unbekannten oder vermuthlich angezauberten Ursprunges bezeichnet werden, nicht etwa nur ein speciell dalmatinischer volksmedicinischer Begriff sei, sondern vielmehr die Bedeutung des bösen Princips bei den meisten Balkanvölkern seit mehreren Jahrhunderten besitze und unter einem anderen Namen sogar auch im übrigen Europa bekannt sei.

Im Agramer archäologischen Centralorgane erschien eine Abhandlung über dalmatinische Volkssagen und Märchen aus der Thierwelt.

Da ich vom Präsidium des Vereines für Förderung volkswirtschaftlicher Interessen in Dalmatien eingeladen wurde, mich an der Pariser Weltausstellung zu betheiligen, stellte ich alle meine bisherigen anthropologisch-ethnographischen Arbeiten, welche nunmehr die Zahl 27 erreicht haben, in der dalmatinischen Abtheilung des österreichischen Repräsentationshauses in Paris aus und hielt auch am internationalen Ärztecongress, welcher dort im August stattfand, einen volksmedicinischen Vortrag »Über Beziehungen des Plinius zur dalmatinischen Volksmedicin«.

Außerdem fielen mir Referate in mehreren Fachzeitschriften über anthropologisch-ethnographische Themata zu.

Böhmen.

Herr Conservator Clemens Čermák in Časlau berichtet vom 24. December 1900 über

Prähistorische Funde in Böhmen, Dalmatien, Montenegro und Griechenland.

Im vorigen Jahre wurden die beiden neolithischen Stationen von Dobrowitz übersichtlich durchforscht. In beiden findet man viele Feuersteinspäne, lange Meißel von thüringischer Form. In der Station bei Potěch entdeckte man auch zweifache Henkel, welche den Eulenköpfen ähneln.

In der neolithischen Station bei dem ehemaligen Teiche Svornost in Časlau, wo die Ziegelei aufgelöst wurde, fand man in beckenartigen Herden fein getupfte Scherben und eine scharfe Amphibolithaxt. Glücklicherweise wurde auch eine zweite nicht einmal 1 *km* von der ersten entfernte neolithische Station entdeckt, wo reiche Funde zu erwarten sind.

Conservator Cl. Čermák suchte schon seit Jahren einen Friedhof zu der sehr alten Ansiedlung auf dem Hrádek in Časlau. Durch Zufall wurde heuer diese Nekropole oberhalb des Teiches Zemánek auf einer Anhöhe unter dem Hrádek, die ehemals »Na vinici« hieß, entdeckt. Es kommen hier Gräber mit Urnen vom Lausitzer Typus vor. Die Urnen liegen einfach in der Erde ohne Steinumfassung. Die eigentlichen Urnen haben die bekannte Form von Doppelkegeln; es sind auch Terrinen, niedrige, feine Schalen und Krüge mit konischem Obertheil vorhanden.

Gleich bei diesem Urnenfeld befindet sich ein Friedhof aus dem XII.—XIV. Jahrhundert. Die Skelette liegen in parallelen Reihen, und die älteren sind mit Armbändern und Schläfenringen

am Kopfe verziert, während die jüngeren bronzene und eiserne runde Spangen in der Hüftgegend haben. Man fand auch drei benützte Hämmer der Bergleute und eine Vertiefung, die wie ein Eingang in einen Schacht aussieht.

Wahrscheinlich stieß man hier auf die Überreste einer Berghütte, von welcher die alte Richterurkunde folgendermaßen spricht: Der königliche Richter von Časlau bekam von Wenzel IV. die Nutznießung »von einem großen Teiche mit zwein alden Teichen, die gelegen sind bei sand Marteinskirchen bis an den alden tamm, der do vor Zeiten gehoret zu der hütten, die daselbst ufgerichtet und gemachet war.«

Im Süden des Friedhofes entdeckte man Mauern, und man fand auch Dach- und Pflasterziegel. Also gleich bei dem alten Urnenfriedhofe war ein kleiner Friedhof für Bergleute bei der St. Marteinskirche angelegt. Von hier hat jetzt das Museum des archäologischen Vereines »Včela Čáslavská« einige hundert wichtige vorgeschichtliche Funde, die zum Theil mit den Funden des benachbarten Hrádek in Časlau übereinstimmen.

Der Berichterstatter machte, durch eine Staatssubvention unterstützt, eine archäologische Studienreise nach Dalmatien, Montenegro und Griechenland. In Knin studierte er die vielen und interessanten Gegenstände von Bauresten und Grabfunden aus dem VI.—IX. Jahrhundert, die für die croatische Culturhistorie von großer Wichtigkeit sind. Man fand in den Ruinen der bischöflichen Kirche St. Maria in Biskuplje viele Inschriften mit den Namen der kroatischen Fürsten. Die lehrreichen Trümmer der großen, zweiten Basilika sammt den Sarkophagen in Salona sind dank des überaus großen Fleißes des k. k. Conservators Monsignore Fr. Bulić glücklich entdeckt. In ganz Dalmatien findet man Artefacte aus der neolithischen Culturperiode, und auch in Montenegro stieß der Berichterstatter auf manche Funde, die mit jenen von Butmir übereinstimmen.

In dem großen, lehrreichen königlichen archäologischen Museum von Athen befinden sich manche bronzene Funde: Spangen, Fibeln und Nadeln, welche mit jenen von dem großen Grabfelde auf dem Glasinac in Bosnien übereinstimmen; schade, dass von manchen dieser Fundstücke nichts näheres bekannt ist, weil sie aus einer Privatsammlung stammen und im Piräeus angekauft wurden. Doch sind die Fundstellen einiger dieser Stücke, welche für die Beurtheilung der Hallstatt- und La Tènezeit von Belang sind, sichergestellt.

Herr J. V. Želízko berichtet über

Die prähistorischen Forschungen in Böhmen.

Im verflossenen Sommer setzte ich abermals meine prähistorischen Forschungen im südlichen Böhmen fort. Im August und September besuchte ich in der Umgegend von Horaždiowitz den historisch denkwürdigen, am rechten Ufer der Wottawa gelegenen Berg Prachin, wo bis zum heutigen Tage Ruinen einer alten Burg stehen, deren Gründung in das IX. Jahrhundert fällt. Unter der Burgmauer dieser Burg, und zwar im, wahrscheinlich schon in vorchristlichen Zeiten errichteten Walle kam man schon früher auf eine Menge charakteristischer Scherben von Gefäßen, die den Burgwalltypus zeigten und mit verschiedenen Ornamenten, zumeist jedoch mit dem bekannten Wellenornamente geziert waren. Dieser Fundort ist abermals ein neuer interessanter Beitrag zur Prähistorie des südlichen Böhmens. Im künftigen Sommer werden die Forschungen fortgesetzt werden. Über das Resultat meiner heurigen Forschungen am Prachin veröffentlichte ich bereits in tschechischer Sprache eine Abhandlung in der Zeitschrift der Gesellschaft der Freunde böhmischer Archäologie in Prag.[1])

Im November d. J. wurde ich über Auftrag der Direction der k. k. geologischen Reichsanstalt nach Ostböhmen entsandt, um den Fundort eines wahrscheinlich zu der Art Rhinoceros antiquitatis Brandt gehörenden Rhinocerosskelettes in der Ziegelei zu Blato bei Chrudim zu besichtigen. Dieser Fund ist sehr interessant und für die Wissenschaft außerordentlich wichtig, weil man bei uns in Österreich bis nun niemals auf ein vollständiges Rhinocerosskelet stieß. Bemerkenswert ist, dass das Skelet dieses Rhinoceros in derselben Tiefe im lößartigen gelben Lehm lag, wie die zahlreichen, unlängst in Freihöfen bei Königgrätz aufgefundenen Mammutknochen, sowie auch, dass der gelbe Lehm hier unter dem Skelette von derselben Mächtigkeit ist, wie in Freihöfen. Auch ist es interessant, dass bei Freihöfen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Mammutknochen auch zwei Feuersteinwerkzeuge gefunden wurden.

Die bei Freihöfen aufgefundenen Mammutknochen sind von Prof. Dr. J. N. Woldřich ausführlich in den Abhandlungen der Kaiser Franz Josefs-Akademie in Prag beschrieben und von ihm

[1]) Časopis společnosti přátel starožitností českých v Praze 1900, Nr. 4.

in die postglaciale Periode (nach der ersten Vereisungsperiode des Nordens), beziehungsweise in die interglaciale Periode eingereiht worden, und zwar in die zur Waldstufe übergehende Weidestufe. Dieser Stufe gehört auch nach der Meinung des Herrn Prof. Dr. J. N. Woldřich wahrscheinlich das Rhinocerosskelet von Blato an. Vom Funde des Rhinocerosskelettes berichtete ich auch in den »Verhandlungen« der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, 1900.[1])

Ich statte schließlich meinen Dank ab jenen Herren, welche meine heurigen Forschungen mit Rath oder That unterstützten. Es sind dies: Herr Št. K. Vydra, Lehrer in Horaždiowitz; K. Lamina, k. k. Steueramtsofficial; J. Fiala, Bürgerschullehrer; Dr. J. Bezděk, sämmtlich in Wollin; J. Tichý, Eigenthümer der Ziegeleien in Blato bei Chrudim, und V. Zahradníček, k. k. Postcontrolor in Wien.

Mähren.

Der Präsident der mährischen Museumsgesellschaft, Herr Prof. A. Rzehak, sendet nachfolgenden

Bericht über die Erwerbungen des mährischen Landesmuseums im Jahre 1900.

I. Urgeschichte.

1. Eine Bronzenadel mit scheibenförmigem, vertieftem Kopf und zierlichem Liniendecor; Bruchstück einer gebogenen Bronzenadel; ein gegossener Bronzering; zwei gegossene Bronzeknöpfe mit großen Ösen; ein Bruchstück von Bronzeblech; Bruchstücke von Urnen. Sämmtlich aus bronzezeitlichen Brandgräbern von Komein bei Brünn. 2. Ein Bronzeschwert von Weißstätten. 3. Eine große Urne (neolithisch oder frühbronzezeitlich) von Neu-Prerau. 4. Drei kleine, gehenkelte Grabgefäße (ältere Bronzezeit) von Nennowitz. 5. Drei Proben von Bronzegusskuchen, Göding. 6. Eine römische Fibel, angeblich vom Wienerberge. 7. Skeletreste von Prerau, ohne Beigaben, wahrscheinlich aus altslavischen Gräbern.

II. Culturgeschichte.

1. Thongefäße aus dem Untergrunde alter, im Umbau begriffener Häuser, spätmittelalterlich, zum Theile schon der Neuzeit angehörig (vgl. meinen Bericht für 1899, Fußnote 1). 2. Zunftruhe der Schusterzunft in Butschowitz. 3. Truhe der vereinigten Bauzünfte in Wischau. 4. Zwei Zunftsiegel. 5. Zwei Zunftkrüge (aus Röschitz und Eibenschitz). 6. Ein Zunftkrug aus Thon von 1828. 7. Drei Zinnkannen und eine Zinnschale aus Trebitsch. 8. Ein französischer Gedenkstein an Napoleon, nach der Schlacht bei Wagram errichtet, aus Dürnholz.

III. Volks- und Völkerkunde.

1. Modell eines slowakischen Bauernhauses. 2. Plan eines hannakischen Bauernhauses. 3. 30 photographische Aufnahmen hannakischer Bauernhäuser und Volkstypen aus der Gegend von Prerau. 4. Ein hannakischer Ledergürtel. 5. Ein altes hannakisches Liederbuch. 6. Fünf photographische Aufnahmen hannakischer Bauernhäuser aus der Umgebung von Proßnitz. 7. 74 verschiedene photographische Aufnahmen aus hannakischen und slowakischen Gegenden. 8. 23 photographische Aufnahmen aus der Gegend von Straßnitz (slowakisch). 9. 15 photographische Aufnahmen slowakischer Typen aus der Umgebung von Ungarisch-Brod. 10. 160 Stück slowakische Stickereien. 11. Eine männliche und eine weibliche Tracht aus Hrosenkau. 12. Eine Brauttracht aus der Gegend von Hobitschau (Wischauer Sprachinsel). 13. Zwei Hochzeitstrachten (männlich und weiblich) aus Strutz bei Brünn. 14. Drei Stück wallachische, mit Perlmutter und Metalldraht eingelegte Holzpfeifen aus Wallachisch-Meseritsch. 15. 40 Stück Alt-Wischauer Fayencen. 16. Ein sogenannter »Richterstab« aus dem Nikolsburger Bezirk. 17. Ein schön gesticktes Musselinkleid und Tuch, Ende des XVIII. Jahrhunderts (Brünn). 18. Filzhut eines Gaucho.

Herr Jan Knies in Rogendorf, Bezirk Blansko, berichtet über

Ausgrabungen in der Balcarhöhle bei Ostrow im Jahre 1900.

Eine übersichtliche archäologische Abhandlung über diese Arbeiten erschien in den Verhandlungen des tschechischen Naturforschenden Vereines in Prossnitz, S. 1—53, mit vier Tabellen.

[1]) Später veröffentlichte Prof. Woldřich auch über dieses Skelet, welches für die Sammlungen des böhmischen Landesmuseums in Prag erworben wurde, einen Bericht in dem Anzeiger der böhmischen Franz Josefs-Akademie in Prag.

Hier sei nur in Kürze bemerkt, dass in der genannten Höhle vier paläolithische Brandplätze waren, bei welchen 25 Bein- und Geweihwerkzeuge und über 200 schöne Feuersteinwerkzeuge ausgegraben wurden, von denen die ersteren zum Theil sehr schön ornamentiert sind. Die diluviale Fauna ist durch folgende Arten vertreten:

A. Mammalia.

I. Homo sapiens L.

II. Chiroptera. Rhinolophus ferrum equinum Blas. Rhinolophus hippocrepis Herm. Plecotus auritus Geoffr. Synotus barbastellus K & B. Vespertilio murinus Schr. Brachyotus mystacinus Leisl. Brachyotus dasycnemus Boie. Isotus ciliatus Blas.

III. Insectivora. Talpa europaea L. (38 Ober- und Unterkiefer, 28 Femur, 36 Humerus, 55 Ulna, 24 Radius, 25 Tibia, 12 Scapula u. s. w.) Sorex fodiens L. Sorex vulgaris L. Sorex pygmaeus Pall. Sorex alpinus (Sorex über 500 Unterkiefer). Erinaceus europaeus L.

IV. Carnivora. Felis catus L. Felis lynx L. Hyaena spelaea Goldf. Canis lupus L. Canis vulpes L. Canis lagopus L. Foetorius vulgaris K. & B. (132 Unterkiefer). Foetorius erminea K. & B. (71 Unterkiefer.) Foetorius lutreola K. & B. (Neu für mährisches Diluvium.) Foetorius putorius L. Mustela foina Br. Mustela martes Br. Lutra vulgaris Erxl. Meles taxus L. Ursus spelaeus Bl.

V. Rodentia. Sciurius vulgaris L. Spermophilus citillus L. Spermophilus rufescens Bl. (Für Mähren neu.) Myoxus glis L. (Neu.) Myoxus quercinus Bl. (Neu.) Myoxus avellanarius L. (Neu.) Castor fiber. Cricetus frumentarius Pall. (Über 60 St.) Cricetus phaeus Pall. (312 Ober- und Unterkiefer.) Mus musculus L. (Neu.) Mus sylvaticus L. (Neu.) Mus agrarius L. (Neu.) Mus minutus Pall. (Mus über 260 St.) (Neu.) Myodes lemmus Pall. (Nur vier Unterkiefer.) Myodes torquatus (Über 6000 Ober- und Unterkiefer u. s. w.) Arvicola glareolus Bl. Arvicola nivalis M. Arvicola amphibius Desm. Arvicola gregalis Desm. Arvicola ratticeps K. & B. Arvicola arvalis. Arvicola agrestis. (Von Arvicola mehr als 15.000 St.) Lepus variabilis Pall. (600 St.) Lagomys pusillus Desm. (82 Schädel, 1065 Unterkiefer, 342 Femur, 531 Humerus u. s. w.)

VI. Perissodactyla. Equus caballus L. Rhinoceros tichorhinus Bl.

VII. Artiodactyla ruminantia. Bos primigenius. Bos bison Boj. Capra hircus. (Neu.) Cervus megaceros Hart. Cervus tarandus L. (32 Geweihe, auch ganze, 31 Ober- und Unterkiefer, über 500 andere Knochen.) Cervus alces L. Cervus dama L. (Neu.)

VIII. Artiodactyla choeromorpha. Sus scrofa L.

IX. Proboscidia. Elephas primigenius.

Im ganzen 66 Mammalia, von denen für das mährische Diluvium 11 Species neu sind. Dafür habe ich in der Balcarhöhle nicht gefunden: Felis spelaea Goldf., Felis pardus L., Lutra vulgaris Erxl., Gulo borealis Nils., Arctomys bobac Schrb., Arctomys marmota L., Lepus timidus L., Ovibos moschatus Bl., Ovis, Capra rupicapra L., Capra ibex L., Antilope Saiga Pall., Cervus capreolus Pall., Cervus elaphus.

B. Aves.

I. Raptatores. Falco aesolon L. (Neu.) Tinunculus alaudarius Gray. (Neu.) Astur palumbarius Bechst. (Neu.) Strigiceps cyaneus Bp. (Neu.) Accipiter nisus L. (Neu.) Nyctea nivea Gray. Otus brachyotus Cuv. (Neu.)

II. Pici. Picus major. (Neu.) Picus leuconotus. (Neu.)

III. Oscines. Turdus pilaris. Turdus iliacus L. (Neu.) Turdus musicus L. (Neu.) Turdus merula L. (Neu.) Garrulus glandarius Vieill. (Neu.) Nucifraga caryocatactes Briss. (Neu.) Corvus monedula L. (Neu.) Corvus corax.

IV. Rasores. Lagopus albus Lead. (Über 5000 St., z. B. Metacarpus 1412, Humerus 20 u. s. w.) Lagopus mutus Lead. (1180 St.) Bonasia silvestris Brehm. Tetrao tetrix. (50 St.) Perdis cinerea Lath. (Über 50 St. Neu.)

V. Grallae. Rallus aquaticus L. (Neu.) Crex pratensis Bechst. (Neu.) Gallinula chloropus Lath. (Neu.) Otis tetrax L. (Neu.) Vanellus cristatus Meyer. (Neu.) Scolopax rusticola L. (Neu.) Totanus sp.? (Neu.)

VI. Lamellirostres. Anser sp.? (Neu.) Anas boschas L. Anas crecca L. (Neu.) Anas circia (Neu.) Anas sp.? (Neu.)

Im ganzen 35 Species Aves, von denen für das mährische Diluvium 26 Species neu sind; nicht gefunden habe ich: Aquila chrysaetos Bp., Bubo maximus Sibb., Tetrao urogallus L.[1])

C. Batrachia.

Rana esculenta L. Rana fusca Rös. (Neu.) Bufo vulgaris. Hyla viridis Laur. (Neu.) Im ganzen vier Species, von denen für das mährische Diluvium zwei Species neu sind.

D. Saurii.

Lacerta sp.? (6 Unterkiefer.) Für das mährische Diluvium neu.

E. Pisces.

Squalius leuciscus Sieb. Für das mährische Diluvium neu.

F. Mollusca.

Hyalina fulva Müll. Helix pomatia L. Helix lapicida L. Patula ruderata Stud. Clausilia gracilis Zgl. Für die diluvialen Culturschichten Mährens neu.

Bis jetzt (Ende 1900) kennen wir 125 Species, welche mit dem paläolithischen Menschen in Mähren lebten, und zwar: Mammalia 77, Aves 37, Batrachia 4, Saurii 1, Pisces 1, Mollusca 5. Im Ganzen 125.

Die Zahl aller Ober- und Unterkiefer, welche Herr Knies aus der Balcarhöhle besitzt, beträgt mindestens 30.000, der Extremitätenknochen über 100.000 und der übrigen (kleine Zähne, Wirbel-, Tarsal- und Carpalknochen u. s. w.) über eine Million.

Diese kolossale Menge von Lagomys, Myodes, Arvicola, Cricetus phaeus und sonstigen Nagern stellt die Balcarhöhle,[2]) was Mikrofauna anbelangt, auf den ersten Platz in Europa.

Nach dem Berichte des Herrn Lehrers Karl Gerlich in Prerau vom 9. December 1900 über

Gräberfunde in Mähren

wurde im Bezirke Prerau gelegentlich eines Hausbaues am Nordende von Prerau ein Grabfeld aufgedeckt, worüber Herr Gerlich seinerzeit berichtet hat. Bei einer Lehmabgrabung stießen ferners Arbeiter auf einige Skelette, bei welchen Schläfenringe mit einseitigem S-förmigen Abschlusse lagen. Dies Grabfeld wurde schon früher theilweise aufgeschlossen; einige der erwähnten Schläfenringe hat Herr Gerlich an das Franzensmuseum in Brünn geschickt.

Herr Gerlich macht auf einen Bericht der Zeitung »Hlasy z Hané« aufmerksam, demzufolge bei Wranowitz (im Gerichtsbezirk Proßnitz) 30 Gräber geöffnet wurden. Es sollen dies theils Skelet-, theils Brandgräber sein.

Als Beigaben werden Bronzenadeln, Spangen und Bruchstücke erwähnt, welche an das Proßnitzer Museum abgegeben wurden. Das Grabfeld soll von einem solchen Umfange sein, dass die Aufdeckung mehrere Jahre in Anspruch nehmen dürfte.

Bukowina.

Herr Dr. R. F. Kaindl berichtet über

Grabungen und volkskundliche Publicationen.

Er nahm auf eigene Kosten Grabungen in Wassileu am Dniestr und in Panka am Sereth vor. An ersterem Orte ist zugleich eine interessante Begräbnisstätte mit Steinsärgen, an letzterem eine alte Befestigung auf einer Bergnase entdeckt worden.

Von den ethnographischen und volkskundlichen Materialien, welche der Berichterstatter seit 1884 gesammelt hat, konnte infolge anderweitiger anstrengender Arbeit nur wenig publiciert werden. In der Zeitschrift des Berliner Vereines für Volkskunde wurden aus Galizien und der Bukowina stammende Napoleonsgebete und Spottlieder veröffentlicht; in der Zeitschrift des Ver-

[1]) Sämmtliche Knochen von Vögeln hat auf Grund seines großen Vergleichsmateriales der bekannte Ornitholog V. Čapek in Oslawan bestimmt.

[2]) Balcar ist nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Knies ein Familieneigenname. Bei den Einheimischen heißt die Höhle *Balcarova skála.* Die Red.

eines für österreichische Volkskunde wurde mit der Publication kleiner Beiträge zur Folklore der Bukowina begonnen. Außerdem wurde im Globus, Bd. 78, Nr. 15, ein ausführlicher Bericht über anthropologische und volkskundliche Arbeiten in Galizien publiciert. Schließlich sei bemerkt, dass wie alljährlich sein »Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina« (Czernowitz, Pardini) über alle prähistorischen und ethnographischen Arbeiten in der Bukowina Mittheilungen enthält.

Occupationsgebiet.

Wir verdanken Herrn Custos Dr. Ćiro Truhelka nachstehenden wertvollen Bericht über

Die Thätigkeit des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums im Jahre 1900.

Auf prähistorischem Gebiete war das Arbeitsprogramm des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums im abgelaufenen Jahre ein ausgedehntes und außerordentlich erfolgreiches. Die wichtigsten Punkte, welche erforscht wurden, waren ein bei Dolnja Dolina im Bezirke Bosnisch-Gradiška im Saubette entdeckter Pfahlbau, dessen Bestand von der Bronzezeit bis in die La Tène-Periode reicht. Obwohl sich das durchforschte Terrain kaum auf 300 m^2 erstreckt, waren die Resultate überraschend, und das Landesmuseum erhielt dadurch einen sehr ansehnlichen Zuwachs. Da die Pfahlbauansiedlung eine sehr ausgedehnte ist, wird sich deren Ausgrabung auf mehrere nachfolgende Jahre erstrecken.

Der zweite Punkt, an welchem aber nur Probegrabungen vorgenommen wurden, ist die neolithische Station von Gornji Klakar bei Bosnisch-Brod, und auch diese, nur in kleinem Maßstabe durchgeführten Grabungen ergaben eine Ausbeute von über 1000 Artefacten aus Stein, Thon und Knochen.

Der dritte Punkt, welcher eine reiche und durch neue Formen ausgezeichnete Ausbeute ergab, ist ein Gräberfeld der spätesten bosnischen La Tène-Periode und befindet sich bei der Ortschaft Dolnji Laminci im Bezirke Bosnisch-Gradiška. Eisenwaffen, Riemenscheiben, Fibeln und Silberartefacte waren die hauptsächlichsten Fundobjecte dieser Localität.

Endlich wurde im Winter mit der Durchgrabung eines großen Steintumulus begonnen, welcher an Fundstücken zwei prachtvolle Bronzehelme, Eisenwaffen, Fibeln und einen Silberschmuck lieferte und bisher als der reichste in Bosnien untersuchte Tumulus gelten kann. Der Standort desselben ist Plana bei Bilek.

Außerdem erhielt das Landesmuseum theils Nachricht, theils Funde von mehr oder minder reichen prähistorischen Localitäten: Gorica, Grude, Radišić, Vrućica u. a., deren Untersuchung aber auf eine spätere Zeit verschoben werden musste.

Mit einem Worte, das abgelaufene Jahr kann für die prähistorische Sammlung des Landesmuseums als eines der erfolgreichsten angesehen werden.

Auf ethnographischem Gebiete beschränkte sich die Thätigkeit des Museums auf das Ansammeln einer großen Menge ethnographischen Materials, sowie auf Studien anlässlich verschiedener Reisen im Lande. In diesem Jahre war die ethnographische Abtheilung auf der Pariser Ausstellung durch ein im bosnischen Pavillon aufgestelltes stilvolles bosnisches Interieur mit passenden Costümfiguren vertreten, sowie durch eine Auswahl der bemerkenswertesten ethnographischen Schaustücke.

Diese Aufstellung sowie die sich daran anschließende Schausammlung der hervorragendsten prähistorischen Fundstücke aus Bosnien fand in der Pariser Fachpresse die vollste Anerkennung, ja sie veranlasste die Leitung des Trocadéro, an das bosnisch-herzegowinische Landesmuseum mit der Bitte heranzutreten, ihr bei der Aufstellung eines ähnlichen bosnischen Interieurs im Trocadéro behilflich zu sein.

Auch anlässlich des in Paris im August beziehungsweise September 1900 tagenden internationalen Congresses für prähistorische Archäologie und Anthropologie und des Congresses für ethnographische Wissenschaften war das bosnisch-herzegowinische Landesmuseum durch Specialdelegierte mehrfach vertreten.

5. Herr Lehrer Ludwig Mattula in Unter-Retzbach (N.-Ö.) berichtet in einem Schreiben vom 20. Februar 1901 über

Prähistorische Ansiedlungen.

Bei Gelegenheit der Erweiterung der Znaimer Wasserleitung fand mein Bruder im Walde bei Ednitz einen Burgwall, der 73 m lang und 38 m breit ist. Anfangs beabsichtigten wir, den-

selben für die Anthropologische Gesellschaft zu öffnen, da die Gemeinde Znaim die Arbeiten immer hinausschob. Jetzt aber wurde seitens der Gemeinde beschlossen, die Arbeiten noch heuer in eigener Regie durchzuführen.

Selbständig werde ich meine Höhlenforschungen am Fuße des Manhartsberges fortsetzen und prähistorische Ansiedlungen untersuchen. Als solche habe ich derzeit Unter- und Ober-Retzbach, dann Pleißing und Plenkowitz, nördlich von Znaim, im Auge. Gleichzeitig habe ich mich mit den Lehrern der betreffenden Orte in Verbindung gesetzt, welche sich bereit erklärten, mich zu unterstützen.

Im Znaimer Bezirke befasst sich Herr Lehrer Vrbka in Klosterbruck mit Hausforschungen und hat schon ziemlich viel Material zusammengetragen.

6. Herr Hofrath Prof. Dr. Hugo Schuchardt (Graz) übersendet folgende Erörterung über

Basken und Romanen.

Man darf mit Recht sagen, dass im Grunde die Basken nur ein Baskisches haben, die Sprache. Wohl mögen dem unnachdenklichen Fremden die baskischen Dinge mehr oder weniger eigenthümlich erscheinen, sei es, dass er sie selbst anschaut und miterlebt, sei es, dass er sie sich durch den Pinsel des Malers oder die Feder des Schriftstellers vorführen lässt; und zwar braucht sich diese nicht einmal in dem idealen Schwunge zu bewegen, wie die Pierre Lotis in seinem »Ramuntcho« (1897), auf den vielleicht, als Remedia amoris, »Don Ignacio« von A. Galice (1893) zu empfehlen wäre. Vor der wissenschaftlichen Analyse bleibt kaum etwas davon bestehen; sie nimmt dem Basken die *Boina* vom Kopf, die *Alpargatas* von den Füßen und den *Makil* aus der Hand. Vor Jahrhunderten war der Pfeil das Attribut des Basken, der machte einem Stocke Platz, dem sich dann alle Liebe und Laune zuwandte. Als ich im Baskenland von meinem Sprachlehrer, einem sehr gescheiten Schuster, auch das *Mus* lernte mit seinem *hor dago!* und seinem Augenzwinkern, dem *Keinuak*, da fühlte ich mich mitten in der baskischen Volksseele; es beschämte mich sehr, als ich später erfuhr, dass dies kein anderes Spiel sei als das sogar in meiner deutschen Heimat nicht unbekannte *Mouche*.

Solchen Versuchungen erliegt ein Ethnograph leicht. Es widerstand ihnen aber O. Stoll, dessen ausgedehnte Abhandlung »Zur Kenntnis der heutigen Basken« (»Ausland«, 1890) sich nicht nur durch Gründlichkeit[1]), sondern auch durch Besonnenheit auszeichnet. R. Karutz, »Zur Ethnographie der Basken« (»Globus«, 1898, Dec.) ist nicht zufrieden damit, dass Stoll die Gegenstände nur beschreibt und »sie keineswegs zu einer Klärung der Baskenfrage heranzieht« (S. 334b). Wenn er annimmt, dass man auf dreifachem Wege an diese Frage herantreten könne, auf anthropologischem, linguistischem und ethnographischem, so möchte ich demgegenüber betonen, dass uns nicht eine, sondern drei verschiedene Fragen vorliegen: woher kommen die Basken selbst? woher kommt die baskische Sprache? woher kommt die baskische Cultur? und dass auch die Möglichkeit dreier verschiedenen Antworten besteht. Auf den jedesfalls sehr lehrreichen Aufsatz von Karutz führt mich jetzt ein auch im »Globus« (1901, Febr.) erschienener von G. Buschan zurück: »Der Stand unserer Kenntnis über die Basken«, da er in mir die Befürchtung erweckt, der dort an den Tag gelegte ethnographische Optimismus möchte nun fortwuchern. Karutz betrachtet die Dinge vor sich mit liebevollster Sorgfalt und lässt dann seine Blicke in entlegene Fernen schweifen. Gegen derartige Vergleichungen darf man im allgemeinen einwenden, dass sie zu sehr vom Zufalle abhängig sind, und so stellen sich auch bei Karutz merkwürdige Lücken heraus. Er berichtet z. B., dass die Basken beim Kegelspiel in die Kugel hineinfassen, und bemerkt dazu, er habe gehört, dass man in Baden sich ähnlicher Kugeln bediene, könne aber nicht sagen, ob dem wirklich so sei (S. 355 f.). Nun, hier handelt es sich um etwas sehr Bekanntes, dessen auch im Meyer'schen Conversationslexikon gedacht wird; ich selbst habe zu Lausanne mit solchen Kugeln gekegelt, d. h. nicht sowohl geschoben als geworfen. Doch weit wesentlicher ist, dass Karutz zwischen dem Nächsten und Fernsten das Nahe übersieht. Er musste um das Baskenland herum einen nicht allzu engen Bogen durch Nord-Spanien und Süd-Frankreich beschreiben, um zu ermitteln, ob das, was ihm dort aufgefallen war, sich nicht auch hier fände. Von den beiden baskischen Gegenständen, die den meisten Anspruch auf Alterthümlichkeit erheben, dem ächzenden Ochsenwagen und der *Laya* war ja das weitere Vorkommen

[1]) Nur ist das Haus stiefmütterlich von ihm behandelt worden, obwohl er die Monographie von H. O'Shea (1887) hätte benützen können.

schon festgestellt, von jenem das in Galicien und Asturien, von dieser in Alt-Castilien und Aragonien. Und warum sollte auch etwas, was der vorrömischen Bevölkerung der Pyrenäenhalbinsel geeignet hatte, nicht ebensogut bei den Romanisierten wie bei den Basken, warum nicht manches nur bei jenen fortdauern? Offenbar hat die Vorstellung hemmend eingewirkt, dass die Cultur sich mit der Sprache decke. Aber gerade durch den Hinblick auf die Sprache hätte Karutz auf den richtigen Weg geleitet werden müssen; ist doch das Baskische mit lateinischen und römischen Wörtern gesättigt. Nur nothgedrungen sage ich »lateinisch« und »romanisch«; es lässt sich ja hier gar keine Zeitgrenze ziehen; die Entlehnungen haben sich von den ersten Jahrhunderten nach Christus, als das lateinische *c* vor *e*, *i* noch wie *k* lautete, bis auf den heutigen Tag stetig fortgesetzt.

Da diejenigen, welche sich nicht mit baskischer Sprachforschung beschäftigt haben, nach dieser Seite hin sehr zum Skepticismus neigen, so wünsche ich ihn hier wenigstens an zwei Beispielen zu widerlegen. Ich wähle zwei von Stoll, der sich sonst in den romanischen Lehnwörtern gut auskennt, als solche verkannte, ein sehr altes und ein ziemlich junges. Er sagt, man habe bask. *makil* »gewiss nicht mit Recht und ohne die nöthige sprachliche Garantie« von lat. *baculum* herleiten wollen (S. 703a). Nun so sicher, wie unser *Bakel* nichts anderes ist als *baculum*, ebenso sicher ist das bask. *makil* zwar nicht *baculum*, aber doch *bacillum*, und in dieser Annahme dürfen wir uns nicht durch irgend eine moderne Bacillusvorstellung behindern lassen; besser denken wir an die Bacilla der römischen Lictoren. Was die sprachliche Garantie anlangt, so kann sie voll geleistet werden. *M* und *b* wechseln im Baskischen sehr häufig mit einander, besonders im Anlaut, z. B. *makar — bekar*, »Augenbutter«; *miga — biga*, »Färse«; *Miarritz — Biarritz*; *makallau — bakallau*, span. *bacalao*; *moltsa — boltsa*, span. *bolsa* u. s. w. Und lat. *c* vor *e* und *i* hat sich im Baskischen oft mit seinem ursprünglichen Werte erhalten, so *pacem — bake*; *placere — laketzen*; *cepulla — kipula* (im Anlaute pflegt für die Tenuis die Media einzutreten, z. B. *cella — gela*). S. 700a spricht Stoll von bask. *arto*, »Mais«, und erwähnt ablehnend die verschiedenen Erklärungen, die man dafür versucht hat; die von H. de Charencey aber nur andeutungsweise; er zähle das Wort, »allerdings ohne jede Begründung, zu den Lehnwörtern des Baskischen aus der nachclassischen Zeit«. Wem es bekannt ist, wie viele von Charenceys vielen baskischen Etymologien ganz unannehmbar sind, der würde es wohl entschuldbar finden, wenn man die betreffende Stelle (aus dem Jahre 1869) nicht nachschlüge. Ich habe es gethan und sehe, dass Charencey das Wort richtig gedeutet hat, das heißt im wesentlichen ebenso, wie ich mir die Sache gedacht hatte; ich führe den ganzen Satz an: »*arthoa*, le maïs et le pain de maïs; *artoun*, pain, et spécialement pain de maïs, dans le dialecte de Marseille, d'où sans doute le terme *larton*, pain, avec l'article accolé au nom, comme dans *lierre*, pour *le hierre*.« Ich allerdings hatte — und daran halte ich fest — bask. *arto* auf das *hartón* des spanischen Rothwelsch bezogen, welches »Brot« bedeutet und offenbar von span. *hartar*, gasc. *harta*, port. *fartar*, cat. *afartar*, »(über)sättigen«, »vollstopfen« herkommt; man vergleiche port. *fartote de pão*, »Brot in Hülle und Fülle«. Auf *hartón* geht — wie man bisher übersehen zu haben scheint — das südfranz. *artoun* zurück, das dann auch im französischen Rothwelsch als *(l)arton* und daneben *(l)artie*, *(l)artif* auftritt. Dieses baskische *arto* ist interessant als Beleg für den rothwelschen Einfluss, der sich im Baskischen vielleicht nicht gerade häufiger äußert, als in unseren Literatursprachen, aber im einzelnen Falle stärker. So ist das Wort für »Spartoarbeiter«, welcher auch bei den Romanen als Repräsentant der Faulheit galt, dies- und jenseits der Pyrenäen einfach zum Adjectiv »faul« geworden (wie ich Zeitschr. f. rom. Phil., XXIII, 179 in meinem Aufsatze »Zum Iberischen, Romano-baskischen, Ibero-romanischen« gezeigt habe). Die Einführung des Maises in Süd-Europa hat die mundartlichen Wörterbücher — man zähle die Ausdrücke für Maiskolben, Maisstrunk, Maisgerichte — in einem Umfange bereichert, wie kaum ein anderes Ereignis. Um das Maisbrot von dem altüblichen zu unterscheiden, machte man eine Anleihe bei der Gaunersprache. »Maisbrot« kam dann auch für »Mais« auf, wie span. *pan*, port. *pão*, bask. *ogi* zunächst »Brot«, dann »Getreide« bedeutet. Der jüngere Scaliger kannte das bask. *arto*, verwechselte es aber mit *ardo*, »Wein«; er sagt von den Basken: »On dit qu'ils s'entendent, je n'en croy rien; ils nomment pain et vin de mesme, mais le reste est bien different.«

Ethnographie und Sprachwissenschaft sind in zwingender Weise aufeinander angewiesen; das wird selten geleugnet, aber nicht zu oft bethätigt. Ethnographen und Sprachforscher sollten zeitweilig ihre Rollen vertauschen: wenn ich den letzteren empfohlen habe zu fragen: »Wie heißt eine Sache an diesem und an jenem Orte?«, so möchte ich den ersteren empfehlen zu fragen:

»Was bedeutet ein Wort an diesem und an jenem Orte?« Karutz beschreibt en Schlitten, die Schleife der Basken und gedenkt dabei des Schlittens bei den alten Römern, dauf Madeira, auf Hawai, auf Luzon. Das baskische Wort dafür, *lere,* begegnet uns im bearn. *lée* (auch *eslées*) wieder; an sich könnte Entlehnung ebensogut in der einen wie in der anderen Richtung stattgefunden haben, aber *lée* berührt sich mit *leudo, leuso, leujo, lieio,* welches in den gebirgigen Gegenden Süd-Frankreichs bis in die Alpen hinein einen Schlitten, eine Schleife zur Beförderung von Garben, Mist u. s. w. bezeichnet. Sollte dies Fuhrwerk nicht eine ähnliche Gestalt wie das baskische haben, und würde es dann nicht aller Wahrscheinlichkeit nach dessen Vorfahre sein? In der baskischen Lampe erkennt Karutz antike Vorbilder wieder; er verweist nebenbei auf marokkanische Lampen, mit denen ich aber eine besondere Ähnlichkeit nicht zu entdecken vermag. Da jedoch das baskische Wort *quisalúe* (richtiger *kriselu, kruselu*) nichts anderes ist als das span. *crisuelo,* »Lampe« (*crisuela*, »Napf unter der Lampe, um das herabtriefende Öl aufzufangen«) und das *creissieu, crisiò* des Dauphiné und des Forez, »Lampe von antiker Form«, so sind Seitenstücke zum Gegenstande zunächst ebenda zu suchen. Und ist wohl die bask. *dulzaina* von der span. *dulzaina*, der Dolzflöte, das bask. *carraque* von der span. *carraca,* der Knarre, das »außerordentlich interessante und höchst originelle« bask. *alboque* von dem span. *albogue* (nach dem Wtb. der Akademie ein Blasinstrument ... »mit zwei Holzröhren, von denen jede drei Löcher hat, um die Scala zu bilden«) im wesentlichen verschieden? Die Gleichheit eines Wortes in zwei Sprachen beweist ja allerdings nicht immer die Gleichheit des Dinges, anderseits aber jene Ungleichheit nie diese. Die Spindel, welche Karutz als baskische, mit und ohne Wirtel, S. 355a abbildet (sie ist beidemale verkehrt gestellt, mit der Schraubenwindung nach unten), findet sich nah und fern vom Baskenland in größter Verbreitung; sie führt hier einen romanischen Namen, aber nicht den der Spindel selbst. Das bearn. *arroude,* »Rad«, erscheint im Baskischen als *arruda, arroda*; davon das Deminutiv *ardatcha* (für *arrudatcho*), daraus mit vertauschter Endung *ardatz,* »Mühlenrad« (wie bearn. *arroudet*), »Spindel«, »Kelterschraube«.

Wie sich das alles auch im einzelnen verhalten mag, eine eigene baskische Musealgruppe scheint mir die Gefahr großer Vortäuschungen in sich zu bergen, falls sie nicht unmittelbar zwischen eine südfranzösische und eine nordspanische eingestellt wäre. Es bliebe dann nur ein Übelstand, der freilich ein allgemeiner ist. Den beiden Interessen, dem an den dinglichen und dem an den ethnischen Einheiten, lässt sich innerhalb eines Museums schwerlich durch irgend eine Erinnerung in gleicher Weise dienen, selbst nicht durch die Kreuzung concentrischer und radiärer Abtheilungen. Aber es stehen auch beide Interessen nicht überall in demselben Verhältnisse zu einander, und so darf hier das eine, dort das andere bevorzugt werden. Nehmen wir z. B. das romanische Gebiet, so ist es doch für den Ethnographen wichtiger, dass ihm die einzelnen Dinge in langen, allerdings geographischen, nicht genetischen Variationsreihen vorgeführt werden, als die einzelnen Provinzen mit all ihrem aufgespeicherten Gute. Es würde genügen, wenn diese durch irgendwelche lebenden Gesammtbilder, vor allem durch Stubeneinrichtungen, vertreten wären, und auch durch solche werden wir mehr künstlerisch angeregt, als der Lösung wissenschaftlicher Probleme näher gebracht werden. Denn trotz aller Ornamente, die sich über die verschiedensten Gegenstände dahinziehen mögen, wo, außer bei bewusster Kunstschöpfung, sehen wir denn einen alles beherrschenden Stil, in dem sich die Seele gerade dieser und keiner andern Bevölkerung widerspiegelte? Was finden wir denn in allem Händewerke anderes als die rohen Ansätze zu einem Systeme, wie es in wunderbarer Ausgestaltung uns jede Mundart aufweist? Ich knüpfe mein Ende an meinen Anfang an. Zugegeben, dass alle die Gegenstände, die man je als baskisch bezeichnet hat, echt baskisch sind, was ist denn baskisch an ihnen?

7. Professor Dr. M. Hoernes übergibt folgende Mittheilung des Herrn Professors Dr. Johann Strobl in Krems a. d. Donau vom 28. Februar 1901:

Von der diluvialen Fundstelle auf dem „Hundssteig" in Krems.

Als Fortsetzung und Ergänzung des in den »Mitth. der Anthrop. Gesellschaft in Wien« (Bd. XXX, 1900, S. [156] ff.) von Herrn Prof. Dr. Moriz Hoernes erstatteten Berichtes über seinen Besuch der obengenannten Fundstelle am 20. April 1900 erlaubt sich der Unterzeichnete die Ergebnisse der Grabungen auf jener Fundstelle in der Zeit vom 15. September 1900 bis 9. Februar 1901 in möglichster Kürze zur Kenntnis der geehrten Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu bringen.

Im Sommer 1900 beschloss die Donauregulierungs-Commission wieder eine theilweise Verstärkung des Inundationsdammes in Krems, und zwar von dem Eisenbahnbrückendamme ostwärts

Fundstätte.

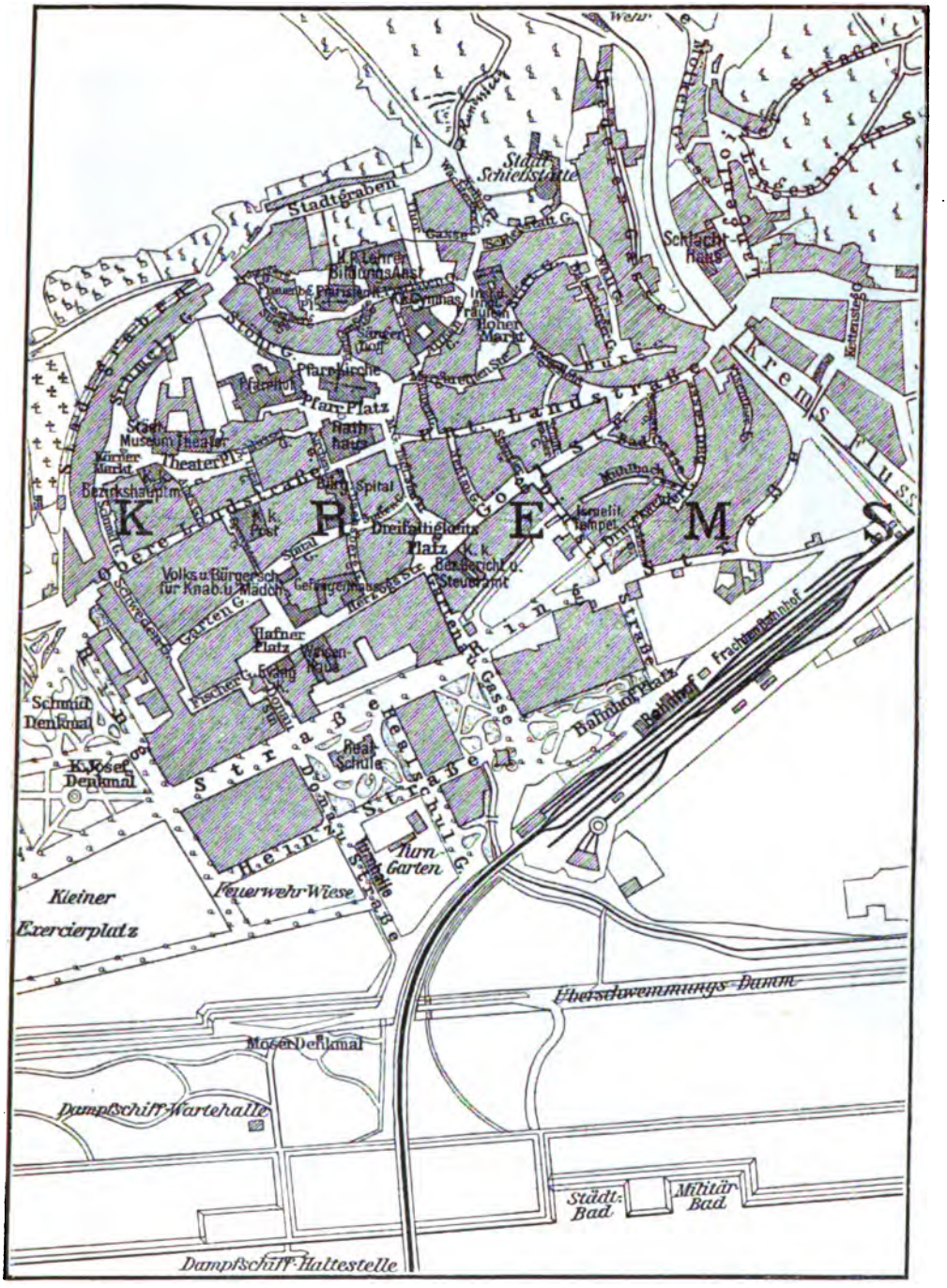


Abb. 5. Stadtplan von Krems.

bis an die Grenze des Stadtgebietes, mit einer Lößmasse von 20.000 m^2 und einem Kostenaufwande von 50.000 K. Die Stadtgemeinde Krems hat für die Gewinnung des Anschüttungsmaterials wie früher die Lößwand auf dem Hundssteige (vgl. den Stadtplan Abb. 5, am oberen Rande)

vor dem ehemaligen Wachterthore angewiesen und darum noch einen an ihren eigenen Besitz angrenzenden Weingarten daselbst angekauft. Die von der Großfuhrmann-Unternehmung Kößler & Sohn in Wien übernommenen Arbeiten wurden am 10. September in der Weise begonnen, dass die etwa 12 *m* hohe

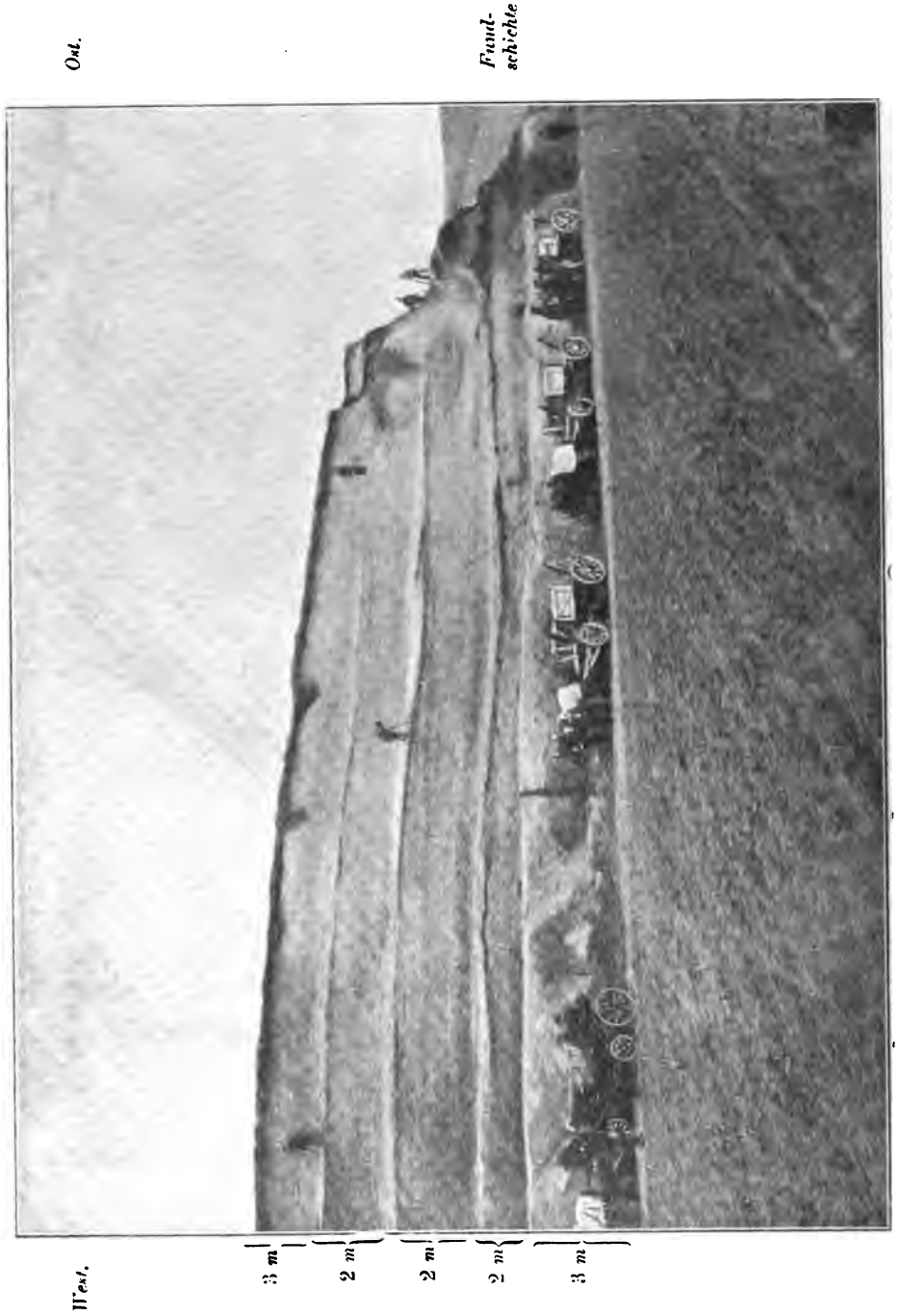


Abb. 6. Die diluviale Fundstelle auf dem »Hundsteige« in Krems. n. Ph.

Lößwand in fünf Stufen, die unterste und oberste zu je 3 *m*, die mittleren zu je 2 *m* hoch, eingetheilt und so hergerichtet wurde, dass jede Stufe gegen die untere um 0·5 *m* zurücktrat. Das Abgraben begann nun von oben an, indem die ganze oberste Stufe in sogenannte Figuren von zumeist 5 *m* Länge durch senkrechte Einschnitte getheilt wurde. Jede Figur wird nun von zwei Arbeitern (Gräbern) auf 1 *m* tief untergraben und dann durch von oben vertical eingetriebene Keile im ganzen zum

Absturze gebracht. Ist auf diese Weise nach und nach die oberste Stufe auf 1·5 *m* abgeräumt, dann wird die nächste untere Stufe in Angriff genommen und ebenso behandelt. Zumeist waren nur vier Gräber in Thätigkeit. Dass bei dieser praktischen und billigen Arbeitstechnik den etwa vom Materiale eingeschlossenen Gegenständen keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden kann, ist klar. Stößt der Arbeiter beim Untergraben oder Abräumen auf harte Gegenstände, so kann er diese, wenn er aufmerksam ist, fühlen und bergen, was aber in der großen Masse abstürzt, ist zumeist verloren; denn unten stehen die Transportwagen und Auflader, welche das abgestürzte Material sofort und schnellstens wegschaffen müssen, weil eine Anhäufung desselben nicht stattfinden darf.

Abb. 7*a*. Schaber aus braunem Achat, wahrscheinlich zum Enthaaren der Häute und Entfernen der Fettschichte (Äschern). Ansicht von oben.

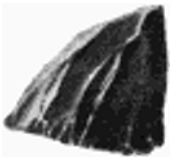


Abb. 7*b*. Ansicht von der Seite, unten glatt.

Abb. 8. Schaber aus rothem Achat, oben und unten glatt. Zum Ansatz für den Daumen geschickt. *a* von oben. *b* von der Seite.

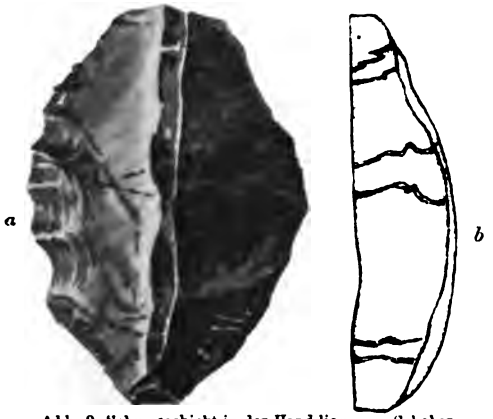


Abb. 9. Sehr geschickt in der Hand liegender Schaber, beiderseitig gleich gut verwendbar. Aus rothem, gelbgeflecktem Achat. Die Unterseite gewölbt, aber glatt. *a* Ansicht von oben. *b* Profil von der Seite.

Abb. 10. Messer aus graugrünem, kieselhartem, dichtem Stein mit wurmförmigen gelblichen Adern, aus einem walzenförmigen Geschiebe hergestellt; wurde in zwei Stücke gebrochen gefunden; wie das die Kalkpatina erkennen lässt, lagen die Stücke an getrennten Orten.

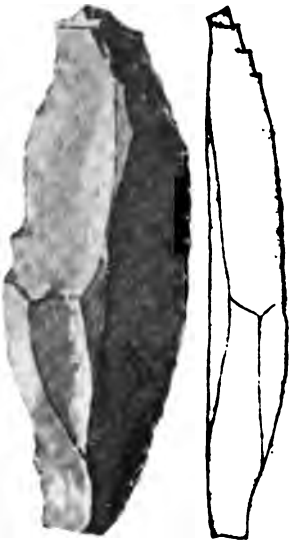


Abb. 11. Messer oder Lanzenspitze aus derselben Steinart wie das frühere, doch ist die Farbe durch Glühen in ein blasses Roth verwandelt, die Adern etwas lichter. Die Oberseite stark mit Patina belegt.

Abb. 12. Schaber aus grünlichem Hornstein. *a* Ansicht von oben. *b* von der Seite.

Die mich wenig befriedigenden Ergebnisse der vorjährigen Grabungen haben mich diesmal veranlasst, so oft wie möglich auf dem Arbeitsplatze anwesend zu sein und durch stete Aneiferung der Arbeiter sie an größere Aufmerksamkeit zu gewöhnen. Ich suchte dahin zu wirken, dass als Gräber nur intelligentere Arbeiter verwendet wurden, die ich bei der Arbeit genau beobachtete und dann unterwies, wie sie, ohne das Interesse ihrer Arbeitgeber zu beeinträchtigen, doch meine Bemühungen fördern und ihren eigenen Vortheil wahren könnten, wenn sie möglichst viele der im Löß eingeschlossenen Gegenstände sammeln und mir übergeben. Weil ich während der ganzen Grabungsperiode täglich bei jeder Witterung vor- und nachmittags wenigstens eine Stunde auf dem Arbeitsplatze anwesend war, es an Aneiferung und Belehrung nicht fehlen ließ, die gefundenen Gegenstände sofort übernahm und die Finder immer in guter Stimmung zu erhalten suchte,

gelang es mir, eine ansehnliche Ausbeute für das städtische Museum mit geringen Kosten ansammeln zu können.

In der ersten Zeit dieser Arbeitsperiode wollte sich durchaus nichts finden, obwohl ich in dem Horizont der vorjährigen Fundschichte besonders aufmerksam suchen ließ; endlich am 20. September stieß ein Gräber auf einen Mammut-Stoßzahn, den er wohl mitten entzwei hieb, der aber noch so fest sich zeigte, dass ich ihn durch sorgsame Umschnürungen vor dem Zerblättern zu retten hoffen konnte. Von da an wurden einzelne Steinartefacte gefunden, ein Geweihstück, ein Mammutwirbel, ein halber großer Mammut-Mahlzahn und andere kleinere Knochen-

Abb. 13. Werkzeug aus leberbraunem Achat mit grauen Bändern, ringsum sorgfältig retouchiert, die glatte Unterseite mit etwas Patina.

Abb. 14. Werkzeug aus lichtem, etwas bläulichem Halbopal mit einigen Schmutzflecken.

Abb. 15. Gestielter Schaber, nur für die rechte Hand passend, aus leberbraunem Achat.

Abb. 16. Werkzeug aus schwarzem Kieselschiefer, an der Oberseite viel Patina.

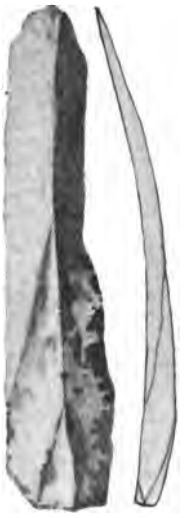


Abb. 17 und 18. Werkzeuge aus demselben Mineral wie Abb. 10.

stücke. Im November stießen wir endlich auf die Spuren einer Feuerstelle in der Tiefe von 8 *m*, also auf der zweiten Stufe von unten an, die sich allmählich in den folgenden Profilen bis zu einer Länge von 13 *m* ausdehnte. Diese Fundschichte erwies sich in der Folge ziemlich ergiebig, während eine in der zweiten Hälfte November auf der dritten Stufe bloßgelegte Feuerstelle von 5—6 *m* Länge nur wenige und minderwertige paläolithische Gegenstände lieferte und auch bald wieder verschwand. Die untere Feuerstelle verlängerte sich noch in späteren Profilen nach Westen hin um mehrere Meter, die aber bald wieder verschwanden. Die wichtige Fundschichte für paläolithische Gegenstände bildete demnach die erstgenannte Feuerstelle, welche in Abb. 6 nach einer von Herrn Pölzl in Krems am 31. Jänner 1901 aufgenommenen Photographie auf der

zweiten Stufe von unten rechts als ein dunkler Streifen, der in Wirklichkeit circa 20 *cm* breit war, ersichtlich ist. Aus dieser Schichte, die voll Holzkohlestückchen, vermischt mit vielen kleinen und größeren schwarz angebrannten Knochensplittern war, förderten die Arbeiter, während ihrer Arbeitspausen in derselben fleißig mit dem Messer suchend und an manchen Stellen über einen halben Meter ein-

Abb. 19. Werkzeug aus leberbraunem Achat. Es wurde gehandhabt, indem man es an beiden Enden mit beiden Händen fasste und mit der linksseitigen Einbuchtung schabte.

Abb. 20. Werkzeug aus rothem Achat, die beiden Seitenkanten sehr stark abgenützt; wurde gebrochen gefunden.

Abb. 21. Werkzeug aus lichtgrünem, kieselhartem Mineral mit starker Spitze.

Abb. 22. Werkzeug aus braun und gelb gebändertem Jaspis.

Abb. 23. Werkzeug aus graugrünem, etwas rothgeflecktem Achat (zum Theil durchscheinend).

Abb. 24. Werkzeug aus dunklem, durch Feuer etwas verändertem Achat.

Abb. 25. Werkzeug aus gelblichweißem Opal.

Abb. 26. Werkzeug aus Chalcedon (durchscheinend).

Abb. 27. Werkzeug aus dunkelgrünem Jaspis.

Abb. 28. Werkzeug aus violettem, grünlich bebändertem Achat.

Abb. 29. Werkzeug aus ähnlichem Material wie Abb. 28.

Abb. 30. Werkzeug aus graugrünlichem Feuerstein (durchscheinend).

Abb. 31. Pfriemen aus durch Feuer in der Farbe verändertem Achat.

Abb. 32. Pfriemen aus Achat.

Abb. 33. Werkzeug aus leberfarbigem Achat.

Abb. 34. Werkzeug aus grauem Achat, die obere Hälfte durch Feuer schwarz.

dringend, eine Menge von Steinartefacten, einige kleine Knöchel und auch die Spitze eines Stoßzahnes, der aber vollständig in Lamellen zerfiel, aber keine größeren Knochen zutage. Gegen Ende Jänner nahm die Ergiebigkeit immer mehr ab und in den ersten Tagen des Februar war von der dunklen Schichte kaum noch etwas wahrzunehmen. Als am 9. Februar die Grabungsarbeiten eingestellt wurden, konnte ich mit einer gewissen Befriedigung die Fundstelle als vorläufig und

den Verhältnissen entsprechend ausgebeutet betrachten. Das Resultat meines Sammelns in dieser Periode ist folgendes:

An wohlgereinigten, nach Größe und Typen geordneten paläolithischen Artefacten habe ich dem städtischen Museum circa 12.000 Stück übergeben, die ich vorläufig, da es an einem Auslegeplatz mangelt, in 170 verschieden großen Schachteln so untergebracht habe, dass sie leicht zur Schau gebracht werden können. Auffällig ist die große Zahl der aus edlem Materiale (Jaspis, Achat, Feuerstein, Plasma u. dgl.) hergestellten kleinen Pfriemen von nur 1 *cm* Länge (und noch kürzer), welche die feinste Retouchierung zeigen; auch kegelförmige Schaber sind ziemlich häufig und schön bearbeitet. Längere Messer von 10—12 *cm* sind verhältnismäßig seltener, die meisten derselben mögen wohl zerbrochen sein; denn solche Bruchstücke bilden den Großtheil der Ausbeute. Die längeren Messer, welche noch ganz gefunden wurden, stammen nicht aus der Feuerstelle, sondern lagen in der Nähe derselben. In manchen Fällen ist es mir gelungen, aus zwei, sogar auch aus drei Bruchstücken, die an verschiedenen Tagen und auseinanderliegenden Stellen der Feuerstätte gefunden wurden, ein ganzes, genau passendes Stück zusammenzukitten, und zwar waren das Bruchstücke, welche an den Bruchstellen Kalkpatina zeigten, also selbst den Beweis lieferten, dass sie gebrochen und voneinander getrennt, Jahrtausende auf ihre Wiedervereinigung geharrt hatten. Fast alle Steinartefacte sind nämlich an der Seite, die nach oben lag, mit Kalkpatina mehr oder weniger stark bedeckt. Außer diesen gezählten Stücken habe ich noch eine große Menge mangelhaft bearbeiteter Späne und Splitter und Proben von verschieden stark

Abb. 35. Werkzeug aus grauem Feuerstein (Kanten durchscheinend).

Abb. 36. Werkzeug aus demselben lichtgrünen Mineral wie Abb. 21.

Abb. 37. Werkzeug aus grauem Feuerstein (Kanten durchscheinend).

durchglühten Materialsteinen in fünf Kistchen dem Museum einverleibt, die größeren Knollen werden noch an der Fundstelle, wo sie vorläufig unbeachtet liegen geblieben, gesammelt werden können, wenigstens in einigen Proben. Über zwei Arten von Fundgegenständen kann ich mich noch nicht äußern, weil ich über dieselben zuvor genauer unterrichtet werden will.

An größeren Knochen war die diesjährige Ausbeute geringer, aber mannigfaltiger als im Vorjahre. Vom Mammut wurden gefunden: Der Unterkiefer von einem jungen Thiere, drei große Schulterblätter (stark beschädigt), mehrere Halswirbel und Rückenwirbel, Stücke von Mahlzähnen. Ein großer Stoßzahn und mehrere Röhrenknochen zerfielen beim Bloßlegen; ferner zwei Geweihstücke, ein schöner Rückenwirbel (von bos?), Kieferstücke und Zähne von equus, Stücke eines Kiefers und Reißzähne (von Wolf?) und als schönstes Stück die Gehirnkapsel mit dem Stirnbein und den Hörnerzapfen einer Antilope (Saiga?). Große Freude empfand ich, als vor meinen Augen auf einen Schlag mit der Spitzhaue ziemlich in der Mitte der untersten Stufe ein großer Lehmblock sich ablöste und hinter ihm in der Wand eine apfelgroße Höhlung bloßlag, auf deren Grunde ich ungemein feine Knöchelchen und Zähnchen eines jedenfalls hier eingegangenen kleinen Thieres fand, das nach der ganzen Lage des Fundortes lange zuvor gelebt hatte, ehe die paläolithische Fundschichte über seinem Grabe ihren Anfang nahm. In der Folge wurden noch einige derartige Höhlungen im gleichen Horizonte gefunden. In einer derselben lagen einige lange, dünne Knochen (von einem Steppenvogel?), die anderen waren ohne Inhalt.

Wenn ich nach den während der Grabungen, die hier im Jahre 1893, dann 1899/1900 und 1900/1901 durchgeführt wurden, von mir gemachten Beobachtungen ein Bild der Örtlichkeit

zur Zeit der paläolithischen Cultur zu gestalten erlauben darf, dann sehe ich vor mir eine gegen Norden von Bergen abgegrenzte, gegen die Winde geschützte Ebene, welche nach Südosten sehr sanft abfällt und durch welche sich da, wo jetzt das Thal der Krems tief eingeschnitten ist, hoch über der gegenwärtigen Thalsohle ein aus dem böhmischen Massiv herabfließender Strom dahinwälzt, der eine Masse verschiedenartiger Mineralien in Geröllform mit sich führt und an zahlreichen Schotterbänken ablagert. Die auffallend schönfarbigen, glänzenden, harten Steinknollen haben die im Schutze der Dünen lebenden Uferbewohner zum Sammeln gelockt. Diese hatten hier mehrere Lagerfeuer nicht nur für kurze Zeit, während welcher sie hier jagten, sondern gewiss für längere Zeitabschnitte, sonst hätten sie nicht hieher soviele Steine zusammengetragen, aus welchen sie Waffen und Werkzeuge herzustellen beabsichtigten, sie hätten nicht die Steine sortiert und an einem Platze hauptsächlich Schaber, an dem benachbarten lange Messer, an einem dritten kleine, feine Pfriemen u. dgl. gearbeitet. Ich glaube annehmen zu dürfen, dass hier schon eine Theilung der Arbeit platzgegriffen hatte; denn den derben Jägern kann ich die große Geschicklichkeit und bewundernswerte Sorgfalt nicht zutrauen, mit welcher viele Steinwerkzeuge, besonders die schlanken, zugespitzten, fein retouchierten Achatmesserchen hergestellt sind. Ich habe Steinmesser aus Jaspis und Feuerstein, deren Abnützungsspuren eine lange Verwendungsdauer beweisen, während eine Unmasse, anscheinend noch ganz neuer, zerbrochen ins Feuer geworfen worden ist. Es scheint, dass die Leute nicht sehr sorgsam mit ihren Werkzeugen umgiengen, sei es nun, dass sie immer über einen genügenden Vorrath verfügten, oder ihr lebhaftes Temperament sie wenig achtsam mit den Geräthen sein ließ. Auf diese Weise ist es auch erklärlich, dass sich ganze, noch unbenütze Steinmesser finden; die waren eben verloren worden, und man gab sich nicht die Mühe, nach ihnen in dem hohen Steppengrase zu suchen. Auch dafür, dass jene diluvialen Menschen schon Sinn für Schmuck, und zwar in Form von Schmuckgegenständen und Färben oder Tätowieren der eigenen Haut besaßen, habe ich mehrere Anzeichen gefunden. Jedenfalls dürfen wir annehmen, dass hier eine ziemlich große Horde diluvialer Menschen längere Zeit hindurch sich häuslich niedergelassen hatte.

In den vorstehenden Abbildungen gab ich einige Typen der von mir gesammelten Steinwerkzeuge, welche nach Zeichnungen von Ernst Strobl in $^2/_3$ der natürlichen Größe ausgeführt sind.

8. Herr Univ.-Professor Dr. M. Hoernes zeigt und erläutert die Skioptikon-Bilder[1]) zu seinem volksthümlichen Universitätscurse

Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen).

I. Skelet und Schädel.

1. Skelet eines Menschen und Skelet eines Gorilla (nach J. Ranke).
2. Schädel und Schädeldurchschnitte von Menschen und Menschenaffen (nach R. Virchow).
3. Menschliche Schädel und Schädelbruchstücke aus dem Diluvium (nach G. de Mortillet).
4. Langschädel mit schmalem Gesicht, »germanischer Typus« (nach J. Ranke).
5. Kurzschädel mit breitem Gesicht, »turanischer Typus« (nach J. Ranke).

II. Rassentypen.

6. und 7. Australier und australisches Mädchen, beide aus Queensland (nach J. Ranke).
8. bis 11. Wedda-Männer der Nilgalagegend (nach P. und Fr. Sarasin).
12. Feuerländer-Familie (nach J. Ranke).
13. Patagonierin (nach J. Ranke).
14. Peruanerin, Weib vom Stamme der Caschibos (nach Photographie der Collection Baron Poche).
15. Nordamerikanischer Indianer, Sioux-Dakota (nach Photographie der Collection Prinz Roland Bonaparte).
16. Haussa-Neger von der Goldküste, Händler (nach Photographie).
17. Araber aus Biskra, Führer (nach Photographie).
18. Ting-tun-ling, chinesischer Würdenträger aus Schan-si (nach A. de Quatrefages).
19. Kučuk-Liew, Abasiner aus Kuban, Kaukasus (nach Photographie).

---

[1]) Größtentheils nach Photographien aus der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums.

III. Tracht, Schmuck und Bewaffnung.

20. Eskimo-Familie aus Labrador (nach J. Ranke).
21. Weddaleute von Ceylon (nach Photographie).
22. Mincopie von den Andamanen (nach Photographie).
23. Orang-Semang aus Malakka (nach Photographie der Collection Cerruti).
24. Negrito, Abra, von den Philippinen (nach Photographie).
25. Dayak aus Borneo (nach Photographie der Collection Dr. Swoboda).
26. Dayak-Mädchen aus Borneo (nach Photographie).
27. Javanischer Prinz (»Raden«) in alterthümlicher Tracht (nach Photographie).
28. Indischer Fakir (nach Photographie).
29. Bettlerin der Camatee-Kaste, Indien (nach Photographie).
30. Schamane der Katschinzen, Sibirien (nach Photographie).
31. Ejssa-Somâl aus Nordostafrika (nach Photographie von Ph. Paulitschke).
32. »König« Bell mit Familie, von Kamerun (nach Photographie).
33. bis 36. Araber, arabischer Notar, reiche Araberin im Straßenanzug und Jüdin, sämmtlich aus Tunis (nach Photographien).
37. Drusen vom Libanon (nach Photographie).
38. Weib aus Nordalbanien (nach Photographie).

IV. Wohnung, Industrie und anderes.

39. Höhle der Naturwedda bei Nilgala (nach P. und Fr. Sarasin).
40. Hütte der Culturwedda in der Nilgalagegend (nach P. und Fr. Sarasin).
41. Zelt und Leute von Buchara (nach Photographie).
42. Zelt und Familie der Tekke-Turkmenen (nach Photographie).
43. Arabisches Zeltlager in Ägypten (nach Photographie von R. Buchta).
44. Somâl-Häuser *gurgis* in Nordostafrika (nach Photographie von Ph. Paulitschke).
45. Schmiede der Barineger (nach Photographie von R. Buchta).
46. Topffabrication der Weiber in der Umgebung von Sansibar (nach Photographie von O. Baumann).
47. Dorf in Unyoro, Nilquellengebiet (nach Photographie von R. Buchta).
48. bis 50. Dorfscene, Eingebornengruppe und Canoefahrt am Sambesi (nach Photographien von W. Rausch).
51. Weiber der Batta bei einem Kampong auf Sumatra (nach Photographie).
52. Scene in einem Tinguianendorf auf Luzon, Philippinen (nach Photographie).
53. und 54. Wohnhütte und Begräbnisstätte der Silipanen auf Luzon (nach Photographien von W. Schadenberg).
55. Indisches Dorf Schoolupoac bei Bombay (nach Photographie der Collection Steiner).
56. Felsentempel auf der Insel Elephanta bei Bombay (desgl.).
57. Gott Vishnu nach einem in Delhi gemalten Bilde (desgl.).
58. Buddhatempel in Mandalay, Oberbirma (desgl.).

Der Vortragende verweist zum Schlusse darauf, dass die Gesellschaft sich zwar nicht die Aufgabe stelle, anthropologisches Wissen systematisch in weitere Kreise zu tragen, dass sie aber alle Ursache habe, dieser Verbreitung durch andere Factoren, hier durch die Universität, mit Theilnahme zu folgen. Denn der zahlreiche Besuch dieses nun schon seit Jahren stattfindenden Curses beruht auf demselben regen Interesse aller Volksclassen, worauf sich auch die Existenz der Gesellschaft gründet.

Außerordentliche Versammlung am 19. März 1901.

Vorsitzender: Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende begrüßt Herrn Universitätsprofessor Dr. Eduard Seler von Berlin und seine Gemahlin. Der bekannte Mexikanist wurde nach Wien berufen, um die mexikanischen Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu bestimmen und neu aufzustellen.

2. Herr Dr. F. Schaffer hält einen Vortrag über

Das heutige Cilicien.

(Mit Vorführung von Skioptikonbildern.)

Es dürfte kaum ein Land geben, das die Spuren seiner Vergangenheit so deutlich aufgeprägt trägt, aber wohl auch keines, das eine so wechselreiche Vergangenheit aufzuweisen hat, wie der Südosten der anatolischen Halbinsel, etwa das Gebiet der alten Provinz Cilicien. Was Weltgeschichte des Orients ist, hat sich hier abgespielt, alle blutigen Kriegsgreuel des Ostens haben hier ihren Schauplatz gehabt oder zum mindesten das Land nahe berührt, das seit der Zeit, aus der uns die älteste geschichtliche Kunde in einem Schleier von Sage und Dichtung überkommen ist, bis auf den heutigen Tag eine Cultur nach der anderen aufblühen und vergehen gesehen hat, bis es endlich auf der tiefsten Stufe angelangt ist, auf der es je gestanden. Es ist, als ob ein Fluch auf dem Boden lastete, der durch Jahrtausende mit Blut getränkt worden ist.

Dem Reisenden, der das Land durchwandert, begegnen allenthalben die Reste einer Cultur, die bei seinem heutigen Zustande unmöglich, ja undenkbar wäre. In Sümpfen, Steppen und Steinwüsten stehen die Säulen der Tempel, die Paläste, liegen die Sitzreihen der Theater und die Nekropolen. Einst ertragreiche Landstriche sind heute gänzlich unfruchtbar, und wo einst viele Tausende unter den Segnungen einer hohen Cultur gelebt haben, da finden kaum mehr ein paar elende Jürükenstämme die Bedingungen für eine sesshafte Lebensweise.

Bunt wie des Landes Geschichte ist auch seine heutige Bevölkerung. Neben den den Haupttheil bildenden Türken sensu stricto wohnen hier Griechen, Armenier, Kurden, Tscherkessen, Tataren, Fellahen, Neger, Mohadschir, Ansarier, Turkomanen, Jürüken und andere Stämme. Die Türken leben in geschlossener Masse in den Städten, wo sie die Ämter bekleiden oder Handel und Gewerbe treiben. Türkische Nomadenstämme, wie die Afscharen, Turkomanen und Jürüken leben in der Ebene und in den Bergen als Ackerbauer und Viehzüchter. Die Griechen und Armenier bilden in den Städten großentheils die Stände der Wechsler, die im Oriente eine bedeutende Rolle spielen, der Kaufleute und Händler. Armenier wohnen in größerer Anzahl im Nordosten des Landes. Hadschin, Zeitun, Albistan sind vorherrschend und Marasch großentheils von ihnen bewohnt. Sie hatten in den letzten Jahrzehnten viel unter blutigen Verfolgungen zu leiden. Griechische Dörfer und Städte finden sich im Südwesten. Mara ist z. B. fast ausschließlich von griechischen Christen bevölkert. Die Kurden wohnen im Osten. Sie sind ein unruhiges Element und als Räuber gefürchtet. Die Tscherkessen und Tataren haben nach dem Krimkriege und der Besetzung der Kaukasusländer durch die Russen ihre alte Heimat verlassen und in der cilicischen Ebene neue Wohnsitze gefunden. Sie haben die Sitten ihrer Stammsitze beibehalten und sollen, wie man versichert, daran zugrunde gehen. Sie tragen die Tracht ihrer Heimat mit den hohen Pelzmützen, denen man einen besonders ungünstigen Einfluss auf die Gesundheit unter den so völlig geänderten klimatischen Verhältnissen zuschreibt. Von 70.000 Tataren, die vor etwa 25 Jahren die cilicische Ebene besiedelt haben, sollen noch 7000 leben. Sie sind kühne Reiter und besitzen ein gewisses Renomée als Pferdediebe.

Die Fellahen der Umgebung der Städte und die Neger, die am Unterlaufe des Dschihân wohnen, sind der ackerbautreibende Theil der Bevölkerung. Sie wurden unter Ibrahim Pascha als Colonisten aus Ägypten hierher verpflanzt und sind friedfertige, arbeitsame Leute. Sie wohnen in aus Rohr geflochtenen Hütten und haben ihr Volksthum ziemlich rein bewahrt.

Die Mohadschir sind mohammedanische Bulgaren, die infolge religiöser und politischer Zwistigkeiten ihre Heimat verlassen haben. Man ist überrascht, wenn man sich einem ihrer am unteren Dschihân gelegenen Dörfer nähert. Die weißgetünchten Häuser liegen inmitten von Obstgärten und besitzen ein spitzgiebeliges Dach mit einem massigen Schornstein. Vorrathskammer und Stall sind von dem Wohnraume getrennt, was bei den türkischen Häusern gewöhnlich nicht der Fall ist. Die Männer tragen die Tracht ihrer Heimat mit Fez, die Frauen sind in schwarze Oberkleider gehüllt und bedecken ihr Antlitz mit einem schwarzen Schleier. Man sagt, dass sie dadurch die Trauer um ihre verlorene Heimat ausdrücken wollen.

Die Ansarier gehören zu den syrischen Stämmen, die den Osten, den Giaur Dagh bewohnen.

Es ist auffällig, dass diese so verschiedenen Bevölkerungselemente überall dicht nebeneinander sesshaft sind oder, wo es sich um nomadische Stämme handelt, untereinander in Berührung kommen und dabei doch ihre ausgesprochenen Eigenthümlichkeiten bewahren. Man kann

in oft nur wenige Stunden von einander entfernten Dörfern eine andere Sprache hören, einen anderen Typus, andere Kleidung, andere Sitten und Gebräuche finden. Wie eng der Horizont solcher Dorfbewohner ist, konnte ich oft beobachten. Die Namen von vielleicht eine Tagreise entfernten Ortschaften sind meist unbekannt, kein Mensch weiß, woher der Dorfbach kommt oder wohin er fließt, die Flüsse haben bei jedem Stamm eine andere Bezeichnung, da jeder Gedankenaustausch fehlt. Diese Umstände erschweren das kartographische Arbeiten ungemein und sind auch für den Reisenden sehr unangenehm, da man sich der einheimischen Führer meist nur bis zum nächsten Dorfe bedienen kann. Wie oft ist es mir passiert, dass ich die rathlosen Wegweiser wegschicken und selbst, den Compass in der Hand, die Führung übernehmen musste.

Die Hauptreligion des Landes ist der Islâm. Die Armenier und Griechen sind Christen. Viele Stämme haben von den strengen Satzungen des Koran abweichende religiöse Anschauungen, und manche von ihnen werden von den Rechtgläubigen als Giaurs (Ungläubige) verachtet und stehen im Geruche von Teufelsanbetung und Götzendienst.

Ackerbau ist nur in der Ebene möglich, die aber großentheils Steppenland und Sumpf ist. Ihr Klima ist subtropisch und äußerst ungesund. Die paar Wintermonate sind ja ganz angenehm — Mitteltemperatur 14° —, aber zur Zeit der Frühjahrsregen wird das Flachland von ungeheuren Wasserfluten überschwemmt, die es in einen Sumpf verwandeln, der dann in der Sonnenhitze austrocknet und die Luft verpestet. Milliarden von Moskitos schwärmen dann über dem Boden und machen den Aufenthalt in den tieferen Regionen zu einem recht unerquicklichen. Die Moskitos sind hier schon längst als Träger der Fieberkeime erkannt, und jedes Kind weiß, dass man das Fieber bekommt, wenn man von ihnen gestochen wird. Als eine Vorsichtsmaßregel gegen den Mückenstich haben die Fellahen, die meist die feuchten Fruchtbaumgärten der Umgebung der Städte bewohnen, ihre Hütten auf hohen Pfählen errichtet, da sie dadurch vor den nur nahe dem Boden schwärmenden Insecten sicher sind. Im Monate Mai, Juni verlässt alles, was nur loskommen kann, die Ebene und zieht in die Vorberge, um hier den Sommer zu verbringen. Dann stehen die Dörfer verlassen, die Städte leer, und wer zurückbleiben muss, schleicht fiebernd in der drückenden Hitze umher. Dann steigt die Temperatur bis 57°. Ich habe Niederlassungen getroffen, in denen auch nicht ein Mensch fieberfrei war, und in Mersina habe ich Europäer im Frühjahr und im Herbste nie anders als fiebernd gesehen. »Mersina wird zugrunde gehen durch sein Fieber,« heißt es in einem Sprichworte, »Tarsus durch seine Schlangen und Adana in seinem Schmutze.« Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit im Herbste herrschte das perniciöse Fieber außerordentlich heftig. Dieses führt den Tod binnen ein paar Stunden herbei. In der Früh war der Kranke noch frisch und munter, und abends tragen ihn vier Männer auf einem Brette mit einem Tuch zugedeckt im Geschwindschritte zur Stadt hinaus. Eine flache Mulde ist schnell gescharrt, der Todte wird hineingelegt, ein bischen Erde und ein paar Steine darauf, und nachts kommen die Schakale und graben den Leichnam wieder aus.

Die wenigen der Cultur gewonnenen Flächen der Tiefebene sind äußerst ertragsfähig, ohne dass von einer rationellen Bodenbewirtschaftung die Rede ist. Düngung ist ganz unbekannt. Mit einem winkelig gebogenen Holze, das als Pflug dient, wird der Boden etwas aufgeritzt und die Saat hinein versenkt. Im Monate Mai reift das Getreide, das mit langen, flachen Sicheln geschnitten wird. Dabei bedienen sich die Ackerbauer hölzerner Verlängerungen der Finger, um größere Garben fassen zu können. Ich fand verschiedene Formen solcher Erntehandschuhe, bei denen die Finger bald einzeln, bald die Handfläche und der Daumen verlängert waren. Das Getreide wird auf einer Tenne mit dem Dreschschlitten gedroschen. Dies ist ein etwa $1^1/_2\ m$ langes und $1\ m$ breites, starkes Brett, dessen Unterseite mit kantig zugehauenen Flintstücken (*tschakmak tasch* = Feuerstein-Dreschschlitten) besetzt ist. Vor dieses Gefährt wird nun ein Paar Ochsen oder Pferde gespannt, der Landmann setzt sich mit Weib und Kind darauf, um ihm die nöthige Belastung zu geben, und nun fährt er so lange auf dem ausgebreiteten Getreide herum, bis es ausgedroschen und das Stroh in etwa zollangen Häcksel zerschnitten ist. Durch Worfeln gegen den Wind wird nun die Spreu von den Körnern gesondert. Diese Dreschschlitten sind schon Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung, bei den Völkern Mesopotamiens z. B., in Gebrauch gewesen. Auf diese Art des Dreschens spielt das Wort der heiligen Schrift an: »Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.« Auch in Europa war der Dreschschlitten in früheren Jahrhunderten in Verwendung.

Lupold v. Wedel, ein Kriegs- und Reiseschriftsteller, fand ihn am Ende des XVI. Jahrhunderts in Spanien, wohin er wohl mit der orientalischen Cultur der Araber gekommen sein

mag. Er schreibt darüber[1]) bei Gelegenheit seiner Reise nach Madrid im August 1580: »Es ist disse 5 Ml. vam Gebirge an ein zimliger gelicher Acker gewesen, welcher fast alle Korne getragen, hat auch zimlige Dorfer gehabt, die Ernete ist noch nicht ganz geschen wesen, die Pauren droschen hir nicht, legen das Korne einen runden Kres herumb auf die Erden, haben Bretter an einander geschlagen wie ein Schlittenbrett, auch forne so erhaben, ist ful Locher geboret, darein scharpfe Isen wie ein Dorschlach geschlagen, spannen 2 Pferde oder Oksen davor, faren runtes auf dem Korne herummer, setzen einen Jungen oder Kint daruf und treiben so lange herumer, daß das Korne und Stro so kurz zersniten und treten wirt, wie lank Heksel, bringens darnach auf einen Haufen, warfens so lange in den Wint, bis das Stro vorweget und das Korne alleine kummet.«

Im Oriente ist dieses patriarchalische Geräth noch allenthalben in Verwendung.

Gebaut wird hauptsächlich Weizen, der 60—100fachen Ertrag geben soll, Gerste, Sesam, Hirse, Mais. An Obst gedeihen Orange, Citrone, Feige, die Jenidunie (die japanische Mispel), Äpfel und Birnen, die Weinrebe, Kürbisse und Melonen in vorzüglicher Güte. Baumwolle und Zuckerrohr bilden Handelsartikel. Tabak wird auch an vielen Punkten gebaut. Die Dattelpalme kommt vor, trägt aber keine Früchte.

Das Mittelgebirge ist ein Karstkalkplateau mit kaltem, schneereichem Winter und außerordentlich heißem, trockenem Sommer. Es regnet sechs bis sieben Monate gar nicht. Dass unter diesen Umständen und bei der Kahlheit des Felsbodens von ausgedehnterer Bodenbewirtschaftung keine Rede sein kann, ist selbstverständlich. Das Hochgebirge ist an und für sich für jeden Anbau ungeeignet, und das Mittelgebirge im Norden der Ebene ist größtentheils völlig unwirtlich.

Viehzucht wird ebenfalls nur in der Ebene in nennenswertem Maßstabe getrieben. Im Sommer suchen die Hirten die höheren Weideplätze im Gebirge auf. Rinder findet man nicht in größeren Herden; dagegen gibt es zahlreiche Ziegen einer schwarzen kleinen Rasse und starkvliesige Fettschwanzschafe. Kameele dienen allenthalben als Transportmittel für den Karawanenverkehr. Sie sind zum Theile eine Kreuzung von Dromedarweibchen mit Trampelthieren und ähneln der Mutter. Das wichtigste Hausthier für den Orientalen ist das Pferd. Im südöstlichen Kleinasien wird eine vorzügliche Rasse, eine Kreuzung von Arabern und Turkmenen, gezogen. Die Thiere sind klein und unansehnlich, aber außerordentlich ausdauernd. Ich habe auf ihnen ein paar tausend Kilometer des schlechtesten Weges auf meinen Reisen ohne irgendwelchen Unfall zurückgelegt. Durch Monate waren die Pferde mit nur wenigen Rasttagen auf dem Marsche. Einmal gab es durch etwa 14 Tage keinen Ruhetag bei täglich 6 bis 15stündigem Ritte über das beschwerliche Karstplateau. Ich habe sie schwer bepackt — die Lastthiere trugen circa 120 *kg* — bis 3400 *m* hoch in das Gebirge geschleppt, und in diesen eisigen Regionen haben sie sich ebenso bewährt wie in der Hitze der Tiefebene. Der Preis der Thiere schwankt zwischen 3 und 10 Pfund. Meine kosteten meist 5 Pfund — etwa 110 *K*. Für 9 Pfund kaufte ich einmal in Konia einen Hengst von edlem Blut, der mir aber für meine Kartierungsarbeiten zu unruhig war und sich unter meinem Diener sehr bewährte.

Die geringe Hausindustrie befasst sich hauptsächlich mit der Herstellung von geknüpften und gewebten Teppichen. Eisenindustrie findet sich in den Bergen an den Lagerstätten trefflicher Eisenerze, die auf die primitivste Weise ausgeschmolzen und zu Hufeisen und Sicheln verarbeitet werden. In den Städten findet man auch Arbeiten aus anderen Metallen.

Der Handel ist, soweit er in den Händen der Eingebornen liegt, von geringer Bedeutung. Eine einzige Straße, auf die halbwegs der europäische Maßstab für diesen Begriff angelegt werden kann, führt von Tarsus über das Gebirge nach Eregli und Konia. Es ist dies die Gülekstraße, die alte Route der Pylae Ciliciae. Tarsus ist Hauptstapelplatz für die Waren des Binnenhandels. Hier treffen sich die Verkehrswege, die nach Westen, Norden und Osten führen. Der ausgedehnte Markt ist äußerst belebt und bietet ein hübsches Bild orientalischen Treibens. Ausfuhrhafen ist Mersina, dessen Entwicklung aber durch sein ungünstiges Klima und die den Südwinden ausgesetzte und zuweilen unzugängliche Rhede behindert wird. Die Stadt besitzt großentheils europäisches Aussehen und eine starke europäische Colonie.

Die Hauptstadt des Wilajets, Adana, besitzt nur als Sitz des Generalgouverneurs Bedeutung. Eine circa 60 *km* lange Bahn verbindet die drei Städte, die die einzigen von Bedeutung sind.

Unter der Bevölkerung herrscht wie bei allen orientalischen Völkern ein stark ausgeprägter Glaube an die Heil- und Schutzkraft der Amulette *maschallah*, unter denen es Hilfsmittel gegen jede

[1]) L. v. Wedels Beschreibung seiner Reisen und Kriegserlebnisse 1561—1606. Herausgegeben von Max Bär. Stettin 1895, S. 244. Den Nachweis dieser Stelle verdanke ich Herrn Dr. W. Hein.

Krankheit und jedes Übel gibt. Bei Fieber hängt man einen Lappen vom Kleide an einen Strauch in der Nähe eines Heiligengrabes, gegen Zahnweh hilft ein Koranspruch, der über die Hausthüre geschrieben wird, und blaue Perlen schützen Thier und Mensch vor dem bösen Blick, dem alles Unheil zugeschrieben wird.

Zahlreiche Sagen und Märchen gehen im Lande, die zum Theile historische Grundlage haben, wie die vom Zauberer Schech Meram (Semiramis) und Sardanapal. Die Sage von Nuchem (Noah) erzählt von der Sintflut und der Rettung des frommen Mannes in einem Boote. Noch soll man auf der höchsten Spitze des Gebirges, dem Aidost, den silbernen Haken sehen, an dem er sein Boot befestigte. Die Sage von den Siebenschläfern ist an eine Höhle im Dschebel-en-kef — Berg der Ruhe — bei Tarsus gebunden und dürfte auf einer christlichen Erzählung aus der Zeit der Christenverfolgungen beruhen. Unter den Märchen fand ich manche bekannte Stoffe, so z. B. das Motiv der Schlangenprinzessin und der Otterkönigin, wie überhaupt diese äußerst häufig vorkommenden Reptile bei den Orientalen eine gewisse Verehrung genießen.

Auch die Volkslieder wären eines eingehenden Studiums wert. Es finden sich manche reizende Liebesliedchen, die oft von einem feinen poetischen Gefühl des Volkes zeigen.

Gerade in den letzten Jahren ist das so vergessene Land in den Mittelpunkt des Interesses weiter Kreise durch das Project der Bagdadbahnlinie gekommen, dessen Verwirklichung wohl noch sehr fraglich ist,[1]) das aber dem Lande eine seiner großen Vergangenheit würdige Zukunft verheißt.

Discussion.

Der Vorsitzende knüpft an diesen mit größtem Interesse aufgenommenen Vortrag einige Bemerkungen über die Bevölkerungsverhältnisse von Cilicien. Die gegenwärtige äußerst dünne Bevölkerung der Provinz contrastiert auffällig mit der dichten Besiedlung des Landes in alter Zeit, für welche der Vortragende eine Reihe von Anhaltspunkten geboten hat.

Herr Dr. Schaffer bemerkt hiezu, dass zwar eine Volkszählung in diesem Gebiete nicht vorgenommen sei, dass aber auch die größten Wohnplätze kaum über 4000—6000 Einwohner hinausgehen, woraus in Zusammenhang mit den aus der Autopsie gewonnenen Urtheilen über die spärliche Bewohnung der gebirgigen Theile, sich der dermalige Bevölkerungsstand als ein schwacher schätzen lässt. Anderseits geben die Trümmer der alten städtischen Ansiedlungen, die Reste der Theater u. dgl. in Zusammenhang mit dem, was über die Culturhöhe und Volkskraft der alten Zeit bekannt ist, das Recht, insbesondere für die Städte eine zehnfach größere Bevölkerung anzunehmen, wenn auch leider die Schriften der Alten und die epigraphischen Denkmäler keineswegs genügende Anhaltspunkte zu einer sicheren Abschätzung des Bevölkerungsstandes in der alten Zeit bieten.

Monats-Versammlung am 2. April 1901.

Vorsitzender: Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung mit einem

Nachruf auf Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach.

Am Beginne der heutigen Sitzung habe ich die traurige Pflicht zu erfüllen, unseres ebenso hochgeschätzten, wie hochverdienten Ausschussmitgliedes, des Grafen Gundaker Wurmbrand, zu gedenken, den uns der Tod in den letzten Tagen entrissen hat.

Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, dass Graf Wurmbrand an den Aufgaben und an den Interessen der Anthropologischen Gesellschaft seit ihrer Gründung lebhaften Antheil genommen hat. Er ist auch schon seit dem Jahre 1870 im Ausschusse der Gesellschaft gewesen und hat sich lange Zeit hindurch überaus activ an den Arbeiten der Gesellschaft betheiligt. So hat er insbesondere schon im Jahre 1869 die Pfahlbauforschung in den oberösterreichischen Seen betrieben und eine Reihe von Mittheilungen über seine Ergebnisse in den Schriften der Anthropologischen Gesellschaft veröffentlicht. Er hat sich mit prähistorischen Untersuchungen anderer Art vielfach abgegeben, besonders die Diluvialzeit zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht. Er hat insbesondere auch bei seinem angebornen und sehr ausgebildeten ästhetischen und

[1]) Vgl. Dr. F. Schaffer, Die Bagdadbahn. »Deutsche Zeitung«, Nr. 10.522, 19. April 1901.

künstlerischen Sinne die antiken Bronzen studiert und darüber außerordentlich feinsinnige Beobachtungen und Wahrnehmungen bekanntgegeben.

Er ist uns auch durch sein glänzendes Talent, einer großen Versammlung von Fachgelehrten zu präsidieren, aus dem Jahre 1881 in Erinnerung, als er die anthropologische Versammlung zu Salzburg geleitet und speciell auch über die Elemente der Formgebung und die Entwicklung der Bronzen gesprochen hat.

Graf Wurmbrand war aber auch, abgesehen von seinen specifisch wissenschaftlichen Leistungen, ein warmer Freund der Anthropologischen Gesellschaft und hat viel auch in weiteren Kreisen zu ihren Gunsten und in ihrem Interesse gewirkt.

Und so haben wir allen Grund, sein Hinscheiden zu bedauern und ihm ein treues, dankbares und ehrendes Andenken zu bewahren, und ich bitte die geehrte Versammlung, zum Zeichen der Trauer sich von den Sitzen zu erheben. (Die Versammlung erhebt sich.)

Die rege Antheilnahme des Verstorbenen an den Arbeiten unserer Gesellschaft mag aus der nachfolgenden Liste seiner in den »Mittheilungen« veröffentlichten Beiträge ersehen werden.

Untersuchung der Pfahlbauten im Salzkammergut, knochenführender Höhlen in Steiermark und eines alten Grabfeldes in Croatien. Bd. I, S. 145—156.

Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen. Bd. I, S. 283—302; Bd. II, S. 249—273; Bd. V, S. 117—138.

Brief an Sectionsrath Ritter von Hauer. Bd. I, S. 321—325.

Schreiben an Sectionsrath Ritter von Hauer über die in den oberösterreichischen Seen fortgesetzten Pfahlbauuntersuchungen. Bd. II, S. 1—7.

Fundnotizen. Bd. II, S. 7—10; Bd. III, S. 109—123; Bd. IV, S. 291—292.

Schreiben an Hofrath Franz Ritter von Hauer. Bd. III, S. 103—106.

Die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth. Bd. III, S. 123—135.

Ueber einige prähistorische Funde in Niederösterreich im Jahre 1874. Bd. V, S. 34—36.

Mittheilungen über einige noch nicht beschriebene prähistorische Erdwerke in Niederösterreich. Bd. VI, S. 69—74.

Bericht über den VIII. internationalen Congress für Anthropologie und vorgeschichtliche Archäologie in Pest, September 1876. Bd. VII, S. 15—35.

Aufklärungen. (Entgegnung auf Bemerkungen in Betreff der Bohrung von Steingeräthen und in Betreff thönerner Lampen und Löffel.) B. VII, S. 96—104.

Ueber die achte Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Bd. VII, S. 265—281.

Ueber behauptete Höhlenwohnungen im Löss bei Joslowitz. Bd. VIII, S. 128—130.

Über die Methoden anthropologischer Forschung. Bd. X, S. 60—73.

Eröffnungsrede zur zweiten Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher zu Salzburg. Bd. XII, S. 4—6.

Die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung. Bd. XII, S. 26—27.

Über die Härte der antiken Bronze. Bd. XII, S. 53—54.

Ueber ein Gürtelblech aus Watsch. Bd. XIV, S. [40]—[43].

Zur Discussion über Woldrichs Vortrag: Ueber den Lagerplatz des diluvialen Mammutfängers bei Předmost unweit Prerau in Mähren. Bd. XIV, S. [113].

Zur Discussion zu Maškas Vortrag: Ueber die Gleichzeitigkeit des Mammuths mit dem diluvialen Menschen in Mähren. Bd. XIX, S. [87]—[88].

Formverwandtschaft der heimischen und fremden Bronzen. Bd. XIX, S. [107]—[114].

2. Der Vorsitzende hält einen

Nachruf auf Leopold Rosenberg und Dr. Karl Maria Faber.

Ich habe dann außerdem noch die Mittheilung zu machen, dass wir das wirkliche Mitglied Leopold Rosenberg durch den Tod verloren haben, welcher sich besonders an unseren wissenschaftlichen Excursionen wiederholt betheiligte, und das wirkliche Mitglied Dr. Faber, der der Gesellschaft seit ihrer Gründung angehörte.

3. Der Vorsitzende legt

Neue Publicationen Tappeiners

vor.

Ferner möchte ich auch noch erwähnen, dass unser Ehrenmitglied Dr. Tappeiner in Meran uns drei seiner jüngsten Publicationen eingesendet hat. Ich brauche nicht zu sagen, dass

wir es da mit einem mehr als 80jährigen Manne zu thun haben, der in geistiger Frische immer wieder neue Resultate seines langen Forscherlebens zutage fördert.

Diese drei Publicationen sind: »Meine anthropologische Weltanschauung«, »Beiträge zur Urgeschichte der Menschen und zur Urgeschichte der inneren Medicin« und »Der europäische Mensch und die Eiszeit«.

Wir sind Herrn Dr. Tappeiner sehr dankbar, dass er unser stets so freundlich gedenkt, und wünschen, dass ihm die Last der Jahre nicht zu schwer werde, um auch noch fernerhin auf dem ihm lieb gewordenen und von ihm so verdienstlich gepflegten Gebiete zu arbeiten.

4. Der Vorsitzende Herr Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg hält einen Vortrag:

Der erste amerikanische Census in Cuba und Portorico 1899,

der hier im Auszuge zur Wiedergabe kommt.

Es ist heutzutage fast nicht mehr möglich, dem Statistiker zu entrinnen, und wir dürfen — ich glaube, dass ich da nicht bloß pro domo rede — sagen, es ist gut, dass dem so ist; denn überall, wo sich die Statistik regt, ist sie ein Zeugnis, ein unwiderlegliches Zeugnis für eine gute Verwaltung. Ein Staat, der schlecht verwaltet ist, kann keine Statistik machen, und ein Staat, der gut verwaltet ist und gut verwaltet sein will, hat allerwege das lebhafteste Bestreben, recht viel Statistik zu machen. Die Statistik ist sozusagen der Gradmesser für die Verwaltung. Man hat sie ja schon längst das Gewissen der Staatsmänner genannt, und es ist nicht übel, wenn man zuweilen daran erinnert, dass die Staatsmänner dieses ihr Gewissen nicht betäuben sollen, indem sie der Statistik die Mittel zu ihrer Entfaltung verkümmern.

Derartige Betrachtungen drängen sich unwillkürlich auf, wenn wir sehen, dass auf den zwei Inseln, über welche ich heute sprechen möchte, die Regierung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika alsbald, nachdem sie von denselben Besitz ergriffen, beziehungsweise dort eine Verwaltung eingerichtet hat, auch sofort einen Census organisierte.

Bekanntlich sind Cuba und Portorico erst gegen Ende des Jahres 1898 zuerst in militärische, dann theilweise in Civilverwaltung übernommen worden, und schon im Jahre 1899 schickte die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Commissäre aus, um einen Census zu organisieren. Es sieht von unserem europäischen, auch speciell österreichischen Standpunkte aus betrachtet vielleicht nicht so besonders wichtig aus, was da geschehen ist. Ist es uns auch nicht gerade angenehm, so verstehen wir es doch, auch wenn wir keine Statistiker sind, dass von Zeit zu Zeit die Bevölkerung gezählt werden muss. Aber Sie müssen mir, verehrte Anwesende, doch gestatten, dass ich darauf aufmerksam mache, dass erstens die bisherige Verwaltung von Cuba und Portorico keineswegs auch nur auf derjenigen Höhe der Volkszählungsarbeiten gestanden war, welche wir als selbstverständlich voraussetzen, und dass zweitens ein Census in diesen Gebieten, was die Schwierigkeit der Aufgabe, die Großartigkeit der dazu nothwendigen Mittel anbetrifft, etwas ganz anderes ist im Vergleiche zur Volkszählung bei uns. Die spanische Regierung hat in Cuba und Portorico allerdings schon seit geraumer Zeit Volkszählungen durchgeführt; ja, wenn wir sehr nachsichtig sind, so können wir sogenannte Volkszählungen in Cuba und Portorico schon gegen Ende des vorvorigen Jahrhunderts wahrnehmen. Das waren allerdings sehr summarische Ermittlungen der Volkszahl mit einigen wenigen Unterscheidungen dieser großen Masse, aber sie haben sich im Laufe der Zeit doch etwas vervollkommnet und sind schließlich im Jahre 1897, wo der letzte spanische Census gemacht worden ist, im wesentlichen auf derselben Basis durchgeführt worden, auf welcher die spanische Volkszählung in Spanien gemacht wurde, die nicht eben zu den besten, aber gewiss auch nicht zu den schlechtesten gehört.

Wenn wir nun sehen, was Amerika mit seinem Census des Jahres 1899 auf diesen beiden Inseln geleistet hat, so dürfen wir doch von vorneherein sagen, dass es ein sehr bedeutender Fortschritt ist, und es ist nicht zu verkennen, dass dieser Fortschritt nur zu erzielen war einestheils durch die außerordentlich gute Schulung, welche die Vereinigten Staaten von Amerika in statistischer Beziehung schon seit langer Zeit haben, und anderntheils durch die ganz ungewöhnliche Energie, mit welcher diese Aufgabe unter den sehr erheblichen Schwierigkeiten in Angriff genommen und gelöst worden ist. Und noch ein Drittes möchte ich hinzufügen. Nicht nur Sachkenntnis und Energie, sondern ein Tact, ein ganz ungewöhnlicher Tact in der Behandlung dieser Menschenmassen äußert sich in der Art und Weise, wie die Amerikaner ihre erste statistische Heldenthat auf diesen neu erworbenen Gebieten ausgeführt haben.

Wenn man heute von einer Volkszählung im statistisch-technischen Sinne spricht, so weiß man sofort, dass es sich hier nicht nur um eine einfache Auszählung der Menschen handelt, die

auf einem gewissen Gebiete wohnen. Man ist weit davon entfernt, sich etwa damit zu begnügen, zu erfahren, wie viele Einwohner eine Stadt, ein Dorf u. s. w. oder irgend ein Ländergebiet hat, diese Zahlen dann säuberlich in Tabellen zusammenzustellen und zu addieren und damit das erstaunte Publicum mit der Nachricht zu erfreuen, dass nun nach dieser Volkszählung eine so und so große Menschenzahl vorgefunden wurde. Wir sind heute viel neugieriger geworden. Uns genügt diese absolute Volkszahl doch in keiner Weise, und wenn wir uns etwa damit auch nicht wesentlich von demjenigen unterscheiden, was man an Anforderungen bereits vor 50 Jahren an eine Volkszählung gestellt hat, so ist es doch sehr erheblich, was inzwischen an Vertiefung der Einsicht, an Bereicherung des Inhaltes einer solchen Volkszählung gewonnen wurde. Es ist noch nicht viel über 50 Jahre her, dass die Freude an der großen Zahl noch so ziemlich der Gipfelpunkt der statistischen Freude gewesen ist. Diese Freude an der großen Zahl haben wir gänzlich verloren. Wir sind außerordentlich empfindlich geworden für die feineren Unterschiede, welche diese große Zahl verbirgt; wir haben infolgedessen uns angewöhnt, diese großen Zahlen zu analysieren und immer wieder in weitere kleine Massen zu zerlegen, bis wir endlich auf solche Massen gekommen sind, welche homogen genug sind, um nicht weiter zerlegt werden zu müssen. Wir haben also selbstverständlich — das haben auch die Älteren schon gethan — zuerst eine Volkszahl nach den beiden Geschlechtern bestimmen wollen; wir haben dann die beiden Geschlechter in ihrem Verhalten nach den einzelnen Altersstufen, womöglich nach den einzelnen Altersjahren aufgesucht, also die einjährigen männlichen Kinder als eine solche Masse, die 15jährigen Frauen als eine solche Masse zusammengefasst u. s. w.; wir sind dann weiter gegangen und haben festgestellt, wie viele unter den 15jährigen schon verheiratet sind und wie viele dieses Glückes noch harren, und so in der Art fortgesetzt ein Moment nach dem andern hinzugefügt, dabei immer wieder eine Masse in zwei Theilmassen aufgelöst, und sind so schließlich zu denjenigen collectiven Einheiten gekommen, die wirklich, für die allgemeine Orientierung wenigstens, nicht weiter aufgelöst zu werden brauchten. Das nennen wir heute die analytische Statistik im Gegensatze zur descriptiven, welche sich begnügt hatte, die Anzahl der Menschen als En bloc-Erscheinung hinzustellen und ganz einfach die Relation dieser Volkszahl zur Fläche, auf der die Menschen wohnen, zur Häuserzahl u. s. w. herzustellen. Dann kam noch ein Zweites. Man hat sich früher damit vollkommen befriedigt, dass man die Volkszahl summarisch erfahren hat, d. h. dass man erfahren hat, in diesem Hause wohnen 8, dort 10, dort 20 Menschen, davon sind 8 männliche, 12 weibliche u. s. w., man hat sich aber nicht die Mühe gegeben und hat es für sehr überflüssig gehalten, jeden einzelnen Menschen mit allen seinen persönlichen Qualitäten zu kennen. Da haben zuerst die Vereinigten Staaten in Amerika das Beispiel einer individuellen Volkszählung gegeben. Bald nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen hatten, haben sie schon den statistischen Geist gehabt, eine individuelle Volkszählung zu machen. Das heißt also, nun wird jedes Individuum als solches mit allen seinen persönlichen Eigenschaften verzeichnet, soweit die Neugierde — natürlich die legitime, die nicht mehr fragt, als sie zu wissen nöthig hat — in der Statistik reicht. Dadurch, dass man die individuellen Aufnahmen an die Stelle der summarischen gesetzt hat, ist man zu einem ganz außerordentlichen Fortschritte gekommen, der auf anderem Wege überhaupt nicht zu erreichen gewesen wäre. Man konnte nämlich nun jede beliebige Summe von Menschen unter den verschiedensten Gesichtspunkten verschieden gruppieren. Natürlich, solange man nur Summen, sagen wir von Häusern, Wohnungen oder von Bewohnern einer Gemeinde u. s. w. hatte, war es nicht möglich, die Summen anders zu differenzieren, als sie schon ursprünglich nach dem festgesetzten Plane differenziert werden mussten. Nachträglich konnte eine solche Summe nie mehr aufgelöst werden, abgesehen davon, dass sie auch gar nicht controliert werden konnte. Nunmehr, wenn man die Millionen Menschen auf ebenso vielen Millionen von Blättern hat, kann man sie wie ein Spiel Karten beliebig mischen und immer wieder unter einem Gesichtspunkte die gleichen zusammenlegen und auf diese Weise eine ganze Masse von individuellen Beziehungen der Menschen untereinander aufdecken, was früher unmöglich gewesen ist. Und nicht nur das; nun war auch die Möglichkeit gegeben, diese Dinge untereinander in jeder beliebigen Weise zu combinieren, also z. B. die männlichen 20jährigen Schneider, welche ledig sind — eine vierfache Combination. So in der Art nach allen Richtungen können Sie nun die gesammte Menschheit, die gezählt werden soll, beliebig zu Gruppen combinieren, die natürlich schließlich sociale Einheiten von besonderer Structur ergeben.[1])

[1]) Die elektrische Zählmaschine, welche gerade für solche Combinationen außerordentliches leistet, ist auch bei der Bearbeitung der Volkszählungsergebnisse für Cuba und Portorico angewendet worden.

Darin liegt nun der große Vorzug, welchen der amerikanische Census gegenüber dem spanischen hatte, und daher auch der große Vorzug, welchen der amerikanische Census in Cuba und Portorico gegenüber dem spanischen der vorangegangenen Zeit hatte, und diesen Ausgangspunkt möchte ich wählen, um Ihnen an einigen ausgewählten Beispielen zu zeigen, welchen Wert dieser amerikanische Census für uns hat. Ich sehe dabei aber von denjenigen Gesichtspunkten vollkommen ab, welche für uns, die wir hier unter der Fahne der Anthropologie zusammengekommen sind, von geringerer Bedeutung sind. Ich beschränke mich im Folgenden ausschließlich und allein auf die Darlegung jener Ergebnisse, welche sich mit den Verschiedenheiten der Rasse beschäftigen, und will nun die Verhältnisse der Weißen und der Farbigen in Cuba und Portorico in einigen markanten Ergebnissen darstellen.

Die Insel Cuba ist nach den letzten, allerdings noch nicht sehr exacten Vermessungen etwa 119.000 km^2 groß; Portorico hat nur etwas über 9000 km^2. Es ist also Cuba etwa dreizehnmal so groß wie Portorico. Die Bevölkerung beträgt in Cuba nach der letzten Volkszählung des Jahres 1899 nicht ganz 1·6 Millionen, in Portorico 953.000. Wenn Sie also die Fläche mit der Bevölkerung in Beziehung setzen, so entfallen in Cuba auf einen Quadratkilometer 13, in Portorico 120 Menschen. Cuba ist also so groß, wie etwa Mähren, Schlesien und Galizien zusammengenommen; Portorico ist ungefähr so groß wie Krain. Aber die Dichtigkeit der Bewohner ist in Cuba kaum halb so groß wie in Salzburg, welches das allerschwächst bevölkerte Land in Österreich ist, während die Dichtigkeit der Bevölkerung in Portorico ungefähr so groß ist wie die Böhmens, also eine sehr intensive. Das muss man sich gegenwärtig halten, wenn man gewisse Erscheinungen in der Structur der Bevölkerung auf den ersten Blick verstehen will.

In Cuba sind beinahe 52 Procent der Bevölkerung männlich, etwa 48 Procent weiblich, in Portorico sind die Männer ein wenig unter der Hälfte, nämlich $49^1/_2$ Procent, die Frauen also $50^1/_2$ Procent. Hier zeigt sich schon ein bedeutender Unterschied: Männerüberschuss auf der einen, Weiberüberschuss auf der andern Seite. Nebenbei bemerkt, die Vereinigten Staaten von Amerika haben einen Männerüberschuss, der zwar etwas kleiner ist als der in Cuba, nämlich 51·2 Procent, aber doch einen Männerüberschuss, der schon sehr bemerkbar ist. Das kleine Portorico hat also jedenfalls ganz andere Existenzbedingungen. Denn das darf man nicht übersehen, dass die ganz elementaren Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander das Resultat einer sehr complicierten Reihe von Ursachen sind.

Das zweite, was uns speciell in den Gegenden, von denen wir hier sprechen, interessiert, ist natürlich die Rasse. Da wird zunächst einmal schlankweg zwischen Weißen und Farbigen unterschieden.[1]) In Cuba machen die Weißen nach dem Census des Jahres 1899 etwa 68 Procent, die Farbigen ein klein wenig über 32 Procent aus, in Portorico die Weißen nicht ganz 62, die Farbigen etwas über 38 Procent. Wenn wir noch die Vergleichsziffer der Vereinigten Staaten nehmen, so sind daselbst 88 Procent Weiße gegen 12 Procent Farbige. Die Bewohner der neuen Acquisitionen sind also jedenfalls für die Vereinigten Staaten coloristisch viel interessanter als die Bewohner des eigentlichen Bundesstaates.

Diese Verhältnisse der Rasse sind es, die wir nun etwas näher analysieren wollen. Sprechen wir zuerst von Cuba.

Das Verhältnis von 68 : 32, wonach also die Farbigen etwas weniger als ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, ist nicht immer so gewesen. Das zeigen uns auch die spanischen Zählungen. Wenn wir die Reihe dieser älteren Zählungen zurückverfolgen, so kommen wir beim Jahre 1841 auf einen Punkt, wo das Minimum von Weißen und das Maximum von Farbigen bestanden hat, nämlich $41^1/_2$ Procent Weiße und somit $58^1/_2$ Procent Farbige. Dieses Verhältnis hat sich dann langsam verändert, so dass wir jetzt. wie gesagt, statt $58^1/_2$ Procent nur mehr 32 Procent Farbige haben.

In Portorico liegen die Dinge ähnlich, obwohl hier die Reihe der Zählungen nicht einmal soweit wie hinsichtlich Cubas zurückverfolgt werden kann. Aber bis zum Jahre 1860 zurück sind die Daten leidlich brauchbar, und da waren die Weißen und Farbigen beinahe im Gleichgewicht. Es haben also auch in Portorico die Weißen sehr bedeutend zugenommen und haben das farbige Element zurückgedrängt. Fragen wir weiter, wie es sich mit diesem farbigen Elemente verhält, so bekommen wir alsbald die Aufklärung über diesen Rückgang der Farbigen.

Die Farbigen waren bekanntlich schon in älterer Zeit zum Theil Freie, zum Theil Sclaven: erst nach dem Jahre 1877 ist die Sclaverei in Cuba und Portorico beseitigt worden. Wir haben

[1]) Die 14.614 Chinesen, welche auf Cuba gezählt worden sind, wurden bei der Bearbeitung den Weißen zugerechnet.

also zu fragen, ob diese Veränderung in dem socialen und Rechtszustande der Farbigen nicht einen Einfluss auf ihre Zahl gehabt hat. Das ist unleugbar und auch leicht nachzuweisen.

Im Jahre 1841 war in Cuba der niederste Stand der freien Farbigen, wo sie etwa nur ein Viertel aller Farbigen gegenüber drei Viertel farbiger Sclaven ausgemacht haben; im Jahre 1877, also im letzten Censusjahre vor der Aufhebung der Sclaverei, waren aber schon beinahe 56 Procent Freie und nur mehr 44 Procent Sclaven. Es ist zum mindesten sehr wahrscheinlich, dass durch die Aufhebung der Sclaverei die Anzahl der Farbigen überhaupt abgenommen hat, und zwar aus dem ganz concreten Grunde, weil sie nicht mehr importiert worden sind.

Gehen wir nun auf die wichtigsten einzelnen Kategorien innerhalb dieser beiden Gruppen der Rasse etwas näher ein, so sehen wir, dass die Männer, die in der Gesammtbevölkerung von Cuba, wie wir gehört haben, nahezu 52 Procent ausmachen, bei den Weißen über 54, bei den Farbigen nur 47 Procent betragen. Es gibt also da einen auffälligen Gegensatz. In der weißen Bevölkerung überwiegen die Männer, in der farbigen die Frauen.

Sehen wir, wie es mit den Civilstandsverhältnissen beschaffen ist. Von den Weißen sind $32^1/_2$ Procent verheiratet, von den Farbigen nicht ganz zehn Procent. Dabei ist es nicht ganz uninteressant, zu sehen, wie sich die beiden Geschlechter zu einander verhalten. Die weißen verheirateten Männer haben etwas weniger Antheil an der Gesammtzahl der Männer als die weißen verheirateten Frauen an ihrer Gesammtzahl. Ganz so, nur etwas weniger ausgeprägt, steht die Sache bei den Farbigen. Auch unter der farbigen weiblichen Bevölkerung sind mehr verheiratet als unter der farbigen männlichen. Analysieren wir diese Zahl der verheirateten noch etwas näher, indem wir alle jene ausscheiden, die noch nicht in Betracht kommen, nämlich die noch nicht 15 Jahre alt sind, so kommen wir natürlich denjenigen Verhältnissen noch näher, welche auf die Thatsache des Verheiratetseins einen besonderen Einfluss ausüben. Wir sehen dann, von den weißen Männern sind 30 Procent verheiratet, von den weißen Frauen 35 Procent, dagegen ist in der farbigen Bevölkerung diesbezüglich ein kleiner Unterschied. Die farbigen Männer haben einen etwas größeren Procentsatz Verheirateter als die farbigen Frauen, welcher Unterschied aber nur in geringen Decimalen ausgedrückt erscheint. Fragen Sie schließlich auch noch, wie es mit den Altersverhältnissen der Verheirateten bestellt ist, dann sehen Sie, dass die weißen Männer das Hauptcontingent in der Altersclasse zwischen 45 und 54 haben, die farbigen in einer früheren Altersstufe, nämlich zwischen 35 und 44, die weißen Frauen noch früher, nämlich zwischen 30 und 40, und die farbigen Frauen noch früher, nämlich zwischen 25 und 29 Jahren. Man kann also sagen, die Verhältnisse, die wir im Übrigen noch nicht näher definieren können, bringen es mit sich, dass am frühesten innerhalb der weiblichen farbigen Bevölkerung die Verheiratung eintritt; verhältnismäßig am spätesten bei den weißen Männern. Wenigstens ist die späteste Altersgruppe diejenige, in welcher die weißen Männer das größte Contingent bilden.

Nun können wir auch die Weißen noch etwas näher prüfen. Da unterscheiden wir die eingebornen Weißen und die zugewanderten Weißen und finden sehr auffällige Unterschiede. Innerhalb der eingebornen Weißen machen die Verheirateten nicht ganz 19 Procent aus, innerhalb der Fremden, d. i. der eingewanderten Weißen, beinahe 32 Procent. Die weißen Männer sind also fast doppelt so stark verheiratet, wenn sie eingewandert sind, als wenn sie einheimisch sind. In diese rein populationistischen Dinge spielt zweifellos schon sehr stark das wirtschaftliche Moment.

Wenn wir aber diesen Verhältnissen noch nicht allzu viel Bedeutung beimessen, so fragen wir uns noch nach dem Verhältnisse der Verheirateten innerhalb derjenigen Altersclassen, die überhaupt zum Heiraten geeignet sind. Scheiden wir wieder die Jungen bis 15 Jahre aus, so tritt auf einmal wieder hervor, daß die eingebornen Weißen und die eingewanderten Weißen nahezu gleich viel Verheiratete haben. Was ich also früher als eine Möglichkeit hingestellt habe, nämlich dass wirtschaftliche Factoren Einfluss nehmen, das wird hier sozusagen wieder ausgeschaltet und es stellt sich etwas anderes heraus. Die fremden, eingewanderten Weißen haben viel weniger Kinder, daher ist eine viel größere Quote von ihnen verheiratet, während bei den eingebornen Weißen, welche viel mehr Kinder haben, natürlich die Quote kleiner ist.

Wenn man aber den Zustand der ehelichen Gemeinschaft nicht strenge nach dem Buchstaben des Gesetzes oder nach den Vorschriften der Religion nimmt, so gibt es zweierlei Ehen: legitime und illegitime, und es liegt nahe, dass gerade in den Culturzuständen, die auf diesen Inseln sich vorfinden, die nicht legitime Ehe einen verhältnismäßig großen Antheil hat, und doch muss man auch solchen Geschlechtsverbindungen eine nahezu ebenso große gesellschaftliche Wirkung beimessen. Sie sind gewiss nicht so fest wie Ehen, aber sie sind doch etwas ganz

anderes als der Zustand des Ledigseins. Mit Recht ist daher auch untersucht worden, wie es sich mit diesen nicht vollkomen legitimen Verbindungen verhält, die einen gewissen Zuschlag zu den Ehen geben. Da zeigt sich, dass er nicht ganz gering ist. Unter den Weißen finden sich in Cuba nicht ganz fünf Procent in illegitimer Ehe, unter den Farbigen mehr als dreimal soviel; auf 100 rechtmäßig Verheiratete kommen unter den Weißen nur 23, unter den Farbigen 257 in illegitimer Ehe.

Eine Ergänzung dazu bilden die Verhältnisse der Witwen und die Witwer. Auf 100 Ehemänner entfallen bei den eingebornen Weißen etwa 20, d. h. ein Fünftel Witwer, bei den fremden Weißen 15, bei den Farbigen 17 Procent, dagegen haben die einheimischen weißen Frauen etwa halb soviel Witwen als verheiratete Frauen aufzuweisen. Bei den Fremdgebornen kommen auf 100 Ehefrauen 54 Witwen, bei den Farbigen sogar 58 Procent. Dieser große Unterschied gibt einigermaßen zum Nachdenken Anlass. Es ist ja unleugbar, dass eine analoge Erscheinung überall vorkommt. Es gibt überall mehr Witwen als Witwer. Es scheint aber doch, dass in Cuba die zweite Eheschließung für Frauen besonders erschwert ist, bei den fremden Weißen vielleicht deshalb, weil sie nicht wollen, bei den Farbigen, weil sie nicht können.

Die Kehrseite sind die Ledigen. Sie repräsentieren begreiflicherweise einen sehr bedeutenden Procentsatz. Interessant ist aber speciell jenes Verhältnis, das uns die Quoten der Ledigen in den einzelnen Altersclassen zeigen. Dass in jungen Jahren die Ledigen in der Gesammtbevölkerung sehr stark überwiegen, ist ja erklärlich. Daher haben wir auch zwischen 15 und 19 Jahren bei den weißen und farbigen Männern noch immer 99 Procent Ledige, bei den Frauen aber ist es doch schon ganz anders, da machen die Ledigen etwa 88 und 89 Procent aus. Nun, vom 20.Jahre an, ändern sich die Verhältnisse sehr rasch. Bei den weißen Männern tritt die Quote der Ledigen erst zwischen 30 und 40 Jahren so weit zurück, dass sie etwas weniger als die Hälfte ausmacht, bei den Farbigen sogar noch in einer etwas späteren Periode zwischen 35 und 40 Jahren; bei den weißen Frauen dagegen sind die 50 Procent, die Hälfte, schon ungefähr im 25. Jahre erreicht, und bei den farbigen Frauen nur etwas später, nämlich etwa im 27. bis 28. Jahre.

Damit sind diese demographischen Verhältnisse, soweit sie diese Volkszählung klargelegt hat, in ihren markantesten Thatsachen erschöpft. Nun will ich noch Einiges aus dem Gebiete des culturellen Lebens anfügen.

Die Kinder, welche in die Schule gehen, machen bei der weißen Bevölkerung $16^1/_2$, bei der farbigen beinahe 14 Procent der im Schulalter (5 bis 17 Jahre) stehenden Bevölkerung aus. Es ist also auch mit der Schulbildung der Farbigen nicht viel schlimmer bestellt als mit den Weißen, wenn schon die Schulfrequenz absolut genommen, recht gering ist. Daher ist denn auch im allgemeinen die Quote der Analphabeten doch sehr groß; bei den weißen Männern beinahe die Hälfte, bei den weißen Frauen schon mehr als die Hälfte, bei den farbigen Männern aber schon nahezu drei Viertel, und bei den farbigen Frauen über drei Viertel der über 10 Jahre alten Bevölkerung. Diejenigen, welche lesen und schreiben könnnen, sind bei der farbigen Bevölkerung am stärksten mit 40·6 Procent zwischen 20 und 24 Jahren vertreten und nehmen dann immer ab, bei den Weißen ist das Maximum mit 55·3 Procent doch erst zwischen 25 und 30 Jahren; freilich wird man vielleicht auch dem Umstande Rechnung tragen müssen, dass erst die letzte Generation mehr für die Schule der Farbigen gethan hat; aber zum mindesten wird auch die geringe Nachhaltigkeit des Schulunterrichts hier in Rechnung gezogen werden müssen; während bei den Weißen die »literates« aller Altersclassen vom 15. Lebensjahre an die Majorität haben, nehmen sie bei den Farbigen in den höheren Altersclassen sehr rasch ab, so dass schon im Alter zwischen 45 bis 54 Jahren nur mehr 15·6 Procent, von 55 bis 64 Jahren nur mehr 10·7 Procent und in höherem Alter nur mehr 7·4 Procent der Farbigen lesen und schreiben können.

Sehr interessant sind die Verhältnisse, welche den Erwerbstand der Rassen betreffen.

Wenn wir für Cuba die Verhältnisse derjenigen, die erwerbsthätig sind, untersuchen, so haben wir unter den Weißen 38 Procent, unter den Farbigen 42 Procent, also etwas mehr; dieses »Mehr« setzt sich so zusammen, dass die farbigen Frauen viel mehr erwerbsthätig sind, wie die weißen; bei den weißen Frauen machen die erwerbsthätigen noch nicht einmal vier Procent, bei den farbigen dagegen schon über 18 Procent, während die weißen und farbigen Männer in Bezug auf die Erwerbsthätigkeit ziemlich gleich stehen. Und wenn man noch unter den Weißen zwischen einheimischen und fremden unterscheidet, so kommt man zu einem noch merkwürdigeren Resultate. Die weiße einheimische männliche Bevölkerung hat nur 61 Procent Erwerbsthätige, die weiße fremdgeborne, also die eingewanderte 96 Procent; da sind also sehr wenige

andere Menschen unter den Männern als solche, die selbst erwerbsthätig sind. Bei den Frauen sind die einheimischen mit drei, die fremden mit zehn Procent Erwerbsthätigen vertreten. Also auch unter der eingewanderten weißen weiblichen Bevölkerung ist viel mehr Erwerbsthätigkeit als unter der einheimischen.

Wollen wir aber bei der Beurtheilung der Erwerbsthätigkeit noch die Altersclassen mitberücksichtigen, so finden wir Folgendes: Die einheimischen weißen Männer zeigen uns einen Altersaufbau der Erwerbsthätigen, der im Ganzen genommen gut verläuft, also im ersten Decennium des Lebens nicht einmal ein Procent, im zweiten doch schon über die Hälfte und von da an 90 bis 99 Procent. Die fremden weißen Männer haben allerdings in den ersten zehn Lebensjahren auch sehr wenige, aber doch schon 2 Procent, die erwerbsthätig sind als Kinder unter 10 Jahren; zwischen 10 und 14 Jahren haben sie schon 58 Procent dieser Altersclasse als erwerbsthätig und dann durch die ganze Reihe der Altersclassen hindurch immer 97, 98, 99 Procent. Die farbigen Männer stehen in der Mitte; sie haben auch schon in den ersten zehn Lebensjahren mehr als 1 Procent erwerbsthätige Knaben, in der Alterclasse zwischen 10 und 14 Jahren schon etwa 44 Procent und dann ungefähr ebenso ein Maximum, wie bei den einheimischen Weißen. Dass im allgemeinen die Frauen einen geringeren Procentsatz der Erwerbsthätigen haben, ist selbstverständlich; die einheimischen weißen Frauen bringen es aber in keiner Altersclasse über fünf Procent; die fremden weißen Frauen dagegen haben schon in den Altersclassen zwischen 25 und 34 Jahren über 13 Procent Erwerbsthätige; die farbigen Frauen haben noch viel mehr, diese sind schon vom 15. Lebensjahre an sehr stark erwerbsthätig, und haben 20 Procent erwerbsthätige vom 15. Lebensjahre an, 30 und mehr Procent im 45. Lebensjahre. Da sehen Sie also den großen wirtschaftlichen Unterschied zwischen der weißen und farbigen Bevölkerung am deutlichsten ausgedrückt.

Werfen wir nun auch noch einen Blick auf Portorico.

Ich habe schon erwähnt, dass in Portorico die Weißen zwar auch stark im Übergewichte sind, nämlich mit beinahe 62 Procent gegenüber 38 Procent Farbigen, aber doch bei weitem nicht so stark wie in Cuba. Doch auch in Portorico hat sich die Entwicklung ungefähr so vollzogen wie in Cuba. Wir können bis zum Jahre 1802 zurückschauen, wobei allerdings die Daten der älteren Jahre ziemlich unsicher sind, und wir sehen ein Maximum der farbigen Bevölkerung im Jahre 1827 mit etwa $50^1/_2$ Procent gegenüber $49^1/_2$ Procent der weißen Bevölkerung, und von da an nehmen die Farbigen immer ab, mit einer Ausnahme, die nicht ganz aufgeklärt ist. Der spanische Census des Jahres 1897 hat nämlich die niederste Ziffer der Farbigen ergeben, nämlich $35^1/_2$ Procent gegen $64^1/_2$ Procent Weiße, während der amerikanische Census etwas über 38 Procent Farbige ermittelt hat. Zwei Möglichkeiten stehen da offen. Die eine ist die — und das lieben die Amerikaner zu sagen —, der Census vom Jahre 1897 sei schlecht gewesen. Es ist aber eigentlich nicht recht einzusehen, warum der Census vom Jahre 1897 schlechter gewesen sein soll als der vom Jahre 1887, da man nicht annehmen kann, dass die Verwaltung in Portorico so zurückgegangen ist, und man auch nicht annehmen kann, dass die kriegerischen Ereignisse ihre Schatten vorausgeworfen hätten. Es scheint also, dass wirklich eine Bewegung eingetreten ist, und zwar eine Bewegung, die wesentlich darin bestehen musste, dass die Weißen aus Portorico fortgegangen sind, was ich nicht weiß. Jedenfalls dürfte aber diese kleine Differenz schon ausgeglichen sein. Ich zweifle nicht, dass die weitere Entwicklung so verlaufen wird, wie bisher: die Weißen nehmen zu, die Farbigen nehmen ab.

Bei Portorico kann ich auch noch ein neues ethnographisches Moment vorbringen. Man hat hier den Unterschied zwischen Negern und Mulatten näher verfolgt. Die Mulatten machen in Portorico von der gesammten farbigen Bevölkerung etwa $83^1/_2$ Procent aus, bilden also weitaus die Übermacht. Verfolgen wir die Dinge zurück bis zum Anfange des XIX. Jahrhunderts, so sehen wir, dass sie zwar etwas zugenommen haben, aber nicht erheblich; denn schon im Jahre 1812 waren es angeblich 80 Procent unter den gesammten Farbigen, welche Mischlinge waren, so dass die Steigerung der Mischlingsquote eine ziemlich geringe ist. Es scheint also, dass die Mischung zwischen Weißen und Farbigen jedenfalls nicht zugenommen hat; denn die Mischung zwischen den Farbigen untereinander wird nicht so sehr zu beobachten sein.

Das Geschlechtsverhältnis weist zwischen Weißen und Farbigen ähnliche Unterschiede auf wie in Cuba; die ersteren haben in Portorico 53·5 Procent Männer, die letzteren 48·4 Procent. Bei den Negros und Mulatten ist der Weiberüberschuss noch größer, 52·3 Procent, beziehungsweise 53·7 Procent. Ferner bekommen wir aus dem Census von Portorico einen nicht uninteressanten Aufschluss über das, was ich früher schon als Vermuthung angedeutet habe, nämlich

in Bezug auf die Zuwanderung. In Portorico sind beinahe 60 Procent aller über 21 Jahre alten Weißen in Portorico selbst geborn; in Spanien geborene sind nicht ganz 3 Procent, in anderen Ländern geborene nur etwas über 1 Procent, so dass mit den 36 Procent der Farbigen zusammen die Summe sich erschöpft. Hier ist also eine starke Zuwanderung nicht in dem Maße zu beobachten als in Cuba, was bei der außerordentlich dichten Bewohnung, welche Portorico gegenüber Cuba aufweist, begreiflich ist.

Die übrigen demographischen Verhältnisse sind ziemlich ähnlich.

Was die Schulbildung anbetrifft, so sind die Verhältnisse im allgemeinen auch ähnlich, wie in Cuba. Die Weißen schicken aber hier doch nur beinahe 9 Procent, die Farbigen $6^1/_2$ Procent der Bevölkerung zwischen 5 bis 17 Jahren in die Schule; es ist also die Schulfrequenz hier noch erheblich geringer als in Cuba, ohne Unterschied der Farbe. Die Kenntnis des Lesens ist in Portorico daher auch weniger verbreitet als in Cuba, und zwar sowohl bei den Männern wie bei den Frauen, sowohl bei den Weißen wie bei den Farbigen; die farbigen Frauen, die in Bezug auf Schulbildung am niedersten stehen, haben nur 14·2 Procent ihrer gesammten über zehn Jahre alten Anzahl aufzuweisen, welche lesen können; die farbigen überhaupt 15·6 Procent, die weißen Frauen $23^1/_2$, die weißen Männer 30·8, die weißen überhaupt 27 Procent.

Die Negros, welche also hier besonders unterschieden sind, machen in ganz Portorico nur einen verhältnismäßig kleinen Theil aus, es sind in absoluter Zahl 59.000 von 950.000, d. i. etwa 6 Procent und 16 Procent der Farbigen. Die Mulattos dagegen sind mit einer Gesammtzahl von mehr als 300.000 vertreten. Wenn wir diese Unterscheidung auch für die Schulbildung untersuchen, so kommen wir zu der merkwürdigen Thatsache, dass die Negros am meisten Kinder in die Schule schicken, viel mehr als die Mulattos,[1]) und selbst als die Weißen; es scheint, dass hier, was so oft zu beobachten ist, auch wieder eintritt, dass die Mischlinge doch am wenigsten die Voraussetzung, als allgemeine Culturträger zu gelten, haben.

Was endlich die Erwerbsverhältnisse anbetrifft, so sind sie ähnlich gelagert, wie in Cuba: unter den Weißen sind 32 Procent, unter den Farbigen 35 Procent Erwerbthätige. Weitaus den größten Procentsatz, 92 Procent ihrer Gesammtzahl, weisen die auswärtigen weißen Erwerbthätigen aus — es ist also da wieder der beinahe absolute Mangel an Kindern sofort erkennbar — bei den einheimischen weißen Männern sind 56 Procent, bei den einheimischen weißen Frauen 7 Procent und bei den fremden Frauen $9^1/_2$ Procent erwerbthätig. Die Abstände sind also ungefähr dieselben, und es ist klar, dass die Erwerbsverhältnisse verwandt sein müssen, da sie auch eine solche Gliederung der Berufsverhältnisse nach dem Alter zeigen. Dass die Altersverhältnisse auch hier ungefähr zu denselben Abstufungen führen, das zeigt sich auch darin, dass die einheimischen weißen Frauen das Maximum ihrer Erwerbsthätigkeit in den Jahren 15 bis 19 haben, die fremden weißen Frauen zwischen 20 und 24 Jahren, während die farbigen Frauen erst zwischen dem 35. und 44. Jahre, also in einer Periode, in welcher die weißen Frauen schon bedeutend von ihrem Antheile am Erwerbe abgenommen haben, das Maximum ihrer Erwerbsthätigkeit haben.

Nun nur noch ein paar Vergleichungen, die eigentlich auch eine Art Recapitulation sind, zwischen Cuba und Portorico, um sozusagen ein Facit in Bezug auf diejenigen Verhältnisse zu ziehen, auf die es in letzter Beziehung ankommt.

Cuba hat mehr Männer, aber doch nur infolge des Übergewichtes derselben innerhalb der weißen Bevölkerung; Portorico bei allen Rassen (mit Ausnahme der sehr wenig zahlreichen Chinesen) einen Weiberüberschuss (Vgl. Tabelle I).

Cuba hat bei Weißen und Farbigen einen viel kleineren, ja einen anormal kleinen Antheil von Kindern im Vergleich zu Portorico; dieses sogar größere Quoten der Kinderbevölkerung bei Weißen und Farbigen als die Vereinigten Staaten von Amerika. Abgesehen von der ersten Altersgruppe aber baut sich die Alterspyramide in beiden Gebieten ziemlich regelmäßig auf, nur dass die mit 50, 60 und 80 Jahren beginnenden Gruppen kleine Aussprünge sowohl in Cuba wie in Portorico aufweisen, welche in dem Altersaufbau der Vereinigten Staaten fehlen, und überhaupt als, auch sonst weitverbreitete und den Fachmann nicht überraschende, Zählungsfehler sich darstellen (vgl. Tabelle II).

Wir haben in Cuba unter den Weißen 38 Procent Erwerbtreibende kennen gelernt, unter den Farbigen 42 Procent, in Portorico unter den Weißen 32 Procent, unter den Farbigen 35 Procent; in den Vereinigten Staaten, welche ich zum Vergleiche noch heranziehen will, sind aber $35^1/_2$ Procent unter den Weißen, fast 42 Procent unter den Farbigen. Sie sehen also, Portorico

[1]) Das Censuswerk (S. 85) bezweifelt die Richtigkeit der Angaben bezüglich der Negros.

und Cuba bilden gewisse Gegensätze, zwischen welchen, was das Verhältnis der Weißen und Farbigen im Erwerbe anbetrifft, die Vereinigten Staaten eine Art von Mittelstellung einnehmen. Sodann ist zu ersehen, dass die männliche weiße Bevölkerung in Cuba in Bezug auf die Erwerbsthätigkeit im allgemeinen ungleich stärker vertreten ist, als in Portorico, 68·4 Procent gegen 57 Procent, während sich die weibliche weiße Bevölkerung gerade umgekehrt verhält, 3·6 Procent gegen 7·5 Procent. Die farbigen Männer sind in beiden Staaten ungefähr im selben Verhältnisse wie die weißen erwerbthätig; die farbigen Frauen dagegen machen in Cuba einen viel größeren Procentsatz, 18·2 Procent, aus als in Portorico, 13·8 Procent, und übertreffen daher auf beiden Inseln die Quote der erwerbthätigen weißen Frauen sehr bedeutend (Vgl. Tabelle III.)

Ich könnte dann endlich auch noch auf einige andere verwandte Gebiete hinweisen, um Ihnen zu zeigen, welche Ausnahmsstellung Portorico und Cuba im mittelamerikanischen Inselgebiete einnehmen. Wenn wir uns erinnern, dass wir für Cuba 68 Procent Weiße und 32 Procent Farbige, für Portorico 62 Procent Weiße und 38 Procent Farbige gefunden haben, so werden wir einigermaßen die Wichtigkeit dieser Vertretung des weißen Elementes ermessen, wenn wir z. B. sehen, dass in Bermudas nur 38 Procent Weiße und beinahe 62 Procent Farbige sind, dass in Barbados noch nicht einmal 9 Procent Weiße 91 Procent Farbigen gegenüberstehen und dass die anderen Inseln des grossen Archipels noch niedrigere Ziffern aufzuweisen haben.[1]) Damit ist ja bei weitem nicht alles erschöpft, was ich Ihnen über diese Rassenverhältnisse auf Grund der beiden Censuse sagen könnte, aber ich denke doch, dass zweierlei daraus resultiert:

Erstens materiell, dass in Cuba sowohl wie in Portorico wesentliche Voraussetzungen für ein gutes Gedeihen der weißen Bevölkerung und der Entwicklung ihrer demographischen Momente sich ergeben, und

zweitens, dass die Vereinigten Staaten, indem sie die That eines Census auf diesen beiden Inseln vollführt haben, ein sehr starkes Argument zu Gunsten ihrer Herrschaft auf diesen Inseln beigebracht haben.

Tabelle I.

Procente der Bevölkerung nach Geschlecht und Rassen.

Rassen	Portorico		Cuba	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Weiße	49·9	50·1	53·5	46·5
Farbige	48·9	51·1	48·4	51·6
Negros	49·0	51·0	47·7	52·3
Mischlinge	48·9	51·1	46·3	53·7
Chinesen	83·0	12·0	98·9	1·1
Zusammen	49·5	50·5	51·8	48·2

Tabelle II.

Procente der Rassen nach Altersgruppen.

Altersgruppen	Portorico		Cuba		Vereinigte Staaten	
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige
0— 4	15·8	15.8	8·2	8·5	12·0	13·9
5— 9	14·8	15·4	14·6	14·0	11·8	14·5
10—14	12·9	13·3	14·2	13·5	10·9	13·7
15—19	9·8	9·8	11·7	10·7	10·3	11·6
20—24	9·4	9·1	10·4	8·5	9·9	9·8

[1]) Jamaica 97·7 Procent, Leewardsinseln 96 Procent, St. Vincent 94 Procent, Turks und Caicos 91·9 Procent, Barbados 91·4 Procent, Bahama 74·7 Procent Farbige.

Altersgruppen	Portorico		Cuba		Vereinigte Staaten	
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige
Fortsetzung.						
25—29	8·9	8·7	9·2	7·7	8·5	7·7
30—34	6·9	6·5	7·9	6·9	7·6	5·7
35—39	5·1	4·8	6·6	5·8	6·3	5·6
40—44	4·7	4·6	5·4	5·5	5·2	4·2
45—49	2·8	2·7	3·7	4·0	4·5	3·7
50—54	3·4	3·6	3·1	4·7	3·8	3·1
55—59	1·6	1·6	1·9	2·7	2·8	1·9
60—64	1·9	2·0	1·6	3·4	2·4	1·8
65—69	0·7	0·7	0·7	1·3	1·7	1·1
70—74	0·6	0·7	0·5	1·3	1·2	0·8
75—79	0·2	0·2	0·2	0·4	0·7	0·4
80—84	0·3	0·3	0·1	0·6	0·3	0·3
85—89	0·1	0·1	—	0·1	0·1	0·1
90—94	0·1	0·1	—	0·2	—	0·1
95—99	—	—	—	0·1	—	—
100	—	—	—	0·1	—	—
Zusammen	100·0	100·0	100·0	100·0	100·0	100·0

Tabelle III.

Procente der erwerbthätigen Bevölkerung.

Land	Männer		Frauen		Im Ganzen	
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige
Portorico	57·0	56·7	7·5	13·8	32·1	34·8
Cuba	68·4	67·6	3·6	18·2	38·3	42·1
Vereinigte Staaten	58·9	57·4	11·0	25·8	35·5	41·8

5. Herr Dr. Wilhelm Hein hält einen Vortrag über

Die Ceremonie des neuen Feuers bei den Hopi-Indianern

nach einer von J. Walter Fewkes veröffentlichten Untersuchung. Den Inhalt des Vortrages gibt der Literaturbericht in diesen »Mittheilungen«, S. 107.

Außerordentliche Versammlung am 16. April 1901.

Herr Universitätsprofessor Dr. Eduard Seler (Berlin) hält einen Vortrag über

Die neuen Ausgrabungen am Orte des großen Tempels in México.

Dieser Vortrag wird als Abhandlung erscheinen.

Außerordentliche Versammlung am 19. April 1901

im Saale des Ingenieur- und Architektenvereines.

Vorsitzender: Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende gibt der äußerst zahlreichen Versammlung ein in großen Zügen entworfenes Bild von der Bedeutung altmexikanischer Forschungen, welche durch die bahnbrechenden Arbeiten des Herrn Universitätsprofessors Dr. Eduard Seler einen hohen Aufschwung genommen haben, und begrüßt die Gattin des Gelehrten, die nicht nur die treue Begleiterin auf seinen Reisen war, sondern auch selbst schriftstellerisch thätig ist.

2. Frau Cäcilie Seler (Berlin) hält einen Vortrag,

Reisebilder aus México und Guatemala

mit Vorführung von Skioptikonbildern,

von dem sie nachfolgenden Auszug mittheilt:

Da es nicht möglich ist, im Rahmen eines Vortrages die ausführliche Beschreibung einer Reise zu geben, die sich über ein Jahr und acht Monate ausdehnte, so konnte ich nur einige flüchtige Eindrücke schildern, gleichsam mit Hilfe des Skioptikons ein Bilderbuch aufblättern. Doch glaubte ich in einer kurzen Einleitung einiges über die Bewohner der durchreisten Länder sagen zu müssen, da die Bezeichnung Indianer allzu leicht Missverständnisse hervorzurufen geeignet ist.

Die Eingebornen von México und Guatemala waren schon zur Zeit der spanischen Eroberung ansässige, ackerbautreibende Leute mit Ausnahme des von schweifenden Jägerstämmen erfüllten Nordens der heutigen Republik México, der aber den alten Mexikanern vermuthlich ganz unbekannt war. Sie haben sich daher auch den neuen Verhältnissen gegenüber besser behaupten können als die Indianer Nordamerikas und sind nicht etwa eine aussterbende, dem Untergange geweihte Rasse wie diese, sondern ein in steter Vermehrung begriffenes Volk, das seine alten Sprachen spricht und in der Weise seiner Vorfahren fast unverändert weiterlebt. Vielfach natürlich hat Mischung mit Europäern stattgefunden, und je stärker in dieser das einheimische Blut überwiegt, umso besser ist sie. Vielfach auch sind die Indianer hispanisiert worden in Sprache, Tracht und Sitten; aber es gibt Gegenden, wo sie in compacten Massen beieinander wohnen und sich misstrauisch gegen das Eindringen fremder Elemente wehren. Es wäre jedoch ein großer Irrthum, anzunehmen, dass das indianische Element etwa nicht bildungsfähig in unserem Sinne sei. Bis in die höchsten Staatsämter hinauf und unter den Gelehrten des Landes finden wir theils Vollblutindianer, theils Mischlinge, bei denen das einheimische Blut stark überwiegt.

Die Bilder führten zunächst nach dem Patzcuarosee in Michoacan, wo noch heute der Stamm der Tarasca wohnt, die ihre Unabhängigkeit von dem Aztekenreich bis zur Conquista bewahrten und eine dem Mexikanischen fernstehende Sprache reden. Es folgten Straßenbilder und Alterthümer aus Oaxaca. Ferner eine längere Reihe von Bildern aus dem Bergland der Mixteca Alta und vom Isthmus von Tehuantepec. Einige Landschaften, Städtebilder, Alterthümer verschiedener Art und ein paar Gruppen von Indios führten durch Chiapas bis zur guatemaltekischen Grenze. Da wir in deren Nähe längere Zeit zum Zwecke von Ausgrabungen verweilten, zeigte ich auch ein paar Landschafts- und Alterthumsaufnahmen aus Chaculá und daran anschließend aus der Sierra Madre, die man in einer Höhe von nahezu 11.000′ überschreiten muss, um die Hauptstadt von dieser Seite zu erreichen. Von der Stadt Guatemala aus unternahmen wir längere und kürzere Ausflüge nach verschiedenen Richtungen, von denen ich zunächst die Gegend vorführte, die sich um den Fuß der beiden Vulcane Agua und Fuego gruppiert, d. i. einerseits an der Nordseite die alte, durch Erdbeben zerstörte Hauptstadt, unter dem Namen La Antigua bekannt, und ferner die Kaffeeregion an dem herrlichen Südabhang des Fuego, die sich bis zur heißen Ebene hinabzieht, nach Santa Lucia Cozumalhuapa, wo uns archäologische Arbeiten einige Zeit fesselten.

Zum Schlusse führte ich einige der prachtvollen, inmitten einer wundervollen Umrahmung von tropischem Urwalde märchenhaft anmuthenden Denkmäler von Quiriguá vor, jener Monolithen, die einen Begriff geben von dem Geschick und Kunstfleiß einer verschwundenen Culturepoche, deren Deutung wohl noch manches zur Aufhellung des Dunkels beitragen wird, das über jener Zeit zum Theil noch lagert.

Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 10. Mai 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Karl Freiherr v. Schlosser, Arthur Freiherr Schwäger von Hohenbruck.

Der erste Secretär theilt mit, dass der für das Jahr 1901 zur Verfügung stehende Fond für praktische Arbeiten sich aus folgenden Posten zusammensetzt:

Rest vom Vorjahre	*K*	107·78
Subvention Sr. Majestät	»	2000·—
und Subvention des hohen Ackerbauministeriums	»	400·—
Er weist demnach eine Gesammtsumme von	*K*	2507·78 auf.

Es erfolgt hierauf die Berathung über die vorliegenden Arbeitspläne und Subventionsgesuche.

Ausschuss-Sitzung am 10. Mai 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Dr. Josef Karabacek, Felix Karrer, Dr. Otto Müller, Karl Freiherr v. Schlosser, Dr. Leopold v. Schroeder, Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck, Dr. Sigmund Wahrmann.

1. Gestorben sind das Ehren- und unterstützende Mitglied

Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer in Graz,

das unterstützende Mitglied

Stefan Delhaes, Historienmaler in Wien,

und die wirklichen Mitglieder

Dr. Karl Maria Faber in Graz und

Leopold Rosenberg in Wien.

Ausgetreten ist das wirkliche Mitglied

Dr. Ludwig Schaffer, k. u. k. Regimentsarzt i. P. in Wien.

Aufgenommen werden als wirkliche Mitglieder

Dr. Eduard Braun, Director des Kaiser Franz Josephs-Museums in Troppau,
Anna Chamberlain, Schriftstellersgattin in Wien,
Salo Cohn, Privatier in Wien (als lebenslängliches Mitglied),
Bartholomäus Hutter, k. k. Oberbergrath in Salzburg,
Emerich Kohn, stud. phil. in Wien,
C. E. Landgren in Helsingborg (Schweden) und
Dr. Wilhelm Anton Neumann, k. k. Universitätsprofessor in Wien.

2. Der erste Secretär legt die Vorschläge des Comités für praktische Arbeiten für die im Jahre 1901 vorzunehmenden Grabungen und Forschungen vor.

Es wird folgende Vertheilung des Fondes beschlossen:

Herrn Custos Josef Szombathy für Ausgrabungen in Krain . . .	*K*	800·—
Herrn Lehrer Ludwig Mattula in Unter-Retzbach für Erdstallforschungen	»	100·—
Herrn Prof. Karl Fuchs in Kronstadt für Bauernhausforschungen im Gömörer Comitat	»	150·—
Herrn Lehrer J. R. Bünker in Ödenburg für Aufnahmen von Brennöfen in Stoob und von Bauernhäusern in Mörbisch am Neusiedler See	»	100·—
Für Anfangsarbeiten zur Auffindung der vermutheten prähistorischen Ansiedlung auf dem Hallstätter Salzberg	»	200·—
Als Reservefond verbleibt ein Betrag von	»	1157·75

Die Bewilligung des Betrages von *K* 200·— für versuchsweise Grabungen bei Hallstatt erfolgte auf Grund eines Schreibens des Herrn Sanitätsrathes Dr. A. Lissauer in Berlin vom 15. Februar 1901 an den Präsidenten, in welchem es heißt:

»Es handelt sich darum, die Wohnungen der alten Hallstatt-Bevölkerung oben am Salzberg aufzufinden. Nach Ansicht des erfahrenen Obersteigers Isidor Engl in Hallstatt, der bei allen bisherigen Ausgrabungen dort oben zugegen gewesen ist, müssen diese Wohnungen an der Stelle gesucht werden, wo bereits die Balkenconstruction eines Hauses früher aufgedeckt ist, dessen Dach ich wahrscheinlich vor zwei Jahren nicht weit davon, unter der von oben herabgeschwemmten Erde bloßgelegt hatte. Nach seiner Meinung sind im Laufe der Jahrtausende von oben herab riesige Erdmassen auf die alten Wohnstätten hinabgeschwemmt worden, welche man erst wieder abfahren muss, um auf die Häuser zu kommen. Um nun damit einen Anfang zu machen, würde es genügen, wenn etwa zehn Personen in der besten Jahreszeit, Juli-August, oben mit dem Spaten vorsichtig arbeiteten, natürlich unter Leitung eines Sachverständigen, den Sie hinschicken müssten, und der oben sich gänzlich einquartierte. Herr Engl will mit seinem Rath die Gesellschaft unterstützen, aber nicht oben bleiben. Daher ist es wohl am besten, die Gesellschaft forderte ihn direct zu einem Gutachten und Voranschlag auf.«

3. Der erste Secretär berichtet über die Vorarbeiten für die Excursionen nach Linz-Hallstatt, Krems-Göttweig und Kreuzenstein-Ober-Gänserndorf.

4. Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien sendet ein Dankschreiben für die Begrüßung durch den Herrn Vicepräsidenten Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl bei der Feier ihres 50jährigen Bestandes.

Herr Émile Guimet, Director des Musée Guimet in Paris, dankt für seine Ernennung zum Ehrenmitglied.

Der Vorstand der Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie der 75. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg im September 1901 übermittelt eine Einladung.

Herrn P. Lambert Karner wird für seine von der hohen Akademie der Wissenschaften unterstützte Arbeit über Erdställe die angesuchte leihweise Überlassung von Zinkstöcken bewilligt.

Herrn Rath Felix Kanitz wird für die angebotene Überlassung von Schriften, die für die Geschichte der Gesellschaft von Wert sind, der Dank ausgesprochen.

Der Bibliothekar des Anthropological Institute in London, Herr N. W. Thomas, übersendet ein Rundschreiben, in welchem er vorschlägt, eine jährliche Bibliographie auf gemeinsame Kosten der verschiedenen anthropologischen Gesellschaften herauszugeben.

Die Société d'Anthropologie in Paris theilt mit, dass sie sofort nach jeder Sitzung ein kurzes Resumé an die Schwestergesellschaften versendet, und ersucht um Einhaltung des gleichen Vorganges von Seiten der anderen Gesellschaften.

Dem Koninklijk Instituut voor Taal-, Land- en Volkenkunde im Haag werden auf Ansuchen die Bände II—X kostenfrei überlassen.

Excursion nach Mödling am 12. Mai 1901.[1])

Diese gemeinsam mit dem Wissenschaftlichen Club unternommene Excursion galt der für diesen Tag anberaumten Eröffnung des Localmuseums der Ortsgruppe »Mödling« des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde, der Besichtigung der prähistorischen Wälle auf dem Kalenderberg und auf dem Frauenstein, der Missionsanstalt St. Gabriel und der Schädelsammlung im Hyrtl'schen Waisenhaus.

An dem Ausfluge nahmen 47 Herren und Damen mit dem Herrn Vicepräsidenten Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl an der Spitze theil, die am Mödlinger Bahnhofe von zwei Mitgliedern der Ortsgruppe »Mödling«, dann von Vertretern der Hauptgruppe »Baden« und der Ortsgruppen »Fischau« und »Kaltenleutgeben« des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde unter Führung unseres Mitgliedes Herrn Franz Skribany begrüßt wurden. Nach einem kurzen Frühstück im Gasthof »zur Krone« begaben sich die Theilnehmer in das Museum, das sich in den unteren Räumen einer Schule befindet. Dort wurden sie von Herrn Vicebürgermeister Vincenz Geyeregger mit den Gemeinderäthen und von Herrn Prof. P. Wilhelm Schmidt, dem Vertreter des Missionshauses St. Gabriel, erwartet. Der Herr Vicebürgermeister hielt hierauf folgende Ansprache:

»In Verhinderung unseres Bürgermeisters Herrn J. Thoma, welcher in Angelegenheit der hier zu erbauenden Militärakademie für heute Vormittag zum Kriegsministerium nach Wien be-

[1]) Dieser Bericht ist nach verschiedenen Mittheilungen zusammengestellt. Vgl. auch die »Mödlinger Zeitung«, Nr. 20, 1901. (Die Red.)

rufen wurde, gereicht es mir zur besonderen Ehre, mich einer sehr angenehmen Aufgabe zu entledigen, und zwar der ehrenvollen Aufgabe, Sie, meine hochverehrten Herren der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs in Wien, nebst den hier anwesenden Herren der Niederösterreichischen Landesfreunde namens der l. f. Stadt Mödling auf das freundlichste zu begrüßen und willkommen zu heißen.

Nehmen Sie, hochverehrte Anwesende, die Versicherung entgegen, dass die Gemeinde Mödling den heutigen Tag mit großen Lettern verzeichnen wird, an welchem sich Männer zusammengefunden haben, an welchem sich Capacitäten der Wissenschaft, Capacitäten der Geschichte der

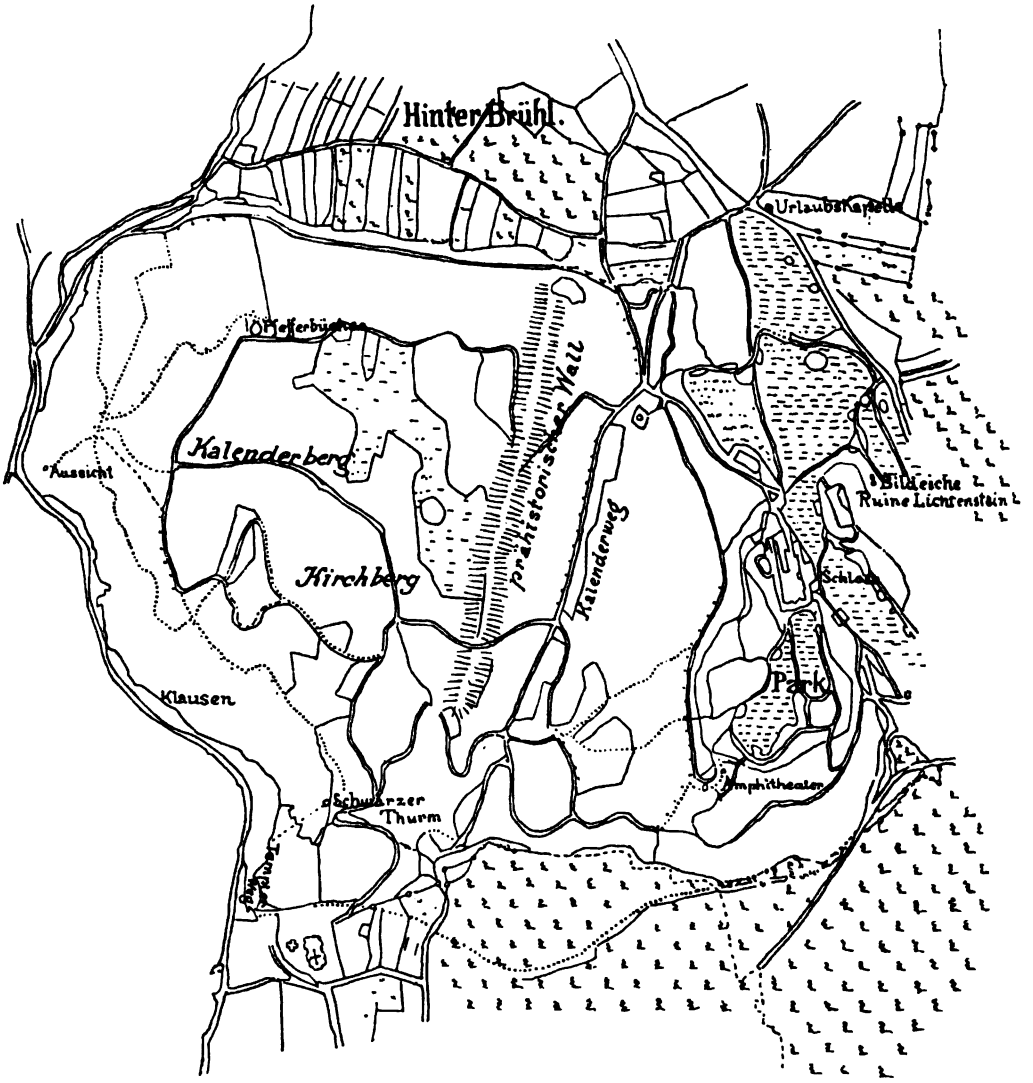


Abb. 38. Lage des prähistorischen Walles auf dem Kalenderberg.

Mühe unterzogen haben, sich nach unserem alten Mödling zu begeben, um unser, wenn auch noch kleines Museum, mit Sammlungen aus prähistorischem Gebiete zu besichtigen, was wohl für die Gemeinde Mödling und deren Geschichte für die Folge von großer Bedeutung und eminentem Vortheile sein wird und so manchen und vielen eine Anregung geben dürfte, sich für die gute Sache, die nicht nur wir, sondern auch unsere Nachkommenschaft in der Zukunft zu schützen wissen werden, zu interessieren und dafür einzutreten. Ebenso bitte ich Sie, meine hochverehrten Anwesenden, überzeugt zu sein, dass die Gemeinde Mödling und deren Vertretung dem Vereine der niederösterreichischen Landesfreunde stets wohlwollend und sympathisch gegenübersteht, und

ich glaube dies am besten dadurch zu documentieren, dass die Gemeindevertretung das seinerzeitige Ersuchen des Vereines wegen Überlassung eines Locales sofort mit Freuden begrüßte und in der nächsten Sitzung den einhelligen Beschluss gefasst hat, dieses, wenn auch noch kleine und sehr bescheidene Local sofort zu überlassen.

Ebenso können Sie schon heute versichert sein, dass, wenn die Bedürfnisse des Vereines nach einem größeren Locale sich fühlbar machen werden, die Gemeinde nicht ermangeln wird, auch diesem Wunsche nachzukommen.

Um nun endlich zur Eröffnung unseres Museums zu schreiten, glaube ich keine bessere Gelegenheit zu finden und der Eröffnung kein würdigeres Gepräge geben zu können, als desjenigen zu gedenken, welcher uns allen gewiss immer voran und Förderer und Beschützer aller wohlthätigen und gemeinnützigen, insbesondere aber aller wissenschaftlicher Institute ist, und ich bitte Sie demnach mit mir in den Ruf einzustimmen: Se. Majestät unser erhabener Monarch Kaiser Franz Joseph I. lebe hoch!

Somit erkläre ich das Museum für eröffnet.«

Vicepräsident Hofrath Brunner v. Wattenwyl dankte für den freundlichen Empfang und führte aus, wie erfreulich es sei, dass die Stadt Mödling, die von der Natur mit vielen Reizen geschmückt wurde, auch der Wissenschaft eine Stätte bereitet hat.

Das neue Mödlinger Museum befindet sich, dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Bürgermeisters und Landtagsabgeordneten J. Thoma, in einem von der löblichen Stadtgemeinde Mödling im Gebäude der »Mädchen-Bürgerschule« (Babenbergergasse 20) gewidmeten Raume und repräsentiert sich, wenngleich erst in der Anlage begriffen, schon recht gut. Das Museum ist derzeit ein Filialmuseum der »Niederösterreichischen Musealsammlungen« des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde in Baden und soll sich mit der Zeit in ein specielles Ortsmuseum für Mödling umgestalten. Naturgemäß kann bei der räumlich beschränkten Localität des jetzigen Museums auf eine planmäßige Aufstellung der vorhandenen Gegenstände keine Rücksicht genommen werden, und es sind daher alle zur Schau ausgestellten Gegenstände nur in eine Anordnung gebracht, welche die momentane Übersichtlichkeit gestattet.

Das Hauptinteresse bieten die prähistorischen Sammlungen, unter diesen eine gut gewählte Suite von Funden von der Malleiten bei Fischau, von der Königshöhle bei Baden und sehr interessante Gefäßreste in Bombenform aus einer Siedlung im derzeitigen Badener Stadtgebiete; außerdem erscheinen die speciellen Mödlinger Objecte insoferne besonders beachtenswert, als dieselben uns ein vollkommenes Bild der Ansiedlungsverhältnisse Mödlings im neolithischen Zeitalter gewähren. Außer diversen Einzelfunden (Streufunden) sind insbesondere die Aufsammlungen vom Kalenderberg und dem Frauenstein durch eine lange Reihe von Gefäßfragmenten, Reibsteine, Spinnwirtel, bearbeitete Knochen, Feuersteinsplitter u. s. w. sehr lehrreich; der Kalenderberg bietet auch eine Analogie zu der Malleiten, da auf demselben die fast ganz gleiche Mondidolart vorkommt, was bis jetzt auf einer Zwischenstation (Rauheneckerberg bei Baden) nicht nachgewiesen werden kann.

Auch sonst gleicht der Kalenderberg (Abb. 38) den erwähnten Höhenansiedlungen bei Fischau und Baden, nur ist er bedeutend größer und in der Wallerhaltung deutlicher und großartiger ausgeprägt.

Die Funde vom Frauenstein, der gegenüber dem Kalenderberg liegt und derzeit unbewaldet ist und ebenfalls eine deutliche Wallabschließung (gegen Süden) zeigt (Abb. 39), sind zwar den Gegenständen vom Kalenderberg sehr ähnlich, aber im Materiale kräftiger und roher und dürften daher auch älter sein. Bei dem Mangel an Beinsachen oder Thierresten kann die Annahme, dass diese Höhe nur vorübergehend oder nur kürzere Zeit benützt wurde, an Glaubwürdigkeit gewinnen. Von diesem Fundplatz stammt auch ein fast ganzes rothes Kleingefäß.

Die zur Zeit der Eröffnung des Museums eingestellte sehr hübsche Sammlung des Herrn Josef Teplarek (Steinartefacte aus Pulkau) wurde seither durch den Domicilwechsel des Genannten leider dem jungen Unternehmen entzogen; die dadurch entstandene Lücke fand aber durch andere, ebenfalls dem Waldviertel entstammende Funde eine gleichwertige Ergänzung.

Eine prächtige und local und landesgeschichtlich sehr bedeutende Erwerbung ist ferner der 1900 in Mödling aufgefundene Römerstein mit nachstehender Inschrift:[1])

[1]) Vgl. den Niederösterreichischen Landesfreund, IX. Jahrgang, 1900, Nr. 5—6, S. 48.

D (IS) S (IGNUM) S (ACRUM) M (ANIBUS).
FL (AVIUS) - FLAVI
ANO — TRO (?)
FLAVI NI FIL (IO)
MIL (ITI) - LEG (IONARIO) -
X GEM (INATAE) -
STIP (ENDIA) - VII
F (ACIENDUM) - C (URAVIT) -
S
S

Die römische Abtheilung besitzt außer einigen in Mödling gefundenen Münzen noch verschiedene Gegenstände aus Ödenburg, Deutsch-Altenburg und Baden.

Unter den keramischen Objecten verdient ein sehr schöner frühmittelalterlicher, einseitig gehenkelter und mit Kreuzmarke versehener Topf aus grauem Thon mit nach innen gebogenem Rande (ausgegraben in der Maria-Enzersdorferstraße an der Ecke der Berggasse) besondere Erwähnung. Eine Collection von Erzeugnissen bäuerlicher Majolika, zwei sehr schöne Weihbrunnkessel, diverse Weinkrüge, Schalen und Teller vervollständigen diese Abtheilung.

Die alte Glasware ist derzeit schwach vertreten, dagegen ist die volkskundliche Abtheilung an Eisen- und Holzgegenständen schon ziemlich reichhaltig. Zwei sehr nette Renaissance-Armleuchter aus Holz, sowie vier alte Apothekertiegel sind durch Alter und Ausführung auffallend.

Einige aus einem alten Reliquienschrank stammende kirchliche Gegenstände, eine sehr alte Harfe, diverse Haus- und Handwerksgeräthe und endlich einige Folterwerkzeuge bürgerlicher Justiz bieten locales Interesse.

Eine Münzensammlung, dann der in allen Museen sich ansammelnde »Kleinkram kunstgewerblicher Art«, darunter eine Tabakdose mit einem sehr interessanten weiblichen Porträtkopf, alte Spielkarten, Fächer, Geldtäschchen, Heiligenbilder, Gnadenpfennige u. s. w. geben ein erfreuliches Bild fortgesetzter Sammelthätigkeit.

Diverse Bilder, Mödlinger Ansichten, Karten und Pläne, Porträts und eine Anzahl von Wappen bilden den Übergang von Einst zu Jetzt und den Anfang der Entwicklung eines reinen Ortsmuseums.

Eine Collection von alten Büchern, Urkunden und Schriften, welche sich meist auf die Geschichte Mödlings beziehen, sowie diverse Mödlinger Innungsdocumente bezeugen, dass mit dem Museum zugleich ein kleines Archiv entstand, das für die Zukunft zu großen Hoffnungen berechtigt.

Schließlich sei noch auf einen Theil eines Kopfskelettes vom Rhinoceros aus dem Eichkogelsteinbruche hingewiesen.

Das kleine, schon in seinen Anfängen so viel versprechende Ortsmuseum wird von seinem eigentlichen Gründer, dem Redacteur Herrn Franz Skribany, selbst verwaltet und kann mit den bekannten Grundsätzen der niederösterreichischen Landesfreunde, welche alles, selbst das Kleinste mit großer Sorgfalt beachten, einst noch gewiss eine Schenswürdigkeit Mödlings werden.

Nach dem Besuche des Museums wurde unter Führung des Herrn Franz Skribany die prähistorische Wallanlage auf dem Kalenderberg einer eingehenden Besichtigung unterzogen, die sich über das ganze weitausgedehnte Ansiedlungsplateau erstreckte. Wer da wollte, konnte mit leichter Mühe ein prähistorisches Scherbenstück auflesen und zur Erinnerung mitnehmen. Auf dem Rückwege fesselte der Karner bei der Pfarrkirche die Aufmerksamkeit, und manche der Theilnehmer stiegen in das dunkle Innere hinab und wunderten sich über die modernen Aufbaue aus Knochen, die gespenstig aus dem Finstern hervorleuchteten. Aus diesem Karner stammt die Schädelsammlung im Hyrtl'schen Waisenhaus.

Nach der Mittagstafel im Gasthofe »zum goldenen Hirschen« wurde das Missionshaus St. Gabriel, das auf dem Gemeindegebiete von Maria-Enzersdorf steht, in seiner ganzen weitläufigen Ausdehnung unter Führung unseres Mitgliedes, des Herrn Professors P. Wilhelm Schmidt und des Herrn P. Kreichgauer, eines ehemaligen Assistenten an der physikalischen Reichsanstalt in Berlin und Schülers von Helmholtz, besichtigt.

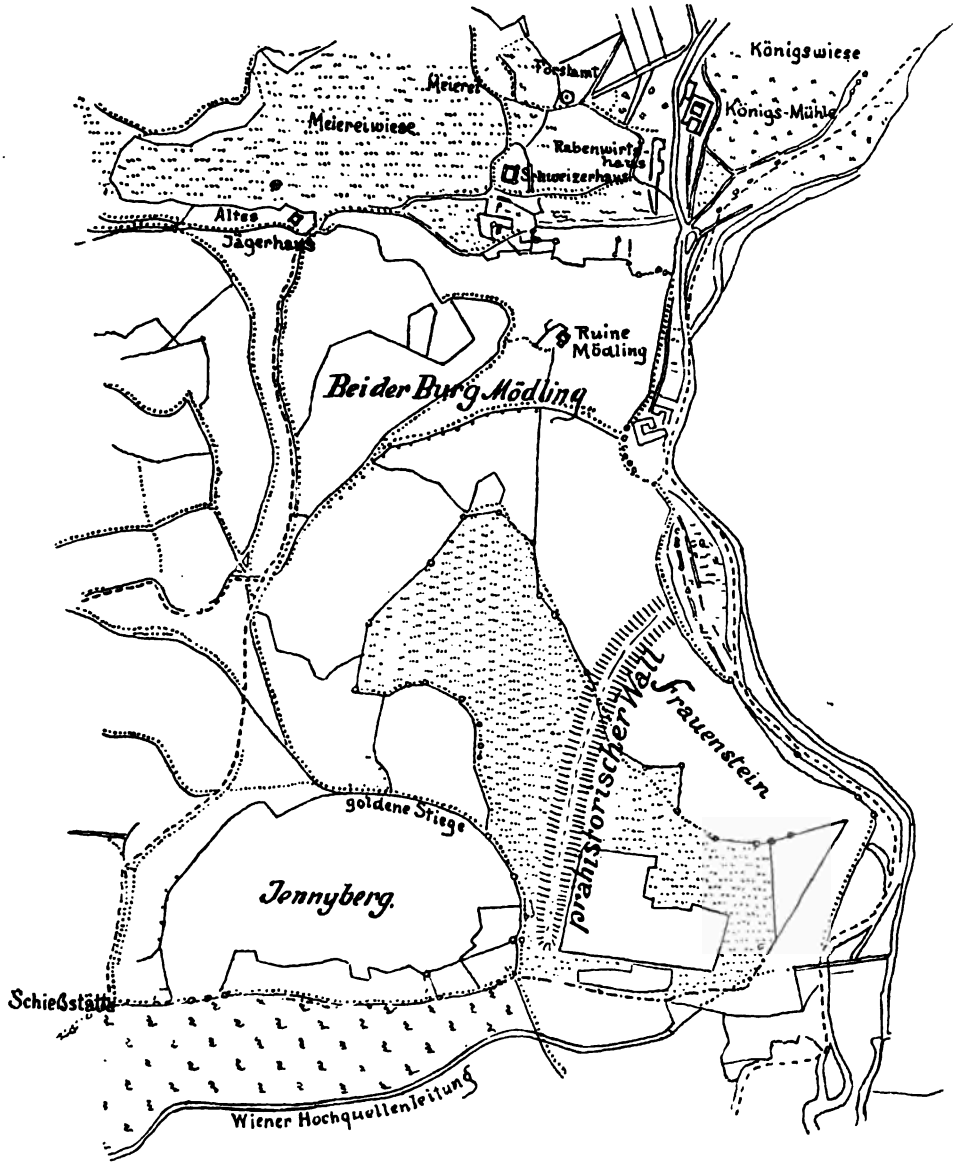


Abb. 39. Lage des prähistorischen Walles auf dem Frauenstein

Dort erregte neben der Kirche mit der in ungewöhnlichen Dimensionen gehaltenen Krypta und den ausgedehnten Wirtschaftsanlagen das Hauptinteresse das ethnographische Museum, welches sich zum Ziele gesetzt hat, die ethnographischen Verhältnisse jener Länder, sowie auch deren Umgebungen, darzustellen, in denen die »Gesellschaft des göttlichen Wortes« thätig ist. Sie besteht aus drei Abtheilungen: China (speciell Süd-Schantung), Westafrika (speciell Togo), Melanesien (speciell Deutsch-Neuguinea). Die erste und letzte Abtheilung sind bereits katalogisiert und enthalten

erstere 542, letztere 493 Nummern; die westafrikanische dürfte über 200 Nummern enthalten. Aus der chinesischen Abtheilung seien besonders hervorgehoben: die Figurine eines Militärmandarins in seiner Kleidung, eine Sammlung der verschiedenen Waffenarten, Musikinstrumente, Rangzeichen des chinesischen Mandarinats, zwei Sammlungen Handzeichnungen aus dem XVI. oder XVII. Jahrhundert und ein Etwas, das kein europäisches Museum besitzen dürfte: zwei Inschriftentafeln in der bekannten länglichen Form, die Herzog Kung, augenblicklich das Haupt der Nachkommenschaft des Confucius, dem P. Stenz als seinem »ältesten Bruder« verehrte. Die Abtheilung Melanesien repräsentiert aus Deutsch-Neuguinea vorzüglich Berlinhafen und Umgebung, dann auch Potsdamhafen (Monumbo). Zu erwähnen wären hier eine Anzahl Masken, Kopfbänke, Wurfhölzer, eine Signaltrommel, ein Schlafsack (aus Monumbo). Außerdem gehört hierher noch eine Anzahl Matty-Sachen: Schwerter, Lanzen, Fischspeere, Axtstiele, alle von der bekannten exacten Arbeit und theilweise mit schwarzen in Roth imprägnierten Zeichnungen. Die Abtheilung Westafrika bietet außer einer Waffensammlung Erzeugnisse der Weberei, Töpferei und Flechtkunst, verzierte Calabassen, Cultgegenstände, Amulette u. a. m. Begonnen wurde die Sammlung im Jahre 1898 und wird Jahr um Jahr vergrößert.

Zum Schlusse vereinigten sich die Theilnehmer im Empfangszimmer zu einer gastlich angebotenen Jause, bei welcher Vicepräsident Hofrath v. Brunner dem Danke und der Anerkennung für all das Gebotene Ausdruck gab. Prof. P. W. Schmidt versicherte die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs von Seiten des Missionshauses des lebhaften Dankes für die Ehre, welche sie ihm durch ihren Besuch erwiesen, und betonte, dass die Anerkennung, die den Missionsbrüdern soeben ausgesprochen wurde, ihnen zu ganz besonderer Genugthuung wie auch zum Ansporn gereiche, in ihren Bestrebungen fortzufahren. »Diese Bestrebungen sind,« sagte der Redner, »in der That darauf hingerichtet, ebenso wie wir den Völkern, zu denen wir als Missionäre gehen, mit dem Christenthum auch alle die Fortschritte unserer Cultur zu vermitteln wünschen, die ja auf der Grundlage des Christenthums ruht, so auch im Interesse der Wissenschaft jene Gelegenheiten ernstlich auszunützen, wie sie anerkanntermaßen der Missionär in besonders günstiger Weise besitzt. Zwar kann diese letztere Thätigkeit nicht das Hauptziel der Missionäre bilden, auch legt ihnen ihre Stellung als Missionäre gewisse Rücksichten auf, so dass sie gewisse Theile der wissenschaftlichen Forschung gar nicht oder nur in beschränktem Umfang pflegen können. Indes ist das aber nur eine rein äußerliche quantitative Exclusive; in der Art und Weise der Forschung werden wir durch unseren Beruf und unsere Anschauungen in keiner Weise gehindert, voll und ganz jene Vorurtheilslosigkeit und Gewissenhaftigkeit zu üben, wie sie wahrer Wissenschaft geziemt, im Gegentheil fühlen wir uns dazu umsomehr angetrieben, als wir sie ja anderen auf einem anderen Gebiete zu predigen haben. Geleitet von diesem Bestreben, zur Förderung der Wissenschaft pro modulo nostro beizutragen, ertheilen wir unseren jungen Leuten — ganz abgesehen von dem Unterricht in den verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächern, der ja, wie die Herren in den verschiedenen Arbeitsräumen sich überzeugen konnten, theilweise ein sehr eingehender ist — abgesehen davon ertheilen wir ihnen auch speciell in der Anthropologie, Ethnographie und vergleichenden Sprachwissenschaft besonderen Unterricht, damit sie umso besser imstande seien, die Vortheile ihrer Lage später auszunützen. Wenn Sie, meine hochgeehrten Herren, aus dem, was Sie hier gesehen und gehört, den Eindruck des Ernstes und der Aufrichtigkeit dieses unseres Strebens gewonnen haben, so wird uns das ganz besonders freuen, und für dieses Streben nehmen wir auch ihre Anerkennung gern entgegen. Ich sage: für dieses Streben; denn wenn diese Anerkennung sich auf die Leistungen, die Erfolge beziehen sollte, so müsste ich sie doch wohl zurückweisen, denn die sind doch noch zu bescheidener Art. Wenn aber überhaupt ernstliches Streben bei nicht allzu ungünstigen Verhältnissen immer Erfolge haben wird, so hoffen wir nach Verlauf einiger Zeit auch für uns einiges derartiges aufweisen zu können, und es wird uns nur freuen, wenn wir zur Förderung derjenigen Wissenschaften etwas beitragen können, die heute in Ihrer Gesellschaft so hervorragende Vertreter uns mit ihrem Besuche beehren ließen. Ich erhebe mein Glas auf das stete Gedeihen aller derjenigen Bestrebungen, die sich diesen Wissenschaften widmen, speciell der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.«

Nach warmen Abschieds- und Dankesworten an die beiden Herren, die als Vertreter der Missionsanstalt die Gesellschaft geleitet hatten, wurde die Dr. Hyrtl'sche niederösterreichische Landes-Waisenhausstiftung besucht, deren Curator, unser Mitglied Herr Landesausschuss Josef Schöffel, freundlichst die Führung übernahm. Vor allem galt der Besuch der Schädelsammlung, die aus dem Mödlinger Karner stammt. Als Hauptsehenswürdigkeit enthält sie den angeblichen

Schädel Mozarts, der auf einem Kissen unter einem Glassturz den Ehrenplatz einnimmt.[1]) Ferner verdienen die römischen Alterthümer erwähnt zu werden.

Nachdem die Anstalt in allen ihren Theilen eingehend besichtigt worden war, eilten einige der unermüdlichsten Theilnehmer auf den Frauenstein, um dort den noch ziemlich gut erhaltenen prähistorischen Wall in Augenschein zu nehmen. Von da stürmten sie im Laufschritt über den Richardshof, wo sie kurze Rast hielten, nach Gumpoldskirchen, wohin die meisten anderen vorausgefahren waren, besahen dort den Pranger und den römischen Sarkophag, der heute als Brunnentrog dient, und beschlossen mit einer nur allzu kurzen Kneipe, wobei mancher vergeblich einen Tropfen vom berühmten »Gumpoldskirchner« zu kosten hoffte, den genussreichen Tag, der so vieles und mannigfaltiges geboten hatte.

---

[1]) Wir entnehmen dem »Neuen Wiener Tagblatt« vom 1. September 1901 (Nr. 239, S. 4) folgende unter der Spitzmarke »Ein Process um Mozarts Schädel?« nach den Angaben einer in Salzburg erschienenen Flugschrift gebrachte Mittheilungen:

Hofrath Dr. Hyrtl besaß, wie viele Personen, die mit dem berühmten Gelehrten näher bekannt waren, wussten, den Schädel W. A. Mozarts. Der Kupferstecher Jacobus Hyrtl, dem die Reliquie von einem Nachkommen des Todtengräbers vom St. Marxer Friedhof, der den Tonmeister begraben hatte, als Geschenk übergeben worden war, hatte diesen seinem Bruder hinterlassen. Hofrath Dr. Josef Hyrtl, der selbst ein ausgezeichneter Musiker und großer Verehrer Mozarts war, bewahrte den »beinernen Schrein eines unsterblichen Geistes«, wie er selbst den Schädel bezeichnete, gleich einem Heiligthum auf, und als der greise Gelehrte in Perchtoldsdorf den alten Thurm, der ihm von der Gemeinde auf sein Ersuchen überlassen worden war, zu seinem Privatmuseum einrichtete, stellte er die Reliquie dort auf.

L. A. Frankl sah den Schädel dort, und Hyrtl selbst dictierte dem Dichter die anatomische Beschreibung des Schädels in die Feder. Nach derselben war der Schädel, auf dessen Stirn Hyrtl mit schwarzer Tinte »Mozarts Schädel« geschrieben hatte, vollständig erhalten. Der Unterkiefer war an den Gesichtsschädel mit Draht angefügt. Die Spitz- und Schneidezähne fehlten. Diese sind jedoch erst im Grabe ausgefallen, da nach der Erklärung Hyrtls die Alveolen sonst nicht conserviert worden wären. Der Oberkiefer enthielt an der rechten Seite drei Mahl- und zwei Backenzähne, links einen Mahl- und einen Backenzahn, der Unterkiefer rechts zwei und links drei Mahlzähne. Das Profil stimmte, mit dem Profilporträt Mozarts verglichen, vollständig überein. Der Schädel war geräumig und zeigte eine zwischen Kurz- und Langschädel stehende wohlgerundete ovale Form. Hyrtl hat die von Frankl später veröffentlichte Beschreibung durch seine Unterschrift bekräftigt.

Im Jänner 1891 erklärte Frau Hofräthin Hyrtl im Namen ihres Mannes, dass sich der ihm von seinem Bruder Jakob gespendete Schädel Mozarts in seinem Besitz befinde, doch bereits der Stadt Salzburg vermacht sei. Nach dem am 17. Juli 1894 erfolgten Ableben des Hofrathes Hyrtl stellte der damalige Bürgermeister von Salzburg, Herr Gustav Zeller, auf Anregung des Mozarteum-Archivars Johann Engl auf Grund der Erklärung der Gemahlin Hyrtls eine Anfrage nach dem Verbleib von Mozarts Schädel. Diese Anfrage wurde in einem vom 11. August 1894 datierten Briefe dahin beantwortet, dass das Testament Hyrtls über den mysteriösen Schädel nicht die leiseste Andeutung enthalte. Derselbe sei auch bei der Durchsuchung der Räumlichkeiten des Hauses in Perchtoldsdorf nicht gefunden worden, da Hyrtl alle daselbst aufbewahrten Gegenstände bei Lebzeiten verschenkt habe. Da weitere Mittheilungen in Salzburg nicht einliefen, wendete sich der Bürgermeister an einen Freund Hyrtls, der jedoch mit einem Hinweis auf die frühere Antwort erwiderte.

Volle sieben Jahre war die Mozart-Reliquie verschollen, und erst am 12. Mai d. J. wurde Mozarts Schädel bei einer Excursion nach dem Hyrtl'schen Waisenhause in Neu-Mödling den Mitgliedern der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs unter einem Glassturz verwahrt gezeigt. Bei der Vorweisung des Schädels wurde gesagt, dass die von Hyrtl den Salzburgern vermachte Reliquie hier sei, weil das Mozarteum und die Stadt Salzburg gleichzeitig Ansprüche auf den Besitz desselben geltend gemacht hätten. Da nicht entschieden sei, wem die Reliquie zufallen solle, könne man dieselbe nicht ausliefern.

Diese Angabe wurde kurz darauf von dem Mozarteum-Archivar Joh. Engl in Salzburg in einer Flugschrift als unrichtig bezeichnet und erklärt, dass die Inanspruchnahme des Schädels weder seitens der Stadt noch vom Mozarteum erfolgt ist, da in Salzburg Niemand eine Ahnung hatte, wo sich der Schädel befand.

In seinem jetzigen Zustande weicht der Mozart-Schädel von der von Hyrtl verfaßten Beschreibung wesentlich ab; diese Abweichungen werden theils auf Veränderungen zurückgeführt, die Hyrtl selbst am Schädel späterhin vorgenommen haben soll, theils auf Ungenauigkeiten der Beschreibung. So fehlt jetzt der Unterkiefer; er soll schadhaft und von Hyrtl entfernt worden sein; die Gehöreingangsstellen sind abgesägt, und die Zahl der im Oberkiefer vorhandenen Zähne stimmt nicht mit den Angaben der Beschreibung überein. Der Schädel trägt an der rechten Hinterhauptseite die Bezeichnung: »Wolfgang Amadeus Mozart, † 1791, geboren 1756. Musa vetat mori. Horaz«, die gleichfalls von Hyrtls Hand herzurühren scheint.

Dass der Schädel von Hyrtl Salzburg vermacht wurde, geht, wie behauptet wird, aus der von dem greisen Gelehrten am 30. November 1891 eigenhändig auf einen halben Bogen Papier geschriebenen Verfügung hervor.

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, dass schon zu Lebzeiten Hyrtls die Authenticität dieser Mozart-Reliquie stark angezweifelt wurde, da Mozart bekanntlich in einem Schachtgrabe beigesetzt war und außer dem Schädel nichts von seinen Gebeinen mehr gefunden werden konnte. In seinen letzten Lebensjahren soll auch Hyrtl selbst die aufgetauchten Zweifel getheilt haben, und dies würde vielleicht Veränderungen erklären, die er an dem Schädel vornahm, den er nun nicht mehr für den Mozarts hielt.

Monatsversammlung am 14. Mai 1901.

Vorsitzender: Hofrath Dr. Karl Toldt.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und macht folgende Mittheilung:

In den letzten Tagen ist in Wien der Historienmaler Stefan Delhaes gestorben, welcher seit dem Jahre 1882 der Gesellschaft als unterstützendes Mitglied angehörte und sich große Verdienste erworben hat, da er selbst ein eifriger Sammler und Kunstkenner war, namentlich größere Sammlungen von römischen und prähistorischen Gegenständen angelegt hat, die er seiner Vaterstadt Pest letztwillig vermacht hat. Wir werden ihm, da er die Gesellschaft jederzeit auf das eifrigste unterstützt hat, stets ein ehrendes Andenken bewahren. (Die Versammlung erhebt sich.)

2. Vortrag des Herrn Josef Szombathy:

Die Markhöhle in den langen Knochen von Elephas primigenius.

In meinen »Bemerkungen zu den diluvialen Säugethierknochen aus der Umgebung von Brünn«[1]) war ich bestrebt, das Hauptsächlichste zur richtigen Beurtheilung der Markhöhle im Humerus des Mammut darzulegen. Ich wies darauf hin, dass die vulgäre Zusammenfassung der zwei sehr verschiedenen Säugethierfamilien Elephas und Rhinoceros unter den Namen »Dickhäuter« kein wissenschaftlicher Grund sein kann, um den Knochen von Elephas gewisse Eigenschaften (z. B. das Fehlen einer Markhöhle) zuzuschreiben, welche jenen des Rhinoceros zukommen mögen. Ich habe ferner an dem ad hoc zersägten Humerus eines Elephas indicus und besonders (a. a. O. 82) an den im Mittelpunkte der Discussion stehenden Mammutoberarmknochen aus der Gegend von Brünn durch die genaue Bezeichnung der maßgebenden Merkmale gezeigt, dass die in diesen Knochen vorhandene Höhlung die natürliche Markhöhle ist, welche im Oberarme von Elephas primigenius ebenso angeordnet ist, wie in jenem des indischen Elephanten, dass also die Annahme der künstlichen Erzeugung dieser Höhlung durch den diluvialen Menschen fallen zu lassen ist.

So glaubte ich, »wenn nicht zu viel, so doch jedenfalls genug beigebracht zu haben«, um den Irrthum von der Ausarbeitung dieser Markhöhle durch Menschenhand zu beseitigen.

Das wurde jedoch leider nicht erreicht.

Auf der III. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zu Lindau, 4. bis 7. September 1899, vertrat Prof. Makowsky neuerdings die Ansicht von der künstlichen Ausarbeitung der Höhlung in den Mammutoberarmen[2]) und bestritt in der Folge auch die Richtigkeit meiner am recenten Elephantenhumerus gemachten Beobachtungen sowie die Stichhältigkeit meiner methodischen Vergleiche.[3]) Ebenso hat Virchow in Lindau[4]) meinen Nachweis nicht gelten lassen und hat auch später[5]) darauf hingewiesen, dass er »Gelegenheit gehabt habe, in Lindau seine Ansicht zu vertheidigen«.

Toldt und Waldeyer haben in Lindau zwar anerkannt, dass die Höhlung der von Makowsky vorgelegten Mammutoberarmknochen (B und C) natürlicher Art ist und dass ihre Flächen sich völlig wie natürliche Flächen ausnehmen, aber sie haben die vorgebrachten Beweismittel auch nicht für ausreichend gehalten.[6])

So ist es denn vollkommen begreiflich, dass auch die entschiedene Bestätigung meiner Ansicht, welche E. Fraas mit Hilfe eines ad hoc durchsägten Humerus des großen Stuttgarter

---

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXIX, 78.

[2]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Sitzungsberichte, Bd. XXX, S. [41]. Dasselbe in Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, XXX, 107. Makowsky sagt da: »Ob diese Höhlung, wie Virchow annimmt, durch Eintreiben eines zugespitzten Holzpfahles, oder wie ich aus dem Mangel von Knochensplittern im Inneren und aus den theilweise geplatteten Seitenwänden vermuthe, vorher künstlich ausgearbeitet wurde, ist völlig nebensächlich. Wichtig bleibt die Thatsache, dass eine derartige Bearbeitung nur am frischen Knochen möglich war.«

[3]) Brieflicher Bericht an Dr. Johannes Bumüller in Augsburg. Abgedruckt in: Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen, Köln 1900, S. 40.

[4]) a. a. O. [44], bezw. 110 f. Virchow sagte z. B.: »Im allgemeinen bin ich nicht gerade der Meinung, dass der versuchte Nachweis genügt.« Ferner: »Ich war vielmehr zu der Vorstellung gekommen, dass eine solche Höhle, wie sie die Brünner Knochen zeigen, als eine natürliche überhaupt nicht vorkommen kann, dass sie aber nachträglich hergestellt sein muss«. »Wir werden also fortfahren dürfen, über die Sache zu recherchieren; es werden vielleicht manche Knochen noch dazu herhalten müssen, um Material definitiver Natur zu liefern.«

[5]) Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. November 1899. Verhandlungen 1899, S. 670.

[6]) a. a. O. [46], bezw. 112.

Elephantenskelettes gewann,[1]) noch immer nicht als zureichend befunden wird, und dass z. B. Bumüller seine gewissenhafte Darstellung der Controverse[2]) mit der Frage schließt: »Welche ist nun unter diesen sich widersprechenden Ansichten die richtige?«

Dazu kommt noch der Übelstand, dass die ganze Frage für die weiteren Kreise durch ungenaue Referate verwirrt wird.[3])

Nach alledem wird es gerechtfertigt erscheinen, dass ich nach Virchows Rath noch einige Knochen opfere, um Material definitiver Natur zu liefern.

Das bisherige Beweismaterial war folgendes:

1. Die mit abgeschlagenen Enden aufgefundenen Mammutoberarme von der Wranamühle bei Brünn, von welchen auch die Anatomen Toldt und Waldeyer anerkennen, dass die Innenflächen der viereckigen Aushöhlungen den Charakter natürlicher Knochenflächen an sich tragen.

2. Die Oberarmknochen von recenten Elephanten, für welche die natürliche Bildung der in ihnen enthaltenen Markhöhlen fest steht, bei welchen aber die Beweiskraft für die nächstverwandte Species Elephas primigenius in Zweifel gezogen wird, obwohl eine beweiskräftige Vergleichung mit dem in der Verwandtschaft außerordentlich weit abstehenden Rhinoceros für zulässig gehalten wird.

Um dieses Material systematisch zu erweitern, brauchen wir:

1. Ein ganz unverletztes Exemplar des Humerus von Elephas primigenius, um an diesem den Charakter der natürlichen Markhöhle in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise zu demonstrieren.

2. Den unmittelbaren Vergleich dieses Stückes mit dem recenten Humerus.

Als 3. Punkt kommt die Untersuchung anderer Röhrenknochen des Mammut in Betracht. Aus folgendem Grunde: In Lindau machte Herr Rector Kellermann das Anerbieten, zur Beleuchtung unserer auf den Humerus bezüglichen Controverse eine im Bodensee gefundene Mammuttibia zersägen zu lassen. Ich lehnte damals dieses Opfer dankend ab, da die Tibia nicht für alle in Frage stehenden Details des Humerus, z. B. die vierseitige Gestalt der Markhöhle, Zeugnis ablegen kann. Herr Makowsky aber benützte meine Zurückhaltung sofort zur Begründung eines Trugschlusses, indem er sagte: »Ich stimme ganz dem bei, dass die Tibia des Mammuts keine Markröhre besitzt, aber ich muss bemerken, dass überall, wo Röhrenknochen vorhanden sind, auch die Tibia immer durchhöhlt ist, so z. B. beim Rind, Pferd u. s. w. Wenn also diese Tibia nicht durchlocht ist, so kann man wohl einigermaßen daraus schließen, dass auch der Oberarmknochen eine solche Höhlung nicht besitzt« (a. a. O. [45], bezw. 111).

Mir war es gar nicht eingefallen, anzunehmen, dass die Mammuttibia keine Markhöhle hat.

An anderer Stelle (a. a. O. [43], bezw. 109) sagt Makowsky: »Bezüglich der Mammutknochen bemerke ich, dass ich zahlreiche Extremitätenknochen von jungen und alten Thieren besitze, die frei von jeder Höhlung sind, wie denn in paläontologischen Werken ausdrücklich hervorgehoben ist, dass Mammut und Rhinoceros (wie alle Dickhäuter) keine Knochen mit Markröhren besitzen.«

In den meisten Fällen wird man es für überflüssig halten, derartig einfache, mit aller Bestimmtheit auftretende Angaben nachzuprüfen. In unserem Falle war die Nachprüfung nicht überflüssig.

Trotz der Bereitwilligkeit unserer Sammlungsvorstände war es nicht leicht, das erforderliche Material zu erlangen. Die meisten vorsintflutlichen Röhrenknochen, welche in unseren Museen aufgesammelt wurden, sind entweder stark fragmentiert oder sind doch in zerbrochenem Zustande aus dem Boden hervorgeholt und erst im Museum wieder restauriert. Ihnen allen fehlt die Tragfähigkeit für den von uns gesuchten Nachweis. Nur sehr wenige Knochen sind derart unverletzt oder doch mit zuverlässig intacter Markpartie gefunden und so conserviert, dass sie mit gutem Vertrauen zur Untersuchung ausgewählt werden konnten. Es sind eben die Stücke von selten guter Erhaltung, welche ich zum Zersägen in Anspruch nehmen musste. In der paläontologischen Sammlung des k. k. Hofmuseums fand ich kein geeignetes Stück. Die geologische Reichsanstalt konnte mir mehrere taugliche Stücke überlassen, aber ein geeigneter Humerus war in Wien nicht

[1]) E. Fraas, Über die Markhöhle im Humerus von Elephas. Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXXI, Mai 1900, S. 38. »Die Untersuchung ergab demnach eine vollständige Bestätigung der von Szombathy vertretenen Ansicht, dass es sich bei den ausgehöhlten Mammutknochen von Mähren nicht um Artefacte, sondern um natürliche Structurverhältnisse des Knochens handelt.«

[2]) a. a. O. 41.

[3]) Siehe z. B.: Dr. G. Beck, Der Urmensch, Basel 1899, S. 19. Oder: Hugo Möller, Über Elephas antiquitatis Falc. und Rhinoceros Merkii, Zeitschrift für Naturwissenschaften, 73, S. 47.

zur Hand. Dass ich auch einen solchen im frischen Durchschnitte vorlegen kann, verdanke ich der besonderen Freundlichkeit unseres Mitgliedes Director Karl J. Maška in Teltsch, welcher aus seiner großartigen Przedmoster Ausbeute einen intacten Humerus für die Untersuchung darlieh. Zum Vergleich stellte die Direction der zoologischen Abtheilung des k. k. Hofmuseums das zerlegte Skelet des indischen Elephanten zur Verfügung. Mit dem Zersägen solcher Knochen, besonders der fossilen, stellt man an das Entgegenkommen des Besitzers, beziehungsweise der Verwalter derselben eine recht starke Anforderung, und ich kann den Herren, durch deren Erlaubnis ich heute in der Lage bin, entscheidendes Material in dieser bereits sehr langwierigen Streitsache vorzulegen, nicht warm genug danken. Ich erlaube mir zu nennen: die Herren Hofrath Director Dr. Guido Stache und Geologe Dr. Julius Dreger von der geologischen Reichsanstalt, Director Dr. Friedrich Brauer und Custos Dr. Ludwig v. Lorenz-Liburnau des Hofmuseums und ganz besonders Director Karl J. Maška in Teltsch.

Abb. 40. Proximales Ende der rechten Ulna von Elephas primigenius. Facies medialis, benagt. 1/4 nat. Gr.

Es liegen folgende Mammutknochen vor:

1. Linker Humerus, von Przedmost in Mähren (Sammlung Maška). Er rührt von einem noch nicht ausgewachsenen Individuum her. Seine obere Epiphyse war mit dem Körper noch knorpelig verbunden und ist fortgefallen. Die Verknöcherung des distalen Gelenktheiles ist so weit fortgeschritten, dass er ganz fest an der Diaphyse sitzt und die Verbindungsstellen bereits mehrfach verwischt sind. Die Länge ist 87·5 *cm*, die größte Breite zwischen den distalen Gelenksknorren 28·5 *cm*, der kleinste Umfang der Diaphyse 39·5 *cm*. Seine Knochensubstanz ist im Inneren hellgrau, an der Außenfläche braun und zeigt nach dem Imprägnieren mit Leimlösung Neigung zum Abblättern. Er wurde 43 *cm* oberhalb seines unteren Endes quer durchsägt.

2. Linkes Femur, von Dobrków in Galizien (Geologische Reichsanstalt). Auch von einem noch nicht vollkommen erwachsenen Thiere. Die Trennungslinie zwischen dem oberen Gelenkskopfe und der Diaphyse ist noch durch eine tiefe, schmale Furche bezeichnet. Die Knochensubstanz ist in ihrer ganzen Masse graubraun gefärbt und gut erhalten. Länge 127 *cm*, kleinster Umfang 43·5 *cm*. Der Knochen wurde an zwei Stellen, nämlich in der Hälfte, d. i. 63·5 *cm* ober seinem unteren Ende, und dann an einer 25 *cm* tieferen Stelle durchschnitten.

3. Proximales Ende einer rechten Ulna, von Czudec in Galizien (Geologische Reichsanstalt), mit der Bezeichnung »Mastodon«, aber von mir als Elephas primigenius bestimmt. Von einem nahezu erwachsenen Thiere, die Epiphyse des Olecranon ganz angeknöchert, aber noch deutlich abgegrenzt. Die Knochensubstanz vorzüglich conserviert und tief braun gefärbt. Das Olecranon ist an seiner medialen Seite in charakteristischer Weise von Raubthieren angenagt, so dass eine 15 *cm* lange, 10 *cm* breite und circa 7 *cm* tiefe Aushöhlung entstand (Abb. 40). Das Stück ist schon früher zum Zwecke einer anderen Untersuchung 29 *cm* unterhalb seines proximalen Endes sauber durchsägt worden.

4. Linke Tibia, unbekannten Fundortes (Geologische Reichsanstalt). Von einem erwachsenen Individuum, mit grauer, rissiger Knochenmasse. Tuberositas und das ganze distale Ende abgeschlagen. Doch gehen die Verletzungen nicht weiter nach innen. Das Stück wurde 20 *cm* unterhalb des proximalen Endes durchsägt.

Hieran reihen sich:

5. Rechter und linker Humerus von Elephas indicus (k. k. naturhistorisches Hofmuseum). Von einem ziemlich ausgewachsenen, aber schwach entwickelten Exemplar der Menagerie Schönbrunn. Jeder der beiden Knochen 77·5 *cm* lang, zwischen den Epicondylen 18·5 *cm* breit, Umfang an der dünnsten Stelle 25·5 *cm*. Der rechte Humerus, bereits für meine »Bemerkungen« benützt,[1]) wurde 36 *cm* ober seinem untersten Ende durchsägt, und die distale Hälfte wurde der Länge nach durch einen senkrecht zur Achse der Trochlea, also quasi sagittal geführten Schnitt halbiert. Der linke Humerus wurde 35 *cm* oberhalb seines distalen Endes durchsägt.

Wenn wir nun die Markhöhle dieser Röhrenknochen ins Auge fassen, so ist es ja selbstverständlich, dass wir nicht an von Jugend auf fertig gebildete Höhlungen denken, wie sie etwa

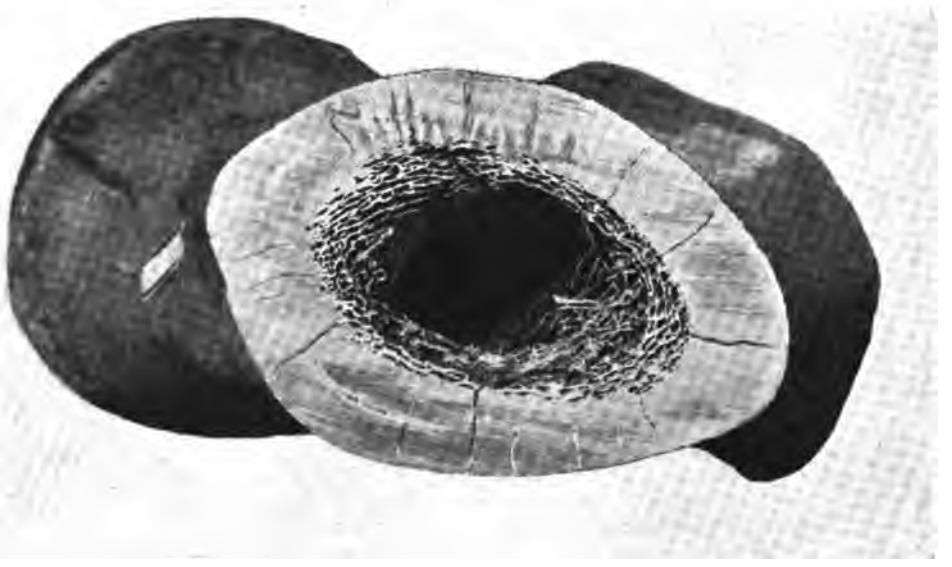


Abb. 41. Querschnitt durch die Mitte des linken Femur von Elephas primigenius. Ansicht des proximalen Antheiles. 1/3 nat. Gr.

den pneumatischen Knochen der Vögel eigen sind, sondern dass wir unterrichtet sind über die allmähliche, mit dem Alter und dem Wachsthum der Knochen fortschreitende Entwicklung der Markröhre aus der anfangs den Knochen erfüllenden, später aber in der Diaphyse immer mehr zurücktretenden Spongiosa. Wir erwarten daher bei verschieden entwickelten Individuen derselben Art an einem und demselben Skelettheile verschieden starke, aber auf der gleichen Constructionsbasis beruhende Ausbildungen der Markröhre.

Betrachten wir zuerst die unserem Interesse ferner liegenden Proben.

Am Femur ist das mittlere 25 *cm* lange Schnittstück seiner ganzen Länge nach von der Markhöhle durchzogen. Diese zeigt an der proximalen Schnittfläche einen eiförmigen Querschnitt, dessen Durchmesser 5 *cm* und 6·5 *cm* betragen. An der distalen Schnittfläche zeigt sie einen rhomboidischen Querschnitt, dessen Seitenlängen 6—7 *cm* betragen. Die Markhöhle ist rundum von sparriger Spongiosa umgeben, aus welcher verschiedene schlanke Bälkchen von tropfsteinähnlicher Form hervorragen und manchmal die Höhlung quer durchsetzen. In den proximalen Theil des Knochens (Abb. 41) reicht die Höhle noch 46 *cm* lang hinein, sich gegen den Trochanter hin merklich erweiternd. In das distale Ende reicht sie noch 13 *cm* tief hinein, nach unten zu

[1]) a. a. O. 81, Fig. 44.

immer mehr von den in sie hineinragenden Ästchen der Spongiosa verengert. Sie hat also eine Gesammtlänge von 84 *cm*.

In der Tibia zeigt die Markhöhle einen abgerundet dreiseitigen, der Gestalt des Knochens annähernd entsprechenden Querschnitt, dessen Seiten die Längen von 5 *cm*, 5 *cm* und 3 *cm* besitzen. An der Facies medialis nähert sich die Markröhre der an dieser Stelle 1·3 *cm* dicken compacten Knochenrinde. Sonst ist sie von einer verschieden breiten Spongiosazone, die vornehmlich aus parallel mit der Umgrenzung lagernden Knochenplättchen gebildet ist, umgeben. In den proximalen Theil reicht sie 9 *cm* weit hinein und bildet da einen glatten, nahezu viereckig zugespitzten Abschluss (Abb. 42). In den distalen Theil reicht sie 14·5 *cm* tief und wird da gegen ihr Ende zu von feinmaschiger Spongiosa immer mehr eingeengt. Sie hat also eine Länge von nahezu 24 *cm*.

In dem vorliegenden Stücke der Ulna zeigt die Markhöhle an der Schnittstelle (Abb. 43) einen abgerundet vierseitigen Querschnitt, dessen Seiten 3, 4, 4·5 und 5 *cm* lang sind. Die Höhlung reicht 8 *cm* tief in den Knochen hinein und nimmt dort einen schmalen rechteckigen Querschnitt

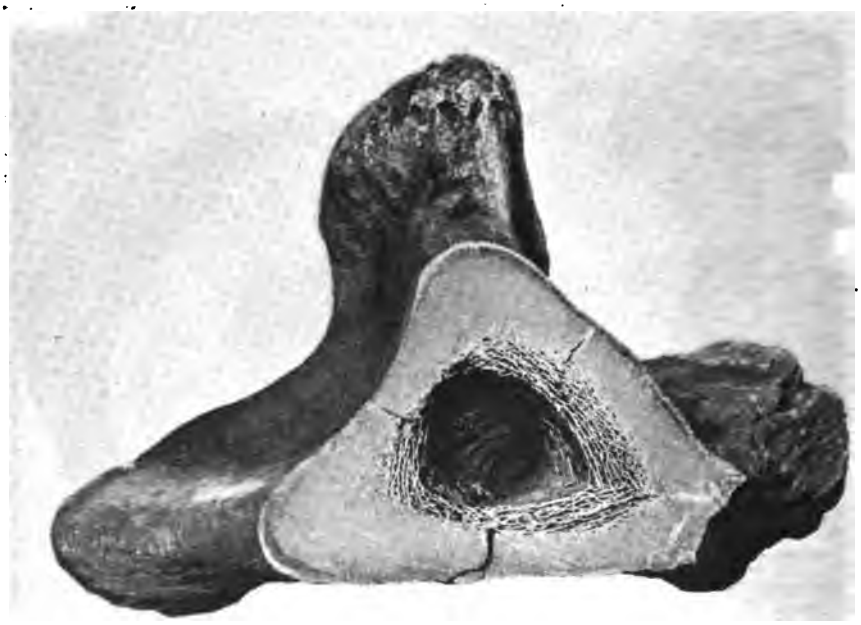


Abb. 42. Querschnitt durch das obere Drittel der linken Tibia von Elephas primigenius. Proximaler Antheil. $^1/_3$ nat. Gr.

mit ziemlich glatten Begrenzungsflächen an. Das längliche Rechteck dieses Markhöhlenendes steht mit seiner längeren Achse beiläufig senkrecht auf die Gelenksachse.

Aus diesem Befunde ergibt sich, dass die angeführten Mammutknochen eine wirkliche Markhöhle von entsprechender Geräumigkeit besitzen und somit Anspruch haben auf die Bezeichnung »Röhrenknochen«.

Diesem Befunde entspricht nun auch der Humerus, natürlich in jenem Maße, welches dem Lebensalter des zur Untersuchung verwendeten Knochens zukommt.

Was uns auf dem Durchschnitte des frisch durchsägten Humerus (Abb. 44 und 45) vor allem auffällt, ist die Gestalt der Markhöhle und deren inniger Zusammenhang mit der Structur der Spongiosa. Der Querschnitt der Markhöhle bildet ein nahezu quadratisches Viereck, dessen Seiten 3—3·5 *cm* lang sind. Das Quadrat ist so orientiert, dass eine seiner Diagonalen annähernd parallel, die andere senkrecht zur Achse der Trochlea gestellt ist. Die Markhöhle ist auf allen Seiten von spongiösem Knochengewebe umgeben. Dieses besteht hauptsächlich aus großen, aber dünnen Blättern, welche auf jeder Seite des Markhöhlenquadrates beiläufig parallel zu dieser Seite angeordnet und durch ganz dünne Knochenbrücken gegen einander gestützt sind. Man kann sich

gar keine größere Deutlichkeit des organischen Zusammenhanges zwischen der Structur der Spongiosa und der Form der Markhöhle denken, und in Zukunft wird es nicht mehr für ausgeschlossen erscheinen, dass Markhöhlen überhaupt einen quadratischen Querschnitt besitzen können.[1]) In die proximale Hälfte des Knochens reicht die Höhle 7 *cm* weit hinauf. Die ihre Hauptbegrenzung bildenden Knochenlamellen reichen zwar höher hinauf und entfernen sich nach oben ein wenig von einander, der Markhöhle dort eine größere Geräumigkeit vorbereitend. Aber im vorliegenden Wachsthumsstadium wächst in diese Höhlung ein Netz von geraden meist parallel mit den Lamellen verlaufenden und sich rechtwinkelig kreuzenden Knochenfäden hinein und verschließt nach 7 *cm* den offenen, wirklich gangbaren Theil der Höhlung. In die distale Hälfte reicht die Markhöhle ebenfalls 7 *cm* weit hinein. Sie verengert sich nach abwärts in Gestalt einer

Abb. 48. Querschnitt durch das proximale Ende der rechten Ulna von Elephas primigenius. $^1/_3$ nat. Gr.

vierseitigen Pyramide und ist an der untersten Spitze durch eine mehrfach durchlöcherte Lamelle geschlossen. Dieser Theil der Höhle enthält kein feinsparriges Knochengewebe.

Vergleichen wir nun mit diesem Humerus die diluvialen und recenten Oberarme, welche uns bisher beschäftigt haben. Zuerst die diluvialen von der Wranamühle bei Brünn.[2]) Von den drei Bruchstücken ist das auf den citierten Tafeln Makowskys Fig. 1a und 1b abgebildete Stück einem etwas kleineren Individuum, die Stücke Fig. 2 und 3 wesentlich größeren und älteren Individuen zuzuschreiben, als das soeben untersuchte Stück. Vergleicht man die drei an-

[1]) Siehe Makowsky, Bericht über die Lindauer Versammlung, a. a. O. [43], bezw. 109.

[2]) Nach meinen Photographien abgebildet bei Makowsky, Bearbeitete Mammutknochen aus dem Löß von Mähren. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIX, 1899, Tafel II, und ebenso bei Makowsky, Der Mensch der Diluvialzeit Mährens. Jubiläumsschrift der Brünner technischen Hochschule, Brünn 1899, Tafel III.

geführten Abbildungen mit Abb. 46, so sieht man ganz deutlich, dass die oberen Bruchenden der mährischen Knochen beiläufig unserer Schnittstelle entsprechen und also durch die Längenmitte des Humerus gehen, während die unteren Bruchränder in oder über der Höhe der Epicondylen verlaufen. Demnach entspricht die in diesen Knochen enthaltene Höhle, soweit sie natürlich ist, dem in der distalen Hälfte meines Mammuthumerus enthaltenen Antheile der Markhöhle. Die von Virchow[1]) hartnäckig angezweifelte Gleichstellung ist übrigens von E. Fraas[2]) bereits bestätigt worden.

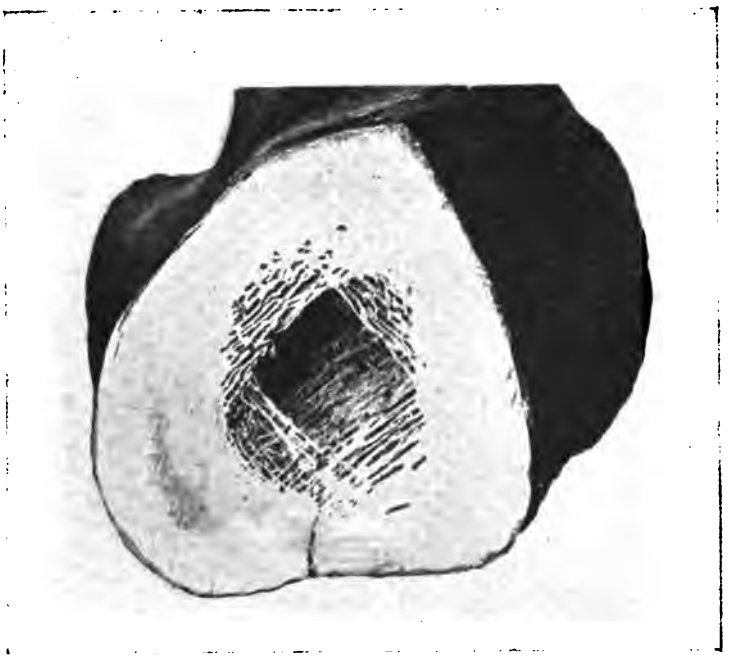


Abb. 44. Querschnitt durch die Mitte des linken Humerus von Elephas primigenius. Proximaler Antheil. $^1/_3$ nat. Gr.

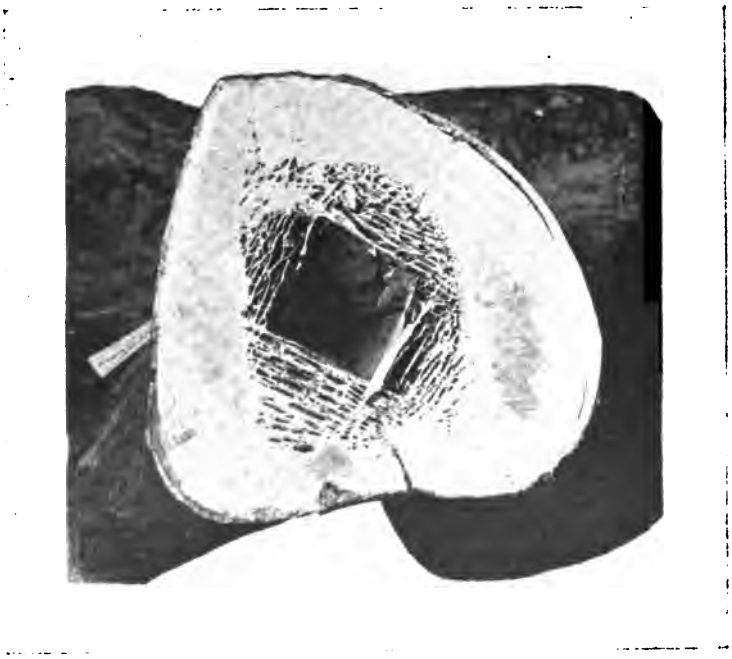


Abb. 45. Derselbe Querschnitt wie Abb. 44. Distaler Antheil. $^1/_3$ nat. Gr.

Ursprünglich hat Makowsky[3]) die beiden größeren Humerusstücke von Brünn erwachsenen Thieren zugeschrieben. Später[4]) schrieb er zu polemischen Zwecken alle drei Stücke jungen Mammuten zu. Die zuerst veröffentlichte Altersschätzung ist — wie die ganze Ausgestaltung der Knochen und die nach guten Anhaltspunkten von Makowsky berechneten Totallängenmaße von 110—112 *cm* und 95—100 *cm* zeigen — die richtige.

Die von Makowsky angeführten Maße der Aushöhlungen sind für das Studium nicht brauchbar. Sie betreffen den obersten Theil der Mündung, der durch beträchtliche und größtentheils recente Beschädigungen der Spongiosa so erweitert ist, dass sich da die Breitenmaße der wirklichen Markhöhlen überhaupt nicht mehr finden lassen. Außerdem sind sie nicht exact, sondern ganz schematisch genommen, indem z. B. Makowsky von einer

[1]) Bericht über die Lindauer Versammlung, a. a. O. [44] und [45].

[2]) Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, XXXI, 38.

[3]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIX, 55: »Fig. 2a und 2b ist ein sehr kräftiger rechter Humerus eines älteren Mammuts«.

[4]) Der Mensch der Diluvialzeit Mährens, 28. Ebenso die späteren Veröffentlichungen über diesen Gegenstand.

»genau quadratischen« Öffnung von 9 *cm* Seitenlänge spricht. Das wäre ein Quadrat, welches in dem betreffenden Knochen gar nicht Platz hätte und mit jeder seiner Ecken über den äußeren Umfang des Knochens hinausragen würde. Hiervon kann sich jedermann leicht überzeugen, wenn er auf die in halber natürlicher Größe ausgeführte Querschnittansicht, Fig. 2 b (a. a. O.), ein Quadrat von 4·5 *cm* Seitenlänge legt.

Für das größte Humerusstück (a. a. O., Fig. 2 a, 2 b) habe ich die erkennbaren Maximalmaße des viereckigen Querschnittes der Markhöhle mit 5·3, 5·0, 4·8 und 4·5 *cm* Seitenlänge gefunden. Man sieht, dass dies wohl annähernd, aber bei weitem nicht genau ein Quadrat ergibt. Die beiden anderen Humeri haben, wie die Fig. 1 b und 3 b erkennen lassen, viel kleinere — übrigens auch stärker beschädigte — Markhöhlen, deren Ausmaße sich unter 4 *cm* Seitenlänge halten.

Die Größe dieser Markhöhlen steht also je nach der Altersstufe in einem ganz annehmbaren Verhältnisse zu unserem Beispiele Abb. 44. Doch die Größe erscheint hier nicht als das wichtigste. Viel wichtiger ist der Parallelismus, der sich im Verhältnis einer jeden dieser Markhöhlen zu dem sie umgebenden Knochen zeigt. Die den freien Markcanal umgebende Spongiosa ist immer parallel zu den Seitenflächen desselben angeordnet und zeigt bei jedem Stücke im großen und ganzen dieselbe Structur, wie bei unserem ad hoc aufgesägten Humerus. Die citierten

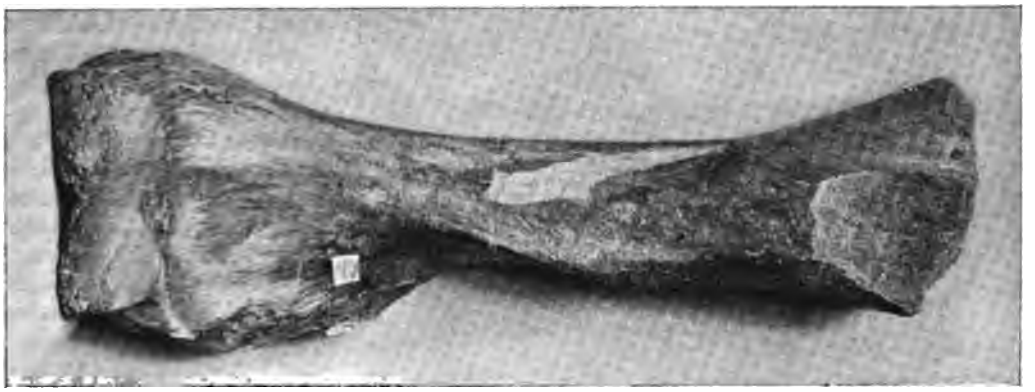


Abb. 46. Elephas primigenius. Linker Humerus, von Przedmost in Mähren, in der Längenmitte durchsägt. $^1/_{12}$ nat. Gr.

Querschnittansichten Fig. 1 b, 2 b und 3 b lassen diese auffällige Structur recht wohl erkennen, obschon sie nicht unter einer dieselbe besonders hervorhebenden Beleuchtung aufgenommen sind.[1])

[1]) Die Originalphotographien zu diesen Abbildungen sandte ich am 8. Juli 1899 Herrn Prof Virchow ein, um ihm damit die Illustrationen zu meinen »Bemerkungen« ganz frei von den Mängeln der phototypischen und zinkotypischen Reproduction an die Hand zu geben. Er zeigte diese Photographien in der Novembersitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Verhandlungen, 1899, S. 670) und machte dazu die Bemerkung, dass sie »von den ‚viereckigen' Löchern nichts erkennen lassen, während diese in der Abhandlung des Herrn Makowsky (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIX, Tafel II) vortrefflich wiedergegeben sind. Man wolle nur die Querschnitte vergleichen.« Diese Bemerkung ist, wenn man sie wörtlich nimmt, unverstehbar, da Makowskys Abbildungen durch mechanische Reproduction nach den vorgelegten Photographien gemacht sind und also nichts anderes, sondern nur dasselbe mit etwas geringerer Deutlichkeit zeigen.

Ich vermuthe da eine Verwechslung, respective einen Irrthum im Citate. Makowsky hat im Winter 1898/99 photographische Ansichten der Brünner Mammutknochen anfertigen lassen und diese auch unserem Redactionscomité als Vorlagen für die Illustrationen seiner Abhandlung eingesandt. Bei diesen war durch grobe Negativretouche ein auffallender quadratischer schwarzer Fleck in die Querschnitte eingezeichnet. Ich erkannte damals sofort, dass es sich da um eine willkürliche Zuthat handle, die den Anforderungen der Wahrhaftigkeit nicht entsprach. Infolge unserer Vorstellungen zog Makowsky diese Photographien zurück und überbrachte persönlich die Originalfundstücke, nach welchen ich die ersterwähnten Photographien anfertigte. Welchen Photographien Makowsky selbst den Vorzug gibt, erhellt daraus, dass er für die Brünner Jubiläumspublication wieder die von mir besorgten Figuren und nicht die Photographien mit den deutlich sichtbaren »viereckigen Löchern« gewählt hat.

Wenn Virchow bei der Bemänglung meiner getreuen Photographien die retouchierten Photographien Makowskys (die jedoch nicht reproduciert sind) im Auge gehabt hat, dann ist sein Hinweis auf die vortrefflich wiedergegebenen viereckigen Löcher einigermaßen verständlich. Sonst nicht.

Diese drei Figuren zeigen auch den viereckigen Querschnitt der Markhöhle, respective das Quadrat der Spongiosalamellen in derselben Stellung wie unsere Abb. 44, nämlich so orientiert, dass eine der Diagonalen des Quadrates parallel zur Achse der Trochlea und die andere senkrecht dazu liegt.

Von den recenten Elephantenknochen kommt in erster Linie der von E. Fraas untersuchte Humerus des großen Stuttgarter Skelettes in Betracht.[1]) Er zeigt eine geräumige Markhöhle, deren Viereckseiten auf der Querschnittfläche beiläufig 2·5 *cm* bis 3·5 *cm* messen und deren Diagonalen so wie bei den diluvialen Oberarmknochen parallel, respective senkrecht zur Achse der Trochlea gestellt sind. Ihre Ausbildung scheint nach der etwas undeutlichen Zinkotypie jener am großen Humerus von der Wranamühle (Fig. 2a, 2b) am nächsten zu kommen.

Was nun den von mir vor zwei Jahren gezeigten Humerus des indischen Elephanten anbelangt, so muss ich das, was ich über seine Markhöhle mitgetheilt habe,[2]) da es den Thatsachen genau entspricht, gegen Makowsky[3]) in vollem Umfange aufrecht erhalten. Herr Makowsky war nicht glücklich darin, dass er nach der Lindauer Controverse im Herbste 1899 den in unserem Hofmuseum aufbewahrten Knochen in meiner Abwesenheit sich vorlegen ließ und dass er meinen Befund herabzusetzen suchte. Er berichtet z. B. im Tone einer Widerlegung an Bumüller (a. a. O.): Der Querschnitt der Höhlung ist »nicht quadratisch, doch so enge, dass kaum ein menschlicher Finger eingeführt werden konnte. Die Seitenflächen waren gleichfalls nicht eben«. Das ist jedoch nur scheinbar eine Widerlegung. Ich habe nämlich den Querschnitt als annähernd rechteckig, 1·7 *cm* lang und 1·4 *cm* breit angegeben. Da braucht doch der Kritiker nicht zu betonen, dass dieser Querschnitt »nicht quadratisch« ist. Wenn aber Makowsky auch die von mir beschriebene Form des Querschnittes nicht ganz deutlich ausgeprägt fand, so kommt das daher, dass die natürliche Gestalt des Querschnittes nach meiner Untersuchung alteriert worden ist. Ein schlecht berathener Präparator unserer zoologischen Abtheilung kochte den lateralen Abschnitt des Knochens behufs völliger Entfettung in concentrierter Sodalösung, und zwar so anhaltend, dass dabei die Spongiosa an der Kante des Querschnittes und andere mit leimgebender Substanz reichlicher versehene Knochenpartien weggefressen und die Kanten abgerundet wurden. Eine derartige grobe Beschädigung darf eine sachverständig sein wollende Kritik nicht übersehen. Ob ferner Makowsky in die Höhlung einen Finger einführen kann oder nicht, das alteriert die von mir angegebenen Maße gar nicht; das hängt wohl auch vom Finger ab. Endlich braucht Makowsky nicht zu widerlegen, dass die Seitenflächen dieser Markhöhle eben sind, denn das ist von mir nicht behauptet worden. Ich habe im Gegentheil betont, dass in den Markhöhlen der recenten wie der diluvialen Oberarme die Seitenflächen nicht eben sind[4]) und habe gezeigt, dass diese Unebenheiten der Structur

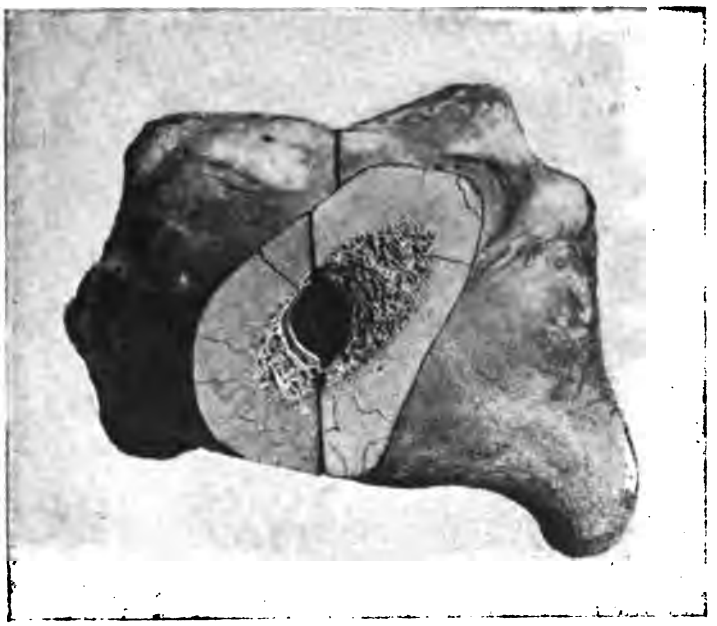


Abb. 47. Querschnitt durch die Mitte des rechten Humerus von Elephas indicus. Distaler Antheil. $^1/_2$ nat. Gr.

[1]) Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Mai 1900, Bd. XXXI, S. 38.

[2]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIX, 81.

[3]) Siehe Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen, 40.

[4]) Da heißt es z. B. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIX, 82: Die Begrenzung der Höhlung im Humerus von der Wranamühle »ist ziemlich glatt, aber nicht eben, sondern lässt verschiedene, den von ihr überkleideten Knochenbälkchen entsprechende Striemen erkennen, zwischen welchen größere Poren die Verbindung mit den Höhlen der Spongiosa herstellen«.

des Knochens entsprechen, und habe sie als ein Hauptargument für die natürliche Bildung der Höhlungen und gegen die künstliche Bearbeitung benützt. Auch die Abbildung a. a. O. 81, Fig. 44, lässt die Unebenheiten in der Markhöhle erkennen.

Zum Vergleiche mit dem diluvialen Humerus und dem von Fraas mitgetheilten Querschnitte zeige ich auch unsere recenten Knochen im Querschnitte. Vom rechten Humerus habe ich die beiden distalen Viertel wieder entsprechend zusammengefügt. Der Durchschnitt (Abb. 47) lässt nun die erwähnte Abätzung an der lateralen (in der Abbildung rechten) Hälfte und doch auch die Form und Stellung der Markhöhle mit hinreichender Deutlichkeit erkennen. Die distale Hälfte des linken Humerus zeigt im Querschnitte (Abb. 48) eine Markhöhle, deren Gestalt mit jener des rechten nur wenig Ähnlichkeit hat. Das 2·8 *cm* lange, 1·8 *cm* breite, unregelmäßig abgerundete Profil lässt sich, wenn man will, ebensogut einem Dreieck wie einem unregelmäßigen Viereck mit abgerundeten Ecken vergleichen. Das Bild ist außerdem durch ein den medialen Theil der Markhöhle durchquerendes, mehrfach verzweigtes Knochenbälkchen beeinträchtigt. Etwas mehr Übereinstimmung zeigen diese beiden Schnittflächen an den proximalen Theilen des Humerus. Die Längenausdehnung der Markhöhle finde ich im rechten Humerus: Distaler Theil 8·5 *cm*, proximaler Theil 11·5 *cm*, im ganzen also 20 *cm*. Im linken Humerus: Distaler Theil 6·5 *cm*, proximaler Theil 12·5 *cm*, zusammen 19 *cm*.

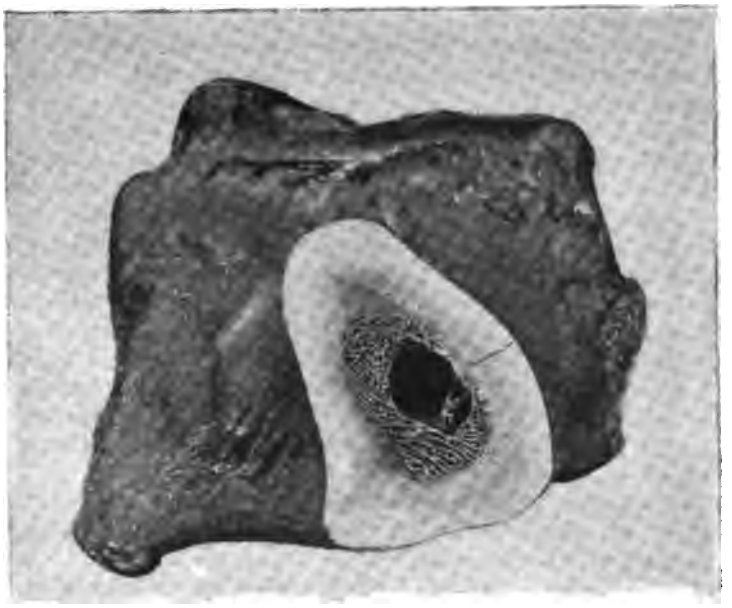


Abb. 48. Querschnitt durch die Mitte des linken Humerus von Elephas indicus. Distaler Antheil. 1/3 nat. Gr.

Mit dem Hinweis auf diese kleinen Unterschiede verfolge ich den pädagogischen Zweck, meinen Herren Opponenten, welche sich auf »genaue Quadrate« u. dgl. capricieren, am nächstliegenden Material Beispiele der übrigens allgemein bekannten Veränderlichkeit organischer Details zu Gemüthe zu führen und sie die Unhaltbarkeit eines rein doctrinären Standpunktes errathen zu lassen. Außerdem aber sollen diese Details helfen, jene Bedenken zu zerstreuen, welche aus dem Mangel völliger Übereinstimmung zwischen den Markhöhlen bei Elephas indicus und Elephas primigenius geschöpft wurden.

Über die zwischen den verschiedenen Species und Altersstufen bestehenden Unterschiede wird sich niemand wundern, welcher den Unterschied bemerkt, der zwischen den zwei Oberarmhöhlen eines und desselben Individuums besteht. Über den unwesentlichen Einzelnheiten soll niemand die wichtige allgemeine Übereinstimmung verkennen.

Wir müssen bedauern, dass Herr Prof. Makowsky, dem auf meine Anregung hin eine Einladung zur heutigen Sitzung zugesendet wurde, nicht in der Lage ist, zu kommen und nochmals sein diluviales Material mitzubringen. Wir hätten dann Gelegenheit gehabt, von den heute dargelegten allgemein vergleichenden Momenten unmittelbar auf die speciellen Merkmale der strittigen Objecte überzugehen und an diesen auch die feineren anatomischen Kriterien vorzunehmen. Wir hätten dann Herrn Makowsky ersuchen können, uns jene Spuren am Knochen zu zeigen, welche die von ihm behauptete künstliche Aushöhlung beweisen. Meiner früheren Untersuchung zufolge sind solche Spuren nicht vorhanden. Makowskys Behauptung ist rein aus der Luft gegriffen.

Nachdem wir hier in den verschiedenen durchsägten Mammutknochen die deutlichen Markhöhlen kennen gelernt haben, betrachte ich auch die Mittheilung Makowskys: »Bezüglich der

Mammutknochen bemerke ich, dass ich zahlreiche Extremitätenknochen von jungen und alten Thieren besitze, die frei von jeder Höhlung sind«,[1]) als eine ganz leichtfertige, der Wahrheit direct zuwiderlaufende Erfindung. Und wenn Makowsky an derselben Stelle sagt, es sei »in paläontologischen Werken ausdrücklich hervorgehoben, dass Mammut und Rhinoceros (wie alle Dickhäuter) keine Knochen mit Markröhren besitzen«, so muss ich im Gegentheile sagen, dass mir beim Studium unseres nicht gerade geringen diluvialen Knochenmaterials in der gesammten bisher benützten Fachliteratur diese, bezüglich des Mammuts gewiss unrichtige Angabe noch nicht aufgestoßen ist.

Herr Makowsky beruft sich darauf, dass die irrige Lehrmeinung bei der Vorlage der Mammutknochen in unserer Sitzung vom 14. Februar 1899 keinen Widerspruch fand. Ich kann constatieren, dass damals die beiden Anatomen Hofrath Prof. Dr. Toldt und Hofrath Prof. Dr. Zuckerkandl mit mir vollkommen darin übereinstimmten, die Höhlungen als natürliche Markhöhlen zu erkennen. Der sofortige Widerspruch unterblieb theils aus Artigkeit gegen den als Gast begrüßten Vortragenden, theils weil es zweckmäßig schien, die Richtigstellung nach ganz genauer Untersuchung schriftlich zu formulieren. Wir begnügten uns an jenem Abende mit der Feststellung, dass die von Makowsky früher zur Veröffentlichung eingereichten Photographien den Objecten nicht entsprachen und durch andere zu ersetzen waren. — Übrigens wollen wir uns die Lehre merken, dass man solchen Irrthümern nicht früh und nicht entschieden genug entgegentreten kann.

Ich wende nur ungern eine so drastische Form der Zurückweisung an, aber ich halte sie hier für geboten. Sie werden mir vielleicht zustimmen, wenn Sie sehen, wie da — nicht etwa, weil man Recht zu haben glaubt, sondern nur, weil man um jeden Preis Recht behalten will — mit einzelnen Behauptungen je nach dem Bedarf des Augenblickes umgesprungen wird. Makowsky sagte z. B. in Lindau an einer Stelle:[2]) »Weder Virchow noch ich haben behauptet, dass diese ausgekratzten Oberarmknochen zu Stützen eines Pfahlbaues gedient haben, wie Szombathy angibt.« Ein Blick in die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft[3]) genügt, um Herrn Makowsky die Unrichtigkeit dieser Aussage nachzuweisen. Mit dieser nachträglichen Zurückweisung lässt sich jedoch nicht der Schaden gut machen, welchen Herr Makowsky mir zuzufügen suchte, als er mich vor der ganzen illustren Versammlung in Lindau in so leichtfertiger Weise und ganz fälschlich einer Unwahrheit beschuldigte. Es war mir überaus peinlich, dass ich damals im Sitzungssaale nicht die Literatur zur Hand hatte, um diesen giftigen Angriff sofort abzuweisen.

Übrigens sagte Makowsky in der folgenden Minute (im Berichte 26 Zeilen weiter): »Virchow, der diese Knochen in Brünn untersuchte, bezeichnete sie wahrscheinlich als künstlich ausgehöhlte Knochenstücke, die als Stütze eines Pfahles, etwa zur Aufrichtung eines Zeltes (wie bei den heutigen Wilden Afrikas) gedient haben. Hierbei war weder an einen Pfahlbau (wie in der neolithischen Zeit) noch weniger an den Bau regelrechter Hütten zu denken!«

Das ist doch eine sehr rasche Veränderung gegenüber dem vorigen: »Weder Virchow noch ich.« Aber dem Wortlaute entspricht auch diese geänderte Lesart nicht, wie die obcitierten Stellen (»Pfahlhütten«, »Pfähle für Wohnstellen«) zeigen.

Übrigens hat Makowsky in Lindau (7 Zeilen weiter) eine gesonderte Ansicht über die Markhöhlen sich vorbehalten, indem er sagt: »Ob diese Höhlung, wie Virchow annimmt, durch Eintreiben eines zugespitzten Holzpfahles, oder, wie ich aus dem Mangel von Knochensplittern im Inneren und aus den theilweise geplatteten Seitenwänden vermuthe, vorher künstlich ausgearbeitet wurde, ist völlig nebensächlich.«

---

[1]) Bericht über den Lindauer Congress, a. a. O. [43], bezw. 109.

[2]) Bericht über den Lindauer Congress, a. a. O. [42], bezw. 108.

[3]) Z. B.: Verhandlungen, 1897, Sitzung vom 17. Juli 1897, S. (334), (335), wo Virchow nur von »bearbeiteten Rhinocerosknochen« spricht und sagt: »Ich hatte den Eindruck, dass eine solche Höhlung nur durch das Eintreiben eines viereckigen zugespitzten Körpers, z. B. eines Holzpflockes von dieser Gestalt hervorgebracht sein könne.«

Oder: Verhandlungen, 1898, Sitzung vom 15. Jänner 1898, S. (19). Herr Rudolf Virchow, Urgeschichtliche Funde von Brünn etc., S. (69) und (70): »2. Die Spuren einer Bearbeitung an den Rhinocerosknochen.« »Die beiden Umstände, ..., führten mich zu der Vermuthung, dass ein vierkantiger, langer Körper in die Spongiosa eingetrieben sei. Als einen solchen hielt ich einen hölzernen Stiel oder Spieß für geeignet, und indem ich anderweitige Erfahrungen über den Bau primitiver Hütten, insbesondere von Pfahlhütten, heranzog, kam ich zu der Frage, ob solche Knochen gebraucht worden seien, um die Pfähle für Wohnstellen darin zu befestigen. Herr Makowsky hat diese Deutung wohlwollend aufgenommen.«

Es muss bemerkt werden, dass Virchow damals zwischen den Knochen von Mammut und Rhinoceros nicht unterschied.

Er that dies, obwohl er bereits die Festschrift niedergeschrieben hatte, auf die er sich (42 Zeilen weiter) beruft und in der er einfach, ohne jegliche reservatio sagt:[1] »Nach der Ansicht Virchows dürften diese Mammutknochen zu einem Pfahlbau, der in dem dortigen sumpfigen Boden angelegt war, gedient haben.«

Hier haben wir nun das reine Gegentheil von dem: »Weder Virchow noch ich.« Und noch dazu kein Zelt, sondern einfach ein Pfahlbau.

Und das alles im Rahmen eines und desselben Vortrages, auf derselben Seite des Sitzungsberichtes.

Kurz darauf[2]) spricht es Makowsky direct als eigene Meinung aus, dass die Humeri von der Wranamühle durch Eintreiben eines Holzpfahles bearbeitet sind. Bei dieser Gelegenheit lässt er auch zum erstenmal eine kaum bemerkbare Anerkennung der natürlichen Markhöhle verstohlen in den Text hineinschlüpfen. Er sagt: »Meine Meinung geht nun dahin, dass die drei Humeri von der Wranamühle, die nur jugendlichen Exemplaren angehören, durch Menschenhand in frischem Zustande eine Bearbeitung erfahren haben, indem man durch Eintreiben eines Holzpfahles, wie Virchow meint, die ursprünglich kleine und enge Höhlung erweitert hat.« Also ganz heimlich hat sich eine Markhöhle eingestellt. Aber sie ist noch klein und eng. Dafür gehören auch die (uns bekannten) Humeri »nur jugendlichen Exemplaren« an. Das stärkt unsere Hoffnung. Wenn einmal wieder einer derselben Knochen »ein sehr kräftiger rechter Humerus eines älteren Mammuts« sein wird, dann wird hoffentlich auch »die ursprünglich kleine und enge Höhlung« ihre wirklichen Dimensionen, wie sie mein Maßstab in seiner Einfaltang ab, erlangt haben.

Auf Grund dieser Blütenlese sind wir zu der schönen Hoffnung berechtigt, dass Herr Makowsky immer Recht behalten wird, was auch noch aus diesen Markhöhlen des Mammuts werden möge. Uns selbst kommt es jedoch nicht auf das Rechtbehalten, sondern einfach auf die richtige Erkenntnis des Thatsächlichen an.

Nach der Prüfung des vorliegenden Materials glaube ich beruhigt sein zu können über die Richtigkeit meines ersten Urtheils: Dass die Mammutoberarmknochen von der Wranamühle bei Brünn weder vom diluvialen Menschen glatt ausgekratzt, noch durch das Einstoßen eines Pfahles gehöhlt sind, sondern dass man in ihrem Inneren die natürliche, im großen und ganzen vierseitige Markhöhle gewahrt, die an manchen Stellen, besonders dort, wo der Knochen (nahe seiner Längenmitte) entzwei gebrochen wurde, secundäre Beschädigungen aufweist.

Discussion.

Herr Dr. Wilhelm Hein verliest das folgende, ihm bei Beginn der Sitzung zugekommene

Schreiben Prof. Dr. Alexander Makowskys

ddto. Brünn, 11. Mai 1901.

»Indem ich den Erhalt Ihrer Einladungskarte dankend bestätige, spreche ich mein Bedauern aus, wegen Amtsverhinderung der Sitzung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, deren Mitglied zu sein ich die Ehre habe, am 14. Mai nicht beiwohnen und mich so gelegentlich des Vortrages des Herrn Custos Szombathy: ‚Über die Markhöhle in den langen Knochen von Elephas primigenius' an der Discussion nicht betheiligen zu können.

»Ohne jedoch den Inhalt des Vortrages und die etwa daran geknüpften Conclusionen gehört zu haben, bitte ich Sie die nachfolgenden Bemerkungen zur Kenntnis der Zuhörer zu bringen.

»Seit vielen Jahren mit der Untersuchung fossiler diluvialer Thierknochen aus dem Löß in Mähren beschäftigt, konnte ich weder bei der Tibia noch dem Humerus von jugendlichen Mammuten eine Markhöhle wahrnehmen, wenngleich die Knochen zumeist der Gelenke beraubt, auch mehrfach bearbeitet gefunden wurden. Dasselbe war bei dem Zeitgenossen des Mammuts, dem Rhinoceros tichorhinus der Fall, jedoch bei beiden Thierarten fand ich im Innern nur ein spongioses Knochengewebe, das, einst mit Fett erfüllt, zur Auskratzung des Innern Veranlassung geboten hat.

»Bei alten Mammuten zeigten sich allerdings größere und kleinere Höhlungen von unregelmäßiger Form, welche ich auf eine Auswitterung des morsch gewordenen Knochengewebes der Achse zurückführte.

»Hiezu verleitete mich auch die Bemerkung aus paläontologischen Werken, wie im Zittel, der im Bd. IV, S. 452, seiner großen Paläontologie schreibt: ‚Die Extremitäten der Proboscidier sind lang und stämmig, die langen Knochen entbehren der Markhöhle'!

---

[1]) Der Mensch der Diluvialzeit Mährens. Separatabdruck der Brünner Festschrift, 1899, S. 28.

[2]) Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen, 41.

»Gelegentlich des Eisenbahnbaues der Strecke Brünn—Tischnowitz im Jahre 1884 wurden nun in einem Bahneinschnitte 12 *m* tief im Löß massenhaft Knochen verschiedener diluvialer Thiere, wie Mammut, Rhinoceros, Wisent, Felis, Ursus und Ren, größtentheils aufgeschlagen, theilweise angebrannt und in Mergelkrusten eingehüllt, auch drei Armknochen von verschiedenalterigen jungen Mammuten zutage gefördert, die eine trichterförmige Höhlung, bis 24 *cm* tief und oben mit einem bis 10 *cm* breiten, quadratischen Querschnitte, mit fast glatten Seitenwänden, zeigten; eine Erscheinung, welche ich mir nicht erklären konnte. Erst nach 13 Jahren, gelegentlich des Besuches der Wiener Anthropologen und ihrer auswärtigen Gäste: Virchow, Ranke, Schmidt, Grempler u. A. im Jahre 1897, legte ich diese Knochen zur Beurtheilung den Fachgenossen vor. Virchow erklärte: Nie etwas ähnliches gesehen zu haben, und schloss aus der Form und Fundstelle der Knochen, dass diese als Sockel eines Pfahlbaues (und Zeltes) gedient und die Höhlungen durch Eintreiben eines vierkantig zugespitzten Holzpfahles entstanden sein konnten, eine Vermuthung, welche durch den noch heute daselbst sumpfigen Boden der Umgebung dieser zweifellosen Lagerstätte der prähistorischen Zeit, gestützt wird.

»Über Anregung Rankes zeigte ich einen dieser Knochen bei der Geologenversammlung im Jahre 1897 (Herbst), und weder hier noch bei der Vorlage dieser Knochen in der Maisitzung des Jahres 1898 der Wiener Anthropologischen Gesellschaft wurde diese Ansicht Virchows von irgend einer Seite bekämpft.

»Nicht wenig war ich daher überrascht, als bei der Anthropologenversammlung in Lindau (1899) die gleichfalls dort von mir demonstrierten Mammutknochen von Herrn Custos Szombathy als nicht künstlich bearbeitet und mit einer natürlichen Markhöhle versehen bezeichnet wurden, eine Ansicht, die ich mit Hinweis auf die unzweifelhaften Schlagmarken der Knochen, theilweise noch mit festen Mergelkrusten an beiden Enden der Knochen versehen, sowie mit Hinweis auf die Anhäufung dieser Knochen, zugleich mit Knochen verschiedener diluvialer Thiere (die oben angeführt sind), bekämpfte, und der auch Virchow ausdrücklich beipflichtete. Hierbei spielt die Höhlung, ob künstlich oder natürlich, nur eine untergeordnete Rolle.

»Letztere Frage, zoologisch-anatomischer Natur, geht mehr die Paläontologie als die Prähistorie an, und ist für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den diluvialen Thieren, sowohl mit dem Mammut als dessen Zeitgenossen, dem Rhinoceros, völlig gleichgiltig. Wichtiger bleibt die Thatsache, dass eine Bearbeitung der Knochen dieser Thiere nur im frischen Zustande möglich ist und Knochen diluvialer Thiere, die längere Zeit in dem erwiesen nicht gefrorenen Boden Mährens, während der Diluvialperiode, gelegen wären, keine Bearbeitungsfähigkeit mehr besessen hätten.

»Ich muss daher auf meiner vollen Überzeugung beharren, dass der Mensch der Diluvialzeit Mährens ein Zeitgenosse des Mammuts wie des Rhinoceros gewesen ist.«

Herr Custos Szombathy:

Es schien mir ganz überflüssig zu sein, an meinen heutigen Vortrag die Versicherung anzuknüpfen, dass mit der Richtigstellung der Annahmen des Herrn Prof. Makowsky absolut kein Angriff auf unsere Ansichten bezüglich des Alters des Menschengeschlechtes gemünzt ist, wie Sie nach der Schlusstirade des Briefes, den Herr Dr. Hein so wirkungsvoll verlesen hat, vermuthen könnten. Für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut, Rhinoceros u. s. w. ist bei dieser Specialfrage der Markhöhle in den Mammutknochen gar kein Anhaltspunkt zu suchen; denn das diluviale Alter des Menschengeschlechtes ist doch durch so viele Tausende und Abertausende viel besser beobachteter Funde von classischen Fundstätten erhärtet, dass es auf diese paar Knochen nicht ankommt. Diese können keinen Anspruch auf Beweiskraft in prähistorischen Fragen erheben, denn sie sind gar nicht von Fachleuten, sondern von Bahnbauarbeitern gefunden und nachträglich an das Polytechnicum in Brünn eingesendet worden. Ich will daher abweisen, dass die große archäologische Frage an diese Funde angeknüpft werde und dass diese Anknüpfung als Winkelzug benützt werde, um an meinen Beweisen zu rütteln. Ich möchte meinem geehrten Herrn Gegner abrathen, sich von dem verlorenen Posten der drei bearbeiteten Mammutoberarmknochen auf die durch keinen Angriff bedrohte Frage vom diluvialen Alter des Menschengeschlechtes zurückzuziehen und sich dort zu verschanzen. Dahin folgt ihm niemand.

Er verschanzt sich ferner hinter die Autorität Virchows. Das ist eine schwierigere Geschichte. Ich begreife gar nicht, wie Makowsky jetzt so etwas thun kann, nachdem doch in der Ver-

sammlung zu Lindau Virchow gesagt hat: »Ich will in dieser Beziehung bemerken, dass meine Autorität in Bezug auf die Frage der Natürlichkeit Herr Makowsky war; er hat sich speciell mit der Beschaffenheit der alten Dickhäuterknochen beschäftigt, während ich niemals den Anspruch erhoben habe, ein Kenner derselben zu sein.« Damals berief sich also Virchow auf Makowsky, und nun redet sich Makowsky auf Virchow aus. Uns kann es schließlich gleichgiltig sein, welcher der beiden Herren die Verantwortung für den nunmehr als beseitigt anzusehenden Irrthum tragen soll. Wenn sie Wert darauf legen, mögen sie es untereinander ausmachen, wer von ihnen die großen Stiefel anhaben will und vorangehen mag.

Im übrigen kann ich auf die von Makowsky neuerlich vorgebrachten Details nicht weiter eingehen. Ich habe sie nicht genau genug im Gedächtnisse. Es ist das eine oder andere auch bereits von mir berührt worden. Uns handelt es sich vielmehr darum, die persönliche Seite der Frage in den Hintergrund treten und die wirklichen thatsächlichen Verhältnisse umso besser für sich selbst sprechen zu lassen.

Die vorliegenden Knochen, welche ad hoc durchschnitten sind, zeigen, dass verschiedene lange Knochen des Elephas primigenius mit wirklichen Markhöhlen durchsetzt sind. Wenn Paläontologen citiert werden, welche das nicht wissen und leichtfertig das Gegentheil behaupten, so dürfen wir uns eben nicht auf sie verlassen. Wenn wir etwas einmal besser wissen, dann imponiert uns auch eine so gefeierte und hochverdiente Autorität wie Prof. Zittel nicht mehr. Wir haben eben die Forschung durch Autopsie noch nicht ganz auf den Nagel gehängt, und die höchsten Autoritäten in unserer Frage sind die todten Reste, welche uns hier vorliegen.

Herr Hofrath Dr. Toldt:

Zunächst möchte ich uns, meinen Collegen Prof. Zuckerkandl und mich, rechtfertigen (Custos Szombathy: Ich war gleichmäßig mitschuldig!), dass wir uns damals gegenüber Makowsky nicht irgendwie geäußert haben. Das lag einfach darin, dass wir über die Sache nicht informiert waren. Ich habe mich viel mit Knochen beschäftigt, aber nicht speciell mit Mammutknochen. Ich und auch Prof. Zuckerkandl haben geschwiegen, weil wir gewöhnt sind, über Dinge, die wir nicht genau kennen, uns öffentlich nicht auszusprechen; deshalb kann unser Schweigen nicht als Bestätigung der damaligen Ausführungen Makowskys angesehen werden.

Was die Angelegenheit selbst, das Vorkommen von Markhöhlen in den Knochen, und die Frage, ob sie künstlich oder natürlich sind, anbelangt, so möchte ich sagen: Wenn wir die Knochen, welche uns heute vorliegen, damals gesehen hätten, so würden wir niemals gezweifelt und keinen Anstand genommen haben, das als etwas Natürliches zu erklären, aus dem Grunde, weil die Knochen ganz dem entsprechen, was wir im allgemeinen wissen, nämlich, dass alle ausgewachsenen Röhrenknochen Markhöhlen besitzen, deren Wände ganz oder theilweise von spongioser Substanz besetzt sein können. Wir wissen, dass bei der ersten Entstehung der Knochen keine Markhöhle existiert, sondern das ganze Innere der Knochen durch eine spongiose Substanz ausgefüllt ist und dass sich im Laufe des Wachsthums allmählich durch Schwund dieser spongiosen Substanz eine Markhöhle bildet. So ist es beim Menschen und bei den Thieren, die wir gewöhnlich zur Untersuchung benützen. Wir wissen ferner, dass diese spongiose Substanz mit dem Alter immer mehr schwindet, d. h. auf ein geringeres Maß reduciert wird, so dass z. B. bei menschlichen Knochen, welche alten Individuen angehört haben, die Markräume, welche sonst noch von Resten der spongiosen Substanz durchzogen sind, dieser vollständig entbehren, und die Wände der Markräume von glatten, compacten Knochenflächen dargestellt sind. Solche compacte Knochenflächen haben die Beschaffenheit, welche Sie an einzelnen Stellen der heute vorliegenden Knochen sehen. Wenn ich mich aber nicht sehr täusche, so sind bei den Knochen, die Makowsky vorzeigte, größere derartige Flächen gewesen, d. h. es ist viel weniger spongiose Substanz vorhanden gewesen, so dass die compacte Substanz, wenn nicht an allen Stellen, so doch auf große Strecken hin freilag. Das ist auch der einzige Grund, aus dem man überhaupt auf eine künstliche Bearbeitung der Knochen schließen konnte. Man wird niemals sagen können, dass Knochen von der Beschaffenheit, wie sie heute vorliegen, künstlich bearbeitet worden seien. Nur der gänzliche oder nahezu vollständige Mangel der Spongiosa konnte überhaupt zu dieser Ansicht führen.

Wenn man einen der heute vorgezeigten frischen Knochen mit einem vierkantigen, zugespitzten Holzstücke der Annahme Makowskys gemäß bearbeiten würde, so würde man eine große Anzahl der spongiosen Blätter zerstören und eine erweiterte Markhöhle herstellen können. Dann würde aber die Markhöhle nicht glattwandig sein, man würde vielmehr die künstliche Dar-

stellung dieser Höhle an der Beschaffenheit der Wände erkennen können, an welchen zahlreiche Bruchstellen von Spongiosablättchen zu sehen sein müssten. Das ist für mich zunächst ein Beweis, dass es sich in den Fällen von Makowsky nicht um eine künstliche Bearbeitung, sondern um ein natürliches Vorkommen handelt; ich setze dabei voraus, dass die Natur bei jenen Mammuten nicht anders gearbeitet hat, als sie heute bei anderen Thieren arbeitet. Ich möchte daher glauben, dass die Anschauung des Herrn Szombathy wohl berechtigt sein dürfte gegenüber der des Herrn Makowsky.

Nachschrift des Herrn J. Szombathy.

Nachdem ich den Brief des Herrn Makowsky mit freundlicher Genehmigung der geehrten Redaction besonders gelesen, erlaube ich mir, folgende Bemerkungen nachzutragen:

Ich sehe mit Vergnügen, dass Herr Makowsky in seinen Concessionen bezüglich der Markhöhle wieder um einen Schritt weiter gekommen ist. Er sagt nun: »Bei alten Mammuten zeigten sich allerdings größere und kleinere Höhlungen von unregelmäßiger Form.« Da sind also auch schon größere Höhlungen dabei, wenn er auch zugesteht, dass er sich durch ein Lehrbuch verleiten ließ, sie auf eine Auswitterung des Knochens (nicht Aushöhlung durch Menschenhand) zurückzuführen. Wie durfte er aber dann in Lindau sagen, dass er »zahlreiche Extremitätenknochen von jungen und alten Thieren besitze, die frei von jeder Höhlung sind«.

Über die relative Regelmäßigkeit der Markhöhlen in einzelnen Knochen und dass die Frage der Auswitterung der Spongiosa ausgeschlossen ist, sind wir durch unsere Proben belehrt. Wie sehr hatte doch Virchow Recht, als er in Lindau sagte: »Man scheint sehr übertriebene Vorstellungen von Verwesung und Vernichtung zu haben und zu glauben, dass auch am Knochengewebe von selbst eine Verwesung eintritt. Aber die ausgehöhlten Knochen sind sehr fest, und diese Festigkeit geht bis in die Nähe des Markcanales hinein.«

Herr Makowsky gibt im Briefe die Dimension der Höhlung in den Mammutoberarmen bis zu 10 *cm* Breite des quadratischen Querschnittes an. Ich habe im Vortrage (S. 81) nachgewiesen, dass seine frühere Angabe von 9 *cm* Breite stark übertrieben ist, und kann daher die jetzige Angabe von 10 *cm* noch weniger gelten lassen.

Ferner muss ich mir erlauben, einige chronologische Daten richtig zu stellen. Die Vorlage der mährischen Mammutknochen durch Herrn Prof. Makowsky erfolgte in unserer Jahresversammlung am 14. Februar 1899, und nicht im Mai 1898.

Auf dem Anthropologencongresse in Lindau, 4. bis 7. September 1899, konnte nicht, wie der Brief besagt, ich Herrn Makowsky eine Überraschung bereiten durch meine unerwarteten Aufklärungen. Sondern das Gegentheil war der Fall. Ich hatte Herrn Makowsky drei Monate früher brieflich von meiner Widerlegung unterrichtet, hatte dann die Separatabdrücke meiner »Bemerkungen zu den diluvialen Säugethierknochen aus der Umgebung von Brünn«, welche die volle Widerlegung Makowskys enthalten, zwei Monate vor Lindau an zahlreiche Interessenten, zuvörderst an die Herren Virchow und Makowsky, gesendet und war also meinerseits in Lindau sehr erstaunt, als Herr Makowsky nach einer wohl vorbereiteten Entgegnung auf meine Arbeit (wozu er auch von Brünn die Knochen noch einmal mitgenommen hatte) sagte, er sei nicht in Kenntnis derselben gewesen und habe von ihr erst am Abend vorher gehört.

Ich bedauere, in einer der Natur der Sache nach so einfachen Discussion einem sonst so angesehenen Gegner derartige kleine Pfeile, die nicht sitzen, zurückwerfen zu müssen. Aber ich muss es thun, wenn ich nicht Gefahr laufen will, dass sie nächstens als Treffer angeführt werden.

Makowsky sagt endlich: Bei dem Widerstande, welchen er und Virchow mir in der heutigen Frage entgegensetzen, »spielt die Höhlung, ob künstlich oder natürlich, nur eine untergeordnete Rolle«.

Mit diesem Salto leistet der Herr Professor wohl das Unübertrefflichste. Das ist doch der Kern des ganzen Streites, ob die Höhlung künstlich oder natürlich ist. Um diesen Punkt hat sich ja schon eine ganze kleine Literatur abgelagert. Virchow sagte in Lindau: »Wir« (wohlgemerkt wir) »waren umgekehrt der Meinung, dass es eine Hauptfrage sei, ob die Aushöhlung in den Knochen natürlich war oder künstlich hervorgebracht ist.« Und dieser Kernpunkt, diese Hauptfrage soll jetzt, da die Entscheidung nicht nach dem Sinne des Herrn Makowsky ausfällt, durch eine einzige Briefzeile unter unseren Händen wegescamotiert werden? Bei solchen Kunststücken will ich nicht mehr mitthun.

Ich bin überhaupt der Meinung, dass über die eine Detailfrage genug gesprochen und geschrieben ist. Für meine Person ist diese Discussion hiermit geschlossen.

3. Herr Josef Szombathy spricht

Über die Höhenlage des Ohres an der Statue Ramses des Großen.

Im Jahre 1882 hat Hofrath Langer in unseren Mittheilungen (XII, 114) nach einem an dieser Stelle gehaltenen Vortrage eine Arbeit über Form- und Lageverhältnisse des menschlichen Ohres veröffentlicht und darin unter anderem auch die künstlerische Seite der Frage berührt. Speciell hat er (a. a. O., Taf. II, Fig. 11) nach Lepsius eine Profilansicht vom Kopfe Ramses II. besprochen. Er zeigt, dass da das Ohr relativ hoch — aber »gar nicht zu übermäßig hoch« — sitzt, und meint, diese Stellung sei anatomisch unmöglich. Denn, wenn man in diesem Kopf den Unterkiefer in der von Langer angegebenen Art einzeichnet, so erreicht der aufsteigende Ast des Unterkiefers die zwei- bis dreifache Länge des wirklichen menschlichen Unterkieferastes. Diese Zeichnung mit der entsprechenden Legende ist in Johannes Rankes großes Werk »Der Mensch«, Bd. II, S. 45, übergegangen. Endlich im vorletzten Bande unserer Mittheilungen (XXIX, 177) hat Prof. Holl wieder über die Lage des Ohres gehandelt und wieder die Langer'sche Ramses-Abbildung mit der weitschweifigsten Wiederholung der alten Argumente gebracht. Holl geht noch weiter und untersucht nicht nur, was für Kopfskelette man sich zu

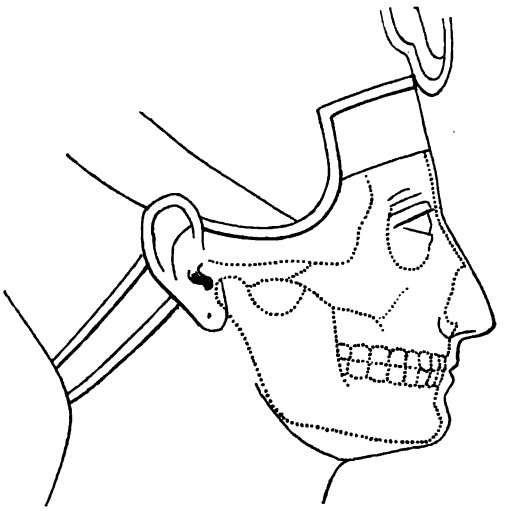


Abb. 49.

einer unrichtigen Hochstellung des Ohres denken könnte, sondern auch, was man sich sonst für unrichtige Gedanken über die Skeletbildung am Ramseskopfe machen könnte, wenn z. B. das Ohr nicht zu hoch, sondern zu nieder angesetzt wäre, u. s. w.

Für den Anthropologen geht aus diesen Untersuchungen kein Gewinn hervor. Man weiß längst, dass die von irgend einem Stil beeinflussten Bildnisse, welcher Zeit und welcher Kunstprovinz sie auch angehören mögen, nur cum grano salis für anthropologische Zwecke zu benützen sind. Auch der Kunstarchäologe lernt nichts daraus. In Bezug auf die allmähliche, stufenweise Ausbildung der künstlerischen Auffassung und Wiedergabe des menschlichen Antlitzes in den verschiedenen Stilgruppen und Stilperioden bestehen so eingehende, großentheils durch genaue historische Daten gefestigte Untersuchungen, dass die flüchtige Heraushebung eines oder einiger Beispiele als ganz und gar nicht zeitgemäß erscheint.

Zudem handelt es sich bei den vorliegenden Betrachtungen über den Ramseskopf nicht so sehr um eine Ausschreitung des ägyptischen Stils, als vielmehr um ein kleines Versehen unserer Anatomen. Dieses möchte ich gerne beseitigen, damit es sich nicht ad infinitum fortpflanze.

Langer hat schon anerkannt, und Holl constatiert neuerlich, dass an der in Betracht gezogenen Ramsesstatue das Ohr eigentlich, vom künstlerischen Standpunkte aus genommen, nicht zu hoch sitzt.

Nun zeigt aber auch der von naturhistorischen Gesichtspunkten geleitete Vergleich der alten Ramsesbildnisse mit der jetzt im Museum von Gizeh aufbewahrten Ramsesmumie, wie

außerordentlich gut die alten Bildhauer — natürlich innerhalb ihres Stils — den Typus des großen Königs mit seinem leptoprosopen Gesichte und der stark entwickelten Nase wiedergegeben haben. Virchow hat darauf besonders hingewiesen. Natürlich darf man bei solchen Nebeneinanderstellungen nicht außeracht lassen, dass die Bildnisse den berühmten Eroberer in den Jahren seiner Kraft darstellen, während uns im Museum die verschrumpfte Mumie des Greises aufbewahrt wird.

Der in Langers Zeichnung auf den unmöglichen Unterkiefer zugespitzte Fehler ist also nicht den alten Künstlern zur Last zu schreiben. Er liegt, wie bereits gesagt, an den Anatomen. Der Unterkiefer darf in den Profilumriss eines Kopfes nicht so eingezeichnet werden, wie es Langer gethan hat. Der untere Unterkieferrand und die Kaufläche sind anders zu orientieren. Die vom Kinn zur Kehle laufende Umrisslinie entspricht nicht, wie Langer annahm, dem unteren Rande des Unterkiefers. Das weiß jeder, der die Anfänge des »Kopfzeichnens« kennt. Die erstere Linie ist bei gewöhnlicher Kopfhaltung vom Kinn an nach abwärts geneigt, bei Fettanhäufung ausgesackt. Die zum Angulus mandibulae führende Unterkieferkante steigt hingegen an. Zwischen beiden ist im Profil die Regio submaxillaris als eine annähernd dreieckige Fläche zu sehen. Der Unterkieferwinkel liegt höher als die Kehlecke.

In den Umriss des Ramseskopfes müssen wir den Unterkiefer etwa so einreihen, wie Abb. 49 zeigt. Dann bekommen wir für ihn und alle übrigen Theile des Gesichtes in ganz ungezwungener Weise richtige, d. h. anatomisch mögliche Verhältnisse. Alle Erwägungen, welche sich an die Langer'sche Zeichnung anlehnen, erweisen sich damit als gänzlich überflüssig und haben einfach wegzufallen.

4. Herr Dr. Naokata Yamasaki hält einen Vortrag über

Erdställe in Japan.

Unter den verschiedenen Überresten aus dem Alterthum in Japan sind die Erdställe sehr bemerkenswert. Es gibt eigentlich zwei Arten der alten künstlichen Erdhöhlen, und dazu kommt noch die dritte, welche aus Stein gebaut und in ihrer Gestalt der einen der beiden ersteren sehr ähnlich ist. Man unterscheidet die beiden Erdstallarten mit den Namen *Tate-ana* (senkrechte Höhle) und *Yoko-ana* (horizontale Höhle). Die Verbreitung der *Tate-ana* oder senkrechten Höhle beschränkt sich auf die Insel Hokkaido und auf den nördlichsten Theil der Hauptinsel Honshu. Sie ist eine schalenförmige Vertiefung in der Erde, deren Tiefe gewöhnlich circa 1 *m* beträgt. Es gibt verschiedene Formen derselben, nämlich viereckige, elliptische oder noch viel verwickeltere, und endlich zumeist kreisförmige. Der Durchmesser der letzteren beträgt gewöhnlich 4—10 *m*.

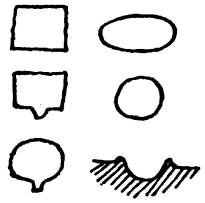


Abb. 50. Plan und Profil von *Tate-ana* (Wohngruben).

Um den Rand herum zieht eine niedrige Erdeindämmung, welche dazu dient, zur Regenzeit das Wasser nicht hineinzulassen (Abb. 50). Diese Höhlen gruppieren sich meistens in der Küstenebene oder auf der flachen Böschung des Hügellandes. Zur jetzigen Zeit wohnen einige Ureinwohner auf der Insel Sachalin und Shikotan auch in solchen Erdställen. Sie erbauen ein kegelförmiges Zelt aus Holz über der Höhle, und es beweist dies, dass die Höhlen auf Hokkaido auch auf gleiche Weise einmal bewohnt worden sind. Welchem Volksstamme die Bewohner dieser Höhlen angehört haben, ist noch unbekannt. Die Aïnu, die jetzigen Einwohner von Hokkaido, leben nicht in solchen Ställen, und sie haben auch keine Tradition, dass ihre Vorfahren einmal eine solche Wohnung gehabt hätten. Man findet oft verschiedene Steininstrumente und Thonwaren in dem Boden der Höhlen.

Die zweite Art, welche wir *Yoko-ana*, d. h. horizontale Höhle nennen, ist ein am Hügelabhang gegrabener Stall. Es gibt verschiedene Formen und Größen dieser Höhlenart. Eine ist einfach und hat nur eine Kammer, während die andere zwei oder mehrere Abtheilungen hat. Sie finden sich sehr selten isoliert und gruppieren sich in einem Ort, manchmal in großer Zahl, die selbst über hundert hinausgeht. Es gibt keine Höhle von dieser Art auf Hokkaido und sehr wenige im nördlichen Japan. Meistens kommen sie in Ost- und Mittel-Japan vor und auch nicht wenig in Süd- und West-Japan. Ein berühmter Ort von solchen Höhlen ist Hyaku ana (hundert Höhlen) nicht weit von Tokio in der Provinz Musashi. Viele hundert Höhlen wurden von Dr. S. Tsuboi, dem Professor der Anthropologie an der Universität zu Tokio, ausgegraben und genau studiert. Er hat einmal eine preisgekrönte Mittheilung darüber auf dem internationalen Orientalistencongress in London gemacht. Bei der gewöhnlichen Höhle sieht man

einen Eingang, welcher, einem Fenster ähnlich, an dem Hügelabhang angebracht ist (Abb. 51). Das Profil des Einganges ist trapezoidal oder in verschiedener Weise bogenförmig. Durchschnittlich ist er circa 1·5 *m* hoch und breit, wurde aber oft durch Erdabrutschungen zum Theile verschüttet und dadurch viel verkleinert. Von dort führt ein ein bis mehrere Meter langer Tunnel in das Innere. Er ist gewöhnlich schmal und eng, und man kann nicht aufrecht gehen. Dann folgt eine Kammer. Diese ist ziemlich groß. Die Höhe beträgt $1^1/_2$—3 *m* oder noch etwas mehr, die Breite $1^1/_2$ bis 5 *m* und die Länge $1^1/_2$—8 *m*. Der Plan und das Profil sind sehr verschieden. Ich werde hier nur einige Beispiele geben (Abb. 52).

Abb. 51. *Yoko-ana* in der Provinz Iwaki (nach Inudzuka).

Man findet oft mehrere Kammern in einer Höhle. Jede Kammer liegt auf demselben Niveau aber in einigen Fällen, wie zum Beispiel bei einem großen Stall an dem Flusse Tama-gawa, liegen die Kammern in verschiedenem Horizont. Der Boden des Stalles ist gewöhnlich eben, aber man findet oft eine bankartige Erhebung an der Rückwand, oder zwei an beiden Seitenwänden, oder drei an allen Wänden. In einem Stall bemerkte man einen kleinen Canal, welcher das aus der Wand herauskommende Grundwasser durch die Mitte des Stalles nach dem Eingang hinführt. Die Wände sind gewöhnlich glatt geschnitten, aber manchmal sieht man eine Reihe von breiten, langen und concaven Streifen, aus welchen wir schließen, dass das Werkzeug für Stallbau eine scharfe convexe Schneide gehabt habe. An den Wänden finden sich oft einige Vertiefungen von verschiedenen Formen und Größen. Wer diese Erdställe gebaut hat, wann und zu welchem Zwecke, ist eine große Frage bei uns. Man hat in keinem Erdstall — und es wurden bisher über mehr als hundert untersucht — ein sicheres Vorkommen von Instrumenten der Steinzeit feststellen können, sondern nur verschiedene Gegenstände aus der althistorischen Zeit des jetzigen japanischen Stammes gefunden. Bei einigen Ställen war der Eingang mit flachen Steinplatten geschlossen, und man fand darin ein Menschenskelet und verschiedene Grabgegenstände. In einigen Orten wurde ein Thonsarg entdeckt. Prof. Tsuboi denkt, dass alle *Yoko-ana* früher als Wohnung gebraucht und einige von ihnen auch als Gräber später benützt wurden. Eine andere Autorität hält sie nur für Gräber, und ich stehe auch auf dieser Seite. Die Gestalt dieser Höhle ist ganz ähnlich jener der Gräber des japanischen Alterthums, welche ich später erwähnen werde; auch findet man keine positiven Nachweise für die Wohnunghypothese; doch ist es immerhin für unsere Seite nicht so leicht zu entscheiden, ob so viele Kammern für ein Grab nothwendig waren.

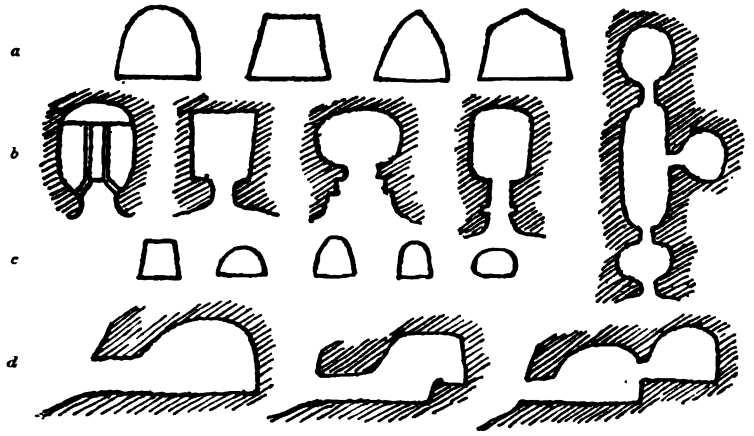


Abb. 52. *Yoko-ana*. — *a* Rückwand. — *b* Grundriss. — *c* Eingang. — *d* Aufriss.

Die dritte Höhlenart, welche wir unter dem Namen *Tsuka-ana*, d. h. Grabhöhle, von den anderen unterscheiden, ist eine Steinhöhle in einem isolierten Hügel. Sie war eigentlich keine Wohnung, sondern ein altes Grab. Vor über tausend Jahren setzte man die Leiche, meistens frei, manchmal auch in einem Steinsarg, in einer Kammer bei, die aus großen Steinblöcken erbaut war. Diese Kammer ist gewöhnlich länglichviereckig und vom Eingang durch einen langen Gang erreichbar. Der Eingang wurde mit einem oder mehreren flachen Steinblöcken gesperrt. Der Hauptraum ist gewöhnlich etwa 3 *m* lang, 2 *m* hoch und 2 *m* breit. In einigen Fällen ist er zwei oder dreimal so groß. Die Länge des Ganges ist fast gleich oder etwas kürzer als die des Hauptraumes,

und seine Höhe beträgt $1—1^1/_2\,m$. Der Boden ist manchmal mit Steinen oder Gerölle gepflastert. Die ganze Steinkammer wurde mit Erde überdeckt, und so wurde ein kegelförmiger Tumulus geschaffen, der einige Meter hoch ist, sich aber auch bis $20\,m$ erheben kann. Auf der Spitze wurden oft einige Bäume gepflanzt (Abb. 53). Die Gräber der kaiserlichen Familie oder der anderen Edlen sind von viel complicierterer Gestalt. Sie bestehen aus einem Zwilling von Hügeln, deren Profil und Plan die Abbildung 54 zeigt. Ein Charakteristikon dieses Typus ist, dass die Vorderseite des Planes

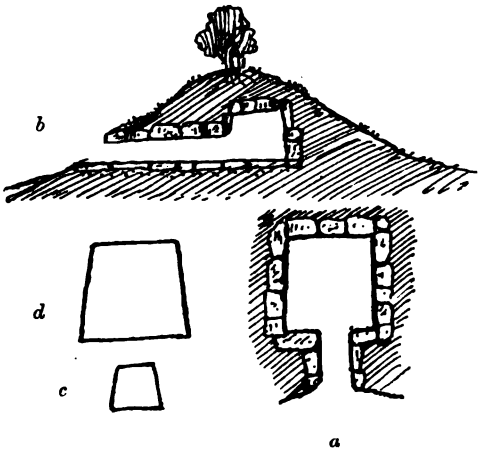


Abb. 53. *Tsuka-ana*. — *a* Grundriss. — *b* Aufriss. — *c* Eingang. — *d* Rückwand.

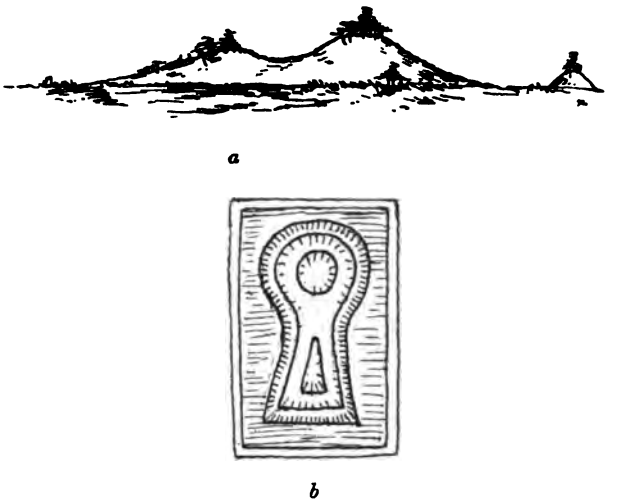


Abb. 54. Grab der kaiserlichen Familie oder der Edlen im Alterthum. — *a* Seitenansicht (mit *n* Nebengrab). — *b* Grundriss.

gerade und scharfeckig ist, während die Hinterseite immer kreisförmig ist. Außerdem wurde das Grab manchmal mit einem einfachen oder verdoppelten Graben umzogen. Er umfasst oft ein großes Areal; der Umfang des Grabes von dem alten berühmten Kaiser Nintoku-Tennō z. B. beträgt $2300\,m$. Um das Grab eines Edelmannes gibt es oft einige Nebengräber. Auf solchen alten Gräbern findet man häufig viele sogenannte *Haniwa*, Thoncylinder, welche nebeneinander um den Abhang eines Grabes aufgestellt wurden. Sie stellen oft die Figuren von Menschen oder Thieren dar. Es war in unserem Alterthum Sitte, dass beim Todesfall eines Edlen einige von seinen

Abb. 55. *Tsuka-ana* auf der Insel Iki (nach Yagi).

Abb. 56. *Tsuka-ana* auf der Insel Iki (nach Yagi).

Vasallen ihm in den Tod folgen mussten, die dann zusammen begraben wurden. Dieser Gebrauch kam später ab, und die Thonfiguren wurden statt der lebenden Menschen auf dem Grab aufgestellt. Sie bieten für die Erforschung der Trachten und verschiedenen Bräuche unseres Alterthums ein wichtiges Material.

So lange so ein Grab noch unversehrt ist, bildet es einen Tumulus, bei dem man natürlich keine Steinkammer sieht. Aber wenn im Laufe der Zeit die obere Fläche allmählich durch den Regen abgewaschen wurde, oder die Seitenböschung zum Theile abrutschte, trat die Steinkammer zutage. Der Neugier der Leute fiel zunächst die Thür am Eingang zum Opfer, und durch die

unartige Untersuchung des inneren Theils wurden die verschiedenen Instrumente aus Metall und Stein, ebenso die Töpfe oder Schalen aus Thon, welche mit der Leiche zusammen begraben worden waren, für die Wissenschaft vernichtet. Die Steinkammer blieb jetzt leer, und lange später hielten die Leute sie nach ihrer Gestalt für eine Wohnung aus dem Uralterthum (Abb. 55). Wenn die Wettereinwirkung noch weiter arbeitet und der Erdhaufen gänzlich verschwunden ist, so wird die Steinkammer bloßgelegt, wie bei den Dolmen in Europa (Abb. 56). Ich habe einmal über einhundert solcher Gräber in der Provinz Kawachi gesehen, welche die verschiedenen Stufen der Zerstörung zeigen. Diese Gräber finden sich meistens im südwestlichen und mittleren Japan, und je weiter wir nordöstlich schreiten, desto geringer ist ihr Auftreten. Nach ihrer Verbreitung, ebensowie nach den Funden haben wir keinen Grund zu zweifeln, dass sie von Vorfahren unseres jetzigen Stammes errichtet wurden.

Wenn ich die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen kurz zusammenfasse, so ist die *Tate-ana* eine Wohnung der Steinzeit im nördlichsten Japan und die *Tsuka-ana* eine alte Grabform des jetzigen japanischen Stammes. Die *Yoko-ana* sieht in ihrer Gestalt wie eine Wohnung aus, aber es gibt auch verschiedene Andeutungen, dass sie als Grab gedient haben mag; die Frage, ob sie eine Wohnung ist oder ein Grab, bleibt aber bei uns noch unentschieden.

Vorsitzender Hofrath Dr. Toldt:

Ich danke dem sehr verehrten Herrn Doctor für seinen außerordentlich netten und instructiven Vortrag.

5. Herr Hofrath Dr. Karl Toldt gibt Erklärungen

Über einen neuen Messcirkel.

Bevor ich die Sitzung schließe, erlaube ich mir noch, Ihnen ein Instrument, einen Cirkel mit Ablesevorrichtung, zu zeigen, welchen ich zum Zwecke von Schädelmessungen construieren ließ. Wir benützen dazu gewöhnlich entweder Cirkel, welche gar keine Theilungen haben, so dass man das gefundene Maß nachträglich von einem Maßstabe ablesen muss, was natürlich immer etwas zeitraubend ist, oder Cirkel, bei welchen das Maß an einer Stange, aber in kleinen Dimensionen angebracht ist, so dass man feinere Ablesungen nicht machen kann. Außerdem gibt das Übertragen des Maßes auf einen Maßstab und das Ablesen von demselben allzuleicht zu Fehlern Veranlassung. Ich habe lange schon das Bedürfnis gehabt, ein Instrument zu besitzen, bei dessen Gebrauch ich das Maß direct an einer auf demselben angebrachten Theilung verlässlich ablesen könnte. Der Mechaniker C. A. Demmer (Wien, V. Diehlgasse 45) hat nun auf Grund der ihm von mir gestellten Anforderungen einen zweckentsprechenden Cirkel construiert, welchen ich Ihnen hier vorzeige (Abb. 57). Derselbe ist des geringeren Gewichtes wegen aus Magnalium hergestellt und so eingerichtet, dass seine platten, hinreichend breiten Arme einerseits wie bei einem gewöhnlichen Tastercirkel geöffnet und geschlossen werden, andererseits aber so überkreuzt werden können, dass ihre Spitzen voneinander abgekehrt sind. Bei der letzteren Stellung der Cirkelarme können auch Hohlmaße abgenommen werden. So construierte Cirkel sind schon lange für verschiedene Zwecke in Gebrauch; ich verwende sie schon seit vielen Jahren mit Vortheil; ich musste aber immer nebstbei einen Maßstab zur Hand haben. Dies entfällt bei dem neuen Cirkel, weil ich an demselben das Maß leicht und mit aller Genauigkeit ablesen kann, während die Cirkelspitzen an den Messpunkten anliegen. Die Construction desselben ist im wesentlichen die folgende (vgl. Abb. 57):

Der eine der beiden Cirkelarme setzt sich hinter dem Drehpunkt in einen querliegenden gezahnten Metallbogen fort, während der andere Arm, ebenfalls hinter dem Drehungspunkt, eine mit zwei concentrischen Millimetertheilungen versehene Kreisscheibe trägt.

Die Bewegungen des ersteren Cirkelarmes werden von dem gezahnten Bogen mittelst eines kleinen Zahnrädchens auf einen Zeiger übertragen, welcher sich im Mittelpunkt der Kreisscheibe an derselben dreht und den jeweiligen Abstand der Cirkelspitzen an den Theilungen der Kreisscheibe anzeigt.

Dieser Zeiger läuft an dem einen Ende in eine Pfeilspitze aus, welche auf die äußere Kreistheilung weist und den Abstand der Cirkelspitzen bei dem gewöhnlichen Gebrauch des Instrumentes als Tastcirkel, also bei ungekreuzten Cirkelarmen angibt.

Das andere Ende des Zeigers weist mittelst einer innerhalb eines rechtwinkeligen Metallrahmens angebrachten Stahlspitze auf die innere Kreistheilung, welche die Abstände der Cirkelspitzen bei gekreuzten Cirkelarmen anzeigt, also bei der Bestimmung von Hohlmaßen in Anwendung kommt. Für die letztere ist das Instrument namentlich dann von besonderem Vortheil,

wenn die Dimensionen von Höhlungen gemessen werden sollen, deren Zugang enger ist als diese selbst.

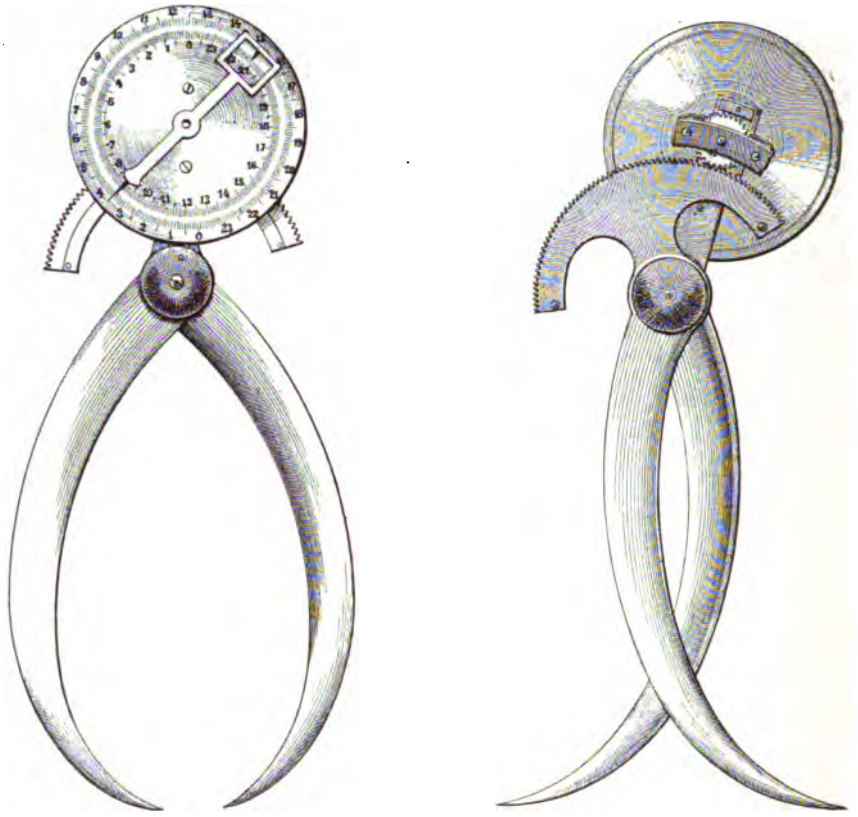


Abb. 57. Ein neuer Messcirkel.

Ich glaube, dass dieses Instrument nicht nur für anthropologische Zwecke, sondern auch in verschiedenen mechanischen Betrieben, oder von Bildhauern mit Nutzen verwendet werden kann. Es ist bei dem oben genannten Mechaniker um den Preis von 50 Kronen zu haben.

Ich schließe nun die Sitzung und danke allen anwesenden Damen und Herren für die Theilnahme an derselben.

Excursion nach Linz und Hallstatt vom 25. bis 27. Mai 1901.[1])

Am Pfingstsamstag den 25. Mai 1901 fuhr mit dem Früh-Schnellzuge eine kleine Schar von Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft: Dr. L. Bouchal, Dr. W. Hein mit Frau, Capitän F. Ritter v. Hopfgartner, Regierungsrath Dr. M. Much, Notar J. Palliardi von Mähr.-Budwitz und Custos J. Szombathy nach St. Valentin, wo sie von den Vertretern des Museums Francisco-Carolinum in Linz, den Herren: Vicepräsident Conservator J. Straberger und Custos A. Reischek, ferner von den Herren Ingenieur K. Reymann, Prof. Dr. Scheichl, C. Weiß von Linz und Landesgerichtsrath Conservator E. Schmidel sammt Frau von Steyr begrüßt wurden. Hier schlossen sich der Excursion noch unsere Mitglieder, die Herren Medicinalrath Dr. A. Hedinger von Stuttgart und Prof. Dr. M. Hoernes an. Nach einem zwanglosen Mittagmahl fuhr die Gesellschaft mit der Bahn nach Mauthausen, wo sie von den Herren Bürgermeister

[1]) Nach verschiedenen Berichten zusammengestellt. Vgl. auch »Steyrer Zeitung«, Nr. 44 vom 2. Juni 1901 und das Feuilleton »Die Anthropologen in Linz« in der »Linzer Tagespost«, Nr. 126 vom 2. Juni 1901.

und Landtagsabgeordneten L. Heindl, Steinbruchbesitzer A. Poschacher und von Frau Sparcassadirector J. Winkler empfangen und sogleich auf das Plateau zu dem Heinrich-Steinbruch geleitet wurden, bei und in welchem man in der letzten Zeit prähistorische und Mammutknochenfunde gemacht hatte. Conservator Straberger schilderte die Erscheinungen, welche bei der Abtragung der auf dem Granit aufgelagerten mächtigen Lößschichte zutage getreten sind, und die gemachten Funde. Custos Szombathy erörterte die geologische Gestaltung des Terrains und fixierte die in der fast senkrecht abgestochenen Lößwand noch deutlich sichtbaren Schnitte mehrerer Wohngruben durch photographische Aufnahmen. Herr Custos Reischek aber zeigte die Stelle, wo er Mammutknochen zusammen mit einem Schlagstein, Feuersteinsachen und einigen Topfscherben gefunden hatte. Nur wenige Herren, allen voran Herr Custos Szombathy, kletterten die ziemlich steile Wand zu jener Stelle hinab, um sich von den Lagerungsverhältnissen durch eigenen Augenschein zu überzeugen. Nach einem kurzen Imbiss im Gasthofe zur Post entführte die Theilnehmer die fliegende Brücke auf das rechte Ufer der Donau, und von dort fuhren sie in vom Musealvereine in Enns freundlichst beigestellten Wagen durch die Au nach der alterthümlichen Stadt Enns, deren hochragender Stadtthurm weithin im Lande sichtbar ist. Hier wurden sie von den Herren Bürgermeister v. Scheuchenstuel, Musealvereinsobmann Oberingenieur Eckl, den Ausschussmitgliedern Gruber, Schulleiter, Hasenleitner, Güterinspector Postl, Landesgerichtsrath Schmidel und von unserem Mitgliede Herrn Universitätsprofessor Dr. Rudolf Hoernes, der von Graz gekommen war, erwartet und begrüßt. Nach einem Spaziergang durch den Schlosspark wurde das Museum besichtigt. Das Lapidarium, die prähistorischen und römischen Funde und die auf die Geschichte der Stadt Enns bezüglichen Gegenstände erregten lebhaftes Interesse. Auch wurden vorgeschichtliche Funde aus dem nahen Kürnberger Wald und in neuerer Zeit vorgekommene Fälschungen von Steinwaffen vorgelegt. Auf dem Wege zum Friedhof, auf dem die stilgerecht restaurierte, altehrwürdige Kirche von Lorch ein beredtes Zeugnis von der rührigen Thätigkeit des Ennser Musealvereines ablegt, schloss sich, von allen herzlich begrüßt, unser immer hilfsbereites Mitglied, Fräulein M. Eysn von Salzburg, an. Nach eingehender Besichtigung der Kirche, in deren nächster Umgebung zahlreiche Reste aus römischer Zeit gefunden werden, wurde in der Bahnhofrestauration von den Ennser Herren Abschied genommen. Dr. Hein und Medicinalrath Dr. Hedinger gaben dem Danke für das freundliche Entgegenkommen Ausdruck, und Oberingenieur Eckl sprach im Namen des Ennser Musealvereines die Hoffnung auf ein freundliches Zusammenwirken aus. Mit dem Schnellzuge fuhren die Excursionstheilnehmer nach Linz und verbrachten den Abend in anregender Gesellschaft mit den Linzer Damen und Herren auf der Terrasse des Gasthofes zum rothen Krebsen. Dort fanden sich noch unser Vicepräsident Hofrath Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Landesgerichtsrath Hoernes von Steyr und Herr Eder, Mitglied des Wissenschaftlichen Clubs, ein.

Am Pfingstsonntag den 26. Mai wurde vormittags das Museum Francisco-Carolinum besichtigt, in dessen Festsaal die Funde von Mauthausen und vom Freinberge in 30 Laden ausgestellt waren. Hier sah man die vom Custos Reischek kunstgerecht conservierten Stoßzähne und Unterkieferfragmente mit Backenzähnen vom Mammut, dann verschiedene Thierknochen aus den Mauthausener Wohngruben, von dort auch Schaber aus Bein, Pfeilspitzen aus Bein und Feuerstein, Steinhämmer, Thonkegel, Topfscherben, eine Bronzenadel, ein Stückchen Kupfer u. a. Besonderes Interesse erweckte auch der im vorigen Herbst gemachte Depotfund vom Freinberg, der aus 4 ganzen Palstäben, 6 Fragmenten von solchen, 1 Meißel, 13 Gußluppen, 9 vollständigen Sicheln, 22 Sichelfragmenten, 4 Armringen, 1 Messer, 1 Schwertspitze, 1 Deckel, 10 Nadeln und 56 verschiedenen Bronzefragmenten besteht. Neben den Funden lagen vorzügliche, für den Druck bestimmte Abbildungen. Einen eigenen Platz nahm eine Collection von Sandsteinfindlingen aus dem Mattigthale ein. Großen Beifall fanden die Originalzeichnungen des Herrn Obersteigers Isidor Engl von Hallstatt, welche die Hallstätter Funde gräberweise zur Darstellung bringen und eine besondere Zierde der prähistorischen Abtheilung bilden.

Um 10 Uhr vereinigten sich alle Theilnehmer zu einer Sitzung im Festsaale, der als Vertreter des Bürgermeisters die Herren Gemeinderäthe Baier und Sames, von den Linzer Freunden außer den schon genannten die Herren Verwaltungsräthe Statthaltereirath Dr. Magner, Wildmoser, dann Director J. Commenda und Dr. A. Nicoladoni, ferner die Witwe unseres unvergesslichen Oberst Bancalari, Frau Josefine Bancalari, dessen Tochter, die Oberstlieutenants-Witwe Frau Paula Edle v. Schuschnigg u. a. beiwohnten.

Zunächst übernimmt unser Vicepräsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl den Vorsitz und ertheilt Herrn Conservator J. Straberger das Wort.

Herr Straberger weist auf die vorliegenden Funde von Mauthausen und vom Freinberg hin, die hoffentlich heute zu einer eingehenden Erörterung Anlass geben werden. Er hebt die große Arbeit hervor, die auf den Schultern der wenigen Herren lastet, die ihre Thätigkeit in den Dienst des Museums gestellt haben, und sieht die einzige Befriedigung und einen schönen Lohn für alle Mühen in dem Besuche der Anthropologischen Gesellschaft. Er begrüßt den Vorsitzenden als deren Vicepräsidenten, die Herren Vertreter der Gemeinde, besonders auch Herrn Medicinalrath Dr. A. Hedinger von Stuttgart, den Obmann des Ennser Musealvereines, Herrn Oberingenieur Eckl, und die übrigen Excursionstheilnehmer. Schließlich stellt er den Antrag, für die Verhandlungen einen Fachmann als Vorsitzenden zu wählen.

Herr Custos Szombathy stimmt dem Antrag bei und schlägt die Wahl des Herrn Regierungsrathes Dr. M. Much zum Vorsitzenden und des Herrn Dr. Hein zum Schriftführer vor.

Dr. Hein lehnt die Wahl mit dem Hinweis darauf ab, dass er nicht Prähistoriker sei, und ersucht, Herrn Notar Palliardi zu wählen.

Herr Palliardi lehnt ebenfalls ab. Der Antrag Szombathys wird sonach angenommen.

Much:

Es unterliegt keinem Zweifel, dass andere Herren sich in unserer Gesellschaft befinden, denen die active Betheiligung an öffentlichen Verhandlungen geläufiger ist, als mir, die daher zunächst berufen wären, die unserige zu leiten. Um jedoch durch eine weitere Erörterung keine Verzögerung herbeizuführen, bin ich gern bereit, das Amt des Vorsitzes zu übernehmen, und ich danke Ihnen hiemit für die mir durch dessen Übertragung erwiesene Auszeichnung. Ehe wir jedoch an unsere Aufgabe gehen, möchte ich die Begrüßung in diesem Hause mit dem Ausdrucke aufrichtiger Freude erwidern, die wir alle, die wir von auswärts gekommen sind, bei seinem Betreten empfunden haben. Die architektonische Gestaltung des Äußern, die zweckmäßige Anordnung im Innern, die musterhafte Aufstellung und die Fülle der Gegenstände geben in gleicher Weise Zeugnis von dem ernsten Willen, von der Befähigung und von der Beharrlichkeit aller, die an der Schöpfung dieser schönen Stätte Antheil haben. Was meine eigene Empfindung betrifft, so kann ich wohl sagen, dass ich die meisten Museen Österreichs und des deutschen Reiches kenne, dass ich aber wohl Museen von größerem Umfange, aber keines, insbesondere keines in einer verhältnismäßig so kleinen Stadt nennen könnte, welches das Ihrige in seinem prachtvollen Äußern und in seiner Musterhaftigkeit des Innern zu überbieten, ja nicht einmal zu erreichen imstande wäre. Ich beglückwünsche Sie zu diesem schönen Erfolge. Ich ersuche nun den Herrn Vicepräsidenten Straberger, über die hier ausgelegtem Funde Bericht zu erstatten.

Straberger:

Im vorigen Jahre haben in Oberösterreich an zwei Örtlichkeiten, nämlich in Mauthausen und auf dem Freinberge bei Linz, Erdbewegungen in größerem Umfange stattgefunden, wobei Erscheinungen zutage getreten sind, welche die Besiedlung dieser beiden Örtlichkeiten in vorgeschichtlicher Zeit außer Zweifel setzen.

Die bei der sorgfältigen Untersuchung des aufgedeckten Terrains aufgesammelten zahlreichen Gegenstände, welche hier in 30 Laden wohlgeordnet vorliegen, haben die verehrten anwesenden Fachautoritäten bereits einer eingehenden Besichtigung und sachlich kritischen Beurtheilung unterzogen.

Von den typischen Fundstücken sind naturgetreue, ganz vorzüglich gelungene Abbildungen zum Zwecke der seinerzeitigen Publicierung angefertigt worden, welche zur näheren Besichtigung hier aufliegen.

Jenen Theilnehmern an der Excursion, die am gestrigen Tage von St. Valentin den Abstecher nach Mauthausen mitgemacht haben, war Gelegenheit geboten, die dortigen Steinbrüche, wie auch die auf dem Granitmassive auflagernde jüngere Schichte, in welcher die Spuren der dort aufgedeckten urgeschichtlichen Ansiedlung noch deutlich in Erscheinung treten, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Herr Custos Szombathy hatte die Güte, an Ort und Stelle die geologische Gestaltung des Terrains zu erörtern.

Zum besseren Verständnisse meiner weiteren Mittheilungen über die bei Abgrabung der auf der Urgebirgsscholle an der Donau aufgelagerten Schichte zum Vorschein gekommenen urgeschichtlichen Ansiedlung dürfte es den verehrten Anwesenden, welche gestern nicht an Ort und Stelle waren, eine kurze Schilderung der geologischen Formation des in mehrfacher Hinsicht interessanten Terrains erwünscht sein.

Ich erlaube mir daher den Herrn Director Commenda zu bitten, sich dieser Aufgabe zu unterziehen.

Director Commenda erklärt, er habe, da er nicht wusste, dass er hier zum Worte kommen sollte, seine damaligen Notizen zwar nicht nachgesehen, seiner Erinnerung nach sei die geologische

Situation auch an dem besprochenen Punkte so, dass über dem Granit und seinen Zersetzungen noch in größerer Höhe ein Schotter folge, der nach oben durch zersetzte Gerölle und Geschiebe in Löß übergehe, welcher nur von einer schwachen Humusschicht überdeckt sei. An dem Übergange vom Schotter in den Löß, neben den zersetzten Schotterresten, findet sich die Mammutschicht, die Culturschicht sei durch mehrere Meter davon getrennt und viel jünger. Allerdings habe Herr Custos A. Reischek neben einem Mammutknochen ein Stück mit Spuren menschlicher Thätigkeit gefunden, aber das erscheine ihm bei der Natur der Örtlichkeit nicht maßgebend; er halte dafür, die Cultur von seinem Standpunkte für viel jünger anzusehen, da die Mammutschicht auch von anderen Orten des Landes, z. B. am Bauernberge zu Linz, bei Perg und anderen Orten, stets an der Basis des Löß gegen den Schotter liege.

Straberger:

Im vorigen Sommer ließ Herr Anton Poschacher zur Erweiterung seines in Mauthausen nahe der die Donau übersetzenden Eisenbahnbrücke gelegenen Steinbruches die auf dem Granitmassive aufliegende Lößschichte, welche eine 5 bis zu 15 *m* messende Mächtigkeit hatte, abräumen. Bei dieser den ganzen Sommer andauernden Arbeit kamen in geringer Tiefe, theilweise unmittelbar unter der Rasendecke, Culturreste, bestehend aus Scherben von rohgearbeiteten Thongefäßen, Thierknochen, Bruchstücke von Hirschgeweihen, Feuersteine, Kohlen u. dgl. zum Vorschein.

Die Musealverwaltung, welche von diesen Vorkommnissen Kenntnis erhielt, trat der Sache näher, und es wurde den Organen derselben von dem genannten Steinbruchbesitzer in bereitwilligster Weise Zutritt zum Arbeitsfelde behufs Beaufsichtigung der Erdarbeiten und Wahrnehmung der dabei zutage kommenden Erscheinungen von archäologischem Interesse gewährt. Es ist auch Vorsorge getroffen worden, dass alle Funde angezeigt wurden und zur Ablieferung gelangten.

Die Beaufsichtigung der umfangreichen Arbeiten wurde abwechslungsweise von Herrn Director Commenda, Custos Reischek und von mir gepflogen, und ich glaube, dass uns kein Fundobject entgangen ist und auch alle wichtigen Begleiterscheinungen wahrgenommen worden sind.

Es zeigte sich bald, dass wir es unzweifelhaft mit einer aus Grubenwohnungen bestehenden Landansiedlung aus neolithischer Zeit zu thun hatten.

Solche Wohngruben waren mehrere, auf verhältnismäßig beschränktem Raume, vorhanden; sie waren von ungleicher Größe und in ungleich großen Abständen von einander situiert.

Eine derselben, und zwar die größte, deren Umfang in der fast senkrecht abgegrabenen Lößwand jetzt noch erkennbar ist, hatte einen oberen Durchmesser von 7 *m*, verjüngt sich nach unten und endet muldenförmig in der Tiefe von 3 *m*. Sie war im Abstande von 2 *m* mit einem 1 *m* breiten und ebensotiefen Graben umfangen.

Die übrigen Gruben hatten gleiche Tiefe wie die erwähnte, waren aber von geringerem Durchmesser. Die Gruben waren ausgefüllt mit dunkelfarbiger Erde, welche mit verschiedenartigen Culturresten gemengt war, und zwar fanden sich viele zerschlagene und gespaltene Röhrenknochen, Kiefer und einzelne Zähne von Hirsch; Schwein, Fuchs, Reh und Schaf, gebrannte Erde und reiche Mengen von Thongefäßscherben.

Außerhalb der Gruben zeigten sich an vielen Stellen Brandstellen mit Herdsteinen.

Es wurde auch gebrannter Wandlehm mit Abdrücken von Ruthenflechtwerk gefunden, welcher zur Annahme berechtigt, dass die Wohngruben mit Holzhütten überbaut waren, was ja unvermeidlich war, da sonst die Gruben durch die atmosphärischen Niederschläge unbewohnbar geworden wären.

So roh die aufgefundenen Gefäßscherben auch sind, so mannigfaltig sind sie in der Form und Verzierungsweise.

Sie sehen hier Oberrandstücke von 150 verschiedenen, mit Wulsten, Buckeln, Einkerbungen u. dgl. verzierten Schalen, Schüsseln und Töpfen, darunter auch solche mit Henkeln. Es ist auch gelungen, eine bombenförmige gehenkelte Schale, welche aus schwarzem Thon schön geformt und an der Oberfläche glänzend geglättet ist, in unbeschädigtem Zustand zu bekommen. Ebenso formschön sind die beiden becherförmigen kleinen Gefäße, die — wie Sie sehen — nahezu vollständig erhalten sind.

Wie die keramischen Funde tragen auch die Stein- und Knochenartefacte den ausgesprochenen Typus der jüngeren, aber schon ziemlich weit vorgeschrittenen Steinzeit.

Sie bestehen aus polierten und durchbohrten Steinbeilen, geschliffenen Steinmeißeln, Pfeilspitzen, Schabern und Messern aus Feuerstein, Hämmern, Pfriemen, Spateln, Pfeilspitzen aus Knochen und Geweihsprossen und aus einem durchlochten Eberzahn.

In einer abseits von den übrigen aufgedeckten bedeutend kleineren Wohngrube, die ich selbst untersuchte, kamen Objecte zum Vorschein, die sich von den in den anderen Gruben gefundenen auffällig unterscheiden, nämlich Bruchstücke von Thongefäßen aus feinerem Materiale und besonders zierlicher Ornamentierung. Eine überaus kunstvoll zugeschlagene Pfeilspitze aus Feuerstein, ein zierlicher Wirtel und eine Bronzenadel mit linsenförmigem Kopf, die ich in dieser Grube fand, lassen darauf schließen, dass die Besiedlung dieses Platzes eine lang andauernde war und sich schon der Metallzeit genähert habe.

Von Interesse ist auch das Vorkommen von 20 Thonkegeln, welche an der nicht muldenförmigen, sondern ebenen Sohle dieser Wohngrube nebeneinander — wie es scheint in ihrer ursprünglichen Aufstellung — vorgefunden worden sind.

Wie die Bruchstücke solcher Kegel ersehen lassen, sind sie schlackenhart gebrannt, waren also zweifellos der vollen Gluthitze wiederholt ausgesetzt gewesen.

Dieser Umstand erscheint mir wichtig, weil er vielleicht geeignet sein könnte, eine allgemein verbreitete Meinung über den Zweck derartiger Thonkörper, die fast in allen neolithischen Siedlungen vorkommen, richtigzustellen.

Ich glaube nämlich, dass sie nicht als Webstuhlgewichte, wofür sie meist gehalten werden, anzusehen sind, sondern als Heizkörper gedient haben, die man am Herdfeuer erhitzte, um dann damit den Wohnraum in der Grube zu erwärmen.

Im untersten Theile der auf dem diluvialen Lager von Rollsteinen aufliegenden Lößschichte kamen oberflächlich verkieselte, aber nicht fossile Stoß- und Backenzähne und andere Knochen von Mammut, und zwar eines älteren und jüngeren Thieres mit Scherben von Thongefäßen und dem angebrochenen Feuersteinknollen, den ich hier vorweise, zum Vorschein.

Die Stoß- und Backenzähne waren so sehr verwittert, dass sie nur stückweise gehoben werden konnten. Herr Custos Reischek hat sie mit großer Sorgfalt conserviert, und es wird ihm auch sicher gelingen, aus den einzelnen Bruchstücken die Zähne zu reconstruieren.

Trotzdem durch Herrn Reischek, welcher bei der Ausgrabung dieser Überreste anwesend war, sichergestellt ist, dass die Mammutknochen und -Zähne, die Thongefäßscherben und der an gebrochene Feuersteinknollen beisammen lagen, lässt sich die Gleichzeitigkeit derselben nicht annehmen. Die Artefacte dürften wohl durch eine zufällige Zusammenschwemmung oder Abrutschung des Löß an ihren Fundort gelangt sein. Die Scherben sind — wie Sie sehen — von einer Qualität, welche ihre Zugehörigkeit zur älteren Steinzeit ausschließt.

Das Knochenmateriale wurde an Herrn Professor Dr. Woldřich in Prag zur genauen Bestimmung übermittelt.

Much:

Ich vermag mich der von dem Herrn Vortragenden ausgesprochenen Ansicht, dass die erwähnten Thonkegel, die sogenannten Webstuhlgewichte, als Heizkörper gedient haben, nicht anzuschließen. Der Umstand für sich allein, dass die in Mauthausen gefundenen Stücke schlackenhart gebrannt waren, spricht nicht dafür; denn man findet auch andere Dinge, z. B. Steinbeile und Töpfe, die einer großen Hitze ausgesetzt gewesen, Topfscherben, die geradezu in Fluss gerathen waren, ohne dass man sagen kann, dass sie nur dadurch ihrem Zwecke entsprochen haben. Es liegt vielmehr nahe, anzunehmen, dass die Feuersbrunst, welche, wie auch hier, in Mauthausen den Lehmbewurf des Hüttengeflechtes hart gebrannt, diesen Thonkegeln eine schlackenartige Beschaffenheit gegeben hat. Zudem sind derartig hart gebrannte Stücke seltene Erscheinungen, die meisten Thonkegel sind schwach, viele gar nicht gebrannt, und unter ihnen finden sich nicht wenige, die deutlich zeigen, dass sie an Schnüren gehangen sind, während bei anderen die Grundfläche so uneben ist, dass sie nicht stehen konnten, also wahrscheinlich auch gehangen sind. Daraus ergibt sich, dass sie hängend ihren Dienst geleistet haben und somit vielleicht doch zum Spannen der Kette am Webstuhle verwendet wurden. Dass ihrer oft mehrere an einem Orte beisammen und im besonderen in Wohngruben, wie hier, in Lengyel und in Stillfried gefunden wurden, spricht eher dafür als dagegen, und wir wissen, dass es einst gerade eine weitverbreitete Gepflogenheit war, in unterirdischen Wohnräumen zu spinnen und zu weben. Dabei ist freilich sehr zu beachten, dass sie in Form und Größe weit auseinander gehen; denn während die Höhe der kleinsten bis auf 3—4 *cm* herabgeht, steigt sie bei anderen bis auf 25 *cm*. Alle diese, somit auch in ihrem Gewichte so verschiedenen Stücke können unmöglich ausnahmslos als Webstuhlgewichte gedient haben, und man wird sich noch ferner bemühen müssen, die der Verschiedenheit ihrer Form und Größe entsprechenden Zwecke ausfindig zu machen.

Straberger:

Auf dem Freinberge, einem westlich von Linz gelegenen, mäßig hohen Berge, hat der Verschönerungsverein der Stadt im vorigen Sommer eine Zufahrtstraße zu dem auf der Höhe desselben erbauten Aussichtsthurme (Franz Joseph-Warte) angelegt und zur Herstellung von Weganlagen und Anpflanzungen umfangreiche Erdbewegungen auf dem zwischen dem Aussichtsthurme und dem sogenannten Stadtwäldchen gelegenen Plateau ausgeführt. Dieses Plateau fällt gegen Norden zum Donauufer und westlich gegen einen Thaleinschnitt (Zauberthal) schroff ab, gegen die südliche und östliche Seite ist das sanft auslaufende Terrain mit einem Erdwall abgeschlossen, welcher bei Anlegung der erwähnten Fahrstraße bis zur horizontalen Dammfläche in der Breite von 20 *m* durchbrochen wurde. Der 250 Schritte lange Wall hatte an der Durchbruchstelle eine von 1·2—4·5 *m* ansteigende Höhe.

Bei der unter steter Aufsicht von Organen des Museums geschehenen Abgrabung des Walles an der Durchbruchstelle zeigten sich schon 1 *m* unter dem Rücken, dann bei Fortsetzung der Arbeit auch im Mittel des Walles und an seiner Basis ausgedehnte Brandstätten mit reichlicher Menge von Asche, gebrannter Erde, bei deren Durchsuchung Knochen, Kiefer, Zähne von Pferd, Rind, Hirsch und Schwein, dann viele Scherben rohgearbeiteter Thongefäße verschiedener Form, ferner Reib- und Schleifsteine, Messer und Schaber aus Feuerstein, Bruchstücke eines polierten Serpentinbeiles und Fragmente von Bronzenadeln gefunden wurden.

An der dem Plateau zugekehrten Seite des Erdwalles wurde derselbe in halber Höhe behufs Herstellung eines Promenadeweges angegraben, wobei die Wahrnehmung gemacht worden ist, dass der Wall in seiner ganzen Längenausdehnung von einer Brandschichte durchzogen ist, in welcher Culturreste gleicher Art wie an der Durchbruchstelle vorkommen.

Bedeutende Mengen derartiger Überreste, namentlich Gefäßscherben, sind auf dem ganzen umwallten Terrain zerstreut und vermengt mit solchen aus der Römerzeit gefunden worden. Diese letzteren stehen im Zusammenhange mit einem Römerbau, dessen Grundmauern in unmittelbarer Nähe der Franz Joseph-Warte aufgedeckt worden sind. Bei den Planierungsarbeiten sind auch zwei römische Münzen, und zwar Bronze, As. Trajanus, Rs. Sitzende Felicitas, und Kleinbronze, Constantinus I. Magnus, Rs. VOT-XX, dann eine kleine Goldmünze keltischen Gepräges (Regenbogen-Schüsselmünze) nebst verschiedenen Bronze- und Eisengegenständen — die hier zur Ansicht vorliegen — an den Tag gelangt. Auch zwei zusammengehörige Randstücke einer Schrifttafel aus carrarischem Marmor nebst einer großen Anzahl von Bruchstücken römischer Falzziegelplatten, darunter eines mit dem Stempel NMR wurden aufgefunden.

Von besonderem Belange ist die an gleichem Orte bei Aushebung des Erdreiches zur Anpflanzung eines Bäumchens erfolgte zufällige Auffindung eines Bronzedepots, bestehend aus 135 Gegenständen.

Den Großtheil derselben bilden Bruchstücke von Palstäben, Armreifen, Sicheln, Zierblechen, Schmucknadeln, aber auch ganze, guterhaltene Palstäbe, Sicheln, Meißel sind in nicht geringer Anzahl mit diesem Massenfunde zum Vorschein gekommen. Da auch Rohgußluppen von reinem Kupfer und Bruchstücke von solchen zu diesem Depot zählen, so erscheint es als wahrscheinlich, dass ein Bronzegießer fertige Ware und Altbronze-Materiale, das zum Umgusse gesammelt worden war, an diesem Orte versteckt habe.

Einen genauen Plan über die Situation des Fundterrains und naturgroße Abbildungen sämmtlicher Objecte des Bronzedepots wie auch der bei der Abgrabung des Walles zutage geförderten wesentlichsten Artefacte lege ich hier zur Ansicht vor.

Schließlich erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit auf die hier aufliegende Collection von Sandsteinfindlingen zu lenken.

Sie sind — wie Sie bei näherer Betrachtung ersehen werden — mit Marken oder Zeichen versehen, die keineswegs zufällig entstanden sein können, sondern zweifellos absichtlich mit einem scharfen Instrumente eingegraben worden sind.

Bei der im Sommer 1899 vorgenommenen Durchforschung von Hügelgräbern der jüngeren Hallstätter Zeit im Mattigthale wurde in Mitte von zwei solchen Hügeln je ein derart markierter Stein, sorgfältig in schwarzer Erde gebettet, aufgefunden. Ein in nicht großer Entfernung von der aufgedeckten Hügelgruppe gelegener Hügel enthielt keine Überreste, welche auf eine Grabanlage hätten schließen lassen, er war aus einer beträchtlichen Menge von markierten Steinen, wie die hier vorliegenden, aufgebaut.

Die eingegrabenen Zeichen sind von großer Mannigfaltigkeit, und es wiederholen sich nur wenige Charaktere mehrmals.

Die Bedeutung dieser Steine ist bisher nicht aufgeklärt. Ich habe über die Auffindung derselben an die k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale ausführlich berichtet und Abbildungen von 66 verschieden markierten Steinen zur Vorlage gebracht. Vielleicht gelingt es, durch die Veröffentlichung des Berichtes eine Aufklärung über die Bedeutung dieser räthselhaften Erscheinung herbeizuführen.

Much:

Ich danke dem Herrn Vicepräsidenten für seine lehrreichen Ausführungen und bitte nun jene Herren, welche etwa geneigt sind, ihre Meinung zu äußern oder Fragen zu stellen, dieses zu thun. Herr Professor Hoernes hat das Wort erbeten.

Prof. Dr. M. Hoernes (Wien) bemerkt zu den diluvialen Funden aus Mauthausen, dass hier nur ein stark abgenützter, typischer Schlagstein das Vorhandensein des Menschen neben der quartären Fauna zu beweisen scheine, da die angeblich mit den Thierknochen gefundenen Topfscherben nicht derselben Zeit angehören können. Die prähistorischen Wohnstättenfunde von der Oberfläche dieser Localität stammen aus verschiedenen postquartären Perioden, sind aber der Hauptsache nach nicht neolithisch, sondern bronzezeitlich und zum kleineren Theile hallstättisch. Wahrscheinlich handle es sich um »Wohngruben« aus der Bronzezeit, in welche später, etwa durch Einschwemmung, hallstättische Objecte gelangt sind. Die Wallfunde vom Freinberg lassen die Frage nach der Zeitstellung dieses Erdaufwurfes noch schwieriger erscheinen. Sie sind Vertreter der verschiedensten alten Culturperioden. Ist jene Erdanschüttung überhaupt ein Wall im gewöhnlichen Sinne? Von der Besichtigung der Fundstelle möchte er die Beantwortung dieser Frage abhängig machen. Sprecher empfiehlt dringend, eine möglichst ausgedehnte systematische Untersuchung der »Wohngruben« von Mauthausen und des Walles auf dem Freinberg.

Szombathy schlägt vor, die einzelnen Fundgruppen getrennt zu besprechen. (Angenommen.

Er beginnt mit den Mammutfunden von Mauthausen. Herr Director Commenda habe angeführt, dass dort die Basis der diluvialen Ablagerungen durch Schotter gebildet werde, auf welchen dann der Löß folgt. Da in unseren Gegenden gerade die untersten Schichten des Löß die Hauptfundstelle der diluvialen Säugethiere sind, ist die genaue Schichtenfolge an der Basis des Löß nicht unwesentlich. Redner glaubt, dass in Mauthausen die diluvialen Schichten nicht mit Schottern, sondern sogleich mit dem Löß beginnen. Er hat an den gestern besuchten Stellen beobachtet, dass der Löß unmittelbar auf dem Granit auflagert. Die Oberfläche des Granits zeigt viele kleine Unebenheiten, ist verschieden tief verwittert und mit einzelnen von der Verwitterung verschonten Granitblöcken bedeckt. Darauf folgt ohne weiteres der Löß, so dass einzelne Knochenfunde fast auf den Granit gebettet sein konnten. Er bittet Herrn Commenda um genauere Angaben über die Schichtverhältnisse in Mauthausen und fragt, ob sich dessen Beobachtungen mit den soeben mitgetheilten vertragen.

Commenda erwidert, dass er seine früheren Aussagen corrigieren müsse. Da er seine genauen Notizen nicht zur Hand habe, sei ein Irrthum zu entschuldigen. Er kann nicht behaupten, dass die diluvialen Schotter auch im großen Steinbruche von Mauthausen beobachtet sind, aber er kann bestimmt sagen, dass es solche Geschiebe gibt, die an verschiedenen Stellen, so im Steinbruche von Perg, beobachtet wurden.

Szombathy rühmt die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die im allgemeinen sehr schlecht erhaltenen diluvialen Knochen splitterweise gesammelt und restauriert wurden. Wir fragen, was für Spuren des Menschen gehören zu ihnen. Die Knochen selbst sind ihrer Erhaltung wegen nicht auf etwaige Schlagmarken u. dgl. zu prüfen. Die Thongefäßreste sind, so bestimmt auch der Fundbericht des Herrn Reischek lauten möge, unbedingt aus der diluvialen Gesellschaft auszuschließen. Nicht bloß darum, weil bisher eine diluviale Keramik noch nirgends constatiert ist, sondern vor allem darum, weil die vorgelegten Scherben sichere Charaktere jüngeren Alters an sich tragen. Sie sind nachrömisch. Nur durch einen Zufall können diese relativ jungen Scherben in die Nähe der um viele Jahrtausende älteren Knochen gelangt sein.

Das einzige höchst wahrscheinlich paläolithische Artefact ist der Schlagstein, welcher den vielen bekannten paläolithischen Schlagsteinen aufs beste entspricht. Es liegt kein Grund vor, ihn nicht als Beleg für die Anwesenheit des paläolithischen Menschen anzuerkennen. Wenn wir aber annehmen wollten, dass der diluviale Mensch anhaltend an der Stelle des Mauthausener Steinbruches gehaust habe und dass die Mammutknochen etwa von seiner Jagdbeute herrühren, so müssten wir auch erwarten, dass Spuren seiner Feuerplätze gefunden worden sind. Redner fragt, ob in der Nähe der großen Knochen im Löß keine Spuren von Holzkohle, die in Streifen oder flachen Linsen angeordnet waren, beobachtet wurden.

Custos Reischek beschreibt den Platz, wo im Löß in einer Tiefe von 8 *m* und in einer Ausdehnung von 3·5 *m* die Mammutknochen mit dem Schlagstein, den Feuersteinsachen und einigen Topfscherben zerstreut eingebettet waren. Die Schädelknochen, die Wirbel und Rippenfragmente waren zu Pulver zerquetscht, und es konnte von diesen leider nichts gerettet werden. Nur mit großer Mühe wurden zwei Unterkieferfragmente mit Backenzähnen und mehrere Stoßzahnbruchstücke von größeren und kleineren Thieren geborgen, welche er sogleich conservierte. Der Schlagstein lag unter den Mammutknochenfragmenten eingebettet.

Director Commenda erklärt, dass von Kohlen keine Spur gefunden wurde.

Much:

Ich erlaube mir, aufmerksam zu machen, dass der Löß die Neigung hat, in senkrechten Spalten zu brechen. Hiedurch kann es geschehen, dass Gegenstände aus einer oberen Schichte, beispielsweise also Topfscherben, in eine tiefere Schichte gelangen, als ihrer Zeit entspricht. Die Beurtheilung der Lagerung erfordert überhaupt Vorsicht, da verschiedene Agentien, wie Maulwürfe, Regenwürmer, unablässig thätig sind, Gegenstände von der Oberfläche in die Tiefe zu bringen, was sich durch viele Beispiele erhärten ließe.

Szombathy bespricht die Funde aus den Wohngruben, welche in die obersten Schichten des Löß von Mauthausen eingegraben waren. Unter ihnen fallen besonders Typen der Bronzezeit und der Hallstattperiode auf. Leider finden wir die Funde zu einer Gruppe vereinigt. Vom Standpunkte des Fachmannes wünscht er, dass in Zukunft der Inhalt einer jeden Wohngrube für sich, und wenn sich darin Schichten unterscheiden lassen, jede Schichte für sich sorgfältig gesondert aufbewahrt werden möge. Man kann dann sehen, ob eine solche Behausung durch mehrere Perioden in Benützung stand, ob bei einem Wechsel der Cultur alle Wohnungen gewechselt wurden, was auf eine Neubesiedlung deutet, u. s. w. Nur dann wird auch die genaue Bestimmung weniger ausgeprägter, aber häufiger Formen, die immer neben den Haupttypen auftreten, möglich werden. Er erinnert beispielsweise daran, dass wir aus einigen solchen genaueren Grabungen bereits gelernt haben, keramische Stücke, die man einst der Stein- oder Bronzezeit zuschrieb, richtig in die Hallstattperiode einzureihen.

Much ersucht Herrn Szombathy, auch über die Funde auf dem Freinberg seine Ansicht auszusprechen.

Herr Szombathy:

Die auf dem Freinberge gesammelten Funde sind, wenn man von den verschieden alten, über das ganze Terrain zerstreut gewesenen Scherben absieht, in drei Gruppen zu besprechen: 1. Die Wallfunde, deren zutreffende Deutung wohl die größten Schwierigkeiten mit sich bringt, 2. der Bronzedepotfund, dessen einzelne, zum größeren Theile der Bronzezeit, zum weitaus kleineren Theile der Hallstattperiode angehörige Stücke vollkommen gut charakterisiert sind und bei dem es nur darauf ankommt, die Bedeutung der jüngeren Typen für das Datum des Ganzen zu zeigen, und 3. die römischen Reste, welche im Vereine mit den am Gipfel gefundenen Mauerresten bereits ihre volle Erklärung gefunden haben.

Zuerst also den Wall. Dass wir es mit einem alten, und zwar sehr auffälligen Walle zu thun haben, welcher das Gipfelplateau des Freinberges an der Stadtseite abschließt, unterliegt für den Redner keinem Zweifel, da er den Wall von langer Zeit her sehr wohl kennt. Es fragt sich nur um die Zeit seiner Errichtung.

Die im Erdmaterial eines Walles verstreuten Gegenstände geben im allgemeinen die Culturstufen an, nach welchen (nicht während welcher) die Errichtung anzusetzen ist. So enthalten z. B. die wahrscheinlich frühmittelalterlichen Wälle von Hliboka in der Bukowina eine Menge neolithischer Gegenstände, weil sie aus der Erde eines neolithischen Wohnplatzes aufgeführt sind. Von größtem Belange für das Alter der Wallanlage und für ihre Technik sind die von Herrn Straberger angeführten Brandstellen. Da wäre es sehr erwünscht, dass sich feststellen ließe, ob die erwähnten ausgedehnten Brandstätten an der Basis des Walles mit ihren großen Mengen von Asche, Knochen, Scherben und Steinsachen wirklich innerhalb des ursprünglichen Niveaus, unterhalb der Wallaufschüttung lagen, wie es scheint, und daher älter sind als diese, und ferner, welche der gesammelten Artefacte dieser Schichte angehören. Die in die mittleren Lagen des Walles eingeschalteten Brandstellen gehören sicher der Zeit der Erbauung an, und die etwa in ihnen angehäuften Thonscherben u. s. w. müssten für die Zeitbestimmung gute Anhaltspunkte geben. Sind diese mit Sicherheit von den übrigen Funden zu trennen? Endlich, welches ist die genaue Configuration der gebrannten Stellen im Längs- und Durchschnitte des Walles?

Straberger gibt die Länge der Brandschichten des Walles mit 250 Schritten an, beschreibt ihre horizontale Lagerung, erwähnt die Unmasse der gefundenen Scherben und wiederholt, dass die Herdstelle ganz mit Asche ausgefüllt war.

Much:

Den von Professor Hoernes ausgesprochenen Zweifel, dass es sich bei der beschriebenen Bodenwelle am Fundorte überhaupt um einen Wall handle, möchte ich nicht theilen. Schon die angegebene Länge von 250 Schritten spricht dafür, dass man es wirklich mit einem Walle zu thun habe. Es ist ja nicht nothwendig, auch anzunehmen, dass er hergestellt wurde, um Wohnungen in ihm einzubauen, oder dass er überhaupt eine dauernd bewohnte Ansiedlung umschlossen habe. Die Anlage war vielleicht nur ein umwalltes Refugium für die in der Umgebung ebenden Bewohner, wie es deren mehrere im Lande, unter anderen auf dem gleich benachbarten Kürnberge gibt.

Szombathy:

Die Angabe, dass die oberen Brandschichten des Walles in gleichem Niveau fast die ganze Länge hindurch laufen, erweckt zunächst die Annahme, dass man es da mit dem Versuche zu thun hat, durch das Brennen einzelne Lagen der Aufschüttung zu härten und damit den ganzen Wall zu festigen. Dieser Gedanke liegt umso näher, als wir uns hier in Linz ziemlich an der Südgrenze der Schlackenwälle befinden, deren einer, am Schanzriedl in der Nähe von Krems, in derselben geographischen Breite mit dem Freinberge liegt.

Redner gibt einige charakteristische Beispiele von anderen Arten von Brandspuren, auf welche bei einer weiteren Untersuchung des Walles Rücksicht zu nehmen wäre.

Ein Urtheil über die Zeitstellung des Walles muss er von der Feststellung der einzelnen Schichten der Funde und von der für Nachmittag anberaumten Untersuchung der Fundstelle abhängig machen.

Prof. Dr. M. Hoernes (Wien) bespricht die Zeitstellung des Bronze-Depotfundes vom Freinberg. Dabei kommen zwei Daten in Betracht: die Zeit, in der die Gegenstände angefertigt wurden, und der Zeitpunkt ihrer Niederlegung in der Erde. In ersterer Hinsicht setzt sich das Depot aus Typen der reinen Bronzezeit und solchen der ersten Eisenzeit zusammen, kann also nicht vor der letzteren niedergelegt worden sein. Die Gegenstände sind, wie gewöhnlich, theils Brucherz, theils schadhaft gewordene oder schon im Guss misslungene Stücke, welche nur mehr den Metallwert besaßen. Für die Fabrication solcher Bronzen im Lande selbst beweisen sie nichts.

Prof. Dr. M. Hoernes stellt hierauf den formellen Antrag, die Versammlung wolle der verehrlichen Museumsverwaltung den Wunsch ausdrücken, diese möge die Fundstellen in Mauthausen und auf dem Freinberg nach Maßgabe der vorhandenen Mittel unter ständiger Aufsicht eines berufenen Organes durch systematische Ausgrabungen untersuchen lassen.

Much unterstützt den Antrag des Vorredners, der jedoch eben nur als Wunsch ausgesprochen werden könne, und bringt ihn zur Abstimmung, welche die einstimmige Annahme ergibt. Er bittet, dass dieser Wunsch an geeigneter Stelle vorgelegt werde.

Prof. Dr. Rudolf Hoernes (Graz) theilt mit, dass zu der heutigen Versammlung von Graz aus mehrere Herren kommen wollten, die aber leider daran verhindert wurden. Im Hinblick auf die ersprießliche und fruchtbringende Wirkung derartiger Excursionen, wie gerade die von der Anthropologischen Gesellschaft ins Werk gesetzten, sei er erschienen, um die Gesellschaft einzuladen, im Jahre 1902 die Stadt Graz zu besuchen. (Beifall.)

Much spricht im Namen der Versammlung Herrn Prof. Rudolf Hoernes für die Einladung den wärmsten Dank aus und fragt, ob noch jemand zu sprechen wünsche.

Szombathy hält sich verpflichtet, bezüglich der schönen Aufstellung und der vorzüglichen Conservierung der ganzen prähistorischen Sammlung des Museums der Verwaltung die wärmste, dankende Anerkennung auszusprechen. Diese Sammlung ist so wie das ganze Museum recht dazu angethan, die in den Kreisen der Fachgelehrten anzutreffende Abneigung gegen die Provinzmuseen zu besänftigen, denn sie erfüllt die zwei Hauptzwecke einer Provinzsammlung sehr gut. Diese zwei Aufgaben sind: 1. Die allgemeine Lehrhaftigkeit, welche sich von der lernenden Jugend angefangen auf die gesammte Bevölkerung erstreckt, und welche hier in ganz besonders schöner Weise erfüllt wird. 2. Das Publicum zur Erhaltung zufälliger Alterthumsfunde anzueifern und diese Funde für die wissenschaftliche Behandlung tauglich zu conservieren. Die beiden Richtungen müssen einander Concessionen machen. Redner meint, dass die erstere, sozusagen actuellere, hier ein

wenig bevorzugt sei, und möchte auch für die zweite, von ihm besonders vertretene Richtung eine Begünstigung erwirken. In Bezug auf die Heranziehung des Publicums, das ja sehr lebhaften Antheil an den Bestrebungen des Museums nimmt, ist kaum etwas zu wünschen, aber zur Aufstellung sei eine Anmerkung gestattet. Man findet jetzt in den Schaukasten die besseren Bronze- und Eisengegenstände nach Typen geordnet mit allgemeinen Fundortsangaben. Das entspricht nicht den Bedürfnissen des Fachmannes. Der Prähistoriker verlangt, dass die Funde mit genauen Fundortsangaben auch in den Schaukasten beisammen gehalten werden, d. h. jeder Einzelnfund mit besonderer Ortsangabe, jeder Depotfund für sich, mit allen zugehörigen Bruchstücken, bei den Gräbern jedes Grab und jede Gräbergruppe gesondert und ebenso bei den Wohnstätten in der vorhin für Mauthausen angedeuteten Weise. Selbstverständlich muss jedes Fundstück an und für sich mit einer unverwischbaren Fundortsbezeichnung versehen sein.

Straberger gibt die Versicherung, dass die Leitung des Linzer Museums dem Wunsche des Herrn Custos Szombathy, wenn irgend möglich, sicher nachkommen werde.

Szombathy weiß aus eigener Praxis sehr gut, welche Schwierigkeiten dem Museumsmanne aus der aufgestellten Anforderung erwachsen, aber er kann nicht umhin zu betonen, dass die Integrität der Funde gerade in den Local- und Provinzialmuseen der Eckstein der Ordnung ist. In einer besonderen Art und Weise ist dieser wissenschaftlichen Anforderung hier bei der reichen Hallstattsammlung Rechnung getragen. Man findet an den Wänden des Sammlungssaales in drei großen Rahmen die Originalzeichnungen Isidor Engls, in welchen alle hiesigen Funde gräberweise dargestellt sind, so dass diese gut colorierten Tafeln die sachliche Gruppierung der Funde selbst ersetzen und ohne Nachtheil die typologische Zusammenstellung der letzteren erlauben.

Redner gedenkt noch der von Straberger eingeführten vortrefflichen Conservierungsmethoden und ist überzeugt, dass alle Anwesenden mit ihm in der vollsten Anerkennung der Leistungen des Linzer Museums übereinstimmen.

Hofrath Brunner v. Wattenwyl spricht seine Freude über die Einladung des Herrn Prof. Rudolf Hoernes aus und gibt schon jetzt das Versprechen, dass die Anthropologische Gesellschaft dieser Einladung Folge leisten wird.

Much:

Ich glaube, dass wir hiemit unsere heutige Aufgabe erschöpft haben. Sowohl die ausgestellten Funde als die Berichterstattung über sie und die daran geknüpften Erörterungen haben uns viel Lehrreiches geboten. Dies und der freundliche Empfang in diesen Räumen wird uns in der angenehmsten Erinnerung bleiben. Ich halte mich daher für verpflichtet, im Namen aller Theilnehmer den Veranstaltern unserer Excursion, unseren Freunden hier in Linz, insbesondere dem Herrn Vicepräsidenten Straberger und allen, die hier geduldig ausgeharrt haben, den lebhaftesten Dank auszusprechen.

Nach den ernsten Verhandlungen im Festsaale wurde von der Museumsleitung den Gästen in der Bauernstube ein Frühstück gegeben, bei dem heitere Geselligkeit und frohe Laune zu ihrem Rechte kamen. Inmitten der echt bäuerischen Einrichtung, beim verrußten offenen Herd fühlte man sich so recht gemüthlich. Es war ein glücklicher Gedanke, den Anthropologen noch ein Stück Volkskunde leibhaft vor Augen zu führen und sie mitten im ländlichen Hausrath eine fröhliche Stunde beim schäumenden Bier, bei Schinkenbrot und Rettig verleben zu lassen.

Beim Mittagsmahle im Gasthof zum rothen Krebs begrüßte Dr. Nicoladoni namens des Museums die fremden Gäste mit warmen Worten. Dass er, der Jurist, sagte er, die Anthropologen bewillkommne, dürfe sie nicht Wunder nehmen, verdanke doch auch die Rechtsgeschichte und die Rechtsphilosophie der Ethnologie und Ethnographie, die Zweige der anthropologischen Wissenschaft sind, dass man nicht mehr von einer abstracten, transcendenten, außerhalb der ganzen übrigen Cultur des Volkes stehenden Rechtsidee spreche, sondern das Recht vom Standpunkte der Entwicklung aus unter dem Gesichtspunkte des Zweckes erkläre und es damit mitten in die Erscheinungen des Volkslebens hineinstelle. Hofrath Brunner v. Wattenwyl dankte dem Vorredner und brachte sein Glas der Stadt Linz und ihrem Museum.

Der Nachmittag galt der Besichtigung der Wallanlagen auf dem Freinberge, wobei die Herren Vicepräsident Straberger, Director Commenda und Custos Reischek die nöthigen Erläuterungen gaben. Zunächst wurde die Stelle in Augenschein genommen, an der sich in einer Tiefe von 4 *m* unter der Oberfläche des Walles eine Rinne aus Kieselsteinen befand, die sich, umgeben von Brandgruben in einer Breite von 25 *cm*, 1·50 *m* lang erstreckte. An einer anderen

Stelle befand sich gegen die Außenseite des Walles eine 2 *m* lange und 50 *cm* hohe Mauer aus Tuffsteinen, die mit Erde bedeckt war. In diesem Wall waren eine Steinaxt, Reibsteine, Feuersteinsplitter, Topfscherben und Knochen vom Pferd, Hirsch und Schwein gefunden worden. Endlich zeigte Herr Custos Reischek die Stelle, wo er in einer Tiefe von 50 *cm* den Bronzedepotfund gemacht hatte, der in einer Grube von 1 *m* Durchmesser lag.

Die Mehrheit der Besucher sprach sich dahin aus, dass man es hier mit einem prähistorischen Wall zu thun habe.

Nahe dem Aussichtsthurm befinden sich die Grundmauern eines römischen Gebäudes, das im Grundriss ein unregelmäßiges Viereck von 4, 16, 14 und 19 *m* Seitenlänge zeigt.

Der Abend vereinigte die Theilnehmer in der prächtig gelegenen Restauration auf dem Pöstlingberge, die an den Fuß der weithin schauenden Wallfahrtskirche angeschmiegt liegt. Während der Fahrt durch die fruchtbaren Gelände grüßten die scharfgeschnittenen Terrassenabfälle des Freinberges über die Donau herüber und zeigten erst hier so deutlich, wie in längst vergangenen Zeiten der Mensch dort Schutz suchte und Trutz bot.

»Von dem im Frühlingsgrün prangenden Flussthale hoben sich die silbernen Fluten des Stromes, die dunklen Farben des Waldes mit ihren im saftigsten Schmelz erstrahlenden jungen Sprossen, die sanften Hügel der Vorberge und die vielgestaltigen, noch vielfach mit Schnee bedeckten Gipfel der Alpen in den deutlichsten Contouren ab, blinkende Schlösser und Kirchthürme lachten über die Berge herüber und in süßester Harmonie grüßte jener historische Boden zwischen Enns und Traun herauf, auf dem sich vor Jahrhunderten alle jene Acte abgespielt haben, die zur Einverleibung Oberösterreichs in das babenberger'sche Österreich geführt haben. Als dann die Schatten des Abends ihre Schleier über Thal und Berge zogen und das Silberlicht des Mondes den magischen Reiz des Ganzen erhöhte,« gab Regierungsrath Much der allgemeinen Stimmung in folgenden Worten Ausdruck:

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Aber wovon soll ich zuerst sprechen? Über die herrliche Landschaft im Maiengrün vor unseren Augen? Über die aufstrebende Stadt in ihrer Mitte? Über das Museum und den herzlichen Empfang, der uns hier geworden, über den Inhalt des ganzen Tages, der sich — ich möchte sagen — wie ein schönes Gedicht vor uns abspielte? Das alles, alles wird in dankbarer Erinnerung eingeprägt bleiben, und deshalb fordere ich Sie auf, Ihr Glas zu leeren auf das Gedeihen des Landes, der Stadt, ihres Museums und aller, die an dieser schönen Schöpfung einen Antheil haben!

Von den weiteren zum Theile sehr humorvollen Trinksprüchen fand besonders der des Herrn Medicinalrathes Hedinger aus Stuttgart auf die Frauen lebhaften Beifall. Spät abends erst traten die Theilnehmer, zu denen sich einige Mitglieder der Linzer Gesellschaft »Namenlose« mit ihren Frauen gesellt hatten, den Heimweg an.

Der nächste Tag galt der Besichtigung der alten Culturstätte Hallstatt. Die Fahrt dorthin wurde unter vielversprechenden Auspicien angetreten. Der Westhimmel klärte sich, blaues Firmament wurde sichtbar, schnell vorübergehende Regenschauer schienen eines constanten Charakters zu entbehren. Thatsächlich kamen die Anthropologen auch bei schönstem Wetter in Hallstatt an. In Ischl hatten sich ihnen, als liebe Freunde herzlichst begrüßt, die Herren Assistent Dr. Ferdinand Birkner von München und Dr. Karl Toldt jun., ebenfalls von München kommend, angeschlossen. Am Dampfschiffsteg in Hallstatt harrten die Vorstandsmitglieder des Hallstätter Musealvereins mit dem Herrn Obmann-Stellvertreter Pfarrer Dünnewald an der Spitze, um die Gäste zu empfangen. Sofort wurden die Wohnungen bezogen, und nach kurzer Pause vereinigte die Theilnehmer eine lange Tafel im Garten des Gasthofes zum »Grünen Baum«, von der man einen entzückenden Blick auf den im Sonnenschein daliegenden tiefdunkelgrünen See hatte, der, umsäumt von mächtigen Steinbergen, in manchem Herzen ein Gefühl sanfter Melancholie wachrief. Aber immer mehr und mehr verdüsterte sich der Himmel, dunkle Schatten über den See breitend, bald setzten Regentropfen ein, und flüchtend enteilte die Gesellschaft in die Veranda, dort das unterbrochene Mahl fortsetzend. Das that aber der guten Stimmung keinen Eintrag, und auch der Himmel hatte wieder ein Einsehen, und als man unter Führung des Herrn Pfarrers Dünnewald zum Museum hinanstieg, lagerte wieder goldener Sonnenschein über dem freundlichen Markt. Das Museum ist in einem thurmähnlichen Gebäude untergebracht, in dem man auf einer Wendeltreppe von Geschoss zu Geschoss hinansteigt, in jedem Stockwerk eine in sich abgeschlossene Gruppe von Sammlungen beschauend. Zunächst sind es die Funde vom Hallstätter Gräberfeld und ganze Grab-Interieurs, wenn der Ausdruck gestattet ist, die das lebhafteste Interesse erwecken. Freilich ist es nur der kleinste Theil von dem, was das Gräberfeld herausgegeben hat. Wollte man einen vollständigen Überblick über die Ergebnisse der Grabun-

gen gewinnen, so müsste man sich im Geiste noch in die Museen von Wien, Linz, Baden und noch anderen Orten versetzen, ja man müsste noch manche Privatsammlungen, selbst im Auslande, zur Vervollständigung heranziehen. Es sind vielleicht die Funde keines anderen Ortes so in alle Welt vertragen worden, wie gerade die von Hallstatt. In den obersten Räumen des Museums kommt die Volkskunde zu ihrem Rechte, die in Stuben- und Kücheneinrichtungen mit lebensgroßen Figuren wirkungsvoll zum Ausdruck gebracht ist.

In der katholischen Kirche erregte der herrliche Flügelaltar allgemeine Bewunderung. In der nebenan befindlichen Krypta lagern reihenweise aufgeschichtet die bekannten bemalten Todtenschädel, über welche im Jahre 1895 Herr Prof. Dr. Emil Zuckerkandl im Verein für österreichische Volkskunde einen Vortrag hielt, der im Auszuge in dessen Zeitschrift (I, 80) mit vier Abbildungen veröffentlicht wurde. »Wegen des geringen Fassungsraumes der meisten ländlichen Friedhöfe,« heißt es dort, »müssen etwa alle 8—10 Jahre Umgrabungen derselben erfolgen, wobei die bevorstehende Bloßlegung der Skelettheile den Angehörigen gewöhnlich angesagt wird, um für die Reinigung, Bergung und Beisetzung der Knochen im Beinhause Vorsorge treffen zu können. Bei diesem Anlasse wird dann manchmal der Schädel vom Ortstischler mit verschiedenartigen Zieraten und Emblemen bemalt. Am häufigsten ist der Blumen- oder Rosenkranz, der ganz in jenem Stile, wie er die Alpenmarterln, Leichenbretter u. s. w. kennzeichnet, gehalten ist. Ein häufiges Motiv ist auch die Schlange, die sich um den Schädel windet und gewöhnlich aus einer Augenhöhle kriechend dargestellt wird. Redner fasst sie als Symbol des Todes, in Übereinstimmung mit der biblischen Symbolik. In anderen Fällen ist der Name des Verstorbenen in farbigen Buchstaben aufgemalt oder wenigstens die Initialen des Namens.«

Trotz des drohenden Gewittersturmes stiegen die meisten Excursionstheilnehmer von der katholischen Kirche in Schlangenwindungen und schließlich neben der Soolenleitung zum Rudolfsthurm hinauf, wo sie in strömendem Regen anlangten und vom Herrn Oberbergverwalter Karl Blaschke auf das Herzlichste begrüßt wurden. Leider gestattete des Wetters Ungunst nicht, dass das Programm weiter ausgeführt wurde. Nur der ärgste Regenguss wurde in den Kanzleiräumen des Rudolfsthurmes abgewartet, und dann stieg die Gesellschaft, die vermeint hatte, Sturm und Regen Trotz bieten zu können, eiligst zu Thal. Bloß die Herren Custos Szombathy und Dr. Hein begiengen, begleitet von dem ortskundigen Herrn F. Riezinger, das Gräberfeld und stiegen dann hinauf zum Maria Theresien-Stollen, hinter dem vor einigen Jahren Herr Sanitätsrath Dr. Lissauer eine kurze Versuchsgrabung gemacht hatte, um das dort vermuthete Vorhandensein der Ansiedlung nachzuweisen.

Zum geselligen Zusammensein abends im gastlichen Heim »zum grünen Baum« hatte sich von den Mitgliedern des Hallstätter Musealvereines eine stattliche Schar mit ihrem Vorstand, Herrn Gasthofbesitzer Karl Seeauer von Ischl, eingefunden. Die Damen überreichten den Theilnehmerinnen Blumenspenden, und bald überkam alle eine herzliche, fröhliche Stimmung. »Der katholische und der protestantische Pfarrer haben sich unter den Fittigen der Wissenschaft zu friedlichem Symposion vereinigt. Sie bildeten zusammen mit dem Assistenten des bekannten Anthropologen Ranke aus München, gleichfalls ein katholischer Priester, gleichsam einen lebendigen Protest gegen die These, dass sich Religion und moderne Wissenschaft nicht vertragen.«

Den Reigen der Trinksprüche eröffnete Regierungsrath Much mit folgendem Toast:

Wenn ich hier als erster das Wort ergreife, so geschieht es, weil ich einiges Recht hiezu zu besitzen glaube, und zwar zunächst als Senior Ihrer Gesellschaft, sodann weil ich auch zweifellos weitaus früher, als irgend einer von Ihnen diesen Boden betreten habe; denn es ist nunmehr fast ein halbes Jahrhundert verflossen, als ich zum ersten male die von starren Felswänden umschlossene grüne Flut begrüßen durfte. Seither bin ich oftmals wiedergekehrt. Und wie sollte es nicht sein, wie sollte sich ein empfängliches Gemüth nicht immer wieder hieher zurücksehnen? Aber die Bedeutung von Hallstatt ist eine größere, als die, welche in seiner Naturschönheit liegt; ein gütiges Geschick bewahrte oben auf der kleinen Fläche nächst dem Rudolfsthurme eine wahre Fülle von Überbleibseln, welche die Bewohner des Ortes in einer längst entschwundenen Zeit voll kindlicher Pietät vermeintlich für ihre Todten, thatsächlich für uns in den Gräbern niedergelegt haben. Diese Überbleibsel schildern uns nicht nur einen Abschnitt aus der Geschichte des Ortes, sondern eröffneten uns auch früher als andere den Blick in eine glänzende Periode menschlicher Culturentwicklung, die deshalb von dieser reichen und bedeutungsvollen Fundstätte ihre Bezeichnung erhalten hat, und heute reicht der Name der Hallstattperiode so weit, als culturgeschichtliche Forschungen getrieben werden. Wir haben uns aber auch überzeugt, dass die lebenden Bewohner von Hallstatt die Bedeutung dieser Hinterlassenschaft erkennen und ihr, soweit es in ihren Kräften stand, eine bleibende Stätte geschaffen haben. Diese sorg-

fältige Pflege verlangt die dankbare Anerkennung für Alle, die sich dabei verdient gemacht haben, und ich bitte daher, sie dadurch zum Ausdrucke zu bringen, dass Sie Ihr Glas erheben auf das Gedeihen von Hallstatt und seines Museums.

Nachdem Herr Karl Seeauer als Obmann des Hallstätter Musealvereines, der schon seit zehn Jahren ein treues Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft ist, gedankt und die Excursionstheilnehmer auf das herzlichste begrüßt hatte, wurde an der Hand des alten Fremdenbuches thatsächlich festgestellt, dass Herr Regierungsrath Much schon vor fünfzig Jahren seinen ersten Besuch in Hallstatt gemacht hatte. Dieses ganz eigenartige Jubiläum wurde von der Tafelrunde mit fröhlichem ~~Zutrunk~~ gefeiert. Zur Erinnerung an das schöne Beisammensein in Hallstatt trugen alle Anwesenden ihre Namen in das alte Fremdenbuch ein. Von den vielen Trinksprüchen, die nun in rascher Folge einander ablösten, seien nur jene der Herren Much und Rudolf Hoernes (Graz) besonders erwähnt.

Much sagte:

Hochgeehrte Herren! Gestatten Sie mir, Sie daran zu erinnern, dass nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen ihren Platz in der Urgeschichte haben. Werden wir doch durch das, was uns das Gräberfeld in Hallstatt erzählt, lebhaft daran gemahnt! Welch rührende Züge thun sich da aus dem Frauenleben kund! Wir fanden in den Gräbern oben auf dem Salzberge die Gattin an der Seite des Gatten, das Kind in den Armen der Mutter bestattet, laut sprechende Zeugnisse für die Erfüllung des Berufes der Frau als Gattin und Mutter. Und wenn wir bei der Leiche eines Kindes dessen Spielzeug finden, etwa ein Töpfchen oder ein Schälchen, die es sich offenbar selbst gemacht hat, so wissen wir, dass es neben der Mutter geschehen ist, die wir hier auch als Erzieherin ihrer Kinder kennen lernen. Denn dass es ein Geschäft der Frauen gewesen, Töpfe zu machen, zeigt das Bodenstück eines Topfes aus dem Pfahlbau von Corcelettes, in das die Töpferin in etwas angeregter Laune die Fabriksmarke, die Spitzen ihrer fünf Finger, eingedrückt hat. Hat die Frau Töpfe geformt und gebrannt, so hat sie wohl auch gekocht, und finden wir an ihrer Seite Spinnwirtel, Pfriemen, Nadel und Messer, so erkennen wir sie hierin als Hausfrau, welche gesponnen, gewebt und genäht hat. Und so fehlt es endlich nicht an Beweisen inniger Freundesliebe unter den Frauen selbst; wir finden sie in dem Grabe, das zwei Mädchen, offenbar gleichzeitig verstorbene Freundinnen, im Tode noch vereinigt hielt; ein Gürtel umschloß ihre Leiber. Die Fingerspitzen jener Töpferin von Corcelettes lassen auf eine wohlgeformte Hand schließen, und die Dame von Auvernier, die der Anatom Kollmann gewissermaßen wieder in ihrer Hülle von Fleisch und Blut erscheinen ließ, bestätigt diesen Schluss; denn auch dieser Versuch ergab eine wohlgebildete Erscheinung unserer vorgeschichtlichen Frauen, von der ich nun leicht zu den Frauen unserer Zeit übergehen kann. Es ist nicht nothwendig, Sie daran zu erinnern, dass deren nicht wenige an unseren Arbeiten unmittelbar theilnehmen oder doch als treue Begleiterinnen ihrer Gatten zu uns gehören. Da ist zuerst Fräulein Amalie Puchheim, die ehemalige Custodin des urgeschichtlichen Museums in Schwerin, Professor Fräulein Johanna Mestorf, Director des Museums in Kiel, die, abgesehen von selbständigen Veröffentlichungen, uns die Forschungsergebnisse der nordischen Gelehrten vermittelt, Fräulein Sophie v. Torma in Tordos, die eigene Ausgrabungen vorgenommen hat, eine Tochter Virchows, von deren Hand die Illustrationen eines Werkes ihres Vaters herrühren — doch ich will, um nicht hier ein leises Erröthen hervorzurufen, mit der Nennung noch anderer Namen nicht fortfahren, zumal ich die hohe Stellung der Frauen in der Urzeit und ihre regsame Theilnahme an unseren Forschungen in der Gegenwart genügend nachgewiesen zu haben glaube. Ich bitte Sie daher, Ihre Gläser erklingen zu lassen auf das Wohl der Frauen in der Gegenwart!

Prof. Dr. Rudolf Hoernes gedenkt der Männer, die den Namen Hallstatt berühmt gemacht haben, der bahnbrechenden Arbeiten eines Simony über den Hallstätter See und das Dachsteingebirge, der geologischen Untersuchungen Hauers, der Publicationen Sackens und Hochstetters über das Gräberfeld von Hallstatt, und weiht diesen großen Todten ein stilles Glas.

Zu später Nachtstunde erst wurde das Symposion, das die freundschaftlichen Bande zwischen der Wiener und der Hallstätter Gesellschaft noch mehr gefestigt hat, aufgehoben.

Regenschwangere Wolken lagen am nächsten Morgen zwischen den Bergen über dem See, als die Excursionstheilnehmer Abschied nahmen von der Stätte, deren Name in verschiedenen Wissenszweigen zum Schlagworte geworden ist. Alle beseelte nur der eine Wunsch, dass die nächstjährige Pfingstexcursion nach Graz einen ebenso schönen Verlauf nehmen möge, wie die Fahrt nach Linz und Hallstatt.

Excursion nach Krems und Göttweig am 9. Juni 1901.[1])

Die im Winter 1900—1901 durch Herrn Prof. Dr. J. Strobl am »Hundssteig« in Krems gemachten diluvialen Funde, über welche in den Sitzungsberichten 1901, S. [42] bereits ein eingehender Bericht erschien, waren die unmittelbare Veranlassung zu dieser Excursion, welche zugleich auch einem Besuche des Kremser Museums, an dessen Spitze unser Mitglied Herr Propst Dr. Anton Kerschbaumer steht, und den Sammlungen des Benedictinerstiftes Göttweig galt, dessen Prälat Herr Generalabt Dr. Adalbert Dungel seit langen Jahren unserer Gesellschaft als unterstützendes Mitglied angehört.

Die Theilnahme an der Excursion war eine ungewöhnlich starke, und auch der Wissenschaftliche Club war durch viele Mitglieder vertreten. Die Führung unserer Gesellschaft hatte Herr Vicepräsident Hofrath Dr. Karl Toldt übernommen; als Vertreter erschienen die Herren Hofrath Dr. Franz Steindachner für die prähistorische Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Vicebürgermeister Dr. Neumayer und Stadtrath Dr. Deutschmann für die Stadt Wien, Regierungsrath Dr. M. Much für den Alterthumsverein, Director Dr. O. Fehringer für das Stift Seitenstetten, Prof. Dr. Katschthaler für das Stift Melk, Gustav Calliano für den Verein der niederösterreichischen Landesfreunde (Baden), Franz Skribany für die Ortsgruppe Mödling und Militärlehrer Ignaz Hofmann für die Ortsgruppe Fischau dieses Vereines, J. Krahuletz für die Krahuletz-Gesellschaft (Eggenburg), ferner Sectionschef Baron Hohenbruck, Prof. A. Makowsky (Brünn), J. Palliardi (Mährisch-Budwitz), Bürgermeister L. Apfelthaler (Eggenburg), Dr. N. Yamasaki, Custos J. Szombathy u. A. Sehr erfreulich war die rege Theilnahme von Seite der Frauen, deren thätiger Mitwirkung gerade die Urgeschichtsforschung so manche sehr schätzenswerte Unterstützung verdankt. Vor allem sei hier der Gemahlin des Herrn Prof. Strobl gedacht, die mit besonderer Hingabe an der Ordnung der Funde im Kremser Museum gearbeitet hat.

Schon am Vortage kamen nachmittags mehrere Theilnehmer von Wien, Baden, Mödling und Hirtenberg in Krems an, die einen Ausflug nach Dürnstein machten und sich abends mit den Mitgliedern des Kremser Museumsausschusses zu einer zwanglosen Unterhaltung vereinigten.

Morgens geleitete sie Herr Landesgerichtsrath Dr. Spängler auf einem Rundgange durch die alterthümliche Stadt. Nach 9 Uhr fand der Empfang der mit dem Frühzuge von Wien angekommenen Herren und Damen statt. Zu demselben hatten sich eingefunden der Herr Bezirkshauptmann Josef Ritter v. Hoch, der Herr Bürgermeister Hofbauer, Herr Propst Dr. A. Kerschbaumer als Obmann des Kremser Musealvereines, Herr Primararzt Dr. Johannes Sauer als Vertreter der Ortsgruppe Krems des niederösterreichischen Ärztevereines, Herr Dr. Pollhammer als Obmann und Prof. J. Wichner als Schriftführer des niederösterreichischen allgemeinen Volksbildungsvereines, die Herren Oberst v. Martini, Oberst Böhm v. Bawerk und Major Essler als Vertreter der Militärbehörden, die Professoren Holub, Müller, Pokorny, Pribyla, Rathsam als Vertreter der Kremser Mittelschulen u. v. A.

Nach einem kurzen Frühschoppen wanderten die Theilnehmer, von Prof. Dr. Strobl geführt, nach der diluvialen Fundstätte am Hundssteig, wo der liebenswürdige Führer in einem übersichtlich gehaltenen Vortrage, der mit manchen humorvollen Bemerkungen gewürzt war, die Geschichte der seit dem Jahre 1893 vorgenommenen Grabungen behandelte. Er erläuterte das Aussehen der Örtlichkeit vor Beginn dieser Grabungen, besprach dann die ersten Spuren einer Culturschichte, welche im Herbst 1893 aus Anlass der Grabungen zutage traten, und die wenigen unbedeutenden Funde, die dabei gemacht wurden, ferner die größer angelegten Grabungen im Winter 1899—1900, die von der Großfuhrmannsfirma Kößner & Söhne in Wien auf Kosten der Donauregulierungscommission vorgenommen wurden, wobei die meisten Fundobjecte anfangs durch verschiedene ungünstige und widrige Umstände verschleppt wurden, bis von Seiten der Museumsverwaltung energischer auf die Ablieferung der Fundobjecte gedrungen wurde; freilich ohne bedeutenden Erfolg, da die Arbeitsleiter, Aufseher, Arbeiter und die vielen Schüler der Mittelschulen und leider auch verschiedene Herren, von denen man eine Unterstützung der Bestrebungen des Museums hätte erwarten sollen, ganz im Gegentheil Raubbau betrieben. Dagegen haben die Grabungen im Winter 1900/1901, wobei Prof. Strobl energisch alle Unbetheiligten von der Fundstätte fernzuhalten sich bemühte, was ihm freilich verschiedene Anfeindungen eintrug, für das Museum erfreuliche Erwerbungen geliefert. Der Redner betonte die Schwierigkeiten des Sammelns der Fundobjecte für das Museum und legte in überzeugender Weise klar, dass der Museumsausschuss nicht gut mehr thun konnte, als geschehen ist, und in Zukunft nicht leicht

[1]) Vgl. den Bericht in der »Niederösterreichischen Presse«, Krems, 15. Juni 1901, Nr. 24, S. 10.

wird weiteres thun können, da die Grabungen an dieser Stätte mit bedeutenden Kosten verbunden sind, für welche nicht leicht jemand aufkommen wird, wenn nicht zugleich praktische Interessen damit gefördert werden können. Im nächsten Herbste sollen einige ganz unbedeutende Abgrabungen noch vorgenommen werden; der hiefür präliminierte Betrag (2000 *K*) ist so gering, dass man kaum auf die Aufdeckung eines kleinen Stückes der Fundschichte rechnen kann.

Regierungsrath Dr. Much sprach im Namen der gelehrten Vereine dem Vortragenden und Herrn Propst Dr. Kerschbaumer Dank und Anerkennung für die der Prähistorie geleisteten Dienste aus. Nachdem noch Propst Kerschbaumer, Prof. Makowsky und P. Lambert Karner gesprochen hatten, gieng man nach dem Museum, um dort die zahlreichen Fundobjecte in Augenschein zu nehmen. Schon der altehrwürdige, schön restaurierte Raum machte auf die Besucher einen überraschenden Eindruck; das Erstaunen war aber allgemein, als man sich den vielen paläontologischen Fundgegenständen gegenüber befand, von denen einzelne sofort lebhafte Erörterungen hervorriefen. Als Dr. Strobl die Gesellschaft vor das Schaupult führte, in welchem er seine letzte große Ausbeute an paläolithischen Steinartefacten ausgestellt hatte, hörte man nur das einstimmige Urtheil, dass man eine so reiche Sammlung an so schön gearbeiteten Steinartefacten der Diluvialzeit, aus einer Fundstelle stammend, wohl sonst nirgends in Österreich besitze.

Während des Mittagmahles, an welchem an 70 Personen theilnahmen, die alle von einigen Kremser Damen mit Rosen und herrlichen Nelken beschenkt wurden, begrüßte der k. k. Bezirkshauptmann Ritter v. Hoch die Anthropologische Gesellschaft im Namen der Regierung, Bürgermeister Hofbauer im Namen der Stadt und Dr. Kerschbaumer im Namen des Museumsausschusses. Hofrath Dr. Toldt beglückwünschte die Gemeinde Krems zu ihrem prächtigen Museum und Vicebürgermeister von Wien Dr. Neumayer zu den unermüdlichen Arbeitern desselben, Dr. Strobl und Dr. Kerschbaumer. Der Erstere übergab dann dem Vorsitzenden 60 Stück paläolithische Steinartefacte, als Uhranhängsel gefasst, und ebensoviele Facsimilereproductionen des im Museum aufbewahrten Kupferstiches aus dem Jahre 1645, einen in jenem Jahre in Krems gefundenen Mammutzahn darstellend, mit der Bitte, diese beiden Gegenstände als freundliches Andenken an den Kremser Besuch entgegenzunehmen und an die Theilnehmer der Excursion vertheilen zu wollen. Herr Calliano dankte Dr. Spängler für seine liebenswürdige Führung zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und Dr. Johannes Sauer toastierte in schwungvollen Worten auf den aus weitester Ferne stammenden Gast, Dr. Yamasaki aus Tokio. Von Herrn Archivdirector Dr. Albert Starzer lief folgendes Telegramm ein: »Im letzten Momente verhindert, sende ich als Vertreter des Vereines für Landeskunde Wünsche für gutes Gelingen und gebe der Hoffnung Ausdruck auf ferneres Zusammenwirken.«

Um 2 Uhr 45 Minuten fuhr die ganze Gesellschaft nach Furth-Göttweig und stieg, von Pöllerschüssen begrüßt, durch den Wald zu dem Stifte empor. Hier wurden sie von dem Herrn Prälaten Generalabt Dungel auf das liebenswürdigste empfangen und nach Besichtigung der Sammlungen, unter welchen eine eigens ausgelegte Reihe von prähistorischen Funden lebhaftes Interesse erweckte, und einer am Stiftsplatze durch Dr. Kulka vorgenommenen photographischen Aufnahme der ganzen Gesellschaft, um den Herrn Abt gruppiert, im großen Speisesaale auf das gastfreundlichste bewirtet. Nachdem Prof. Makowsky in beredten Worten den Dank ausgesprochen hatte, wurde nach Klein-Wien abgestiegen und nach Krems zurückgedampft, wo ein leider nur allzu rascher Abschied genommen werden musste.

Excursion nach Kreuzenstein und Ober-Gänserndorf am 16. Juni 1901.

Im Vereine mit dem Wissenschaftlichen Club besuchte die Anthropologische Gesellschaft auch in diesem Jahre Schloss Kreuzenstein. Die Betheiligung war trotz des morgens niederfallenden Regens eine sehr gute. Auf dem Bahnhofe in Korneuburg fanden sich 27 Herren und 8 Damen ein, von welchen mit besonderer Freude unsere auswärtigen Freunde, Herr Custos A. Reischek (Linz), M. Rohrmann (Bludowitz) und Dr. N. Yamasaki (Tokio), begrüßt wurden. Bei dem kurzen Frühschoppen in der Bahnhofrestauration brachte der erste Secretär Dr. Hein eine im Auftrage des zur Cur in Bad Nauheim weilenden Schlossbesitzers Herrn Grafen Wilczek von Herrn Sectionsrath Dr. K. Schrauf an die Gesellschaft gerichtete Zuschrift zur Verlesung, in welcher der Burgherr für den Besuch dankt und auf eine Wiederholung desselben im nächsten Jahre hofft, wo er, wenn bei guter Gesundheit, selbst den Führer machen will.

In sieben Wagen, die für den ganzen Tag gemietet wurden, fuhren die Theilnehmer zum Schloss, wo Herr Architekt Humbert Ritter Walcher v. Molthein in liebenswürdigster Weise den Führer machte.

In der Brauhausrestauration in Leobendorf wurde Mittagstation gehalten.

Leider musste das freundliche Anerbieten des Herrn Pfarrers von Harmannsdorf, ihn zu besuchen, wegen Zeitmangels abgelehnt werden, da das Hauptziel der Nachmittagsfahrt der Hausberg von Ober-Gänserndorf war, den schon im Jahre 1872 Dr. M. Much in den »Mittheilungen« unserer Gesellschaft (II, 232) beschrieben hat. »Er bietet,« sagt er, »eine höchst merkwürdige Erscheinung; seine Form, seine Größe, seine gegenwärtige Bestimmung erwecken sofort das spannendste Interesse.

Der Hügel ist nämlich kein einfacher Bau wie andere Tumuli, sondern besteht aus drei Abstufungen, von denen die mittlere die höchste ist, die unterste und oberste jedoch sich ziemlich gleichen. Die unterste Stufe ist nicht mehr an allen Stellen erhalten, weshalb sich der ganze Umfang des Hügels nicht mit voller Sicherheit bestimmen lassen wird: der Umfang der mittleren Stufe, die um den ganzen Hügel läuft und in ihrer Breite zwischen 15—18 Fuß wechselt, beträgt 268 Schritte. Beide Stufen sind breit genug, dass sie als Getreidefelder benützt werden können.

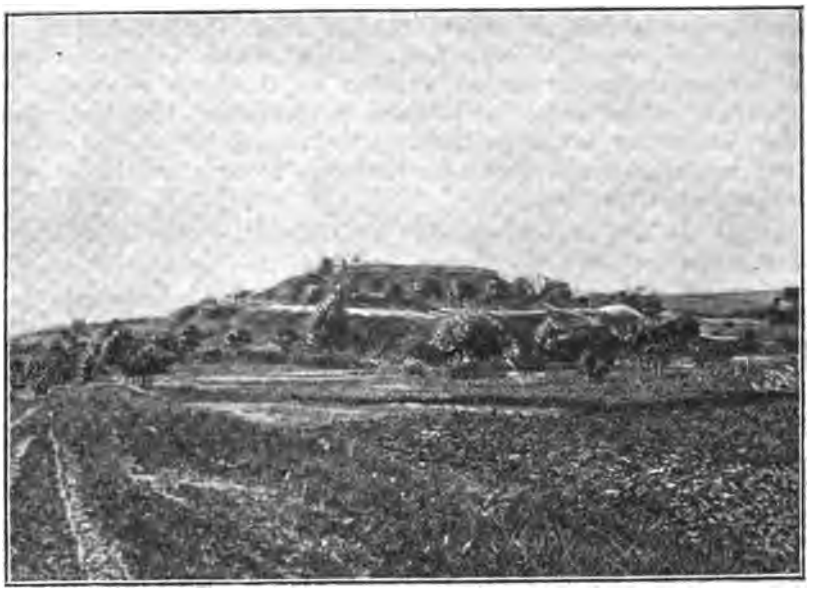


Abb. 58. Der Hausberg von Ober-Gänserndorf.

Das Plateau selbst ist oblong, hat eine Breite von 80, eine Länge von 120 Fuß und sonach einen Flächenraum von ungefähr 7000 □Fuß, ein Maß, welches dem der größten Erdpyramide in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 12.000 □Fuß nicht mehr gar so ferne ist. Einst stand, und das ist wohl im höchsten Grade beachtenswert, eine Kirche auf diesem Tumulus, noch sind die Spuren in den Bruchstücken von Ziegeln, Steinen und Mörtel und die Vertiefungen, aus denen das Material der Grundmauern nach der Zerstörung der Kirche herausgehoben wurde, sichtbar. Bis zum Jahre 1813 soll diese Kirche Pfarrkirche des Ortes gewesen sein, doch werde ich Gewisses über diesen Punkt erst noch in Erfahrung bringen müssen. **Heute noch befindet sich der Ortsfriedhof auf dem Plateau dieses merkwürdigen Bauwerkes.** Die Leute erzählen, es sei durch Riesen errichtet worden und habe in seinem Innern einen Keller (offenbar die alte Steinsetzung) geborgen.« Im V. Bande unserer »Mittheilungen« gibt Dr. M. Much auf S. 197 eine schematische Zeichnung dieses Hausberges. Die Abb. 58 zeigt den Hausberg nach einer anlässlich der Excursion von Herrn Dr. N. Yamasaki von Osten aus aufgenommenen Photographie.

Die Anwesenheit der fremden Besucher auf dem Hausberge lockte eine zahlreiche Menge von Ortsbewohnern herbei, die freundlich und gerne über alles Auskunft gaben; leider konnte

über die Geschichte des Bauwerkes nichts festgestellt werden. Selbst der Herr Pfarrer Ignaz Rabl, der die Gesellschaft zu sich bat, war nicht in der Lage, Aufklärungen zu geben.

Auf Wunsch des Herrn Secretärs ergriff Prof. Dr. Hoernes das Wort zu einigen Bemerkungen über den Typus der sogenannten »Hausberge« Niederösterreichs. Zunächst sei der Ausdruck »Tumulus« auf dieselben nicht anzuwenden, da man unter diesem Worte gewöhnlich eine künstliche Aufschüttung aus Erde oder Steinen, meist ein Grabmal, verstehe. Die »Hausberge« der Lößzone seien aber natürliche Bodenbildungen, meist durch Wasserwirkung aus der Lößdecke herausgeschnitten und dann, ihrer isolierten Lage wegen, von Menschenhand weiter geformt: steiler oder gleichmäßiger geböscht, terrassiert, umwallt und zuweilen in ganz reguläre stereometrische Gestalten gebracht. Das hervorragendste Beispiel solcher Arbeit sei der bekannte »Hausberg« von Stronegg bei Laa a. d. Th.; andere in Hippersdorf bei Absdorf, sind 1888 von der Anthropologischen Gesellschaft (siehe diese Mittheilungen, XVIII, [71]) besucht worden. An beiden Orten hat Prof. Hoernes mit dem eifrigen Localforscher J. Spöttl Ausgrabungen gemacht und fand auf dem Stronegger Hausberg Holzbalken, Kupfergeschirr und kleine Münzen aus babenbergischer Zeit, auf dem großen Hausberg von Hippersdorf aber mittelalterliche Topfscherben und ein Steinpflaster. Wahrscheinlich seien viele Hausberge, wie in anderen Gegenden isolierte Felshöhen, Standplätze kleiner mittelalterlicher Burgen gewesen, und zwar sogenannte Holzburgen, oft nur einfache Wartthürme. Auch an dem Friedhofshügel von Obergänserndorf haftet die Tradition, dass er einst ein Schloss getragen habe. Die Entscheidung über das Alter solcher Anlagen ist daher, wo nicht etwa Ausgrabungen sichere Anhaltspunkte geliefert haben, schwierig, und in mancher Hinsicht ist das Problem der Hausberge verwandt mit dem der sogenannten »Erdställe«, welche nicht nur zahlreich in demselben Lößgebiet, sondern zuweilen auch in directer Verbindung mit einem Hausberg vorkommen. Mit altgermanischem Völkerleben in römischer und vorrömischer Zeit dürfen die Hausberge Niederösterreichs demnach nicht ohneweiters in Beziehung gesetzt werden.

Leider drängte die Zeit, und so mussten die Theilnehmer die freundliche Einladung des Herrn Pfarrers ablehnen und selbst den Besuch der Wallfahrtskirche Karnabrunn, die von Waldeshöhe herüberwinkte, aufgeben. Durch das liebliche, vom Russbach durchflossene, waldbesäumte Kreutthal fuhren sie, mit einer nur kurzen Unterbrechung im Wirtshause zur Trexlermühle, zur Eisenbahnstation Schleinbach, von wo bei schönem Abendhimmel in fröhlichster Stimmung die Heimfahrt angetreten wurde.

Der Präsident Herr Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg übermittelt von Paris aus einen Bericht über

Die Feier des 40jährigen Bestandes der Société d'Anthropologie in Paris.

Am 12. März 1901, abends 8 Uhr, fand im Hotel Palais d'Orsay ein Festessen statt, zur Feier der vor 40 Jahren erfolgten Gründung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft. Der Unterrichtsminister Herr Georges Leygues führte den Ehrenvorsitz und vertheilte einige Auszeichnungen an verdiente Mitglieder der Gesellschaft. Der Vicepräsident des Londoner Anthropological Institute, der Präsident der belgischen Gesellschaft für Anthropologie, der kgl. schwedische Gesandte als Vertreter der schwedischen Schwestergesellschaft, unser Präsident, nahmen an der überaus würdigen und wohlthuenden Kundgebung theil. Der Präsident der Pariser Gesellschaft Dr. Chervin begrüßte die Vertreter der fremden Gesellschaften in der herzlichsten Weise. Der langjährige Generalsecretär der Gesellschaft Herr Letourneau und Herr Professor Manouvrier sprachen über die Erfolge und Ziele der Ethnologie und der physischen Anthropologie. Die Vertreter der fremden Gesellschaften feierten von verschiedenen Gesichtspunkten aus die Erfolge der französischen Schwestergesellschaft. Baron Andrian brachte das während des Diners eingetroffene Telegramm zur Verlesung, welches die soeben erfolgte Ernennung von fünf hervorragenden französischen Fachgenossen zu Ehrenmitgliedern unserer Gesellschaft anzeigte.

Für Mittwoch abends war den ausländischen Gästen die Loge des Präsidenten der Republik in der großen Oper zur Verfügung gestellt worden. Donnerstag veranstaltete Herr Dr. Chervin ein Frühstück von 24 Gedecken zu Ehren derselben, darauf erfolgte eine Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in ihrem äußerst zweckmäßigen Locale. Es wurde nach Verlesung der eingelaufenen Glückwunschadressen und Telegramme die Wahl der fremden Gäste und der Herren Generalstabsarzt Dr. Weisbach und Prof. Dr. Hoernes zu Associés étrangers, jene der Herren Fr. Heger und J. Szombathy zu correspondierenden Mitgliedern vollzogen. Nach der Sitzung wurde eine eingehende Besichtigung der Sammlungen und der Lehrmittel der zur Gesellschaft gehörigen

École d'Anthropologie vorgenommen. Ein näher eingehender Bericht über die bei diesen Gelegenheiten stattgefundenen bedeutsamen Erörterungen bleibt vorbehalten.

Mit warmem Danke bleibt der freundlichen Unterstützung des Dr. Bugiel zu gedenken, dessen treue Anhänglichkeit an unsere Gesellschaft überaus wohlthuend wirkt.

Einem Briefe vom 21. März 1901 unseres langjährigen Mitgliedes des Herrn Dr. Franz v. Tappeiner auf Schloss Reichenbach bei Meran entnehmen wir folgende

Alte Erinnerungen an Fragen der Anthropologie.

Wo und wann und wie — ist das erste Menschenpaar entstanden? — Nach meiner Ansicht ist das erste Menschenpaar oder sind die ersten Menschenpaare in Europa entstanden! Den Hauptgrund sehe ich in der Thatsache, dass man an keinem Orte auf der ganzen Erde wirkliche, handgreifliche Beweise der Anwesenheit des Menschen in so früher, alter Zeit aufgefunden hat, als in Südwestfrankreich. Da wurden in Tilloux, Departement Charente, in den geschichteten Sand- und Kiesgruben 3—4 *m* tief im Juli 1896 zwei riesig große Elephantenstoßzähne und zwei obere Backenzähne ausgegraben, wodurch die Art als Elephas meridionalis Nest. mit Sicherheit bestimmt werden konnte, und unter diesen Zähnen lag unmittelbar ein gut bearbeiteter Feuersteinschaber mit paläolithischem Typus Cholles als sicheres Zeichen, dass der Elephant daselbst erlegt und auch zerlegt wurde! Dieser Fund und die ganze Fundstelle wurde amtlich durch den sofort aus Paris dahin gesendeten Paläontologen Marcellin Boule genau untersucht und amtlich bestätigt. Annahme einer zufälligen Zusammenschwemmung wurde von ihm völlig ausgeschlossen und die Fundstelle als Schluss der Tertiärzeit oder als frühe Diluvialzeit bestimmt. Zittel rechnet den Elephas meridionalis noch zur pliocänen Fauna der Tertiärzeit als ältesten Elephant der Erde.

In Tilloux wurden von Boule auch mehrere Backenzähne des Elephas antiquus und auch Reste vom Mammut, aber seltener, gefunden, als Beweis, dass diese Elephantenjägeransiedlung am Ufer der Charente sehr lange bestanden haben muss. Der Mensch muss also unzweifelhaft schon lange vor der großen mittleren Eiszeit, in der präglacialen Diluvialzeit und ersten kurzen Eiszeit und Zwischeneiszeit in West- und Mitteleuropa bestanden haben und ist daher nicht erst mit dem Mammut und Renthier aus Nordasien nach Europa eingewandert. Und wie? in welcher Hautfarbe ist das erste Menschenpaar erschienen? Nach meiner Ansicht gewiss nur in weißer Hautfarbe, weil man nirgends auf der Erde den weißen Mann entdecken konnte, als in Europa! Die Etrusker und die Iberio-Basken sind erst viel später aus Westasien und Nordafrika nach Süditalien und Westspanien in Europa mit wahrscheinlich altsemitischer Sprache eingewandert.

Herr Dr. Fritz Netolitzky, Assistent der Pharmakologie in Innsbruck, übersendet einen

Beitrag zur Bestimmung verkohlter vorgeschichtlicher Nahrungsmittel.

Die Hauptursache, warum verkohlte Früchte und andere Nahrungsmittel aus vorgeschichtlichen Siedlungen fast immer nur nach makroskopischen Anhaltspunkten beschrieben und bestimmt werden, liegt vor allem in der Undurchsichtigkeit aller dieser Gegenstände und in dem hartnäckigen Widerstand, den sie den gebräuchlichen Aufhellungsmitteln entgegensetzen. Dem durch die Feuerwirkung gebildeten amorphen Kohlenstoff haben wir es einerseits zu danken, dass sich die Veränderungen so leicht unterworfenen Reste oft ohne Gestaltsänderung bis auf unsere Tage erhalten konnten, andererseits verbietet er aber jeden Einblick in den feineren Bau des Gewebes.

Solange nun Getreidekörner noch in der Ähre selbst sitzen, was leider nur recht selten der Fall ist, kann man, wenn alle Umstände günstig sind, die Stammpflanze nach Art und Abart mehr oder weniger sicher bestimmen. Dann ist eine mikroskopische Untersuchung überflüssig, da sie höchstens den makroskopischen Befund bestätigen könnte.

Liegen aber, wie gewöhnlich, die Körner nur einzeln zur Untersuchung vor, so ist die Sicherheit der Bestimmung gering und hängt vor allem von großer Übung und einem reichlichen Vergleichsmaterial ab. Probeverkohlungen mit frischem Getreide geben obendrein noch die verschiedensten Endergebnisse, was Form und Größe anbelangt, je nachdem rasch oder langsam, bei Luftzutritt oder im Sande erhitzt wurde. So geht z. B. die Form der Hirsekörner durch offenes Feuer meist vollständig verloren, die Körner laufen gleichsam zusammen und bilden dann eine lockere, schwammige Kohle, die mit verbranntem Brote große Ähnlichkeit besitzt und auch thatsächlich damit schon verwechselt wurde.

In den folgenden Zeilen soll nun kurz angegeben werden, wie man aus solchen verkohlten Körnern und Massen doch noch durchsichtige und daher für mikroskopische Bilder geeignete Präparate gewinnen kann, die sich manchesmal von einem eben angefertigten Schnitte einer frischen Frucht kaum unterscheiden. Bevor man sich aber an die Entfernung des Kohlenstoffes macht, ist es von großem Vortheile, mit einer guten Linse auf einer rein weißen Unterlage (Teller) den ganzen Fund aufs sorgfältigste zu durchmustern. Es gelingt nämlich hie und da in der scheinbar ganz verkohlten Masse doch noch einige durchsichtige Fruchttheilchen zu finden, die dann ohne weiteres unter dem Mikroskope erwünschte Aufschlüsse liefern können. Gerade die für die Bestimmung der Getreidearten wichtige und charakteristische Querzellenschichte findet man auf diese Weise manchmal noch gut erhalten, während alles andere undurchsichtig und verkohlt ist. Solche Funde sind darum von erhöhtem Werte, weil die Zellen in solchen günstigen Fällen am wenigsten gelitten haben, während sie durch die weiter unten zu beschreibenden Behandlungsweisen immerhin verändert werden könnten.

Um nun die undurchsichtige Kohle, die uns den Einblick in den zelligen Aufbau des verbrannten Gegenstandes gänzlich verbietet, zu entfernen, stehen uns zwei Untersuchungswege offen. Der eine besteht einfach darin, dass man ein Stückchen der vorliegenden Kohle vollständig verbrennt, so dass nur noch eine weiße Asche überbleibt. In dieser finden sich dann bei entsprechender Vergrößerung gut erhaltene Zellgerüste, die zuerst in Glycerin, dann nach einer Behandlung mit Salzsäure untersucht werden. In einer derartigen Asche finden sich nicht nur die bekannten stark verkieselten Gerippe und Ausgüsse der Spelzenoberhaut unserer Getreidearten besonders häufig, sondern es können auch andere Zellen genau erkannt werden, die in der Asche von frischem Getreide meist nicht aufgefunden werden können.[1])

Soweit meine Erfahrungen bisher reichen, ist die Kohle von Landfunden bedeutend rückstandreicher und auch viel leichter veraschbar, als die von Moorfunden oder frisch verkohltem Getreide. Daraus folgt, dass diese Aschenuntersuchung besonders für Landfunde verwendbar ist, und dass sie besonders ein rasches Zurechtfinden gestattet, ob der Inhalt eines Gefäßes etwa Getreide enthalten habe oder nicht.

Die Mängel dieser Art der Untersuchung liegen besonders in der eingreifenden Behandlung, wodurch die Zellen verändert werden müssen; ferner sind Vergleichsveraschungen mit frischem Getreide meist gar nicht durchführbar wegen des geringen und nur schwer zu erhaltenden feuerfesten Rückstandes, endlich liefern die zur Bestimmung gerade wichtigsten Zellagen fast keine Asche, so dass das Endurtheil oft mit Vorbehalt zu stellen ist.

Der Grundgedanke für die andere Arbeitsweise, die ich die »chemische« nennen möchte, ist kurz folgender: Wird Graphit mit starken Oxydationsmitteln, am besten mit chlorsaurem Kalium und Salpeter oder Schwefelsäure zusammengebracht, so entsteht unter dem Einflusse der sich bildenden Chlorsäure eine durchsichtige, in Wasser nicht lösliche Verbindung — die Graphitsäure. Wird nun die amorphe Kohle von Holzarten, Getreidekörnern, aber auch von thierischen Organen, Muskeln u. s. w. der gleichen Behandlung unterzogen, so ist das Endergebnis insoferne ein ähnliches, als sich die undurchsichtige Kohle ebenfalls in durchsichtige, aber in Wasser lösliche, gelbbraune, humusartige, chemisch nicht näher bekannte Körper überführen lässt. Dadurch werden die Zellen wieder einer mikroskopischen Untersuchung leicht zugänglich gemacht, falls die Verkohlung nicht eine ganz vollständige ist, was aber nur selten der Fall zu sein scheint.

Die beste Aufhellung wurde dadurch erzielt, dass ein Getreidekorn etwa mit der drei- bis fünffachen Menge chlorsauren Kalis im Probierröhrchen oder einem offenen Kolben zusammengebracht und mit einigen Cubikcentimetern einer sehr starken Salpetersäure übergossen wird. Schwefelsäure darf nicht verwendet werden, weil die aufgehellten Zellreste neuerdings verkohlt würden. Dieses Gemisch lässt man nun Stunden bis Tage auf einander einwirken, bis man in der Flüssigkeit gelbe, durchsichtige Fetzen und Flitterchen umherschwimmen sieht oder sich die Kornoberfläche rostroth gefärbt und aufgelockert hat. Tritt diese Erscheinung nicht ein, so muss man 24—48 Stunden ungefähr auf 60° erwärmen, bis keine rothbraunen Dämpfe mehr aufsteigen. Dieser Vorgang ist nach Bedarf ein zweites- oder drittesmal zu wiederholen. Manchmal bleibt nichts übrig, als die Kohle zu pulvern, mit der oben angegebenen Menge chlorsauren Kalis zu mischen und dann allmählich in rauchende Salpetersäure einzutragen und ebenfalls zu erwärmen. Nach beendigter Einwirkung gießt man den Inhalt des Probierröhrchens auf einen Teller und untersucht die nicht mehr schwarz gefärbten Theilchen am besten in Glycerin (nicht in Alkalien.

Statt der obigen Mischung kann man mit Vortheil auch eine starke Chromsäurelösung oder eine ebensolche von übermangansaurem Kali in Ammoniak verwenden. Hier bildet sich die in

[1]) Vgl. Zeitschrift für Untersuchung der Nahrungs- und Genussmittel. 1900, Juni.

Wasser leicht lösliche Mellithsäure, so dass wieder die Zellreste durchsichtig werden und einer Untersuchung zugänglich sind. Die Wirkung der zwei letzteren ist aber eine verhältnismäßig schwache.

Hat man ein ganzes Getreidekorn verwendet, so wird durch die Angriffe aller dieser Oxydationsmittel in günstigen Fällen oft Schichte für Schichte abpräpariert, so dass jede einzelne für sich untersucht werden kann.

Um nun die Art der Aufhellung an einem Beispiele besser kennzeichnen zu können, soll der zellige Aufbau einer vorgeschichtlichen Weizenart genauer beschrieben werden.[1]) Es handelt sich um einen Fund aus der Pfahlbaute von Robenhausen, der mir unter der Bezeichnung *Triticum vulgare compactum* von Dr. Messikommer zugeschickt worden war und auf den die Beschreibung von Buschan (Vorgeschichtliche Botanik, 15) unter *Triticum compactum* genau stimmt.

Fast jedes der einzelnen, durchschnittlich 6 *mm* langen und 4·5 *mm* breiten Körner lieferte mehr oder weniger leicht-durchsichtige gelbe Fetzen, die sich von der Oberfläche lösten und unter dem Mikroskope als Theile der Oberhaut oder der Querzellenschichte erkannt werden konnten. Besonders lehrreich ist die letztere, deren Zellen 60—200 Mikromillimeter lang sind, bei einer Breite von 10—18 μ. Ihre Wand ist dicht knotig, die einzelnen Verdickungen flach und ziemlich gleich groß, die Kurzwände sind dachig und stoßen eng aneinander. Häufig findet man noch im Zusammenhang mit den Querzellen die zarten, fast farblosen Reste der Samenhaut.

Die einreihige Aleuronschichte liegt häufig ganz frei, losgelöst von allen anderen Gewebslagen, wie man es besser kaum an der frischen Frucht herstellen kann. Die einzelnen Zellen sind 30—50 μ lang, 20—50 μ breit und schließen sich eng an einander, doch kommen dreieckige Zellzwischenräume nicht selten zur Beobachtung. Der frühere Inhalt ist aus einigen Zellen herausgefallen, meist hat er sich aber nur von den Wänden etwas zurückgezogen und bildet nun hellbraune, deutlich körnige, abgerundete Klumpen, die ihre Abstammung vom Aleuron deutlich zur Schau tragen.

Haare finden sich hauptsächlich an dem Scheitel der Frucht; sie sind meist abgebrochen, so dass man in den hier kurzen Oberhautzellen nur die Doppelkreise des Fußtheiles häufig findet; die Haare selbst hellen sich nur schwer auf, sind dickwandig und haben eine engere Lichtweite als Wanddicke. In den Endospermzellen fand ich bisher keine Gebilde, die mit Stärkekörnern Ähnlichkeit gehabt hätten. Dagegen sind die Zellen des Keimlinges nachweisbar.

Durch diese Aufhellung der Kohle auf den verschiedenen chemischen Wegen sind wir also imstande, ohne große Schwierigkeiten und Verluste die in Betracht kommenden Getreidearten u. dgl. von einander zu unterscheiden. Besonders sind es folgende Arten, die scharf getrennt werden können, da alle Merkmale jeder einzelnen Art auffindbar sind: Gerste, Weizen, der Spelt, das Einkorn, der Emmer, die Rispen- und Kolbenhirse, der Roggen u. a. Freilich gibt es auch Fälle, in denen eine Aufhellung bisher nicht gelang, wie beim *Triticum vulgare antiquorum* Heer (*Triticum compactum var. globiforme* Buschan), oder manchmal auch aus unbekannten Gründen bei einzelnen Getreidekörnern, während sich die größere Zahl der andern aufhellte. In solchen Fällen bleibt wenigstens die Form des untersuchten Gegenstandes ganz unverändert erhalten, so dass eine Bestimmung nach den äußerlichen Merkmalen auch für spätere Zeiten immer noch möglich bleibt. Nur sehr selten löst sich der verkohlte Körper in der Flüssigkeit spurlos auf.

Im allgemeinen geben Landfunde auch hier schnellere und bessere Endergebnisse als Moor- und Seefunde; auch die Stärke der Verkohlung und das Alter scheint dabei eine wesentliche Rolle zu spielen.

Herr Conservator Břetislav Jelínek übersendet einen Bericht über

Eine neuentdeckte Gräberstätte im königlichen Thiergarten zu Bubenč bei Prag.

Bei der Erweiterung der Tramwaystation im königlichen Thiergarten in Bubenč bei Prag stießen die Arbeiter auf 19 Skelette von liegenden Hockern. Die Skelette, welche in kauernder Stellung auf der rechten Seite mit dem Kopfe gegen Süden liegen, so dass das Gesicht gegen Sonnenaufgang gerichtet erscheint, sind mit Steinkränzen in ovaler Form umlegt, deren Durch-

[1]) **Erwähnt sei auch ein Fall, der in jüngster Zeit von mir untersucht wurde. Bei einer Ausgrabung in Südtirol wurde ein verkohlter Balken gefunden, der von den Arbeitern mit Bestimmtheit als »Kastanienholz« angesprochen wurde. Die Aschenuntersuchung ergab »wahrscheinlich Nadelholz«. Nach der chemischen Aufhellung des Kohlenstoffes konnte man die gehöften Tüpfel ausgezeichnet scharf erkennen, so dass eine zuverlässige Bestimmung möglich war.**

messer in der Länge 140—150 *cm* und in der Breite circa 70 *cm* erreicht. Von Beigaben sind namentlich verschiedene rohgebrannte Thongefäße zu erwähnen: ein 11 *cm* hoher Henkelkrug, vier Schalen mit wagrecht angesetzten Henkeln, deren Höhe 8 *cm* nicht überschreitet, eine Schüssel und ein vierfüßiger Napf nebst noch anderen, die aber bloß in Scherben gehoben wurden. Nur bei einem Skelette wurden drei Gefäße, die um den Kopf herumstanden, gefunden; bei den anderen kommt bloß ein Napf oder gar nichts vor. Auch wurden daselbst bei einem Skelette ein doppelt gewundener Drahtring aus Bronze gefunden, bei einem andern eine Nadel aus Knochen und ein Feuersteinsplitter. — Der ganze Fund gehört bereits der Bronzeperiode an und gelangt in die Sammlungen des königlichen Landesmuseums in Prag.

Herr Julius Teutsch in Kronstadt (Siebenbürgen) berichtet über

Neue Funde aus der Umgebung von Kronstadt

in folgenden, auszugsweise mitgetheilten Briefen an Herrn Prof. Dr. M. Hoernes.

I.

Kronstadt, den 9. August 1900.

Im Juni deckte ich auf dem Talinenberg bei Petersberg nördlich von Kronstadt am Rande eines kleinen Steinbruchs ein Urnengrab auf, das aus zwei größeren Urnen bestand, die mit je einer Schüssel zugedeckt waren. Der Inhalt der beiden Gefäße beschränkte sich auf zerkleinerte Menschenknochen mit geringen Brandspuren; an Beigaben fehlte es gänzlich. Die Abbildungen der Gefäße sind in Abb. 59 und 60 dem Briefe beigeschlossen. An dem Brunzhügel vor Neustadt, den ich in meinem Vortrag als besiedelt angeführt hatte, werden seit einiger Zeit Steine gebrochen, und zwar an dem Südende. Durch die Arbeiten daselbst bekam ich einen Durchschnitt der Erd- und Lehmschichte, die über dem Kalkstein lagert, zu sehen, die ich auch genauer untersuchte. Eine etwa 30 *cm* unter der Erdoberfläche verlaufende, horizontale Steinreihe (noch dazu Flusssteine) bewog mich nachzugraben, und ich gewahrte, dass die Steine wie ein Pflaster in- und aneinander gefügt waren. Die Breite dieser Steinpackung oder -Pflasterung beträgt 2·60 *m*, während ich die genaue Länge derselben nicht angeben kann, weil sie noch weiter zu gehen scheint, als meine bisherige Arbeit, d. i. 3 *m*. Unmittelbar unter dieser Steinlage, oder besser gesagt in ihr selbst, fand ich einen zur Hälfte gebrochenen, noch nicht ausgefertigten Steinhammer aus demselben Material, wie die vom Gesprengberg. Etwas tiefer unten kamen aufgeschlagene Thierknochen, Kohlenstückchen, kleine Gefäßscherben jedoch in sehr geringer Anzahl vor; ferner eine Thonkugel von 2 *cm* Durchmesser, ein Geweihfragment und ein Bruchstück eines sitzenden, menschlichen Idoles, wie am Gesprengberg. Ich war schon der Meinung, es mit dem gepflasterten Boden einer Hütte zu thun zu haben, aber ein Umstand festigte in mir die Annahme eines Grabes. Ungefähr in der Mitte der bisher aufgedeckten Steinlage standen fünf bis sechs größere Steine, unter welchen ich eine vollständig zerdrückte Urne fand, deren beide undurchlochte Henkelansätze ich mir mitnahm. Freilich ist mir auffallend, dass ich von Menschenknochen, Brand oder Beigaben bis jetzt noch nichts ausgraben konnte. Oder sollten die von der Urne bis auf einen Meter entfernt gelegenen Stücke als Beigaben betrachtet werden? Aus der großen Vorhalle der Almáscher Höhle unweit Barót, Station Agostonfalva (Augustinsdorf, Agestendorf), habe ich nebst sehr hübsch verzierten Thonscherben der vorgeschichtlichen Zeit auch einen durchbohrten Zahn eines Wolfes. Die Culturschichte liegt an der Höhlenwand etwa 30 *cm* tief unter dem Boden und sinkt in der Mitte auf 50—70 *cm*; sie ist durch die Gefäßscherben führende Asche und Kohlenschichte deutlich erkennbar. In der Marktgemeinde Marienburg, nördlich von Kronstadt, entdeckte ich an einem Bauernhause in der Giebelnische eine höchst interessante, etwa 50—60 *cm* hohe Thonfigur, die ich mit einiger Gefahr, auf einer Leiter stehend, photographisch abnahm. Die Bilder sind leider herzlich schlecht, aber es war mir daran gelegen, so bald als möglich ein halbwegs orientierendes Bild davon Herrn Professor einzuschicken. Bei dem Anblicke der Figur kamen mir die prähistorischen Astarte-Figuren in den Sinn. Ich konnte von den Leuten nur so viel erfahren, dass der Erbauer des Hauses in den Achtziger-Jahren dieses

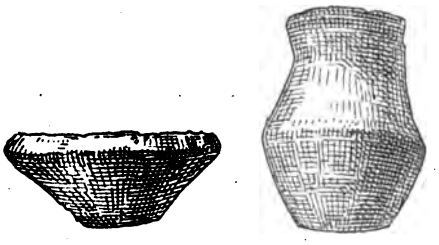


Abb. 59 und 60. Thongefäße vom Talinenberg.

Standbild selbst aus Thon verfertigte und mit rother Farbe anstrich. Derselbe ist seither gestorben, und so konnte ich nicht ermitteln, wie er auf den Gedanken kommen konnte, der Figur gerade diese Stellung zu geben.

Die Ruine Marienburg, an dem Ostende der früher erwähnten Marktgemeinde Marienburg, die von deutschen Rittern im XIII. Jahrhundert erbaut wurde, steht auf einem, an den Seiten jedenfalls künstlich steil abgeflachten, kegelförmigen Hügel, der in seinem Innern dieselben Culturüberreste birgt, wie der Priesterhügel bei Brenndorf.

Es ist dies die dritte Fundstelle im Burzenlande mit bemalter Keramik, und noch dazu liegen alle drei in der nächsten Nähe des Altflusses, der meiner Ansicht nach in prähistorischer Zeit — schon als Nebenfluss der Donau — für Siebenbürgen als Verkehrsstraße gedient haben mag. Ich hoffe, am Altfluss entlang noch viele gleichzeitige Ansiedlungen aus der Zeit des Priesterhügels u. s. w. entdecken zu können.

II.

Kronstadt, den 26. September 1900.

In den hier folgenden Zeilen gebe ich einige Ergänzungen zu meinem früheren Bericht.

Die zweitentdeckte Niederlassung mit bemalter Keramik, von der ich schon in Wien Erwähnung gethan und auch einige Stücke vorzeigte, ist am rechten Altufer auf einer bewaldeten Anhöhe unmittelbar an der kleinen, ärmlichen Gemeinde Erösd (Eröschd), welche theils von Magyaren, theils von Rumänen bewohnt wird. Ich schreibe diese prähistorischen Ansiedlungen aus der frühesten Metallzeit mit bemalter Keramik einem thrakischen Volke zu und vermuthe in dem rumänischen Namen des genannten Ortes einen thrakischen Ortsnamen. Dr. Fligier schreibt in seiner Abhandlung »Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel«, S. 23, Zeile 16: »Sich selbst nannten die Thracier Aryer, denn Thracien hieß nach Stephan von Byzanz 'Αρία'.« Er führt im nächstfolgenden den Ortsnamen Ariassus, ‚die arische Stadt', an und glaubt, den Dacier Ariortus damit in Zusammenhang bringen zu können. Auf der Specialkarte finde ich unter dem magyarischen Namen Erösd den rumänischen Ariujdi (Ariuschd) angegeben und in Lank's Lexikon siebenbürgischer Ortsnamen, Wien 1839, noch folgende Synonyma: Arusdja, Ariusd, Arusde.

Sollten diese Namen nicht hinlänglich genügen, um einen Zusammenhang derselben mit den oben angeführten, thrakischen zu kennzeichnen?

Bezüglich der Marienburger Figur möchte ich noch etwas mittheilen. Die Frau des nun verewigten Erzeugers dieser Thonfigur lebt in Weidenbach (Comitat Kronstadt) und gab mir auf mein Befragen folgende Aufklärung: Ihr Mann war vor seiner Heirat in einer Bildhauerschule in Bukarest thätig und soll, als er in seine Heimat zurückgekehrt war und sich verheiratet hatte, nach achtjähriger, kinderloser Ehe diese Figur in die Giebelnische gestellt haben, um — wie die Frau lachend meinte — eine Wirkung zu erzielen, und damit sie den Leuten nebenbei zur Belustigung diene.

Die Frau wollte dieses »Mädchen« weiß anstreichen, worauf ihr der Mann erwidert haben soll, dass diese Art von Figuren stets roth angestrichen werden, und so bekam die Figur die rothe Farbe.

Abb. 61. Weibliche Figur von Marienburg.

III.

Kronstadt, den 2. November 1900.

Wenn ich auf Ihre werthe Karte vom 4. October bis heute noch nicht geantwortet habe, so liegt der Grund darin, weil ich vorerst die Figur von Marienburg mir aneignen wollte, um eine bessere Aufnahme davon machen zu können. Nun ist sie endlich in meinem Besitz, und ich lege diesem Briefe die gewünschte Photographie bei (vgl. Abb. 61). Die genaue Höhe der Figur ist 76 *cm*.

IV.

Kronstadt, den 26. November 1900.

Es freut mich, Ihnen wieder etwas neues berichten zu können. Steinkistengräber sind es, von denen ich vorläufig nur kurze Mittheilung mache, da voraussichtlich im nächsten Jahre zu den drei jetzt aufgedeckten noch andere dazukommen werden. Der Bauer behauptet, ein prächtiges Mittel zu haben, die andern Gräber aufzufinden. Im Sommer soll sich an dem schwächern Wuchs der Frucht die Stelle erkennen lassen, wo ein Kistengrab ist.

Die eine Kiste (Kalkconglomerat?) bei Rosenau hat 1 *m* Länge, 0·65 *m* Breite, 0·52 *m* Tiefe. Richtung von Osten nach Westen. Die Lage der Todten ist mir unbekannt, auch sind keine Beigaben gefunden worden.

Die zwei andern in der Nähe von Heldsdorf sind Sandsteinkisten mit mehreren Leichen. Grab 1 enthielt zwei Skelette und Bruchstücke eines schlecht gebrannten Thongefäßes. Länge 1·30 *m*, Breite 0·80 *m*, Tiefe 0·52 *m*. Richtung von Südosten nach Nordwesten. Lage der Todten unbekannt.

Grab 2 (selbst geöffnet, wobei Herr Dr. Friedrich Neustädter aus Heldsdorf die schwierige Arbeit des Aushebens allein besorgte und wofür ich ihm an dieser Stelle bestens danke). Entfernung von Grab 1 ungefähr ein Meter in nordwestlicher Richtung. Länge 1·28 *m*, Breite 0·75—0·80 *m*, Tiefe 0·50 *m*. Richtung von Südosten nach Nordwesten. Inhalt: Die Skelette zweier Erwachsener und eines etwa vierjährigen Kindes, zwei kleine, äußerst schlecht gebrannte, mit der Hand geformte Gefäße. Die Knochen sind sehr morsch. Es waren »liegende Hocker«. Unbegreiflich ist mir, wie in dem kleinen Raum die Leichen, die offenbar auf einmal beigesetzt worden sind, Platz gefunden haben.

V.

Kronstadt, 16. Juli 1901.

Den Empfang Ihres werten Briefes vom 14. v. M., sowie der prähistorischen Scherben bestätigend, theile ich mit, dass ich auf die freundliche Einladung des kön. ung. Landwehr-Hauptmannes Herrn J. Martian hin, der während seines Aufenthaltes in der Csik mehrere neue Fundorte prähistorischer Cultur entdeckt hat, vor zwei Wochen mit Herrn Prof. Fuchs aus Kronstadt eine kleine Excursion nach Csik-Szereda unternommen habe, die aber infolge des anhaltend schlechten Wetters etwas kläglich ausfiel. Trotz des Regens veranstalteten wir eine Grabung auf einer kleinen Anhöhe, der sogenannten Malomföle, bei dem Mineralbad südlich von Csik-Zsögöd (Höhencote 654). Am Rande des Plateaus zieht sich ein Wall hin, innerhalb dessen wir einige Gefäße und Gefäßreste in geringer Tiefe (30—60 *cm*) fanden.

Von der Kapelle, die dort gestanden sein soll, sieht man heute keine Spur. Die Funde sind theils auf der Drehscheibe gemachte, gut gebrannte, graue Gefäße mit hohen, hohlen Füßen oder weite Schüsseln aus demselben Material mit breiten, im rechten Winkel ausbiegenden Rändern, theils mehr oder minder hartgebrannte, plumpere handgeformte Töpfe, einhenklige Schalen u. dgl. aus rothem Thon. Das Ornament der grauen Gefäße ist die Zickzack- oder Wellenlinie in einer eigenen Technik, und zwar so, dass das Ornament spiegelt. Die handgemachten Gefäße — die in überwiegender Anzahl vertreten sind — zeigen mehrfache parallellaufende Wellenlinien, Tupfenleisten u. s. w. Ich halte diese Cultur für slavisch und glaube, dass die vielen Wälle und Burgen, die in der Csik und Háromszék vorkommen, den Slaven zuzuschreiben sind, nachdem ich auch in einer solchen Burg bei Csik-Csicsó Scherben von der Art der Zsögöder gefunden habe. Die henkellosen Töpfe, Reste von Handmühlen aus harten, grauen, porösen Steinen, das Wellenornament, die Handhabung der Drehscheibe sprechen für Überbleibsel der Slaven.

Gleichzeitig erlaube ich mir ein Postkistchen an Ihre Adresse abzuschicken, in welchem die nicht näher bezeichneten Stücke von dem oben genannten Fundorte (Zsögöd) herrühren.[1]) Zugleich

[1]) Der Unterzeichnete erhielt die oben erwähnte Sendung und prüfte die darin enthaltenen Topfscherben, welche allerdings ein merkwürdiges Ensemble bilden. Weniges davon ist reine Freihandarbeit, so ein fast beispiellos plumpes Henkelnäpfchen von 5 *cm* Höhe und 1·8 *cm* Bodenstärke und (vielleicht) ein corrodierter Scherben mit einer Reihe dreieckiger Eindrücke die auf der Innenseite als flache Buckel hervortreten. Die viel zahlreicher vertretene Drehscheibenarbeit zerfällt in zwei Classen: 1. Eine äußerst plumpe und rohe (nach Paste und Form), welche man zunächst für Freihandarbeit nehmen möchte, bis genauere Untersuchung eine noch sehr ungeschickte Anwendung der rotierenden Scheibe verräth. Die Innenseite dieser großen Töpfe war ganz rauh und uneben, die Form schlank und das Ornament ganz eigenthümlich aus prähistorischen und jüngeren Elementen gemischt. Es erscheinen nämlich getupfte Mundsäume und Halsleisten.

sende ich noch anderes, wovon vielleicht die ethnographische Sammlung Gebrauch machen kann, und zwar einen schwarzen Thonkrug aus Csik-Madaras mit Stempelverzierung. Ich hatte Gelegenheit, viele solche Töpfe und Krüge zu sehen und war über die mannigfaltigen Verzierungen prähistorischen Charakters höchst erstaunt. Falls dieselben nicht schon bekannt sind, ist es vielleicht der Mühe wert, die Muster zu zeichnen. Ferner ein paar Steigeisen und Thonfiguren als Kinderpfeifchen von Töpfern der Umgegend auf den Markt gebracht.

In nächster Zeit werde ich von Brenndorf aus einige Stationen am Alt stromabwärts besuchen und Kähne messen und zeichnen. Es sind Einbäume in ziemlicher Anzahl vorhanden, und ich habe Aussicht, einen billig zu erwerben. Sonntag begleitete ich Herrn Prof. Fuchs zu den schafezüchtenden Rumänen in der Nähe Törzburgs, etwa 23 *km* westlich von Kronstadt. Bei der Besichtigung der Häuser, die Herr Professor Fuchs für wissenschaftliche Zwecke zeichnete, entdeckte ich eine Trommel sowie eine Räucherschale aus Thon und brachte mir beide Gegenstände mit. Die Trommel wird von den Leuten selbst aus einem ausgehöhlten Baumstamm (Tanne oder Fichte?) gemacht, worauf das Hundefell mit starker Schnur gespannt ist. Metallbestandtheile fehlen gänzlich. Bei der Tanzmusik (Clarinet, Geige und Trommel) darf diese mit ihrem weithin hörbaren Klang nie fehlen, eher verzichten die Leute auf die zwei anderen Instrumente. Beim Spiel wird die *Dobâ* mit einem kurzen Band an den linken Arm derartig befestigt, dass man mit einem *Csokány* (Tschokánj) = Schlägel zugleich oben und unten trommelt.

Die Räucherschale ist ungefähr 10 *cm* hoch, ebenso breit und siebartig durchbrochen. Sie dürfte in jedem Hause zu finden sein, um bei Todesfällen, Einsegnungen, Wasserweihen, Teufelaustreiben u. dgl., wo der Geistliche im Hause die Ceremonie vornimmt, gebraucht zu werden.

Herr Regierungsrath Dr. M. Much übersendet einen Beitrag

Zur prähistorischen Trepanation.

Bekanntlich wurde die Trepanation in Mitteleuropa schon in sehr frühen prähistorischen Zeitabschnitten geübt. Welche Bedeutung sie gehabt hat, zeigt die folgende Mittheilung über eine außerärztliche Trepanation, die ich der Münchener Allgemeinen Zeitung, Nr. 198 vom 19. Juli 1901, entnehme. Wir sehen aus ihr aber auch, dass die Trepanation in Volkskreisen noch im XVII. Jahrhunderte und bis dahin wahrscheinlich ununterbrochen geübt wurde, etwa wie noch heute Knochenbrüche, offene Wunden u. s. w. nicht selten auf Grund einer Familientradition, von Hirten und anderen Volksärzten behandelt werden.

Die Beschreibung dieser Trepanation findet sich in den auf der Züricher Stadtbibliothek vorhandenen »Fragmenta Historico-Helvetica« des Bürgermeisters Joh. Hch. Waser unter den Eintragungen des Jahres 1649. Die Überschrift lautet: »Von einer wundersamen Kur eines unleidentlichen Haubtwees so durch triponieren oder Haubtboren hinweggenommen worden. 1649.« Und der Vorgang wird folgendermaßen erzählt: Ein Mann von Rennen, einem Dörffli in der Pfarr Mogelsperg im Toggenburg, namens Michael Tschier, welcher in früer Jugendt an den Kindsblateren um das gesicht kommen war, hate bey 5 Jahren lang ein häfftiges überschmertzliches Haubtwee, also das er wann es ihn recht ankam, schier unsinnig wurde, vor großer pein sich auf dem boden herumb wältzete, das ihm die Zunge von seinem Wüten sehr geschwolle, und weit vor den mund horauskam, das er sie erst zwey stunden nach dem paroxismo (dem Höhepunkte des Anfalles) wieder heimbringen konnte; Dieser hörte von einem sagen, der das stürmige

häufig auch schräg gekerbte Umlaufleisten und daneben oder dazwischen mit Kämmen gezogene Wellenfurchen. Ein paar Fragmente zeigen auch ganz primitive eingeritzte Freihandornamente. 2. Bessere Drehscheibenarbeit in feingeschlemmtem Thon, sehr an La Tène- und provinzialrömische Töpferei erinnernd, darunter der mit einzelnen Wellenlinien umzogene Scherben eines riesigen, rothen »Pithos« und die oben beschriebenen feinen, aschgrauen Fußgefäße von klingender Härte, zum Theile mit glänzenden, schwarzen Umlaufstreifen. Der ersten Classe gedrehter Gefäße gehören auch einige ganz erhaltene, kleinere Stücke an, von welchen mir Herr Teutsch Zeichnungen sandte, darunter zwei plumpe Henkelschalen (Höhe 7 *cm*, Durchmesser 11 *cm*), die eine mit schräg gekerbtem Mundwulst, die andere mit gekerbtem Mundsaum, einem senkrechten, gekerbten und einem ringförmigen glatten Wulst, eine unverzierte Schale mit Halskehle (Höhe 8 *cm*, Durchmesser 16 *cm*) und drei Töpfe ohne Henkel, der eine (Höhe 23 *cm*, Durchmesser 18 *cm*) unverziert, mit zwei wellenförmigen Ansätzen, der zweite (Höhe 16 *cm*, Durchmesser 10 *cm*) bikonisch mit schräg gekerbtem Wulst, der dritte (Höhe 12 *cm*, Durchmesser 8 *cm*) becherförmig, ebenso gewulstet. Herr Teutsch nennt diese Ware »handgemacht«, sie ist aber vermuthlich unter Anwendung der Drehscheibe erzeugt. Trotz der geschilderten Verschiedenheit können die Funde von Zsögöd doch ganz wohl einer gemeinsamen Culturstufe angehören und locales Erzeugnis neben fremdem, eingehandeltem enthalten.

Prof. Dr. M. Hoernes.

Veich (Vieh) durch aufborung des Kopfs zu curieren pflag und bildete sich heftiglich ein, es möchte ihm auff dieße Weiße geholfen werden, weil er zuvor allerhand arztneyen gebraucht, und doch nichts verfangen wöllen, gienge derowegen zu demjenigen, und bat ihn fleißig, er wollte ihn auch borren. Jener aber wolte sich nicht dazu verstehen, und sagte, es habe eine andere beschaffenheit mit einem Menschen, als mit einem unvernünftigen Thiere und wiese ihn also ab: Der blinde aber stund nicht ab, kan zum vierten mal wieder, und bate um des Jüngsten Gerichts willen, er sollte ihn doch borren. Jener sprach endtlich, weil er das doch so ernstlich begere, so solle er den Landvogt Rudolph Reding deßwegen begrüßen (anfragen); wann es derselbige erlaube, und Versichere, das es ihm in keinem weg in nichts schaden oder nachteil geberen sölle, so wolle er es eben mit ihm wagen. Als der blinde nun erlaubnis ausgewürkt hate, war Jener, namens Jakob Eppenberger ab dem Lamperg in der Pfarrey Oberglat, über ihn hergestanden, machte ihm mit einem subtilen holeiselein auf der rechten seien underhalb dem Schlaf ein loch in das Haubt hinein, ungefar zwey Zoll (sechs Centimeter) tief; nach hinaußziehung des eisens floß heraus zwey Ventosen (Schröpfgläser, aus dem französisch: ventouse) voll wasser einer laugen ähnlich, hernach zwey wochen lang immer minder, biß das loch entlich widerumb durch besagten Mann zugeheilet war; welches wasser so vergifft und scharpt gewessen, daß es haut und fleisch hinweg fraß, daß man es mußte auf ein thüchlein trieffen (träufeln, tröpfeln) lassen, damit es das angesicht nit berühre: Nach diesem ist alles Haubtwee von ihm gewichen; so daß er bis dato, da er noch im Leben und bey guter gesundheit ist, kein einigsmal mehr gespürt noch empfunden hat.

Herr J. R. Bünker übersendet eine Mittheilung über

Opfergaben für den heiligen Wolfgang.

Zwischen dem Millstätter See und dem Drauthale erhebt sich ein Höhenzug, dessen westlicher Theil Wolfsberg genannt wird. Auf dem Kamme des bewaldeten Berges steht in einer Höhe von etwa 150 *m* über der Seeoberfläche ein Kirchlein, das dem heiligen Wolfgang geweiht ist. Das Bild im Hauptaltare gibt diesen Heiligen wieder. Darüber sieht man in einem liegenden Ovale das Bildnis des heiligen Florian.

Gottesdienste mit Hochamt und Predigt werden in diesem Kirchlein, das zur Pfarre Liesereck gehört, nur am Ostermontage und am Pfingstmontage abgehalten. Außerdem kommen die Gläubigen der Gegend in der Bittwoche, am Florianitage und Wolfgangstage mit Processionen dorthin. Bei diesen Gelegenheiten werden nur Messen gelesen.

Besonders am Ostermontag und am Pfingstmontag ist der Zulauf ein so starker, dass das Kirchlein die Menschenmenge bei weitem nicht zu fassen vermag. In früherer Zeit war der Zuspruch an diesen Tagen ein noch viel größerer. Es kamen Wallfahrer selbst aus Unter-Kärnten und dem Steirischen.

An diesen beiden Tagen werden dem heiligen Wolfgang Opfer gebracht. Sie bestehen aus Sauhaksen, Eiern, Reisten (Flachsflechten), Wolle und Wachsfiguren, die zumeist Schweine, aber auch (seltener) Pferde, Rinder und Menschen vorstellen.

Wie jedoch der Besuch der Kirche, so haben in letzterer Zeit auch die Opferungen nachgelassen. Am stärksten flossen die Opfergaben stets am Ostermontag. Während nun in früherer Zeit am Ostermontag 6—7 große Körbe voll Sauhaksen geopfert wurden, kommen deren in der letzten Zeit nur zwei Körbe voll, im letzten Falle (1900) nur ein Korb voll zusammen. In gleicher Weise nahmen auch die Opfer an Eiern, Reiste und Wolle ab. Am letzten Ostermontag liefen nur 5 Eier, 4 oder 5 Reisten und $1^1/_2$—2 *kg* Wolle ein.

In früherer Zeit fielen die Schweinefüße (Fußgelenk ohne Schinken) und die Eier dem Messner für die Betreuung der Kirche zu. Die Reiste und die Wolle nahm der Pfarrer mit sich. Da sich die Dienstleute des Messners, der zugleich Bauer war, darüber beklagten, so viel Sauhaksen essen zu müssen, so traf ein früherer Pfarrer, Michael Brandstätter, die Verfügung, dass der Messner für seine Dienste durch 4 fl. jährlich entschädigt werde, die Naturalopfer aber verlicitiert werden sollen. Dies geschieht denn jetzt auch immer stets nach dem Gottesdienste. Wolle und Reiste werden in einem, die Schweinefüße aber in Bündeln zu 3—5 Stück verlicitiert. Die Licitation leiten die »Kirchenkammeren«, während der Pfarrer aufschreibt, was einläuft.

Die geopferten Wachsfiguren bleiben in der Kirche.

Unter der Führung der Messnerin Anna Stoxreiter, einer 60jährigen Frau, der ich die vorstehenden Mittheilungen verdanke, fand ich auf einer durch ein Brett gebildeten Stellage, welche

in einer Höhe von etwa 2 *m* neben dem Hauptaltare an der Wand angebracht ist, 3 Schweine aus Wachs, ferner auf dem linken Seitenaltar (Altarbild: Christus mit dem Kreuze auf der Schulter und vor ihm der heilige Donatius [?] auf den Knien) 2 Schweine, 1 Pferd, eine Kuh mit Kalb aus Wachs und ein Bündel Haare von der Mähne eines Pferdes.

Links vom linken Seitenaltar hängt ein interessanter alter gothischer Flügelaltar mit dem aus Holz geschnitzten plastischen Bilde St. Wolfgangs.[1])

Dieser Flügelaltar soll früher an Stelle des Hauptaltares gestanden sein. In demselben fand ich schließlich 6 Schweine, rothe und weiße, und einen Ochsen aus Wachs und ein Schwein aus Holz. Frau Stoxreiter sagte mir, es seien früher auch einige wenige Schweine aus Eisen vorhanden gewesen, doch seien sie abhanden gekommen; so lange sie sich jedoch erinnern könne, seien eiserne Figuren nicht geopfert worden.

Auf meine Frage, warum die Thiere und Schweinefüße geopfert werden, sagte mir die Frau Stoxreiter: »Die Leute haben den Glauben, dass der heilige Wolfgang den Schweinen hilft. Wenn ein Schwein oder ein Mensch krank wird, so thun sie die Verlobung zu einer Wallfahrt auf den Berg herauf.«

Auf meine weitere Frage, ob die Leute nicht auch Opfer bringen, dass gesunde Thiere nicht krank werden, meinte sie: »Das wird wohl nicht sein, dass ein Bauer sich zu einer Wallfahrt verlobt, dass der Viehstand gesund bleibt.«

Frau Stoxreiter theilte mir das Interessante mit, dass ab und zu auch Evangelische kommen und Opfer darbringen. So habe z. B. die »Laberin« von Nussdorf bei Paternion erst voriges Jahr noch zwei große Wachskerzen gebracht — Frau Stoxreiter zeigte sie mir — zum Danke dafür, dass ihr Opfer angesehen worden war. »Die Laberin sagte zu mir selber,« theilte mir die Frau Stoxreiter mit: »Seit ich die Wallfahrt unternommen habe, haben wir kein Kreuz (Unglück) mehr im Viehstand gehabt«. »Auch die alte ‚Jurin' aus Perau bei Gmünd (ebenfalls eine evangelische Bäuerin) war schon öfter da« — erzählte mir die Messnerin weiter — »und von der Malting (Maltathal) ist einmal ein junger Bursch gekommen, auch ein Evangelischer, es hat ihn der Bauer herausgeschickt.«

Zum Schlusse zeigte mir die Frau Stoxreiter hinter dem Altar eine Grube. »Daraus nehmen die Leute etwa einen Löffel voll Erde mit sich (ein Löffel zum Auffassen der Erde liegt neben der Grube) und geben sie in den Schweinestall, dass die Schweine gesund bleiben.«

Herr J. R. Bünker übersendet eine Mittheilung über

Das Tafelngehen zu Plessnitz in Kärnten.

Gelegentlich meines der Hausforschung gewidmeten Aufenthaltes in Kärnten (Juli und August 1900) kam ich auch in das Dorf Plessnitz. Es ist dies ein aus zerstreut liegenden Gehöften bestehender Ort, der im oberkärntnerischen Lieserthal direct nördlich von Leoben und 240 *m* über der Thalsohle auf der westlichen Thalseite liegt. In Plessnitz steht ein altes Kirchlein, das zur Pfarre Leoben gehört und von hier aus versehen wird. Das Kirchlein ist Johannes dem Täufer geweiht. Auf einem links vor dem Hauptaltar stehenden Seitenaltar steht eine hölzerne Schüssel, und in der Schüssel liegt das Haupt des Johannes in fast natürlicher Größe. Schüssel und Haupt sind aus einem Stück Holz geschnitzt (vgl. Abb. 62).

Ein Knecht des Bauern, der den Messnerdienst verrichtet, und dessen Gehöft unmittelbar unterhalb der Kirche liegt, geleitete mich in die Kirche und theilte mir mit, dass der Kopf des Johannes wunderthätig sei. Es kommen viel Kopfleidende aus weiter Ferne herbei. Bedeckt der Kranke das Haupt des Johannes mit seinem Hut und ruft er den heiligen Johannes im Gebete um die Erlösung von den Kopfschmerzen an, so sei das noch fast nie ohne Erfolg gewesen. Viele haben den Schmerz, den sie jahrelang nicht los geworden sind, verloren, sobald sie die Kirchenthüre verlassen und den Hut, der auf dem geweihten Johanneskopf gelegen ist, aufgesetzt hatten.

So erzählte mir der Knecht. Auf meine Frage, woher denn das Johanneshaupt stamme, berichtete er mir Folgendes: Bei der Zag-Keusche, sie liegt einen guten Büchsenschuss von der Kirche weg, ist ein Kirschbaum gestanden. In der Erde, am Stamme des Baumes anliegend, hat man das Haupt mit der Schüssel gefunden und hat es in die Kirche gebracht. Seine Wunderkraft aber hat sich bald gezeigt. Zum Danke dafür, dass Gott Vater das Haupt hat finden lassen, hat man ein geweihtes Bild, das den Himmelvater darstellt, an dem Kirschbaum befestigt. Der

[1]) Dieser Altar sollte einem Museum einverleibt werden, bevor er zu Grunde geht.

Kirschbaum hat müssen »vor nicht gar bitterlanger Zeit« umgehauen werden, weil er schon sehr alt war. An seiner Stelle steht jetzt eine Standsäule, an der das Bild Gott Vaters angebracht ist. Seit der Zeit, als das Johannishaupt gefunden worden ist, es sind das schon viele Jahrhundert her, geht man jährlich zweimal zu diesem Bilde in Processionen »tafeln«.

Als ich den Knecht fragte, was unter dem »Tafeln« zu verstehen sei, führte er mich auf den Dachboden der Kirche. Dort zeigte er mir mindestens 15 Stück eigenartige Klapperapparate, wie ich solche zuvor nie gesehen hatte. Den kleinsten davon hat Herr Lischka, in dessen Begleitung ich die Kirche besuchte, gezeichnet. Wie das Bild (Abb. 63) zeigt, besteht die Vorrichtung aus einem Brettchen, das etwa 40—50 *cm* lang und circa 15 *cm* breit ist, in das rechts und links zwei kleine aufrechtstehende Brettchen verzapft und durch einen Draht verbunden sind, an dem sich acht hölzerne Hämmer bewegen. Zwischen den einzelnen Hämmern sind ausgehöhlte Stückchen von Holunderzweigen auf den Draht wie Perlen aufgefädelt und halten die Hämmer auseinander. Das eine der senkrecht stehenden Brettchen läuft nach unten in einen Stiel aus, der als Handhabe dient. Sie wird mit der linken Hand gefasst, während die rechte Hand das andere Ende des wagrechten Brettes erfasst. Wenn der Apparat so in die Hände genommen wird, so stehen die Köpfe der Hämmer von dem ab, der den Apparat hält. Durch ein entsprechendes Auf- und Abschwingen des Apparates heben sich die Hämmer und fallen dann klappernd auf das Brett nieder.

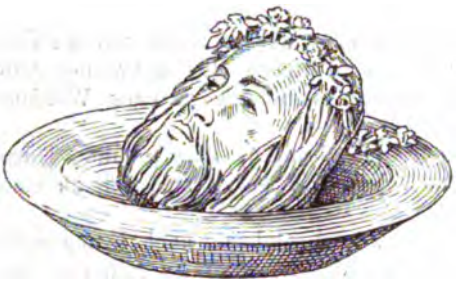


Abb. 62. Haupt des Johannes von Plessnitz.

Unter den ungefähr 15 Apparaten waren solche, die bis zu 30 und 40 Hämmer hatten und durch zwei Burschen gehandhabt werden müssen.

Die Klappervorrichtungen wurden mir von dem Knecht »Tafeln« genannt.

Auf meine Frage, wie denn dann das Tafeln vor sich gehe, berichtete mir der Knecht: An einem bestimmten Tage versammeln sich die Leute der Umgebung in der Kirche und ziehen von dort zum Gott Vater-Bilde. Voran gehen die Buben und Burschen mit den Tafeln und »tafeln« den ganzen Weg hindurch. Am Gott Vater-Bilde werden Gebete verrichtet, dann kehrt man unter fortwährendem Tafeln wieder zur Kirche zurück, wo sich der Zug auflöst.

Abb. 63. Apparat für das »Tafeln«.

Mein Gewährsmann erzählte mir dann noch, dass das Tafelngehen strenge eingehalten werden müsse, denn es sei schon vorgekommen, dass das Johanneshaupt, wenn die Leute lax geworden sind und das Tafelngehen durch längere Zeit unterblieben worden war, auf einmal spurlos aus der Kirche verschwunden gewesen ist. Erst nach langer Zeit hat man das geweihte Haupt dann wieder durch einen glücklichen Zufall irgendwo gefunden.

Es wäre nun für die Volkskunde gewiss von großem Interesse, näheres über diesen volksthümlichen Gebrauch zu erfahren, und zwar:

1. darüber, ob dieser Gebrauch in gleicher Form auch an anderen Orten ausgeübt wird;
2. darüber, ob, wenn der Gebrauch weiterhin vorkommt, ihm dann derselbe oder ein anderer Name zukommt;
3. darüber, ob etwaige Varianten des Gebrauches festzustellen wären;
4. über den Namen, der dem Gebrauche gegeben ist (»Tafeln« heißen die Klapperapparate, »Tafeln« heißt aber auch die ganze Handlung);
5. über gleiche, ähnliche oder andere Klapperinstrumente, die bei gleichen oder ähnlichen Gebräuchen in Verwendung stehen;
6. über die Namen, die solchen Klappervorrichtungen beigelegt werden;
7. über die Tage, an denen die Gebräuche ausgeführt werden;

8. darüber, ob sie im Beisein eines Geistlichen oder ohne einen solchen vorgenommen werden.

Ich übersah es leider, von meinem Gewährsmann über die in den zwei letzten Punkten enthaltenen Fragen Auskunft zu erlangen, hoffe aber dieses Versäumnis gelegentlich nachholen zu können.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Album de Estatistica graphica dos Caminhos de ferro Portuguez es das provincias ultramarinas 1898. Lisboa, Companhia nacional editora. Folio. Geschenk des Ministerio do Marinha e ultramare.

Bericht, XXI. amtlicher, über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreußischen Provinzial-Museums für das Jahr 1900. (Mit 22 Abbildungen.) Danzig 1901. Geschenk des Directors des Museums Professor Conwentz.

Boas Franz, Sketch of the Kwakiutl Language.

— A Bronze Figurine from British Columbia. (Aus »Bulletin of the American Museum of Natural History«. Vol. XIV, Article V, pp. 51, 52.) New York 1901.

— The Mind of Primitive Man. (Aus »Science«, N. S. Vol. XIII, No. 321, pp. 281—289.) 1901.

— A. J. Stone's measurements of natives of the Northwest Territories. (Authors Edition, extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIV, Article VI, pp. 53—68.) New York 1901.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 17a. Serie, 1898—1899, Nr. 5—7. Lisboa 1900, No. 8 und 9, und Abril 1901.

Bulletin de la Société d'Ethnographie. Reconnue comme Établissement d'utilité publique. Publié par M. M. G. Éloffe, Marceron, G. Raynaud, Jacques Tasset et Célestin Pret, secrétaire général. Présidence de M. Léon de Rosny. L'Alliance Scientifique. Journal mensuel. 33 année, 1891, 2. Série, No. 50—56. Paris, Érnest Leroux, éditeur. Geschenk der Alliance Scientifique Universelle.

Capitan, L., Éxposition de l'école d'Anthropologie et de la Sous-Commission des Monuments Mégalithiques. Catalogue raisonné et descriptif. (Extrait aus Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, pp. 295—319.)

Capitan, L., et **Mahoudeau, Pierre,** La Question de l'homme tertiaire à Thenay. Extrait de la Revue de L'École d'Anthropologie de Paris. 11. ann, V., Mai 1901.

Catalogue des livres d'occasion contenant les Sciences Naturelles en vente aux prix marqués a la librairie universitaire française et étrangère, ancienne et moderne. H. Welter, 4 Rue Bernhard Palissy 4, Paris.

Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXXII. Jahrg., Nr. 1—8, S. 1—64.

Dorsey, George A., Certain gambling games of the Klamath Indians. [From the American Antropologist. Vol. 3, January-March, 1901.] New York, G. P. Putnam's Sons, 1901. 8°. S. 14—27. Mit 2 Tafeln und 8 Textfiguren.

— The Shoshonean game of Nă-wá-tă--pi. (Journal of American Folk-Lore, S. 24—25.) 8°. Mit einer Tafel.

ΕΠΕΤΗΡΙΣ ΦΙΛΟΛΟΓΙΚΟΣ ΣΥΛΛΟΓΟΣ ΠΑΡΝΑΣΣΟΣ. ΕΤΟΣ Ε'. Athen 1901.

Fellenberg, Dr. Edmund v., Ausgrabungen. [Jahresbericht des Historischen Museums in Bern pro 1899, S. 30—52; pro 1900, S. 26—56.] 8°.

Finnisch-ugrische Forschungen. Zeitschrift für finnisch-ugrische Sprach- und Volkskunde nebst Anzeiger unter Mitwirkung von Fachgenossen. Herausgegeben von E. N. Setälä, ord. Professor der finn. Sprache und Literatur in Helsingfors, und Kaarle Krohn, a. o. Professor der finn. und vergl. Volkskunde in Helsingfors. Band I, 1901. Heft I und II. Helsingfors. Red. der Zeitschrift. Leipzig, Otto Harrassowitz. 8°. S. 1—146 und 1—184.

Folklor, Podręcznik dla zajmujacych sie Ludoznawstwem. Ułożył George Laurence Gomme. (Przetlómaczył z angielskiego Wojciech Szukiewicz.) Opatrzył przedmową i wydał Dr. St. Eljasz-Radzikowski. W. Krakowie 1901, 8°, XIV, 184 S. mit Formulare.

Foote, R. Brouce, Catalogue of the prehistoric Antiquities. Government Museum Madras. 8°. XX, 132 S. mit 35 Tafeln. Madras 1901.

Forrer, R., Zur Ur- und Frühgeschichte Elsass-Lothringens. Nebst vor- und frühgeschichtlicher Fundtafel mit 192 Abbildungen in Licht- und Farbendruck. Straßburg, Verlag von K. J. Trübner. 1901. Fol. 46 S.

Free Museum of Science and Art, Departement ot Archaelogy of the University of Pennsylvania. Bulletin. Vol III, No. 1—3, 8°. Philadelphia 1901.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Sul significato delle ossa fontanellari e dei forami parietali e sulla pretesa penuria ossea del cranio umano. Nota del —. (Estratto dagli Atti della Società Romana di Antropologia. Volume VII — Fascicolo III.) 8°. 14 S.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Sui residui della fontanella metopica o medio frontale. (Auszug aus »Rivista di Biologia generale«. 4—5, Vol. III.) 8°. 3 S. Como 1901.

Hamy, Dr. E. T., Pierre gilles d'Albi. (Extrait de la Revue des Pyrénées. tom XII.) Toulouse 1900.

Heierli, Jakob, Urgeschichte der Schweiz. (Mit 4 Vollbildern und 423 Textillustrationen.) 8°. XVI, 453 S. Zürich, Albert Müllers Verlag. 1901.

Helm Otto und Hilprecht, Mittheilung über die chemische Untersuchung von altbabylonischen Kupfer- und Bronze-Gegenständen und deren Altersbestimmung. (Sonderabdruck aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Febr. 1901, S. 157—164.)

Helm, Otto, Chemische Analyse vorgeschichtlicher Bronzen aus Velm-St. Veit in Ungarn. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 23. Juni 1900.)

Hiersemann, K. W., Katalog 255. Nordamerika. Vereinigte Staaten. Canada. Nördliche Polargegenden. Geschichte, Geographie, Reisen, Ethnographie, Sprachen, Karten und Ansichten.

Hiersemann, Karl, Monatliches Verzeichnis neuer Erwerbungen aus allen Literaturgebieten, angeboten von —. Nr. 3 und 4, 1901.

Jahresbericht des städtischen Museum Carolino-Augusteum in Salzburg. 1900.

Journal of the American Oriental Society. Herausgegeben von Washburn Hopkins und Charles C. Torrey. Vol. XXI. Second half. — New Haven 1901. 8°. IV, 234 S.

Karazich, List za spiski narodni život obitschaje i oredanje. 1901. Jänner—Juni.

Kawkas, Materiali po archeologij Kawkasa. Bd. VIII. Moskau 1900. 4°. XII, 382 S. Mit 133 Tafeln. Geschenk von Frau Gräfin Uwarow.

Kemke, Heinrich, Das Gräberfeld von Bartlickshof. (Separatabdruck aus den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr.) Jahrgang XLI, 1900.

— Neues Material zur Kenntnis der baltischen Vorgeschichte. (Separatabdruck aus den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Sitzungsbericht vom 6. Dec. 1900.) Jahrgang XLI, 1900.

Kirschner, Adolf, Die vorgeschichtlichen Werk- und Fabrikstätten des Elbethales. Aussig, Zeitungsartikel.

Kollmann, J., Scherben mit Fingereindrücken. Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 10, 1900.

Koudelka, Florian, Lidové léčení dobytka. Proslovena dne 27. května 1901 o III. sjezdu českých přírodozpytcův a lékařů v Praze. Vyškow 1901. 8°. 16 S.

Kraitschek, Dr. Gustav, Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasialjugend. Separatabdruck aus: Jahresbericht des k. k. St.-O.-G. in Landskron. 1901. 8°. S. 3—10.

— Europäische Menschenrassen. (Zeitschrift für Schul-Geographie. Jahrg. XXI, S. 65—81.)

Kroeber, A. L., Cheyenne Tales. [The Journal of American Folk-Lore, XIII, 161—190.]

— Decorative Symbolism of the Arapaho. Submitted in Partial Fulfillment of the Requirements for the Degree of Doctor of Philosophy, in the Faculty of Philosophy, Columbia University. (From the American Anthropologist, (N. S.), Vol. 3, April—June 1901.) New York, S. 310—336, mit 2 Tafeln.

Landau, Wilh. Freiherr v., Die Phönizier. (Jahrgang II, 4. Heft der Zeitschrift »Der alte Orient«. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft.) Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung, 1901. 8°. 30 S.

Lasch, Dr. Richard, Die Anfänge des Gewerbestandes. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Socialwissenschaft. IV, 2. Herausgegeben von Dr. Julius Wolf.

— Die Verbleibsorte der Seelen der im Wochenbette Gestorbenen. Sonderabdruck aus Bd. LXXX, Nr. 7 des Globus. S. 108—113.

Lehmann-Nietsche, Dr. Robert, Ein seltener Fall von angeborener medianer Spaltung der oberen Gesichtshälfte. [Sonderabdruck aus dem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Bd. CLXIII, 1901. S. 126—134.] 8°. Mit einer Abbildung.

— Der Mensch und das Grypotherium in Süd-Patagonien. [Verhandlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte. 1900, Aachen. II. 1. Hälfte, S. 129—131.] 8°.

Le Mois Scientifique, Revue mensuelle. III. Jahrg. Nr. 3.

Madsen, A. P., Müller Sophus, Neergaard Carl, Petersen C. G. Joh., Rostrup E., Steenstrup K. J. V., Winge Herulf, Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark undersogtefor Nationalmuseet. Résumé en français. Udgivet paa Carlsberg-Fondets Bekostning. Paris, Kopenhagen, Leipzig. Folio. 196 S. Geschenk von Dr. Sophus Müller.

Mahoudeau, Pierre et Capitan, L., La Question de l'Homme Tertiaire à Thenay. (Extrait de la Revue de l'École d'Anthropologie de Paris, onzième année. V. Mai 1901.

Maihof, B. H., Resultate der anthropologischen Untersuchungen unter den Mordwinen. Petersburg 1883. Gr. 8°. Mit 10 Tabellen und 555 S. Geschenk der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft in St. Petersburg.

Martin, Dr. Rudolf, Physische Anthropologie der schweizerischen Bevölkerung. Bern 1901. 8°. IV, 14 S.

Mayet, M. Lucien, Documents d'anthropologie criminelle. I. L'école anthropologique de Lyon. II. Influence des saisons sur la criminalité. III. Frequence des crimes suivant l'âge des criminels. Lyon 1901.

— L'alcoolisme et quelques-unes de ses conséquences par —, Préparateur au cours de pathologie internationale à la faculté de Médecine. Lyon 1897.

— L'indice Cephalique des Epileptiques. Lyon 1899.

— Étude sur la fréquence du goitr aux differents âges.

— Alcoolisme et Dépopulation. Lyon 1900.

— Les stigmates anatomiques de la dégénerenscence. (Artikel aus Nr. 2 und 5, 1901, der »Gazette des Hôpitaux«.)

— De la répartition géographique du goitre en France. (Artikel aus: Zeitschrift »Le Progrès Médical«. 1900. No. 24.)

— Étude sur la répartition géographique du goitre en France. (Extrait des Archives générales de Médecine. Août 1900, Paris.)

Metz, Den Theilnehmern am Anthropologentage zu Metz, 5.—9. August, gewidmet vom Museum der Stadt Metz. Quart. 3 S., mit 6 Tafeln. Geschenk von Dr. W. Hein.

Miess, Michael, Rückblick auf die 25jährige Entwicklung unserer Anstalt. XXV. Jahresbericht der Gewerbelehrlingsschule zu Bistritz. Am Schlusse des Schuljahres 1899/1900. 8°. 39 S.

Mortillet, A., Distribution géographique des Dolmes et des Menhirs en France. (Extrait aus: Revue de l'École d'Anthropologie de Paris.) XI. II.

Moser, Dr. Karl, Der Karst und seine Höhlen. Naturwissenschaftlich geschildert mit einem Anhange über Vorgeschichte, Archäologie und Geschichte, und einer Chromotypie, zwei Tafeln mit Reproductionen prähistorischer Funde, einer Orientierungskarte und 24 Abbildungen im Texte. Triest 1899.

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. Bd. VI. 6., 7. und 8. (Schluss-) Heft. Guben 1900 bis 1901. 8°. S. 263—488.

Occasional Papers, of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian ethnology and natural history. Vol. I, Nr. 2. Directors Rapport for 1899.

Onnis, Dr. E. Ardu, Contributo all' antropologia della Sardegna. Nota IV: Le Varietà craniche. Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia, Volume VI. — Fascicolo III. Lanciano 1900. 8°, 24 S.

— Officine litiche in Sardegna. Nota di Paletnologia. Estratto dal giornale »La Piccola Rivista«, Cagliari, Anno I, n. 12. 8°, 8 S.

Památky, Archaeologické a Místopisné. Organ Archaeologické komise při Ceske Akademii cisaře Františka Josefa provědi, slovesnost a uměni a Archaeologického sboru Musea královstvi Českého. Redaktor Dr. J. L. Píč. Dilu XVIII, Sesit 6—8 (1899), Dilu XIX, Sesit I—V (1900).

Patkanow, S., Die Irtysch Ostjaken und ihre Volkspoesie. I. Theil, ethnographisch-statistische Übersicht. II. Theil, Ostjakische Texte mit deutscher und russischer Übersetzung nebst Erläuterungen. (Mit einer Tafel, einer Tafel in Farbendruck und einer Karte.) St. Petersburg 1900. Geschenk der kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg.

Píč, Dr. Josef Lad., Čechy Předhistorické. Na Základě předhistorické Sbirky Musea Kral. Českého. Svazek 2. Prag 1900, Folio, 162 S., mit 37 Tafeln.

Piétrement, C. A., L'origine et l'évolution intellectuelle du Chien d'Arrêt. 8°, 56 S. Paris. Masson et Cie. 1900, Geschenk von Dr. M. Benedikt.

Potanin, G. N., Tangutsko-Tibetskaja okraina kitaja zentralnaja Mongolija. Herausgegeben von der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg. 2 Bde. Bd. I mit 2 Karten und 42 phototyp. Tafeln. Bd. II mit 1 Phototypie Lexikonformat. Bd. I: VII, 567, Bd. II: XII, 437 S. St. Petersburg 1893.

Prescott, Barrows David, The Ethno-Botany of the Coahuilla Indians of Southern California. A Dissertation submitted to the faculties of the graduate Schools of Arts, Literature, and Science, in Candidacy for the Degree of Doctor of Philosophy (Departement of Antropology). Chicago 1900. 8°. 82 S.

Proceedings of the Royal Society of Queensland. Vol. XVI, Brisbane 1901.

Regalia, E., Sulla Fauna della »Buca del Bersagliere« e sull étá dei depositi della vicina »Grotta dei Colombi« (Is. Palmira Spezia). Florenz, Tipogr. di Salvadore Landi, 8°, 58 S.

Revue des Traditions Populaires, Receuil mensuel de Mythologie, Littérature orale, Ethnographie traditionelle et Art populaire. Tome XVI, Nr. 1, 63 S. 1901, Paris.

Rzehak, A., Spanische Keramik. Reisenotizen von Professor —. (Aus Mittheilungen des Mährischen Gewerbemuseums, 1900, Nov., Nr. 21.)

— Ein merkwürdiges Votivgefäß. (Separatabdruck aus der Zeitschrift des Mähr. Landesmuseums.) Brünn 1901, 5 S., 8°.

Sapiski Imperatorskago Russkago Geografitscheskago Obschtschestwa po otdjälenija etnograf. Tom XI.

Sauerland, H. v. und **Haseloff, A.,** Der Psalter Erzbischof Egberts von Trier Codex Gertrudianus, in Cividale. Mit 62 Lichtdrucktafeln. Eine historisch-kritische Untersuchung und Darlegung. Festschrift der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Herausgegeben am 10. April 1901, Gr.-Fol., 215 S. mit einem Band Tafeln. Geschenk der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier.

Schliz, Dr. A., Das steinzeitliche Dorf Großgartach. Seine Kultur und die spätere vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend. (Mit 1 Karte, 12 Tafeln und 24 in den Text gedruckten Abbildungen.) 1901. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. Folio IV, 52 S.

— Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend. Grabhügelstudie von —. Separatabdruck aus dem 6. Heft des Historischen Vereins Heilbronn. Heilbronn, Druck der Oehler'schen Buchdruckerei — Paul Kostenbader — 1900. 8°, 18 S. Mit 4 Tafeln.

— Eine Schulkinderuntersuchung zum Zweck der Rassenbestimmung nach Farbencomplexion und primären Körpermerkmalen. (Archiv für Anthropologie, XXVII, 191—210.) 4°.

Schmeltz, J. D. E., Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1. Oct. 1899 tot 30. Sept. 1900 (Met 10 platen). 's-Gravenhage 1900. 8°, 38 S.

Schmidt, P. W., Die Sprachen der Sakei und Semang auf Malacca und ihr Verhältnis zu den Mon-Khmer-Sprachen. Überdruck aus »de Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indië«, 6 Volgr., Deel VIII, 8°, 185 S.

— Zur Grammatik der Sprache der Mortlock-Insel.

— Über das Verhältnis der Melanesischen Sprachen zu den Polynesischen und untereinander. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Bd. CXLI.)

— Die Jabim-Sprache (Deutsch-Neu-Guinea) und ihre Stellung innerhalb der melanesischen Sprachen (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Bd. CXLIII.)

Sieger, Dr. Robert, Die Alpen. (Mit 19 Vollbildern und Abbildungen und einer Karte der Alpeneintheilung.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1900. 4°, 170 S.

Školski Vjesnik, Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Dlustus Ljuboje. VII. Bd., 1900, Heft 9—12. VIII. Bd., 1901, Heft 1—4. Sarajevo 1901.

Spegazzini, Carlo, Stipeae Platenses. Anales del Museo nacional de Montevideo publicados bajo la Direccion del Professor J. Archavaleta. Tomo IV, Entrega XIX. Montevideo 1901. Fol. XVIII, 56 S.

The Transactions of the Royal Irish Academy. Volume XXXI, Part IX—XI. Dublin: Published at the Academy House, 19, Dawson Street. 1900. 4°, S. 345—472. Mit Tafel XXVI und XXVII.

Thomas, N. W., Eine internationale anthropologisch-ethnographische Bibliographie. (Sonderabdruck aus Bd. LXXX, Nr. 3 des Globus, S. 37—39.)

Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1900. Volum XXXI. Published for the Association. Ginn & Comp., Boston, 8°, 250, CVIII S.

Trier, Die Säcularfeier der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier am 10. April 1901, enthält: 1. Beschreibung der Säcularfeier, 2. Otto Rosbach: Die Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier 1801—1901.

Trojanovic, Dr. Sima, КРВ-И-УМИР КОЛ СРБА И АРНАУТА. ЕТНОГРАФСКА СТУДИЈА БЕОГРАД. 1901. 8°, 27 S.

Universal-Reise-Blätter, Herausgegeben vom Universal-Reisebureau in Wien. Jahrg. 1901, Nr. 1.

Wateff, Dr. Stephan, Observations anthropologiques sur la couleur des yeux, de cheveux et de la peau chez les éléves et les soldats en Bulgarie.

— Contribution à l'étude anthropologique sur le poids du cerveau chez les Bulgares.

Welter, H., Courrier des Bibliothèques et des amateurs de livres. I année, Nr. 3—4.

Willers, Heinrich, Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor. Nebst einem Anhange über die römischen Silberbarren aus Dierstorf. Mit 82 Abbildungen im Text und 13 Lichtdrucktafeln. Hahn'sche Buchhandlung, Hannover und Leipzig 1901. 4°, 251 S.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Ausschuss-Sitzung am 29. October 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, F. Heger, Dr. W. Hein, F. Ritter v. Hopfgartner, Dr. M. Hoernes, Dr. V. Jagić, Dr. J. Karabacek, F. Karrer, Dr. D. H. Müller, Dr. M. Much, K. Penka, K. Freiherr v. Schlosser, Dr. L. v. Schroeder, J. Szombathy, Dr. K. Toldt, Dr. S. Wahrmann Dr. E. Zuckerkandl.

1. Gestorben sind das unterstützende Mitglied
Ernst Graf Mirbach in Harff,

das correspondierende Mitglied
Dr. Arthur Hazelius in Stockholm,

die wirklichen Mitglieder
Dr. Samuel Jenny in Bregenz,
Dr. Ferdin. Much in Wien,
Dr. Nikol. Alex. Tolmatschew in Kasan und
Dr. Wilhelm Tomaschek in Wien.

Aufgenommen werden als unterstützende Mitglieder
Friedrich Jasper in Wien,
Wilhelm Ritter Ofenheim v. Ponteux in Wien,

als wirkliche Mitglieder
Dr. Eduard Sonne, Gemeindearzt in Ober-Laa bei Wien,
Edmund Schmidel, k. k. Landesgerichtsrath i. P. in Steyr,
Dr. Alexander Nicoladoni, Hof- und Gerichtsadvocat in Linz,
Dr. Moses Löwy, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien,
Wolfgang Reichlé, k. u. k. Rechnungsrathsadjunct beim gemeinsamen Obersten Rechnungshof in Wien,
Dr. Josef Zangerle, Advocatursconcipient in Baden,
Hubert Zwirner, Bürgerschullehrer in Retz,
Dr. Gustav Kraitschek, k. k. Gymnasialprofessor in Landskron,
Dr. Edgar Gans, Badearzt in Karlsbad,
Otto Swara, Photograph in Wien,
P. Otto Fehringer, k. k. Gymnasialprofessor und Conservator in Seitenstetten,
Hermann Strebel in Hamburg,
Josef Straberger, k. k. Conservator, Vicepräsident des Museums Francisco-Carolinum in Linz,
Mór Spitzer, Directions-Ausschussmitglied des ungarischen Landesvereines für Archäologie und Anthropologie in Breitenbrunn, Comitat Pressburg,
Dr. Arthur Pick in Karlsbad,
Dr. Alfred Schliz, Hofrath und Stadtarzt in Heilbronn,
Dr. Victor Urbantschitsch, k. k. Universitätsprofessor in Wien,
Karl Winkler, Sparcassedirector in Mauthausen,
Victor Houdek, k. k. Sectionsrath im Ministerium des Innern in Wien,
Dr. S. Weißenberg in Elisabethgrad,
Hugo Leopold Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheidt, k. u. k. Kämmerer, Herrenhausmitglied und Gutsbesitzer in Wien [lebenslängliches Mitglied],
Dr. Anton Polaschek, k. k. Gymnasialdirector in Floridsdorf,
Emil Leimdörfer, Redacteur des »Wissen für Alle« in Wien,
Direction der k. k. Oberrealschule in Linz,
Franz Freiherr v. Lipperheide in Schloss Matzen bei Brixlegg,
Anton Poschacher, Architekt in Wien, und
Karl Seeauer in Ischl.

2. Der Schriftentausch mit dem Korea Branch of the Royal Asiatic Society in Soeul (Transactions of the) und mit der Ecole Française d'Extrême-Orient in Hanoi (Bulletin de l') wird beschlossen.

3. Ihre königl. Hoheit, die Prinzessin Therese von Bayern dankt in einem Schreiben für die Ernennung zum Ehrenmitglied.

Dr. Eduard Suess dankt für die Gratulation zu seinem 70. Geburtstag, Dr. K. Th. von Inama-Sternegg für die Gratulation zur Verleihung der Geheimrathswürde.

4. Es wird über Vorschlag des Vorsitzenden beschlossen, für die zu Pfingsten 1902 geplante Excursion nach Graz ein Comité zu wählen; als Mitglieder werden Herr Custos J. Szombathy, königl. Rath F. Karrer und der erste Secretär gewählt.

5. Der vom ersten Secretär Dr. W. Hein anlässlich seiner Forschungsreise nach Arabien angesuchte Urlaub wird bewilligt.

6. Dem aus den Diensten der Gesellschaft tretenden Diener Mikulowsky wird eine Gratification von 20 *K* bewilligt.

7. Der Präsident Freiherr v. Andrian-Werburg sucht in einem an den Ausschuss gerichteten Schreiben um seine Demission an. Nach Schluss der Debatte hierüber beantragt Prof. Dr. D. H. Müller ein Vertrauensvotum für den Präsidenten; dasselbe wird mit 10 gegen 4 Stimmen angenommen. Hierauf erklären die Herren Custos J. Szombathy und Prof. Doctor M. Hoernes ihren Austritt aus dem Ausschuss.

Ausschuss-Sitzung am 11. November 1901.

Anwesend: Vorsitzender F. Freiherr v. Andrian-Werburg, Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, F. Heger, Dr. W. Hein, F. Ritter v. Hopfgartner, Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Doctor V. Jagić, Dr. J. Karabacek, F. Karrer, Dr. D. H. Müller, K. Freiherr v. Schlosser, Doctor L. v. Schroeder, Dr. S. Wahrmann, Dr. E. Zuckerkandl.

1. Der Vorsitzende dankt dem Ausschusse für das ihm gegebene Vertrauensvotum.

2. Herr Regierungsrath Dr. M. Much zeigt seine Demission als Mitglied des Ausschusses an.

3. Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen

J. Ritter v. Massari, k. k. Beamter im Ministerium für Landesvertheidigung in Wien.

4. Es wird die Frage eines regelmäßigen Wechsels im Präsidium und im Ausschuss einer Berathung unterzogen und auf Antrag des Herrn Hofrathes Dr. Karabacek beschlossen, ein Comité zur Berathung dieser Angelegenheit einzusetzen. In dieses Comité werden sohin gewählt: Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, F. Heger, F. Karrer und Dr. E. Zuckerkandl.

5. Es wird beschlossen, von der Abhaltung des Internationalen Congresses der Prähistoriker 1903 in Wien abzusehen und die Gründe davon Herrn E. Hamy in Paris mitzutheilen.

6. Über Antrag des Herrn Dr. W. Hein wird Dr. Leo Bouchal als Mitglied des Redactionscomités neugewählt und eingeladen, an den Ausschuss-Sitzungen theilzunehmen.

7. Es wird beschlossen, der prähistorischen Abtheilung des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums für die bisherige Aufbewahrung der Clichés der Gesellschaft den Dank derselben auszudrücken.

Monats-Versammlung am 12. November 1901.

Vorsitzender: Freih. v. Andrian-Werburg.

1. Der Präsident begrüßt die zahlreiche Versammlung und eröffnet die Sitzung. Er gedenkt des deutschen Anthropologentages in Metz, 5.—9. August, unter Vorbehaltung einer eingehenden Mittheilung im Jahresberichte. Ferner der Feier von Rudolf Virchows 80. Geburtstag. Diese, dank der Oberleitung von Geheimrath Dr. Waldeyer, in musterhafter Anordnung verlaufene Feier musste unvergessliche Eindrücke bei jedem Theilnehmer zurücklassen. Der Schwerpunkt der Betheiligung fiel naturgemäß in die medicinische Welt, welche Abgesandte aus allen europäischen Ländern, aus Japan, Amerika, Brasilien beigestellt hatte. Ihre Begrüßungen entrollten ein fesselndes Bild von den bahnbrechenden Einwirkungen des großen Forschers, des strengen Methodikers, auf seine Zeit. Freudig und neidlos brachten ihm die Fachgenossen der verschiedensten Lebensstellungen ihre Huldigungen dar. Alle wurden gleich freundlich vom Jubilar aufgenommen. Virchows herzliches Verhältnis zu seinen engeren und weiteren Collegen trat bei dieser Gelegenheit recht deutlich hervor und gab der ganzen äußerlich so großartigen Feier ein überaus an-

heimelndes Gepräge. Die Staatsregierung war durch den Staatssecretär Exc. Graf Posadowsky, den Unterrichtsminister Dr. Studt, den Handelsminister Freih. v. Thielen, Ministerialdirector Dr. Althoff u. a. vertreten. Als Vertreter Italiens war der Unterrichtsminister Dr. Bacelli erschienen.

Die Feier begann mit einem Empfang der Festgäste durch Virchow im pathologischen Institute. In einer zweistündigen Vorlesung gab Virchow einen raschen Überblick über die Entwicklung der pathologischen Anatomie und die Pathologie. Daran reihte sich die Besichtigung des neuen pathologischen Museums, als dessen Hauptaufgabe Virchow die Aufrechterhaltung des Zusammenhanges der Klinik mit den Thatsachen jener Wissenschaften bezeichnete. Um $6^1/_2$ Uhr begann das Festmahl. Von den bemerkenswerten Ansprachen sei jener des Herrn Ministerialdirectors Dr. Althoff gedacht, welcher aus den Acten des Gymnasiums von Köslin unter dem Titel »Der kleine Virchow«, dessen »Meldung« zur Reifeprüfung (Ostern 1839) nebst einem deutschen Aufsatz unter dem Motto: »Ein Leben voll Arbeit und Mühe ist keine Last, sondern eine Wohlthat« (Ostern 1839) als Festschrift vertheilte. Um 9 Uhr begann die eigentliche Feier im preußischen Abgeordnetenhause. Sie dauerte ohne Pause bis gegen 2 Uhr. Sie wurde eingeleitet durch den Herrn Unterrichtsminister Exc. Dr. Studt, welcher dem Jubilar die große goldene Medaille für Wissenschaft überreichte und ein Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers zur Verlesung brachte. Der Oberbürgermeister Dr. Kirschner verband mit seinem Glückwunsch die Mittheilung, dass die Stadt Berlin 100.000 Mark zum Virchow-Fond gespendet habe.

Unsere Gesellschaft war beim Festacte zweimal vertreten. Durch Herrn Hofrath Toldt, welcher das k. k. Unterrichtsministerium und die Akademie der Wissenschaften vertrat und zugleich als Führer der österreichischen Deputation die Gesammtadresse der österreichischen Vereine übergab. Herr Prof. Makowsky hatte sich derselben angeschlossen. Unserem Präsidenten selbst ward die Ehre zutheil, unserem hochverehrten Meister im Namen der deutschen anthropologischen Gesellschaft und deren Zweigvereine, mehrerer deutscher naturwissenschaftlicher Vereine und unserer Gesellschaft beglückwünschen und auch bei dieser Gelegenheit unserem treuen und fruchtbaren Zusammenwirken mit den deutschen Anthropologen Ausdruck verleihen zu dürfen.

Zur Freude aller Theilnehmer hat der Jubilar die ungewöhnlichen Strapazen dieses Tages und der an den folgenden Tagen stattfindenden Festlichkeiten in bewunderungswerter Rüstigkeit und Frische ertragen. Dies berechtigt uns zu der frohen Hoffnung, dass Virchow noch lange unser Führer und Mitarbeiter sein wird.

Der Vorsitzende sprach die Überzeugung aus, dass wohl alle Wiener Freunde der Wissenschaft, welche nicht in Berlin anwesend sein konnten, diesen denkwürdigen Tag im Geiste mitgefeiert haben. Er lud die Versammlung ein, durch Erheben von den Sitzen ihrer Verehrung und Dankbarkeit für den großen Pfadfinder der Anthropologie Ausdruck zu verleihen.

2. Prof. Dr. Sieger hält einen

Nachruf auf Wilhelm Tomaschek.

Derselbe ist auf S. 345 dieses Bandes der Mittheilungen abgedruckt.

3. Herr Prof. v. Schroeder hält einen Vortrag über

»Lihgo«, Refrain in den Sonnwendliedern der Letten.

Derselbe wird in Heft I des Bandes II (XXXII) der Mittheilungen als Abhandlung erscheinen.

In der Discussion verweist Dr. W. Hein auf die Mittheilung von R. Wossidlo: Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes (Zeitschr. des Ver. für Volksk., Berlin, V, 1895, 425), ferner auf K. L. Lübeck, die Krankheitsdämonen der Balkanvölker (ebda, IX, 1899, S. 61—63), in Bulgarien und Makedonien. Hundeschaukeln gegen Wahnsinn der Hunde. Große Mannigfaltigkeit in Dreh- und Schwingschaukeln. Das Schaukeln wird auch dem Menschen an bestimmten Tagen im Jahre vorgeschrieben, besonders zu Ostern besteigt Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, Ledig und Verheiratet, Männer und Weiber die Schaukel. Alte Lieder bringen die Schaukel in sehr nahe Beziehung zur Sonne. Die Sonne (männl.) lässt sich sogar am Ostertage an einer unsichtbaren Schaukel herab oder, besser gesagt, lässt sich in Wolken verhüllt, wie ein Volkslied ausführt, bis nahe auf die Erde hinab und zieht die sich schaukelnde Grosdanka, die sie sich als Braut ausgesucht hat, sammt ihrer Schaukel von der Erde in den Himmel, um sich mit ihr zu verheiraten. Die Sonne selbst scheint, wie das Volkslied lautet, die Schaukel und die schaukelnde

Abb. 64. Medicinpfeife der Payaguá-Indianer.

Abb. 65. Die aufgerollte Mantelfläche von Abb. 64.

Bewegung zu lieben; auch zieht das Volk an einem gewissen Tage im Jahre hinaus ins Freie, um den vor Sonnenaufgang stattfindenden Sonnentanz zu sehen. Es ist das Bild der schaukelnden oder tanzenden Sonne.

Eine weitere Parallele findet sich bei R. Reichhardt: Volksastronomie und Volksmeteorologie in Nordthüringen (Zeitschrift d. Ver. f. Volksk., IX, 1899, 230): Scheint die Sonne im Winter zu tanzen, so gibt es große Kälte. Am Ostertage thut die Sonne bei ihrem Aufgange drei Freudensprünge. Endlich:

Andree: Braunschweiger Volkskunde[2], 338: Die Sonne macht beim Aufgehen am Ostermorgen drei Freudensprünge oder sie tanzt aus Freude über die Auferstehung Christi.

Schließlich erwähnt Dr. Hein eine Wiege in der Wallfahrtskirche zu Schildthurn in Bayern (bei Braunau am Inn), die er ebenfalls mit diesem Glauben in Zusammenhang bringen möchte.

4. Herr Dr. Wilhelm Hein bespricht

Eine Medicinpfeife der Payaguá-Indianer.

Im zweiten Bande des »Ethnologischen Notizblattes« (1901) veröffentlichte Herr Professor Dr. Karl von den Steinen eine Mittheilung über den Paradiesgarten als Schnitzmotiv der Payaguá-Indianer. Das Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt drei Medicinpfeifen und eine gewöhnliche Gebrauchspfeife, welche mehr oder minder deutlich Scenen aus dem Paradiesgarten zeigen.

In der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien befindet sich ebenfalls eine derartige Medicinpfeife (Inv.-Nr. 10.444), welche sich ursprünglich in der kaiserlichen Schatzkammer befand und im Jahre 1880 aus der Ambraser Sammlung übernommen wurde. Im Inventar der Ambraser Sammlung war sie unter Nr. 36 *b* der Gruppe XVI mit der Herkunftsangabe Nordamerika eingereiht.

Sie ist aus schwerem, dunkelbraunem Holz, cylindrisch, der Länge nach durchbohrt, 54·5 *cm* lang; ihr Durchmesser beträgt an beiden Enden 3·1, in der Mitte 3·5 *cm*. Im Querschnitt

des einen Endes befindet sich eine trichterförmige Vertiefung zur Aufnahme des Tabaks, am anderen Ende ist ein 1 *cm* langes Mundstück aus lichtbraunem Holz eingekittet. Die Mantelfläche ist ganz mit schwacherhabenem Schnitzwerk verziert, das sich infolge der Einreibung des Untergrundes mit weißem Thon scharf hervorhebt. Als Verzierung dienen eingeschlagene Messingnägel und eingekittete Spiegelscheibchen, die zum Theile schon beschädigt sind.

Die Abb. 64 gibt die Pfeife in ihrer ganzen Erscheinung.

Die dargestellte Scene gibt die in Abb. 65 aufgerollte Mantelfläche. In der Mitte sieht man den typischen Palmbaum mit den beiderseits herabhängenden Früchten — den Baum der Erkenntnis. Die vier Teufelsgestalten zu identificieren, dürfte schwer sein. Auf den Berliner Pfeifen ist die von v. d. Steinen gegebene Deutung einwandfrei. Adam und Eva, sowie Gott Vater sind dort ganz charakteristisch gezeichnet. Im vorliegenden Stück fehlt auch die Schlange: dagegen ist das andere Gethier des Paradieses verhältnismäßig gut vertreten. Das Wiener Exemplar kann als ein nicht unwichtiges Glied in der von v. d. Steinen gegebenen Entwicklungsreihe aufgefasst werden.

Abb. 66. Reliefplatte von Benin.

5. Herr Dr. Hein legt die Photographie einer

Reliefplatte von Benin

aus dem naturhistorischen Hofmuseum vor (Inv.-Nr. 61.796). Dieselbe stellt einen berittenen Krieger in reicher Ausrüstung dar, der mit der rechten Hand einen Speer schwingt; auf der

Stirne, oberhalb der Nasenwurzel ist seitlich der Augen je eine dreilinige Narbenverzierung (hühnerfußartig).

Der Grund der Platte ist mit eingeschlagenen Punkten und eingeritzten Kreuzblumen verziert. An den Längsseiten umgebogen, oben abgebrochen, die unteren Ecken beschädigt, mehrfach durchlocht. Länge 35 *cm*, Breite 29 *cm*. (Abb. 66.)

»Bronze Placque representing the home coming, riding on an ass of one of the former Kings of Benin who had been driven away from the City by his brother who was more powerfull than himself. This placque is one of the very few found representing beasts of burthen.« Das Analogon zu diesem Unicum ist eine im Berliner Museum befindliche Vollfigur. Den Anlass zu dieser Publication gab mir Herr Prof. v. Luschan.

6. Herr Prof. Dr. J. N. Woldřich in Prag übersendet folgende Mittheilung:

Zur Frage über das Alter der auf den italischen Inseln vorgefundenen fossilen Thierreste und menschlichen Artefacte.

E. Regàlia: Sulla fauna della »Buca del Bersagliere« et sull' età dei dipositi della vicina »Grotta dei Colombi« (Is. Palmaria, Spezia). Firenze 1900. Arch. per 'Anthropol. e la Ethnolog., XXX.

Der Verfasser beschreibt zunächst die kleine Höhle »Buca del Bersagliere« auf der Insel Palmaria im Golf von Spezia und hierauf die daselbst vorgefundenen, von ihm bestimmten fossilen Knochenreste. Es sind überwiegend Vogelreste, welche 36 Arten fast aller Ordnungen angehören, und zwar Land- und Wasservögel. Von Säugethieren sind vertreten: Knochenfragmente eines größeren Hufthieres und Raubthieres, Reste des Feldhasen (Lepus europaeus), einer Wühlmaus (Arvicola arvatis?), der Wasserratte (Arvicola amphibius), der Hausratte (Mus rattus) und der Haselmaus (Myoxus avellanarius). Verfasser vergleicht diese Reste mit jenen der benachbarten Grotte »Grotta dei Colombi« dieser Insel, welche neben einer reichen, von ihm im Jahre 1896 beschriebenen Vogel- und Säugethierfauna auch Reste menschlicher Thätigkeit aufwies. Beide Faunen wiesen auf analoge zeitliche und locale Verhältnisse hin.

Verfasser wendet sich dann gegen die Ansicht J. Prestwichs bezüglich einer Senkung und Überflutung der Insel Palmaria zu Ende der glacialen oder der postglacialen, dem Neolith unmittelbar vorangehenden Zeit, beziehungsweise gegen die These dieses Autors: »On the evidences of a submergence of Western Europe and of the mediterranean coasts, at the close of the glacial or so-called postglacial period, immediately preceeding the neolithic or recent period« (Philos. Transact. of the B. Soc. of London, 1893). Die Unzuverlässigkeit dieser Behauptung sucht Verfasser auf Grund der auf der Insel Palmaria und auf dem angrenzenden Festlande vorgefundenen Thierreste in überzeugender Weise nachzuweisen. Er bekämpft auch die von Capellini angeführte Ansicht, dass die Reste der »Grotta dei Colombi« der neolithischen Zeit angehören, sowie auch die Ansicht, dass dieselben nur der Magdalen-Stufe angehören würden. Derselbe weist mit Recht darauf hin, dass das Vorkommen der Schneeeule (Nyctea nivea), der Schneemaus (Arvicola nivalis), des Schneehasen (Lepus variabilis), des Hermelin (Foetorius erminea), des Vielfraßes (Gulo borealis), des Steinbocks (Ibex alpinus?), der Gemse (Capella rupicapra), des diluvialen Murmelthieres (Arctomys primigenia) und einer Antilope für eine viel ältere Zeit des Quaternärs oder Diluviums spricht.

Wir stimmen dieser Ansicht vollkommen bei, denn die Reste der soeben zuerst angeführten Thiere weisen entschieden auf die diluvial-glaciale Zeit und die zwei zuletzt angeführten Thiere auf die dieser Zeit unmittelbar folgende diluviale Steppenzeit hin. Unserer Ansicht nach sprechen für ein glacialzeitliches Alter aus den von Regàlia angeführten Verzeichnissen, und zwar aus der »Buca« die Reste von: Pyrrhocorax alpinus (dessen Reste wir auch aus einer niederösterreichischen diluvialen Station an der Donau constatiert haben), aus der »Grotta dei Colombi« die oben angeführten Reste, für die Steppenzeit aus der Buca die Reste von: Coturnix communis, Perdix saxatilis, Lepus europaeus, Arvicola arvensis, aus der »Grotta dei Colombi«: Otis tarda, Otis tetrox, Perdix rufa, Arctomys primigenia, Antilope. Auch an die gegen das Ende des Diluviums zur Vorherrschaft gelangte Waldzeit weisen Reste hin, so aus der »Buca«: Scolopax rusticola, Columbae, Cuculus canorus, Myoxus avellanarius, aus der »Grotta dei Colombi«: Tetrao urogallus, Bubo maximus, Corvus corax.

Die angeführten Daten berechtigen meiner Ansicht nach zur Annahme, dass die Insel Palmaria eine ununterbrochene Thierbevölkerung vom Beginne der Diluvialzeit bis zum Ende der-

selben aufweist und während dieser Zeit nicht unter Wasser war und wohl auch nicht während der neolithischen Zeit, welcher manche der von Regàlia angeführten recenten Thierreste angehören mögen; ja es dürfte aus den angeführten Thatsachen hervorgehen, dass die Insel Palmaria während der Glacialzeit, besonders aber während der Steppenzeit mit dem Festlande verbunden war.

Dies stimmt vollkommen überein mit unseren vor fast zehn Jahren bezüglich dieser Gegenden ausgesprochenen Ansichten. Wir haben diesen Gegenstand in einer eigenen größeren Abhandlung besprochen, welche unter dem Titel »Geologické příspěvky k otázce o posledních kontinentálních změnách evropských« im I. Jahrgang der böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag, 1892, Nr. 14, und in einem ausführlichen Auszuge in deutscher Sprache »Geologische Beiträge zur Frage der letzten continentalen Änderungen Europas«, übersetzt von Dr. J. Jahn, in den Mittheilungen der Section für Höhlenkunde des österreichischen Touristen-Clubs in Wien 1892 erschienen ist.

Auf Grundlage einer eingehenden Vergleichung von Thier zu Thier der bis dorthin bekannt gewordenen diluvialen Formen Italiens, der Inseln Corsica, Sardinien, Malta etc. und Algiers, auf Grundlage der recenten Faunen der bezeichneten Gebiete und auf Grund geologischer Verhältnisse daselbst, sind wir betreffs Italiens und der angrenzenden Gebiete zu folgendem Resultate gelangt:

Der Glacialzeit (Hauptvereisung) gehören die nordischen Meeresconchylien-Funde der postpliocänen Schichten am Monte Mario bei Rom, bei Figarazzi und am Monte Pelegrino bei Palermo an. Es musste also während dieses Zeitabschnittes des Diluviums oder der anthropozoischen Zeitepoche eine Verbindung mit dem offenen Meere stattgefunden haben, jedoch nicht über die Meerenge von Gibraltar, weil zu dieser Zeit Spanien mit Marokko verbunden war; ebenso waren die Inseln Corsica, Sardinien, Sicilien und Malta mit Algier verbunden (corsicanisch-sicilisch-afrikanisches Festland). Die Meerenge von Messina, welche noch zur Zeit des Pliocän viel breiter war, bestand damals und verband das westliche Gebiet des Mittelmeeres mit dem östlichen und dieses war über den Golf von Gabes, über Südtunis und die Sandhügelwüste Igidi im Süden von Marokko mit dem Atlantischen Ocean verbunden. Auf diesem Wege gelangten die borealen Meeresconchylien über den Atlantischen Ocean und die Saharameerenge in das östliche und durch die Meerenge von Messina in das westliche Mittelmeergebiet. Zur selben Zeit gelangten diluviale Landthiere Nordafrikas einerseits nach Spanien, anderseits auf Malta, Sicilien, Sardinien und Corsica und umgekehrt.

Während der hierauf folgenden Steppenzeit öffneten sich die Meerengen von Gibraltar und von Sicilien, dagegen waren Sardinien, Corsica, Elba, Pianosa (und wohl auch Palmaria) mit dem Festlande Italiens verbunden (sardin.-corsic.-italisches Festland); diesem diluvialen Zeitabschnitte gehören wohl die Reste des Menschen an, welche auf Sardinien, Corsica und Elba (und wohl auch auf Palmaria) gefunden wurden. Da die Senkung des diluvialzeitlichen istro-dalmatischen Festlandes erst nach Schluss des Diluviums, respective der diluvialen Waldzeit erfolgte, zumal die Knochenbreccien der istrischen Inseln und der angrenzenden dalmatischen Festlandsküste unseren Untersuchungen zufolge Reste von Waldthieren enthalten, dürfte die Senkung des sardin.-corsic.-italischen Festlandes bis auf die stehen gebliebenen, oben angeführten heutigen Inseln zur selben Zeit stattgefunden haben. Zur Zeit des nun folgenden Neoliths dürfte die Configuration der italischen Halbinsel und der betreffenden Inseln bereits die heutige gewesen sein.

Wir stimmen daher mit Regàlia vollkommen überein, wenn er schließlich anführt: »Non è menomamento provato che l'isola Palmaria abbia subita »una sommersione alla fine dell'epoca quaternaria« nè, perciò, che le sue cavità non possano contenere avanzi animali e d'industria umana anteriori alla fine dell'epoca suddetta: anzi le reliquie conservatesi nella Grotta dei Colombi provano, finora con certezza, il contrario«; sowie auch mit seiner Ansicht, dass die auf der Insel Palmaria in den beiden Höhlen »Grotta dei Colombi« und »Buca del Bersagliere« gefundenen Reste nicht neolithischen, sondern größtentheils, wenn nicht ganz, diluvialen Alters sind.

Prag, 7. October 1901.

Ausschuss-Sitzung am 26. November 1901.

Anwesend: Vorsitzender F. Freih. v. Andrian-Werburg, Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, Dr. L. Bouchal, Dr. W. Hein, F. Ritter v. Hopfgartner, Dr. K. Th. v. Inama-

Sternegg, Dr. V. Jagić, F. Karrer, Dr. J. Karabacek, K. Penka, Dr. L. v. Schroeder, Dr. K. Toldt.

1. Ausgetreten ist das wirkliche Mitglied
Dr. Eduard Ludwig, Advocat in Wien.

Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen
Dr. Felix v. Pausinger, Assistent an der Universität Czernowitz.

2. Hofrath v. Brunner berichtet über die provisorischen Ergebnisse der Berathungen des Comités für die Statutenänderung (nach Punkt 4 der Ausschuss-Sitzung vom 11. November 1901). Nach Berathung der Vorschläge desselben wird das Comité ersucht, sich weiter mit der Frage zu beschäftigen und dann die definitiven Anträge zu stellen.

3. Königl. Rath Karrer berichtet über die Verhandlungen des Comités für die Wanderversammlung in Graz 1902 (nach Punkt 4 der Ausschuss-Sitzung vom 29. October 1901) und theilt das von Freiherrn v. Andrian mit Prof. Gurlitt vereinbarte Programm mit. Demnach ist geplant: Pfingstsamstag: abends feierlicher Empfang in den Annensälen. Pfingstsonntag: Besuch der Museen; nachmittags Spaziergang zur Hilmwarte; abends Beisammensein am Hilmteiche. Pfingstmontag: Discussionen, die eventuell nachmittags fortgesetzt werden (die Themen hiefür sind vom Ausschusse rechtzeitig festzusetzen). Sonst nachmittags Besichtigung der Stadt und des Schlossberges; gemeinsames Abendessen. Pfingstdienstag: Excursion nach Pettau und Riegersburg. Dieses Programm wird angenommen und die Vereinbarung mit der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmäler beschlossen.

4. Als Tage der Monatsversammlungen im Jahre 1902 werden bestimmt jeder zweite Dienstag der Monate Jänner bis Mai, ferner November und December.

5. Der erste Secretär theilt mit, dass bei der Erinnerungsfeier des Wissenschaftlichen Club anlässlich seines 25jährigen Bestandes die Gesellschaft durch Freiherrn v. Andrian, W. Hein und L. Bouchal vertreten war.

Außerordentliche Versammlung am 29. November 1901.

Vorsitzender: Freih. v. Andrian-Werburg.

1. Freiherr v. Andrian macht eine Mittheilung über

russische Volkszaubersprüche.

Gelegentlich einer Anfrage über das Vorkommen der 7 in russischen Volkstraditionen machte mich Herr Prof. Dr. Polívka in Prag auf die Arbeit des Akademikers und Professors in Moskau Herrn Vsev. Miller aufmerksam über »die assyrischen Beschwörungen und die russischen Volkszaubersprüche« in der Zeitschrift Russkaja Mysl, 1896, Juli-Heft. Herr Fesl hatte die Güte, mir einen ausführlichen Auszug derselben unter Anleitung seines Lehrers Herrn Dr. Murko zu besorgen. Beiden Herren sei mein warmer Dank hiefür dargebracht. Angesichts der Spärlichkeit des dem Ethnologen, welcher nicht Slavist ist, zugänglichen slavischen Vergleichungsmaterials schien es mir nützlich, einige in der genannten Arbeit enthaltene Details über russische Zauberformeln der deutschen Forschung zur Verfügung zu stellen.

Wir entnehmen aus den von Herrn Miller beigebrachten Literaturnachweisen, dass man schon relativ früh mit der Niederschreibung dieser Formeln begonnen und für einige Typen derselben einen byzantinischen Ursprung nachgewiesen hat.[1]) Ein von Prof. M. J. Sokolov veröffentlichtes serbisches Zaubergebet[2]) fängt mit den Worten an: *elam, selam, farnovivare*, in welchen nach Miller »semitische und iranische Laute tönen« (salâm = arab. Friede, farn = ossetisch Friede).

Die russischen Zaubersprüche werden geflüstert. So wird das Wasser mit Salz, Asche und Kohle besprengt und dabei geflüstert: »Gesalzenes Salz, bittere Asche, schwarze Kohle, be-

---

[1]) Maßgebend hiefür sind die Forschungen von A. N. Veselovskij im »Sbornik« der Abtheilung für russische Sprache und Literatur der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. XXXII, von Mansvetov. M. J. Sokolov u. a.

[2]) Dračkovic, Material. u. Comment. z. altslav. Liter. I—V.

flüstert verleihet meinem Wasser in der Schüssel die Zauberkraft zu diesem oder jenem Werke« (Sacharov [1]). Bei den Kleinrussen heißen die Zaubersprüche *šeptanija (šeptanije* = Flüstern).[2]) Bei den Großrussen heißt der Zauberer, welcher das Böse beschwört, *šeptun*.

Als geeignete Zeit für die Beschwörungen gelten die Nacht, die Zeit vor der Morgen- oder der Abendröthe, auch Mitternacht, das letztere z. B. beim Anhexen einer Zuneigung oder bei Beschwörung von Zahnschmerzen.[3])

Eine gewisse wenn auch untergeordnete Rolle spielen in den russischen Sprüchen die magischen Zahlen. J. D. Mansvetov führte die Zahl der zwölf *trjasavicen* = Fieber auf die Zodiakalzahl zurück. Auch die Zahlen 7 und 77 finden sich in den russischen Zaubersprüchen. Sowie wir in der assyrischen Zauberliteratur Götter- und Geistergruppen zu je 7 finden, so erwähnen die russischen Formeln 7 böse Geister, 7 Brüder Winde. Der Zauberspruch gegen einen bösen Menschen beginnt mit folgenden Worten: »Ich schreite über ein freies Feld, mir entgegen kommen gelaufen 7 Geister mit Halbgeistern, alle schwarz, alle böse, alle menschenscheu« (Sacharov, a. a. O. S. 30, Nr. 47).

In einem Spruche für Liebeszauber lesen wir nach dem üblichen Anfange (»Ich, Sclave Gottes, werde aufstehen«): »Mir entgegen 7 Brüder, 7 stürmische Winde, von wo kommet ihr her ihr 7 Brüder, 7 stürmische Winde?«

Die geheimnisvolle Bedeutung, welche die Chaldäer den Knoten beigelegt haben, kennt auch der russische Volksaberglaube. Noch heute empfinden die Landleute einen Schrecken, wenn sie im Getreide einen Knoten aus Ähren finden. Will man jemanden schädigen, muss man einen wollenen Faden nehmen und daraus Knoten binden. Diesen Faden muss man auf eine Stelle hinwerfen, auf welche der Gehasste treten kann. Die russischen Bauern sprechen beim Binden von acht Doppelknoten folgende Formel: 1. Ich werde auf die Gasse hinausgehen, 2. werde auf freies Feld wegwerfen, 3. am Scheidewege, 4. zwischen Höfen, 5. auf Wiesen, 6. in Meere, 7. in Wälder, 8. auf schwankende Sümpfe.[4])

Auf dem Binden von Knoten beruht das kleinrussische Heilen der Trunksucht. Eine Aufzeichnung empfiehlt folgende Art und Weise: »Finde am Wege einen Strick, binde ihn mit den Enden in der Mitte zusammen und brenne ihn auf einer Pfanne. Wenn der Strick Feuer fängt, sprich dreimal: So wie dieser Strick zusammengebunden ist, so soll ich, der Sclave Gottes, gebunden sein vor jeglicher Trunksucht. (Im Original steht noch: *myslenogo.* Das ist etwa so viel wie: Auch in Gedanken. Anm. d. Übers.) So wie der Strick verbrennt, so soll man mir zu trinken geben, aus was immer« (Efimenko, Sammlung kleinrussischer Beschwörungen, Nr. 67). Mittelst des Knotens suchen die Kleinrussen auch das Fieber zu heilen. Man hängt dem Kranken an den Hals einen Faden, auf welchem zur Zeit, während in der Charwoche die »Passionen« gelesen werden, nach einem jeden der 12 Evangelien kleine Knoten gebunden werden.[5])

Übereinstimmend mit einem Zauberspruche des Maqlû begegnet man in russischen Zaubersprüchen unaufhörlich der Erwähnung von Schlössern und Zäunen. Viele von ihnen endigen bekanntlich mit der Formel: »Und diesen meinen Worten Schlüssel und Schloss.« In den *svadebnyja otpuski* (= Segensspende als Schutz vor bösem Zauber bei einer Hochzeit), die den Hochzeitszug vor Unheil bewahren sollen, finden wir die stärksten Maßregeln gegen die Zauberer: »O Michael, du Erzengel, ihr heiligen Petrus und Paulus, höchste Apostel, stellet 30 Zäune von Kupfer auf bis zum Himmel (zur Himmels-Höhe?), bis zur Meerestiefe, von der östlichen bis zur westlichen, vom Sommer bis zum Norden, von der Erde bis zum Himmel und von allen 4 Seiten steht um mich, den Sclaven Gottes, herum (Name genannt); und diese 30 Zäune haben 30 Thore, diese 30 Thore haben 30 Schlösser, diese 30 Schlösser haben 30 Schlüssel. Ich, Sclave Gottes (Name genannt), werde kommen und werde jene 30 Schlösser zusperren und werde jene 30 Schlüssel in das heilige Kaspische Meer werfen, und es kommt ein goldener Hecht, der jene Schlüssel mit den Kinnbacken erfassen und tragen wird in die Meerestiefe zur Nabelschnur unter einen Klotz aus weißer Eiche. Und diese Worte sind Schlüsselworte: — amen, amen, amen!«[6])

---

[1]) Sacharov, Skazanija russ. naroda. B. I. Russk. černoknižie (Die russische Schwarzkunst) 50.

[2]) Efimenko, Sbornik malorossijsk. zaklinanij (Sammlung kleinrussischer Beschwörungen). Moskau 1874, III.

[3]) Majkov, Velikoruss. zaklinanija, Nr. 28.

[4]) Efimenko, Materialien zur Ethnographie der russischen Einwohnerschaft des Archangelsk'schen Gouvernements, 2. Theil. Moskau 1878, S. 220.

[5]) S. Etnografičeskoje Obozrěnije (Ethnograph. Rundschau), Bd. XI, S. 181, im Artikel Herrn Kovalenkos, »Zur kleinrussischen Volksmedicin«.

[6]) Efimenko, Archang. gub., S. 146; F. Majkov, Nr. 42; Sacharov, Nr. 61.

Das Anfertigen von Darstellungen der zu beschwörenden Personen und verschiedene Operationen mit denselben (Verbrennen, Verscharren in der Erde, Versenken ins Wasser) sind den russischen Zauberern bekannt. Um z. B. die Person zu errathen, die auf einen Kranken den *perepoloch* (= Krankheit des Schreckens) gesendet hat, lässt der Zauberer über einer Verlobungskerze Zinn schmelzen und gießt es ins Wasser. Sobald dem Wasser Dampf zu entsteigen beginnt, spricht er zu den Umstehenden: »Sehet, hier fliehet der unreine Geist!« Dann spricht er beim matten Scheine einer Kerze, indem er auf die Figur des abgekühlten Zinns hindeutet: »Sehet da, wer euren Kranken erschreckt hat« (Sacharov, Russ. Černoknižie = Die russische Schwarzkunst, S. 51).

Als ein Überlebsel der symbolischen Figuren, die einstens zum Zwecke der Zauberei angefertigt wurden, deutet Miller die weitverbreitete Sitte des Backens von Lerchen aus Teig beim Antritte des Frühlings. Im Gouvernement von Orenburg z. B. werden, damit der Sommer schneller herankomme, von einem mit Milch, Eier und Butter angemachten Teige am Tage des Andenkens an die 40 Märtyrer Lerchen gebacken; mit ihnen verkriechen sich die Kinder auf die Dachböden und Dächer und rufen: »*Žavoronki, priletite, krasno lěto prinesite!* = O Lerchen, kommet herangeflogen und bringet einen schönen Sommer (S. Majkov, Großrussische Beschwörungen, Nr. 361).

Die Zauberhandlungen werden auch sehr häufig über wirklichen oder künstlich dargestellten Körpertheilen, über Kleidungsstücken der zu schützenden oder anzugreifenden Person vollbracht. Als bestes Mittel gegen das Beschreien oder gegen den bösen Blick gilt ein Stück vom Kleide oder ein Büschel Haare desjenigen, der die Ursache der Krankheit war. Wie die assyrischen Magier die Abbildungen der Hexen, die die Krankheit geschickt hatten, zu verbrennen pflegten, so beauftragen die russischen Zauberer, wenn sie Stücke von der Kleidung oder Haare der Hexe bekommen haben, das älteste oder jüngste Familienglied des Kranken, dieselben auf glühenden Kohlen zu verbrennen. Dabei frägt der Kranke: *Čto kuriš?* (was rauchst du?) und man antwortet ihm: *kurju uroki, prizory, lichi ogovory, ot mužika rusaka, ot baby černovolosoj, ot děvki prostovolosoj* (ich rauche Beschreiungen, Behexungen durch bösen Blick, böses Bereden vom hellrothen [Bauers-]Mann, vom schwarzhaarigen Weibe, vom Mädchen mit fliegenden Haaren). Der Kranke wiederum spricht: *kuri gorazne, čtoby v věk ne bylo* (rauche mehr, auf dass es in Ewigkeit nicht mehr sei) (Efimenko, Archang. gub., S. 217).

In Kleinrussland trachten Mädchen, um die Liebe der Männer zu erregen, die Sohle des Stiefels des zu Bezaubernden abzuschaben, oder aus seiner Mütze einen Faden herauszuziehen, oder was immer und werfen dies alles, in einen Klumpen Wachs eingemacht, ins Feuer, indem sie dazu sprechen: »Es soll dich nach mir so brennen, wie das Feuer dieses Wachs brennt! Es soll dein Herz nach mir so zergehen, wie dieses Wachs zergeht, und du sollst mich dann verlassen, wenn du dieses Wachs finden wirst« (Efimenko, Kleinrussische Beschwörungen, Nr. 1, S. 1).

Zu dieser Kategorie gehört auch das Ausgraben der Erde unter der Fährte des Menschen, den man behexen soll, und deren Verbrennen oder Trocknen mit verschiedenen Beschwörungsworten. Über dem abgenommenen Abdruck der Fährte lesen die Zauberer die Zaubersprüche. Wünscht der Beleidigte dem Beleidiger nur Gram anzuhexen, dann verstecken die Zauberer den Abdruck der Fährte entweder unter den großen Dachbalken oder einer Oberschwelle (Fenstersturz, Thürsturz); fordert jedoch der Beleidigte eine tödtliche Rache, so verbrennt der Zauberer die Fährte um Mitternacht im Badehause (Sacharov, a. a. O. S. 27).

Von den vielen hierauf Bezug nehmenden Ceremonien der anderen Völker heben wir das Vertreiben der Krankheit bei den Grusiern hervor. Neun zu dem Kranken gerufene Weiber backen aus Mehl sogenannte *zerani*, die eine menschliche Figur vorstellen, und drei bis vier kleine Käsekuchen dazu. Über den *zerani* werden verschiedene Ceremonien und Bezauberungen vollzogen, dann trägt man sie aus dem Hause und legt sie wo immer auf der Erde nieder, damit sie irgend jemand nehme und sich hiedurch die Krankheit zuziehe (Sbornik materialov po opisanii městnostej i plemen Kavkaza = Sammlung von Materialien zur Beschreibung der Gegenden und Völkerschaften des Kaukasus. XVIII, II. Abth., S. 321).

Die babylonisch-assyrische Magie legte die Hauptbedeutung dem geheimen Namen der Götter bei. Die Kenntnis des Namens gab dem Beschwörer die Macht gegen die bösen Geister, wie z. B. gegen Krankheitsgeister. Man sucht sie durch Beschwörungen von der Hexe zu erfahren. Dieselbe Idee finden wir in den russischen und byzantinischen Zaubersprüchen gegen die *trjasavicy* (Fieber). So wird in der von P. S. Efimenko einer alten Handschrift entnommenen sehr bekannten Legende von Sisinius und der *trjasavica* erzählt, wie auf das Gebet des Sisinius der

Erzengel Michael die *běsica* = die Teufelin *(běs* = der Teufel) erfasste und ihr sagte: *ašte mi ne klenešisja, ne otideš ot ruki mojeja* (wenn du mir nicht schwören wirst, kommst du aus meiner Hand nicht weg) und sie schwört ihm und spricht also: Du Arm des großen Gottes, um dir nicht zu lügen, wenn jemand meine zwölf Namen aufzählen kann, diesem Menschen soll ich mich nicht nähern, noch seinem Hause, meine Namen sind aber Hexe, Teufelin, die sich verwandelt u. s. w. (folgt die Aufzählung der zwölf Namen) (Efimenko, Archang. gub., S. 206). (Andere Summarien der Namen der Fieber s. beim Akademiker Veselovskij, Razyskanija, a. a. O., S. 50; M. Sokolov, Materialien, S. 29 fg.).

Nach anderen Volksmeinungen fleht der Dämon selbst, wenn er am Amulet beim Menschen die Namen der höheren Mächte sieht. So in einem russischen Zauberspruche, wo der Erzengel Raphael die Namen der zwölf Töchter des Königs Herodes erfährt und sie schonungslos mit dem Stabe schlägt, »sagten sie, die Verfluchten, ihm: wenn wo dein Name geschrieben sein wird, werden wir uns diesem Menschen nicht nähern«.

Die russischen Zauberformeln stellen übrigens ein wildes Durcheinander der Namen der guten Mächte, Gottes, der Gottesmutter und der Heiligen mit den Namen der mythischen Mächte, der Naturgeister und gewisser fremdländischer unreiner Dämonen dar. Ein kleinrussischer Zauberspruch zum Schutze der Viehherde gegen die Raubthiere ruft z. B. Gott den Herrn, den heiligen Geist, den heiligen Nikolaus, den heiligen Michael, die heilige Jungfrau, die heilige Himmelfahrt Christi, den Schutz der heiligen Mariä, den heiligen Georg, die Sonne, den Mond und noch anderes mehr an (Efimenko, Maloruss. zaklin., Nr. 155). Nicht selten erhalten die Naturwesen menschliche Namen (Majkov, a. a. O., Nr. 236, vgl. Nr. 57, wo 6 Namen der Dämmerung vorkommen).

Ebenso wie wir an die Heiligen, wenden sich die Zaubersprüche an den König des Wassers, der Erde und des Himmels [1]) und in der Zauberformel, die gesprochen wird, um einen Menschen zum Trunkenbolde zu machen, wird der »König der Meerestiefe« erwähnt, mit dessen Namen man den Wein beschreit, um den Menschen trunken zu machen (Majkov, Nr. 245).

Auch die Personificierung des Feuers spielt in der russischen Zauberei keine geringere Rolle als der assyrische Gibil. In einem russischen Zauberspruche heißt es: »O du Väterchen, du König-Feuer [2]), du bist der König aller Könige, Feuer aller Feuer, sei mild, sei gnädig, so wie du heiß und flammend bist, wie du brennst und versengst auf freiem Felde Gräser und Rasen, Gebüsche und dichte Wälder, der feuchten *(siroj)* Eiche alle unterirdischen Wurzeln, 77 Wurzeln, 77 Zweige, ebenso bete ich zu dir und beuge mich vor dir, o Feuer, du König, verbrenne und versenge von dem Sclaven des Herrn (Name genannt) alle Betrübnisse und Krankheiten, Beschreiungen und Behexungen durch bösen Blick, Ängsten und Krankheiten des Schreckens, die bösen Wesen im Innern, in den Knochen und Gelenken, Blasen und Auswüchse, die werfenden und schüttelnden Krankheiten vom hitzigen Herzen, vom heißen Blute, von der weißen Lunge, von der schwarzen Leber, von 77 Gelenken und von 77 Adern, von dem vorderen Leibe und von dem Rückgrat, von den Eingeweiden, und von dem weißen Gesichte, und von den klaren Augen und den schwarzen Augenbrauen, vom ganzen menschlichen Körper; mit allen Heiligen jetzt und immer und in alle Ewigkeit. Amen.« (Majkov, Nr. 239.)

Auch wird der Mond in der Nacht angesprochen. Er erhielt dabei zuweilen den Namen Adam oder Erzengel Michael u. a. (Efimenko, Kleinrussische Beschwörungen, Nr. 14—25).

Der Neumond gilt bei den russischen Zauberern speciell als Zahnschmerzen heilend. Man wendet sich übrigens an den Mond nicht nur mit der Bitte um Heilung, sondern auch um andere Güter, um Glück und Reichthum. Die Gebete an den Mond haben nach der Meinung des Herrn Kovalenko einstens eine erweiterte Bedeutung gehabt; sie sind erst später zu Zaubersprüchen zusammengeschmolzen.

Die orientalischen Beschwörungen treten bekanntlich sehr häufig in der Form einer Erzählung auf, welche in einen Dialog übergeht. Lenormant hat derartige Beispiele aus der babylonisch-assyrischen Literatur gegeben. Auch die Beschwörungsserie Maqlû enthält Belege hiefür. Die russischen Volksforscher Professor Th. F. Buslajev und N. Kruševskij haben diese Form auch in den russischen Volkstraditionen nachgewiesen.

Das byzantinische Gebet gegen den bösen Geist, welches den russischen Zaubersprüchen gegen die Fieber zur Grundlage diente, beginnt mit der Legende vom heiligen Sisinius und seiner

[1]) Majkov, Nr. 248.

[2]) König-Feuer, *carjogonj*, man könnte auch sagen: königliches Feuer, Riesenfeuer; vgl. Riesenglocke = *carjkolokol* (Dr. Murko).

Schwester und enthält weiter den Dialog des Heiligen mit dem bösen Geiste und die Aufzählung der Namen des letzteren. In diesem Falle unterliegt der Ursprung der in den russischen Zaubersprüchen gebrauchten Form keinem Zweifel. Der Vereinigung des epischen Elementes mit dem dramatischen begegnet man auch bei vielen Zaubersprüchen, deren Quellen uns unbekannt sind. Sie beginnen sehr häufig mit der Erzählung, dass der Sclave Gottes (Name genannt) aus der Hütte zur Thüre hinausgeht, aus der Thüre zum Thore, ins freie Feld und dort irgend ein Wesen begegnet, mit welchem er einen Dialog anknüpft. Der Verfasser führt einige Beispiele an. So erzählt der Beschwörer in dem bereits angezogenen Zauberspruche zum Anhexen der Liebe, dass er ins Feld hinausgegangen sei: Mir entgegen (kommen) 7 Brüder, 7 stürmische Winde. Woher kommt ihr, ihr 7 Brüder, 7 stürmische Winde? Wo seid ihr hingegangen? Wir sind in freie Felder gegangen, in weite Flächen der Steppe, zu trocknen die abgemähten Gräser, die ausgerodeten Wälder, die aufgeackerten Felder. Kommet ihr 7 stürmischen Winde, nehmet den grämenden Kummer ab von den Witwen, Waisen und kleinen Kindern, von der ganzen Welt und traget ihn zur schönen Jungfrau (Name genannt) ins unbändige *(retyvoje)* Herz; durchdringet mit einem stählernen Beile ihr unbändiges Herz und pflanzet hinein grämenden Schmerz. (Majkov, Nr. 3.) Eine ähnliche Vereinigung von Erzählung und Dialog finden wir in dem Zauberspruche, wie man eine Jungfrau verderben (schlecht machen) kann. »Am Meere, am Oceane, auf der Insel Bujan stand ein Baum; auf diesem Baume saßen 70 Vögel, einer wie der andere: diese Vögel pflückten Zweige ab, diese Zweige warfen sie auf die Erde; diese Zweige klaubten Teufel auf und trugen sie zu Satan Satanovič (Satanssohn). Da bist du schon, du böser Teufel. Ich grüße dich und verbeuge mich; erweise mir einen Dienst, eine Leutseligkeit: entzünde das Herz (Name genannt) nach mir (Name genannt) und entzünde alle Leber und die Lungen und alle Gelenke nach mir (Name genannt). Mein Wort sei stark, stärker als 3 Eisen (im Original: *bulat* = Stahl) in Ewigkeit!«

Ein anderer Zauberspruch, der gesprochen wird, um sich im Walde nicht zu verirren, spricht, nach dem gewöhnlichen Anfange (dem Ausgange ins freie Feld), von der Begegnung des Beschwörers im dichten Walde mit einem schneeweißen Alten, den er anspricht und ihn nach dem Könige Zmiulan fragt (Majkov, Nr. 261; vgl. Romanov, Nr. 149).

Eine weitere Modification besteht darin, dass der Zauberer von seiner Begegnung mit einem höheren Wesen nicht selbst in der ersten Person erzählt, sondern dass diese höheren Mächte als redend eingeführt werden. So kommt in den weißrussischen Zaubersprüche gegen die Beschreiung die Begegnung der Mutter Gottes mit dem Herrn und den Aposteln vor: Es gieng die unbefleckte Mutter über eine Brücke aus Wacholder, auf einen silbernen Stock sich stützend. Es begegnet ihr Gott der Herr mit Petrus und Paulus: »Wo gehst du hin, unbefleckte Mutter?« »Ich gehe zu dem Sclaven Gottes (Name genannt) Beschreiungen zu beschwören und zu bezaubern!« [1])

Herr Vsev. Miller fasst zum Schlusse die Übereinstimmungen der babylonisch-assyrischen Beschwörungen mit denjenigen des russischen Volkes zusammen. Die Beschwörungsformeln werden flüsternd gesprochen, zu günstiger Zeit, zum größten Theile in der Nacht oder vor der Dämmerung. Gewissen Zahlen 3, 7, 12, 77, wie der Kenntnis der Namen der bösen wie der guten Mächte ist eine magische Bedeutung beigelegt. Chaldäische wie russische Zauberer benützen Zauberknoten, Abbildungen, Haare, Kleiderlappen, ausgeschnittene Fährten der zu bezaubernden Person. Der Inhalt der Beschwörungen besteht theils in kategorischen Befehlen an die unreine Macht, welche mit Drohungen begleitet sind, theils in Gebeten an die guten beschützenden Mächte der Natur (Sonne, Mond, Morgen- und Abendröthe, Wind, Feuer), wozu bei den Russen die christlichen Mächte hinzutreten.

Eine weitere Analogie zwischen den russischen und den orientalischen Zaubersprüchen besteht in der typischen Vereinigung der einleitenden Erzählung mit einem Dialoge, der sich zwischen den mythischen Persönlichkeiten entspinnt.

Unter dem Eindrucke dieser Parallelen wirft Herr Professor Miller die Frage auf, ob dieselben psychischen Gesetze sich bis in die Einzelheiten hinein identisch bei den Völkern verschiedener Rassen, unter den verschiedensten geographischen, historischen und culturellen Verhältnissen äußern? Oder ob nicht vielmehr diese Parallelen aus alten Culturtraditionen zu erklären sind, welche den Orient und Occident mit einander verbinden? Aus dem ganzen Tenor seiner schönen Abhandlung ergibt sich, dass er im großen und ganzen sich der letzteren Auffassung zuneigt.

---

[1]) E. Romanov, Bělorusskij sbornik, Heft V, S. 13, Nr. 34.

Wir können nun allerdings heute schon diesen Fragen einigermaßen nähertreten. Das in der letzten Jahrhunderthälfte eroberte ethnologische Material liefert eine breite empirische Unterlage für die Beurtheilung der verschiedenen, besonders der primitiveren, Phasen des Vorstellungslebens. Die Gleichförmigkeit der niederen Formen desselben bei allen Völkern des Erdballs, welch immer Culturstufe sie auch errungen haben, weist uns auf allgemein giltige Gesetze menschlicher Geistesentwicklung. Das, was wir Aberglauben und Animismus nennen, ist weder Unsinn, noch Pathologie, nicht einmal, mit Herrn Professor Mach zu sprechen, ein erkenntnistheoretischer Fehler, nur eine falsche Methode. Es ist ein nothwendiges Durchgangsstudium des menschlichen Denkens, von welchem die höchsten Intelligenzen, ja selbst das wissenschaftliche Denken sich nur mit größter Anstrengung befreien. Weist doch der genannte große Forscher darauf hin, dass z. B. der Begriff der Causalität gewissermaßen ein Überbleibsel der »wilden Philosophie (Tylor)« darstellt. Aus diesem und aus zahlreichen anderen Beispielen lässt sich die hohe Entwicklungsfähigkeit des Animismus beurtheilen, welcher sich den verschiedensten Culturstufen anpasst.

Wenn auch die Geschichte des Animismus dermalen noch aussteht, kann man doch schon niedere und höhere Formen desselben unterscheiden. Die niederen Formen (die Elementargedanken Bastians) sind geschichtslos. Sie finden sich endemisch, in endlosen gleichwertigen Variationen, aber auch in schlagenden, alle Einzelheiten umfassenden Analogien bei Cultur- und Naturvölkern aller Welttheile. Diese allgemein menschlichen Formen weist auch die russische Zauberpraxis auf (Flüstern, Wahl der Nachtzeit, Abbildungen, wirkliche oder symbolisch dargestellte Körpertheile, Kleider, Fußspuren besprochen, beschädigt, vernichtet u. s. w.).

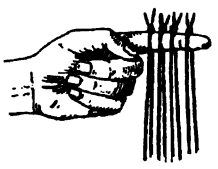


Abb. 67.

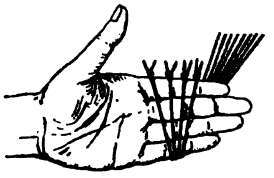


Abb. 68.

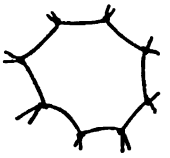


Abb. 69.

(Nach der Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde.)

Dass die Zauberknoten ebenfalls hieher gehören, ist wahrscheinlich, jedoch nicht sicher. Die Finnen und Lappen kennen Knoten, mit welchen Wind erzeugt wird. In unseren Alpenländern will Dr. Wilh. Hein ebenfalls Spuren von solchen gefunden haben. Wohl allgemein bekannt in Mitteleuropa ist das Vertreiben von Warzen durch Knoten, welche man verfaulen lässt. Cushing, einer der besten Kenner der Zuñi, berichtet im Second Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1883, 35, von Zauberknoten aus vier Juccablättern, welche den Zuñi als Jagdfetisch dienen. Man legt sie auf die Fährte des verfolgten Thieres. Nach Rohlfs knotete ein Kameeltreiber auf der Reise von Tripolis nach Lagos seine Rückenschmerzen in einem Halfahalme mit vollem Erfolge fest. Die Kamtschadalen machen Knoten in Riemen oder Faden, um die Schwangerschaft zu hintertreiben.[1]) Bezüglich der Malayen verdanke ich einen wertvollen Beleg Herrn Dr. Bouchal.

Albert C. Kruijt fand in Central-Celebes eine Art des Wahrsagens mit Schnürchen. Sie ist jedoch beschränkt auf die Bareë sprechenden Toradjas. Selbst die Tomori und Tobungku kennen sie nicht. Um einen Aufschluss zu erhalten in einem Zweifel, nimmt man 8 Schnürchen, oder wenn solche nicht zur Hand, genügen Alang-alang-Blätter oder Silar-Blattstreifchen. Diese Schnürchen sind circa 4 *cm* lang; sie werden zu 2 und 2 geknüpft, über den Zeigefinger gehängt (Abb. 67). Während man nun mit der Rechten diese Schnürchen von oben nach unten streicht, nachdem man sie vorher angeblasen, spricht man ihnen auf dieselbe Weise zu wie beim Wahrsagen mit Maiskörnchen. Weiters dreht man die Schnürchen ineinander, so dass man nicht mehr weiß, welche Enden zu jedem Paar gehören, und schlägt sie dann um die ausgestreckten Finger hin (Abb. 68), so dass die Enden am Zeigefinger ruhen. Diese Enden werden nun über die Spitze des Zeigefingers 2 und 2 aneinander geknüpft; dann windet man alle die Schnürchen wieder los und legt sie auseinander. Hat man sie zufällig so geknüpft, dass sie eine geschlossene Kette formen (Abb. 69), gilt dies als sehr günstige Antwort. Im gegentheiligen Falle

[1]) Vgl. Andree, Ethnographische Parallelen. I, 33.

weiß der Zauberer mehr oder wenig Günstiges daraus zu erfahren. Sehr ungünstig ist es, wenn die Enden desselben Schnurpaares aneinandergeknüpft sind, so dass es lose ist.

Ähnliches beobachteten Matthes bei den Buginesen und Hose bei den Kayans in Serawak. Letztere benützen dieses Verfahren zum Wetterprophezeien.[1])

Dem allgemein menschlichen Inventar scheint mir auch das Fragen nach dem Namen eines schädlichen Geistes anzugehören, womit die Absicht verbunden ist, durch Nennen dieses Namens den Dämon zu vertreiben.[2])

Anders verhält es sich mit den höheren animistischen Formen, welche an höhere Gesellschaftsordnungen und Geistesstufen, an bestimmte Centren und Epochen gebunden sind. Hierher gehören viele höhere mythologische Gebilde, Kosmologien, religiöse Zaubereien, die eigentliche Mystik, der Zahlaberglaube u. s. w. Von den Brenn- und Höhepunkten der Cultur strahlen diese animistischen Producte selbst in die niedersten Volksschichten aus; ihre Verbreitung deckt sich mit den Einflussgebieten jener Culturcentren. Mit diesen Wanderungen sind allerdings immer degenerative Anpassungen an die Anschauungen der niedriger stehenden Empfänger verbunden.

Das beste Beispiel für die Fortpflanzungsfähigkeit höherer animistischer Formen liefert die babylonische mit Zahlenmystik verbundene Magie, welche ein speculatives Nebenproduct babylonischer Astronomie und Kosmologie darstellt. Die Versuche, ihren verschlungenen Wegen nachzugehen, sind dermalen weit aussichtsvoller als früher, da die Erschließung der Keilinschriften und die Ausbildung der asiatischen Ethnographie unsere Anschauungen über die Völkerverhältnisse Vorderasiens wesentlich geklärt haben. Immer deutlicher treten vor allem die Einflüsse der babylonischen Wissenschaft auf alle gleichzeitigen und späteren Culturen hervor. Man kann umsoweniger an der Richtigkeit von Millers Annahme eines assyrisch-babylonischen Vorbildes für die russischen Zaubersprüche mit den Zahlen 7 und 77 zweifeln, als die in einem derselben auftretende Vorstellung von den 7 bösen Winden eine specifisch babylonische ist. Ebenso charakteristisch für babylonischen Ursprung ist, neben der Anrufung des Feuergottes, der Glaube an die magische Kraft der göttlichen Namen.

Meine im Eingange erwähnten Rundfragen bei namhaften slavischen Gelehrten über das Vorkommen der mystischen 7 bei den Slaven haben ein für mich einigermaßen überraschendes Resultat ergeben. Ich erhielt die einstimmige Antwort, dass diese Zahl in den russischen, in den slavischen Volkstraditionen überhaupt, gegenüber der 3 und der 9 als ganz untergeordnet auftritt. Die Vorstellung von der mystischen 7 ist somit keineswegs sehr tief in das russische Volksbewusstsein eingedrungen. Wir können daher kaum annehmen, dass die Russen die obenerwähnten Zaubersprüche mit 7 und 77, welche in einem gewissen Gegensatze stehen zum allgemeinen Charakter des russischen Folklore, sowie die anderen orientalischen Vorstellungen aus directer Quelle geschöpft haben. Sehen wir uns nach Vermittlern dieser aus der babylonisch-iranischen Cultur geschöpften Vorstellungen um, so gerathen wir auf die (alten) Juden, welche nach Anutschin (Globus, LXXX, 272) aus Persien durch den Kaukasus nach Russland kamen und im Chasarenreiche, wie in Kiew zu Beginn der russischen Geschichte lebten. Ein gleiches Resultat konnte aber auch durch die Berührungen mit den stark von Iran beeinflussten permisch-ugrischen Völkern herbeigeführt werden. Die weitere Verfolgung dieser Fragen ist zunächst an Materialbeschaffung gebunden; sie bleibt den berufenen slavischen Forschern vorbehalten.

Dass die Formen der Erzählung und des Dialogs, in welchen die russischen Zaubersprüche auftreten, auf babylonischen Ursprung deuten, muss vom anthropologischen Standpunkt aus bezweifelt werden. Aus dem näheren Einblick in die Traditionen der niedriger entwickelten Völker hat sich die Thatsache einer weiten Verbreitung der erzählenden und dramatischen Formen bei den verschiedensten Völkern ergeben. Der an und für sich sehr interessante Nachweis eines byzantinischen Einflusses bringt keine Entscheidung für die Hypothese eines westasiatischen Ursprunges derselben. Auch dieses Thema bedarf übrigens einer näheren ethnologischen Untersuchung. Dieselbe wäre um so weittragender, als nach Prof. Kaarle Krohn (Finnisch-ugrische Forschungen, Bd. I [1901], 52—72) ein großer Theil der finnischen Zaubersprüche von den Russen entlehnt ist.

Die von Herrn Miller beigebrachten Proben belegen auch den christlichen Inhalt der russischen Zaubersprüche (vgl. Kaarle Krohn, a. a. O. 70) trotz der vielen heidnischen Remini-

[1]) Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. XLIV, 91.

[2]) Vgl. meinen »Wortaberglauben« im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. 1896, Nr. 10.

scenzen, zu welchen sich, wie erwähnt, einige westasiatische, sowie viele allgemein menschliche Bestandtheile zugesellen.

2. Herr Prof. v. Schroeder macht eine Mittheilung über

Neue Entdeckungen in Ost-Turkestan und Kansu.

Zu Beginn des vorigen Jahres habe ich Ihnen hier Bericht erstattet über die bedeutsamen Entdeckungen buddhistischer Alterthümer in Ost-Turkestan, insbesondere Khotan und Turfan, von welchen wir auf dem Internationalen Orientalisten-Congress in Rom zu hören bekamen. Inzwischen ist die Entdeckungsarbeit fortgeschritten und wir haben wertvolle Funde zu registrieren. Insbesondere hat die englische Regierung im vorigen Jahre eine Expedition unter der Führung des ausgezeichneten Indologen Dr. M. A. Stein in das südliche Gebiet Ost-Turkestans entsendet, deren energische Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt sind. Dr. Stein, ein geborener Ungar, und Schüler Georg Bühlers, hat sich der schweren Aufgabe völlig gewachsen gezeigt. Seine Briefe und Berichte enthalten so viel Interessantes, dass ich nicht versäumen möchte, wenigstens einige Hauptsachen, in Ergänzung meines früheren Vortrages, hier mitzutheilen.

Dr. Stein hat an verschiedenen Punkten Khotans Ausgrabungen veranstaltet, dort, wo im Sande der Wüste altbuddhistische Städte und Klöster begraben liegen. Die reichste Ausbeute gewann er in einer alten Ruinenstätte nördlich von Niya, einige Märsche jenseits des Wallfahrtsortes Iman Jafar Sadik. Er fand dortselbst bei der Ausgrabung eines buddhistischen Klosters hunderte von Documenten der verschiedensten Art, auf Holzplatten geschrieben und meist vorzüglich erhalten. Der Gebrauch von Holztafeln zum Schreiben ist in Indien aus ältester Zeit bezeugt, doch sind Dr. Steins Funde die ersten greifbaren Belege dafür. Die Schrift auf diesen Holzplatten ist das alte Kharoshṭhî aus der Zeit der ersten indoskythischen Könige, circa ein Jahrhundert vor oder nach Christo. Die Sprache ist altes Prakrit. Unter den aufgefundenen Stücken sind viele von bedeutendem culturhistorischen Interesse. Manche enthalten religiöse Texte, andere datierte Votivaufzeichnungen, andere, wie es scheint, Correspondenz oder Acten. An Umfang und Alter übertreffen diese Funde weitaus alles, was bisher an literarischen Denkmälern indischen Ursprungs in Central-Asien ans Licht gekommen ist. Was bisher in Indien selbst an Kharoshṭhî-Documenten entdeckt worden ist, repräsentiert quantitativ nur einen Bruchtheil dieser Materialien.

Die Daten der Holztafeln erstrecken sich über eine längere Zeitperiode hin. Wichtig erscheint, dass das Prakrit dieser Documente nicht etwa bloß die Sprache der buddhistischen Kirche war, sondern offenbar wirkliche Landessprache. Damit bestätigt sich aufs Überraschendste eine von Hiuen Thsang aufbewahrte Tradition, wonach Khotan im 3. Jahrhundert vor Christo vom nordöstlichen Penjab aus colonisiert wurde. Man hatte das bisher nicht glauben wollen. Von besonderem Interesse sind ferner neben den Holzdocumenten die ersten Funde indischer Schrift auf Pergament. Etwa zwei Dutzend solcher Lederdocumente mit Kharoshṭhî-Schrift wurden zutage gefördert. Man hatte es bisher auch nicht glauben wollen, dass die Brahmanen oder Buddhisten überhaupt Leder zum Schreiben benützten. Nun liegt der Beweis dafür vor. Papier dagegen fand sich an diesem Orte nicht, obwohl dessen Gebrauch in Turkestan schon von circa 400 nach Christo bezeugt ist. Das spricht dafür, dass dieser Ort schon in den ersten Jahrhunderten nach Christo endgiltig verlassen wurde. Auch schmale Holzstücke mit chinesischen Charakteren wurden hier gefunden.

Für die Beeinflussung der buddhistischen Kunst durch die griechische fanden sich ebenfalls neue Belege, so eine Pallas Athene mit Schild und Aegis auf dem Thonsiegel eines Rescriptes u. a. m.

Eine weitere wichtige Fundstätte war in der Wüste Taklamakan, östlich von Endere gelegen. Hier lagen die Ruinen eines Grenzcastells und eines befestigten Klosters. Gleich die ersten Grabungen ergaben wertvolle Funde. Es kamen aus den Ruinen buddhistischer Tempel Sanskrit-Manuscripte aus dem 3.—4. Jahrhundert nach Christo zutage, in Brâhmî-Schrift und Central-Asian Brâhmî; desgleichen Schriftstücke einer nichtindischen Sprache in cursivem Brâhmî; ferner tibetanische Manuscripte. Die letzteren sind wohl die ältesten bis jetzt bekannten Schriftdenkmäler Tibets.

Auffallend war, dass Stein in den von ihm untersuchten Ruinenstätten von den seltsamen »blockprints« und »manuscript-books« in »unbekannten Schriften«, die in den letzten Jahren in auffallender Quantität zum Verkaufe nach Kaschgar gewandert sind, durchaus keine Spur zu finden vermochte. Er gewann die Überzeugung, dass es sich hier um gefälschte Fabrikate han-

delte. Das sollte sich bald vollauf bestätigen, und es ist Stein gelungen, den ganzen Betrug aufzudecken.

Neben den schriftlichen Denkmälern sind durch Stein aber auch eine Menge von Erzeugnissen der Kunst und Industrie zutage gekommen, die theils in den religiösen Cultus, theils in das häusliche Leben der Bewohner jener Gegenden interessante Einblicke gewähren.

So fand er Fresken und Sculpturen, viele Kolossalstatuen in Stuck in den Klöstern und Tempeln. Interessantere Stücke wurden geborgen und im übrigen möglichst viel Photographien abgenommen.

In den Wohnhäusern und sonst hie und da fanden sich mancherlei Geräthe, Haushaltungsgegenstände u. dgl., z. B. Stühle, deren Holzornamentik die classischen Motive der gräcobuddhistischen Kunst des Gandhâra-Landes zeigen, Stoffe, Decken, eine Schreibfeder aus Tamariskenholz, Thongefäße, Lederreste, Siegel u. dgl. m., in dem Sande der Ruinen so gut erhalten wie in den ägyptischen Pyramiden. Wertgegenstände kamen dagegen keine zutage. Dieser Umstand spricht ebenfalls dafür, was sich schon a priori vermuthen ließ, dass diese Orte nicht infolge einer plötzlichen Katastrophe verlassen wurden, sondern allmählich, infolge der Unmöglichkeit fortgesetzter Bewässerung, unter langsamem, aber beständigem Vorrücken des Wüstensandes.

Über weitausgedehnte Gebiete, die einst eine blühende Cultur zeigten, hat der Wüstensand endgiltig den Sieg errungen und alles Leben daraus vertrieben. Man gewinnt eine Vorstellung von dieser unheimlichen, stillen erobernden Macht des Sandes durch die Angabe Steins, dass einige der von ihm ausgegrabenen Niederlassungen etwa hundert englische Meilen jenseits der Grenze des jetzigen bebauten Bezirkes liegen. Man begreift es auch, dass die große, Verderben bringende Wüste von den Bewohnern am Rande derselben mit abergläubischer Furcht betrachtet wird. Einen unheimlichen Eindruck machten auf den herannahenden Forscher die Reihen gebleichter Bauholzstücke, die wie das Fachwerk eines gestrandeten Schiffes zwischen den Sanddünen hervorragten. So fand er es an der so ergebnisreichen Ausgrabungsstätte in der Wüste nördlich von Niya, wo eine Niederlassung mit ihren zerstreuten Wohnhäusern und heiligen Stätten ein Gebiet von $4^1/_2$ zu 11 Meilen bedeckte. Der mörderische Sand hat sich aber dem Forscher günstig erwiesen. Er hat die Reste der Vergangenheit treu conserviert. So waren von den beschriebenen Holztafeln, die sich in Haufen in den Häusern vermuthlich von ehemaligen örtlichen Beamten fanden, viele in vorzüglichem Zustande, die Tinte so schwarz und Siegel und Schnüre so vollkommen erhalten, als wären sie nur einige Wochen und nicht fast 2000 Jahre alt. Alles Leben aber hatte weichen müssen. So fanden sich in den sorgfältig angelegten Gärten, die die Häuser umgaben, verdorrte Hecken und Alleen, todte Bäume aller Art, am meisten Pappeln, Pfirsich-, Pflaumen-, Aprikosen- und Maulbeerbäume, die noch von der einstigen Cultur des Landes zeugen.

Hoffentlich erhalten wir bald von Dr. Stein eine zusammenhängende ausführliche Schilderung seiner an Ergebnissen aller Art so reichen Forschungsreise.[1])

* * *

In nahem Zusammenhang mit diesen Entdeckungen stehen diejenigen des französischen Forschers Charles Endes Bonin, der in den Jahren 1898—1900 Centralasien erforscht hat und in den Comptes Rendus der Académie des inscriptions et belles-lettres (Bulletin Mars-Avril 1901) darüber berichtet. Vor allem interessieren uns seine Mittheilungen über die sogenannten Grotten der tausend Buddhas, im Südosten der Stadt Sha-Tcheou (Sa-tschu), ganz im Westen der chinesischen Provinz Kansu (Kan-tschou), die dem Gebiete von Ost-Turkestan benachbart ist. Auch die Grotten der tausend Buddhas, die schon früher bekannt, aber nicht ausreichend erforscht und geschildert waren, befinden sich in einer jetzt völlig verlassenen und vergessenen Gegend, mitten in einer Sandwüste. Die Wände dieser Grotten zeigen eine Menge wohl erhaltener Malereien, Fresken mit leuchtend-frischen Farben, auf den Kalkbewurf gemalt, wie in Turfan zum größten Theil in rein indischem Stil. Natürlich finden sich da vor allem viele Bilder des Buddha, auch Scenen aus dem Leben des großen Religionsstifters oder solche, die die Verehrung desselben vorführen. Man sieht Festzüge, deren Theilnehmer arische Gesichtsbildung und indische Kleidung erkennen lassen. Aber auch die chinesische Welt erscheint in diesen Darstellungen. Sie tritt namentlich in Scenen aus dem täglichen Leben der Chinesen hervor. Bilder der Göttin Tara sind ebenfalls vorhanden. Auch an Sculpturen, zum Theil von großem

[1]) Diese Hoffnung ist inzwischen erfüllt durch das Erscheinen von Dr. M. A. Steins »Preliminary Report on a Journey of Archaeological and Topographical Exploration in Chinese Turkestan«. London 1901.

Umfang, ist kein Mangel. Da gibt es einen 15 *m* großen liegenden Buddha; einen anderen Buddha, der 25 *m* hoch ist, durch drei Stockwerke geht und aus dem Löß gearbeitet ist. Der Centraltempel hat fünf Stockwerke und enthält einen 30 *m* hohen Buddha. Inschriften finden sich vom Jahre 366 nach Christi an bis in die neuere Zeit hinein.

Die tausend Grotten zeigen eine bemerkenswerte Mannigfaltigkeit. Keine ist der anderen gleich. Die meisten sind circa 8—10 *m* im Quadrat groß; einige auch 15—20 *m* breit und tief.

Aus dieser Gegend ist vor etwa 2000 Jahren das Volk der Yuei-tschi ausgezogen, welches die Inder Çaka oder Turushka, die Griechen Indoskythen nennen. Diese Yuei-tschi, Çaka oder Indoskythen sollten bekanntlich bald eine bedeutende Rolle in der Geschichte Indiens spielen. Sie gründeten in Indien und Bactriana die Dynastie der Kushana, welcher der große König Kanishka oder Kanerki, der berühmte Förderer des Buddhismus im 1. Jahrhundert nach Christo, angehörte. Es ist derselbe, unter dessen Ägide in Kaschmir das vierte große buddhistische Concil stattfand. Bonin beabsichtigt, seine religionsgeschichtlichen Folgerungen daraus, dass sich die Grotten der tausend Buddhas mit ihrer ganz indischen Kunst gerade in dem Ursprungslande dieser Dynastie finden, in einer späteren Publication zu ziehen.

Wie nahe sich diese Entdeckungen mit denen einer altbuddhistischen Cultur in Ost-Turkestan berühren, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden.

3. Herr Dr. W. Hein legt von Herrn Dr. Niederleithinger übersandte menschliche Skeletreste und eine Bronzenadel, gefunden nächst Wilfersdorf (Niederösterreich), vor.

4. Herr Dr. Wilhelm Hein bespricht

Schoetensacks Abhandlung: Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form.[1])

Zunächst setzt er die von Prof. Klaatsch in Heidelberg vertretene Ansicht von der Entwicklung des Menschen aus einem Typus, der auch zugleich für den Affen der Stammvater ist, auseinander und weist darauf hin, dass der Mensch nach Klaatsch nicht durchaus ein fortgeschrittenes Genus darstellt, wie aus der Bildung des Fußes ersichtlich ist. Der menschliche Fuß stehe dem Fuße des Urtypus viel näher als z. B. der Pferdefuß, der eine viel weiter entwickelte Form zeige. Diese Fußbildung musste auch die Frage nach der Urheimat des jetzigen Menschengeschlechtes nahe legen. Die Sohlenkrümmung deute auf einen Saugfuß hin, der sich bei Lebewesen entwickeln musste, die gezwungen waren, auf hohe Bäume zu klettern; auch die Bildung der großen Zehe lasse sich am leichtesten durch die Übung des Baumkletterns erklären.

Der Vortragende geht dann auf die Erörterung der Schoetensack'schen Ansicht ein, dass Australien jenes Land sei, in welchem sich aus dem Vormenschen der jetzige Mensch entwickelt habe. Vom anthropologischen Standpunkte aus kann und will er weder für noch gegen diese Hypothese Stellung nehmen, doch fühlt er sich verpflichtet, als Ethnograph einige der Schlussfolgerungen des Verfassers abzulehnen. Der Verfasser meint aus dem Vorkommen des Bumerangs bei Australiern und in der paläolithischen Periode Frankreichs, ferner aus dem gleichen Vorkommen der Speerschleuderholzes zur Behauptung berechtigt zu sein, dass diese beiden Instrumente sich von Australien aus verbreitet haben. Dr. Hein ist der Ansicht, dass sich gerade diese Werkzeuge an den verschiedensten Orten des Erdballs unabhängig von einander entwickelt haben; namentlich der Bumerang, der als »Kehrwiederkeule« bezeichnet wird, sei in seiner Form so einfach, dass seine Erfindung immer wieder erfolgen musste. Die Eigenschaft des »Wiederkehrens« ist nicht jedem Bumerang gegeben, und auch nicht jeder Australier kann den Bumerang so werfen, dass er wiederkehrt.

So bestechend Schoetensacks Hypothese ist, so sieht sich der Vortragende doch veranlasst, vom ethnographischen Standpunkte eine ablehnende Haltung einzunehmen.[2])

In der Discussion weist der Vorsitzende auf die immer wieder auftauchende Ungehörigkeit hin, sehr bekannte Parallelen menschlicher Technik, Gewohnheiten und sonstiger Gebräuche für Abstammungstheorien zu verwerten. Fast täglich werden, wie es scheint, erfolglose Proteste gegen ein Verfahren laut, welches den Grundsätzen der Ethnologie direct widerspricht. Derartige Übereinstimmungen ethnischer Äußerungen können ganz spontan bei analogen Culturstufen der verschiedensten Völker aus

[1]) Verhandl. des naturhist.-medicin. Vereins zu Heidelberg. N. F., VII, 105, und Zeitschr. für Ethnologie, XXXIII, 127.

[2]) Herr Dr. Schoetensack ersucht festzustellen, dass die Skizzen des ersten von ihm abgebildeten paläolithischen Bumerangs dem Werke von Girod et Massénat, L'âge du renne, Paris 1900, Tafel VI, Fig. 1, entnommen ist, die Skizze der zweiten dagegen Cartailhacs La France Préhistorique, 1896, Fig. 25.

der allgemein menschlichen Grundanlage hervorgehen oder durch Übertragung von Volk zu Volk gelangen. Welches Moment im Einzelfalle maßgebend ist, kann nur durch geduldige Materialsammlung und durch kritische Bearbeitung vieler Beobachtungen festgestellt werden. Dies bezieht sich auf alle menschlichen Geistesthätigkeiten. So haben, um nur ein Beispiel zu geben, die Sprachforscher längst erkannt, dass die vielfachen Berührungen der byzantinischen und neugriechischen Sprichwörter mit den slavischen keinen Schluss auf die Vermischung von slavischem und griechischem Blut zulassen (Krumbacher, Byzantinische Zeitschrift, V, 608), wohl aber auf geistige Berührungen u. s. w. Noch viel weniger geht es an, allgemein menschliche animistische Vorstellungen zur Beweisführung einer Ausstrahlung der Australier über weit entlegene Erdenräume zu benützen. Ganz unerklärlich erscheint es aber, wie unter diese allgemein menschlichen Vorstellungen die germanische Weltesche hineinkommt, welche eine specifische, offenbar höheren Culturkreisen entstammende Symbolisierung des Kosmos darstellt. Parallelen hiezu sind aus der australischen Mythologie nicht bekannt. Wir haben gewiss jeden Grund, für neue Anregungen dankbar zu sein. Fruchtbar können dieselben jedoch nur wirken, wenn sie auf die Beherrschung des bisher eroberten Materials, dessen Bedeutung durchaus nicht unterschätzt werden darf, aufgebaut sind.

Herr Feldmarschall-Lieutenant Richard Freiherr von und zu Eisenstein sendet einen Reisebericht, dem wir das Folgende über

das Schulwesen in Tripolitanien

entnehmen. Die Daten zu Folgendem hat derselbe von dem türkischen Stabsarzt Dr. Browski, der sich in Tripolis niedergelassen hat, erhalten.

Es bestehen an Schulen:

1. Eine Art von Volksschulen für Knaben, welche jedoch unseren Volksschulen keineswegs auch nur annäherungsweise ähnlich sind. Die Töchter der tripolitanischen Araber genießen überhaupt keinen Schulunterricht.

2. Zwei theologische Schulen, *medressé* benannt.

3. Zwei sogenannte türkische Staatsschulen, von welchen die eine als Cadettenvorbereitungsschule für die Kinder der türkischen Officiere und der türkischen Beamten und die andere als Civilverwaltungsschule für Araberknaben bestimmt ist.

4. Eine türkische Mädchenschule für die Töchter der türkischen Officiere und der türkischen Beamten.

Ad 1. Das Entstehen der bestehenden Volksschulen, *mahallé-mektebi* benannt, ist sozusagen ein spontanes. Irgend ein *chodscha* (*softa* oder Korankundiger) thut sich in einer der ziemlich zahlreichen kleinen Moscheen oder in dem Annexkämmerchen eines der nicht minder zahlreichen Heiligengräber nieder und theilt den Gläubigen aus der Nachbarschaft, welche sich zur Verrichtung ihrer Andachten dort einfinden, mit, dass er Unterricht zu ertheilen bereit sei. Die Knaben stellen sich dann allmählich in größerer oder geringerer Anzahl bei ihm ein. Die Schule ist je nach den Localverhältnissen verschieden, es sind meist kleine, niedrige, dumpfe Löcher, staubig und schmutzstarrend.[1])

Keine dieser Schulen besitzt mehr als dreißig Schüler.

Eine alte staubige Strohmatte auf dem Erdboden ausgebreitet, der Koran und last not least ein Rohrstöckchen bilden die gesammte Einrichtung einer solchen Bildungsschule.

Das einzige Studienobject ist also der Koran. Derselbe ist käuflich zu erwerben. Handschriftliche Exemplare sind geschätzter, stehen aber ungleich höher im Preise als gedruckte.

Der Chodscha beginnt die Schule damit, die erste Zeile des Korans mit hartem Griffel auf ein geschwärztes Holztäfelchen zu schreiben und dann die einzelnen Worte den Knaben solange vorzusprechen, bis sie dieselben nachsagen können. Dann bekommen sie selbst einen Griffel in die Hand und müssen sich bemühen, die Schriftzeichen der Vorlage gemäß auf ihre Täfelchen, welche sie mitzubringen haben, nachzuschreiben und dabei stets das eben geschriebene Wort auszusprechen, bis sie das ziemlich lange Holztäfelchen vollgeschrieben haben.

Da nun die verschiedenen Jahrgänge nicht abgesondert, sondern alle Schüler, die eben erst eingetretenen und die weiter vorgeschrittenen, von demselben Lehrer gleichzeitig ohne räumliche Trennung unterrichtet werden, und da die Schüler keineswegs alle gleich schnell schreiben und dabei die verschiedenen Worte durcheinander rufen, so bildet dieser Chorus ein ganz sonderbares Kunterbunt, welches lebhaft an die sprichwörtlich gewordene »Judenschule« erinnert.

[1]) Im Sommer ist es hie und da besser bestellt, wo nämlich der Unterricht im freien Hofraum gegeben werden kann.

Wenn auf diese Weise die erste Zeile erledigt ist, werden die Holztäfelchen abgerieben, vom neuen geschwärzt und dann wird die zweite Zeile des Korans vom Lehrer darauf vor- und von den Knaben nachgeschrieben. Die besten Schüler lernen dabei das ganze Buch auswendig. Diese erhalten dann den Titel *hafiz*, werden festlich mit Seidenbändern und Flittertand behangen, unter Gesangs- und Dudelsackbegleitung in der Stadt herumgeführt und bleiben hochgeehrte Leute bis an ihr Lebensende.

Die Schule währt ununterbrochen mit Ausnahme der Feiertage und der drei Hauptfeste des Islam (die beiden *bairam* und *mewlud*), welche je einige Tage währen, das ganze Jahr fort. Die Zahl der täglichen Lehrstunden hängt ganz von dem Belieben und der Laune des Chodschas ab. Wenn er irgend etwas anderes zu thun hat, so kommt er einen oder mehrere Tage eben ganz einfach gar nicht in die Schule. Dabei ist aber dem Chodscha auch recht, was seinen Schülern beliebt, denn wenn einer oder der andere von den letzteren seinerseits wieder ein paar Tage nicht in der Schule erscheint, so hat das ebenfalls nichts zu bedeuten. Es gibt eben keinen Schulzwang. Im allgemeinen währt der Unterricht beziehungsweise die Anwesenheit der Knaben im Schulraume täglich $2^1/_2$—3 Stunden vor-, und ebensolange nachmittags.

Mit der letzten Zeile des Korans hat der Schüler seinen Cursus beendet, er hat ausstudiert und verlässt die Schule, falls dies nicht etwa freiwillig vorher geschehen ist. Mit seltenen Ausnahmen währt der Unterricht nicht länger als zwei bis drei Jahre.

Auch ein schulpflichtiges Alter gibt es nicht. Die »Freiwilligen« beginnen obige Schulen im Alter von fünf bis acht Jahren zu besuchen. Dann ziehen sie ihre Eltern zu einer anderen Beschäftigung heran, geben sie zu einem Handwerker in die Lehre oder führen sie sonst irgendwie ins praktische Leben ein.

Vollblutneger sind in den Schulen von Tripolis eine ganz außerordentliche Seltenheit. Häufiger sind Mischlinge (Vater Araber und Mutter Negerin) darin zu finden.

Die Lehrer (Chodschas) der Volksschule *(mahallé-mektebi)* sind eigentlich auf das von den Kindern bezahlte Schulgeld angewiesen. Dies ist aber sehr geringfügig. Es beträgt 40—80 Para gleich 20—40 Heller. Wenn es besonders reich ausfällt, so erhält der Chodscha eine Medschidié gleich vier Kronen für ein Quartal. Davon könnte der Chodscha — zumal auch arme Kinder ganz gratis mitunterlaufen — kaum sein Leben fristen, aber glücklicherweise hat er noch anderweitige Erwerbszweige. Solche sind: Gebetsruf vom Minaret aus, rituelle Leichenwaschungen, Gebete bei verschiedenen Gelegenheiten, wie Beschneidung, Hochzeit und Begräbnis.

Wie viele Volksschulen es in Tripolis gibt, weiß Allah allein, da sie ganz selbständig, jede für sich bestehen, da sie keinerlei Centralstelle oder behördlichen Oberleitung oder Controle unterstehen und da die Behörden sich um ihre Existenz gar nicht bekümmern. Schließlich ist die Statistik eine in Tripolis auch noch unbekannte Wissenschaft.

Schätzungsweise mag es zwischen 40 und 50 solcher Schulen geben. Das Verhältnis der Schulbesucher zur Anzahl der Kinder, welche keine Schule besuchen, ist gleichfalls unmöglich genauer festzustellen. Es kann allenfalls etwa 10% betragen, und so kann man annehmen, dass etwa 10% den Koran zu lesen vermögen. Des Lesens der geschriebenen Schrift sind in Tripolis und Umgebung ungefähr 3%, auch des Schreibens höchstens $1^1/_2$% mächtig. Von der Beduinenbevölkerung des flachen Landes und der Binnenstädtchen der Provinz ist wohl kaum Einer von Tausend zu lesen und zu schreiben mächtig.

Ad 2. Es gibt in Tripolis zwei Medressen, das sind rein theologische Lehranstalten, in welche Araberknaben nach absolvierter Volksschule *(mahallé-mektebi)* aufgenommen werden. Eine ist von einem gewissen Hadschi-Myzram in Verbindung mit einer gleichfalls von ihm erbauten Moschee gestiftet worden. Zur weiteren Erhaltung dieser Schule bestimmte der Stifter die Zinsen eines in Immobilien ad hoc angelegten Capitals (Wohnhäuser, Magazine, Backöfen etc.). In dieser Medresse sind eine Anzahl kleiner Kammern vorhanden, in denen die Studierenden unentgeltlich Wohnung nehmen können. Desgleichen erhalten sie kostenlos ihre Lebensbedürfnisse in Form von Brod, Reis, Butter etc., also in Naturalien, für deren mehr oder weniger kunstgerechte culinarische Zubereitung sie selbst zu sorgen haben. Mit Hilfe eines Holzkohlenbeckens, statt des Herdes, bewerkstelligen sie dieses nach Geschick und Neigung.

Die zweite Anstalt wird von der Stadt erhalten.

Die Theologieschüler hören, wenn sie nicht eben mit Reiskochen oder Zwiebelabschälen beschäftigt sind, die theologischen Vorträge durch acht bis zehn Jahre. Dann erhalten die absolvierten Studenten seitens ihres Lehrkörpers die *idschazetnáme*, das ist eine Bescheinigung, dass

sie sich so viel theologisches Wissen erworben haben, um auf den Titel »Chodscha« Anspruch machen und als solcher fungieren zu können.

Die Vorträge in dem »Hörsaal« der Medressen werden von »höheren Professoren«, welche hiezu die Eignung besitzen oder zu besitzen glauben, abgehalten. Dieselben haben vorerst den Bildungsweg in der Medresse zurückgelegt und sich hernach mehr oder weniger autodidaktisch vervollkommnet. Es gibt einzelne wenige Chodschas und Schriftgelehrte, welche über ein ziemlich umfangreiches theologisches Wissen verfügen — dann auch sehr viel Spreu unter diesem Weizen — aber dabei sind ihnen alle übrigen Wissenschaften bis zu nachgerade unglaublich hohem Grade fremd.

Ad 3. Obwohl die beiden türkischen »Staatsschulen« diesen etwas hochtrabenden Namen führen, so entspricht deren Lehrplan so ziemlich jenem unserer Volksschulen. Diese beiden Schulen sind:

a) Eine Vorbereitungs-Cadettenschule, *ruschdié askerié* benannt. Die Schüler in derselben sind in zwei Kategorien geschieden, in *leili* und in *n'hari*. Es sind dies arabische Worte, welche bedeuten: Nächtlinge oder Interne oder Taglinge oder Externe. Die ersteren haben in der Anstalt Wohnung und Verpflegung und eine monatlichen Löhnung von einer Medschidié (gleich vier Kronen). Hievon werden ihnen jedoch die Anschaffungskosten für Lehrbücher und Schreibmaterialien in Abzug gebracht. Es befinden sich gegenwärtig 70—80 Zöglinge als Interne *(leili)* in der Anstalt.

Die Externen *(n'hari)* besuchen die Schule nur tagsüber, erhalten weder Löhnung noch Uniform, können sich aber eine solche anschaffen und sie tragen. Deren gibt es gegenwärtig etwa 300. Der Schulunterricht für beide Kategorien ist gemeinsam. Die Schüler recrutieren sich hauptsächlich aus türkischen Officiers- und Beamtensöhnen.

In der Abtheilung der Internen befinden sich auch einige Negerknaben und Beduinenkinder aus dem Innern Tripolitaniens. Die letzteren sind durchwegs Waisenknaben, welche von der Regierung in diese Schule gegeben werden, damit sie später Officiere werden, und durch ihren »Glanz« bei ihren arabischen Stammesgenossen Lust und Liebe zum Militärdienst erwerben sollen, wozu bei denselben vorläufig eine sehr intensive Abneigung vorhanden ist. Nebenbei bemerkt, gibt es für die Bevölkerung Tripolitaniens keinerlei Militärdienstpflicht.

Die Aufnahme in beide Abtheilungen erfolgt vom 8. bis zum 15. Lebensjahre, jedoch nimmt man es mit dieser Vorschrift nach beiden Richtungen hin nicht sonderlich genau.

Der Lehrplan ist in vier Jahrgänge eingetheilt.

I. Jahrgang. Türkisch lesen und schreiben. Dictandoschreiben *(imla')*. Türkische Orthographie *(esmai-türki)*. Religionslehre und Ceremonienvorschriften *(ilm-ahlak)*.

II. Jahrgang. Anfangsgründe der französischen und der englischen Sprache für eine beschränkte Schüleranzahl der Internen, welche vom Anbeginne für den späteren Dienst in der Kriegsmarine bestimmt werden. Die vier Rechnungsarten. Zeichnen. Arabische Grammatik. Persische Grammatik. Türkische Sprachlehre.

III. Jahrgang. Fortsetzung der obgenannten Gegenstände und Geographie, eine Sammlung persischer Dichtungen *(gülistan)* und arabischer Syntax *(awamil)*.

IV. Jahrgang. Fortsetzung der obgenannten Gegenstände und kaufmännische Buchführung *(ussuli-defteri)*.

Keinerlei militärischer Drill.

Der Director der Anstalt *(mudir)* ist ein activer Major. Der gesammte Lehrkörper besteht aus activen Officieren der Armee niederen Grades, nur die Lehrer für Arabisch und Persisch sind dem Civilstande angehörig. Dieselben besorgen, da sie Chodscha sind, auch den Religionsunterricht. Alljährlich findet eine öffentliche Prüfung und eine Preisvertheilung statt. Hierauf folgen etwa zwei Monate Ferien.

Die Disciplin wird nach Maßgabe des Militärstrafgesetzes gehandhabt, mit der Ausnahme, dass die im letzteren bereits aufgehobene Prügelstrafe hier noch zu Recht besteht.

Nach absolvierter Schule beziehen die Zöglinge eine Art Militärrealschule *(idadié)* zu Konstantinopel.

b) Civilverwaltungsschule *(ruschdié-müllkie)*.

Es bestehen nur externe Schüler, und zwar 80 an der Zahl.

Sie haben ungefähr denselben Lehrplan wie die Vorbereitungs-Cadettenschule jedoch ohne fremde Sprachen. Vier Jahrgänge. Sie wird zumeist von eingeborenen Araberknaben besucht, welche vorher eine Volksschule absolviert haben. Es ist kein Schulgeld zu zahlen.

Nach Austritt aus der Schule werden die jungen Leute bei den Tripolistaner Localbehörden als Bureau-Praktikanten angestellt. Das Schullocale ist ziemlich mangelhaft. Die Leistungen in dieser Schule sind trotz des ungefähr gleichen Lehrplanes viel geringwertiger als in der Militärschule. Die Lehrkräfte werden aus der Provinzialcasse bezahlt. Die Schule untersteht dem Unterrichtsministerium *(ma'árif)* in Konstantinopel.

Dass ein eingeborener Tripolis-Araber sich irgendwo anders, z. B. nach Konstantinopel, begeben hätte, um eine höhere Ausbildung zu erlangen, ist bisher noch niemals vorgekommen.

ad 4. Die türkische Mädchenschule in Tripolis ist die erste ihrer Art und wurde vom General-Gouverneur Namyk-Pascha vor ungefähr zwei und einhalb Jahren gegründet. Er hatte zu deren Leitung eine türkische Lehrerin aus Konstantinopel verschrieben und derselben eine einheimische türkische Frau als Unterlehrerin beigestellt.

Diese Schule wird meist von Töchtern der türkischen Officiere und Beamten frequentiert. Dermalen befinden sich 71 Schülerinnen in der Schule, unter welchen jedoch auch sechs bis sieben eingeborene Arabermädchen sind.

Die Schule ist vorläufig in zwei Classen eingetheilt.

Die erste Classe, *ichtiat,* zu deutsch: Nothwendigkeit, also die Schule für das unbedingt nöthigste Wissen, besteht aus zwei Jahrgängen. Die Lehrgegenstände in denselden sind zunächst der Koran und die Religionslehre, dann die Anfangsgründe der türkischen Schrift und endlich ein wenig Rechnen bis zur Multiplication.

Die zweite Classe, *iftitahié,* zu deutsch »erste«, soll vier Jahrgänge umfassen. Da aber die Schule jetzt erst gegen drei Jahre besteht, so ist der vierte Jahrgang, welcher den Abschluss des projectierten Lehrganzen bilden soll, noch nicht vorhanden. Der Lehrplan geht aus dem zum Schlusse angeführten Schulbücher-Verzeichnis hervor.

Außer den dort erwähnten Gegenständen werden auch weibliche Handarbeiten aller Art, selbst Blumenmachen, jedoch merkwürdigerweise mit Ausnahme des Nähens, gelehrt.

Alljährlich findet zum Schulschlusse eine öffentliche Prüfung statt und werden an eine Anzahl der besten Schülerinnen Prämien, wie: Bücher, Schmuckkästchen, Seidenbänder u. dgl., vertheilt. Für dieses Jahr ist als erster Preis eine goldene Damenuhr mit Kette in Aussicht gestellt. Gelegentlich der Prüfung findet auch eine kleine Lotterie statt, in welcher die im Laufe des Schuljahres angefertigten Handarbeiten, Stickereien etc. gewonnen werden können. Der hiebei erzielte Reingewinn wird zur Deckung der Schulkosten mitverwendet, welche im übrigen bereits aus den Revenuen bereits früher vorhanden gewesener frommer Stiftungen bestritten werden sollen. Da dieselben aber auch nicht ausreichen, so steuert auch noch die Municipalitätscasse der Stadt monatlich 150 Piaster oder 30 Kronen als Gehalt für die zweite Lehrerin bei.

Die Mädchen beginnen zumeist im Alter von sechs Jahren den Schulbesuch. Sie kommen täglich, mit Ausnahme des Freitags, um circa $8^1/_2$ Uhr morgens zur Schule und verbleiben daselbst bis um 10 Uhr türkisch, das ist zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Die Unterrichtszeit ist demnach während der Winterszeit erheblich kürzer als zur Sommerszeit.

Mittags tritt eine einstündige Ruhepause ein, während welcher die Mädchen jedoch das Schulgebäude nicht verlassen dürfen. Entweder haben sie sich etwas zum Essen mitgebracht oder es wird ihnen von den Eltern nach der Schule gesendet.

Irgendwelches Schulgeld ist seitens der Schülerinnen nicht zu bezahlen, die Lehrbücher und das zu den Handarbeiten erforderliche Materiale müssen sie sich jedoch anschaffen.

Das Schulgebäude ist ein gemietetes, ziemlich luftiges Privathaus.

Obwohl diese einzige türkische Mädchenschule von Tripolis trotz der ihr zu Gebote stehenden geringfügigen Mittel verhältnismäßig ganz befriedigende Erfolge aufzuweisen hat, ziehen es viele Officiere und Beamte dennoch vor, ihre Töchter in die in Tripolis befindliche italienische Staats-Mädchenschule oder zu den französischen Nonnen gehen zu lassen, weil daselbst auch französische und italienische Sprache und besonders Musik (Clavier und Gesang) gelehrt wird, was in der türkischen Mädchenschule nicht der Fall ist und weil in der letztgenannten Schule die fanatische Seite recht wirksam gepflegt wird, womit ein großer Theil der heutigen gebildeten Türken keineswegs mehr einverstanden ist.

Der ehemalige Gouverneur Namyk-Pascha erließ seinerzeit wohl einmal ein Verbot gegen den Besuch der ausländischen Christenschulen, doch haben sich die betreffenden Eltern nicht sonderlich daran gekehrt, und ganz besonders nicht die Officiere, welche an ihrem Commandanten Marschall Redscheb-Pascha einen sehr liberalen und durchaus auf der Höhe seiner Zeit und des geistigen Fortschrittes stehenden Protector haben und sich demnach um die Verbote des Civil-

Gouverneurs nicht sehr ängstlich zu bekümmern brauchen, da sie seiner Machtbefugnis nicht unterstehen.

Die Lehrbücher der türkischen Mädchenschule zu Tripolis sind:

1. Der Koran.
2. Das Lehrbuch für die richtige Aussprache des Koran-Arabisch mit einzelnen Erklärungen sprachlich schwer verständlicher Stellen und Sätze.
3. Arabische Grammatik und Syntax *(sarf-nahib)*.
4. Türkische Fibel *(sarf-nahib)*. Beide von Mohamed Sehni-Efendi.
5. Grammatik der persischen Sprache *(rehberi-farsi)*. Von Habib-Efendi.
6. Lehrbuch der Hauswirtschaft für junge Mädchen *(idarebeitiéh kyslara maxus)*. Von Ali-Riza-Efendi.
7. Gesundheitslehre für junge Mädchen *(kyslara maxus hifzi-sahat)*. Von Halil-Riza-Efendi.
8. Kurzgefasste Geographie des osmanischen Reiches *(muchtasar dscheografia osmanié)*. Von Kolagassi (Stabshauptmann) Ali-Djewad.
9. Frauen-Correspondenz *(hanumlara muschah)*. Von Ahmed-Erib.
10. Einfaches Rechnen *(amedi hissab)*. Von Mahomed Djellal.
11. Lehrbuch der Naturlehre für Mädchen, Zoologie, Botanik und Mineralogie *(kyslara maxus malumat-nafia)*. Von Ali-Riza.
12. Anstands- und Sittenlehre für Mädchen *(kyslara maxus ilmi-ahlak)*. Von Ali-Riza.
13. Persisches Übungsbuch *(talimi farsi)*.
14. Allgemeine Geographie mit Karten *(dscheografia umumi)*.
15. Türkische Erzählungen, Lesebuch *(kiraat)*.

Alle diese Bücher sind käuflich zu haben.

Gewerbliche Schulen gibt es bis heute in Tripolis nicht.

Monatsversammlung am 10. December 1901.

Vorsitzender: F. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Herr Hofrath E. Zuckerkandl hält einen Vortrag:

Zur Morphologie des Gehirnes.

Nach einer historischen Einleitung über die Anatomie und Physiologie der Gehirnwindungen bespricht der Vortragende die Morphologie der Affenspalte (Grenzfurche zwischen Scheitel- und Hinterhauptlappen) und erörtert die Frage, ob diese für die niederen Affen und zum Theil auch für die Anthropoiden charakteristische Furche beim Menschen vorhanden, beziehungsweise an welcher Stelle der Gehirnoberfläche die Reste der Spalte zu suchen sind.

Die Affenspalte wird durch die Einmündung der Zwischenscheitelfurche in ein oben kürzeres und ein unten längeres Stück getheilt. Beim Öffnen der Spalte kommt eine tiefe Grube (Affenspaltengrube) zum Vorschein, an deren vorderer Wand sich drei kleine Windungen, Übergangswindungen genannt, finden. Die obere derselben wird von der mittleren durch den hinteren Abschnitt der Zwischenscheitelfurche geschieden. Dieser mündet häufig in die Bodenrinne der Affenspaltengrube. Schon bei den niederen Affen der alten Welt tritt zuweilen die obere Übergangswindung an die Oberfläche, ein Verhalten, welches bei den Anthropoiden und beim Menschen zur Regel gehört. Die Folge dieser Veränderung ist: 1. Die Auflösung der Affenspalte im Bereiche der oberen Übergangswindung; 2. die Etablierung einer Grenzfurche zwischen dieser Windung und dem Hinterhauptlappen; 3. die Verkürzung der Affenspalte um die Breite der genannten Übergangswindung; 4. das Auftreten einer neuen Furche an Stelle des oberen kürzeren Antheiles der Affenspalte, und 5. die Verlängerung des oberflächlichen Antheiles der Zwischenscheitelfurche.

Beim Menschen liegt auch die mittlere Übergangswindung oberflächlich, ein Verhalten, welches bei den Anthropoiden bislang nicht beobachtet wurde.

Die höchste Stufe der Ausbildung erreichen die Übergangswindungen des Affengehirnes bei einigen Affen der neuen Welt. Bei Lagothrix Humboldti und Ateles arachnoides und paniscus liegen die obere und mittlere, bei Ateles paniscus auch noch (auf einer Seite) die dritte (untere) oberflächlich. In Folge dessen wird die Affenspalte abermals verkürzt, und zwar um die Breite von zwei oder selbst aller drei Übergangswindungen. Die Affenspalte beschränkt sich auf das

Gebiet unterhalb der mittleren, beziehungsweise der unteren Übergangswindung. Die Zwischenscheitelfurche ist verlängert und geht bei Lagothrix hinten in die sogenannte quere Hinterhauptfurche (Sulcus transversus) über. Nach diesen Befunden ist klar, dass Reste der Affenspalte beim Menschen unterhalb der Übergangswindungen gesucht werden müssen, ferner dass die quere Hinterhauptfurche kein Antheil der Affenspalte sein kann. Es ist vergeblich, am menschlichen Gehirn die Affenspalte an einer Stelle zu suchen, wo sie nicht einmal mehr bei vielen Affen zu finden ist.

Der Umstand, dass bei amerikanischen Affen die Übergangswindungen eine höhere Entwicklung als bei den Anthropoiden erfahren, eine Entfaltung wie sie ähnlich nur noch beim Menschen vorkommt, regt zur Frage an, ob diese Ähnlichkeit auf Vererbung beruht oder eine Convergenzerscheinung darstellt. Da darüber, dass die Anthropoiden im System eine weit höhere Rangstellung als alle übrigen Affen einnehmen, kein Zweifel bestehen kann, so ist von vorneherein jedweder phylogenetischen Speculation der Boden entzogen. Es handelt sich vielmehr um ähnliche Bildungen bei nicht näher verwandten Formen auf Grundlage gleicher functioneller Inanspruchnahme homologer Theile der Gehirnoberfläche. Die gleiche Function hat bei weit voneinander abstehenden Wesen zweimal die gleiche Form erzeugt.

2. Herr Prof. v. Schroeder bespricht das Werk von Karl Florenz: »Japanische Mythologie« und macht weitere nachträgliche Bemerkungen zu seinem in der letzten Versammlung gehaltenen Vortrag über die jüngsten Ausgrabungen in Ost-Turkestan und legt das eben erschienene Werk des Dr. M. A. Stein darüber vor.

Ausschuss-Sitzung am 20. December 1901.

Anwesend: Vorsitzender F. Freiherr v. Andrian-Werburg, Dr. L. Bouchal, Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. V. Jagić, F. Karrer, K. Freiherr v. Schlosser, Dr. L. v. Schroeder, Dr. E. Zuckerkandl.

1. Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen.

Ludwig Barski, Präfect der Theresianischen Akademie in Wien,

Dr. Ludwig Hamburger, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien,

Dr. Anton Ritter v. Premerstein, Privatdocent, Assistent an der k. u. k. Hofbibliothek und k. k. Conservator in Wien,

Dr. Paul Schulz, k. u. k. Hofrath im Handelsministerium in Wien.

2. Herr Hofrath v. Brunner berichtet über die Verhandlungen des Comités für Statutenänderung. Die beantragten Änderungen werden vorläufig angenommen und Herr Hofrath v. Brunner und Freiherr v. Schlosser mit der Endredaction derselben beauftragt.

3. Freiherr v. Schlosser erstattet einen Bericht über den Stand der bisherigen Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft im Jahre 1901.

4. Dem Präsidenten wird über sein Ansuchen ein Urlaub für die Wintermonate ertheilt und über seinen Antrag Herr Hofrath v. Brunner zu seinem ersten Stellvertreter designiert.

Herr Prof. Karl Fuchs in Pressburg übersendet eine Mittheilung:

Rumänischer Ofen in Zernest.

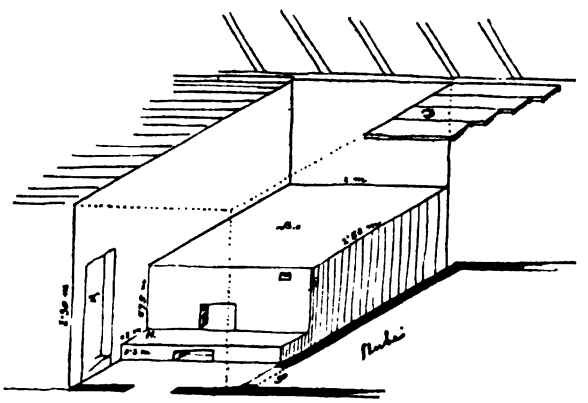


Abb. 70. Rumänischer Ofen in Zernest Nr. 170.
(*Bo* = Backofen, *K* = Kammerthür, *S* = Stubenthür, *H* = Herd, *D* = ein Stück der Stubendecke.)

Dass im sächsischen Hause das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, dafür spricht das Haus Nr. 170 in Zernest, einem heute von Rumänen bewohnten entlegenen Dorfe des Burzenlandes mit slavischem Namen, wo Haus und Hof nach sächsischer Art gebaut sind. Das Haus fiel mir dadurch auf, dass die weite Spalte unter dem Dache längs des Hauses sich thatsächlich als Rauchspalte erwies, da sie starke Spuren entweichenden Rauches zeigte. Das

Vorhaus, das zwischen Kammer und Stube liegt, hat keine Decke. Zwei Drittheile der Grundfläche nimmt der oben ebene Backofen ein, dessen Abzugsöffnung nicht sichtbar war. Vor dem Backofen bildet der Herd eine 30 *cm* hohe Stufe, in deren linker Ecke die Feuerstelle ist. Über dem Herde liegt auf Kammer- und Bodendecke ein armdicker Baum, an dem die eiserne Kette für den Kessel hängt.

Auf dem Backofen liegt heute allerlei Geräthe, er mag aber ursprünglich die Schlafstätte der Familie im Winter gewesen sein.

Das Alter des Hauses wird von der greisen Besitzerin auf mindestens 120 Jahre veranschlagt.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Achtundzwanzigster Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. 1900.

Anales del Museo nacional de Montevideo. Publicados bajo la Direccion del Prof. J. Arechavaleta. Tomo III, Entrega XX, XXI.

Bartels Max, Das medizinische Können der Naturvölker. (Separatabdruck aus dem Handbuch der Geschichte der Medizin. Herausgegeben von Dr. Max Neulinger und Dr. Julius Pagel. Band I, Verlag von G. Fischer in Jena, 1901.) 8°, S. 10—19.

Berger, Philippe, The Excavations of Carthage. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 601—614.) Washington 1900.

Blumentritt, List of Native Tribes of the Philippines and of the Languages spoken by them. (From the Smithsonian Report for 1899, pag. 527—547 with plates I—X.) Washington 1901.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 17. Serie, 1898—1899, Nr. 10—12. Lisboa 1901. 8°, S. 481—589.

Boncour, Georges Paul, Le Fémur, Étude des Modifications Squelettiques consècutives a l'Hémiplégie infantile. (Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. Fasc. V, 1900.) 8°, 60 S. Paris.

Brabrook, E. W., The past Progress and present Position of the Anthropological Sciences. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 621—636.) Washington 1900.

Bryan, William Alanson, Key to the birds of the Hawaiian Group. (Mit einem Vorwort, Index und Synonym und 15 Tafeln.) Quart, 76 S. Honolulu, H. J. Bishop Museum. Press 1901.

Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient. Revue philologique. Paraissant tous les trois mois. Premier année. Tom. I, Nr. 1. Hanoi 1901. Lex. II, 79 S.

Buschan, Dr., Die Entvölkerung Frankreichs. (Aus: »Die Umschau« Nr. 50, V. Jahrgang vom 7. December 1901.) Frankfurt a. M. S. 981—984.

Campi, L., Tombe della prima etá del ferro ed altri avanzi romani riconosciuti presso San Giacomo di Riva. (Estratto dall' »Archivio Trentino«, Anno XVI, Fasc. II.) 8°, 15 S. und 3 Tafeln.

Capitan L. und **Breuil H.,** Les grottes à Parois Gravées ou Peintes à l'Époque Paléolithique.) Separatabdruck aus: Revue de l'École d'Anthropologie de Paris.) 8°, S. 321—325.

Chantre, Ernest, L'homme Quarternaire dans le Bassin du Rhone. Étude Géologique et anthropologique. Avec 74 figures intercalées dans le texte. (Annales de l'université de Lyon. Nouvelle Serie. I. Sciences, Médecine. Fascicule 4.) Paris 1901. gr. 8°, 189 S.

Dubois, Eugène, Pithecanthropus erectus: A Form from the Ancestral Stock of Mankind. (From the Smithsonian Report of 1898, pag. 445—459 with 3 plates.) Washington 1900.

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direction des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Bd. II, Heft 3. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 8 Lichtdrucktafeln. 1901, Druck und Verlag von A. Haack in Berlin. 8°, 113 S.

Inhalt: 1. Über künstliche Körperverunstaltungen bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Colonie. (Dr. F. Fülleborn.)
2. Goldene Helme aus Columbien. (Prof. Dr. Baessler.)
3. Zur noëtischen und ethnischen Psychologie. (A. B.)
4. Bücherschau. (A. B.)

Festschrift der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich bei Anlass der Versammlung des Verbandes der Schweizerischen Geographischen Gesellschaften in Zürich im Jahre 1901. (Nebst Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1900—1901.) 8°. Zürich 1901.

Forrer, Über Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Naqada etc. in Ober-Ägypten und über europäische Parallelfunde. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte und 4 Tafeln Lichtdruck. Straßburg, 8°, 57 S.

Frobenius, L., The Origin of African Civilizations. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 637—650 with a colored Map.) Washington 1900.

Garcia, Genaro, Mexiko, Carácter de la Conquista Española en America y en Mexico según los textos de los Historiadores primitivos por —. Mexico. Oficina tipográfica de la Secretaría de Fomento 1901. gr. 8°, 451 S.

Geiger, Paul, Beitrag zur Kenntnis der Ipoh-Pfeilgifte. Mit einem Anhang: Pharmakognostische Mittheilungen über einige zur Herstellung von Ipoh verwendete Giftpflanzen. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, vorgelegt von —.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Sulla distribuzione delle intelligenze superiori in Italia. (Estratto dalla Rivista Italiana di Sociologia, Anno V, Fasc. III. Roma, Maggio-Giugno 1900.) 8°, 8 S.

— Osso nasale ripartito, postfrontale ed altri Wormiani nello scheletro facciale. (Con 7 figure.) [Estratto dal' Monitore Zoologico Italiano. Anno XII, Nr. 9, 1901.] Firenze 1901. 8°, 10 S.

— Divisione longitudinale dell' ala magna dello sfenoide (osso pretemporale). Abdruck aus dem anatomischen Anzeiger. Centralblatt für die gesammte wissenschaftliche Anatomie, herausgegeben von Dr. Karl von Bardeleben in Jena. Bd. XVIII, 1900.

— Ricerche morfologiche e craniometriche nella norma laterale e nella norma facciale. (Con 4 figure.) Auszug aus »Atti della Società Romana di Antropologia«, Vol. VII, Fasc. II.

— Sopravvivenze morfologiche in crani di alienati con una figura nel testo. (Estratto dall' Archivio di Psichiatria, Scienze Penali ed Anthropologia criminale, Vol. XXII, Fasc. 1.)

— Le origini Italiche. (Estratto dalla »Rivista di Scienze Biologiche«, pag. 11—12, Vol. II.) Como 1900.

Goeldi, Dr. Emilio A., Excavações archeologicas em 1895. Executadas pelo Museu Paraense no Littoral da Guyana Brazileira entre Oyapock e Amazonas. 1ª Parte. As cavernas funerarias artificiaes de Indios hoje extinctos no Rio Cunany (Godnany) e sua ceramica. (Memorias do Museu Paraense de Historia Natural e Ethnographia.) Pará Brazil 1900. 4°, 44 S., mit 3 Farbentafeln.

— Altindianische Begräbnishöhlen im südlichen Guyana und in demselben vorgefundene kunstvolle Töpfereiproducte. Mit 7 Abbildungen in Farbendruck. Aus: Die Schweiz. IV. Jahrgang, Heft 20, 1900.

Haeckel, Ernst, On our present Knowledge of the Origin of Man. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 461—480.) Washington 1900.

Hiersemann, Karl W., Monatliches Verzeichnis neuer Erwerbungen aus allen Litteraturgebieten. Nr. 5, 1901.

Holmes, William H., Review of the Evidence relating to Auriferous Gravel Man in California. (From the Smithsonian Report for 1899, pag. 419—472 with plates I—XVI.) Washington 1901.

Hovorka, Dr. Oscar Edler v. Zderas, Volksmedicin auf der Halbinsel Sabbioncello in Dalmatien. Mit 3 Abbildungen im Texte. (Separatabdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Bd. VIII, 1901.) 4°, 38 S.

Jankó, Dr. Johann, Magyarische Typen. Erste Serie: Die Umgebung des Balaton. Herausgegeben durch die Ethnographische Abtheilung des ung. Nationalmuseums. Mit 14 Tafeln. Budapest 1900.

Journal and Proceedings of the Hamilton Scientific Association. Session 1900—1901, Number XVII, 8°, 124 S.

Journal of the American Oriental Society. Vol. 22, Part. 1, Firsthalf 1901. New Haven.

Kaindl, Raimund Friedrich, Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Österreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Ansiedlung der Deutschen. Mit Benützung der urkundlichen Materialien aus dem Nachlasse von F. A. Wickenhauser. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, 1902. 8°, 537 S.

Karazich, List za spiski narodni život obitschaje i oredanje. August, September, October 1901.

Kraitschek, Dr. Gustav, Europäische Menschenrassen. (Separatabdruck aus Zeitschrift für Schul-Geographie. XXI. Jahrgang, III. Heft, S. 65—81.)

— Der alpine Typus. Separatabdruck aus dem Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Heft 6, 1901, 8 S.

Langkavel, Dr. B., Dogs and Savages. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 651—675.) Washington 1900.

Laufer, Heinrich Dr. Med., Beiträge zur Kenntnis der Tibetischen Medicin. I. Theil. Berlin 1900. 8°, 41 S.

Lehoczky, Tivadar, Emlékek a Régibb Vaskorból Mukács Környékén. Separatabdruck aus: Archaeologiai Értesitő 1901, 2, 3 und 4. gr. 8° mit Textillustrationen, 39 S. Budapest 1901.

Le Mois Scientifique, 3. Année, Septembre-Octobre 1901, Nr. 9—10. Revue mensuelle publiée sous la direction du Professeur H. Girard, Paris.

Letourneau, Ch., La Psychologie Ethnique. (Bibliothéque des Sciences contemporaines.) Paris, C. Reinwald Schleicher Frères, 1901. kl. 8°, 556 S.

Lipinska, Dr. M. Melanie, Histoire des Femmes Médecins depuis l'antiquité jusqu'à nos jours. Paris 1900. 8°, 568 S.

Lissauer, Dr. A., Virchow als Anthropologe. (Sonderabdruck aus der »Deutschen medicinischen Wochenschrift« 1901, Nr. 41.) 8°, 8 S.

Mayr, Albert, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta. (Mit 12 Tafeln und 7 Plänen.) [Aus den Abhandlungen der bayer. Akademie der Wiss. I. Cl., Bd. XXI, III. Abth.] München 1901. 4°, 645 bis 726 S.

Morselli, Enrico, Il Precursore dell' Uomo. (Pithecantropus Duboisii.) Nota riassuntiva. Genova Fratelli Carlini, 1901. 8°, 19 S.

Mortillet, G. A. de, Le Préhistorique, origine et antiquité de l'homme. 121 figures dans le texte. Troisième édition. Paris 1900.

Nehring, Dr. Alfred, Über Herberstain und Hirsfogel. Beiträge zur Kenntnis ihres Lebens und ihrer Werke. Mit 10 Abbildungen im Text. Berlin 1897.

Peiser, F. E., A Sketch of Babylonian Society. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 579—599.) 8°. Washington 1901.

Pittard, Eugène, Note préliminaire sur l'éthnologie de la Savoie et de la Haute-Savoie. (Extrait du »Globe«. journal géographique, Organe de la société de Géographie de Genéve. Tom. XXXIX, Bulletin.) Sur une trépanation préhistorique de l'âge du bronze. Communiqué à la Société de physique et histoire naturelle de Genève dans sa séance du 16 mars 1899.

— Quelques comparisons sexuelles de crânes anciens de la vallée du Rhone (Valais). [Extrait de l'Anthropologie.]

— Étude de diverses séries de crânes anciens de la vallée du Rhone (Valais). 8°, 157 S.

Ploss, Dr. H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 11 lithographischen Tafeln und circa 610 Abbildungen im Text. Lieferung 1—5.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series V—VI, Nr. 1—3. Dublin 1900.

Putnam, Fred W., A Problem in American Anthropology. (From the Smithsonian Report for 1899, pag. 473 bis 486.) 8°. Washington 1901.

Rouffaer, G. P. und **Dr. H. H. Juynboll,** Die indische Batikkunst und ihre Geschichte. Bd. II. Fol. S. 25 bis 112, mit 19 Tafeln. Druck und Verlag von H. Kleinmann und Co., Haarlem, Holland.

Sante de Santis, Dr., Die Träume. Medizinisch-psychologische Untersuchungen von —. Autorisirte und durch zahlreiche Nachträge des Verfassers erweiterte Übersetzung von Dr. O. Schmidt, nebst Einführung von Dr. P. J. Möbius. Halle a. S., Verlag von Karl Marhold, 1901. 8°, VII + 256.

Saville, M. H., A Shell Gorget from the Huasteca, Mexico. Extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIII, pag. 99—103.

— An Onix Jar from Mexico, in Process of Manufacture. Extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIII, pag 105—107. New-York 1900.

— Cruciform Structures near Mitta. Extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIII, pag. 201—218. New-York 1900.

— A votive Adze of Jadeite from Mexico. Reprinted from Monumental Records for May 1900.

— Exploration of Zapotecan Tombs in Southern Mexico. (From the American Anthropologist. [N. S.] Vol. I, April 1899.)

Schaaffhausen, Hermann, Anthropologische Studien. IX + 677 S. 8°. Bonn, bei Adolph Marcus, 1885.

Schoetensack, Dr. Otto, Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form. (Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 27. Juli 1901.) Sonderabdruck aus: Verhandlungen des Naturhistorisch-Medizinischen Vereines zu Heidelberg. N. F., Bd. VII. 1. Heft. Heidelberg 1901. 8°, S. 107—138.

— Sur les Fibules paléolithiques et spécialement sur celles de Veyriez (Haute Savoie). [Tirage à part de l'indicateur d'Antiquités Suisses, Nr. 1, 1901.] gr. 8°, 13 S. mit 22 Illustrationen im Text. Duplo.

Seler, Dr. Eduard, Das Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung. Eine altmexikanische Bilderhandschrift der Bibliothéque Nationale in Paris. (Manuscrits Mexicains Nr. 18—19.) Auf Kosten Sr. Excellenz des Herzogs von Loubat herausgegeben. Mit Einleitung und Erläuterungen. Berlin 1900.

Školski vjesnik, stručni List zemaljske Vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Ljuboje Dlustuš. VIII. 1901, 5—8. Sarajevo 1901. 8°, S. 309—488.

Stoll, Dr. Otto, Die Erhebungen über Volksmedizin in der Schweiz. (Sonderabdruck aus dem »Schweiz. Archiv für Volkskunde«, Bd. V, 1901.) 8°, 44 S.

Stratz, Dr. C. H., Die Rassenschönheit des Weibes. (Mit 226 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte in Farbendruck.) 8°, XVI + 350 S. Stuttgart 1901, Verlag von Ferdinand Enke.

Strebel, Herman, The Sculptures of Santa Lucia Cozumahualpa, Guatemala, in the Ethnological Museum of Berlin. (From the Smithsonian Report for 1849, pag. 549—561 with Plates I—XI.) Washington 1901.

Szombathy, Josef, Das Grabfeld zu Idria bei Bača in der Grafschaft Görz, mit 231 Abbildungen im Texte. (Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Nr. 5, 1901, separat abgedruckt.)

Teumin, Sara, Topographisch-anthropometrische Untersuchungen über die Proportionsverhältnisse des weiblichen Körpers. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde einer Hohen medizinischen Facultät der Universität Zürich, vorgelegt von —. (Aus dem Anthropologischen Laboratorium der Universitat Zürich.) 4°, 54 S.

Tietze, Dr. Federico, La simetria del cranio negli alienati. (Estratto dal Periodico Rivista Veneta di Scienze Mediche. Anno XVII°, Fasc. VII°, 15 Ottobre 1900.)

Trojanović, Dr. Sima, Alterthümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben. Mit acht eingedruckten Abbildungen. (Sonderabdruck aus dem »Archiv für Anthropologie«. Bd. XXVII, 1. Heft.) Braunschweig 1900.

Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XXIV, Part. II. (With three plates.) Edited by Prof. R. Tate. Issued December 1900. Adelaide.

— — — Vol. XXV, Part. I. Edited by Prof. Ralph Tate. Issued August 1901. Adelaide. W. C. Rigby, 14 King William Street. 8°, 62 S. mit 3 Tafeln.

Udden, Joh. Aug., An old Indian Village. Published by the authority of the Board of Directors of Augustana College and Theological Seminary, Rockisland, Ill. 1900.

Visser, Dr. M. W. v., De Grecorum diis non referentibus speciem humanam. Leiden 1900.

Volkslied, Das Deutsche. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Unter der Leitung von Dr. Josef Pommer und Hans Fraungruber. Herausgegeben von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 2. Jahrgang, 9. Heft, 1900.

Walkins, J. Elfreth, The Transportation and Lifting of heavy Bodies by the Ancients. (From the Smithsonian Report for 1798, pag. 615—619 with four plates.) Washington 1901.

Weber, F., Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern. I. Zu den römischen Perioden. (Separatabdruck aus Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. XIII, 4. Heft.)

Wilda, Johannes, Von Hongkong nach Moskau. Ostasiatische Reisen von —. (Mit 53 Illustrationen, einem fascimilierten Brief des Freiherrn von Ketteler und einer Karte der Reiseroute des Verfassers.) Altenburg, S.-A., Verlag von Stephan Geibel. 1902. 8°, 312 S.

Wilser, Dr. Ludwig, Die »Kruger-Penkasche Hypothese«. Ein Beitrag zur Geschichte der arischen Frage. (Sonderabdruck aus Bd. XLVIII, Nr. 9 des Globus.)

— Rassen und Völker. Vortrag gehalten auf dem VII. intern. Geographen-Congress in Berlin im Jahre 1899. (Sonderabdruck aus den Verhandlungen des VII. intern. Geographen-Congresses in Berlin.) Berlin 1900. S. 587—597.

— Geschichte und Bedeutung der Schädelmessung. (Sonderabdruck aus: »Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereines zu Heidelberg«. N. F., VI. Bd., 5. Heft.) Heidelberg 1901. 8°, S. 449—470.

— Die nordeuropäische Rasse, Homo europaeus Linné. 8°, 15 S.

Wimmer, Ludw. F. A., De Danske Runemindesmäker undersagte og tolkede af —. Afbildingerne udforte af J. Magnus Petersen. Andet Bind Runestenene. I Jylland. Kobenhagen 1899—1901. Folio, 502 S.

Winkler, Captain, On Sea Charts formerly used in the Marshall Islands, with Notices on the Navigation of these Islanders in General. (From the Smithsonian Report for 1899, pag. 487—508 with plates) Washington 1901.

Woldřich, Dr. J. N., Lagerplatz der diluvialen Menschen und seine Culturstufe in der Jenerálka bei Prag. [Separatabdruck aus dem: »Bull. internat. de l'Académie des Sciences de Bohême«. 1901. (Ausführlicher Auszug aus der Abhandlung Nr. 1, Jahrg. IX (1900) der »Rozpravy« der Česká Akademie cis. Frant. Josefa.)] Mit 15 Textillustrationen und 12 Tafeln im Original. Prag 1901. 8°, 21 S.

Zdekauer, Über die Sundainseln nach Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel. Trautenau 1899.

Želizko, N. V., Archaeologické nálezy z okolí Horažďovic. Archäologische Funde aus der Umgebung von Horazdiowitz. Prag 1900.

— Bericht über den Fund eines Rhinoceros-Skelettes im diluvialen Lehm zu Blato bei Chrudim (Ost-Böhmen). Separatabdruck aus den Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt. 1900, Nr. 13 und 14. Wien 1900.

— Johann Kuśta und seine Forschungen i. d. Station des diluvialen Menschen in Lubna (in czechischer Sprache). Časlau 1900.

— Über die Anwendung und Verzierung der Menschenschädel in der prähistorischen Periode, mit Rücksicht auf die Jetztzeit (Aus dem Böhmischen russisch übersetzt von Prof. A. Kašpar,

russ. kais. Rath). (Separatabdruck aus »Izvěstij« der Taurischen Gelehrten-Commission. Simferopol 1901.

Zweihundertjahrfeier, Die — der königlich-preußischen Akademie der Wissenschaften am 19. und 20. März 1900.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte an deutschen Universitäten im Sommersemester 1901.

Berlin.

Vierkandt: Völkerpsychologie 2.
v. Luschan: Physische Anthropologie 2.
— Anthropologie von Vorderasien und Europa 1.
— Völkerkunde von Ostafrika 1.
— Colloquium 2.
— Anthropologische Übungen 4.
— Wissenschaftliche Arbeiten, ethnologische Übungen täglich.
v. d. Steinen: Kunst und Ornamentik bei den Naturvölkern 1.
— Ethnographische Übungen.
Seler: Religion und Cultus der alten Mexikaner 2.
— Mexikanische Texte 1.
— Maya-Stämme 2.
Ehrenreich: Culturzustände der Indianer Nordamerikas 1.

Breslau.

Frech: Urgeschichte des Menschen 1.
Thilenius: Anthropologie und Ethnologie der oceanischen Völker mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Colonien 2.

Freiburg im Breisgau.

Reckendorf: Die Cultur der arabischen Heidenzeit 1.
Fischer: Physische Anthropologie 2.

Genf.

Pittard: Anthropologie des criminels 1.

Gießen.

Sievers: Völkerkunde und Anthropogeographie 2.

Göttingen.

Wagner: Anthropogeographie 4.

Heidelberg.

Crusius: Griechische Volkskunde (Privatalterthümer, Sitte und Brauch, Volksüberlieferung) 2.
Scherrer: Entwicklungsgeschichte der Menschheit 2.

Königsberg.

Hahn: Ethnographische Übersicht der Erde 3.

Leipzig.

Weule: Die deutschen Colonien in Afrika geogr., ethnog. u. wirtschaftl., mit Demonstrat. und Rundgängen im Museum für Völkerkunde 2.
— Einleitung in das Studium der Urgeschichte der Menschheit 1.
— Leitung prakt. und wissenschaftl. Arbeiten im Museum für Völkerkunde.

Wien.

Haberlandt: Österreichische Volkskunde 1.
Hein: Ethnographie von Australien 2.
— Ethnographische Übungen 1.
Hoernes: Die Pfahlbauten Europas 3.

Zürich.

Martin: Allgem. physische Anthropologie 1.
— Anthropometrie 2.
— Kraniometrische und osteometrische Übungen 2.
— Anthropol. Vollprkt. tägl.
— Entwicklungsgeschichte des Menschen 1.
Heierli: Urgeschichte der Technik (Töpferei, Weberei, Metallurgie) 1.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Mitglieder-Verzeichnis . . . . . [3]
Schriftentausch-Verzeichnis . . . . . [14]
Monatsversammlung am 8. Jänner 1901 . . . . . [18]
Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1901 . . . . . [18]
Monatsversammlung am 12. Februar 1901 . . . . . [20]
Hein: Opferkröten . . . . . [20]
Bouchal: Die Besiedlung Indonesiens und Oceaniens . . . . . [22]
Ausschuss-Sitzung am 5. März 1901 . . . . . [22]
Jahresversammlung am 12. März 1901 . . . . . [23]
Jahresbericht des Präsidenten . . . . . [23]
Rechnungs-Abschluss . . . . . [27]
Wahlen . . . . . [27]
Bericht über die im Jahre 1900 durchgeführten Arbeiten . . . . . [29]
Straberger: Ansiedlungen aus der jüngeren Steinzeit im Löß bei Mauthausen . . . . . [29]
Petter: Die im Bereiche des Salzburger Museums Carolino-Augusteum im Jahre 1900 erzielten Resultate von Forschungen und Erwerbungen auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte . . . . . [30]
Jenny: Die im Jahre 1900 in Vorarlberg gemachten Funde . . . . . [31]
Frankl: Die im Jahre 1900 in Kärnten gemachten Funde aus historischer, römischer und prähistorischer Zeit . . . . . [31]
Szombathy: Grabungen in Krain . . . . . [32]
Marchesetti: Die im Jahre 1900 bei Triest ausgeführten Arbeiten auf prähistorischem Gebiete [32]
Moser: Höhlenforschungen im Küstenlande . . . . . [33]
Bulić: Die neuesten Erwerbungen des Museums in Spalato . . . . . [34]
Hovorka: Ethnographische Arbeiten in Dalmatien . . . . . [34]
Čermak: Prähistorische Funde in Böhmen, Dalmatien, Montenegro und Griechenland . . . . [34]
Želízko: Die prähistorischen Forschungen in Böhmen . . . . . [35]
Rzehak: Bericht über die Erwerbungen des mährischen Landesmuseums im Jahre 1900 . . . [36]
Knies: Ausgrabungen in der Balcarhöhle bei Ostrow im Jahre 1900 . . . . . [36]
Gerlich: Gräberfunde in Mähren . . . . . [38]
Kaindl: Grabungen und volkskundliche Publicationen . . . . . [38]
Truhelka: Die Thätigkeit des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums im Jahre 1900 . . [39]
Mattula: Prähistorische Ansiedlungen . . . . . [39]
Schuchardt: Basken und Romanen . . . . . [40]
Strobl: Von der diluvialen Fundstelle auf dem »Hundssteig« in Krems . . . . . [42]
Hoernes: Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen) . . . . . [49]
Außerordentliche Versammlung am 19. März 1901 . . . . . [50]
Schaffer: Das heutige Cilicien . . . . . [51]
Inama-Sternegg: Discussion . . . . . [54]
Monats-Versammlung am 2. April 1901 . . . . . [54]
Nachruf auf Gundaker Graf Wurmbrand . . . . . [54]
Nachruf auf Leopold Rosenberg und Karl Maria Faber . . . . . [55]
Neue Publicationen Tappeiners . . . . . [55]
Inama-Sternegg: Der erste amerikanische Census in Cuba und Portorico 1899 . . . . . [56]
Hein: Die Ceremonie des neuen Feuers bei den Hopi-Indianern . . . . . [64]
Außerordentliche Versammlung am 16. April 1901 . . . . . [64]
Seler: Die neuen Ausgrabungen am Orte des großen Tempels in Mexico . . . . . [64]
Außerordentliche Versammlung am 19. April 1901 . . . . . [65]
Cäcile Seler: Reisebilder aus Mexico und Guatemala . . . . . [65]
Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 10. Mai 1901 . . . . . [66]

Seite

Ausschuss-Sitzung am 10. Mai 1901 . . . . . [66]
Excursion nach Mödling am 12. Mai 1901 . . . . . [67]
Monatsversammlung am 14. Mai 1901 . . . . . [74]
Szombathy: Die Markhöhle in den langen Knochen des Elephas primigenius . . . . . [74]
Makowsky: Discussion . . . . . [85]
Szombathy: » . . . . . [86], [88]
Toldt: » . . . . . [87]
Szombathy: Über die Höhenlage des Ohres an der Statue Ramses des Großen . . . . . [89]
Yamasaki: Erdställe in Japan . . . . . [90]
Toldt: Über einen neuen Messzirkel . . . . . [93]
Excursion nach Linz und Hallstatt vom 25. bis 27. Mai 1901 . . . . . [94]
Straberger: Fundbericht . . . . . [96], [97], [99]
Commenda: » . . . . . [96]
Much: Discussion . . . . . [98], [101], [102]
Hoernes: » . . . . . [100], [102]
Szombathy: » . . . . . [100]—[103]
Reischek: » . . . . . [101]
Excursion nach Krems und Göttweig am 9. Juni 1901 . . . . . [107]
Excursion nach Kreuzenstein und Ober-Gänserndorf am 16. Juni 1901 . . . . . [108]
Andrian-Werburg: Die Feier des 40jährigen Bestandes der Société d'Anthropologie in Paris [110]
Tappeiner: Alte Erinnerungen an Fragen der Anthropologie . . . . . [111]
Netolitzky: Beitrag zur Bestimmung verkohlter vorgeschichtlicher Nahrungsmittel . . . . . [111]
Jelinek: Eine neuentdeckte Gräberstätte im königlichen Thiergarten zu Bubenč bei Prag . . [113]
Teutsch: Neue Funde aus der Umgebung von Kronstadt . . . . . [114]
Much: Zur prähistorischen Trepanation . . . . . [117]
Bünker: Opfergaben für den heiligen Wolfgang . . . . . [118]
Bünker: Das Tafelngehen zu Plessnitz in Kärnten . . . . . [119]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [121]
Ausschuss-Sitzung am 29. October 1901 . . . . . [125]
Ausschuss-Sitzung am 11. November 1901 . . . . . [126]
Monats-Versammlung am 12. November 1901 . . . . . [126]
Sieger: Nachruf auf Wilhelm Tomaschek . . . . . [127]
Schröder: »Lihgo«, Refrain in den Sonnwendliedern der Letten . . . . . [127]
Hein: Discussion . . . . . [127]
Hein: Eine Medicinpfeife der Payaguá-Indianer . . . . . [128]
Hein: Reliefplatte von Benin . . . . . [129]
Woldřich: Zur Frage über das Alter der auf den italienischen Inseln vorgefundenen fossilen Thierreste und menschlichen Artefacte . . . . . [129]
Ausschuss-Sitzung am 26. November 1901 . . . . . [131]
Außerordentliche Versammlung am 29. November 1901 . . . . . [132]
Andrian: Russische Volkszaubersprüche . . . . . [132]
Schroeder: Neue Entdeckungen in Ost-Turkestan und Kansu . . . . . [139]
Hein: Vorlage einiger von Dr. Niederleithinger gesandten menschlichen Skelettresten und einer Bronzenadel . . . . . [141]
Hein: Schoetensacks Abhandlung: Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form . . . . . [141]
Andrian: Discussion . . . . . [141]
Eisenstein, Freiherr von: Das Schulwesen in Tripolitanien . . . . . [142]
Monatsversammlung am 10. December 1901 . . . . . [146]
Zuckerkandl, Dr. E.: Morphologie des Gehirnes . . . . . [146]
Ausschuss-Sitzung am 20. December 1901 . . . . . [147]
Fuchs Karl: Rumänischer Ofen in Zernest . . . . . [147]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [148]
Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte an deutschen Universitäten im Sommersemester 1901 . . . . . [152]

TAFEL I.

Das *Os frontale,* der *Margo supraorbitalis* und Theile des *Os temporale* des *Homo* von Krapina.

Tafel I.

Abb. 1. Frontalstück in natürlicher Größe.

Abb. 1*a*. Seitenansicht desselben mit hinzupunktiertem Supraorbitalrand.

Abb. 2. Rechtsseitiger Supraorbitalrand mit einem geringen Stirnfragmente in natürlicher Größe.

Abb. 3. Linksseitiger Orbitalrand in natürlicher Größe.

Abb. 3*a*. Derselbe von der Seite gesehen, um die Dicke und Protraction des Randes zu zeigen.

Abb. 4. Das rechtsseitige *Os temporale* mit dem *Processus mastoideus* und *Os tympanicum* in natürlicher Größe.

Abb. 5. Der rechtsseitige, stark reducierte *Processus mastoideus* mit einem Theil des *Os tympanicum*. (Nach der Natur in natürlicher Größe gezeichnet.)

Abb. 6. Der rechtsseitige *Meatus auditorius* mit dem *Os tympanicum* in natürlicher Größe.

Abb. 7. Der rechtsseitige *Processus mastoideus* mit dem *Os tympanicum* und der kräftigen *Linea temporalis* in natürlicher Größe.

Abb. 8. Der rechte *Meatus auditorius* mit dem *Os tympanicum* in natürlicher Größe.

Abb. 9. Das linksseitige Temporalstück mit einem Theile des *Meatus auditorius*, der *Fossa glenoidalis* und dem *Processus zygomaticus* in natürlicher Größe.

Abb. 1.

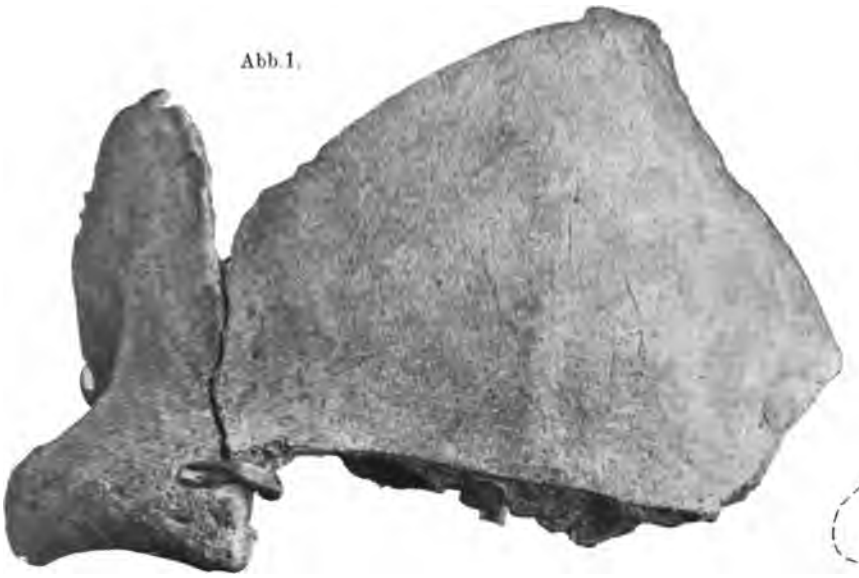


Abb. 1a.

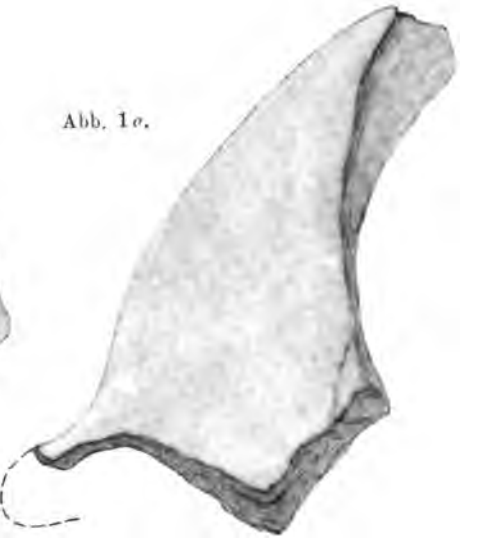


Abb. 4.

Abb. 5.

Abb. 2.

Abb. 9.

Abb. 6.

Abb. 3.

Abb. 8.

Abb. 7.

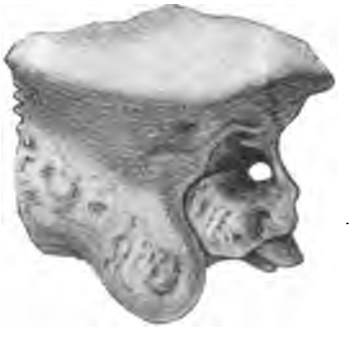


Abb. 3a.

TAFEL II.

Ober- und Unterkiefer, Molar, *Processus zygomaticus* und Finger des *Homo* von Krapina.

Tafel II.

Abb. 1. Vorderansicht des linksseitigen Oberkiefers mit sechs Zähnen und der prägnanten *Fossa praenasalis;* unbedeutend über die natürliche Größe.

Abb. 1*a*. Innere Ansicht desselben, den *Processus palatinus* und das große *Foramen incisivum* zeigend.

Abb. 2. Der linke Oberkiefer mit vier Zähnen von innen, in natürlicher Größe.

Abb. 3. Der linke Unterkiefer mit fünf Zähnen; Ansicht von außen, das große *Foramen mentale* zeigend.

Abb. 3*a*. Derselbe von innen mit der tief eingedrückten *Fovea submaxillaris* und den Ansatzstellen des *Musculus genioglossus* und *Musculus geniohyoideus*.

Abb. 3*b*. Derselbe, jedoch im Durchschnitt beim I dargestellt.

Abb. 4. Der linke Unterkieferast mit dem großen *Foramen mandibulare* und ohne *Sulcus mylo-hyoideus*.

Abb. 5. Der rechte Unterkieferast mit dem *Sulcus mylo-hyoideus* und dem knotigen *Angulus mandibularis*.

Abb. 6. Der hintere Corpustheil des linken Unterkiefers mit starker *Fovea submaxillaris*.

Abb. 6*a*. Derselbe von oben, um die Alveolen der Molaren und die Dicke des Kiefers zu veranschaulichen.

Abb. 7. *Meatus auditorius* mit einem Theil der *Fossa glenoidalis* von der Seite, um den starken *Processus zygomaticus* anzuzeigen.

Abb. 8. Das zweite Glied des ersten Fingers der linken Hand von oben und unten, in natürlicher Größe.

Abb. 9. Die Krone des M_2 des rechten Oberkiefers, $4^1/_3$mal vergrößert.

Abb. 1.

Abb. 1a.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 3a.

Abb. 3b.

Abb. 4.

Abb. 8.

Abb. 7.

Abb. 6a.

Abb. 6.

Abb. 5.

Abb. 9.

TAFEL III.

Zähne des *Homo* von Krapina, und zwar noch ungebrauchte der zweiten Dentitionsperiode (Abb. 1 – 6) als auch solche erwachsener Individuen (Abb. 7 – 15).

Tafel III.

Abb. 1. Der obere innere *Incisiv* der zweiten Dentitionsperiode von innen (noch nicht in Function gewesen), fast $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 1*a*. Derselbe Zahn, fast 3mal vergrößert, um die inneren Schmelzfalten, die Einkerbungen der Zahnschneide und die Randfalten zu zeigen.

Abb. 2. Ein oberer *Canin* von innen, $^3/_2$mal vergrößert (zweite Dentitionsperiode).

Abb. 3. Der vordere untere *Prämolar* des rechten Unterkiefers, in $^3/_2$maliger Vergrößerung (zweite Dentitionsperiode).

Abb. 3*a*. Derselbe Zahn, ca. 3·5mal vergrößert, um die radialen Schmelzfalten zu veranschaulichen.

Abb. 4. Der (?) obere M_2 der zweiten Dentitionsperiode, ca. $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 5. Der untere linke M_2 der zweiten Dentitionsperiode, in ca. $^3/_2$maliger Vergrößerung.

Abb. 6. Der untere linke M_1 der zweiten Dentitionsperiode, in $^3/_2$maliger Vergrößerung.

Abb. 6*a*. Derselbe Zahn, ca. 4·2mal vergrößert.

Abb. 7. Der obere innere *Incisiv* eines erwachsenen Individuums von innen, ca. $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 8. Ein ebensolcher Zahn.

Abb. 9. Ein äußerer *Incisiv* eines erwachsenen Individuums, in ca. $^3/_2$maliger Vergrößerung, mit bloß einer inneren, jedoch vergrößerten Schmelzfalte.

Abb. 10. Ein ebensolcher Zahn mit sehr stark entwickeltem und theilweise abgesondertem Schmelz-Talon, im Halbprofil dargestellt.

Abb. 11. Ein M_3 mit schön entwickelten Schmelzfalten, in ca. 1·6maliger Vergrößerung.

Abb. 11*a*. Derselbe Zahn, ca. 4·2mal vergrößert.

Abb. 12. Der linke untere M_2, fast $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 12*a*. Derselbe Zahn, fast $4^1/_2$mal vergrößert.

Abb. 13. Der rechte obere M_2, ca. $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 13*a*. Derselbe Zahn, in ca. 3·3maliger Vergrößerung.

Abb. 14. Ein M_3, in ca. $^3/_2$maliger Vergrößerung.

Abb. 14*a*. Derselbe Zahn, ca. 4·5mal vergrößert.

Abb. 15. Ein M_3, zum Theil abgebrochen, 1·6mal vergrößert.

Abb. 15*a*. Derselbe Zahn, 3mal vergrößert.

Sämmtliche Zähne, insbesondere die Vergrößerungen, hat mein Freund Prof. *F. Šandor* mit größter Bereitwilligkeit durchgeführt, wobei ihm auch Herr *Malčević*, Assistent des zoologischen Nationalmuseums, behilflich war.

Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 1*a*.

Abb. 3*a*.

Abb. 6*a*.

Abb. 7.

Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 13*a*.

Abb. 12*a*.

Abb. 11*a*.

Abb. 14*a*.

Abb. 15*a*.

Abb. 15.

Abb. 14.

Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 13.

TAFEL IV.

Die Knochen- und Steingeräthe des *Homo* von Krapina.

Tafel IV.

Abb. 1. Eine Knochenaxt, aus einer Tibia angefertigt, in natürlicher Größe.

Abb. 2. Ein dreikantiges spitzes Knochengeräth aus einem (?) Radius-Ulna-Stück (Bos) angefertigt; die Spitze leider weggebrochen. Etwas unter der natürlichen Größe.

Abb. 3—10. Steingeräthe, und zwar: *Schaber* und *Spitzen,* wovon die in Abb. 3, 4, 5, 6 aus dunklem, 7 aus grünem, 8 aus ebensolchem, nur jetzt schon gelb verwittertem Feuersteine, 9 aus gelblichgrauem *Opal* und endlich Abb. 10 aus hellbläulichem, gelbgeflecktem *Chalcedon* angefertigt sind. Sämmtliche Geräthe wurden aus Geröllen gemacht. Fast alles in natürlicher Größe.

Bemerkung: Alle beschriebenen und abgebildeten Überreste werden im geologisch-paläontologischen Nationalmuseum zu *Agram* aufbewahrt.

Abb. 4.

Abb. 1.

Abb. 7.

Abb. 2.

Abb. 5.

Abb. 3.

Abb. 9.

Abb. 8.

Abb. 6.

Abb. 10.

REGISTER.

A. AUTOREN-REGISTER.

Seite

Andrian-Werburg: Bericht über die im Jahre 1900 durchgeführten Arbeiten . . . . . [29]

Andrian-Werburg, Dr. Ferd. Freiherr von: Bericht über die Feier des 40jährigen Bestandes der Société d'Anthropologie in Paris . . . . . [110]

— Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker 225

— Russische Volkszaubersprüche . . . . . [132]

— Discussion . . . . . [141]

— Literaturberichte 357, 366

Benedikt: Literaturbericht 201

Blümml E. K.: Literaturberichte . . . . . 299, 359, 360, 367, 368—371, 373

Bouchal, Dr. Leo: Die Besiedelung Indonesiens und Oceaniens . . . . . [22]

— Literaturbericht 220

Bünker J. R.: Opfergaben für den heiligen Wolfgang . . . . . [118]

— Das Tafelngehen zu Plessnitz in Kärnten . . . . . [119]

Bugiel W.: Literaturberichte 92, 94, 214, 361, 364, 372

Bulić: Die neuesten Erwerbungen des Museums in Spalato . . . . . [34]

Čermak Clemens: Prähistorische Funde in Böhmen, Dalmatien, Montenegro und Griechenland . . [34]

— Literaturbericht 93

Eisenstein, Richard Freiherr von und zu: Das Schulwesen in Tripolitanien . . . . . [142]

Eysn Marie: Nekrolog auf Karl Weinhold 297

— Literaturbericht 368

Frankl, Dr. O.: Bericht über die im Jahre 1900 in Kärnten gemachten Funde . . . . . [31]

Fuchs Karl: Der Burzenländer Hof 275

— Über das Székler Haus 334

— Rumänischer Ofen in Zernest . . . . . [147]

Gerlich Karl: Gräberfunde in Mähren . . . . . [38]

Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien 164

Hagberg Louise: Nekrolog auf Arthur Hazelius 38

Heger Franz: Nekrolog auf Gustav Bancalari 71

Hein, Dr. Wilhelm: Opferkröten 20

— Die Ceremonie des neuen Feuers bei den Hopi-Indianern . . . . . [64]

— Excursion nach Mödling . . . . . [67]

— Excursion nach Linz und Hallstatt . . . . . [94]

— Excursion nach Krems und Göttweig . . . . . [107]

— Excursion nach Kreuzenstein und Ober-Gänsernsdorf . . . . . [108]

— Discussion . . . . . [127]

— Eine Medicinpfeife der Payaguà-Indianer . . . . . [128]

— Reliefplatte von Benin . . . . . [129]

— Vorlage von bei Wilfersdorf (N.-Ö.) gefundenen und von Herrn Dr. Niederleithinger übersendeten menschlichen Skeletresten und einer Bronzenadel . . . . . [141]

— Schoetensacks Abhandlung: Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form . . . . . [141]

— Literaturberichte . . . . . 88, 91, 98, 106, 107, 219—223, 375

Herman Otto: Die Fängigkeit der Fischzäune und Fischreusen 38

Seite

Hoernes, Dr. Moriz: Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen) . . . . . [49]
— Gelegentlich der Excursion in Linz . . . . . [100], [102]
— Literaturberichte 112, 202, 207, 213
Holl, Dr. Moriz: Mozarts Ohr 1
Hovorka, Dr. Oskar: Ethnographische Arbeiten in Dalmatien . . . . . [34]
Inama-Sternegg, Dr. K. Th. v.: Discussion . . . . . [54]
— Nachruf auf Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach . . . . . [54]
— Nachruf auf Leopold Rosenberg und Dr. Karl Maria Faber . . . . . [55]
— Vorlage neuer Publicationen Tappeiners . . . . . [55]
— Der erste amerikanische Census in Cuba und Portoricco 1899 . . . . . [56]
Jelinek Břetislav: Eine neu entdeckte Gräberstätte im königl. Thiergarten zu Bubenč bei Prag . . [113]
Jenny: Die im Jahre 1900 in Vorarlberg gemachten Funde . . . . . [31]
Kaindl, Dr. R. F.: Grabungen und volkskundliche Publicationen . . . . . [38]
Knies Jan: Ausgrabungen der Balcarhöhle bei Ostrow im Jahre 1900 . . . . . [36]
Kohn Emerich: Literaturbericht 213
Koudelka Florian: Literaturbericht 214
Kraitschek, Dr. Gustav: Literaturbericht 349
Kretschmer, Dr. Paul: Das Märchen von Blaubart 62
Kühnert, Dr. F.: Literaturbericht 376
Lanz-Liebenfels J.: Literaturbericht 90
Lasch, Dr. Richard: Die Verstümmelung der Zähne in Amerika und Bemerkungen zur Zahndeformierung im Allgemeinen 13
— Literaturberichte 89, 374
Makowsky A.: Discussion . . . . . [85]
Mattula Ludwig: Prähistorische Ansiedelungen . . . . . [39]
Marchesetti, Dr. Carlo de: Die im Jahre 1900 bei Triest ausgeführten Arbeiten auf prähistorischem Gebiete . . . . . [32]
— Literaturbericht 109
Moser, Dr. Karl: Höhlenforschungen im Küstenlande . . . . . [33]
Much, Dr. Math.: Zur prähistorischen Trepanation . . . . . [117]
— Gelegentlich der Excursion in Linz . . . . . [96], [98], [100], [102], [103]
— Literaturberichte 205, 351
Netolitzky, Dr. Fritz: Beitrag zur Bestimmung verkohlter vorgeschichtlicher Nahrungsmittel . . . . [111]
Penka Karl: Literaturbericht 349
Petter, Dr. Alex.: Bericht über die Resultate der Forschungen auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1900 . . . . . [30]
Preen, H. v.: Opferungen aus Thonkopfurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach 52
Reinecke, Dr. P.: Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall 340
Richlý H.: Literaturbericht 352
Rzehak A.: Bericht über die Erwerbungen des mährischen Landesmuseums im Jahre 1900 . . . . [36]
Schaffer, Dr. F.: Das heutige Cilicien . . . . . [51]
Schroeder, Dr. Leopold von: »Lihgo«, Refrain in den Sonnwendliedern der Letten . . . . . [127]
— Neue Entdeckungen in Ost-Turkestan und Kansu . . . . . [139]
— Florenz: Japanische Literatur . . . . . [147]
— Literaturbericht 97
Schuchardt, Dr. Hugo: Basken und Romanen . . . . . [40]
Seler, Dr. Eduard: Die Ausgrabungen am Orte des Haupttempels in Mexico 113
— Die Huichol-Indianer des Staates Jalisco in Mexico 138
Seler Cäcilie: Reisebilder aus Mexico und Guatemala . . . . . [65]
Sieger, Dr. R.: Nachruf auf Wilhelm Tomaschek . . . . . 345, [127]
Straberger J.: Ansiedelungen aus der jüngeren Steinzeit in Löß bei Mauthausen . . . . . [29]
— Gelegentlich der Excursion in Linz . . . . . [96], [99]
Strebel Hermann: Literaturberichte 100, 300
Strobel, Dr. Johann: Von der diluvialen Fundstelle am Hundssteig in Krems . . . . . [42]
Szombathy Josef: Grabungen in Krain . . . . . [32]
— Die Markhöhle in den langen Knochen von Elephas primigenius . . . . . [74]
— Discussion . . . . . [86], [88]

Seite

Szombathy Josef: Über die Höhenlage des Ohres an der Statue Ramses des Großen . . . . . [89]
— Gelegentlich der Excursion in Linz . . . . . [100]
— Literaturberichte 108, 205, 206, 348, 350, 353, 358
Tappeiner, Dr. Franz von: Alte Erinnerungen an Fragen der Anthropologie . . . . . [111]
Teutsch Julius: Neue Funde aus der Umgebung von Kronstadt . . . . . [114
Toldt, Dr. Karl: Discussion . . . . . [87]
— Über einen neuen Messcirkel . . . . . [93]
Truhelka, Dr. Ciro: Die Thätigkeit des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums im Jahre 1900 . [39]
Wallaschek, Dr. Richard, Literaturbericht 374
Weber F.: Zur Abwehr 224
Weisbach, Dr. A.: Literaturbericht 201
Winternitz, Dr. M.: Nekrolog auf F. Max Müller 80
Woldřich, Dr. J. N.: Zur Frage über das Alter der auf den italischen Inseln vorgefundenen fossilen Thierreste und menschlichen Artefacte . . . . . [129]
Yamasaki, Dr. N.: Ein Besuch in den Kopfjägerdörfern auf Formosa 23
— Erdställe in Japan . . . . . [90]
— Literaturbericht 217
Želizko, J. V.: Die prähistorischen Forschungen in Böhmen . . . . . [35]
— Literaturberichte 111, 355
Zuckerkandl, Dr. Emil: Zur Morphologie des Gehirnes . . . . . [146]

B. SACHREGISTER.

A.

Abakan-Tataren 238.
Abbildungen [134].
Abendröthe [133].
Abenheim 344.
Aberglaube [137].
Abraxas 251.
Abraxasgemmen 263.
Abriman 229.
Abruzzen 255.
Abydos 247.
Acachinanco 114.
Acaponeta 138.
Acawoio 311 u. f.
Achämeniden 265.
Açvin 232.
Adana [53].
Affenspalte [146].
Afghanistan 330.
Afrika 246, 305.
Ägypten 247, 264.
Agathodämon 251.
Agni 231.
Agnicayana 271.
Agram 164.
Agramer Gebirge 164.
Agripäer 269.
Agua (Vulcan) [65].
Ahuna vairya 229.
Ahura Mazda 328.
Aïnu 27.
Alahkabah 244.
Alemannisches Grabfeld 344.
Alföld 339.
Algier [131], 244.
Algonquin 310 u. f.
Allach 344.
Almáscher Höhle [114].
Altaier 237, 259.
Altbayern 340.
Altdurchbruch 334.
Altbuddhistische Städte [139].
Alt-Gradiska 164.
Altötting [20].
Amarâvâti 235.
Amentit 247.
Amerika 13, 260, 305.
Ameshacpentas 229.
Amirga 248.
Amstadt 344.
Amu-darja 330.
Amulette 251.
Anatomie [146].
Anhänger 340.
Animismus [137].
Animistische Formen [138].
Ansiedelungen bei Mauthausen [29].
Anthropoiden [146].
Anthropologie 49.
Antigua [65].
Apalachen 310 u. f.
Araber [142].
Arabien 264.
Arad 279.
Aragonien [41].
Araukaner 311.
Arawaken 17, 311 u. f.
Arche 306.
Ardschi Bordschi Chan 268.
Areoi-Gesellschaft 243.
Argonautensage 248.
Arische Inder 326.
Armenien 230, 330.
Armring 341.
Arpáden 339.
Aruneya-Upanishad 234.
Asarbaijan 229.
Aschenurnen aus Thon 136.
Ashochimi 311.
Asien 305.
Asow'sche Becken 330.
Assurbanhabal 227.
Atamalqualiztli, Hauptfest der Mexikaner 163.
Atharva-Veda 231.
Atjeh 242
Atlantischer Ocean [131].
Ausbreitung der Flut 317.
Ausgraben der Erde [134].
Ausgrabungen [36], 113, [139].
Ausladung 334 u. f.
Aussendung von Vögeln 325.
Australische Flutsage 309.
Australien [141], 305.
Avadâna 268.
Avesta 229.
Aztamecatl 123.

B.

Babar 242.
Babylon 262.
Babylonier 226, 249, 306 u. f.
Babylonische Magie 134, [138].
Babylonische Sage 306.
Backofen [148].
Bactriana [141].
Bärmutter [20].
Bahramqur 229.
Baikalsee 330.

Bakterien 260.
Balcarböhle [36].
Baldersdorf bei Spital a. D. [31].
Balken (borna) 334.
Balkenkranz 335.
Bank-Inseln 309.
Bārāmūla 312.
Barikira 141.
Baronga 246.
Basken und Romanen [40].
Baschkiren 238.
Basilika [35].
Batak 242, 308 u. f.
Batara Guru 319.
Bayern 342.
Bella-Coola 311.
Benin [129].
Benur 236.
Berber 247.
Bergelmir 309.
Berosus 328.
Beschreiung [136].
Bilder des Buddha [140].
Bikshu 235.
Binua 308 u. f.
Birma 309.
Birmanen 236.
Bisgurn-Reuse 50.
Biskuplje [35].
Bjärmen 270.
Blatta [34].
Blato [36].
Bocchara 230.
Böhmen [34]. 343.
Bogen der Huichol 143.
Bolaños 139.
Borneo 14.
Borsippa 227.
Bosnisch-Grdiška [39].
Bosporus 330.
Brahman 307.
Brahmanen [139], 234.
Brahmi-Schrift [139].
Brandplätze [37].
Brandschichte [29], [99].
Brantwein der Huichol 140.
Brenndorf 294.
Bretagne 254.
Brezovica 169.
Brihaspati 231.
British Guiana 311.
Brod 164.
Bronze-Armring 340.
Bronzedepot [99].
Bronzegürtelkette 340.
Bronzelampe [33].
Bronzemünzen [30].
Bronzenadel 341.
Bronzering 341, [30].
Brustschmuck 137.
Bubenč bei Prag [113].
Buca del Bersagliere [129].
Buddhismus 235. 268.
Buddhisten [139], 234.
Budenheim 344.
Buginesen [138].
Bujan [136].
Bukowina 38.
Bulgarien [127].
Bumerang [141].
Burgwall [39].
Buru 242.
Burzenland 275, [147].
Burzenländer Hof 275.
Burgwalltypus [35].
Byzantinische Zaubersprüche [134].

C.

Çaka [141].
Californien 311.
Calzada de Iztapalapa 114.
Caraiben 311 u. f.
Časlau [34].
Castellieri [33].
Cauca 261.
Celebes 14, [137].
Central-Asien [139].
Chaculá [65], 145.
Chaldäer [133].
Chai Kosru 228.
Chasarenreich [138].
Cherokee 260.
Chiapas [65].
Chicomoztoc 260.
Chimalpopoca 311.
China 240, 268.
Chinesen 23, 239, [140].
Chinesische Flutsage 309.
Chnum 247.
Chodscha [142].
Chibcha 312 u. f.
Cilicien [51].
Cinteotl 133.
Çiva 235.
Cobraschlange 251.
Conatepetl 129.
Colhuacan 120.
Columbien 261.
Contovello [33].
Coosaw 260.
Cora 138.
Corral, südamerikanischer 51.
Corsica [131].
Coxox-Sage 311.
Coxcoxtli 119.
Coyolxauhqui 129.
Cree-Indianer 310.
Creek 260.
Criringam 235.
Csik 334 u. f.
Csik-Csicsó [116].
Csik Madaras [117].
Csik-Szereda [116].
Csik-Zsögöd [116].
Cuanamoa 152.
Cuba [56].
Chubilai 268.
Culturheros 234.
Culturschichten 174.
Cultus der Huichol 144.
Cumanesen 16.
Cussitaw 260.

D.

Dach 335.
Dalmatien [33].
Dardanellen 330.
Dardanos 309.
Dauer der Flut 322.
Dayak 242, 309 u. f.
Derbiker 265.
Deukalion 306, 329.
Deutsch Neu-Guinea 309.
Devi 235.
Dharmasutren 233.
Dies lustricus 249.
Dietersheim 344.
Diluviale Fauna [37].
Diluviales Lager [98].
Diparralegende 228.
Dirste 294.
Dilolosee (Sage) 309.
Dobâ (Trommel) [117].
Dobrowitz [34].
Dolnja Dolina [39].
Dolnji Laminci [39].
Donauzone 341.
Doppelter Stall 336.
Dorfanlage 277.
Draufluss 164.
Dreifelderwirtschaft 277.
Duino [33].
Dûr-Sarukin-Khorsabad 227.

E.

Ea 328.
Ecbatana 265.
Edda 252.
Ednitz [39].
Einstubenhaus 291.
Einzelnhöfe 276.
Elam 265.
Elba [131].
Empedradello 114.
Enagua 139.
Endere [139].
Enneaden 273.
Entstehung der Flutsagen 329.
Eranier 228.
Erbenheim 334.
Erdcactus 141.
Erdställe in Japan [90].
Erdwall [99].
Erech 227.
Eregli [53].
Eresz 334—338.
Erlik 238.
Erösd [115].
Erzianen 237.
Eskimo 13, 310.
Esthen 259.
Ethisches Motiv 323,
Europa [111], 248.
Ewe-Völker 247.

F.

Federschlange 160.
Feng-shui 270.
Ferdinandsdorf 164.
Ferghana 230.
Feste der Huichol 161.
Fest der jungen Kürbisse 147.
Feuer [135], 324.
Feuergott der Huichol 148 u. f.
Feuerhaus 295.
Feuerordal 234.
Feuerstelle [46], 296.
Feuersteinwerkzeug [35], [37].
Fibel 341.
Fidschianer 315.

Fidschi-Inseln 309.
Figarazzi [131].
Finnen [137], 259.
Finnische Flutsage 309.
Finnische Zaubersprüche [138].
Finno-Ugrer 269.
Firstdecoration 282.
Fisch 328.
Fischerei-Ausstellung [30].
Fischreusen, Fängigkeit der 38.
Fischzaun 38 ff.
Flomborn 344.
Flores 242.
Flügelreuse 49.
Flut, Die 315.
Flutsagen 305.
Formosa 23.
Forschungen, prähistorische [35].
Fortpflanzung 323.
Fox-Indianer 310.
Fragen [138].
Frauenstein [69].
Freihöfen bei Königgrätz 35.
Freinberg [96].
Fresken [139].
Fridolfing 344.
Fuego-Vulcan [65].
Fuhi 271.
Fundstelle, diluviale [42].

G.

Gabes-Golf [131].
Gačko 258.
Galicien [41].
Gandhâra-Land [140].
Gangholz 338.
Gayumart 229.
Gehirn [146].
Gehirnwindung [146].
Gerezd 335 u. f.
Germanen 252.
Geschichtssagen 265.
Gestirndienst 264.
Gießen 341.
Gilgamis-Epos 227.
Glasperle 341.
Gletscherrinne [30].
Gnostik 250, 263.
Goajiro 17.
Goldscheibe 130.
Gorica [39].
Gorjak 169.
Gornji Klakar [39].
Göttergestalten der Huichol 148.
Göttweig [107].
Gott des Feuers 148.
Gottheiten der Cora 152.
Grabbeigaben 340.
Grabfelder [32], [38].
Grabungen [32], [38].
Gräberfeld 340.
Gräberfunde [38].
Gräberstätte [113].
Grafrath [21].
Grhyaritual 232.
Griechen 315 u. f.
Griechenland 273, [34].
Griechische Sage 309.
Großrussen [133].
»Grotta dei Colombi« [129].
Grotten [140].
Grude [39].
Grusier [134].
Guayavas 155.
Gürtelkette 341.
Gürtelkrappen 340.
Gürtelhaken 340.
Grubenwohnung [97].
Guancavilca 16.
Guatemala [65].
Gumpoldskirchen [73].
Gyakalun 24.

H.

Hafiz [143].
Haiti 311.
Haiti-Insulaner 315.
Halfahalm [137].
Hallstatt [94].
Hammerau [30].
Han-Dynastie 240.
Haselbach 52.
Haupt des Johannes [129].
Haupttempel von Mexico 115.
Hausberg [109]
Haushaltungsgegenstände [140].
Hawaii 310.
Hawaiki 243.
Hebräer 244, 315 ff.
Hebräische Noah-Sage 307.
Heidach 313.
Heiliger Florian [118].
Heiliger Wolfgang [118].
Heizkörper [98].
Heldensagen 238.
Held der Flut 318.
Heldsdorf 277.
Hellenen 330.
Hellenismus 250.
Helsdorf [116].
Heri (Orakel-Gott) 152.
Hermetiker 251.
Heuboden 334 u. f.
Hierapolis 309, 329.
Hikuli 141.
Himarjiten 243.
Hinterhauptbein 184.
Hinterindien 234.
Hirschgottheiten 161.
Hocker, liegende [116].
Hockergräber 344.
Höhlen [33].
Hofanlage 278.
Hōgō 25.
Hokkaidō 27, [90].
Holzflechtwerk [29].
Holzkirchen 285.
Holzornamentik [140]
Holzplatten [139].
Holzstücke [139].
Honigberg 291.
Honshu, Insel [90].
Horaždiowitz [35].
Hotzendorf 285.
Hrádek [34].
Huexotla (Palast) 119.
Hufeisen [30].
Hundeschaukeln [127].
Hundssteig in Krems [42], [107].
Huichol-Häuser 142.
Huichol-Indianer 138.
Hušnjakovo 172,
»Hyaku ana« bei Tokio [90].

I.

Idā 327.
Idol 144.
Idol aus Kopalharz 135.
Igidi [131].
Ilhuilamina 120.
Ilmarinen 260.
Iman Jafar Sadik [139].
Inder 317.
Indien [130], 231, 267.
Indischer Mythos 306.
Indio triste 128.
Indogermanen 273, 328.
Indra 268.
Indra-Agni 232.
Indoskythen [141].
Indoskythische Könige [139].
Industrie [139].
Inuma ili 228.
Ira-Mythus 228.
Iran 328, [138].
Iranier 231, 269.
Irtysch-Ostjaken 239.
Isis 263.
Ismaros 248.
Israeliten 330.
Isvara 267.
Italien [131].
Itzling bei Salzburg [30].
Ivanščica-Gebirge 168.

J.

Jagdfetisch [137].
Jaguar 150.
Jahve 329.
Jakuten 239.
Jälbägän 238.
Jalisco Staat 138.
Japan [90].
Japanische Mythologie [147].
Jochbein 186.
Juden 245, [138].

K.

Kaaba 265.
Kabbala 246.
Kärnten [31].
Kaiden 33.
Kaiserzeit 341.
Kajan [138].
Kalang 242.
Kalenderberg [69].
Kalewala 259.
Kalewipoeg 270.
Kaliyuga 315.
Kalmüken 237.
Kamtschadalen 309 u. f., [137].
Kaninchen 150.
Kansu [139] f.
Karakirgisen 269.
Karelen 270.
Karenen 308 u. f.
Karfreit [32].

Karjas 237.
Karpaten 275.
Karpfen-Fischzaun 47.
Kaśmir 307.
Kaspier 265.
Katsa, finnische 46.
Katha Sarit Sagara 268.
Kaṭhaka 328.
Kâtyâyana 234.
Kaukaban 265.
Kaukasus [138].
Kazaken 238.
Kehrwiederkeule [141].
Kĕlántan 308.
Keller 293.
Kelten 322.
Keltische Sage 309,
Kerté-Fischzaun 47.
Keshwar 266.
Ketrecz 335 u. f.
Keszthely 45.
Kharoshṭhi [139], 140.
Khorsabad 227.
Khikhi (Berg) 228.
Khotan [139].
Kiautau 23.
Kiefer 186.
Kiew [138].
Kirchenburg 277.
Kirgisen 238.
Klagenfurt [31].
Kleid [134].
Kleinrussen [133].
Klopfsteine [30].
Knin [35].
Knochenartefacte [29].
Knochen des Schädels 182.
Knoten, Der [133].
Knotenarmring 341.
Kökös 287.
König-Feuer [135].
König der Meerestiefe [135].
König des Wassers [135].
Königshöhle [69].
Kolh 307 u. f.
Kollerfeld zu Glas [30].
Kolossalstatuen [140].
Komorn 279.
Konia [53].
Konstantinopel [145].
Kopfurnen 54.
Koran [142].
Kordofan 246.
Kornmythen 260.
Kosmogonische Mythen 313, 331.
Kosmologie 266, [138].
Krain [32].
Krapina in Kroatien 164.
Krapinicabach 165.
Krems [42], [107].
Kreuze aus Bambusstäben 145.
Kreuzenstein [108].
Krokodil 248.
Kronstadt [114], 275.
Kubbabsch-Araber 246.
Kudai 269.
Kürbisblüte 147.
Kürbisschalen (rukúli) 148.
Küstenland [32].
Kunar 229.
Kunst [140].
Kurzhäuser 294.
Kusinara 236.
Kyros Grab 205.

L.

Landesmuseum, bosnisch-herzegowinisches [39].
Lânka 267.
Lappen, 260, [137].
La Tène-Funde 340.
La Tène-Zeit 340—345.
Laurenço-Marques 246.
Lebenssamen 321.
Lederdocumente [139].
Leeward-Inseln 309.
Leeward-Insulaner 315.
Lehrbücher, türkische [146].
Leichenfelder 340.
Lemminkäinen 260.
Lengyel [98].
Leoben [119].
Liesereck [118].
Liesserthal [119].
Linz [94].
Litauer 259, 315.
Litauische Flutsage 309.
Llïon-See (Sage) 309.
Loos 231.
Lospfeile 264.
Lugstube 283.
Lummi-Indianer 310 u. f.

M.

Maceljčica-Bach 171.
Macuil calli 119.
Macuil cuetzpalli 119.
Macuil cozaquauhtli 119.
Macuil tochtli 119.
Macuil cochitl 119.
Macuil malinalli 119.
Mähren [36].
Märchen, Das, vom Blaubart 62.
Magie [138].
Magische Zahlen [133].
Mahâbhârata 267, 307, 327.
Mahasudassana 236.
Maidu 311 u. f.
Mainz 344.
Maipuri 311 u. f.
Makah-Indianer 310 u. f.
Makedonien [127].
Makusi 311 u. f.
Malabar 307.
Malagora 169.
Malakka 242.
Malaische Flutsage 308.
Malayen 23, 242, 317 u. f., [137].
Malereien [140].
Malleiten [69].
Mammutzähne [29], [98].
Mammutknochen [35], [98], [101].
Manching 342.
Mandäer 266.
Mandanen 305 u. f.
Mansarowar 236.
Manu 307 u. f.
Manytsch-Isthmus 330.
Marienburg 277, [114].
Markhöhle [74].
Markomannen 342.
Marokko [131].
Maske 227.
Matsya Purâṇa 307.
Mauernischen 281.
Mauthausen [29], [96].
Matte (nama) 146.
Maxglan [30].
Maya 15.
Mazdeismus 266.
Mbaya 15.
Medicinpfeife [128].
Medien 265.
Medressé [142].
Meerenge von Gibraltar [131].
Meeresconchylien [131].
Meisirspiel 244.
Mekeres 237.
Mekka 244.
Melanesier 309.
Meleager 248.
Merovingische Gräber 344.
Merovingische Zeit 340.
Mersina [53].
Meru 234.
Mesa del Tonati 138.
Mesopotamien 262.
Messcirkel [93].
Messina [131].
Mexico [65], 138.
Mexico (Stadt) 113.
Mexicaner 14, 318 u. f.
Michoacan [65], 311.
Mictlantecutli 133.
Mienmo 236.
Mihovljan-Bach 164.
Minahassa 242.
Minangkabauer 242.
Miranha 15.
Missionshaus St. Gabriel [71].
Mithras 263.
Mithrasgemmen 251.
Mitra-Varuna 231.
Mitrowitz 164.
Mittelalbanien 258.
Mittelländisches Meer 330.
Mittel-La Tène-Stufe 340.
Mittelmeergebiet [131].
Mitternacht [133].
Mixteca [65].
Mödling [67].
Moeren 248.
Mogelsperg [117].
Mogexs-Indianer 261.
Mogotes von Xoxo 14.
Mond [135].
Mongolei 330.
Mongolen 238, 268.
Monolithen [65].
Montagnai 310.
Montebello [33].
Monte Mario [131].
Montenegro [34].
Monte Pelegrino [131].
Mordwinen 236.
Morgenröthe [133].
Morphologie [146].
Motecuhçoma 115.
Mound 14.
Mozarts Ohr 1.
Mozarts Schädel [73].
Münzen [99].

Mundaka-Upanishad 234.
Musikinstrumente der Huichol 143.
Muysca 311.
Museum Francisco-Carolinum [95].
Mythologie 331.

N.

Nadel 341.
Nahuatradition 260.
Nahuta 236.
Nakawé, Göttin der Erde 155.
Namyk-Pascha [145].
Nasenplatte, goldene 136.
Naturmystik 264.
Nayarit (Schlachtengott) 152.
Nayarita-Stamm 138.
Nealika-Schilde 146.
Neger 315.
Neraiz [32].
Netlatiloyan 131.
Netzreuse, geflügelte 49.
Neu-Guinea 309.
Neunzahl 272.
Neuötting [20].
Neuplatonismus 264.
Neuri 272.
Neuseeland 310.
Neuseeländer 243.
Neuseeländische Flutsage 310.
Nias-Insulaner 308 u. f.
Nimrod-Epos 306.
Ninnahuta 236.
Nilamata-Purāṇa 307.
Niya [140].
Noah 329.
Noah-Sage 305.
Nofels (Gemeinde) [31].
Nordamerika 260.
Nordendorf 344.
Nordindien 307.
Norweger 252.

O.

Oánnes 328.
Oaxaca 14, [65].
Oberer Augenrand 182.
Oberbayern 340.
Ober-Gänserndorf [108].
Oberglat [118].
Oberolm 344.
Obertraubling 344.
Ochpaniztli 131.
Odschibwä 310.
Ofen, rumänischer [147].
Ogygische Flut-Sage 309.
Ohr, Höhenlage des [89].
Ohr Mozarts 1.
Oláhfalu 338.
Olo Ngadju 242.
Opfer 324.
Opferblutschalen 144.
Opfergaben [118].
Opferkröten [20].
Opfermahle 242.
Opferung aus Thonkopfurnen 52.
Opferung der Huichol 162.
Orphiker 262.
Ophirmorphos 251.
Ophiten 251.
Ordalien 234.
Orgiastischer Cult 262.
Ornamente 342.
Orphiker 250.
Orphismus 263.
Osirissage 247.
Ostböhmen [35].
Ostjaken 239.
Ostrow [36].
Ost-Turkestan 270, [139], [147].
Osturalier 236.
Otahaiti 243.

P.

Pajta 294.
Pākayajña-Opfer 327.
Paläolithisches Artefact [100].
Panka [38].
Pantschatantra 268.
Palermo [131].
Pálike 153.
Pallas-Athene [139].
Palmaria [129].
Palmbaum [129].
Papago 311 u. f.
Papier [139].
Paradiesgarten [128].
Pāran 33.
Paris [110].
Pars mastoidea 185,
Parther 265.
Patzcuarosee [65].
Paurānische Flutsage 327.
Pawang 242.
Payagua-Indianer [128].
Pelau-Insulaner 316 u. f.
Pelau-Inseln 309.
Pellervinen 260.
Penjab [139].
Peraten 251.
Pergament [139].
Perlenfragment 341.
Pernambuco 16.
Perser 315 u. f.
Persien [138].
Persische Sage 308.
Peruaner 16.
Peruanische Flutsagen 311 u. f.
Pest 279.
Petersberg 278, 285, [114].
Petrowsko 169.
Peyote 141.
Peyotefeste 163.
Pfahlbauansiedelung [39].
Pfeil der Huichol 143.
Philemon und Baucis 309.
Philippiner 242.
Pianosa [131].
Pikne 259.
Pillersee 313.
Piro 17.
Plana [39].
Planetengeister 263.
Plattensee 45.
Plessnitz [119].
Plinius 249.
Pohjola 260.
Pochotita 154.
Polisha 24.
Polynesier 243, 315.
Polen 255.
Portorico [56].
Possau bei Maria-Saal [31].
Prachin (Berg) [35].
Prähistorische Besiedelung [30].
Prähistorische Sachen 344.
Prävali [31].
Prakrit [139].
Prerau [38].
Priesterhügel [115].
Processus mastoideus 185.
Prometheus 329.
Provence 254.
Pueblo San Francisco 158.
Pulque 141.
Putkovec-Bach 171.
Pyrra 306, 329.
Pythagoräer 249.

Q.

Qat-Sage 309.
Quauhcalli 122.
Quauhtleuatl 122.
Quauhxicalli 120.
Quaquauhtinchan 122.
Quechquemitl 140.
Quetzalcouatl (Windgott) 131.
Quichè 311.
Quiriguá [65].

R.

Rabbiner 245.
Rádišić [39].
Radoboj 171.
Räucherpfannen, thönerne 136.
Räucherschale aus Thon [117].
Rainberg in Salzburg [30].
Raivaspflanze 229.
Râma 267.
Ramayana 267.
Rassel (Kaítsa) 147.
Ratontita 150.
Rauchfang 293.
Râvana 267.
Redscheb Pascha [145].
Regenbogen 324.
Reibsteine [30].
Reihengräber 340—344.
Reichenhall 340—344.
Reinheim 344.
Reliefplatte [129].
Rettung, Die 320.
Rhinocerosskelett [35].
Ringwälle [33].
Riviera 254.
Römer 249.
Römischer Dolch 344.
Rosenau [116].
Rshi 232.
Rumänen 339, [147].
Rumänien 277.
Russen 256.
Russland [138].
Ruthenen 256.
Ruthenflechtwerk [97].

S.

Sabbioncello [34].
Sabier 243.
Sabiner 249.
Sabojka 44.
Sachalin, Insel [90].
Sachsen 275.
Sachsenhöfe 279.
Sac-Indianer 310.
Säsmä Pellervoinen 260.
Saharameerenge [131].
Sakaimóka (Gott der Huichol) 151.
Sakaimóka (Höhle) 152.
Sakolja 169.
Sakrabfelsen 244.
Salona [35].
Sangiang 242.
Salzburg [30].
Samavidhanabrahmana 234.
Samoa 243.
Samojeden 239, 270.
Samsir 229.
San Andrés Coamiata 150.
Sanchi 235.
Sanherib 328.
San José 150.
San Juan Peyotan 158.
St. Kanzian [32].
San Sebastian 149.
S. Servolo [33].
St. Valentin 52.
St. Veit a. d. Glan [31].
Sanskrit-Manuscripte [139].
Santa Catarina 155.
St. Lucia [32].
Santa Lucia Cozumalhuapa [65].
Sarawaker 242.
Sardinien [131].
Sargonpalast 227.
Sarkophage [35].
Sartenfrauen 230.
Sassaniden 266.
Śatapatha-Brāhmaṇa 307, 327.
Satyavrata 307.
Sau-Niederung 164.
Schaber [45].
Schädeldach 184.
Schamanismus 239.
Schaukel, Die [127].
Scheibenfibel 341.
Scheibe der Maisgöttin 157.
Scherben 342.
Scheune 278, 383.
Schicksalsglaube 231.
Schilde 145.
Schildthurn [128].
Schitsitō 27.
Schläfenbein 185.
Schlagstein [100].
Schlosser [133].
Schlüsselworte [133].
Schlusskettchen 340.
Schmuckgegenstände [34].
Schnürchen [137].
Schöpfer 324.
Schulwesen [142].
Schupfen 336.
Schwangerschaft [137].
Schweinstall 280, 336.
Schwellbalken 335
Schwingschaukeln [127].
Schwarzes Meer 330.
Sculpturen [140].
Sehwerkzeug 146.
Seiban 23.
Semiten 243, 328.
Sephiroth 272.
Serapis 263.
Serawak [138].
Sha-Tscheou [140].
Shikotan, Insel [90].
Siebenbrunn 253.
Siebenbürgen 275.
Siebensee 254.
»Siebent« 253.
Sibi 228.
Sibirien 330.
Sicilien [131].
Siddhi-Kür 268.
Sieben-Dörfer 276.
Siebenplaneten 254, 271.
Siebenstern 264.
Sieben Sprüng 253.
Siebenzahl, Die 225.
Sikuli (Auge) 147.
Sierra Madre [65].
Sierra del Nayarit 138.
Sigillatastücke 342.
Sindbad 268.
Sintflutsage 227.
Sioux 260.
Sisinius-Legende [134].
Skandinavier 323.
Skandinavische Sage 309.
Skelet [34].
Skeletgrab 341.
Skeletreste, menschliche 181.
Skythen 268.
Slavonien 165.
Slovenen 258.
Solta (Insel) [34].
Somabereitung 231.
Somali 246.
Somaopfer 233.
Soma-Puschan 231.
Somlyó 334.
Sonne 150.
Sonnengott 332.
Sonnengott der Huichol 150.
Sonnenleute 150.
Sonnentanz [128].
Sonnenuntergang 331.
Spalato [34].
Spanien [131].
Spätmerovingische Zeit 342.
Speerschleuderholz [141].
Spital [31].
Srautaritual 232.
Srinjine [34].
Stabkirche 285.
Stadleck [20].
Staketenzaun 278.
Stall 334 u. f
Steinhammer [29].
Steinkistengräber [116].
Steinwaffen [30].
Steinscheiben (têpali) 144, 149.
Steintumulus [39].
Steinwerkzeuge [46].
Steppenzeit [131].
Sterndienst 265.
Stier des Oceans 328.
Stillfried [98].
Stirne 183.
Strahinščica 168.
Suaheli 246.
Südcelebes 242.
Südtunis [131].
Sukasaptati 268.
Sümmeroola 238.
Sušelj breg 169.
Süt-ak-köl 239.
Svinjar 164.
Symbolische Figuren [134].
Synkretismus 268.
Syöjätär 260.
Syr-darja 330.
Syrier 244.
Székler 334 u. f, 275.
Széklerhaus 334 u. f.
Széklerhof 279.
Széklerland 275.
Szereda 334 u. f.

T.

Tabakkalabasse 142.
Tabus 315.
Tadjik 230.
Tafeln [120].
Tafelngehen [119].
Tahiti 309 u. f.
Tahmurath 229.
Taichū 23.
Taittiriya Samhita 234.
Taittiriya Aranyaka 234.
Taiyal 23.
Talapoin (Kambodja) 236.
Talinenberg [114].
Taklamakan [139].
»Takótsi«, Göttermutter 157.
»Tamáts« (Gott der Morgenröthe) 153.
»Tamoyéke« 153.
Tanzenberg [32].
Taoismus 241.
Taoisten 241.
Taplócza 334.
Tara [140].
Tarasca-Stamm [65].
Tarsus [53].
Tartlau 277.
»Taté« 152.
»Tate-ana« (senkrechte Höhle) [90].
»Taté Haútse Kūpúri« (Mutter Nebel-Flecke) 159.
»Taté Kyewimóka« (Göttin des Westens) 158.
»Taté Naaliwámi» (Göttin des Ostens) 158.
»Taté Oteganáka (Maisgöttin) 157.
»Taté Rapawiyema« (Göttin des Südens 158).
»Taté vêlika uimáli« (Mutter die Adlerjungfrau) 159.
»Ta-totsi« (Unser Urgroßvater) 149.
Taubenbach 52.
Taubenthore 282.
Taupo 243.
Tau-tau-Opfer 243.
»Tayaopa« 152.
»Ta-yań« (Sonnengott) 150.

»Têakáta«-Schlucht 150.
Tehuantepec [65].
»Temalacatl« 122.
Tempel der Huichol 144.
Tempel von Mexico 116.
Teochichimeca 141.
»Teoyaomiqui (Erdgöttin) 116, 126.
»Teopiltzintli« 152.
Tepic 139.
»Tetzcoco« 114.
Tewhid-Gebet 258.
»Tezatlipoca« 116.
Tezpi 311.
Thongefäße [114], 135.
Thonkegeln [29], [98].
Thonkopfopferung 57.
Thonkopfurnen 54.
Thonscherben [29], [98].
Thor 279, 282.
Thurm Babilot 255.
Tibet [139], 330.
Tilloux [111]
Tinné-Indianer 310 u. f.
Tirol 252.
Tištar-Mythos 308.
Tlacaxipeualiztli 131.
Tlachtli (Spielplatz) 122.
»Tlaloc« (Regengott) 114.
»Tlatelolco« 113.
Tlauizcalpan tecutli 133.
Tlillancalco 126.
Tlinkiten 311 u. f.
Tlinkit-Indianer 14.
Toapuli 144.
Tobungku [137].
Todtenklage 266.
Todtenmahle 258.
Toggenburg [117].
Tehuantepec [65].
Tolanamatl 119.
Tolowa 311 u. f.
Tomori [137].
Tonga-Insulaner 243.
Tornácz 338.
»Tozpalatl« (Quelle) 114.
Treibach [31].
Trepanation [117].
Triaden 273.
Triest [32].
Tri Kralji 169.
Tripolis [143].
Tripolitanien [142].
Trojadas [137].
Trompetenmuster 341.
Trubach [31].
Truthahn 150.
Tržkivrh 171.
Tschangonen 276.
Tscheremissen 237.
Tschiglit-Eskimo 13.
Tschiroki 310 u. f.
Tsuka-ana (Grabhöhle) [91].
Tsusge P'usa 241.
Tumulus [32].
Tungusen 269.
Tupi 311 u. f.
Turfan [139].
Türken 269.
Turkestan 330.
Turkomanen 238.
Turko-Tataren 269.
Turushka [141].
Twana 310.
Tzitzimimê 133.

U.

Übergangswindungen [146].
Überreste von Thieren 175.
Ueueteotl (Feuergott) 133.
Uitzillan 114.
Uitzilopochtli (Stammgott) 114.
Ulqun 238.
Umfriedung 281.
Ungarn 277.
Unser Urgroßvater Hirschschwanz 149.
Urgeschichte 331.
Urnenfeld [34].
Ursache der Flut 315.
Ut-napištim 306, 329.

V.

Vajapeya 233.
Valman 309 u. f.
Varsay 263.
Vayu 231.
Ventilationsspalte 284.
Verščak [33].
Verschlag 335 u. f.
Verscharren in der Erde [134].
Victoria 309.
Vishnu 232.
Viṣṇu 327.
Viṣṇu-Fisch 307.
Volksmedicin [34].
Volksschule [142].
Volkszaubersprüche [132].
Voluspa 252.
Vorarlberg [31].
Vorhalle 334 u. f.
Vorhaus 335 u. f., [147].
Vorhersagung, Die 321.
Vormerovingische Alterthümer 343.
Votivbilder 56.
Votivgegenstände 145.
Votivlunge, hölzerne 56.
Votiv-nealíka 146.
Votivpfeile 145.
Votiv-Trinkschalen 145.
Vrabče 146.
Vṛtra 268.
Vrućica [39].
Vuhang 271.

W.

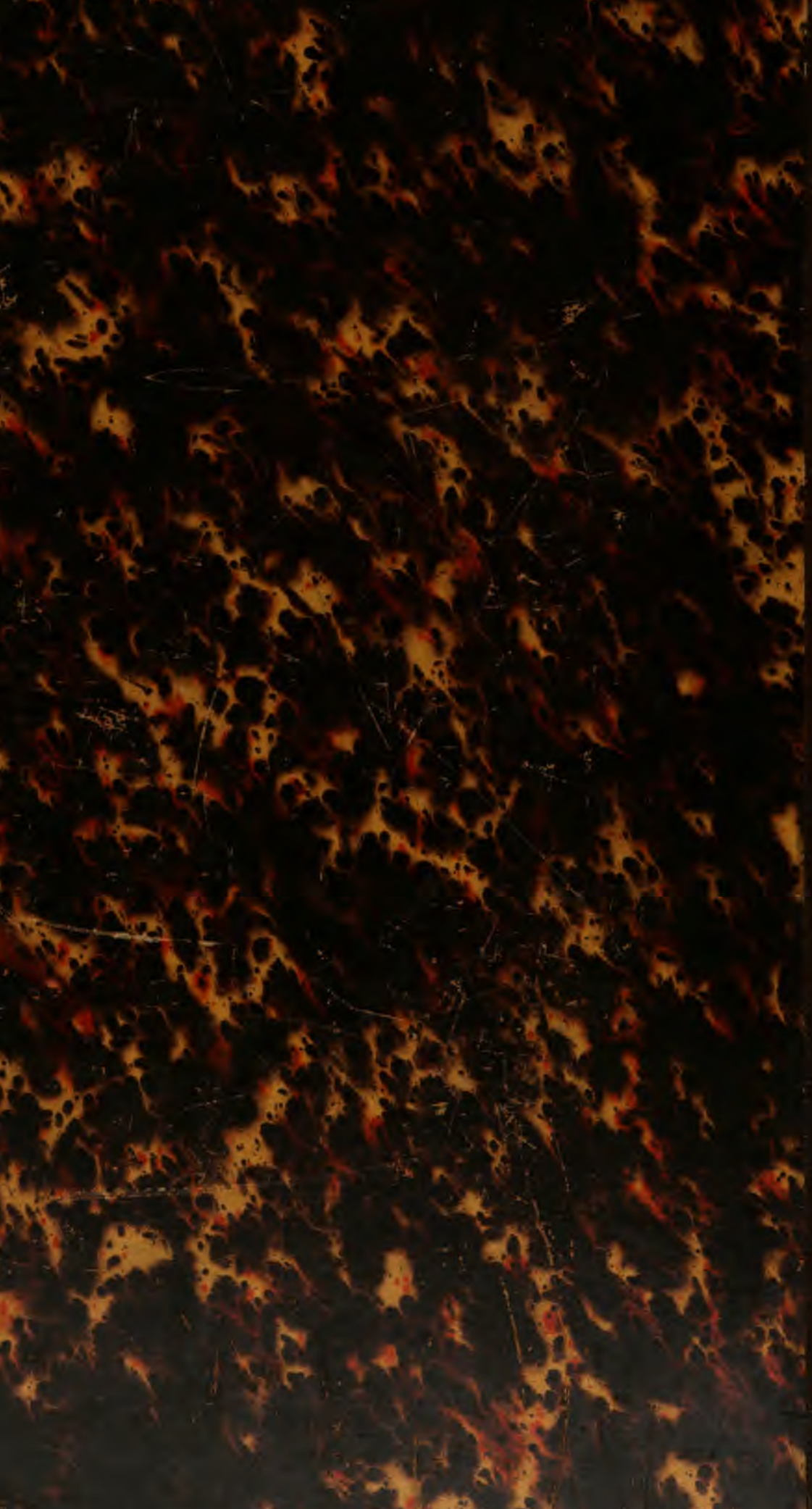
Wachsbrennen [134].
Wahrsagen [137].
Wainämonien 259.
Wakan 230.
Walchsee 313,
Wald [136].
Walmdach 279.
Washo 311 u. f.
Wasileu [38].
Warasdin-Teplitz 165.
Webstuhlgewichte [98].
Warze [137].
Weidenbach 280, [115].
Weiler [21].
Wellenornamente [35].
Werfen von Steinen 323.
Westasien 266.
Westaustralier 309 u. f.
Westfinnen 269.
Westmongolen 268.
Wetterprophezeien [138].
Wieselburger Comitat 279.
Wiesoppenheim 344.
Wind [133].
Wirtschaftshaus 287.
Wogulen 309 u. f.
Wohngruben [29], [97], [100].
Wohnhaus 279.
Wolf 231.
Wolkenschlange 160.
Wotjaken 237.
Wranowitz [38].
Wüstensand [140].

X.

Xaxocoltan 14.
Xipe Totec 133.
Xiuhatlatl 120.
Xiuhtecutlis 133.
Xochimilco (See) 120.
Xoloco 114.

Y.

Yâvanakoti 267.
Yazatas 229.
Yima (Sage) 308, 328.
Ymir (Saga) 309.
»Yoko-ana« (horizontale Höhle) [90].
Yollo-topilli 119.
Yopico teocalli 122.
Yü 313.
Yuei-tschi [141].
Yue-tschi 269.
Yūgei-ban 23.

Z.

Zafâr 243, 265.
Zahlenmystik 262, [138].
Zähne, Ausbrechen der 16.
Zähne des Menschen 189.
Zähne, Die Verstümmelung der, in Amerika 13.
Zahnfärbung 16.
Zahnfeilung 13.
Zamaiten 259.
Zauberknoten [137].
Zauberhandlungen [134].
Zaun 279.
Zäune [133].
Zeiden 277.
Zernest [147], 284.
Zigeuner 308 u. f.
Ziggurat 227.
Zodiak 229.
Zollfeld [32].
Zoroaster 229.
Zsögöd 334.
Ziegelei zu Blato [35].
Zuñi [137], 311 u. f.
Županja 164.
Žutnica-Bach 171.
Zweistubenhaus 290.
Zwischenscheitelfurche [146].